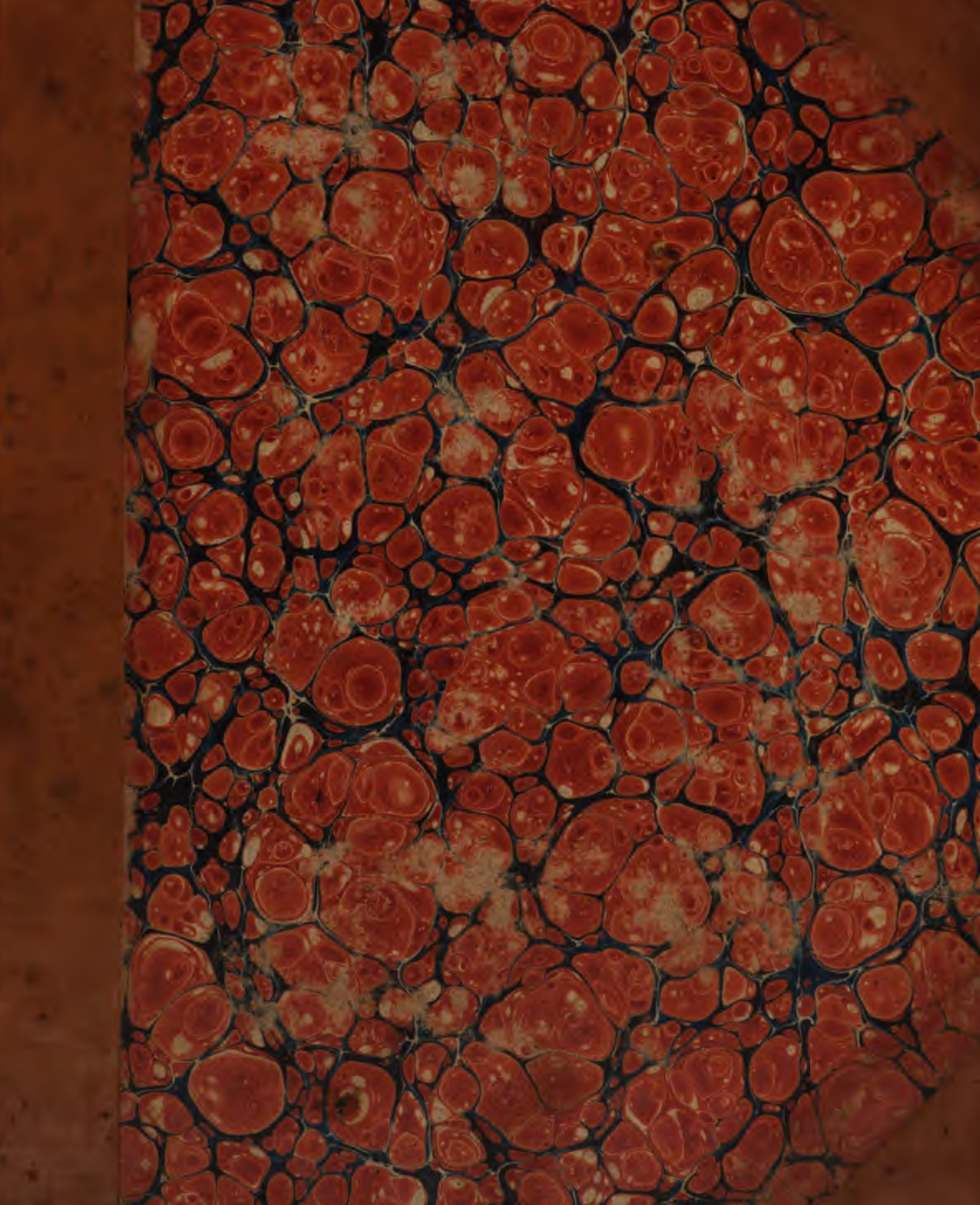
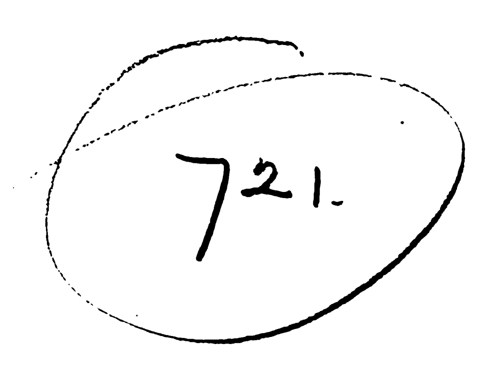
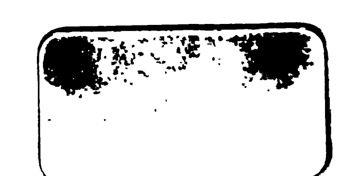






ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

ZWANZIGSTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.



JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1832.

ERGÄNZUNGSBÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Bonn, b. Weber: *Indiſche Bibliothek.* Eine Zeitſchrift von *Auguſt Wilhelm von Schlegel*, Profeſſor an der königl. preuſſiſchen Rhein-Univerſität u. ſ. w. Erſten Bandes erſtes Heft bis Band III Heft I incluſ. 1820 — 1830. 941 S. gr. 8. (7 Rthlr. 21 gr.)

Dieſe *Bibliothek*, von welcher das erſte und zweyte Heft bereits von einem anderen Mitarbeiter in unſerer A. Lit. Z. 1821. No. 140 beurtheilt worden, enthält viel Gelehrtes und Schätzbares, um vorzüglich das Studium des Indiſchen dem groſsen Publicum zu empfehlen, und die deutſche Methode der claſſiſchen Philologie, beſonders der Kritik, darauf anzuwenden. Doch ſind nicht alle Abhandlungen von gleichem Werthe. Bey dem groſsen Andrange der Schauluſtigen, welche die Bibliotheken zu ihrem bloſsen Vergnügen zu beſuchen pflegen, und einem geiſtreichen Bibliothekar nicht wenig zur Laſt fallen, iſt es wohl dieſem nicht übel zu nehmen, wenn er auch nebenbey ſich damit ergötzt, daſs er ſie, aus ſeinem übrigen Reichthum von allerley Anderem, oft nur mit der Auſsenſeite, mit Anſpielungen und Abſchweifungen zufrieden ſtellt, oder abfertiget. Nicht immer aber mag die Schuld davon an denen liegen, welche zur Bibliothek kommen. Bey den Deutſchen möchte es oft der Fall ſeyn, daſs ſie in einer *indiſchen Bibliothek* vor allem wahre Bekanntſchaft mit der groſsen Literatur und den ſchätzbaren ſchriftlichen Denkmalen Indiens ſelbſt ſuchten, noch ehe ſie ſich daraus zu löſende Räthſel aufgeben laſſen, oder die Verſicherung hören wollen, daſs dieſe leichten Truppen nur weit vorausſtreifen, das ſchwere Geſchütz vom Bibliothekar luſtiger Weiſe in der Hinterhut gehalten werde (I. S. 233). Bey dem vielen Vortrefflichen ſollen indeſſen folgende Erinnerungen nur Beweis der Aufmerkſamkeit und der Anerkennung des Werthes des Ganzen ſeyn.

Band I. Heft I. *Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der indiſchen Philologie* (mehrmals gedruckt und überſetzt). Man findet hier viel Bemerkenswerthes für Unkundige und diejenigen, welche ohne Sinn für ächte Philologie und Kritik die indiſche Literatur zu behandeln angefangen haben. Warum aber der Vf. darin (S. 11 u. 13) ſeine deutſchen Leſer mit den vorzüglichſten indiſchen philologiſchen Original-Werken, Grammatiken und Wörterbüchern, die doch gar keine anderen als Sanſkrittitel haben, ſtatt durch deutſche Titel nur durch die, aus Katalogen engliſcher Buchhändler entlehnten, *engliſchen* bekannt machte, iſt nicht abzuſehen. Aus ſeiner vortrefflichen Abhandlung zur Geſchichte des Elephanten (im 2ten Hefte) ſollte man faſt ſchlieſsen, daſs er ſich damals mit den Original-Werken noch wenig beſchäftigt habe. Denn während er ſonſt alles dazu benutzt hat, auch *Colebrooke's* engliſche Ueberſetzung des *Koscha* von *Amara-Sinha*, hat er die in den übrigen enthaltenen ſo charakteriſtiſchen Namen des Elephanten, z. B. die in *Haematschandra*, u. a. übergangen. Sehr wahr und ſchon oft geſagt iſt, was der Vf. über *Ward* I. 34 vorbringt, aus dem jedoch Unwiſſende immer noch ihren Ton angeben. Unter den Artikeln der indiſchen Sphinx ſind ſchätzbare Bemerkungen, aber nicht alle auf dem Boden des Vfs. gewachſen (z. B. §. 5). Er hat ſelbſt ſpäter die ſchon von Anderen gemachte Bemerkung, wohl bedächtlich in der *Bibliothek* II. S. 168 angeführt — daſs ſeine Erfindung ſchon längſt von *Wilſord* vorgebracht wurde. Vergl. II. S. 175. Auch ſind die Bemerkungen nicht alle tief liegend, noch genau gedeutet, z. B. S. 247 hätte ʼΑμιτροχατης eher von *Amitra* und *Ghâta*, der Cauſativform von *han*, abgeleitet werden ſollen, als von *dschit*. So heiſst der Elephant *Nagaraghâta*, *Städtezerſtörer* u. a. Die Behauptung des Vfs. I. S. 332: „Die erſte Art des Gebrauchs (der Präpoſitionen, Subſtantive zu regieren) fällt im Sanſkrit weg, weil die Declination zur Andeutung aller Richtungen der Subſtantive gegen einander und gegen das Zeitwort hinreicht," iſt nicht richtig. Dagegen erklärt ſich *Oth. Frank's Vjâſa*, I. 24. 25. — I. 414 f. Das dem Vf. noch (1823) ſo *dunkle* Verhältniſs zwiſchen Brahmismus, Buddhismus und Dſchainismus ſcheint nun durch *Oth. Frank's Vjâſa* I. III ſchon mehr aufgeklärt.

Der Brief des Hn. *von Humboldt*, Heft II. S. 218. 328, über *Bhag. Gita* mit Bezug auf die Beurtheilung der *Schlegel'ſchen* Ausgabe im Pariſer aſiatiſchen Journal, fodert eine weitläuftigere Beurtheilung von Hn. *von Schlegel's* Ueberſetzung der *Bh. Gita* ſelbſt, wovon hier nicht die Rede ſeyn kann. Die Gründe, welche Hr. *von Humboldt* gegen Hn. *Langlois* für Hn. *von Schlegel* anführt, wird man bisweilen ſehr gut, doch kaum überall befriedigend finden. Hr. *v. Schl.* hat hier in eigenen Bemerkungen weitere Ausführungen und Berichtigungen hinzugefügt. Eine weitläuftige Bemerkung kommt vor II. S. 359. Der Umſtand, daſs II. 359 von Präpoſitionen in zuſammengeſetzten Worten

die Rede ist, ändert die Sache; anders ist es ausser den Composita. — S. 231. Der Begriff von *tanmâtra* muss im Ganzen des *Sankhja*- und *Vaedânta*-Systems erklärt werden. Hr. *v. Schl.* giebt hier, wie in mehreren anderen Stellen, eine eben nicht wissenschaftliche Auffassung indischer Ideen an. In diese lässt sich am allerwenigsten die Vorstellung todter, physischer *molecules*, aus einer mechanischen Physiologie, einführen. S. 232 f. soll ihm das Atom, *molecule*, durch allmähliche Verdichtung der Geist seyn. „Und hierauf, sagt er, beruhe die ganze Lehre des Manu von den Sinnen und entsprechenden Elementen.“ Eine wichtige Entdeckung, wenn sie wahr wäre! — Wissenschaftlich, und im Zusammenhange indischer Philosophie aufgefasst, finden wir diese Lehre in *Oth. Frank's Vjâsa* S. 113 f. behandelt, auf die wir verweisen zu müssen glauben. Einer solchen Ansicht des Hn. *v. Schl.* muss freylich wohl nicht bloss eine im Geiste des Indischen gemachte Uebersetzung mystisch und anagogisch scheinen (wie *Bibl.* II. S. 22), sondern auch die indische Philosophie selbst, vergl. II. S. 361, wo derselbe die in der Lehre der Brahmanen so wichtige und nothwendige Lehre der Fortdauer der individuellen Geister im Allgemeinen entstellt hat. *Mökscha, Befreyung* von *Dvandva*, dem *Gegensatz* durch *Dschnânajôga* und *Karmajôga*, ist *Wissenseinigung* und *Handelnseinigung*, und kein Erlöschen der Individualität. *Nirvâna*, oder das Aufhören des Einzelnen im Leeren — *Sûnja* —, ist eine den Buddhen eigene Lehre. Vergl. *Frank's Vjâsa*.

Nach Hn. *v. Schl.* ist die fragliche Stelle eine der wichtigsten und schwierigsten in der ganzen *Bhag. Gita*, wesshalb er sie II. S. 362 wiederholt, zugleich mit einem Auszug aus dem Scholiasten, dessen Stelle er nur zum Theil übersetzt, weil er nur hervorheben wolle, was zur Erklärung des Sinnes diene. Aber diese ganze Stelle wird erst gehörig berichtiget und deutlich durch das, was Hr. *v. Schl.* in seinem Auszuge daraus weglässt; man weiss nicht warum; es müsste denn der Grund in seiner Aeusserung (S. 363) zu suchen seyn: „Die Schüler können sich aus dieser Probe überzeugen, dass es keine leichte Arbeit ist, die Commentare zu verstehen.“ In Europa, sagt der Vf. im Jahre 1826, wäre noch kein einziger Commentar gedruckt worden, u. dergl. m. Dem sey, wie ihm wolle, wir fügen hier eine Erklärung von dem bey, was Hr. *v. Schl.* unübersetzt, oder vielmehr in seiner sehr freyen Uebersetzung unberuhrt gelassen hat, eben weil wir diese ganze Stelle für sehr wichtig, jedoch nicht eben schwierig, halten. Worauf es nämlich hier und im ganzen zweyten Gesang der *Bh. Gita* ankommt, ist der Gegensatz der Lehre des unsteten Verstandes und der Begierden mit der Lehre der festen, in sich einigen Vernunft — *Buddhi*. Diese von Hn. *v. Schl.* übergangene (*Bibl.* II. S. 363. Z. 6) Stelle lautet: *tathâ tâm* u. s. w.; *wörtlich*: „Auf solche Art (sagen sie) diese, auf die Erlangung der Genüsse und Herrschaft gerichtete (Rede), in der die verschiedenen Werke (Cultushandlungen), welche Werkzeuge dazu geworden, mannichfaltig sind, diese tragen sie vor. Das ist der Zusammenhang (die Verschlingung des Satzes).“ 43: „Und daher, (die Rede) der den Genüssen und der Herrschaft Ergebenen, d. h. der darin Befangenen. *Durch diese*, d. i. blumige Rede, welchen der Verstand (*tschaetas*) geraubt (ausgegangen, entrissen) ist.“ Die Einhaltung (*Samâdhi*, das *Sammt — zu — halten*, also nicht: Einerley werden) ist die Richtung des Verstandes auf Eines, oder Gegenwärtigerhaltung fester Aufmerksamkeit auf den höchsten Herrn. In jenem entrückten Verstande wird nicht die vom festen Entschluss begeisterte Vernunft geöffnet, d. i. geht nicht in dem Werk — vollbringenden (*Karmakartri* — Object — Subject) das *Ergebniss* (*Prajoga*, die magische Wirkungskraft) auf. — Danach erhalten nun auch die vom Hn. *v. Schl.* erklärten Zeilen zum Theil einen anderen bestimmteren Sinn und Ergänzung; z. B. das *atah — param anjad Îsvara — tattvan — na asti*, heisst nicht: „darüber hinaus ist kein anderer Antheil an dem göttlichen *Wesen*.“ Es ist ja hier nicht von einem blossen *Wesen* die Rede, sondern von hoher geistiger Persönlichkeit. Vielmehr soll hier gesagt werden, man nehme kein anderes Princip an, keine andere Grundbestimmung des höchsten Geistes (des *Îsvara*), als dieses des Verstandes und der Begierde, demnach nur Leistung der in den Väden angezeigten äusseren Werke, wodurch *Svarga*, der Sitz der Genüsse, erlangt werde. Dagegen aber gebe es noch ein anderes höheres Princip des *Isvara*; *Svarga* entspreche nicht der hohen geistigen Substanz, also *Svarga aeva* sey nicht *parah — puruschârthah* —, wie die Irrlehrer sagen, deren Rede ist: *paramârthaphalaparâ*, d. h. die Früchte der Handlungen als die höchste Substanz (das höchste Vermögen) allem vorziehend, oder die Früchte der höchsten Substanz vorziehend. Hn. *v. Schl.* fehlt eine bestimmte feste Einsicht in das Wesentliche dieser Stelle, weil ihm weder *Buddhi* Vernunft, noch *tschaetas* eine Function des Verstandes, noch *Paramaesvara* der höchste Geist, *Vaedaevâdârthavâdah* — die in den Väden ihren höchsten Beweisgrund habenden Reden, noch *Samâdhi*, die Richtung des Verstandes auf den höchsten Geist, der nicht leer, sondern der Inbegriff der Welt — *Lôkasangraha* — ist, und worin die Individualität nicht verloren geht, sondern erhalten wird, u. dgl. m., zur Klarheit gekommen sind. — II. S. 370. *Vikarma* deutet auf einen philosophischen Begriff, der nichts weniger als *secessio ab opere*, vielmehr *transformatio operis* ist. Aber eben dieser Begriff ist verwandt mit *parinata*, *parinâma* (*Gita* XVIII u. a.), der auch nicht durch des Vfs. *in margine* seinen philosophischen Sinn erhält. Richtiger wird er noch ausgedrückt durch *Disjunction*, als Uebergang von *Karma* zu *Akarma*. Man vergl. *Franks Vjâsa* I. 79. 98 u. a. — Mit den Briefen an Hn. Prof. *Heeren* in Göttingen muss man vor allem die Antwort des letzten selbst vergleichen. Wenn dieser auch nicht alles genügend beantwortet haben sollte, so ist doch bey so manchem Schätzbaren noch manches Unzulässige in Hn. *v. Schl.* Briefe II. S. 373. Hier nur Einiges. Die Uebersetzung des Verses aus *Koscha* des *Amara Sinha* ist nicht genau, S. 422. *Vipra* ist doch wohl nicht identisch mit einem *gebornen Priester*. Das Wesen des Brahman, seine erste Pflicht ist *Wissen*, die Väden und Gesetz-

bücher zu erlernen, Lehren, allgemein den Unterricht besorgen, Rechtsprechen, u. dgl. Opfern aber und dem Cultus vorstehen, ist sehr untergeordnet. — II. S. 448. Allerdings giebt es fünfköpfige *Siva-Darstellungen*, und diese drücken selbst ein wesentliches Verhältniss dieses Gottes aus, aber wie dieses Verhältniss zu deuten, vergl. *Oth. Franks Vjâsa* I. S. 143. Dass *Erskine*, der in den *Bombay Transactions* aus Anschauung spricht, Recht habe, wenn er den *Trimurti* (*dreygestaltigen*) für einen dreyfachen *Siva* ausgiebt, ist wohl hinreichend bewiesen in *Franks Vjâsa* I. S. 151.

Bd. II. S. 449 wird der Gang der brahmanischen Religion ganz verrückt durch die Anordnung des *Vischnu* als eines vorausgehenden Gottes vor *Siva* einem letzten. Höchst unzureichend ist die Ursache einer solchen Folgenreihe: weil Hn. *v. Schl. Râmâjana* als das älteste vorhandene Heldengedicht erscheint. Nach *Bhag. Gîta* begreift *Krischna*, eine Erscheinung des *Vischnu*, alle vorausgehenden Potenzen in Einem. *Râma*, *Krischna* u. a. sind den *Hindu* die äusserlich erschienene Vollendung der ganzen Dreyheit, vergl. *Franks Vjâsa* I. 65. 134. 140 u. f. f. — *Indisch. Bibl.* II. S. 450. Auch hier ist die Ordnung der Dinge verkehrt, wenn angenommen wird, die Lehre von den Verkörperungen der Gottheit (*Avataren*) sey als Gegenmittel gegen die Apotheosen entstanden. Die Hinaufbildung zum Göttlichen nehmen die Brahmanen nirgends ohne *vorausgehende* Herabbildung aus dem *Göttlichen an.* — II. S. 451. Die Ueberlegenheit des *Vischnu* folgt so natürlich, als die aller späteren Entwicklungen aus den früheren Momenten, die nur den Grund zu jenen bilden, und in den späteren ihre entwickelte Macht haben, wie der Same in der Blüthe u. s. w. — II. S. 451 ist die schöne Charakterisirung des Siva und Vischnu eben nicht unwahr. Aber durch diesen quantitativen Unterschied kann ihr wesentlicher qualitativer noch nicht erkannt werden, und zwar so wenig, als aus dem Unterschiede des Harten und Weichen (nach *Schillers* Glocke) die Gattungen der Poesie. (S. „Sprache und Weisheit der Indier" von *Friedrich Schlegel.*) Vergl. *Franks commentat. pers. pag.* 186. — Wenn S. 465 gesagt wird, dass man in *Manu's* Gesetzbuch keine Erwähnung von Tempeln finde, so freut es uns, den Vf. von seinem Irrthume zurückbringen zu können, da in *Franks Vjâsa* I. S. 166 mehrere Stellen aus Manu angezeigt sind, wo davon die Rede ist.

Band III. 1 Heft. Ueber Hn. Prof. *Bopp's* grammatisches System der Sanskritsprache vom Prof. *Chr. Lassen*, worin dieser gründliche Kenntniss des Sanskrit beweist, und *Bopp's* Vernachlässigung der Original-Sanskrit-Grammatiker ausführlich rügt, was auch zum Theile schon von Anderen geschehen ist. (*Vjâsa* I. 24. 27. Zwar nennt letzte Schrift nicht ausdrücklich Hn. Prof. *Bopp*, doch meint sie ihn ohne Zweifel.) — Was übrigens der Vf. mit seinem *schweren Geschütze* sagen wolle (I. S. 233), ob Festungsgeschütz, statt Feldgeschütz, ob Ironie, statt Gründe, ist nicht recht klar. Fast scheint er nicht sowohl seine wichtigen, erfolgreichen Aufschlüsse aus den grossen indischen Literaturwerken damit angedeutet zu haben, als Explosionen für Anerkennungen seines Verdienstes in der indischen Literatur und Typographie. Wenigstens wäre zu wünschen gewesen, dass er es mit dem, worauf er zielte, genauer genommen hätte. — Was er II. S. 373 gegen Hn. Prof. *Heeren* in Göttingen vorbringt, ist von diesem schon selbst ausführlich beantwortet. Was er II. S. 383. II. S. 19—24 (vergl. des Vfs. Ausgabe von *Bhag. Gîta* S. XII. XIII) gegen *Frank* sagt, zeigt eine gewisse Animosität, wozu keine recht wissenschaftliche Veranlassung da gewesen zu seyn scheint. *Frank* antwortet nicht darauf; nur einmal in einer Anmerkung des *Vjâsa* I. S. 47 hat er den Namen des Hn. *v. Schl.* genannt, aber es übrigens bloss mit der Sache der Wissenschaft zu thun. Eine gewisse Partey scheint wiederholt auf einen zu mässigenden Gegensatz desselben zu deuten, den man aber wohl umsonst in *Franks* Schriften sucht. — Sehr auffallend ist es, dass Hr. *v. Schl.* II. S. 23 eine mit den Worten: „Ich will nicht hoffen, dass irgend ein loser Schelm ihn (*Frank*) mystificirt habe," schlau vorgebrachte Andichtung unter der Hand in eine wirklich geschehene Mystificirung verwandelt, über die er sich dann lustig macht. Auch erlaubt sich Hr. *v. Schl.* offenbare Andichtungen, z. B. z. B. II. S. 384, wo er sagt, *Frank* behaupte in seinen *Commentat. persicis* gegen den Bruder des Vfs. (*Friedr. Schl.*), „Sanskrit sey aus dem Neupersischen abzuleiten, welches er in *seiner heutigen Form* für uralt ausgebe." Wo thut *Frank* dieses? Man darf nur die ersten Seiten der genannten *Commentat.* 1. 2, dann 147. 152 u. a. ansehen, um sich zu überzeugen, wie falsch diese Beschuldigung sey.

Dass Hr. *v. Schl.* es oft nicht genau genug mit der Sprachverwandtschaft nehme, z. B. I. S. 4, darauf hat ihn ein deutscher Missionär aufmerksam gemacht, vergl. *Bibl.* II. S. 163. — Selbst da, wo der Vf. durch Zeitbestimmung etwas entscheiden will, und wo er gegen *Heeren* sagt, ein Historiker vernachlässige die Chronologie auch in Nebendingen nicht (II. S. 385 f.), giebt er für die Zeit der Erscheinung der Schrift *Franks: über die dynamische Spracherzeugung*, die Jahrzahl 1815, statt 1813, an.

Man sieht aus diesem Wenigen, dass man nicht ohne Grund dem Vf. den Vorwurf gemacht habe, er sey gegen andere Gelehrte nicht immer gerecht. — Bey der Fortsetzung dieser Bibliothek wäre übrigens sehr zu wünschen, dass besonders die Herren *von Humboldt* und *Lassen* öftere Beyträge liefern möchten, damit mehr für die *Erweiterung des Indischen*, als für die *der Bibliothek*, gethan werde. H. S.

LITERATURGESCHICHTE.

HALLE, b. Kümmel: *Alcuins Leben.* Ein Beytrag zur Staats-, Kirchen- und Cultur-Geschichte der karolingischen Zeit, von Dr. *Friedrich Lorentz*, Privatdocenten (jetzt ausserord. Prof.) der Geschichte an der Universität zu Halle. 1829. X u. 278 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

„Der Geschichtsforscher muss fertig seyn," sagt der Vf. S. VI, ehe der Geschichtschreiber auch nur die Feder ansetzen darf"; und er hat in diesen Worten nicht nur denjenigen eine goldene Regel ins Gedächtniss gerufen, wel-

che sich im Gebiete der Kirchen- oder Staaten-Geschichte mit selbstständigen Forschungen zu beschäftigen, und für die Auffassung und Darstellung des Geschehenen neue Resultate gewonnen zu haben vorgeben, obschon ihr ganzes Verdienst nur entweder in leeren Räsonnements oder in Compilation des bereits Bekannten bestehet: er hat auch selbst auf eine musterhafte Art und Weise gezeigt, wie man jene goldene Regel in Anwendung zu bringen habe. Der Geschichtsforscher darf zwar das bereits Bekannte nicht unbeachtet lassen, sein Hauptaugenmerk müssen aber die Quellen seyn, die er nicht bloss nachzuschlagen, sondern von Anfang bis Ende zu studiren hat, um den Untergrund des Gemäldes zu gewinnen, welches er dann als Geschichtschreiber weiter auszuführen hat. Im Mittelalter verschmelzen Kirchen- und Staats-Leben immer mehr in einander; und sind auch die Quellen an sich weniger zahlreich, so nöthiget doch dieses Verschmelzen so zu sagen jener beiden Lebensprincipien des Mittelalters den Geschichtsforscher, zurückzugehen auf die Anfänge desselben, und hier ist es keine leichte Aufgabe, den Untergrund des grossen Gemäldes auch nur in den ersten Grundrissen zu entwerfen. Um so mehr freute sich Rec., der ebenfalls seit einer Reihe von Jahren mit Bearbeitung eines umfassenden Werkes über die Geschichte der Hierarchie und des Papstthums beschäftiget ist, an dem Vf. einen Gefährten zu treffen, mit welchem er über Plan und Methode eines grösseren geschichtlichen Werkes vollkommen übereinstimmt. Ehe man an das Grosse sich wagt, muss man sich erst im Kleineren versuchen, um zu sehen *quid valeant humeri etc.* Hr. *Lorentz* erkannte das Bedürfniss (S. V) „einer allgemeinen Geschichte der karolingischen Zeit, so ausführlich, als es ihre Bedeutung verdient, und so gründlich, als es nur immer der sorgfältigste Fleiss vermag". Aber er tritt nicht sofort mit derselben hervor; er sagt vielmehr: „Da ich noch einige Jahre mit meiner ausführlichen Geschichte des karolingischen Zeitalters zurückhalten werde, um ihr die grösste Vollständigkeit zu geben, so würde es keine geringe Ermunterung für mich seyn, wenn das kleine Werk, welches ich hier dem Publicum vorlege, von demselben seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und als eine Legitimation für die Bearbeitung der ganzen karolingischen Periode betrachtet würde".

Nach dem nun, was uns der Vf. in dieser Probeschrift geliefert hat, zu urtheilen, dürfen wir von seinem grösseren Werke die günstigsten Erwartungen hegen; Alcuins Leben ist eine hinreichende Legitimation für die Bearbeitung desselben. Als Geschichtsforscher weiss er die Quellen trefflich zu benutzen; in der Zusammenstellung des in ihnen vorhandenen Stoffes steht ihm scharfsinnige Combinationsgabe zu Gebote. Als Geschichtschreiber weiss er das wahre und lebendige Bild sowie jener für das ganze folgende Mittelalter so wichtigen Periode, so insbesondere der einzelnen Charaktere und Ereignisse, auch wahr und lebendig zu schildern; seine Darstellung ist gleichweit entfernt von dem Fehler einer hochtrabenden, halbpoetischen Prosa, wie von dem Fehler, das Zeitalter Karls des Grossen im Lichte einer späteren oder unserer Zeit zu schildern: zwey Fehler, die so manche Geschichtschreiber des Mittelalters beschlichen haben, welche in jener merkwürdigen Zeit entweder überall Schatten oder überall Licht erblicken wollen. Auch bezweckt der Vf. nicht, eine blosse Lebensbeschreibung Alcuins zu geben; das Leben dieses ausgezeichneten Mannes dient ihm vielmehr zur Grundlage, um von ihm aus, nach allen seinen Berührungen, den Geist des literärischen, kirchlichen, politischen Lebens der damaligen Periode nach seinen mannichfaltigen Richtungen zu entwickeln. Er hat dabey überall mehr die Quellen im Auge, als Compilation anderweitiger Ansichten. So erinnern wir uns nicht, etwas von der zwar alten (auf den Mönch von St. Gallen gegründeten), aber gewiss unrichtigen Angabe gelesen zu haben, dass Alcuin ein Schüler des Beda gewesen sey; eben so wenig von der Meinung Neuerer, welche ihn zu einem Mitgliede des Benedictinerordens machen wollten. Wie gut der Vf. in obiger Hinsicht seine Aufgabe kannte, beweisen insbesondere die vortrefflichen „allgemeinen Bemerkungen über Geschichte und Biographie", welche er dem 5ten Abschnitte über Alcuins Charakter und Persönlichkeit vorangeschickt hat. „Während die Geschichte, sagt er S. 259, ihr Hauptaugenmerk auf die Begebenheiten richtet, die den Zustand der Menschen bestimmen, hat die Biographie die umgekehrte Aufgabe, den einzelnen Menschen in seiner Einwirkung auf den Gang der Begebenheiten zu schildern; und wenn diese gross genug gewesen ist, um der Entwickelung eine neue Richtung zu geben, wird die Biographie zur Geschichte selbst".

Bey einer Schrift, die wir im Allgemeinen so aufnehmen und als musterhaft empfehlen zu müssen glauben, würde es zwecklos seyn, auf einzelne Theile besonders einzugehen, und einige etwanige Mängel oder Verschiedenheit der Ansicht bemerkbar zu machen, wie diess z. B. hinsichtlich des Adoptianismus (der Vf. scheint hierüber *Walchs* so ausführliche Abhandlung nicht berücksichtiget zu haben) hätte geschehen können. Rec. begnügt sich, um auf die Reichhaltigkeit dieser Biographie in Schilderung der mit der Wirksamkeit Alcuins in näherer oder entfernterer Berührung stehenden wichtigeren geschichtlichen Ereignisse aufmerksam zu machen, mehrere der hieher gehörigen Unterabtheilungen anzuführen. Der 1ste Abschn. enthält Alcuins Erziehung und Verhältnisse bis zu seinem ersten Auftreten am fränkischen Hofe; der zweyte Alcuins achtjährigen Aufenthalt am fränkischen Hofe, mit den Unterabtheilungen: der Culturzustand des fränkischen Reiches; Karl der Grosse; Errichtung von hohen und niederen Bildungsanstalten im fränkischen Reiche. Der 3te Abschn. beschreibt Alcuins Rückkehr an den fränkischen Hof und Theilnahme an den religiösen Angelegenheiten bis zu seiner festen Niederlassung im fränkischen Reiche, und dabey wird geschildert: Entstehung und Geschichte des Adoptianismus, Alcuins theologische Ansichten, Geschichte des Bilderstreits, Entscheidung der Kirchenversammlung zu Frankfurt über den Adoptianismus und die Bilderverehrung. Der 4te Abschn.: Alcuin als Abt von Tours bis an seinen Tod, schliesst in sich die Unterabtheilungen: Reform des geistlichen Standes, über Karls Bestrebungen für die Nationalsprache und über seine angebliche Akademie; Alcuins Freunde und Schüler, Alcuin als Director der Klosterschule zu Tours; Erneuerung des römischen Kaiserthums im Abendlande. Der 5te Abschn. schildert noch besonders Alcuins äussere Persönlichkeit und Charakter.

L. L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

PÄDAGOGIK.

Mainz, b. Kupferberg: *Vollständiges Handbuch zur Bildung angehender Schullehrer.* (Auch unter dem 2ten Titel: Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Schullehrer.) Von *Ignaz Demeter*, Dr. der Theol., Grossh. Baden'schem Ministerialrathe, Decane, Pfarrer zu Sasbach bey Achern und der in Paris errichteten Unterrichtsgesellschaft correspondirendem Mitgliede. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Zweyte Ausgabe. 1830. XVIII u. 386 S. 8. (1 Rthlr.)

Rec. zählt dieses Buch eines wackeren katholischen *Geistlichen* zu den besseren seiner Art, und hält dafür, dass es auch von Protestanten mit grossem Nutzen gebraucht werden könne. Diess allgemeine Urtheil werde belegt zuerst durch Angabe des Plans, welchen der Vf. ausgeführt hat, dann durch einige Einzelnheiten aus dem Inhalte der Schrift. Das Ganze zerfällt, nach der gegebenen Hauptübersicht, in drey Abtheilungen, welche 1) Grundsätze für die selbsteigene Bildung des Lehrers, 2) desselben als Erziehers und 3) als Lehrers seiner Schulkinder enthalten. In der ersten Abtheilung stellt der Vf. die Grundsätze der eigenen Bildung in der doppelten Beziehung auf, dass er den Schullehrer in seiner Persönlichkeit (subjectiv) und dann in seinen Verhältnissen (objectiv) ins Auge fasst. In erster Beziehung macht er ihn aufmerksam auf die Wichtigkeit des Berufs, und zeigt, welche Anlagen, Tugenden und Kenntnisse dazu gehören, demselben zu genügen. Rücksichtlich der Verhältnisse lehrt er das rechte Verhalten zur Obrigkeit, zum Pfarrer, zu den Eltern, zu den Schulgehülfen und anderen Lehrern, ferner im Kirchendienst als Mesner, Organist, giebt auch Anweisung zur Nutzung der Nebenstunden, stellt mehrere Klugheitsregeln auf, macht den Schullehrer mit den Freuden und Leiden seines Standes bekannt, und warnt vor Versündigungen. In der zweyten Abtheilung zeigt er, was dem Schullehrer in der Eigenschaft eines Erziehers obliege, wo er theils die Körperkräfte zu entwickeln, theils die Seelenvermögen (Vorstellungs-, Gefühls-, Begehrungs - Vermögen) herauszubilden hat, und zwar theils durch Bekämpfung der Hindernisse, theils durch die nöthigen Beförderungsmittel (Belohnungen und Bestrafungen). Die dritte Abtheilung enthält nun die eigentlichen Lehrer-Aufgaben, und umfasst die allgemeine und besondere Methodik. Ein Anhang handelt von Industrie- und Sonntags-Schulen, auch von der Form- und Zeichnungs-Lehre. Man sieht, dass hier so ziemlich Alles umfasst ist, was zum Wesen und Beruf der Landschule und des Schullehrers gehört, und der mit Theorie und Praxis des Unterrichtswesens gleich gut bekannte Verfasser hat den angedeuteten Umriss so auszufüllen gewusst, dass pflichtliebende Schullehrer die Schrift zu ihrer Belehrung, so wie als Leitfaden zum eigenen und weiteren Nachdenken, mit grossem Nutzen werden gebrauchen können.

Wir kommen zu dem Einzelnen. Der Vf. stellt zuvörderst seinen Lehrer in die rechte Stelle, indem er die Rechte und Pflichten seines Berufs ihm andeutet und zeigt, wie er sowohl den Ansprüchen, welche an ihn gemacht werden, billige Genüge leisten, als auch seine eigene Zufriedenheit befördern kann und soll. So kurz auch die Umrisse sind, die hier gegeben werden, da das Buch eigentlich als Handbuch zu einer weiteren Ausführung bey dem Seminar-Unterrichte bestimmt war, so werden sie doch dem denkenden Schullehrer genügen, und die besseren dieses Standes um so mehr ansprechen, je mehr der väterliche wohlwollende Sinn des Vfs. auch selbst da hervorleuchtet, wo er gewöhnlichen Verirrungen junger Schulmänner warnend entgegentreten muss. Die Ansprüche, die er macht, sind nicht übertrieben, und man darf unbedenklich annehmen, dass die protestantischen Seminarien mehr leisten, als was hier gefodert wird, wenn man bloss auf die Summe von Kenntnissen und die Verstandesbildung sieht; dagegen scheint unser Vf. auf die Lebens- und Charakter-Bildung, besonders auch auf die Beziehungen zum Kirchendienst, einen grösseren Werth zu legen, als sonst wohl zu geschehen pflegt. Jedenfalls hat unser Vf. sehr recht, wenn er seinen Zögling, den künftigen Erzieher und Lehrer, vorher selbst nicht nur unterrichtet, sondern auch erzogen haben will, und Rec. hätte wohl gewünscht, dass der erfahrene Mann bey dieser Gelegenheit sich auch über die rechte Weise der Vorbildung in den Seminarien, und ob es zweckmässiger sey, freye Anstalten, wo die Zöglinge nur in die Unterrichtsstunden kommen, oder geschlossene, wo sie auch zusammen unter Aufsicht wohnen, einzurichten, ausgesprochen hätte. Jede dieser beiden

Weisen hat ihre eigenthümlichen Vorzüge, so dass Rec. in der That sich bisher für keine von beiden zu entscheiden vermocht hat. Ein sehr bedeutender Abschnitt ist der zweyte, welcher den Schullehrer als Erzieher darstellt. Bekanntlich hat die Schulerziehung bey Weitem grössere Schwierigkeiten als der Unterricht. Rücksichtlich des letzten hat nämlich der Schullehrer ganz freye, oder doch so ziemlich freye Hand; es arbeitet ihm wenigstens Niemand entgegen, und er kann auf die unbeschriebene Tafel, die er gewöhnlich empfängt, eingraben, was, und wie er es will. Anders zeigt sich es bey der Erziehung; er empfängt nicht nur schon gewissermasen erzogene oder verzogene Kinder, sondern mit ihm wirken auch fortgesetzt die Eltern, die Umgebungen, der Ort und die Zeit auf die Kinder so ein, dass eine Gleichförmigkeit der Erziehung kaum denkbar wird. Dem Rec. hat es daher immer nicht nur höchst unbillig geschienen, wenn man die sittliche Vernachlässigung oder den Mangel an Erziehung der Schule einzig zur Last legen wollte, sondern es dünkt ihm sogar unmöglich, dem einzelnen Kinde, vielleicht im geraden Widerspiele mit der häuslichen Bildung, diejenige Richtung zu geben, die verlangt wird. Der Lehrer thut Alles, was nur irgend verlangt werden kann, wenn er seiner Schule, d. h. der Gesammtheit der Schüler, einen gewissen Schulgeist (*esprit de corps*) zu geben versteht, so dass die allgemeine Richtung, die, wenn Rec. es so nennen soll, öffentliche Meinung, das ausstösst, was nicht geduldet werden kann. Möglich muss es seyn, dass eine gewisse äussere Ordnung, eine Regelmässigkeit im Schulbesuch und der Behandlung aller Schulgegenstände, Anstand und Reinlichkeit der Schule eigenthümlich werde, auch die höheren Gefühle für Recht und Sitte im Allgemeinen in den Schulgeist übergehen und einheimisch bleiben, aber für die besondere Körperhaltung oder sittliche Geistesrichtung des Einzelnen kann man die Schule nicht verantwortlich machen. Indessen giebt unser Vf. gute Winke über das, was, und die Art und Weise, wie es bewirkt werden soll, ohne jedoch — was auch nicht zu erwarten war — den Gegenstand zu erschöpfen. Gegen die psychologischen Aufstellungen und Abtheilungen liesse sich Manches erinnern, namentlich hat der Vf. das Thierische und Geistige im Menschen nicht gehörig getrennt, und daher dem Gefühlsvermögen theilweise zugeordnet, was nur der höheren Empfindungsgabe zugehört, und bey dem Begehrungsvermögen zwar ein niederes und ein höheres unterschieden, aber keineswegs die Quellen und die denselben entsprechende Behandlungsweise nachgewiesen. Die Methodik, obgleich sie in ihrem besonderen Theile auf die einzelnen Gegenstände (Religion, Lesen, Schreiben, Sprechen, Rechnen, Gesang, Naturgeschichte, Naturlehre, Erdbeschreibung, Vaterlandsgeschichte, Gewerbskunde, Landwirthschaft) eingeht, ist zwar keineswegs erschöpfend; auch möchte die eben angegebene Stufenleiter mancher Bedenklichkeit unterliegen; jedoch wird auch in dieser Rücksicht das Lehrbuch als Leitfaden dienen können, und es ist nur zu beklagen, dass der Vf. bey den einzelnen Abschnitten nicht genug auf die Schriften verwiesen hat, in welchen die Schullehrer weitere Belehrungen finden können, so wie überhaupt die literärischen Nachweisungen nicht genügen. Merkwürdig ist dem Rec. die Art und Weise gewesen, wie der Vf. seine „Sonntagsschule" eingerichtet hat und haben will. Er lässt solche nämlich erst *Abends nach der Vesper* angehen, beide Geschlechter von 14 —21 Jahren daran Theil nehmen, und eröffnet solche damit, dass die Zöglinge *das Evangelium und die Epistel des Sonntags* unter Leitung des Schullehrers lesen müssen. Abwechselnd wird auch etwas Geschriebenes gelesen, auch gerechnet. Unterdessen geht der Pfarrer die von allen Schülern und Schülerinnen *nachgeschriebene Vormittagspredigt* in der Stille durch, und ruft, nach geendigtem Lesen, die fleissigsten Nachschreiber namentlich auf, und rügt an den ungeschickten und leichtsinnigen die gemachten Fehler. Darauf dictirt er die Predigt in einem kurzen Umrisse, welcher orthographisch corrigirt und zu Hause in ein eigenes Heft geschrieben wird. In der folgenden Sonntagsschule durchsieht der Pfarrer jedes Heft, und begleitet es entweder mit gebührender Zufriedenheit oder verdientem Tadel (S. 375). In der That scheint der Vf. hier das Mittel gefunden zu haben, die Freunde und Gegner der Sonntagsschulen mit einander auszusöhnen, und den mehrgerügten Widerspruch, welcher in dem Begriffe „Sonntag" und „Schule" liegt, aufzuheben; denn so gestaltet werden die Sonntagsschulen Erbauungs- und Religions-Stunden, welche den Zwecken des Sonntags keinen Eintrag thun. Nur das scheint bedenklich, dass *beide Geschlechter*, und zwar bis zum *21sten Jahre*, daran Theil nehmen sollen, wobey die nicht ungegründete Furcht entsteht, dass die ein und zwanzigjährigen Jünglinge die altersgleichen und jüngeren Mädchen *Abends*, nach der Sonntagsschule, ganz gewiss, und zwar nicht immer auf dem kürzesten Wege, nach Hause begleiten werden, wobey sie sich schwerlich immer über die nachgeschriebene Predigt unterhalten dürften. Dem wäre nun wohl am besten abgeholfen, wenn man den Mädchen den Besuch der Sonntagsschule erliesse. Mögen sie einen Strumpf stricken und ein Hemde nähen, während die Jünglinge sich mit geistigen Dingen beschäftigen. Für die Mädchen muss ein guter Schulunterricht ausreichen. Der zweyte Anhang §. 344—348 incl. über Zeichnen und Formlehre erschöpft natürlich die Sache auch nicht, giebt aber einen Begriff davon, und §. 348 enthält auch zahlreiche Hülfsbücher. Endlich enthält §. 349 eine *Warnung vor den gewöhnlichen Schullehrersünden*, als welche der Vf. 1) *Lieblingslectionen*, 2) *Schuleitelkeit*, 3) *Schulmeisterdünkel*, 4) *Schulschlendrian* und 5) *Methodenwechsel* nennt. Mögen die eben nicht anziehenden Wahrheiten im Buche selbst nachgelesen werden! Dass der Vf. es damit wohl meint, das bezeugt sein herzliches Schlusswort, mit dem er §. 350 Abschied nimmt.

Die Schreibart unseres Vfs., um darüber noch ein Wort zu sagen, ist nicht immer die reinste, und in

wiefern derselbe bey den neuen Auflagen seiner Schrift die vorigen verbessert und das Neue nachgetragen hat, darüber kann Rec., dem die früheren nicht zur Hand sind, nicht nachkommen. Sollte man daraus, dass die neusten Schriften fast ganz fehlen, einen Schluss machen dürfen, so möchte wenig oder nichts in dieser Rücksicht geschehen seyn. Uebrigens ist der Vf., obgleich Katholik, sehr liberal, und empfiehlt, gestützt auf gediegene Erfahrung, eine Erziehungsweise, die überall sich rechtfertigen wird. Nur an manchen Aeusserungen werden unsere Ultraliberalen Anstoss nehmen, z. B. wenn er S. 115 sagt: „das Bauerntemperament, welches viele körperliche Kraft mit wenig Empfindlichkeit verbindet, dürfe zwar gemässigt, aber nicht zu viel geschwächt werden, was durch Anhäufung zu vieler Kenntnisse, durch Ueberbildung geschehe, und wodurch sie zu den härteren Feldarbeiten untauglich würden."

S. W.

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau, b. Max: *Malcolm.* Eine norwegische Novelle, von *Henrich Steffens.* 1ster Bd. 411 S. 2ter Bd. 512 S. 1831. 8. (4 Rthlr.)

Wo auch der Name des Vfs. erscheint, immer ist man *schon* im Voraus überzeugt, dass er Ungemeines ankündige; auch diese Novelle bestätigt diese Erwartung. Die unvergleichlichen Naturschilderungen, wahre Musterlandschaften mit Worten gemalt, die ernsten tiefsinnigen Betrachtungen, dem Philosophen, dem Dichter, dem Menschenbeobachter zu gleichen Theilen angehörend, noch besonders herausheben und preisen zu wollen, wäre die überflüssigste Mühe; das versteht sich bey diesem Vf. ohnediess. Dem Beurtheiler bleibt nichts übrig, als über den Hauptcharakter einige Ansichten niederzulegen, die gewiss die meisten Leser theilen, und eingestehen werden, dass selten ein anziehenderer in die Erscheinung gebracht wurde. Alles Grossartige, Wildromantische eines Carl Moor und *Byronscher* Corsaren, das selbst im schwächsten Scheinbild davon noch einen ephemeren Schimmer, ein Interesse hat, findet sich in diesem Malcolm, und dabey nichts Fratzenhaftes, nicht die Art von Erhabenheit, die zum Lächerlichen nur einen Schritt hat.

Entsprossen aus einer schottischen Familie, deren Ahnherr 200 Jahre früher dem Blutbad entkam, indem alle übrigen schottischen Lohnsoldaten den rachgierigen Norwegern erlagen, wird Malcolm dem verwilderten Stamm fremd, unter günstigen Verhältnissen fern von ihnen erzogen; wie er mit dem Namen ihm nicht mehr gehört, so auch nicht an Bildung und Bestreben. Ein geborner Herrscher unterwirft er sich alles, und leitet die Menschen als willenlose Werkzeuge zu seinen Zwecken, aber er will das Grosse, Edle, das Wohl des Staats, der ihm für den vaterländischen gilt, nämlich Schwedens. Dass er das Rechte auf eine seltsame Weise thut, die Deuteleyen zulässt, verzeihen ihm die Meisten; die es nicht können, und dabey gehässiger Gemüthsart sind, treten ihm feindlich gegenüber, wie denn überhaupt alle, die mit ihm in nähere Beziehung kommen, und nicht blosse Alltagsmenschen sind, ihn hassen oder lieben müssen; es giebt kein Drittes. Dass er seine Feinde verachtet, es verschmäht, sie kennen zu lernen, und ihre Plane zu durchkreuzen, weil er dadurch zur List schreiten müsste, ihm das verächtlichste aller Dinge; dass er nicht einmal klug ist, um ja nicht in den Verdacht der Schlauheit zu gerathen, wäre es auch nur bey sich selbst; dass er seine Gewalt über die Menschen kennt, vielleicht überschätzt: das alles ist durch seine seltene Eigenthümlichkeit erklärt und gerechtfertigt. Nicht so der Wahn, dass seine Gattin ihm hätte untreu werden können; wenn er auch den Trug nicht durchschaute, musste er doch glauben, dass Mathilde's Liebe für ihn nicht wanken könne, ja ihr ein Lebenselement sey, wie die Luft zum Athmen. Diesen wunden Fleck sieht man ungern an dem gesunden Bau der Dichtung; obgleich er zur Schürzung des Knotens wesentlich ist, auch Rec. sich nicht für so erfindungsreich hält, einen gleich mächtigen Hebel vorzuschlagen, der Malcolms Menschenhass bedingte. Durch diess Aufgeben des Glaubens, der Liebe, begeht er die Verbrechen, deren Arglistige, Tückische und Beschränkte ihn beschuldigten, empört sich gegen die Gesetze, bedient sich seiner tief gesunkenen Stammesverwandten, persönliche und Blut-Rache auszuführen, ohne jedoch sich zur Gemeinheit zu erniedrigen. Sein Tod durch die Kugeln von Soldaten ist ein sühnender; wie hätte er je es sich verzeihen können, an Mathilden gezweifelt zu haben, an ihr, die ihm sogar seinen Unglauben vergiebt, deren treues Herz in dem Augenblick auf immer still steht, da das seine zu athmen aufhört?

Ausser dem herben Gefühl, an dem ächt tragischen Helden einen ihm nicht geziemenden Makel anerkennen zu müssen, haben wir an dem Vf. auch die eigene Art des Plans zu rügen, wodurch die Geschichte bald vor- bald rückwärts schreitet, so dass es selbst dem denkenden Leser (für oberflächliche hat er ohnehin nicht geschrieben) schwer wird, den Gang derselben zu verfolgen. Er setzt uns gleich in der Exposition mitten darein, bringt sie bis nahe zum Schluss; und erzählt uns dann erst, und auch da nicht ohne vorgeschichtliche, episodische, die Ordnung störende Unterbrechungen, die Begebenheiten und Schicksale des Helden. Dass wir diesen zuerst nach seinem Fall kennen lernen, schadet ihm nicht in unserer Gunst; auch als Verfehmter ist er gross, anziehend, und eines solchen Biographen, sowie unserer vollesten Theilnahme, würdig.

n.

Essen, b. Bädeker: *Angela.* Eine Geschichte in Briefen von *Agnes Franz.* 1stes Bdchen. 271 S. 2tes Bdchen. 240 S. 3tes Bdchen. 249 S. 4tes Bdchen. 201 S. 1831. 12. (3 Rthlr.)

Was ist die Richtung, das Endergebniss des ganzen Buchs; hat es auch eines? So könnte ein Kunstrich-

ter fragen, dem es viel weniger um die Sache, und sey sie noch so schön, als um das Wie und Warum derselben zu thun ist. Je nun, dürfte ein zweyter einwenden, billig gesinnt, doch wohl die Nutzanwendung, dass Wesen, ohne alle terrestrische Beymischung, nicht hienieden gedeihen können, gleich den silbernen Herbstfäden, die nirgends haften, und schnell, dem Himmel zueilend, auf Erden verschwinden. Sollte nicht, fällt ein Spötter ein, die Vfin. beabsichtigen, ihr Geschlecht auf Kosten des unsrigen zu erheben, dem männlichen Stolz, Uebermuth und Herzens-Härtigkeit einen tüchtigen Streich zu versetzen? — Und alle drey Kritiker haben Recht und Unrecht: die Geschichte will nicht allein unterhalten, sondern vor allem belehren, das religiöse Gefühl in dem jugendlich weiblichen Herzen erwecken, erheben, läutern, klärlich darthun, wie ohne frommen Glauben, die ächte christliche Liebe und Hoffnung, keine Tugend des Weibes möglich ist, wie ohne feste, kindlich reine Frömmigkeit das Weib nichts ist als eine tönende Schelle, und im Glück und Unglück nie zur Einheit in sich gelangen wird. — Ausser dieser Grundwahrheit, der ersten Bedingung des weiblichen Seyns, enthält die Geschichte noch manche Lehre der Klugheit im besseren Sinne, nicht der Meinung zu trotzen, wie die reizende Hermine es thut, und den Schein nicht zu achten, und Aehnliches mehr.

Ob Angela, wenn auch ihre Seele durch den scheinbaren Kaltsinn ihres Lehrers, den sie, die kindliche Jungfrau, sich selbst unbewusst liebt, durch seine spätere Verkennung, den schmählichen Verdacht, den er auf sie wirft, nicht wäre zum Tod betrübt worden, ob sie hätte leben können, möchte auch Rec. bezweifeln; — solche zartbesaitete Seelen eilen bald dem Lande zu, in dessen Luft allein ihre reinen Harmonieen, von keinem Misslaut unterbrochen, ertönen können. Stolz, übermüthig streng ist allerdings Angela's Lehrer, Norden, die Hauptfigur unter den Männern; seine Eifersüchteleyen, die der armen Angela das Herz brechen, sind noch weniger gutzuheissen, als seine früheren Härten, sein Verdammen ohne Untersuchung, dessen er sich gegen Frau und Geliebte schuldig machte. Bey alledem ist der Charakter gut motivirt und so gehalten, dass man es begreift, wie ein ganz junges Mädchen dem reifen Mann liebend sich anschliessen mag. Auch Orteck und Malvi, ein ungeschliffener Diamant, und ein Weltmann von laxer Moral, sind individuell männlicher gezeichnet, als man es bey Schriftstellerinnen gewohnt ist. — Eher liesse sich erinnern, dass die Fürstin und die übrigen Damen der grossen Welt zwar immer edel und fein sprechen und thun, aber nicht allemal mit dem Convenienzton der Vornehmen, der im Leben freylich auch nicht jederzeit beachtet, im Roman aber gefodert wird. Auch steht das verderbte Leben der Städte mit dem unschuldigen des Landes, nach altem und veraltetem Brauch, in zu scharfem, übertriebenem Gegensatz.

Ueber einen Nachtheil der Briefform kann auch diess Buch nicht wegkommen, über den nämlich, dass manches doppelt, ja dreyfach beredet wird, und als Wiederholung erscheint, wenn es gleich zum Feststellen, zum Abschatten der Charaktere nöthig ist, zu zeigen, wie sie dasselbe verschieden auffassen.

Geschrieben sind die Briefe, auch in individueller Rücksicht, vortrefflich, und man darf sie als Muster jüngeren Frauen anpreisen, die überhaupt sehr viel von dieser Angela und ihrer Umgebung, als nachzuahmendes und warnendes Beyspiel, lernen können.

A.

Leipzig, b. Hartmann: *Der Freyknecht*, historischer Roman aus der zweyten Hälfte des 14ten Jahrhunderts. Von *Ludwig Storch*. 1ster Bd. 1830. 415 S. 12.

In *Spindlers* Manier, und nicht selten auch in seinem Geist. Die Erzählung beginnt im Haus des Nürnberger Patriciers Muffel, der, wie es sich ergiebt, seinen Namen und seine adeliche Abkunft verhehlen musste. Sein ältester Sohn und älteste Tochter, jeder Tugend baar, möchten gern der Natur nachhelfen, die gegen den alten schwachen Mann zähe ist, und ihn von einem schweren Krankenlager erstehen lässt. Durch die Ränke der Bösartigen wird der gutartige jüngere Bruder getödtet (wenn er nicht, etwa, was möglich wäre, im zweyten Band wieder ins Leben tritt); der jüngste Sohn des Herrn Muffel, von seiner zweyten Gattin, einer vornehmen Italiänerin, erliegt ebenfalls ihren tückischen Anschlägen, und sieht sich genöthigt, Freyknecht bey dem Scharfrichter in Prag, König Wenzels Gevatter, zu werden, von dessen grässlicher Verrücktheit, als welche seine Tyranney sich zeigt, wir eine klare Uebersicht erlangen. Wir verlassen unseren Helden als des Königs Hundeführer, in welcher Function er sich umsonst bemüht, die unglückliche Königin Johanna den Zähnen eines seiner Pflegbefohlnen, dem Leibhunde Wenzels, zu entreissen. Nicht allein um des lieblichen Jünglings Zukunft sind wir besorgt, auch manche Räthsel müssen sich uns enthüllen, über den Scharfrichter und seine reizende Tochter, über des bösartigen Bruders früheste Buhlschaft, der langen Else; ja über Herrn Muffel und dessen zweyte Ehe schwebt ein geheimnissvolles Dunkel, das viel seltsame Ergebnisse und Aufschlüsse verheisst, und die Fortsetzung, den Schluss des Romans, eifrig wünschen lässt.

Vir.

ERGÄNZUNGSBÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

NATURGESCHICHTE.

SOLOTHURN, b. Amiet-Lutiger (LEIPZIG, in Commiss. b. Fr. Fleischer): *Naturhistorische Alpenreise.* Vorgelesen der naturforschenden Gesellschaft in Solothurn von ihrem Vorsteher *Fr. Jos. Hugi*, Lehrer. Mit Titelkupfer und Vignette, 2 Chärtchen, 16 Tafeln Profilansichten und 9 Tabellen berechneter Höhenunterschiede. 1830. XVI u. 378 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Eine an eigenthümlichen Forschungen und Ergebnissen reiche, besonders in geognostischer Hinsicht wichtige Schrift, deren Inhalt aber nicht, wie der Titel vermuthen läst, eine einzige Reise, sondern eine Vereinigung mehrerer kleiner Reisen ist, welche der Vf. von Solothurn aus in die benachbarten Berneralpen unternommen hat. Die hier davon gegebene Schilderung ist aus einer Reihe von Vorträgen entstanden, welche von ihm in der naturforschenden Gesellschaft in Solothurn gehalten worden sind. Ausser dem Geognostischen, welches die Hauptsache ausmacht, sind auch Bemerkungen über physische und atmosphärische Erscheinungen eingestreut; und wenn auch darunter nicht alle von gleichem Werthe sind, so dienen sie doch zum sprechenden Beweise von der grossen, auf Alles gerichteten Aufmerksamkeit und von der lebhaften Forschbegier des unsere gröste Hochachtung verdienenden Verfassers. Vorzüglich wichtig sind auch unter anderen die neuen Aufschlüsse über die Gletscher, deren Beschaffenheit, Bildung und Ausdehnung. Man freut sich über die Regsamkeit, welche dieser kühne Bergbesteiger bey der Untersuchung der sich darbietenden Gegenstände an den Tag legt, und folgt seinen Naturschilderungen mit wahrem Vergnügen.

Nicht leicht hat ein Naturforscher grössere Anstrengung und Ausdauer bewiesen, um die Natur bis in ihre kleinsten Theile und unzugänglichsten Puncte beobachtend zu verfolgen, als der Vf. der vorliegenden Schrift. Dass es ihm ernstlich darum zu thun war, die Kenntniss der Hochalpen zu fördern, sieht man aus der ganzen Art, wie er seine Reisen anstellte, aus der öfteren Wiederholung derselben in der nämlichen Gegend, aus den Gefahren, denen er sich aussetzte, um zu den entlegensten Stellen zu gelangen, und die verborgensten Verhältnisse auszumitteln. Mit bewundernswürdiger Unerschrockenheit drang er dahin vor, wo vor ihm Niemand hingekommen war, erkletterte die steilsten Alpenspitzen und unwegsamsten Gletscher und Firne. Mehr als einmal befand er sich auch wirklich in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, und die rüstigsten und bewährtesten Alpenführer wollten ihm oft nicht mehr folgen, daher er sich einigemal bitter über sie beklagt. Er wollte nun einmal, und koste es, was es wolle, davon nicht abstehen, die wahren Lagerungsverhältnisse der Alpen zu ergründen, und hat daher auch, wie er selbst in der vorangeschickten Einleitung versichert, keiner vorgefassten Ansicht Einfluss gestattet, sondern lauter reine Beobachtungen mitgetheilt. Der Wunsch, die Wissenschaft und zugleich das neugegründete Solothurner Museum zu bereichern, sowie die Freude an der erhabenen Natur Gottes in den Hochalpen, habe ihn, fährt er fort, bey seinem Unternehmen ermuthigt, und alle Schwierigkeiten überwinden lassen. Und in der That sind auch seine Schilderungen voll Sinn für die Grösse und Erhabenheit der Natur. Die Darstellung des streng Wissenschaftlichen wechselt ab mit kleinen Naturgemälden und mit manchen unterhaltenden Notizen über die Alpennatur, über Leben und Sitten der Alpenbewohner, auch geschichtliche Sagen, sowie Schicksale, Gefühle, Abentheuer der wandernden Gesellschaft betreffend. — Mit grosser Sorgfalt wurden jedesmal die Vorbereitungen und Ausrüstungen zu den einzelnen Reisen getroffen, die genauesten Instrumente ausgewählt und eigens für die Reise angefertigt. Unter der Reisegesellschaft befand sich ein Ingenieurofficier, ein Mechaniker, Maler und ein Gemsjäger.

Die erste Frage, die sich bey einem Werke dieser Art aufdringt, ist die nach den *Resultaten der angestellten Beobachtungen und gemachten Entdeckungen.* Da die Hauptresultate der Reisen unseres Vfs., wie schon bemerkt, die geognostischen sind, so wollen wir diese auch aus dem mannichfaltigen, aber nicht eben gut geordneten Inhalte des Werkes in gedrängter Kürze herausheben.

1) Als die *regelmässige Lagerung der Formationen in den Berneralpen* betrachtet der Vf. folgende: Zu unterst liegt entweder *Gneiss* und *Glimmerschiefer*, welche er für die ursprünglichsten Gebirgsarten hält, oder *Granit*, der jene gehoben und durchbrochen habe, der letzte stets in bauchigen Formen, oft aber auch in Gneiss übergehend. Dann folgt die Formation des *Alpenkalks*, nach dem Vf. identisch mit

dem Muschelkalk des Juragebirges, was er S. 84 durch die grosse Analogie beider zu beweisen sucht. Darauf ein *Zwischengebilde*, bestehend aus *Rogeneisenstein* (oolithischem Thoneisenstein), *granitartigem Sandstein* und *Grauwacke;* über diesem die *Liasformation* (Kalk, Schiefer, Mergel), und zuletzt ein eigenthümlicher sandsteinartiger Granit, den er *Halb-* oder *Hoch-Granit* nennt.

2) Diese Schichtenfolge fand er fast überall in der von ihm untersuchten Gegend der Berneralpen, im Lauterbrunnerthal, Rotthal, bey Rosenlavi, Hasle, an der Jungfrau u. s. w., nur mit Modificationen, so dass bald eine Schicht stärker oder schwächer ist, eine andere ganz fehlt, u. dgl. Das Merkwürdigste ist die *Wiederholung der Formationen in verschiedenen Höhen*, so dass immer wieder ein älteres Glied unmittelbar über ein jüngeres zu liegen kommt. So der *Alpenkalk über dem Lias*, wie z. B. an der Jungfrau, an den Well- und Engel-Hörnern und an anderen Puncten, wo der Vf. diese Lagerungen immer wieder aufs Neue schildert. So *Gneiss und Glimmerschiefer über dem Alpenkalk*, wie an der gegen Wallis gekehrten Seite der Berneralpen, wo aber die Wiederholung der älteren Formationen in umgekehrter Ordnung stattfindet, indem hier als Folge der Gebirgsarten von Unten nach Oben diese angegeben wird: Alpenkalk (jedoch ohne Versteinerungen), Glimmerschiefer, Gneiss, Porphyrgneiss, Porphyrgranit, ächter Granit oder Halbgranit, — eine allerdings auffallende Erscheinung, die man vielleicht durch eine Stürzung zu erklären geneigt seyn möchte. Auch selbst Granit und zwar *ächten Granit* fand der Vf. zuweilen *über dem Alpenkalk*, wie z. B. am Sattel unweit Rosenlavi, am Hasleberg, Pfaffenkopf, Laub- und Platten-Stock, und es läge demnach der wahre Granit ebensowohl über, als unter dem Alpenkalk. Indessen ist der Vf. nicht immer ganz mit sich einig, ob er diesen von ihm über dem Alpenkalk gesehenen Granit wirklich für ächten Granit, oder aber für Halbgranit halten soll, welcher letzte auch sonst, nämlich da, wo der Liaskalk fehlt, den Alpenkalk bedeckt.

3) Besonders bemerkt zu werden verdient ferner, dass *über dem Halbgranit*, der sonst das Höchste ausmacht, an einigen Stellen wieder *Liaskalk* gelagert ist, so dass mithin der Halbgranit in diesem Falle zwischen Liasschichten liegt, also eine völlig ungeschichtete Gebirgsmasse zwischen geschichteten. (Vgl. No. 8. Anm.) An der Jungfrau schildert der Vf. grobkörnigen Halbgranit als zwischen Alpen- und Lias-Kalk gelagert; der letzte liegt in horizontalen Schichten über dem Granit, und keilt sich zuletzt in ihm aus. Ein ähnliches *Auskeilen des Alpenkalks im sogen. Urgebirge* (Granit und Halbgranit) fand er auch noch anderwärts, z. B. am Laubstock. Ebenso Alpen- und Lias-Kalk zugleich (200 bis 300 F. mächtig), mit fast senkrechten Schichten zwischen aufgestellte Gneiss- und Glimmerschiefer-Schichten eingekeilt, im Kalkthale am Susten, beide, Kalk und Gneiss, von Halbgranit überlagert. — Der Vf. ist geneigt, dieses Auskeilen des Kalkes, ebenso wie die Auflagerung des ächten Granits auf den Alpenkalk, nicht für eine isolirte, sondern für eine normale Erscheinung zu halten.

4) Die geschichteten sogenannten Urgebirgsmassen, *Gneiss* und *Glimmerschiefer*, sind oft *vom Granit durchbrochen oder in dessen Masse verflossen*, wobey die nächst angrenzenden Schichten emporgerichtet und oft vielfach in Unordnung gebracht sind. Dessgleichen zeigen sich auch wieder *im Granit selbst Gneiss- und Glimmerschiefer-Schichten senkrecht aufgestellt*, doch ohne scharfe Grenze gegen den Granit. So fand es der Vf. auf dem Wege von Lauterbrunnen in das hochgelegene Rotthal und auf dem Grimselrücken. Am Lauteraarhorn haben die senkrecht aufgestellten Gneiss- und Glimmerschiefer-Massen unregelmässig zerstreute Granitmassen zwischen sich. Eben solche *aufgerichtete Gneiss- und Glimmerschiefer-Schichten* stehen *über abgerundeten Granitmassen* (unten ächter, oben stellenweise Halbgranit) auf dem Oberaarhorn, und *um den Granit herum* am Siedelhorn auf dem Grimseljoch. Auch die das colossale Finsteraarhorn umgebenden Hörner bestehen nach ihm aus lauter ähnlichen Gneiss- und Glimmerschiefer-Schichten, die auf dem Fusse des Centralgranits oft fast senkrecht stehen. (Daher er der Meinung ist, das Finsteraarhorn habe das ursprünglich horizontale Schiefergebilde durchbrochen und emporgehoben.)

Da, wo der Granit in Gneiss übergeht, findet sich öfters der vom Vf. sogenannte *Porphyrgranit*, in welchem grosse Feldspathkrystalle liegen, und an eben dieser Uebergangsgrenze auch die Bergkrystallgewölbe, sowie überhaupt auch andere fremdartige Fossilien, welche in dem ächten Granite der Alpen fehlen.

5) Vorzüglich wichtig für die Erklärung der Gebirgsbildung ist die Wahrnehmung des Vf.'s, dass der dunkelgraue *Alpenkalk* da, wo er auf dem Gneisse aufliegt, in allen seinen Schichten sich gleich bleibt, hingegen wo er den Granit unmittelbar bedeckt, in seinen unteren Schichten sehr auffallend verändert erscheint, indem er dann weiss, körnig, zum Theil selbst blasig und zellig (die Zellenräume oft mit Bitterspathkrystallen ausgefüllt), zugleich etwas bituminös, mit einem Worte *zu Rauchwacke oder Flötzdolomit wird.* Im Jura wird ebendieselbe Umwandlung des Muschelkalks in Flötzdolomit durch den Gyps hervorgebracht, und von den Augit- und Trapp-Gesteinen ist dieses ohnediess durch Hn. *v. Buch* schon früher bekannt.

6) Die *beiden Kalkformationen der Alpen*, *Alpenkalk* und *Lias*, werden durch das oben (No. 1) erwähnte Zwischengebilde zwar von einander getrennt, aber auch wieder *durch allmähliche Uebergänge verbunden.* So ist z. B. an der Stuffsteinalp der Alpenkalk in seiner obersten Schicht kieselhaltig und mit Quarztrümmern durchzogen, wird nach und nach grauwackenartig, und geht, indem er sich mit kleinen rothen Eisensteinkörnern anfüllt, in kalkhaltigen, Ammoniten und andere Petrefacten führenden oolithischen Thoneisenstein über, welcher die unterste Schicht des Zwischengebildes ausmacht, worauf dann granitischer Sandstein und eine porphyrische Grauwacke folgt, die

nach Oben sehr kalkhaltig wird und in den Lias übergeht. Zuweilen hat der granitische Sandstein auch keinen Liaskalk über sich, und ist dann wie verschmolzen, schwammig und bimssteinartig; so am Sattel unter dem Rosenlavigletscher, am Kirchet zwischen Meyringen und Grund, theilweise auch an der Jungfrau. — Beide Kalkformationen haben in der Höhe in der Regel eine horizontale, nach Unten eine geneigte Schichtung, in der Berührung mit dem Urgebilde aber sind sie senkrecht erhoben.

7) In der *Liasformation* ist die regelmäfsige Schichtenfolge die, dafs *der Liaskalk unten und der Liasschiefer über ihm* liegt. Der Vf. fand aber auch ein paarmal, z. B. am Bötzberge im Urserenthale, *das Umgekehrte*, nämlich den Liasschiefer unten und den Liaskalk oben liegend, über diesem dann weiterhin Glimmerschiefer, der in Gneifs und weiter nach Oben in Halbgranit übergeht. Er schreibt diese umgekehrte Lage einer Stürzung zu, ohne sie jedoch dadurch genügend begreiflich zu machen. Beide, der Liaskalk und Liasschiefer, den der Vf. zuweilen unrichtig Thonschiefer nennt, gehen nach ihm oft in einander über, und erleiden selbst mannichfaltige Veränderungen. Im Lauterbrunner Thale umschliefst der schwarze Liaskalk häufig kleine, mit Thon überzogene Knauer von festem kieselhaltigem Kalk, und geht da, wo die Knauer verschwinden, in einen Schiefer über, der bald thonig, bald mergelig, bald kieselig und grauwackenartig ist, und von *Ebel* für Thonschiefer gehalten wurde. Zuweilen liegt zwischen dem schwarzen Liaskalk und dem Liasschiefer ein grauer Rogenstein. Ueberall, wo der Halbgranit über dem Lias fehlt, ist der letzte mit Mergel, Mergelkalk und sogenanntem Grauwackenkalk bedeckt. Zuweilen, wie am Tschuggen und den Laubhörnern, finden sich über dem Mergel wieder eine Menge grofser Trümmer von Liaskalk und Liasschiefer unregelmäfsig aufgehäuft; daher der Vf. eine Durchbrechung und Emporhebung der genannten Gebirgsgipfel aus dem Kalkgebilde vermuthet. — Petrefacten finden sich am häufigsten in den Zwischen- und Uebergangs-Lagern der Liasformation, und ihre Menge steht im Allgemeinen im umgekehrten Verhältnisse mit der Mächtigkeit der Schichten, so dafs sie in den mächtigsten Schichten ganz verschwinden.

8) Was endlich noch die Lagerungsverhältnisse und die Beschaffenheit des sogenannten *Hochgranits* oder *Halbgranits* betrifft, welcher grofse Felsmassen von oft aufserordentlicher Mächtigkeit darstellt, und unter anderen auch den Gipfel der Jungfrau bildet, so versichert der Vf., denselben (fast) nie anders, als auf Liaskalk oder Liasschiefer, wo diese vorhanden sind, an einigen Puncten jedoch, wo der Lias fehlt, wie am Eiger, Mettenberg und Tofenhorn, auf dem Alpenkalk, ja in der Gegend zwischen dem Laub- und Platten-Stock auch unmittelbar auf senkrecht gestellten Gneifs- und Glimmerschiefer-Schichten und *unter* dem Alpenkalk, endlich am Unteraargletscher auch auf wahrem Granit, der in ihn übergehe, liegend gefunden zu haben, niemals aber über dem Mergel, Mergelkalk und Grauwackenkalk. Er äufsert sich dabey etwas empfindlich gegen diejenigen, welche diese Gebirgsart nicht als Granit, sondern nur als eine Art Sandstein anerkennen wollten. Und in der That weifs man auch nicht recht, was man von diesem Halbgranite halten soll, indem der Vf. das einemal ihn als ganz bestimmt vom wahren Granit unterschieden schildert, so dafs kein Uebergang möglich sey, ein anderesmal einen solchen Uebergang wirklich angiebt, wie bey dem Granit des Unteraargletschers. Das einemal und als Regel soll der Halbgranit, wie schon bemerkt, über dem Liaskalk oder Alpenkalk, das anderemal unter dem letzten und in der Nähe des Rotthals selbst auch unter dem Liaskalk liegen. Zu seinem unterscheidenden Charakter soll es ferner gehören, dafs er ungeschichtet sey, und doch ist auch wieder, z. B. S. 67, ausdrücklich von einem regelmäfsig geschichteten Halbgranit die Rede! So erklärt der Vf. auch, seiner eigenen Charakteristik entgegen, den unter das Thal der Aar sich einsenkenden gneifsartigen Granit für Halbgranit, und bey manchem anderen ist er nicht einmal mit sich einig, ob er ihn dem wahren Granit oder dem Halbgranit zuzählen soll. — Eine überraschende Erscheinung ist es, dafs der Halbgranit an manchen Stellen, wo der Kalk ausgewittert ist (wie am Eingange ins Rotthal), frey und hoch über den letzten hereinragt, so dafs man zwischen beiden Schutz gegen die Witterung findet.

Wir gehen zu den *Folgerungen* über, die der Vf. aus seinen Beobachtungen zieht, die aber noch viel Bedenkliches haben, zumal wenn man mit seiner Ansicht über den sogenannten Halbgranit nicht übereinstimmt, deren einige überdiefs von der Art sind, dafs man ihre Consequenz, nach den vorgelegten Thatsachen, nicht einsieht. — Nach der Theorie des Vfs. giebt es *drey Classen von Gebirgsformationen*, *primitive*, *secundäre* und *tertiäre*. Die beiden letzten Namen braucht er aber in einem ganz ungewöhnlichen Sinne, indem er unter den secundären Gebirgsformationen halbvulkanische, unter den tertiären ächtvulkanische versteht. *Im Alpengebirge* sind nach ihm die *ursprünglichen Formationen* die Formationen des *Gneifses* und *Glimmerschiefers*, welche zusammen die erste, und die Formationen des *Alpen*- und *Lias-Kalks*, dem stellenweise der Jurakalk folgt, welche zusammen die zweyte primitive Reihe ausmachen. Beide Reihen scheinen ihm, weil sie in einander übergehen und ihre Schichten wechseln, gleichzeitiger Bildung zu seyn, aber einen entgegengesetzten Entwickelungsgang befolgt zu haben; die erste soll sich von Aufsen nach Innen, die zweyte von Innen nach Aufsen fortgebildet haben. Alle diese Formationen, sagt er S. 315, deuten durch ihre vielen Wechselungen, fremdartigen Einlagerungen u. dgl. darauf hin, dafs die Bildungsperioden sehr in sich bewegt gewesen, und dafs keine einzelne Bildungsnorm als allgemeiner Mafsstab angenommen werden könne. — Von den primitiven Formationen unterscheidet er die *secundären* als solche Gebilde, die durch Metamorphosen aus den primitiven hervorgingen, als diese noch nicht erstarrt waren, welche Veränderung durch die beym Uebergange des Flüssigen ins Feste sich entwickelnde Wärme veranlafst

worden ſey. Aus der erſten primitiven Reihe ſeyen durch ſolche Metamorphoſe der *Granit*, *Porphyrgranit* und *Halbgranit*, aus der zweyten der *Gyps*, *Dolomit* und *Halbdolomit* entſtanden, wozu noch als mehr mechaniſche Erzeugniſſe die *Nagelfluh* und die *Conglomerate* kommen. So iſt alſo nach dem Vf. der Granit und Halbgranit nichts Anderes als zerſtörter und umgewandelter Gneiſs und Glimmerſchiefer, der Gyps, Dolomit und Halbdolomit umgewandelter Alpen- und Lias-Kalk. (Der Dolomit ſoll gröſstentheils aus Alpenkalk, dem kleinſten Theile nach aus Liaskalk entſtanden ſeyn.) Indem ſich der Granit gleichzeitig mit der erfolgten Umwandelung durch unterirdiſche Kräfte hob, wurde auch das über ihm Liegende, alſo zunächſt Gneiſs und Glimmerſchiefer, entweder gleichfalls mit gehoben, oder von der von Unten ſich entwickelnden Luft durchbrochen; die im letzten Falle entſtandenen Trümmer ſollen dann auch wieder nach Oben gedrängt, zuſammengeſchichtet und in einander gebacken worden ſeyn (man ſieht aber nicht ein, wie und wodurch?). Die Hebung des Granits von Unten nach Oben geſchah zum Theil, als der Kalk noch in ſeiner Schichtenbildung begriffen war; ebendadurch wurden die Kalkſchichten gegen die Mittellinie der Alpen, wo die Erhebung zuerſt Statt fand, am meiſten gehoben. Später erfolgten noch gewaltigere Hebungen und Senkungen, die innere Maſſe wurde wieder getrennt, mit Gängen durchtrümmert und emporgetrieben. Nach jeder Hebung ſcheine die Kalkbildung wieder begonnen zu haben, daher die Wiederholung der Kalkformationen. — Während der Bildung der höheren Alpen ſey in den niedrigeren Gebirgen der Lias fortwährend mit jüngeren Formationen (Jurakalk, Molaſſe u. ſ. w.) bedeckt worden; nach dem Erſtarren jener Hauptgebirge aber habe ſich die ununterbrochen fortdauernde innere Thätigkeit der Erde nur hin und wieder und zwar auf eine weit heftigere Art, die wir vulkaniſch nennen, geäuſsert, und ſo ſeyen die *tertiären oder vulkaniſchen Gebirge* entſtanden, durch Metamorphoſe theils aus primitiven, theils aus ſecundären; als beide ſchon ihre ſtarre Form hatten. Wir übergehen das Uebrige, was der Vf. noch, als weitere, allgemeinere Folgerungen, über das Leben und den Athmungsproceſs der Erde, über die unterirdiſche Zunahme der Wärme, über das Weſen des Organismus und dergl. ſeinen Betrachtungen beyfügt, und wollen in Betreff der hier vorgetragenen Umwandelungstheorie nur die einzige Frage aufwerfen, ob ſich wohl die Vorſtellung von einem, längere Zeit hindurch dauernden weichen Zuſtande kryſtalliniſcher Gebilde mit dem, was die Erfahrung vom Kryſtalliſationsproceſſe lehrt, verträgt; ob es dem Vf. unbekannt iſt, daſs alle kryſtalliniſchen Gebilde in dem Maſse, wie ſie ſucceſſiv aus einer Auflöſung hervorgehen, erſtarren, was in verhältniſsmäſsig ſehr kurzer Zeit und, der richtigen Theorie der Kryſtallbildung als einer polariſchen Erſcheinung gemäſs, gleichſam mit Einemmal geſchieht. Und geſetzt, der kryſtalliniſche Gneiſs und Glimmerſchiefer wären wirklich urſprünglich eine Zeitlang in einem weichen Zuſtande geweſen, und aus ihnen erſt durch die gewaltige Einwirkung unterirdiſcher Kräfte und zugleich durch Hebung der Granit gebildet worden, wie könnten da in dieſem letzten noch ſich Kryſtalle erhalten haben? Denn wären die Kryſtalle nach der gemachten Vorausſetzung noch weich geweſen, hätten ſie da nicht nothwendig bey der vorgegangenen gewaltſamen Kataſtrophe zerquetſcht, verſchoben, in einander gedrückt oder ganz zerſtört werden müſſen? Und doch finden wir gerade im Gemenge des Granits die vollkommenſten Kryſtalle von Feldſpath, Quarz und anderen Foſſilien, wie ſie ſich nur bey völliger Ruhe des Auflöſungsmittels geſtalten können. So viel iſt gewiſs: man darf mit der Vorausſetzung ſolcher Umwandelungen, wie ſie der Vf. annimmt, nicht ſo freygebig ſeyn; die Möglichkeit derſelben muſs vor Allem aus der inneren Maſſenbeſchaffenheit und aus der Geſtaltung der Gemengtheile dargethan werden, ehe man ſich eine weitere Ausmalung geſtattet.

Auf dieſe Darlegung der Hauptreſultate des Werkes und der daraus gezogenen Folgerungen laſſen wir nun eine gedrängte *Inhaltsüberſicht* der geſchilderten Reiſen folgen.

1) *Zweck* und *Vorbereitung*. Unter Anderem Angabe der mitgenommenen Inſtrumente und Apparate und Aufzählung der Reiſegeſellſchaft. — 2) *Reiſe nach dem Rotthal*. Von Solothurn aus über Unterſeen, Lauterbrunnen, das Lauterbrunner Thal, über die ſteile Stuffſteinalp in das ſchauerlich-wilde Rotthal, das höchſte Alpenthal, am ſüdweſtlichen Abhange der Jungfrau, voller Gletſcher und faſt noch ganz unbekannt. Die Liasformation erhebt ſich hier zu einer beträchtlichen Höhe. Der Vf. drang bis in den Hintergrund des Rotthals vor und zu dem majeſtätiſchen Firn hinauf. Er ſchaltet hier auch Bemerkungen ein über das dumpfe, einem fernen Kanonendonner ähnliche Getöſe, das man zuweilen im Sommer von dieſen Höhen herab in den unteren Gegenden vernimmt, und das auf verſchiedene Weiſe erklärt worden iſt. Nach ſeiner Meinung wird daſſelbe durch eine Luftzerſetzung mittelſt Elektricität verurſacht, wodurch die Atmoſphäre zugleich dunſtig wird. Er ſetzt es in Verbindung mit einer anderen Erſcheinung in den Alpen, die gleichfalls, wie jene, im Herbſte ſich einſtellt, nämlich mit dem ſogenannten Brenner, einem ſtarken elektriſchen Leuchten ohne Donner, welches die dunſtvolle Atmoſphäre wieder aufhellt.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 3 2.

NATURGESCHICHTE.

SOLOTHURN, b. Amiet-Lutiger (LEIPZIG, in Commiss. b. Fr. Fleischer): *Naturhistorische Alpenreise.* Vorgelesen der naturforschenden Gesellschaft in Solothurn von ihrem Vorsteher *Fr. Jos. Hugi*, Lehrer u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

3) *Dritte Reise ins Rotthal* (1829) *und geognostische Rückblicke.* Der Vf. dringt abermals bis zum Rotthalfirn hinauf, muss aber von seinem Plane, die Kuppe der Jungfrau von dort aus zu erklimmen, wegen der Unentschlossenheit der Lauterbrunner Führer abstehen. Er giebt eine geognostische Uebersicht der Formationen vom Lauterbrunnerthale bis zur Jungfraukuppe. — 4) *Reise nach Strahleck*, *Tschuggen* u. s. w. [Von Rosenlavi, welches im Buche gleichfalls in der Ueberschrift steht, ist in diesem Abschnitte mit keinem Worte die Rede.] Zwischen dem Lauterbrunnerthal und Grindelwald Alpen- und Lias-Kalk. Ersteigung der Scheileck, des Zäsenbergs mit seinem Gletscher, der Strahleck, des Eismeers, des Tschuggen und des oberen Grindelwaldgletschers. — 5) *Rosenlavi*, *Urbach*, *Hasle.* Gefahrvolle Besteigung des Rosenlavigletschers. In der ganzen Gegend wieder Alpen- und Lias-Kalk mit dem Zwischengebilde; so an den Well- und Engel-Hörnern, am Sattel, Stellihorn, Tosenhorn. Resultate der zu verschiedenen Zeiten vom Vf. angestellten geognostischen Untersuchungen am Hasleberg, Laub-, Pfaffen- und Platten-Stock und an den Engelhörnern. — 6) *Reise nach dem Finsteraarhorn.* Besteigung des Oberaargletschers, der durch sein Herabrücken grosse Felsentrümmerungen verursacht, und des Vieschersfirns. Höchst gefahrvolles Erklimmen des steilen Finsteraarhorns. Dreymal bereiste der Vf. dasselbe, und zweymal schwebte er hier in Lebensgefahr. In dieser Höhe von 12—14,000 Fuss wird der Gesichtskreis sehr enge, die Gegenstände verfliessen gleichsam in einander und das Sonnenlicht, vom Firn reflectirt, wirkt höchst empfindlich auf die Augen, daher man Schleyer und blaue Brillen zu Hülfe nehmen muss. Das Finsteraarhorn besteht an seinem höchsten Gipfel aus wenig zusammenhängenden Hornblend- und Syenit-Massen, nebst Rudimenten von verwittertem Gneiss- und Glimmer-Schiefer, tiefer aus Granit und Halbgranit. Dabey ist es merkwürdig, dass die dasselbe umgebenden Hörner lauter aufgerichtete Gneiss- und Glimmerschiefer-Schichten enthalten. — 7) *Grimsel*, *Unteraar*, *Gotthard*, *Titlis.* Schilderung der von der Grimsel aus gemachten Excursionen, und Resultate dreyer Reisen nach dem Unteraargletscher, der seit 18 Jahren um ½ Stunde vorgerückt ist, und den der Vf. S. 177 für den in wissenschaftlicher Hinsicht interessantesten Gletscher erklärt. Einiges über Witterungsverhältnisse und den Fön, welcher nicht, wie man gewöhnlich glaubt, aus Italien kommt, sondern aus einem Westwinde auf den Alpen entsteht, der erst in den Gründen seine Richtung in eine südnördliche umändert. Geognostische Beschaffenheit der südlichen Seite der Berner Alpen. Bemerkungen über den Bötsberg, der sich vom Urserenthale aus erhebt, über den Susten und Titlis. — 8) *Tschingel* und *Lötsch*, *Formazza*, *Pilatus* und *Rigi.* Diese Reise gab mehr Ausbeute in Ansehung der Gletscher und Firne, als in Betreff des Geognostischen. Um den Griesgletscher mannichfaltige Gebilde, Syenit, Glimmerschiefer, Kalk, Dolomit mit zahlreichen Glimmerstäubchen und Rauchwacke; bey Formazza Dolomit auf Granit; am Rigi Kalknagelfluh, deren Bildung noch sehr ungewiss ist. Der Vf. glaubt nicht, dass die Nagelfluh durch ein Herbeyrollen und Zusammenbacken der Geschiebe entstanden sey, weil man diese zu weit herleiten müsste, weil sie durch das kalkige Bindemittel so fest verbunden sind, und das ganze Gebilde überdiess regelmässig geschichtet und eingesenkt ist. Seine Meinung ist vielmehr, dass bey der inneren Gasentwickelung, wahrscheinlich in Folge der Metamorphose des Gneisses in Granit, die aufgelagerte Reihenfolge der noch nicht erhärteten Kalkformationen, aus denen der Rigi, ebenso wie der benachbarte Bürgenstock und Pilatus, ursprünglich bestanden habe, durchbrochen, von den Gasströmen durch einander nach Oben getrieben und abgerundet, und erst bey einiger Festigkeit und gehemmter Gasentwickelung als Ganzmasse aufgehoben worden sey. (!) Denselben Ursprung möge auch die Kieselnagelfluh mit kalkigem Bindemittel haben. Am Pilatus Molasse, Nagelfluh, Liaskalk, steinkörniger Sandstein und Grauwacke. — 9) *Folgerungen und Ansichten.* Das Wesentlichste hievon ist bereits mitgetheilt worden.

Ein ganz besonderes Interesse gewährt der letzte (10te) Abschnitt, welcher *Bemerkungen über die Gletscher* enthält. Wiewohl der Vf. eine vollständige Ge-

schichte der Gletscher erst später zu liefern verspricht, so giebt er doch auch schon in diesen Bemerkungen viele sehr wichtige Aufschlüsse über diese eben so erhabenen als gefürchteten Naturgebilde. Zuerst über die gebräuchlichen Benennungen. *Firne* heissen die kleinkörnigen und zwar aus rundlichen Körnern bestehenden, viel Luft enthaltenden Schneemassen, welche unaufhörlich die hohen Gebirgsgipfel einhüllen; *Gletscher* weiter nach Unten vorkommende, mehr oder weniger grobkörnige, keine oder wenig Luft einschliessende Schneemassen, in welchen die crystallinischen Theile fester in einander gekeilt sind; *Eismeere* weite Strecken zusammenhängender Firne, von deren unterem Rande die Gletscher ausgehen. Gegen ihre untere Fläche zu werden die Firne auch mehr grobkörnig und daher gletscherartig, welcher Umstand zu dem Beweise beyträgt, dass die Firnmasse in Gletschermasse übergehe, indem beym Herabsteigen gegen das Thal durch unteres Abschmelzen das feine Korn sich in grobes umwandelt. Die mittlere Dicke der Gletscher beträgt 80—100 Fuss, die der Firne 120—180 Fuss. Bey einer Höhe von 7600 Fuss werden die Gletscher zu Firnen, und es ist diese Grenzlinie zwischen beiden, die Firnlinie oder obere Gletscherlinie, nach dem Vf. eine constante, während hingegen die untere Gletscherlinie, ebenso wie die sogenannte Schneelinie, sehr unbestimmt und die letzte an den südlichen Abhängen weit höher ist, als an den nördlichen. Ueber die Ursache des Vorrückens der Gletscher spricht sich der Vf. nicht bestimmt aus, und deutet nur soviel an, dass keine der bisherigen Erklärungsweisen die richtige sey, dass das Herabsteigen nicht bloss mechanisch durch das Gewicht der Massen und durch unteres Schmelzen, sondern vornehmlich durch innere Ausdehnung bedingt werde, und dass die Gletscher stets aus Firnen entstehen, welche unter fortwährender Entwickelung vorwärts rücken. Die Firne werden vermöge ihrer gekörnten Beschaffenheit durch die einwirkende Wärme bloss aufgelockert, die Gletscher dagegen erhalten bey ihrer festen Consistenz wegen der in ihnen hervorgebrachten Spannung Risse und Spalten, sowohl oben als unten, oben bey Tage und im Sommer, unten bey Nacht und im Winter, was der Vf. von der entgegengesetzten Spannung ableitet, die durch das abwechselnde Erwärmen und Erkalten der oberen und unteren Eisflächen entsteht. — Mehreres Andere, wie z. B. die Bemerkungen über die Gufferlinien, über das Ausstossen fremder Körper, die in die Gletscher gefallen sind, über die Erscheinungen beym Herabstürzen der Gletscher, über die Ursache des rothen Schnees u. dergl., müssen wir hier aus Mangel an Raum übergehen, und die Leser, welche über diese Dinge Belehrung wünschen, auf die sehr ansprechende Schilderung in dem Buche selbst verweisen.

Ehe wir aber unseren Bericht über das vorliegende, an Beobachtungen so reiche Werk schliessen, haben wir noch ein paar Worte über dessen *Form* hinzuzufügen. Der Vf. drückt sich nicht immer deutlich genug aus; seine Sprache ist kräftig, aber nicht immer edel; oft hat er mit der Darstellung und, wie es scheint, auch mit seinen Ideen selbst zu kämpfen. Manchmal kann man nur aus dem Zusammenhange den Sinn errathen. Am gelungensten wird seine Sprache da, wo ihn die Erhabenheit der Alpennatur begeistert, zum sprechenden Beweise, dass ein lebhaftes und richtiges Gefühl sich selbst die beste Sprache bildet. Kein geringer Uebelstand in Absicht der Form des Werkes ist, dass der Vf. in den einzelnen Abschnitten mehr als *eine* Reise mit einander verschmolzen hat. Die Darstellung würde viel zusammenhängender und fliessender seyn, wenn er in jedem Abschnitte eine einzige Reise zu Grunde gelegt, und an deren Schilderung die auf anderen Reisen in derselben Gegend gesammelten Beobachtungen angereiht hätte. So aber ist die Erzählung oft abgebrochen und die Orientirung schwierig. Am wenigsten wird es der wissenschaftliche Leser dem Vf. danken, wenn er öfters von einer Gebirgsregion zu reden anfängt, dann auf etwas Anderes übergeht, und erst später wieder auf jene zurückkommt.

Als Beyspiele von unrichtigen Ausdrücken und falschen Constructionen mögen folgende dienen: S. 18: „Es wurde der übrigen Instrumente bedacht," statt gedacht. S. 29: „Angeführte Rudimente des Gneisses und sein Verfliessen in die Masse des Granits — ist für die Geschichte der Erde nicht ohne Bedeutung," statt: die angeführten Rudimente d. G. u. s. V. sind u. s. w. S. 34 unten: „*umänderten*" statt umgeänderten. S. 35 die völlig undeutsche Redensart: „Erst später können wir näher über den Grund dieser Metamorphosen *eintreten*". S. 50: „*graukörniger Kalk*", statt grauer körniger Kalk. S. 151: „*enthomologisch*", was jedoch vielleicht ein Druckfehler seyn könnte. S. 229: „*Hätte* nicht umgekehrt," statt wäre. S. 308: „Wohlbefressene Leiber". (!) S. 325: „*Poetius*", statt Boetius. Ferner schreibt der Vf. immer: *der* Barometer, *der* Thermometer, *ferners*, statt ferner, *gesöndert*, *ungläublich*, *tröcknen*, statt gesondert, unglaublich, trocknen; *statt diesem*, für: statt dessen (z. B. S. 86), *wegen dem*, statt wegen dessen (z. B. S. 39), *Oxid*, *Oxidation*, *Porphir*, statt Oxyd, Porphyr. Ein neugebildetes Wort, welchem schwerlich Jemand Beyfall schenken wird, ist: „*besäulen*" (S. 232). — Einer Erklärung hätten wohl die für die meisten Leser unverständlichen Ausdrücke bedurft: *Tobel*, *austobeln*, *missfarbig*, *Fluh*. Von dem Worte „*guxen*" findet sich, nachdem es von vorn herein wiederholt gebraucht worden ist, erst S. 255 eine nicht ganz befriedigende Erklärung. — Unter die Nachlässigkeiten müssen wir es rechnen, dass der Vf. an vielen Stellen (z. B. S. 76, 96 u. s. w.) *Glimmerschichten* statt Glimmerschieferschichten schreibt, ja selbst auch *Glimmer* statt Glimmerschiefer. Dass er aber an solchen Stellen wirklich den Glimmerschiefer verstanden wissen wolle, geht ganz klar aus dem S. 163 und 245 Gesagten hervor. Gleich unrichtig gebraucht er den Ausdruck „*körniger Bruch*", wo er, allem Anscheine nach, den unebenen Bruch meint, und eben so noch andere unwissenschaftliche und oft zugleich unverständliche Ausdrücke, wie z. B. *grobartiger Querbruch* S. 78. Die Beschreibungen der Gebirgsarten sind oft sonderbar und nicht in den, in der Geognosie gebräuchlichen Kunstausdrü-

chen abgefafst. Auch liest man nicht ohne Verwunderung S. 107 „*Feldspathwürfel*", statt Feldspathfäulen.

Aller dieser Mängel ungeachtet gebührt dem *Hugi*'schen Werke eine der ersten Stellen in der Reihe der verdienstvollesten Werke unserer neueren geognostischen Literatur, und wir wünschen nichts sehnlicher, als dass der von uns hochgeachtete Verfasser die betretene Bahn rastlos verfolgen, und uns recht bald durch die Mittheilung der weiteren Ergebnisse seiner Forschungen erfreuen möge.

Schliefslich ist auch der sehr schätzbaren Zugabe zu gedenken, welche das Werk an den 8 Tabellen barometrisch bestimmter Höhenpuncte, an 16 Tafeln von Gebirgsprofilen, an zwey Gletscherchärtchen und dem Titelkupfer nebst der Vignette besitzt, wovon jenes die Wanderung ins Rotthal, diese den Hüttenbau zwischen dem Roth- und Finster-Aarhorn sehr gut gezeichnet und gestochen vorstellt.

E. G.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DESSAU, b. Ackermann: *Luthers Briefe an die Fürsten von Anhalt. Gröfstentheils zum ersten Male herausgegeben*, oder mit den Urschriften verglichen von *Heinrich Lindner*, herzogl. Anhalt-Dess. Bibliothekar. 1830. XVI u. 107 S. 8. (9 gr.)

Auch unter dem Haupttitel: *Mittheilungen aus der Anhaltischen Geschichte. Zweytes Heft.* Luthers Briefe an die Fürsten von Anhalt enthaltend.

Wir bedauern sehr, dass diese höchst dankenswerthe Mittheilung zahlreicher, zum gröfsten Theile noch bisher ungedruckt gebliebener Briefe *Luthers* den hier zuletzt angegebenen Titel als Haupttitel führt, und so in alle Bücherverzeichnisse übergehen wird. Denn diefs möchte bey dem Vertriebe derselben leicht Anlafs zu Irrungen geben, so, dass diese zu einer genaueren Kenntnifs der Reformationsgeschichte beynahe unentbehrlichen Blätter von den rechten Männern unbeachtet zu bleiben in Gefahr gerathen dürften. Um so eifriger wünschen wir, dass diese unsere Anzeige mit beytragen möge, dem gerügten offenbaren Misgriff des Herausgebers möglichst zu entgegnen.

Man erhält hier aus dem Hochfürstl. Gesammtarchiv zu Dessau 39 *ungedruckte*, 21 *verglichene* und 11 *unverglichene*, folglich die ganze Reihe der an die Fürsten von Anhalt vorhandenen Briefe *Luthers*, an der Zahl 71, denen noch ein schönes Nachwort oder Nachschreiben des Fürsten *Georg* an Fürst *Wolfgang* S. 106 beygegeben worden ist. Sie sind an die Fürsten *Johann*, *Georg*, *Joachim* und *Wolfgang*, außerdem aber noch an die Fürstin von Anhalt *Margaretha* (Br. 30 u. 59) gerichtet, und die zum ersten Male hier gedruckten Briefe geben uns neue Beweise, in welchen freundlichen, und man könnte sagen, recht traulichen Verhältnissen 14 Jahre hindurch, nämlich vom Jahre 1532 bis 1546 *Luther* mit diesem fürstlichen Hause gestanden habe. Er wurde von demselben besonders in allen kirchlichen Angelegenheiten um Rath gefragt; er musste die erfoderlichen evangelischen Prediger schaffen; er entschuldigt sich oft, neuen Einladungen nicht folgen zu können, oder diesen und jenen Brief unbeantwortet gelassen zu haben; er dankt für erhaltenes Wildpret, bittet auch wohl für Andere um solches (S. 61. 75) u. s. w. Ja, in dem Briefe an die obengenannte Fürstin, d. d. 26 Sept. 1537, lesen wir: „Gnedige furstin Nachdem E f g im Jungsten abschid mir anzeigung gethan, das dieselb E f gn. geneigt vnd willens wär, sich anher zu Derselben Fraw mutter zu begeben. Vnnd derwegen begert, das ich Ew. u. s. w. sampt etliche Zugetanen personen herberg in meiner behausung widerfahren lassen wolt oder sunst nahe darumb eine beqweme herberg auffrichtenn, Nu hab ich weil die stadt allenthalben vol volks vnnd albereit alle winckel vnd gaatz vol sein, Ew. u. s. w. kein füglich wonung konnen noch wissen auszurichten. Achte es deshalb nicht vor notig, das Ew. u. s. w. bei derselben fraw mutter sey u. s. w." Und die Fürstin zürnte nicht! Nach dem folgenden Briefe, S. 44, sitzt *Luthers* „*kethe*" bey der kranken gn. fraw Marggreuin auf dem Bette und „schweiget sie". Manche Briefe enthalten scherzhafte, wohl gar humoristische Stellen, z. B. der 9te S. 13 (wir lassen nunmehr die alte Wortschreibung weg): „Seyen Ew. u. s. w. ja fröhlich. Mein Paternoster und ich auch sind bey Ew. u. s. w., doch müssen sich Ew. u. s. w. etwas besorgen (fürchten) für M. Francisco auf dem Schachspiel; denn er hälts dafür, dass er's sehr wohl könne. Und ich wollt eine schöne Rose drum geben, dass er's so wohl könnte, als er sich's lässet dünken. *Den Ritter weiss er zu setzen, den Rochen zu ziehen, und die Bauern zu gekeln; aber „die frawe" ist sein Meister in dem Spiel, vielleicht in anderem mehr.* XII Jun. 1534." Auch von seinen Krankheitszufällen unterhält Luther die Fürsten; z. B. in dem 25 Br. d. d. 1 Febr. 1537: „Ich hab nu wohl drey Tage am Husten und „Cattarnus vnd dergleichen schnyrkeln" gelegen, dass ich an die Luft nie kommen bin, darf auch noch nicht heraus." Und am 27 Aug. 1544 schreibt er (S. 89): „Von Herzen gern wollt ich auf Ew. u. s. w. Begehr kommen. Ich bin aber jetzt beim kommen von Zeiz so müde des Fahrens, dass ich nicht gehen noch stehen kann, schier auch Sitzens überdrüssig, daran ich spüre mein Alter, und meines Leibes Sinken und Senken hinunter unter der Erden: Gott helfe bald mit Gnaden. Derhalben ich muss still seyn und ruhen, bis es mit mir anders werde."

Rec. versagt sich sehr ungern, Mehreres aus den erst jetzt bekannt gewordenen Briefen auszuheben, glaubt aber mit dem Gegebenen alle Freunde des grofsen Reformators zu ihrer Lesung angeregt zu haben. Er geht daher in seinem Berichte weiter, und gedenkt, dass alle die hier zum ersten Male

abgedruckten Briefe ganz genau nach Urſchriften, ſelbſt mit den offenbaren Nachläſſigkeiten der Feder, z. B. *brauläg* (S. 61), *tranſſubſtantio*, *Dreſen*, u. ſ. w., und mit der ſonderbaren Interpunction, gegeben ſind. Hievon haben wir oben ſchon recht abſichtlich eine Probe aufgeſtellt. Nach der Verſicherung des Hn. *L.* hat er ſelber die Correctur mit der möglichſten Sorgfalt geleſen. Wir ſtehen keinen Augenblick an, dieſe Verfahrungsart dem Herausgeber zu dem gröſsten Verdienſte anzurechnen, und zwar eines Theils, weil eine ſolche wort- und buchſtabengetreue Behandlung der *Lutheri*ſchen Handſchriften jetzt ſehr ſelten gefunden wird, und man das 16 Jahrhundert nur allzuhäufig nach dem 19 ummodeln will, anderen Theils aber, weil man mit den *Lutheri*ſchen Briefen früherhin gar zu willkührlich umgegangen iſt. Rec. hat vor ungefähr 15 Jahren viele ſolche Briefe, die in der herzogl. Bibliothek zu Gotha aufbewahrt ſind, mit den vorhandenen Abdrücken verglichen, und unglaubliche Verſchiedenheiten entdeckt, z. B. *infantibus* ſt. *in cunis*. Ueberhaupt aber, warum wollen wir nicht den Mann mit allen ſeinen Eigenheiten und mit allen den Merkzeichen ſeiner Zeit nehmen? Iſt es denn ſo ſchwer, ſich an einige Abbreviaturen, und an eine von der unſerigen nur in einzelnen Buchſtaben abweichende Schreibung mancher Wörter, wie „*ynn*" ſt. in, „*das*" ſt. daſs, und beſonders an die Formel „E f g" ſt. E. F. G., oder Ew. Fürſtl. Gnaden, zu gewöhnen?

Hie und da ſind auch einige Noten beygefügt, unter denen die S. 90 die früheren Ausgaben, ſowie die neueſte, die *de Wette*'ſche, zurecht weiſet. Nicht ganz treffend finden wir dagegen S. 30 die Anmerkung, welche die Briefe von Nr. 20 — 24 zu dem Heftigſten rechnen will, was *Luther* geſchrieben habe. Nein, weder dieſe Briefe, noch alles Andere, was wir über die *Schenitz*'ſche Sache aus Luthers Feder haben, können verglichen werden mit ſeinen Ausfällen gegen den *König Heinrich VIII* (J. 1522), gegen gewiſſe *Witzlinge in Leipzig* (J. 1529), *wider das Papſtthum zu Rom vom Teufel geſtiftet* (J. 1545), u. dergl.

Wir können dieſe Anzeige nicht ſchlieſsen, ohne noch einiger Nachrichten zu gedenken, welche S. XIV des Vorworts gegeben werden, und die Jedem, dem die Literatur-Geſchichte des 16 Jahrhunderts nicht ganz gleichgültig iſt, ungemein willkommen ſeyn werden. In dem herzogl. Anhaltiſchen Geſammtarchiv zu Deſſau befinden ſich: 1) „*ein Theil der Lutheriſchen Bibelüberſetzung*, und zwar, wie die noch jetzt gebräuchlichen mit Rothſtift beygefügten Zeichen des Setzers zeigen, der zum Druck beſtimmten Handſchrift, welche die Sorgfalt Luthers im Beſſern und Feilen durch zahlreiche Aenderungen deutlich bezeugt. Die Handſchrift fängt mit Cap. VIII *des Buches der Richter* an, umfaſst *das Buch Ruth*, *die Bücher Samuelis*, *die BB. der Chronika*, *Esra*, *Nehemia*, und ſchlieſst mit Cap. IX *des Buches der Eſther*." Mehrere der übrigen Theile dieſer Handſchrift, eben ſo mit rothen Zeichen und der nachbeſſernden Hand *Luthers* verſehen, namentlich den Propheten Jeremias, findet man auf der herzogl. Bibliothek zu Gotha. Vergl. *Luthers deutſche Schriften*. Gotha, b. Becker. Bd. III. S. 444, wo auch eine in Kupfer geſtochene Probe zu ſehen iſt. „2) Auſser den in dem vorliegenden Heft abgedruckten *Briefen an die Fürſten*, die wahrſcheinlich *ſämmtlichen Briefe Luthers an Spalatin*, die ſomit ſeit dem erſten Abdrucke ſchwerlich verglichen ſind. Daſſelbe gilt auch von 94 *Briefen Luthers an Hausmann*. Ferner findet ſich hier 4) eine groſse Anzahl *gleichzeitiger Abſchriften Lutherſcher Briefe*, ſowohl einzeln, als in gröſseren Heften und Büchern. Endlich 5) eine zahlreiche Sammlung Handſchriften verſchiedener Art von berühmten Männern jener Zeit, vor allen *Fürſt Georgs*, *Juſtus Jonas* u. ſ. w." Möchten dieſe Schätze bald gehörig benutzt werden!

Κιμ.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Dresden* und *Leipzig*, b. Arnold: *Scherz und Ernſt*, von *H. Clauren*. Vierte Sammlung. Sechſtes bis achtes Bdchen. *Das Vatererbe*. 1827. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1827. No. 98.]

Reichthümer fallen auch dieſsmal der Heldin im eigentlichſten Sinne zu; ſie braucht nur das Händchen auszuſtrecken, um die durch viele Hände gegangene, um die goldne groſsväterliche Erbſchaft noch in denſelben Säcken, mit derſelben Etikette und Siegeln, wie ſie der Verſtorbene einpackte, beſchrieb und petſchirte, in Empfang zu nehmen. Schön und reizend, geliebt und verliebt iſt ſie auch, das verſteht ſich; aber ſie tändelt weniger als die übrigen Damen des bekannten Schriftſtellers, noch wird ſo viel getändelt, gelüſtelt, gewitzelt, und mit nachläſſigen, um nicht zu ſagen, gemeinſten Ausfällen um ſich geworfen, als es die Art des Schöpfers der Wally's, Liebli's u. ſ. w. iſt. Selbſt kein Auszug aus dem *Almanac des Gourmands*, oder ein Artikel aus einer techniſchen Encyklopädie, kommt vor. Statt deſſen wird gezeigt, wie Untreue ſich ſelbſt beſtraft, und wie ſchrecklich der Krieg in den Jahren 1806 bis 1813 in Norddeutſchland gewüthet, was manche Deutſche vergeſſen zu haben ſcheinen, und wohl gar die Habgier, den Hohn, die Härte der Unterdrücker ihres Vaterlands für Verläumdung erklären. Es war alſo ein verdienſtliches Unternehmen, eine Skizze von dem damaligen Zuſtand, mit ſtarken, jedoch keinesweges übertriebenen Zügen, den Ungläubigen vorzuhalten, und darin, ſowie in der Behandlungsweiſe, iſt der Vf. zu loben, und dieſe Erzählung zu ſeinen fleckenloſen, beſſeren zu zählen.

Vir.

ERGÄNZUNGSBÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, in d. Gebauerschen Buchdruckerey: *Ueber die Verdienste des Herrn Consistorialraths und Professor Dr. August Tholuck um die Schrifterklärung.* Ein Sendschreiben an ihn und ein Beytrag zur wissenschaftlichen Erklärung des Briefes Pauli an die Römer, von Dr. *Carl Friedrich August Fritzsche*, ordentl. Professor der Theologie in Rostock. 1831. VI und 148 S. gr. 8.

Veranlassung zu dieser gelehrten und merkwürdigen Streitschrift hat die bekannte, gegen zwey Hallische Theologen gerichtete, öffentliche Denunciation in der sogenannten evangelischen Kirchenzeitung gegeben. Da es mit jener Denunciation auf nichts Geringeres abgesehen war, als auf die Vernichtung des Lebenselements unserer Hochschulen, der Lehrfreyheit, so war nichts natürlicher, als dass Gottesgelehrte aller Systeme dagegen auftraten, und für das goldne Kleinod laut sprachen. Auch Hr. D. *Fritzsche*, in Rostock, that diess in der Schrift: *Ueber die unveränderte Geltung der Augsburg. Confession in der protestant. Kirche und über die Unterdrückung des Rationalismus von Rechtswegen.* Leipzig. 1830, welche nächstens in diesen Blättern beurtheilt werden soll. Hier war S. 60 f. geäussert worden, man pflege den Hn. D. *Tholuck* als den gelehrtesten Theologen seiner Partey zu bezeichnen, und er möge auch wohl gelehrter seyn, als die Herren *Hengstenberg* und *Guerike;* allein weder im Semitischen, noch im Griechischen besitze er so gründliche Sprachkenntnisse, um bey Erklärung der heiligen Schrift auch nur *mässigen* wissenschaftlichen Anfoderungen zu genügen. Diess augenscheinlich darzuthun, müsse als unabweisbare Pflicht erscheinen, „*wenn Tholuck in seinem blinden Zeloteneifer*, mit welchem er das göttliche Wort nach dem Sinne der jetzigen Pietisten verdrehe," fortfahren sollte. Ohne seinen Ton und seine Auslegungsweise zu ändern, hatte Hr. D. *Th.* am Schlusse der Vorrede zur dritten Auflage seines Commentares über den Römerbrief kurzweg gesagt: „Was die neuerlichen *renommistischen* Ausfälle des Hn. D. *Fritzsche* in Rostock gegen meine exegetischen Arbeiten betrifft, *so kenne ich die Quelle derselben*, und wünsche nur, dass sich Hr. D. *Fr.* seiner Zeit seiner Leidenschaftlichkeit schämen möge." Hiedurch fand Hr. *Fr.* sich veranlasst, um den Vorwurf der Renommisterey von sich abzulehnen, *ex professo* zu zeigen, dass er dem Hn. D. *Tholuck* keinesweges Unrecht gethan. Diess geschieht in der Schrift, die wir jetzt anzuzeigen haben. Da dieselbe schwerlich auf ein grosses Publicum rechnen darf, und dennoch es wichtig ist, dass auch diejenigen, welche sie nicht lesen, einen Mann, der eine Reform der Theologie unternimmt, näher kennen lernen: so wird Rec. sich bemühen, den Lesern eine klare Uebersicht der Hauptpuncte, um welche sich dieser Streit drehet, zu verschaffen, und zu diesem Behufe die gegen Hn. *Th.* vorgebrachten Beschuldigungen samt einigen Beweisstellen, so weit es geschehen kann, mit den eigenen Worten des Censors ausheben. Das Urtheil kann füglich den Lesern überlassen werden. Der hin und wieder sehr gereizte Ton des Kritikers, den man hinweg wünschen möchte, kann vielleicht in den vorbezeichneten Umständen einige Entschuldigung finden.

Gleich S. 3 ff. wird die Behauptung aufgestellt, Hr. D. *Th.* sey in der griechischen *Formlehre* nichts weniger als tactfest; und da er verfehlte Erklärungen spöttisch *originell*, *naiv* zu nennen pflege, so müsse man ihn, wenn man sich seiner Ausdrucksweise bedienen wolle, den *originellsten und naivsten Schrifterklärer der neueren und neuesten Zeit* nennen. Diess glaubt Hr. *F.* damit zu beweisen, dass Hr. *Th.* ἐξεκαύθησαν Röm. 1, 27 von ἐκκαύω herleitet; aus der hallischen Waisenhausgrammatik, die hier mehrmals citirt wird, wahrscheinlich weil sie für einen hallischen Gelehrten am zugänglichsten seyn möchte, hätte *Th.* ja lernen können, dass jenes Wort von ἐκκαίω herkomme. Neu sey nicht minder die Behauptung zu Röm. 5, 14, dass τύπος von τύπω herstamme. Die Philologen hätten bis jetzt das Wort von τύπτω deducirt, und die Form τύπω für eine Chimäre philologischer Ignoranz ausgegeben. Zu Röm. 4, 11 beschenke uns der Interpres mit einem neuen Substantiv, τὸ δακτύλιον, da bekanntlich nur ὁ δακτύλιος im Sprachgebrauche existirt habe. Auch die Abwandelung des Wortes ἀποκαραδοκία von κάρα und δοκέω (!) sey eine naive Neuerung, da ἀποκαραδοκία zunächst mit ἀποκαραδοκέω zusammenhänge, dieses wiederum von καραδοκέω herkomme, und καραδοκέω aus κάρα und δοκεύω zusammengesetzt sey. Ein anderes Geschenk mache Hr. *Th.* mit einem Verbo λογίζειν; bis jetzt habe man nur ein Verbum λογίζεσθαι gekannt. Auch die ganz neue Ableitung des Substant. ἐριθεία von ἐριθίζειν oder ἐρίζειν (!), und dass Hr. *Th.* zu Röm. 12, 2

in der Stelle 2 Corinth. 9, 10 χορηγήσαι — πληθύναι und αὐξήσαι die *Optativen* für *Infinitiven* hält, und dabey die Kleinigkeit übersieht, dass die Worte dann ja accentuirt seyn müssten: χορηγῆσαι — πληθῦναι und αὐξῆσαι, bleibt nicht unbemerkt. Ob man nun aus solchen Erscheinungen, deren sich im Commentare mehrere darbieten, schliessen dürfe, Hr. D. *Th.* habe die griechische Formlehre schlecht inne, mögen alle, die die griechische Grammatik auch nur leidlich erlernt haben, selbst entscheiden. Hr. *F.* nennt das Gerügte geradehin *Schnitzer*, und bedient sich desselben Ausdrucks abwechselnd (denn zuweilen werden sie *Verstösse* genannt) auch von den übrigen Fehlern, die er in acht Capiteln aufführt. Wir geben aus jedem Capitel etwas.

Cap. I. Verstösse gegen das Lexikon. Hier kommt vieles sehr Unerwartete vor. Καί soll Röm. 1, 13 (καὶ ἐκωλύθην ἄχρι τ. δεῦρο) *aber* bedeuten, und für καίπερ stehen; diess finde, wird dagegen erinnert, so wenig Statt, als das lateinische *et* und das deutsche *und* auch *obgleich* heisse. Das vielbesprochene ἱεροσυλεῖν Röm. 2, 22 sollen manche Ausleger, die es auf das Entziehen der Tempelabgaben bezogen, in *metaphorischer* Bedeutung genommen haben. Dagegen wird S. 9 gefragt: „Was mag sich doch der Hr. Doctor unter einer Metapher denken?" Die ganze Stelle wird übrigens sehr ausführlich besprochen, und dabey vieles, vom Hn. *Th.* Vorgebrachte als grundfalsch bezeichnet. Die Sünde *zudecken* (vergeben) heisst nach Hn. *Th.* נָשָׂא עָוֹן, der Opponent meint, dass ja nur das Pihel כִּפֶּר diese Bedeutung habe. Eine Andeutung der Hinfälligkeit und Schwäche der Menschen findet Hr. *Th.* schon in der Bezeichnung אֱנוֹשׁ, indem er das Wort von אָנַשׁ *krank seyn* ableitet. Der Kritiker behauptet aber in Uebereinstimmung mit *Gesenius* (*Thes. T. I. p.* 86), der Begriff *Mensch* habe auch in den semitischen Sprachen zu denjenigen gehören müssen, welche am allerfrühesten Bezeichnungen erhielten, die sonach nicht von anderen Wörtern und am wenigsten so abgeleitet werden dürften, dass die Etymologie tiefsinnige Reflexionen über die Beschaffenheit der menschlichen Natur voraussetze. Dabey wird indess zugestanden, dass diese Etymologie fromm und tief klinge, und dem Systeme des Vf.'s wohl zusage. In einer Note wird aber eine Ableitung der Namen unserer Stammältern, die sich in *Seligmanns* Leichenpredigten findet, aus der *deutschen* Sprache angeführt. Adam heisst: „*A*ch *D*u *A*rmer *M*ensch", und Eva: „*E*rde *V*nd *A*sche." Hr. *F.* hält diese Herleitung für fast noch tiefer, als die *Tholucki*'sche; überlässt aber billig dem Leser die Wahl zwischen beiden. Zu Röm. 1, 30 behauptet der Vf. des Commentars, θεοστυγεῖς (*hoc accentu!*) könne im passiven Sinne genommen werden. Der Censor hat gegen die ganze Erörterung dieser Stelle sehr viel einzuwenden, und über das sehr streitige Wort in einer gelehrten lateinischen Note sich ausführlich verbreitet. In der kurzen Anmerkung zu Röm. 9, 29 — καὶ ὡς Γόμοῤῥα ἂν ὡμοιώθημεν — „ὁμοιοῦσθαι bey den LXX mit ὡς statt mit dem Dativ verbunden (Hos. 4, 6. Ezech. 32, 2), *weil* im Hebr. הָיָה mit כְּ" — sollen fast eben so viele Fehler gemacht, als Worte gesetzt worden seyn. Rec. kann die dafür angeführten Gründe nicht anders als genügend finden. Nicht einmal die emphatische Bedeutung *feststehen*, welche ἱστάναι haben soll, will Hr. *F.* anerkennen, sondern sagt sehr dreist, es hätte wenigstens ἵστασθαι, oder ἑστάναι, oder στῆναι gesagt werden müssen. Wir müssen diess an Philologen von Profession verweisen. Dass Röm. 10, 3 ὑποτάσσεσθαι eine Uebersetzung des aramäischen קַבֵּל seyn solle, findet der Censor unbesonnen, da Hr. *Th.* in der Einleitung die *Bertholdt*'sche Hypothese von einem aramäischen Originaltexte des Briefes verworfen und zugestanden habe, der Tarsenser Paulus habe, was er griechisch geschrieben, sich gewiss nicht erst in der aramäischen Sprache zu denken nöthig gehabt. Das sind nur einige Proben aus diesem reichhaltigen Capitel, an dessen Schlusse der Vf. sagt, dass er nicht den *zwanzigsten* Theil der lexikalischen Irrthümer im *Tholucki*schen Commentare hier zur Sprache gebracht. Auf Erfodern will er das beweisen, und nach den gegebenen Proben ist wohl nicht zu bezweifeln, dass der Beweis gelingen werde.

Cap. II. Verstösse gegen die Syntax. Noch reichhaltiger, als das vorhergehende. Der beschränkte Raum verbietet uns aber, Auszüge daraus mit solcher Ausführlichkeit zu geben, dass die Leser das *Für* und *Wider* in den, zum Theil sehr umständlichen, gelehrten Erörterungen, die auch, ganz von ihrer nächsten polemischen Tendenz abgesehen, werthvoll erscheinen, überblicken könnten. Also nur Weniges, was sich kurz sagen lässt. Röm. 5, 5 (ἡ δὲ ἐλπὶς οὐ καταισχύνει) soll „doch wohl der Artikel ἡ für *pronom. demonstr.* αὕτη (so accentuirt Hr. *Th.* statt des herkömmlichen αὕτη) seyn." Hr. *F.* will weder diese Behauptung, noch diese Schreibung anerkennen. Eben so wenig findet er's räthlich ἀνθεστῶς statt ἀνθέστηκε zu schreiben, weil sich das einmal nicht gehöre. In der angenommenen Construction διὰ τῆς πίστεως ἐν τῷ αὐτοῦ αἵματι und in der Erklärung dieser Worte: „*durch den Glauben an seinen blutigen Tod*" soll Hr. *Th.* einen Doppelschnitzer gemacht haben, indem ja, sollte seine Deutung zulässig seyn, der Artikel τῆς hätte wiederholt (διὰ τῆς πίστεως τῆς —) und εἰς anstatt ἐν gesetzt werden müssen. Beweisstellen aus Classikern sind nach S. 37 aus *Kypke* und nach S. 39 aus *Sturz* (*lexic. Xenoph.*) falsch abgeschrieben. Die Hauptstelle, in welcher κατέναντι in der Bedeutung von ὅμοιος stehen soll (LXX Genes. 2, 18), *hat das in Rede genommene Wort gar nicht*, sondern κατ' αὐτόν. Auch mit diesem Tadel, dass Hr. *Th.* nicht einmal richtig *abschreibe*, hat es seine volle Richtigkeit. Zu Röm. 9, 1 wird im Commentare angemerkt, ἐν Χριστῷ werde von mehreren Auslegern als Eidesformel genommen, „*gleich dem* πρὸς τὸν Χριστόν." Das kann Hr. *F.* nicht billigen; er schreibt S. 53: „Also wusste der tiefgelehrte Vf. nicht, was doch keinem, auch nur in den Elementen der griechischen Sprache einiger Massen Bewanderten unbekannt seyn kann, dass in Schwüren πρός nur mit dem *Genitiv* vorkommt?" Auch

hier wird neben *Matthiä* auf die hallische Waisenhausgrammatik verwiesen. An dieser Stelle soll Hr. *Th.* nach S. 55 bey aller Vernunftscheu sogar auf die Klippen des Rationalismus gerathen seyn, da ja seine Erklärung, nach welcher ἐν Χριστῷ *das Element bezeichnet, in welchem Pauli Seele sich damals bewegte*, im Grunde ganz mit der von ihm als *matt* und *rationalistisch* verworfenen: „*ich rede die Wahrheit in der Verbindung mit Christo*", auf eins hinauslaufe. Wenn aber gleich dieser Tadel gegründet ist, so muss man doch gestehen, was auch der Censor anderwärts rühmt, dass Hr. *Th.* an gar manchen Stellen der Vernunft und dem Rationalismus seinen bescheidenen Theil giebt. Folgen würde also aus solchen rationalistisch klingenden Uebereilungen bloss, dass, wie auch Hr. *F.* (S. 53) zugesteht, „*nur das Fleisch dem frommen Manne einmal einen Streich gespielt habe.*" Röm. 9, 22 lösst Hr. *Th.* θέλων durch χαίρεις ἔθελε auf. „Er weiss also nicht einmal, bemerkt hier der Censor, was den Elementarschülern wohl bekannt ist, dass χαίρεις nur mit dem Participio construirt wird, folglich zu schreiben war: χαίρεις θέλων." Dergleichen wird Vieles gerügt, und der Censor will es gar nicht angemessen finden, dass Hr. D. *Tholuck*, ungeachtet seiner Unkenntniss der alten Sprachen (und diese liegt freylich am Tage), von den ausgezeichnetsten *verstorbenen* Exegeten sehr wegwerfend spricht, dass er z. B. einen *Hugo Grotius* der Verkehrtheit und Unüberlegtheit beschuldigt, einen *Semler* der gänzlichen Unüberlegtheit bezüchtigt, und anderen Interpreten andere *Epitheta ornantia* zutheilt. Possierlich muss es daher Hr. *F.* finden, wenn der von philologischen Kenntnissen Entblösste über *Heumann* sagt: „am meisten fehlen ihm *philologische* Kenntnisse", und an *Flatts* Vorlesungen „*Mangel an genauer philologischer Begründung*" rügt. Mehrere Stellen werden in diesem Abschnitte ausführlich erörtert, und S. 58 ff. befindet sich in einer langen Note wieder ein gelehrter lateinischer Excurs über οὐχ οἷον δὲ Röm. 9, 6, bey dem wir gerne länger verweilten, wenn der Raum es gestattete.

Cap. III. Von der Unklarheit und Verworrenheit unseres Schriftgelehrten. Es heisst S. 61: „An zahlreichen Stellen seiner Commentare betrachtet der Vf. übereinstimmende Erklärungen als verschiedene, und umgekehrt; der Gedankenzusammenhang des Schriftstellers ist wohl oft vom Vf. verwirrt, aber nie, oder doch nur höchst selten, wenn er auch dem aufmerksamen Leser noch so deutlich vor Augen lag, aufgeklärt worden." Den ersten Tadel belegt Hr. *F.* Cap. VII, wo von der Benutzung der früheren Erklärer die Rede ist; den letzten Vorwurf sucht er S. 62 ff. zu begründen. Sehr merkwürdige Dinge, aus denen man erkennt, wie verworren es in dem Kopfe des Hallischen Interpreten aussieht, sind auch hier zu lesen; aber die Aushebung einzelner Beyspiele würde mehr Raum erfodern, als wir an diesem Orte haben. Wir verweisen die Leser daher auf die Schrift selbst.

Cap. IV. Von dem Einflusse, welchen Hr. Th. der Dogmatik auf seine Erklärungen verstattet. Er findet z. B. Röm. 8, 3 die *obedientia Christi activa*, nimmt dieses widerbiblische Dogma an mehreren Stellen (z. B. S. 201. 422) in Schutz, bezieht Röm. 9, 5 — ὁ ὢν ἐπὶ πάντων θεὸς auf Christum, entschuldigt zu Röm. 11, 9 den Psalm. 69, 23. 24 Verwünschungen ausstossenden Sänger nach den Grundsätzen der pharisäischen, antichristischen Moral damit, der Verwünscher habe die Feinde der Theokratie als *seine eigenen* angesehen, und ihnen gegenüber sich als Repräsentanten der Gottesfürchtigen und seine Feinde als Feinde Gottes betrachtet. Hr. *F.* hat dagegen viel zu erinnern. Was er über Röm. 9, 5 zur Beseitigung eines, auch von anerkannt trefflichen Erklärern, urgirten sprachlichen Einwandes gegen die Beziehung der streitigen Worte *auf Gott* sagt, muss Rec. unbedingt billigen, und es denen zur Beachtung empfehlen, die noch immer aus dieser Stelle beweisen, dass Christus „*Gott* über alles" genannt werde. Historisch referiren wir nur, dass Hr. *F.* über die Art, wie die Fluchpsalmenstellen hier gerechtfertigt werden, S. 74 schreibt: „Nach diesen Grundsätzen dürfte sich auch der Hr. Consist. Rath an der Spitze seiner Pietisten als Repräsentanten der Gläubigen betrachten, *seine* Feinde, die Altevangelischen, und alle, die nicht der Berliner Zeitungstheologie zugethan sind, für *Feinde Gottes* ausgeben, und sie *als Ungläubige* hassen und verfolgen." Dass der weiland grosse *Hegel* Hn. *Th.* den Repräsentanten der pietistischen Richtung unserer Zeit genannt habe, wird weiter unten (S. 101) bemerkt. Wir hatten das noch nicht gewusst. S. 75 macht der Censor darauf aufmerksam, dass der Hr. Consist. Rath S. 419 ff. *die* protestantische Kirche im Gegensatze zu *seinen lebendigen* (Conventikel) Christen für *die entartete* erklärt. Hiedurch werde ja deutlich zu erkennen gegeben, dass *der* entarteten Kirche eine Reformation an Haupt und Gliedern Noth thue. „Da werde ich warm", schreibt Hr. *F.* „Mein Hr. Consist. Rath, um als zweyter Luther die Kirche zu reformiren, dazu taugen Sie in keinem Betrachte; vor allen Dingen müssten Sie als Reformator etwas Tüchtiges gelernt haben. (Ja wohl!) Verdenken Sie es den Theologen, die Sie ungläubige und fleischliche nennen, nicht, wenn sie, sobald sie Sie und ihre *gelehrten* Freunde, selbst, die das *Jus* verstehen, nicht ausgenommen, als Reformatoren der Kirche denken, und mit *Luther*, *Melanthon* und den übrigen Säulen der Kirche zur Zeit der Reformation vergleichen, wegen des Contrastes entweder lachen und spotten, oder auch ihrem und ihrer Freunde entsetzlichen Dünkel gerecht zürnen, und die unerhörte Anmasung gebührend zurückweisen."

Cap. V. Tholucks Kritik. „Mit Bedauern muss ich sagen, dass der Hr. Consist. Rath von der Kritik so gut, wie nichts versteht." — Der Censor fodert hierauf Hn. *Th.* auf, „mindestens Eine Stelle aufzuweisen, wo er als Kritiker nur etwas *Leidliches* (etwas Vorzügliches verlange Niemand von ihm) geleistet habe. Gerügt wird, dass Hr. *Th.* wichtige Varianten ganz mit Stillschweigen übergehe, von falschen Lesarten als von richtigen spreche, und durch dieses gewissenlose Verfahren (so nennt es Hr. *F.* S. 80 mit Recht) den reinen Urtext, d. i. das lautere Gotteswort, entferne, und an

dessen Stelle die Schreibefehler unwissender Mönche setze. Wo aber Hr. *Th.* kritisirt, da ist Alles verkehrt. Rec. muss die Leser auf die Belege in der Schrift verweisen. Eine sehr gründliche Beurtheilung der verschiedenen Lesarten in der Stelle Röm. 1, 32 wird S. 81 ff. gegeben.

Cap. VI. Andere unliebsame Erscheinungen. Hier kommen schlimme Dinge vor. Hr. *F.* schliesst S. 101 in Beziehung auf die vielen Verstösse des Hn. *Th.* im Griechischen mit der unliebsamen Bemerkung, er wisse aus der Schulzeitung, dass nach den, im Preuss. Staate bestehenden, gesetzlichen Bestimmungen der zur Universität abgehende Gymnasiast, um das Zeugniss der *unbedingten* Reife zu erhalten, eine Uebersetzung in das Griechische *ohne Verletzung der Grammatik und Accente* abzufassen im Stande seyn müsse. „Hr. D. *Tholuck*," wird nun fortgefahren, „ist also entweder unreif von der Schule abgegangen, oder hat seine vormalige Primanerreife als Professor und Commentarschreiber wieder verloren." Es kommt sodann die Rede auf das Hebräische. Hr. *Th.* wolle für einen grossen Orientalisten gelten; aber er wisse nicht, das erste Wort in der ganzen heil. Schrift richtig zu schreiben, denn er schreibe בְּרֵשִׁית, eben so wenig den Namen des ersten Menschen, den er mit auffallender Consequenz (mehrere Stellen der *Tholuck*'schen Commentare werden nachgewiesen) אָרָם schreibe. Dass sich nun Hr. *Th.* solcher Schnitzer, dergleichen Hr. *F.* mehrere aushebt, schämen lerne, ist der hier judaisirende Kritiker geneigt, in dem אָרַם einen tiefen kabbalistisch-prophetischen Sinn anzunehmen: וְאָרָם *et erubescet, scil. Tholuck.* Aus dem Himmelsbrote mache der Hr. Consist. Rath Brot *von* Himmel, = *aus Himmel gebackenes Brot;* denn, weil er keinen Begriff von Artikelsetzung habe, so schreibe er לֶחֶם מִן שָׁמַיִם statt לֶחֶם מִן הַשָּׁמַיִם.

Unsere Leser werden es nicht bedauern, das Weitere, was über die Leistungen des Hn. *Th.* im Hebräischen gesagt wird, im Buche selbst nachzulesen. Sehr gute Bemerkungen stehen S. 102 über das vielbesprochene γαββαθᾶ Joh. 19, 33. Es folgt das *Aramäische.* Dankbar wird anerkannt, dass Hr. *Th.* sich in Verbindung mit Hn. D. *Hengstenberg* das gar nicht kleine Verdienst erworben habe, den Erlöser im A. T. schon *in dem Engel des Herrn* der historischen Bücher nach den chaldäischen Paraphrasen nachzuweisen; aber bedauert wird, dass er denselben immer noch nicht *richtig schreiben* könne; denn er schreibe noch in der neuesten Ausgabe des Johannes: מַלְאָכָא דַיוי anstatt מַלְאֲכָא דַיְיָ. Noch ein anderes Beyspiel einer solchen unliebsamen Verirrung wird aus der *ersten* Ausgabe des Commentars angeführt; „und wenn," so wird fortgefahren, „von des Vfs. eigenen Leistungen die Rede ist, so muss eigentlich diese Ausgabe citirt werden, da in der zweyten Ausgabe einem, dem Rec. zu Ohren gekommenen, Gerüchte gemäss (Hr. *Th.* wird am besten wissen, ob es gegründet ist) die Berichtigung des Gröbsten von der verbessernden Durchsicht eines ausgezeichneten jungen Orientalisten herrühren soll." Ist Hr. *F.* falsch berichtet, so wird Hr. D. *Tholuck* nicht unterlassen, ihn eines Besseren zu belehren. Nun kommt das *Arabische* an die Reihe. Wie hier Hr. *Th.* sammt einer grossen, von ihm aber nicht genannten, Autorität *in Orientalibus* gefehlt hat, ist ergötzlich zu lesen, und Rec. möchte es als einen interessanten Beytrag zu einer neuen Ausgabe der Schrift *de Charletaneria eruditorum* empfehlen. Das Aethiopische und Persische macht den Beschluss. Hr. *F.* spricht hier von gelehrten (aus *Ludolfs* Lexikon entlehnten) *Klingelbemerkungen*, die Rec., dem diese Sprachen fremd sind, nicht zu würdigen versteht. Klang haben sie allerdings.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Wolbrecht: *Erzählungen*, von *M. Nebelitz.* Enthaltend: Entführungen. Die Freunde. Die Freier. Der Räthselhafte. Der Schwede. 1832. 313 S. 12. (1 Rthlr. 6 gr.)

Sancho Pansa, vergnüglichen Andenkens, pries den Mann hoch, der den Schlaf erfand; wir wären fast versucht, ein Loblied für den Mann anzustimmen, welcher die Worte ersonnen. Wie schön reiht sich eins ans andere, Zeile an Zeile, Seite an Seite, und eine Erzählung ist fertig, die recht hübsch lautet, die über das Verdauungsstündchen gefällig weghilft, und den Kopf nicht anstrengt. Die beiden letzten Erzählungen haben nun freylich ausser den Worten auch Gedanken; daher wäre anzurathen, sie zu anderen Stunden als jene zu lesen, und nicht zwey Blätter umzuschlagen, was bey den drey ersten Geschichten meistens, ohne den Zusammenhang zu stören, geschehen kann.

Vir.

München, b. Wolf: *Novellen von Phantasus.* Erster Thl. 108 S. Zweyter Thl. 119 S. 1831. 8. (2 Rthlr.)

Das Phantastischeste am ganzen Buch ist der hohe Preis desselben, bey sehr mittelmässiger Ausstattung von Seiten des Verlegers und der verdienstlichen, aber doch nicht überschwenglichen von Seiten des Vfs. Phantasie ist keinesweges seine ausgezeichnetste Seelenkraft; er stellt Geschichtliches und Erfundenes in einer guten körnigen Prosa, verständig und anschaulich dar, und hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn man, durch seinen Schriftstellernamen verführt, die Novellen nicht in der Art vorzüglich findet, als er es wohl meinte, und der Leser es zu erwarten berechtigt war.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE, in d. Gebauerschen Buchdruckerey: *Ueber die Verdienste des Herrn Consistorialraths und Professor Dr. August Tholuck um die Schrifterklärung* u. s. w. Von Dr. *Carl Friedrich August Fritzsche* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Cap. VII. *Von der Benutzung früherer Erklärer.* Hier kommt zur Sprache, dass Hr. *Th.* so reichliche Auszüge aus den *Kirchenvätern* und *Reformatoren* giebt, was schon auf dem Titel als besonderer Vorzug seiner Commentare angekündigt werde. Hr. *F.* ist der Meinung, dass aus den Kirchenvätern, obschon *Chrysostomus* und *Theodoret* manches Gute haben, in exegetischer Hinsicht wenig zu lernen sey. In ihren Schriften liege ja keine reinwissenschaftliche, sondern eine populär praktische Exegese vor, und wozu Postillenbemerkungen in einem gelehrten Commentare? Rec. setzt hinzu, dass die Kirchenväter, selbst die besseren, doch gar zu viel Abgeschmacktes und Sinnloses sagen, wodurch die heil. Schrift nur lächerlich wird. Eine *Chrestomathia patristica* würde den reichlichsten Stoff zu Spöttereyen über das Heilige darbieten. Die Reformatoren, wird fortgefahren, könne niemand höher achten, als der Censor; aber wer dürfte *Luther* und *Melanchthon* den exegetischen Heroen, *Erasmus, Beza, Casaubonus, Grotius,* gleichstellen? Von *Calvin,* dem Lieblinge der Pietisten, als Exegeten urtheilt Hr. *F.* sehr ungünstig. Er findet bey ihm grübelnde Spitzfindigkeit, die ungleich öfter das Richtige verfehlt, als des Mannes Scharfsinn das Wahre trifft, ein fortwährendes Hintreiben auf dogmatische Lieblingsmeinungen und eine trotzige Vertheidigung dogmatischer Vorurtheile. Dieser Behauptung muss Rec. völlig beystimmen. Was aber hier das Schlimmste ist, so hat Hr. *Th.* die Väter, wie an mehreren Stellen gezeigt wird, „*interpolirt*", und diess sey, meint der Censor, theils wohl aus Flüchtigkeit, die Hr. *Th.* im Buchmachen sich angewöhnt habe, geschehen, theils aus Unwissenheit, weil er die Väter nicht verstanden, und durch die daneben stehenden lateinischen Uebersetzungen irre geleitet worden, theils habe *Th.* vielleicht gar eine *pia fraus* gespielt, um die Väter sagen zu lassen, was die heutigen Pietisten sagen. Rec. hat die angezogenen Stellen sämmtlich nachgeschlagen und sich überzeugt, der Tadel sey gegründet. Wo man nach den Citaten glauben muss, die Väter sagen Unsinn, da sagen sie etwas Verständiges, und anderwärts wenigstens etwas ganz Anderes, als Hr. *Th.* sie sagen lässt. Sonach mag es wohl bey dem Abschreiben gar eilig gegangen seyn. Sonst wäre es, dass wir nur Einiges anführen, doch kaum möglich, dass dem *Chrysostomus* in den Mund gelegt würde, was *Theophylaktus* sagt (s. S. 123), oder dass *Beza's* Uebersetzung als die *Vulgate* citirt würde. Ueber letztes Versehen giebt Hr. *F.* S. 123 folgende Auskunft: „Wie war er doch möglich, fragt man, dass ein Consist. Rath *Beza's* Uebersetzung für die *Vulgate* ausgeben konnte? Je nun, der tiefe Exeget verwechselte bey *Beza* die *zweyte* Columne, welche *Beza's* Uebersetzung enthält, mit der *dritten,* in welcher die *Vulgate* abgedruckt ist." Andere Interpolationen ist Hr. *F.* geneigt, daraus herzuleiten, dass Hr. *Th.* die Abbreviaturen in den alten griechischen Drucken nicht lesen könne, und das Perfect. τέτυφα, so wie das Plusquamperf. ἐτετύφειν nicht abzuwandeln verstehe!

Das *achte Capitel* endlich handelt von den *tiefen Bemerkungen und Betrachtungen des Hn. Th.* Der Censor ist kein Freund der jetzt von manchen Seiten her sehr belobten tiefen Exegese. Sie sey oft auf Schnitzer basirt, und verdunkle und verhunze das einfache seligmachende Wort Gottes. Was die *Tholuckische* tiefe Schriftforschung betrifft, so vermisst Hr. *F.* hier insonderheit ziemlich Alles, was eine Erklärung annehmbar machen kann. Nicht einmal Sinn und Verstand kann er darin finden, wohl aber oft das gerade Gegentheil. In dem besten Falle sey eine solche *frömmelnde* Tiefe etwa noch in pietistischen Conventikeln angebracht. Rec. mag bey diesem Capitel am wenigsten verweilen. Das blosse Durchlesen desselben und das redliche Streben, doch heraus zu bekommen, was denn Hr. Dr. *Th.* an den tiefsten Stellen eigentlich wolle, hat ihn fast zur Verzweiflung gebracht. Von Herzen wünscht er, dass es anderen Lesern besser ergehen möge. Vieles Merkwürdige trifft man übrigens auch in diesem Abschnitte an. Wie Hr. *Th.* die *Kantische* Theorie von der Zeit mit ein paar Worten über den Haufen wirft, muss die Philosophen interessiren. Hr. *F.* zeigt freylich, dass diese Theorie hier *ganz falsch* vorgetragen sey; also abermals ein wissenschaftliches *Falsum!* S. 137 nennt Hr. D. *Th.* eine Deutung des *Origenes*

(von Röm. 8, 27) *tief* und passend, bedauert aber, *dass sie den Sprachgesetzen zuwider laufe*. Diess veranlasst den Censor zu der Bemerkung, es sey doch Schade, dass die *Tiefe* einer Erklärung allein nicht hinreiche, ihr Anerkennung zu verschaffen, sondern dass auch auf den Sprachgebrauch u. s. w. etwas ankomme. „Bis jetzt warfen sich doch nur Leute, die mit der Schnelligkeit des Rehes durch das Gebiet der zur Schrifterklärung erfoderlichen philologischen Studien (durch die Schule) gelaufen waren, zu *tiefen*-Exegeten auf. — — Wenn die leidige Philologie nicht wäre, so würde schon mancher pietistische Handwerksmann, mancher gelehrte oder auch ungelehrte Oekonom und, dass wir die studirten Herrn nicht vergessen, mancher Jurist, ohne auch nur ein Wort im Griechischen und Hebräischen zu verstehen, sich zu einem *tiefen Schriftgelehrten* aufgeworfen haben." Wir meinen, dazu könnte doch wohl noch Rath werden.

Im Schlussworte an den Hn. Consist. Rath erbietet Hr. *F.* sich in dem Falle, dass Hr. *Th.* oder die Recensenten behaupten sollten, sein Beweis der vollsten Richtigkeit des über seinen Gegner ausgesprochenen Urtheils sey nicht vollständig geführt, bald in einer Fortsetzung den Commentar über den Johannes und das, was der Hallische Interpret in seinem „*Anzeiger*" darbiete, einer eben so ausführlichen Kritik zu unterwerfen. Für uns hat Hr. *F.* seinen Beweis vollständig geführt, woran unsere Leser kaum zweifeln können, wenn sie sich auch nur an die in dieser Anzeige gegebenen Auszüge halten. Und da schwerlich ein Urtheilsfähiger in anderen Zeitschriften anders urtheilen wird, so wird es nur darauf ankommen, ob Hn. *Th.* mit einer noch weiteren Beweisführung gedient ist. Abgesehen von der polemischen Tendenz, hat übrigens diese Schrift, welche mit Recht ein Beytrag zur *wissenschaftlichen* Erklärung des Römerbriefes heisst, wie wir schon oben erinnerten, auch an sich einen Werth. Die darin behandelten Schriftstellen giebt das angehängte Register an.

R. e. R.

POTSDAMM, b. Vogler: *Das liberale System, oder das freye Bürgerthum in seiner höchsten Entfaltung*, in einem Gemälde des Bundesstaates von Nordamerika praktisch dargestellt von Dr. *Ernst Ludwig Brauns*. 1ster Theil. 1831. XX u. 326 S. 8. (Complet 2 Rthlr. 16 gr.)

Der Verfasser, dem wir bereits mehrere unterrichtende Werke über Nordamerika verdanken, hat sich in dem vorliegenden ein ausgebreiteteres Feld erwählt, indem er neben einer geographisch-statistischen Darstellung des nordamerikanischen Bundesstaates zugleich seine Ansichten über diejenigen staatsrechtlichen Fragen entwickelt, welche jetzt ganz Europa bewegen. Zu dem beschreibenden Theile seiner Arbeit findet er einen vorzüglichen Beruf in einem früheren mehrjährigen Aufenthalte in dem von ihm geschilderten Staate, und bey seiner vielseitigen Belesenheit müssen die mannichfachen Erfahrungen, welche er zu sammeln Gelegenheit gehabt hat, seinen Urtheilen über Staatsverfassung ein grösseres Gewicht geben, als blosse Theorie den schulgerechtesten Entwickelungen gewähren mag. Dabey erweist er sich frey von vorgefassten Meinungen und Parteyansichten, mit Mässigung beurtheilend und erstrebend, was ihm vorliegt und als das Beste erscheint; und so darf er, wie in dem Vorworte von ihm geschieht, den Ruhm der Unparteylichkeit mit Fug ansprechen, welchem Rec. noch den einer seltenen Mässigung, mit wahrem Freymuthe verbunden, hinzufügen kann. So erscheint unserem Vf., indem er die Ereignisse nach ihren Wirkungen betrachtet, die neue französische Revolution „bedauernswerth", und die in Italien, Polen und Belgien nach diesem Vorbilde erregten Aufstände unglückschwangere, durch böse Künste und, zumal in Brüssel, durch die Einschwärzung mehrerer Tausende französischer Sanscülotten, durchgeführte Katastrophen, vom Parteygeist ausgegangen.

Die Einleitung (S. 1—144) führt, in einer geschichtlichen Entwickelung des liberalen Systems, die Behauptung aus, das Erfodernifs der Zeit sey, das monarchische Princip mit einer edeln Freyheit verbunden zu sichern, vermöge einer kräftigen und vorsichtigen Handhabung der Regierung, nach den Grundsätzen des Rechts, und mittelst einer naturgemässen Entwickelung der moralischen und intellectuellen Kräfte, auf dem Wege einer gemässigten Reform. Neue Ansichten finden sich hier nicht aufgestellt, und in der Benutzung der früher von Anderen geäusserten Meinungen fehlt es dem Vf. oft an einer wünschenswerthen Kürze und lichtvollen Ordnung. Dennoch gewährt der Aufsatz vielfache Belehrung durch den Reichthum an passenden Mittheilungen und den Geist, in welchem diese aufgefasst und benutzt worden sind. Einige Beyspiele mögen dieses Letzte, und zugleich die Schreibart unseres Vfs., darlegen. „Bis auf diesen Augenblick", sagt derselbe, „dauert diese Erprobung (des liberalen Systems) fort, damit es Allen klar werde, ob die Staaten mit weiser Fügung in unabwendbare Umstände zeitgemässe Verbesserungen im Staatshaushalte vornehmen, oder voll krasser Anhänglichkeit an das dahin geschwundene unwiederbringliche Alte sich und das Ganze in endlose Verwirrung und unvermeidliche Zerrüttung stürzen, und endlich nach langen Parteykämpfen und zerrüttenden Bürgerkriegen elend untergehend, Hellas und Roms betrübendes Schicksal in unseren Tagen erneuern wollen. So verhängt es Heil oder Fluch, Wiedergeburt zu einem besseren Leben, oder finstere, dumpfe Kirchhofsstille über die Nationen, je nachdem es von diesen mit weiser Mässigung oder verblendeter Leidenschaftlichkeit berücksichtigt wird." Von Adel und Geistlichkeit in Frankreich heisst es: „Um Alles zu erhalten und nichts aufzuopfern, gleichwie späterhin Napoleon, verloren beide Stände Alles, und bereuten zu spät ihre zu grosse Anhänglichkeit an das dahin geschwundene Alte." Ferner: „Jede Verfassung einer Nation, soll sie Bestand haben, muss materiell aus dem Verhältnisse des Grundbesitzes und moralisch aus dem Nationalcharakter sich gestalten." In Beziehung auf Nordamerika wird, zur Warnung gegen die unbe-

schränkte Liberalität des Repräsentativsystems, angeführt: „Vorzüglich durch das verruchte Banksystem, welches dem alten Feudalsysteme an Unterdrückung und Aussaugung nichts nachgiebt, erhob sich in Amerika erst eine *Goldaristokratie.* — Wer nicht ein abgefeimter Weltmann, in alle solche Künste und Intriken eingeweihet ist, erhält nie eine solche Stelle, und wenn er Sokrates Weisheit und Cato's Tugend besäße: darauf kommt gerade nichts an, sondern Alles auf Gewinnung der Volksgunst. Wer dem Volke am besten zu schmeicheln vermag, der führt die Braut heim. Männer, die sich um Repräsentantenstellen bewerben, entblöden sich nicht, den guten Ruf und Namen ihrer Nebenbuhler durch alle ersinnlichen Mittel zu untergraben, so dass sich ein Mann, dem seine Ehre und Ruhe lieb ist, um solche Stellen gar nicht bewirbt." Weiter wird bemerkt: „Die meisten dieser Klagen (über den Adel) kommen nicht aus einem Verlangen nach Gleichheit, sondern gehen aus dem schlecht versteckten Wunsche hervor, selbst den bevorrechteten Ständen anzugehören —. Ich sehe mich vergebens nach Bürgern um, ich finde nur Bürgerliche, die sich fast schämen, es zu seyn." — „Wahre gesetzliche Freyheit wollen die Aristokraten der Anmaßungen des Verstandes nicht, nur die Herrschaft ihrer Partey, sollten auch gegen Andersdenkende die empörendsten Zwangsmaßregeln angewandt werden." — „Wir leben in einer Zeit, wo auch der Starke nur durch das Recht stark bleibt, wo der Glanz nichts, das Talent allein Alles, das Schwert nur durch die Idee siegreich, und der Thron ohne die Freyheit eben so gut, als diese ohne den gesetzlichen Thron verloren ist."

Nachdem der Vf. dargethan hat, dass die Natur des Grundbesitzes auf die Verfassung entscheidenden Einfluss äussere und äussern müsse, dass die Dauer einer Verfassung davon abhänge, dass sie ihr Gepräge durch den Nationalcharakter empfängt, auch Zeit und Umstände dabey wohl beachtet werden, geht er zu der Darstellung des nordamerikanischen Bundesstaates über, um seiner Schrift die praktische Richtung zu geben, und Unerfahrne vor unüberlegten, voreiligen Schritten zu warnen. Er macht darauf aufmerksam, dass dieser Staat, verschieden von den unglücklichen südamerikanischen Republiken, so lange seine Einrichtungen erhalten und manchen Sturm überstanden habe, bloss weil „die gemäßigten Gründer desselben sich an dem früheren Staatsgebäude so wenig als nur irgend möglich Aenderungen erlaubt haben"; zum Beweise, „*dass* ein feststehendes, aufrecht erhaltendes, unbewegliches Princip zur Erhaltung eines Staates durchaus nöthig ist."

Von dieser Darstellung des nordamerikanischen Bundesstaates liefert der vorliegende erste Theil nur den ersten Abschnitt, eine Beschreibung des Landes, als seiner Lage und Grenzen, Grösse, natürlichen Beschaffenheit, seines Klima's, Bodens und seiner Naturproducte und politischen Eintheilung. Wir finden hier eine sehr anziehende Schilderung des unstreitig interessantesten Landes der Erde, mit grossem Fleisse aus einem Reichthume literarischer Hülfsmittel zusammengetragen, und in mancher Hinsicht mehr, als andere Werke über diesen Gegenstand enthalten, da unserem Vf. viele, bey uns wenig oder gar nicht bekannte, amerikanische Schriftsteller vorgelegen haben. Unter den einzelnen Mittheilungen zeichnen sich aus: die Uebersicht des Canalsystem's (S. 163—179), eine bewundernswürdige innere Handelsverbindung eines so ausgedehnten Festlandes, und die Beschreibung der Mammuthhöhle (S. 248—258). Sodann verdienen bemerkt zu werden die Empfehlungen des Zuckerahorns und des Hickory-Nussbaums, des letzten wegen der ölreichen Frucht und schönen Holzes, zum Anbau in Deutschland; der Benutzung der Rosscastanie als Gerbestoffs, des Mais (*Zea Mais*) zum Anbau, und des Kappengrases (*Zizania palustris*) seines schmackhaften Korns wegen. Einige Angaben scheinen dagegen in Irrthume zu beruhen; so die von der Grösse der nordamerikanischen Binnenseen (S. 162), welche offenbar zu klein bestimmt sind, wenn man nach bewährten Landcharten sie überschlägt, oder ihr Grössenverhältniss zu den ihnen im Umfange nahe stehenden Staaten erwägt, wo z. B. der Erie-See, hier zu 597 englischen Quadratmeilen angegeben, ungleich grösser als der Staat von Massachusetts erscheint, welcher 300 geographische Meilen Flächenmass halten soll (S. 273); sodann (S. 193) diejenige von dem Betrage der als vorzüglich fruchtbar bezeichneten westlichen Provinzen, zu 10 Bushel Waizen (zu 70 ℔) von Acre (gleich $1\frac{1}{3}$ Morgen rheinländisch), welches kaum dem Durchschnittsergebniss unserer guten Ländereyen gleich kommen würde.

Wenn S. 209 in der Note gesagt wird: „In keiner Wissenschaft haben sich die Amerikaner mehr ausgezeichnet, als in der Darstellung der sie umgebenden Natur," so ist wenigstens der Ausdruck verfehlt, und bey der Bemerkung der Note zu S. 224, dass der Hungerjahre von 1771 und 1772 ungeachtet zu Dresden ein ausserordentlich zahlreicher Hofstaat unterhalten worden sey, ist übersehen, dass einmal in Dienst genommene Männer nicht wohl wegen einzelner Misserndten entlassen und brotlos gemacht werden können, auch dass unter dem aufgezählten Personal, z. B. den 16 Ministern, 150 Kammerherrn, 97 Kammerjunkern, offenbar Viele, ja die Mehrsten unbesoldete Titularen gewesen seyn werden.

Da der wichtigste Abschnitt des Werks, die Darstellung der Verfassung des nordamerikanischen Bundesstaates, mit einer Vergleichung der Eigenthümlichkeiten der europäischen Staaten mit jenem und dem Beweise, wie wenig auf diese von jener Verfassung anwendbar sey, noch rückständig ist: so wird jeder Leser der Fortsetzung begierig entgegen harren.

Druck und Papier sind gut.

v — w.

ÖKONOMIE.

Celle, in Commiss. der Helwing'schen Hofbuchhandlung zu Hannover: *Praktische Anweisung zu dem Anbau der behakten Brachfrüchte oder Futtergewächse*, nach vierzigjähriger Erfahrung bey

dem Selbstanbau dieser Gewächse, von *J. D. Duve*, Commissär und Oberboniteur beym königlichen Landes - Oekonomie - Collegio zu Celle u. s. w. Zum Besten der Abgebrannten zu Grossen Burgwedel in der Königlich - Hannoverschen Amtsvogtey Burgwedel, Landdrostey - Bezirks Lüneburg. Mit 5 lithographirten Tafeln. 1830. 196 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf. liefert die Behandlung aller zu behakenden Futtergewächse, um sich sichere und reiche Ernten zu verschaffen. Das Ganze ist praktisch, und deutlich gegeben. Der Zweck des Unternehmens ist, dem Landmanne des Fürstenthums Lüneburg, sowie anderer Heidegegenden, denen es an nahrhaftem Heu fehlt, eine Anweisung zum Anbau von Futtergewächsen, welche für solche Gegenden passen, zur Sommer- und Winter-Stallfütterung zu ertheilen. Zu diesem Ende wird der Möhren- oder Mohrrüben-Bau, der Runkelrübenbau, der Kohl- oder Steck-Rübenbau; der Bau der schwedischen Rübe (*Rota-baga*); der Pastinaken- oder Balsternaken-Bau; der Rubenbau; der Bau des weissen Kopfkohls; der Kartoffelbau beschrieben. Zwar findet sich in den Beschreibungen nichts Neues, doch giebt das Gesagte einem jeden genügende Belehrung. Bodenart, Pflanzenart, Same, Zeit der Saat, Bearbeitung der Pflanzen auf dem Felde, Zeit der Ernte, deren Ertrag, zweckmässige Fruchtfolge u. s. w., Alles ist berücksichtiget. Sehr interessant ist die Feldbearbeitung, welcher wir unseren Beyfall geben. Ueberhaupt sind wir überzeugt, dass diese zweckmässige Bearbeitung den Mangel des Dungs und den unpassenden Boden ersetzen wird. Denn um alle die aufgezählten Brachfrüchte, welche ganz allein für das Vieh verwendet werden können, mit Vortheil zu bauen, wird schon eine gute Wirthschaft vorausgesetzt, um auch soviel Dung, als hiezu erfoderlich ist, aufbringen zu können. Doch setzt der Hakfruchtbau jede Wirthschaft bald in einen Ueberfluss, weil hiebey mehr Dung erzeugt wird. — Angehängt ist diesem Abschnitt die Anwendung der Reihen- oder Drill-Cultur beym Garten- und Gemüse-Bau. Der *zweyte* Abschnitt enthält die Lehre über Aufbewahrung und Durchwinterung der Futtergewächse und aller Gemüsearten. Beschreibung und Anweisung zum Bau eines Gewächs- oder Erd-Kellers, desgleichen die Beschreibung und Erklärung der lithographirten Tafel I. *Dritter* Abschnitt. Die Durchwinterung der Futtergewächse zur Gewinnung des nöthigen Samens. *Vierter* Abschnitt. Die Auspflanzung der zum Samentragen bestimmten Gewächse, nebst deren Behandlung bis zur völligen Reifung des Samens. *Fünfter* Abschnitt. Die Erziehung der Pflanzen, auch Durchwinterung der Pflanzen von verschiedenen Kohlarten. *Nachtrag*. Den Anbau der Wicken betreffend. Ueber den Anbau des Spörgels. Die Erklärung der lithographirten Tafeln, welche Ackerwerkzeuge enthalten.

Indem das Werk seinen Gegenstand umfassend darstellt, so läfst sich die Lehre auch anderwo anwenden, und wir wünschen nur, dass dasselbe in recht viele Hände kommen möge; es wird von Niemanden unbefriediget aus den Händen gelegt werden. Druck und Papier sind sehr gut, auch die Zeichnungen sind anschaulich und gut. R.

WESEL, in Commiss. der Beckerschen Buchhandlung: *Das Ganze der Obstbaumzucht*. Eine auf Erfahrung gegründete Belehrung, wie auf die leichteste Art im neunten Jahre aus dem Keime ein tragender Obstbaum gezogen werden kann, der Jahrhunderte wächst, Früchte trägt, und den kleinsten Bauernhof zu einem zehnfach höheren Ertrag erhebt. Zur Beförderung der allgemeinen Obstbaumzucht, besonders für jeden Bauer und Landmann, so wie für grosse Gutsbesitzer, Gärtner, auch sonstige Obstbaumliebhaber, von *G. B. Geisler*. Mit einem Anhang: Worin die Benutzung des unreifen, reifen und ganz verfaulten Obstes zum Obstwein und den vorzüglichsten Essigen, dem Weinessig vollkommen gleich, umständlich und deutlich angegeben ist, so dass jeder gleich den vortheilhaftesten Gebrauch davon machen kann. Mit vier lithographirten Tafeln. 1828. 150 S. 8. (14 gr.)

Was schon hundertmal über Obstbaumzucht und Obstbau gesagt worden, findet sich hier abermals ganz kurz und ungenügend abgehandelt. Wir haben eine Menge besserer und vollständiger Schriften über diesen Gegenstand; daher dieses Werk recht gut ungedruckt hätte bleiben dürfen. Die hier vorkommende Klage, dass Preussen in der Obstbaumzucht und dem Obstbaue noch weit hinter Baiern zurück sey, wird der Vf. nicht den Einwohnern Preussens, sondern nur dem ungünstigen Klima zurechnen können. Denn das Klima von Franken ist von dem Preussens himmelweit verschieden. Daher findet sich der Obstbau auch in Franken ganz am rechten Platze. Nur wo gute Weinlage ist, gedeihet der Obstbaum am sichersten. Preussen kann allerdings viel Obst bauen, allein man hat dort mit vielen Hindernissen zu kämpfen, unter welchen die grössere Kälte das vornehmste ist. Der Vf. kennt daher den Obstbau schlecht, wenn er glaubt, den Obstbau Frankens nach Preussen versetzen zu können. Sollte er solches wirklich wünschen, so hat er für die Möglichkeit der Ausführung gar nichts gethan, ja nicht einmal nur daran gedacht. Grosses Verdienst hätte sich derselbe um die Aufnahme und Beförderung des Obstbaues gemacht, wenn er Versuche mitgetheilt hätte, welche Obstarten in dieser oder jener Gegend Preussens anschlagen. Denn der Obstbau am Spalier hat das günstige Verhältniss nicht, als der im Freyen oder auch im Grossen betriebene. Was daher der Vf. uns hier wiederholt zu sagen bemühet ist, wissen wir schon längst, und glauben nicht, dass jemand die Obstbaumzucht daraus lernen wird. Mehr als das gemeine Praktische ist nicht gesagt, und dieses lernt sich nicht aus Büchern, sondern aus der Uebung, wobey man selbst Hand anlegt.

Druck und Papier sind gut, die Zeichnungen aber könnten lehrreicher seyn.

B.

ERGÄNZUNGSBÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

AESTHETIK.

1) Leipzig, b. Breitkopf und Härtel: *Versuch einer Aesthetik der Tonkunst*, im Zusammenhange mit den übrigen schönen Künsten nach geschichtlicher Entwickelung, von Dr. *Wilhelm Christian Müller*, Lehrer an der Hauptschule in Bremen. *Erster Theil* der ästhetisch-historischen Einleitungen in die Wissenschaft der Tonkunst. 1830. XVIII u. 375 S. 8. (3 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Uebersicht einer Chronologie der Tonkunst*, mit Andeutungen allgemeiner Civilisation und Cultur-Entwickelung, von Dr. *Wilhelm Christian Müller*, Lehrer an der Hauptschule in Bremen. *Zweyter Theil* der ästhetisch-historischen Einleitungen in die Wissenschaft der Tonkunst. 1830. XXIV u. 439 S. 8.

Der Vf. beabsichtigt durch diese Werk diejenigen, welche schon Interesse für die Musik gewonnen haben, zum Erkennen, Verehren und Geniessen des geistigen Wesens derselben, wozu selten der gemeine Weg der Technik führt, in einzelnen Fällen jedoch gute Lehrer und brauchbare Kunstwerke, als Hülfsmittel, dienen können, zu bringen. Der Mangel der Idee des wahren Schönen der Musik offenbart sich sogar an solchen grossen Virtuosen, welche die Musik wie eine hölzerne Gliederpuppe ansehen und behandeln, ihr künstlich-plastische Stellungen geben, und sie für den gemeinen Beschauer ausschmücken, deren Darstellungen aber mit dem Hauche und der Schwingung des tönenden Körpers in nichts verschwinden. Obwohl es nun dem Genie manches Künstlers, auch wohl tiefdenkenden Liebhabers, zuweilen gelingt, die Hülle zu durchdringen, das Urschöne in den Kunstproducten zu finden, und es mit reiner Freude und Liebe zu erfassen: so ist doch der Weg der Uebung und Erfahrung für die Kunstjünger zu lang, und führt oft auf den Abweg der Einseitigkeit oder der blossen Künstlichkeit, selten aber nur zur Uebersicht der veredelten Kunst und des Zusammenklanges aller schönen Künste und ihrer Entwickelung aus einem Principe nach gemeinschaftlichen Gesetzen des Wahren, des Guten und des Schönen. Darum wird hier versucht, die Kunstfreunde auf die möglichst natürliche Entstehung der einfachsten, naturgemässen, der künstlich-antiken und der durch alle Jahrhunderte herab entwickelten, modernen, jetzt zur Vollendung gesteigerten Musik zu führen, und die wesentlichen Schönheiten in der Vielfältigkeit der Erscheinungen aufzufinden. — Unstreitig hat die Idee des Vfs., die Mehrzahl der Künstler auf den alleinigen und wahren Standpunct zu führen, von dem aus sie in das innere Wesen der Kunst schauen und ihre Schönheit würdigen können, an sich schon grosse Wichtigkeit, wenn wir an den Einfluss denken, welchen die Kunst dadurch gewinnt. Sehen wir nun, wie der Vf. bey Abfassung seiner Schrift zu Werke ging.

Das Ganze beginnt mit den verschiedenen Anlagen der menschlichen Natur, deren zwey Haupttriebe, der *Erhaltung* und *Verschönerung*, sich in einzelnen Menschen zu dem Göttlichen hinneigen, die verschiedenen Richtungen der Thätigkeiten modificiren, und nach den verschiedenen Organisationen bilden. Das *Gemüth* ist das Organ für die *poetische* Welt, worin Imagination und Phantasie die Obergewalt, Verstand und Vernunft das Ministerium führen, und nach den verschiedenen Anlagen mehr oder weniger hervortreten, da aber, wo sie im gleichmässigen Verhältnisse sind, die lieblichsten und glücklichsten Naturen bezeichnen, z. B. einen *Luther*, *Haydn*, *Goethe*. Die *Liebe* ist der Einungs- und Wende-Punct aller Poesie in Dichtung und Kunst. Ohne sinnliche Rührung aber giebt es keine Poesie, und kein Werk der schönen Künste vermag uns ohne Einmischung der Sinne in eine poetische Stimmung zu versetzen und darin zu erhalten; aber auch blosses geistiges Interesse giebt eben so wenig poetischen Genuss, als dieser Genuss ohne jenes sinnliche Interesse Statt findet. Bey einem wahren poetischen Genusse sind wir uns bewusst, beides, sinnliche Rührung und geistige Thätigkeit, empfunden zu haben. Es giebt nur *Eine* Poesie, durch Auge und Ohr einwirkend, Malerey und Musik; die *innere* Poesie muss sich in einem Producte der schönen Künste verkörpert haben, und uns wie lebendig sprechen. Ohne solche poetische Fähigkeit kann kein schaffender Musikus gedacht werden, obgleich noch dazu eine lange technische Uebung und Studium kommen muss. Durch die äussere Poesie oder poetische Darstellung erlangen wir einen Begriff von der Kunst. Der Künstler eigentlich schöner Dar-

stellungen muss als *freyer* Mensch in einer selbstgeschaffenen Welt erscheinen, worin er verschiedene Gedanken und Gefühle anregt. Er unterscheidet sich aber vom mechanischen Künstler, welcher an nothwendige Bedürfnisse und Gebräuche gebunden ist. Der *freye* Geist aber des *Schönheitskünstlers* kann auch mit der Wirklichkeit spielen, wenn er das Leben selbst poetisch zu nehmen vermag. Die spielenden Kunstwerke aber, zu denen lange Mühsamkeit gehört, und welche daher mit Unrecht von Manchem geringgeschätzt werden, sind dennoch vorzüglich in der Tonkunst, als die reinsten, unschuldigsten und edelsten, zur Versittlichung der menschlichen Natur so *nothwendig*. Die Frage: was war die Musik in ihrer Urgestalt nach ästhetischer Ansicht? beantwortet Folgendes. Nach der Weltkunde vereinte sich bey den Urvölkern *Natur*, *Leben* und *Kunst* in ihrer *Religion*. Die Natursprache der Freude und des Schmerzes tönt frey aus der Brust eines jeden Menschen. Der Mensch wird seiner und anderer Empfindungen inne, ist ein singendes Geschöpf, wie keines, und Gesang ist so gut ein Zeichen der Menschheit, als der Gedanke. Die Nachtigall kann nur instinctmässig tönen, der Mensch aber willkührlich den Ausdruck seines Gefühls wiederholen. Das Kind oft eher, als es redet, und der Gesang des Wilden ist verständlicher, als seine Sprache. Wahrscheinlich brauchte man in den ältesten Zeiten keine Zeichen für unartikulirte Töne. Der *Sänger* war auch *Lehrer* der *Religion*, und *Musik* und *Dichtkunst* waren anfänglich ungetrennt. Der rohe, das momentane Gefühl ausdrückende Naturgesang ist aber noch keine Musik. Wilde Völker haben Flöten; Saiteninstrumente zeigen eine höhere Vermenschlichung des Volks. Ein singender Poet oder ein dichtender Sänger sang in seiner Begeisterung Gedanken und Empfindungen ohne vorbestimmte Formel einer Tonreihe oder eines ganz genauen Zeitmasses. Höchstens wiederholte der hebräische Sänger einige Phrasen von ähnlicher Länge, welche die Zuhörer wiederholten, wie es noch beym jüdischen und griechischen Gottesdienste geschieht. In den ältesten Zeiten gehörte bey allen Völkerschaften im Orient der ordentliche Gesang zu den Geheimnissen der Gottesverehrung, welche allein die Priester und ihre Tempeldiener kannten. Die Musikkunst war bey den Aegyptern von *Isis*, bey den Indiern von *Brama*, bey den Griechen von *Minerva* erfunden, und von *Melodeia* und *Harmoneia* (ägyptischen Nymphen?) mitgetheilt, welche unter Cadmus nach Griechenland kamen. Es ist merkwürdig, dass mit den beiden letzten die zwey Hauptbestandtheile der Tonkunst bezeichnet werden. Ohne bestimmte Melodie und ohne bestimmten Rhythmus trieb sich so die Urmusik des Orients in sehr engen Schranken herum, bis in der Folge aus dem Zustande des kunstlosen Wechsels ein Uebergang zu einem geregelten Gebrauche gefunden ward. Dieser geschah durch die Verbindung des Gesanges und Tanzes bey den an den Grenzen cultivirter Nationen wohnenden Völkerschaften. Ihre Tänze, die sinniger als unsere europäischen sind, unterscheiden sich in Worten, Tönen und Bewegungen. Homer und David sangen ihre Gedichte, und diese zeigen in einem *Rhythmus ihrer Verse eine Mannichfaltigkeit* von *Melodieen* an. Pythagoras war der Erste, der die Musik bey seiner Lehr- und Erziehungs-Anstalt als Bildungsmittel anwandte. Die Musik war auch schon in ihrer jugendlichen Periode von grosser Wirksamkeit, und ging bis an das Wundervolle. Ein Gesang, wenn gleich von mehreren tausend Unisono-Sängern, bewirkte damals Erstaunliches. In der Folge konnte die Tonkunst in Griechenland, durch Begünstigung des Klimas, Bodens, Himmels u. s. w., Fortschritte machen. Es lässt sich jedoch von der eigentlichen Beschaffenheit der antiken griechischen Musik, aus Mangel an bestimmten Tonzeichen und an genauer Kenntniss der Instrumente, nichts mit Bestimmtheit sagen. In einigen Stücken mögen freylich die Alten über uns gestanden haben; aber bey keinem Volke standen alle Künste und Wissenschaften im gleichen Verhältnisse. Gewiss ist es aber, dass es nach Alexander schon historische und theoretische Schriftsteller über Musik gab, wie Aristoteles und Aristoxenus, welcher schon vom vollkommensten Tonsysteme spricht; es entstanden die Tonarten, dorische, ionische, phrygische u. s. w. Vorzüglich aber halfen die Singschulen, worin Declamation und Musik geübt wurden, und die öffentlichen Kampfspiele die Tonkunst vervollkommnen und verbessern, obgleich die Geschichte lehrt, und Kenner der Musik es dargethan haben, dass bey der unvollkommenen Beschaffenheit der Musik keine wahrhaft mannichfaltige Schönheit der Tonkunst bey den Griechen möglich gewesen sey. Fragt man, warum die Musik nicht früher zu ihrer Vollkommenheit gekommen sey, und wie es kam, dass beynahe 1500 Jahre vergingen, ehe der Grund unserer *schöneren*, *modernen* Musik gelegt werden konnte: so ist die Antwort darauf sowohl aus inneren als äusseren Ursachen abzuleiten. Es fehlte nämlich noch immer der harmonische Dreyklang, der erst mit der Erfindung der Tasteninstrumente gefunden werden konnte, und die Einführung des bestimmten Tactes, so wie von Aussen das Gute, das schon da gewesen, wieder durch die Völkerkriege untergegangen war. Die hebräische Musik ging durch Jerusalems Zerstörung; die griechische durch Rom unter. Und ob man gleich auch damals die Theorie der Musik immer mehr auszubilden suchte, so blieb doch die Praxis sehr arm, wie man aus den im Herculanum aufgefundenen Flöten mit drey Löchern abnehmen kann. In den folgenden Jahrhunderten zerstörten die Barbaren, Vandalen, Gothen, Slaven alle Kunstwerke, und es entstand Kunstlosigkeit. Die Musik blieb in ihrer Kunstlosigkeit bis zu *Händels* und *S. Bachs* Zeiten. Sie hat in Deutschland seit *Mozart* und *Haydn* Riesenschritte gethan. Die Tonkunst konnte sich bey den ersten Christen, die ihre Gesangweisen aus griechisch-heidnischen Tempelgebräuchen genommen hatten, nicht vervollkommnen. Sie gewann aber Leben und Veredlung, als Constantin der Grosse die

christliche Religion annahm. Dennoch zeigt sich für unsere Kenntniss, Kunsthöhe, Kunstgefühl noch immer eine sehr niedere Stufe der Musik, da die Melodieen (wie die alte Litaney: g, a, h) nur 3 oder 4 Töne (wie: Herr Gott dich u. s. w. g a h c) auf oder abgingen; obgleich es unleugbar ist, dass dieser so beschränkte Gesang im Unisono mächtiger als alle Musik auf das Gemüth wirkte, und darum Einfachheit als Hauptcharakter musikalischer Schönheit betrachtet werden kann. Im siebenten Jahrhunderte schien für die Musik ein neues Morgenroth aufzugehen. Der gothische König Theoderich fand Geschmack an Musik, und liess Citherspieler aus Rom kommen; in der alten nordischen Geschichte treten Dichter und Sänger auf. Durch das Christenthum war der Kirchengesang nach Spanien, Gallien, Britanien und Germanien vorgedrungen, und der Papst Gregor verbesserte christliche Singschulen, und vereinfachte den vielfachen Choralgesang. Es wurden nun acht griechische Singweisen festgesetzt, die sich bis auf Luther erhielten, und wovon unstreitig: O Lamm Gottes u. s. w. Vom Himmel hoch u. s. w. Es ist das Heil u. s. w. herstammen. Eine Vorbereitung zur Verbesserung der Musik aber geschah durch Erfindung der Orgel, die *Pipin*, Carl des Grossen Vater, vom orientalischen Kaiser Copronymus aus Constantinopel zum Geschenk erhielt, durch deren Claves die *diatonische* Tonleiter zur *Anschauung* gebracht wurde, obgleich wegen ihrer Beschränkung (3 *Octaven*) und breiten ($2\frac{1}{2}$ Zoll) Tasten kein harmonischer Accord, sondern ein Ton in Melodie und Bass, möglich war. Daher bleibt zu jener Zeit die Musik noch in ihrem gefesselten Zustande der Mystik zurück. Ein grosser Fortschritt in der Musik zur modernen Harmonie geschah aber in der Folge hauptsächlich durch Guido von Arezzo, dem nicht nur die Erfindung des *Clavicordiums* mit engeren Tasten (dadurch Accord-Spiel) zugeschrieben wird, sondern der auch durch die Erfindung (1022) unseres Notensystems einen unvergänglichen Ruhm in der Geschichte der Tonkunst erlangt hat. Der geistreiche Guido vereinfachte nämlich nicht nur die von den Griechen noch bis dahin üblichen 1620 Zeichen, die erlernt werden mussten, sondern setzte zu den 5 gebräuchlichen Tönen: c d e f g auch noch a, so, dass c d e, f g a einen Sexaccord bildeten, woran sich unten und oben noch 3 Töne reiheten, wodurch eine Scala für $1\frac{1}{2}$ Octave und ein bequemer Spielraum für eine männliche Stimme hervorging. Seitdem entstand der harmonisch-zweystimmige Gesang, bis ins 13—14 Jahrhundert, wo er triphonisch (3stimmig) wurde. Auch entstand nun der freylich noch beschränkte Contrapunct. Ihm folgte auch bald eine Art Harmonie, die man jedoch nicht mit der unserer Cultur entsprechenden verwechseln, sondern die etwa einer solchen ähnlich gewesen seyn muss, wie sie vielleicht drey-fühlende, des Satzes aber unfähige Naturstimmen hervorbringen würden. In Deutschland war aber nun schon ein höheres geistiges Interesse angeregt. Die Entwickelung des modernen harmonischen Stils fand andere Beförderungsmittel. Bey dem freyen Geist des Reformators gewann der Choral durch die gemüthlicheren, schon in der Form musikalisch klingenden Texte, sowie durch die Composition begeisterter Componisten, eine Vollendung, wie sie kein Volk besitzt. Von Luther selbst rühren die schönsten Melodieen unseres Choralgesanges her, so wie auch noch berühmte Männer jener Zeit für den Choralgesang mitwirkten. Das Geheimniss des innersten Wesens der Musik schloss sich in der Mitte des 17 Jahrhunderts mit manchen Erfindungen auf. Die Musik des Marsches, des musikalischen Dramas, der Oper wurde erfunden, es geschah eine Verbesserung der Orgel, Violine, Flöte u. s., w. und wer weiss nicht, dass nach *Telemann* mit *Bach* und seinen Söhnen, *Händel*, *Graun*, *Hasse* u. a. die Morgenröthe der deutschen modernen Musik aufging? Noch mehr erhebt sich die europäische Tonkunst über alle Nationen theils durch noch grössere Vervollkommnung einiger Hauptinstrumente, der Orgeln (*Silbermann*), Pianofortes (*Schröder*), Violinen (*Amati*, *Stainer*), Violoncells (vor 100 Jahren von einem französischen Abbé erfunden) und Clarinette (*Denner*), theils durch die verbesserte Sprache deutscher Dichter. Dichtung der Motette, Cantate, des Oratoriums, der Oper mit Musik von *Graun*, *Händel*, *Gluck*, *Dittersdorf*, *Naumann* u. s. w. Doch die Tonkunst erreichte ihren Culminationspunct erst in der folgenden Periode. In ihrer helleren Mittagshöhe konnte sich nun das glänzendste Dreyblatt *Haydn*, *Mozart*, *Beethoven* in Freyheit bewegen, und der Cyklus unserer (in sich unendlichen) modernen Kunst, als Finalact musikalischer Kraftentwickelung alles Schönen — förmlich schliessen. Früh in die technische Kunst eingeweiht, halten sie sich nur an das Naturgesetz des Wohlklanges und der Schönheit in Erfindung reizender Melodieen im weitesten Umfange aller Instrumental-Sphären, in höchster Fülle und Kraft ausdrucksvoller Harmonieen, in contrastirenden Modulationen, pikanten Dissonanzen, vielfältigen launigen Tactarten, in Darstellungen lebendig beweglicher Charaktergemälde.

Die über diese drey musikalischen Heroen neuerer Zeit mitgetheilten biographisch-ästhetischen Nachrichten und Hinweisungen, worin man sie in ihrer Eigenthümlichkeit, als Künstler und in den besonderen Leistungen der Kunst und ihres Gebiets, näher kennen lernt, sind zu interessant, als dass Rec. nicht die Aufmerksamkeit des wahren Kunstfreundes darauf richten sollte. Gewiss ist es übrigens, dass diese drey grössten Tonmeister der modernen Musik die letzte Vollendung verliehen, dass sie in der Kunst diess Ziel, nämlich die höchste Schönheit, erreicht und dargestellt haben, so dass über dieselbe hinaus nichts Vollkommeneres erreicht werden kann; mit ihnen steht die Musikkunst auf derselben Höhe, als die Dichtkunst mit *Klopstock*, *Goethe* und *Schiller*.

Worin besteht nun aber in der ausgebildeten Musik die wahre Schönheit? Diese wichtige Frage wird im

17 Capitel dahin beantwortet: dafs bey mufikalifchen Werken, denen das Wefen der Schönheit zuerkannt werden foll, folgende Haupterfoderniffe, die fich in den neueren Compofitionen ganz oder auch nur theilweife finden, Statt finden müffen, nämlich: *Wechfel*, der Töne und der Tonart, worin das Leben befteht, und worin fich *Gluck*, *Haydn*, *Mozart* und *Weber* auszeichnen. Steter Ernft und Scherz werden leicht langweilig und gemein; nur *Mozart* und *Haydn* trafen hierin das rechte Mafs. Nicht das pathetifch Prangende oder pretiös Gezierte — wie in manchen Werken *Spontinis*, *Spohrs*, *Webers*, *Onslows* (Quintetten), enthält die ewige Schönheit. Dabey ift *Einfachheit* und *Klarheit* bedingt, wie bey *Schulze*, *Reichard*, *Weigl* — unvergängliche Mufter *Haydn* und *Mozart*, bey aller Fülle klar und verftändlich, ohne Ueberladung der Maffen, wovon wieder einzelne Werke bekannter Componiften nicht frey find. Aufserdem gehört zu diefen Bedingungen: *Ruhe* und *Mäfsigkeit* in der Gefühlsbewegung, welcher *Haydn* und *Mozart* am nächften kamen. Ihr entgegen fteht Unruhe und wieder das Plumpe, Maffive, Härte, Starre, Bewegungslofe, Grelle — *exempla funt odiofa*. In der fchönen Compofition wird die *Wellenform* der Melodie in fanft auf- und abfteigenden Bewegungen der Figuren fichtbar. Eine Hauptbedingung der mufikalifchen Schönheit ift aber auch *Eurhythmie*, oder Gleichheit, Uebereinftimmung der Nebentheile zum Haupttheile. In der Mufik tönt fie in der *Melodie* mit drey Tönen und ihrer Verwechfelung; in den *Accorden* und deren Verfetzung. Eine Hauptmufik enthält drey Stücke, Hauptthema, Ueberganga- und Schlufs-Thema — Cantate: Chor, Arie, Choral. Sinfonie: Allegro, Andante, Prefto. Uebertriebene Länge mancher neuen Compofitionen hat manche Componiften zu einer nachahmenden Ausdehnung und unbehaglichen, oft leeren Ausfpinnung in ihren Werken verleitet. Noch gehören, als Bedingung mufikalifcher Schönheit, die drey Stücke hieher: *Reinheit der Intonation*, das *Eigenthümliche der verfchiedenen Inftrumente als Tonfarben* und das *innere Colorit der Accordverhältniffe*. a) Zur vollkommenen mufikalifchen Schönheit ift die Reinheit des Tons — in der *Kehle* oder im *Inftrumente*, ein unentbehrliches Requifit. Der Ton einer Catalani, einer Amatifchen Geige oder eines Streicherfchen Pianofortes thut dem Ohre wohl. b) *Mozart* wandte zuerft einzelne Inftrumente als Tonfarben an, worin ihm *Haydn*, *Beethoven* und *Weber* am glücklichften folgten. Man gebraucht diefe zum Ausdruck verfchiedener Arten der Empfindungen und eigenthümlicher Charaktere. Erft in der neueften Zeit hat man eine *äfthetifche* Kraft in den Inftrumenten felbft geahnet. c) Die verfchiedenen Accorde nach Quinten-Abftufung haben immer etwas Eigenthümliches. Wir fühlen in C Kraft, Majeftät; in G Ruhe; in D Lärm; in A Hoffnung; in F gemüthliche Heiterkeit; in ES religiöfe Feierlichkeit u. f. w. Sinnige und gefühlvolle Componiften finden die rechten Tonarten, die ihren Ideen entfprechen; fie wiffen und fühlen, dafs es nicht einerley ift, in welchem Tone fie diefe ausdrücken. — Es werden nun im folgenden Capitel Beyfpiele aus den 5 letzten Jahrhunderten aus den Werken verfchiedener Tonkünftler angegeben, worin fich der Charakter wahrer Schönheit erhalten hat, und auf die wir hier ebenfalls verweifen müffen. Die Vollendung der Mufik in der Oper und im Inftrumental-Spiele, wie die Eigenthümlichkeiten der gröfsten Componiften neuefter Zeit, umfafst das 19 Capitel. Unter allen mufikalifchen Schöpfungen ift die Alles umfaffende weltliche Oper das Reelfte, Schönfte, Höchfte, Zweckmäfsigfte, weil fich in ihr als auf dem höchften Standpuncte der tönenden Mufe alle fchönen Künfte vereinen. Dem jetzigen Standpuncte unferer Cultur entfprechen aber folgende Opern der glänzendften Tonfetzer: *Glucks* Iphigenia auf Tauris, *Mozarts* Don Giovanni (Titus), Zauberflöte, *Webers* Freyfchütz, *Spohrs* Fauft, *Cherubinis* Wafferträger; weniger, wegen unvollkommener Dichtung: *Roffinis* Tankred, *Spontinis* Olympia, *Spohrs* Berggeift, *Webers* Euryanthe. Manche enthalten keine Gegenftände für die Oper, wie *Mozarts* Cofi fan tutte, *Roffinis* Barbier und *Righinis* Armida. Mangel an Einheit oder vorherrfchendes Streben nach Effect, Inftrumental-Ueberladung, entzieht fo manchen unferer neueften Opern, denen man das Verdienft grofser Schönheiten in reizenden Melodieen, neuen Harmonieen, Figuren u. f. w. nicht abfprechen kann, einen durchgängigen Beyfall und dauerhaften Werth. Die Inftrumentalmufik hat feit *S. Bach* unendlich gewonnen durch *Haydn*, *Mozart*, *Beethoven*, *Duffek*, *Clementi*, *Pleyel*, *Romberg*, *Spohr*, *Paganini*, *Ries*, *Hummel* u. f. w. — Was die Wirkung der Mufik auf Intelligenz und Geift betrifft, fo ift fie, bey aller Verfchiedenheit ihrer Einwirkung auf einzelne Individuen, dennoch den mancherley darüber angeftellten Erfahrungen gemäfs. Eine lebhafte Tanzmelodie treibt fympathetifch zur Freude; die Mufik ift ein Gegengewicht gegen den Schmerz, fie vertrieb das Fieber, erregte bey einem Kranken (durch die kleine Septime in *Hummels* Notturno) Krampf im Rückenmarke, und lockte Thränen hervor, brachte in einer gebrochenen Accord-Harmonie eine 40jährige Dame zum Lachen. Das Vergnügen an Mufik bewegt das Herz ftärker, und giebt den Arterien einen höheren Ton. Die Gefchichte lehrt, wie mehrere Gemüthskranke durch Einwirkung der Mufik wieder genefen find.

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

ÄSTHETIK.

1) Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Versuch einer Aesthetik der Tonkunst* u. s. w., von Dr. *Wilhelm Christian Müller* u. s. w. *Erster Theil* u. s. w.

2) Ebendaselbst: *Uebersicht einer Chronologie der Tonkunst* u. s. w., von Dr. *Wilhelm Christian Müller* u. s. w. *Zweyter Theil* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Rec. begnügt sich hiemit, das Wesentlichste aus dem vorliegenden Werke dargelegt, und den Gang, den die Musik von früher bis zur neuesten Zeit genommen hat, näher bezeichnet zu haben, ohne jedoch der übrigen Künste, Poesie, Malerey u. s. w., wie es in der Schrift selbst geschieht, und wodurch sie allerdings ein erhöhtes Interesse erhält, gedenken zu können, da ihm eine solche Verknüpfung zu weit geführt haben würde. Er versichert nur, dass dieser Versuch einer Aesthetik der Tonkunst reich an schätzbaren Notizen für den Forscher und Kenner der Musik sey, treffliche Winke und Nachweisungen zur Bildung des Geschmacks in der Musik und zur Beurtheilung ihrer Kunstwerke enthalte, und dass das Dunkel der Geschichte der Musik durch Hülfe einer scharfsinnigen Kritik hier um Vieles erhellt wird. Rec. hat es zwar geschienen, als ob einzelne Wiederholungen wohl hätten vermieden und das Zerstreute, aber Zusammengehörige, an einander gereiht werden können, wie z. B. in der Darstellung von *Haydn*. Allein er bescheidet sich auch, dass eine solche Zusammenreihung an dem vom Vf. einmal ergriffenen historischen Faden nicht wohl thunlich war. Was die Sprache betrifft, so ist dieselbe edel, rein, dem Gegenstande entsprechend und für den Leser anziehend. Bey diesen Vorzügen der Schrift bedarf es wohl keines weiteren Mittels, um sie der Aufmerksamkeit der Leser zu empfehlen, deren Interesse sie gewiss bald erlangen wird.

In nächster Verbindung und gleichsam als Commentar des so eben angezeigten ersten Theils der Schrift steht der unter No. 2 aufgeführte *zweyte* Theil. Der Vf. will, nachdem er den jungen Musikfreund im *Versuche der musikalischen Aesthetik* ins innere Heiligthum zu führen gesucht hat, demselben mit dieser *chronologischen Geschichte der Tonkunst* eine *nähere* Begründung dieser Entwickelung und allmälichen Vervollkommnung bis zu ihrer nunmehr erreichten *höchsten Höhe*, zu seiner Belehrung und helleren Anschauung, in die Hände geben. Da die grösseren musikalischen Werke *Forkels*, *Burneys*, *Gerbers* u. s. w. ihres Umfangs und ihrer Kostbarkeit halber weniger geeignet, die kleineren dagegen unzureichend sind, so betrat der Vf. mit Recht einen Mittelweg, und suchte mit Auswahl und Umsicht aus der langen biographischen Reihe der Tonsetzer und ihrer Werke nur diejenigen hervor, welche auf die Cultur der Musik von entschiedenem Einflusse gewesen sind.

Die vorausgeschickte *chronologische Skizze* dieses zweyten Theils zeigt, dass zu keiner Zeit (im Anfange des jetzigen Jahrhunderts) die Tonkunst weder die *äussere Höhe* und *Breite*, noch die *innere* Tiefe, weder technisch, physisch noch psychisch erreicht habe. Sie wird sich von Deutschland aus in alle Welt verbreiten, und in Europa immer allgemeiner werden, ohne wesentlich höher zu steigen. Die anderen Welttheile werden erst nach Jahrhunderten, mit der vollendeten geistigen Cultur, sich zu gleicher Höhe der feineren Künste erheben können.

Bey der historischen Aufstellung der Männer, die durch Schrift, Composition oder praktische Uebung der Musik als Virtuosen bekannt geworden sind, richtete der Vf. seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf diejenigen, welche auf Vermehrung, Erhebung, Ausbreitung, Veredlung der technischen Kunst des Geschmacks einen Einfluss gehabt haben. Und das mit Recht. Wozu kann auch die bloss namhafte Anführung von 20,000 Musikern, wie es in bekannten Musikwerken geschieht, nützen, da die Nachweisung ihres Verdienstes nur bey der Kleinzahl möglich ist? Rec. muss darum eine solche Reduction, wie der Vf. sie versuchte, nicht nur als zweckmässig erkennen, sondern zugleich gestehen, dass eine noch grössere Strenge und Genauigkeit hier am rechten Orte gewesen seyn würde. So ist es wohl als ein Fehler zu betrachten, wenn z. B. *Danzi* S. 207 und wieder S. 214, also in zwey Rubriken, aber mit gleichen Prädicaten, angeführt wird. Konnte das nicht unter Einem Titel geschehen? Auch manche hier aufgeführte Männer dürften offenbar, als Virtuosen, zu hoch, also unrichtig gestellt seyn. Rec. möchte den vom Vf. S. 258 zuerst aufgeführten B. keinesweges zu den Virtuosen rechnen, der sich nur durch eine lärmende und betäubende, aber ohne Einsicht,

Kenntniſs und Geſchmack geleitete Fertigkeit im Spiel auszeichnete, nie Compoſitionen herausgab, und von dem ſonſt manches Hiſtoriſche unrichtig iſt. Auſſerdem hätte ein Namensvetter des S. 121 genannten Inſtrumentenmachers Bachmann in Berlin, *Gottlieb Bachmann*, noch lebender Schloſsorganiſt in Zeitz, mit vollem Rechte genannt werden ſollen, der ſich als Componiſt für Geſang, Pianoforte und Orgel durch eine anſehnliche Reihe von Werken bekannt gemacht hat, die ſich durch natürliche Einfachheit, melodiſche Anmuth und charakteriſtiſche Genauigkeit auszeichnen; ſo wie dieſs nicht minder mit *Ebhard*, Muſikdirector und Organiſt in Schleiz, durch mehrere theoretiſche Werke der Tonſetzkunſt vortheilhaft bekannt, der Fall iſt. Auch *Heinroth*, M. Dr. in Göttingen, der eine einfachere, muſikaliſch-pädagogiſche Geſang- und Harmonie-Weiſe verſuchte, *Mathaei* und *Pohlenz* in Leipzig, letzter als Componiſt, wie als Dirigent des daſigen Concerts, um welches er ſich viel Verdienſt erworben hat, *Hientſch* in Breslau und der ausgezeichnete, talentvolle Violiniſt *Vidal* in Berlin u. ſ. w. hätten wohl beſondere Erwähnung verdient. Einzelne Berichtigungen in den Artikeln: *Weinlig*, *Häſor*, *Beethoven* (deſſen Lehrer *J. Haydn* ſchwerlich geweſen iſt) u. ſ. w. muſs Rec. der Aufmerkſamkeit des Vfs. für eine zweyte Auflage des ſonſt ſchätzbaren Werks überlaſſen.

Von S. 319 der dritten Abtheilung hat übrigens der Vf. ſehr richtige Anſichten und Urtheile, namentlich über den Zuſtand der neueſten Muſik, mitgetheilt, wodurch er ſich insbeſondere den Dank aller Muſikfreunde erwerben wird. Der Schrift ſelbſt aber ſind zwey Bildniſſe von *Guido* und *Mozart* beygefügt, die Muſikkennern ebenfalls willkommen ſeyn werden.

D. R.

MUSIK.

BERLIN, b. Trautwein: *Die praktiſche Muſik der Griechen.* Von *Friedr. von Drieberg.* Erſter Theil. 1821. IV u. 104 S. (1 Rthlr.)

Der Vf. hat einen in der That dunkeln und ſchwierigen Gegenſtand, wie die Muſik der Griechen iſt, einer beſonderen Aufmerkſamkeit gewürdiget, und mit einem ſeltenen Scharfſinne beleuchtet, der im ganzen Umfange derſelben unverkennbar iſt. Ob jedoch, ſo weit die wiſſenſchaftlichen Forſchungen deſſelben gediehen ſind, beſtimmte Reſultate ſich ergeben, und durch ſie Brauchbarkeit für das Leben gewonnen werde, dürfte noch unentſchieden bleiben. Rec. beſchränkt ſich daher jetzt auf eine kurze Angabe des Inhalts, woraus ſich der Standpunct, von welchem das Urtheil gefaſst werden muſs, von ſelbſt ergeben wird.

Die Aufgabe dieſes Werks iſt: Erklärung der harmoniſchen Grundſätze und Regeln, nach welchen die Griechen ihre Muſik verfertigten. An ſich betrachtet, dürfte eine ſolche Erklärung in Ermangelung griechiſcher Tonſtücke oder eines älteren Werks über praktiſche Muſik unmöglich ſcheinen. Allein durch die uns hinlänglich bekannte Theorie der griechiſchen Muſik müſſen ſich ja auch beſtimmte Anſichten über die Praxis oder *Melopöie*, aus der Harmonik entwickeln laſſen. Die Theorie der griechiſchen Muſik dürfte leicht *vor* dem Pythagoras vollkommener, als *nach* ihm geweſen ſeyn. Die früheren Griechen nämlich hatten ein einfaches Grundſyſtem, welches jeden diatoniſchen Tetrachord, der aufwärts durch zwey ganze und einen halben Ton, abwärts umgekehrt durch einen halben und zwey ganze Töne fortſchreitet, enthielt. *Hypate* war der höchſte; *Nete* der tiefſte Klang. Pythagoras führte ein entgegengeſetztes Syſtem ein, nach welchem der diatoniſche Tetrachord aufwärts durch einen halben und zwey ganze Töne, abwärts umgekehrt durch zwey ganze und einen halben Ton fortſchreitet, und nannte *Hypate* den tiefſten, *Nete* den höchſten Ton. Unſtreitig iſt daher die Theorie der früheren Griechen die beſſere, indem ſie nicht nur überaus einfach iſt, (ſie enthält 7 Klänge, welche, wenn ſie zum Grundſyſtem gehörten, *dynamiſche*, auſſerdem aber *chromatiſche* hieſsen,) ſondern weil ſich auch dadurch alle praktiſchen Erſcheinungen vollkommen erklären laſſen. Um unſere Muſik von den übermäſsigen und verminderten Klangräumen zu reinigen, müſste jeder der 12 urſprünglichen Klänge ſeinen beſonderen Buchſtaben, etwa in dieſer Ordnung erhalten: g, m, a, n, h, c, i, d, k, e, f, l. Drey vereinigte ſiebenſaitige Grundſyſteme würden folgende Klangleiter bilden: G, A, H, C, D, E, F, g, a, h, c, d, e, f, $\overline{g}$, $\overline{a}$, $\overline{h}$, $\overline{c}$, $\overline{d}$, $\overline{e}$, $\overline{f}$, deren Umfang durch Noten anſchaulicher wird. Zur Bezeichnung der fünf übrigen urſprünglichen Klänge braucht die neuere Muſik ♯ oder b; dieſes Syſtem aber behält jeden Klang mit dem ihm zukommenden Buchſtaben unverändert bey, es mag aus der Erhöhung durch ♯ oder Erniedrigung durch b entſtanden ſeyn, als:

g	gis	a	ais	h	c	cis	d	dis	e	f	fis	
g	m	a	n	h	c	i	d	k	e	f	l	ſieht ſo:

g	as	a	b	h	c	des	d	es	e	f	ges
g	m	a	n	h	c	i	d	k	e	f	l

Demnach giebt ♯ vor g nicht gis, ſondern m, b vor a nicht as, ſondern ebenfalls m u. ſ. w. Es iſt folglich C—gis und C—as, ſowohl theoretiſch, als praktiſch, ein und derſelbe Klangraum. Weil nun jeder Klang mit einem beſonderen Buchſtaben bezeichnet wird, ſo wird dem papiernen Daſeyn der übermäſsigen und verminderten Klangräume und Syſteme ein Ende gemacht. Die Bezeichnung der Tonarten geſchieht ſo, daſs bloſs die Lage der *Meſe* (des Klanges der Tonika) beſtimmt wird, wodurch auch die Lage der übrigen, zum Grundſyſtem gehörigen Klänge leicht erkannt werden kann. Statt, daſs die doriſche Tonart ohne Bezeichnung ſo ſtünde: G a h C d e F ſieht ſie nun, genauer beſtimmt, ſo aus:

(mit ⌴ auf c) G a h C d e F

Es wird nämlich durch Hinzufügung von: ⌴ genau die Tonika c bestimmt. Noch einleuchtender wird die Einfachheit des Systems in den Tonarten, die mehrere ♯ oder b erfodern. So sähe die Jastische Tonart (Des) ursprünglich so:

mit vorgezeichneten: ges, as, b, aes, es: G A h c D e f.
Nach diesem System aber erscheint diese Tonart in folgender einfachen Gestalt:

vorgezeichnet: des: G A h c D e f.

Nun wird zuvörderst von den Klängen gehandelt. Ein Klang ist der musikalische Ausdruck der Stimme in einer einzigen Ausdehnung. Es giebt unendlich viele Klänge; aber nur 7 *dynamische* in jedem Geschlechte, so fern sie zu einer und derselben Tonika gehören. In C sind: G, A, H, C, D, E, F *dynamische*; hingegen M, N, J, K, L *chromatische* Klänge. Es giebt *feste* und *bewegliche* Klänge. Jene sind: *Mese*, *Nete*, *Hypate* (Tonika, Dominante, Unterdominante); bewegliche sind: *Paranete*, *Paramese*, *Hypermese* und *Parypate*. Ein Klangraum ist, was zwischen zwey Klängen besteht, die in Hinsicht der Höhe und Tiefe verschieden sind. Sie können sowohl *nach einander*, als *mit einander* gebraucht werden; jene werden *Paraphonieen*, diese *Antiphonieen* genannt. Ein System ist, was mehr als einen Klangraum enthält. In Hinsicht der Grösse sind Systeme von einander unterschieden, wenn die Entfernung ihrer Grenzklänge ungleich ist. So kann die Allfünfe (Quinte) aus 3, 4 und 5 Klängen bestehen, als:

mit ⌴ auf c: g h d | g a h d | g a h c d. *Allachte* ist das einzige *vollständige* System; alle kleineren Systeme sind *unvollständig*; alle grösseren *übervollständig*. Es giebt 7 Gattungen der Allachte, welche auch Harmonieen genannt werden, nämlich: mixolydische Harmonie, lydische Harmonie, phrygische, dorische, hypolydische, hypophrygische, hypodorische, von denen die dorische als der Mittelpunct der übrigen, zu welchen sie sich neigen, betrachtet werden muss. Sie erscheinen so:

1	2	3	4	5	6	7
f	e	d	c	h	a	g
c	h	a	g	f	c	d
a	g	f	e	d	c	h
f	c	d	c	h	a	g

Ein Tonstück kann zwar alle 7 Harmonieen in sich enthalten, es kann aber auch aus wenigeren bestehen. Besteht es nur aus zwey Harmonieen, so muss immer eine die dorische, die andere die hypodorische seyn. *Tonarten* giebt es 12, nämlich 2 mixolydische, eine *höhere* und eine *tiefere*, 2 lydische u. s. w., aber nur *eine* dorische. Die Musik ist die einzige Kunst, welche Aehnlichkeiten mit menschlichen Gemüthsstimmungen und Leidenschaften darstellen kann, worin der Grund ihrer grossen Gewalt über die Seelen der Menschen zu suchen ist. Die Mittel dazu sind: *Uebergänge* oder Wechsel, deren 3 sind, nämlich: der Melopöie-Wechsel, Ton-Wechsel und der Geschlechts-Wechsel. Melopöie-Wechsel ist der Uebergang von einer Gemüthsstimmung oder Leidenschaft zur anderen. Um diess zu bewirken, dienen die Tonarten, deren jede ihren besonderen Charakter hat. Die lydische stimmt zur Klage, die phrygische begeistert, die dorische hält uns in ruhiger Fassung. Da nun jedes Tonstück irgend eine Gemüthsstimmung oder Leidenschaft ausdrücken muss, so muss auch die Wahl der Tonart dem Charakter der Melopöie gemäss geschehen. Bleibt die Gemüthsbewegung durch das ganze Tonstück dieselbe, so muss auch in derselben geschlossen werden. Jeder Tonwechsel wird durch die hypodorische oder hypolydische Harmonie, (h und g) die beide die grösste Neigung zur dorischen haben, welche das Ziel jedes Tonwechsels ist, bewirkt, d. h. das Gefühl wird durch sie vermocht, die dorische Harmonie der neuen Tonart anzuerkennen. Ob zwey Tonarten einander nahe oder entfernt sind, erhellt aus der grösseren oder geringeren Anzahl der Klänge, welche den Klangleitern beider Tonarten angehören. Die nächste Verwandschaft zwischen zweyen sind: 6 gemeinschaftliche Klänge, als:

mit c ⌴ { G a h C d e F
G a h C d e ♯L.

Am entferntesten aber sind sie, wenn sie deren nur 2 enthalten, z. B. mit c ⌴: G a h C d e F

auf denselb. vor jeder ♯ heisst: { ♯G ♯a ♯h ♯c ♯d ♯e ♯F / m, n, c i k f l

Der *Geschlechtswechsel* (Dur-Moll) geschieht, wenn man vom Diatonischen zum Enharmonischen, oder umgekehrt, vom Enharmonischen zum Diatonischen den Uebergang macht, als von c dur nach c moll, von c moll nach c dur. Vom einstimmigen Gesange, welcher dreyerley Bewegungen, der fallenden, steigenden und bleibenden, fähig ist: mit

⌴ c { e d c h | h c d e | dddd
abwärts | aufwärts |

Durch die chromatischen Klänge darf weder eine andere *Tonart*, noch eine andere Harmonie entstehen; sondern es muss jeder chromatische Klang, sowohl steigend als fallend, auf den ihm zunächst liegenden dynamischen Klang schreiten. Für *Wechselnote* oder *Vorhalt* und *durchgehende Note*, als Producte der neueren Musik, haben die Griechen keine besonderen Namen. Jenes ist, wenn der paraphonische dem antiphonischen Klange vorausgeht: c ⌴ G H e D; dieses aber, wenn der paraphonische Klang dem antiphonischen nachfolgt, als: c ⌴) C H C G.

Auch der mehrstimmige Gesang hat, wie der einstimmige, die vorher genannten Bewegungen, ausserdem aber eine vermischte. Diese ist vierlerley Art: 1) zugleich fallend und steigend, 2) zugleich fallend und bleibend, 3) zugleich steigend und bleibend, oder 4) zugleich steigend, fallend und bleibend (mit 3 Stimmen).

Allerdings hatten die Griechen schon Mittel zur Tonbezeichnung, von denen aber wenig auf uns gekommen ist. Im Mittelalter liess Gregorius M. eine Sammlung der vorzüglichsten Kirchengesänge veranstal-

ten, die theils *notirt*, theils *neumatirt* wurden. Jenes geschah, indem man dem Gesange Buchstaben unterlegte, als: C D F / vt queant u. s. w. Neumatiren aber ist so viel, als notiren. Von den notirten Gesängen der Griechen glaubt man 3 Hymnen zu besitzen. Eine derselben in dieser Gestalt: C Ξ Z Φ Φ C C / Αειδε, μουσα, μοι φιλη u. s. w. hat *Burette* in neuere Noten gebracht:

e H	h Dis	Dis Dis	e E
A — ει	— δε μου	— σα μοι	φιλὴ.

In einem Anhange wird von den Fehlern der Neueren gehandelt. Der *strenge Stil* unterscheidet sich dadurch, dass man in demselben alle Regeln, die sich auf Erfahrung gründen, wider alle Erfahrung, als allgemein gültige Gesetze behandelt, und dass darin noch überdiess eine unzählbare Menge von Regeln aufgenommen werden, die sich auf *gar nichts* gründen, z. B. dass die Dauer der Dissonanzen nicht länger seyn darf, als die der Consonanzen; dass von einer unvollkommenen Consonanz zu einer vollkommenen nicht in gerader Bewegung fortgeschritten werden darf u. s. w. Der freye Stil verwirft diese letzte Art von Regeln. Der Vf. zeigt nun, dass es z. B. keine Präparation der Dissonanzen, wie sie die Harmonielehre gemeiniglich aufstellt, gebe, sondern dass dieselbe eigentlich auf einer Unvollkommenheit unserer Clavierinstrumente beruhe. Die *Anticipation* im gewöhnlichen Sinne beruht entweder auf durchgehenden Klängen oder auf einem rhythmischen Verhältnisse. Es giebt keinen übermäsigen Sextenaccord; denn was gleich klingt, ist auch gleich. Die beiden Beyspiele: a und c, gehören zu derselben Harmonie, nämlich zur hypodorischen von Bdur. Da nach diesem System die gesammte Harmonie von der Octave eingeschlossen wird, so enthalten die darüber hinausgehenden Accorde entweder im Grundtone einen durchgehenden Klang, oder die oberen Klänge sind Vorhalte. Das Vorhandenseyn *übermäsiger* und *verminderter* Dreyklänge wird ebenfalls geleugnet. Der Dreyklang: c e g, wie c e gis, gehören beide zur dorischen Harmonie; ebenso die beiden verminderten Dreyklänge: h d f, h dis f zur hypolydischen; sie verändern also weder Harmonie noch Tonart, weil die chromatischen Klänge blos durchgehend sind. Beherzigungswerthes wird über enharmonische Verwechslung, verdeckte Quinten und Octaven und Intervallenabzählung mitgetheilt. Nur kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen, wenn er die Bezifferung des Generalbasses für Charlatanerie erklärt. Denn auch bey ihrer mangelhaften Beschaffenheit, die Manches zu wünschen übrig läst, gewährt sie doch unbezweifelt durch ihre Einfachheit eine leichte harmonische Uebersicht und Behandlung.

dis	es
c	c
a	a
f	f

Rec. schliest diese Anzeige mit der Versicherung, dass diese Schrift an schätzbaren Ansichten und scharfsinnigen Bemerkungen reich ist. Ein nicht geringes Verdienst um die neuere Theorie der Musik würde sich der Vf. gewiss erwerben, wenn er, wie es hier geschehen ist, noch andere Theile derselben einer näheren Prüfung unterwerfen, und durch Zurückführung auf das Einfache eine allgemeinere Brauchbarkeit bewirken wollte.

D. R.

MÜNCHEN, b. Giel: *Vollständige Sammlung der besten alten und neuen Melodieen zum allgemeinen Gebrauche bey öffentlichen Gottesverehrungen nach Anleitung des katholischen Gesangbuches* (welches Gesangbuches?). 1812. 44 S. 4.

Diese Sammlung, über deren Einrichtung und Gebrauch keine weitere Erklärung zu finden ist, enthält vierstimmig ausgesetzte Choralmelodieen zur öffentlichen Gottesverehrung an *Sonntagen*, mit überall untergelegtem Texte des ersten Verses. Ein flüchtiger Ueberblick zeigt uns auch hier, dass die katholische Kirche an melodischen Gesängen, besonders *Cantabile's*, reicher ist, und in ihren Choralen eine grössere Mannichfaltigkeit der Rhythmen besitzt, als die protestantische. Auch darum wünschen wir diesem Choralbuche einen guten Fortgang. Auch viele neuere Melodieen finden wir in dieser Sammlung, worunter uns die von *Gratz* am wenigsten gefallen haben. Sie scheinen uns grösstentheils nicht edel und würdig genug; der nicht immer feste, mit schulmeisterlichen Wendungen und Ausfüllungen versehene Bass benimmt dem Gesange vollends seine Kraft. M. vgl. die ersten Melodieen *sub* No. V. — Den Choralsammlern und Musikfreunden wird es nicht uninteressant seyn, hier einige ihnen vielleicht noch unbekannte Choralmelodieen von *Mozart*, *Haydn* und *Kozeluch* zu finden, welche dieser Sammlung zur vorzüglichen Zierde gereichen. Auch von den älteren Antiphonen, deren die katholische Kirche noch eine so grosse Menge besitzt, und von welchen schon einige in diesem Hefte mitgetheilt sind, wünschten wir mehrere durch diese Sammlung zu erhalten. Der Satz ist im Ganzen richtig. Die Texte zu den hier gegebenen Choralen, deren viele von guten, selbst protestantischen Dichtern sind, und dadurch mehrere andere Choralbücher beschämen, finden wir meistens sehr rein und edel, sowie auch das Aeussere dieser Sammlung sehr anständig.

M . . . . s.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1832.

THEOLOGIE.

Leipzig, in Barths Verlag: *Ideen über den inneren Zusammenhang der Glaubenseinigung und Glaubensreinigung in den evangelischen Kirchen.* Ein Versuch, zu ihrer innerlichen Vereinigung mitzuwirken, von *Daniel Georg Conrad von Coelln*, Dr. der Th. und ordentl. Prof. an d. evangel. theol. Fac. der Univ. zu Breslau. 1824. IV u. 74 S. 8. (8 gr.)

In der langen Reihe von Schriften, welche seit 1817 über die Protestantenvereinigung erschienen sind, und ihr fast ohne Ausnahme (ob eben immer aufrichtig, oder nicht, möge dahin gestellt seyn) das Wort geredet haben, verdient die gegenwärtige in jedem Betracht eine recht ehrenvolle Auszeichnung. Enthält sie zwar, wie auch der Titel sagt, nur „*Ideen*", und zwar grossentheils solche Ideen, die einer weiteren Entwickelung und lebendigeren Darstellung bedürfen: so ist doch das, was sie mittheilt, so reiflich erwogen, mit so vieler Umsicht, Besonnenheit und Unparteylichkeit verfasst, und trägt der unverkennbaren Spuren von des Vfs. reinem Sinn und warmem Gefühle für die gute Sache des Protestantismus so viele — dass sich Rec. durch das wiederhohlte Lesen der Schrift auf eine Weise angezogen und befriedigt gefühlt hat, wie früher beym Lesen keiner anderen Schrift über denselben Gegenstand. Nur auf einige Hauptmomente, auf solche nämlich, worin der Vf. dem Rec., wenn auch nicht durchaus neu, so doch als von der Heerstrase der vielen Unions-Verfechter oder Verächter abweichend, erscheint, kann hier hingedeutet werden: indem die meisten Ideen so tief in einander greifen, dass sie, ohne zerrissen zu werden und dem Ganzen zu schaden, nicht wohl ausgezogen werden können. Der Hauptzweck dabey ist, die Aufmerksamkeit unserer Leser, welchen die Sache wichtig ist, auf die Schrift selbst zu lenken, und sie zur eigenen Lectüre derselben einzuladen, nach welcher sie gewiss sich dem denkenden Vf. zum Danke verpflichtet fühlen werden.

Das Bestreben in den beiden evangelischen Kirchen ist jetzt mehr, wie gewöhnlich, und, zumalen von der Feier des letzten Reformationsjubelfestes an, mit einem halben oder ganzen Enthusiasmus, auf die beiden Gegenstände: *Glaubenseinigung* und *Glaubensreinigung* gerichtet; es herrscht in ihnen ein eben so thätiger *Unionsgeist*, als regsamer *Reformationsgeist*: ohne dass jedoch weder in der einen, noch in der anderen Hinsicht der Erfolg dieser Bestrebungen sehr merklich und erfreulich wäre. Und warum nicht? Hauptsächlich mit aus dem Grunde, weil man den nothwendigen inneren Zusammenhang beider Bestrebungen verkennt, und sie, die doch zuletzt nur zu Einem Ziele hinführen können, jede für sich und ohne gehörige Berücksichtigung der anderen verfolgt. Daher der langsame Fortgang, um nicht zu sagen, der öftere Rückgang, so vieler bisheriger Unionsversuche; und eben daher das seltene Gelingen, das gewöhnliche Misslingen von fast allen seitherigen Reformationsversuchen. So wenig aber eine wahrhafte Vereinigung beider evangelischen Kirchen zu erwarten ist, ohne dass sie mittelst einer durchgreifenden Verbesserung beiderseitiger symbolischer Lehrbegriffe vorbereitet worden: eben so wenig ist eine wesentliche Verbesserung der Letzten denkbar, ohne eine gründliche, innerliche, die Probe bestehende und folglich dauerhafte, Vereinigung zu bewirken. (Die Wahrheit ist ja nur Eine; man öffne den Bekennern beider Kirchen die Augen des Geistes zu deren richtiger Erkenntniss: und mit ihrer bisherigen Verschiedenheit des Glaubens und davon abhängenden Bekenntnisses hat es ein Ende.) Den in der Sache gegründeten und für einen erwünschten Erfolg allein bürgenden Zusammenhang zwischen den Unions- und Reformations-Bemühungen klar zu machen, wenn auch nicht gerade vollständig erschöpfend darzustellen: das ist der Gegenstand, welchem Hr. *v. C.* seine Untersuchung gewidmet hat. Neu, oder doch ungewöhnlich, findet Rec. den Gedanken nicht, dass Glaubensreinheit Glaubenseinheit zur nothwendigen Folge haben würde: daran ist von Verständigen nie gezweifelt worden, sollte man sich auch nicht immer deutlich genug darüber ausgesprochen haben. Aber neu, oder doch aus dem gangbarsten Gleise ausbeugend, und gleichwohl sehr wahr und beherzigenswerth, ist der Gedanke: dass mit der Glaubens-, (d. h. denn freylich vorläufig nur: mit der Kirchen-) Union zugleich ein sehr wirksames Mittel zur Glaubens- oder zur symbolischen Bekenntniss-Reinigung in Anwendung gebracht werden würde. Wie mancher *Reformirte* hält z. B. bloss um deswillen, weil er dieses ist, oder doch so heisst, steif und fest an seinem crassen *Prädestinationsglauben*, den er gewiss aufgeben, oder welchem er doch nicht so starr ankleben würde, wenn er nicht gerade in ihm ein unveräusserliches Kriterium seiner Confessionstreue zu besitzen vermeinte! Und wie

manchem *Lutheraner*, der von der Ubiquität kaum eine Ahnung, viel weniger an sie den Glauben hat, ist seine Ansicht von „*mit, in und unter dem Brode*“ nur deshalb heilig und unverletzlich, weil er meint, mit ihr stehe und falle sein ganzes evangelisch-lutherisches Glaubensbekenntniss; aber er würde sie vielleicht läutern und gegen eine liberalere Ansicht der Einsetzungsworte des heil. Abendmahls umtauschen, wenn es ihm einleuchtend würde, dass man auch ohne jenes Mittelding zwischen Transsubstantiation und symbolischer Bedeutung als ein aufrichtiger Protestant leben und sterben könne! So würde folglich mittelst der Union das Reformationswerk erleichtert, und, ohne desshalb, wie ängstliche Gemüther befürchten, dem Indifferentismus Vorschub zu thun (wo dieser wurzelt, da wird er weder durch die fortdauernde Trennung entwurzelt, noch durch deren Aufhebung erst zum Leben gebracht werden), würde sie doch vieles dazu beytragen, den blinden Glauben an unfruchtbare Meinungen und Dogmen zu entkräften, und dagegen Geist und Gemüth für das Eine Nothwendige, in dessen Anerkennung beide Confessionen so schwesterlich sich einander entgegen kommen, desto sicherer zu gewinnen. Dem Rec. sind unirte Protestanten, freylich nur in kleineren Ländern, bekannt, unter denen der religiöse Sinn, das kirchliche Leben, selbst die Erhebung zu geläuterten und höheren Ansichten der Religion und des Christenthums, seit ihrer Union merklich zugenommen hat; womit jedoch nicht in Abrede gestellt seyn soll, dass sich auch in anderen Gegenden ganz andere und recht beunruhigende Folgen einer vielleicht übereilten Unionsoperation unmittelbar ergeben haben. Inzwischen darf man auch von diesen hoffen, dass sie nur vorübergehend sind, und unter besseren Umständen besseren Wirkungen Raum geben werden; und so, wie *Kant* irgendwo daran erinnert, es sey unrichtig, zu sagen: „diess, jenes Volk ist zur Freyheit noch nicht reif — also versage man sie ihm“, da es doch die Freyheit selbst ist, welche Freyheitsreife geben und befördern muss: eben so scheint es ein Missgriff zu seyn, wenn manche von der höheren protestantischen Geistlichkeit behaupten: „unseren lutherischen und reformirten Gemeinden fehlt es noch an der zur Union erfoderlichen Bildung — also verschone man sie mit ihr“; da doch die Union, wenigstens unter der Leitung besonnener und geachteter Geistlichen, ein sehr kräftiges Beförderungsmittel der religiösen Cultur, und mit ihr der Unionsfähigkeit, werden würde. — Dem sey übrigens, wie ihm wolle, so viel ist gewiss und durch die Erfahrung bestätigt, dass es mit der Aufstellung eines symbolischen Lehrbegriffes, so nothwendig sie zu ihrer Zeit war und unter den gehörigen Modificationen immer bleiben wird, an sich genommen nicht gethan ist; oder dass sie eine kirchliche Verbindung für die Dauer nur dann sichern kann, wenn sie keine stehende und abgeschlossene, sondern eine von Zeit zu Zeit die nothwendige Verbesserung zulassende ist, so, dass der öffentliche Lehrbegriff einer stets fortschreitenden Reformation unterworfen bleibt. Keinem aufmerksamen Beobachter kann es entgangen seyn, dass es „seit etwa einem Jahrhunderte die öffentlichen Bekenntnisse fast nur noch dem Namen nach waren, welche die auf Glaubenseinigkeit gestützte kirchliche Verbindung der Evangelischen noch aufrecht erhielten. Denn in der ganzen Gesellschaft blieben die Meisten sich kaum ihres Vorhandenseyns, geschweige denn ihres unterscheidenden und wesentlichen Inhaltes, bewusst. Der That nach aber wurde die kirchliche Einheit erhalten — ausser durch gleiche Gewohnheiten und Gebräuche — hauptsächlich durch die gemeinsamen, herrschend gewordenen, religiösen Ueberzeugungen in der jedesmaligen Gegenwart und unter den Lehrern und Gebildeteren überhaupt: trotz alles Widerspruches mit den Bestimmungen der stehenden Lehrbegriffe“ (S. 24). Viel aufrichtiger aber, und eben um desswillen auch viel fester gegründet und die längste Dauer versprechend, würde diese kirchliche Einigkeit der Glieder jeder der beiden Confessionen unter sich gewesen seyn, und sie würde zugleich die allmähliche Annäherung und endliche Vereinigung der beiden getrennten Kirchen besser vorbereitet und mehr erleichtert haben, „wenn man sich über diese herrschend gewordenen Ueberzeugungen eben so feierlich, offenkundig und bestimmt ausgesprochen hätte, als solches von den Reformatoren in Ansehung ihrer eigenen Ueberzeugungen und der ihrer heller denkenden Zeitgenossen in den von ihnen aufgestellten Glaubensbekenntnissen geschahe.“ Eine ihres Namens würdige *Union*, die also weder in dem blossen Uebergang der Einen Partey zu der Anderen, noch in der nur äusserlich vorgenommenen Vermischung beider besteht, „trägt einen ganz ähnlichen Charakter mit der Bildung einer *neuen* religiösen Gemeinschaft, und muss, gleich dieser, aus der Entwickelung und feierlichen Anerkennung gemeinsamer religiöser Ueberzeugungen hervorgehen“ (S. 29). Der Vf. ist gleich weit davon entfernt, das Werk der Union in die blosse Gleichförmigkeit der Gebräuche, als in die stillschweigende Antiquirung der Differenzlehren, oder doch in die aus beiderseitiger Nachgiebigkeit entstehende Ausgleichung der einzelnen früheren Streitpuncte zu setzen; er wünscht vielmehr, und wer sollte es nicht mit ihm wünschen, dass das Unionswerk ein Innerliches, eine klar ausgesprochene und fest bestimmte Ansicht von den wesentlichsten Ideen des ganzen Christenthums sey, woraus sich dann auch die Grundsätze für die Anordnung des Aeusseren leicht ergeben würden. Eine *neue* Festsetzung aller wesentlichen Glaubenspuncte, und diese zwar, damit sie keine *Depravation*, kein Rückschritt zum Schlechteren, wohl aber eine wahre *Reformation*, ein Fortschritt zum Besseren, werde, geschöpft aus der der einzig lauteren Quelle des Evangeliums, aus dem Worte Gottes in den christlichen Religionsurkunden, hält er für die einzig statthafte Art, um zur wahrhaften innerlichen Vereinigung zu gelangen. Eine blosse Ausgleichung der Differenzpuncte kann diese so gewiss nicht bewirken, so gewiss die Differenzen selbst bey genauerer Untersuchung als scharfe Gegensätze erscheinen, welche kein Drittes zulassen, und die auch nicht hätten entstehen können, wenn man die Schriften des N. Ts. zur Zeit der ersten Trennung so wohl verstanden, nach einer gesunden Exegetik und Hermeneutik so richtig erklärt hätte, als

es nach den Vorarbeiten unserer jetzigen einsichtsvolleren Schriftforscher erst möglich geworden ist. Heutiges Tages haben beide evangelische Kirchen, d. h. die verständigsten unter ihren Gliedern und Lehrern, den Grad von religiöser Bildung erreicht, dass eine neue Festsetzung, und mit ihr eine wesentliche Verbesserung, oder *Reformation*, des öffentlichen Lehrbegriffes nicht nur möglich, sondern selbst zum dringenden Bedürfniss geworden ist. Diesen neuen Lehrbegriff aber aus den Lehr- und Bekenntniss-Formeln der beiden getrennten Kirchen zusammenzusetzen: das würde die verkehrteste Procedur seyn, die sich denken lässt; und eine mehr, als wunderbare, eine unerhörte Wirkung würde der aus einer solchen Amalgamation entspringende gemeinsame Glaube seyn. (S. 34.) (Rec. denkt an das Nebeneinanderstellen der Hostie und des Brodes bey der Communion in Bremen; an den Nebeneinanderdruck der reformirten und der lutherischen Unterscheidungslehren in dem Katechismus bey unirten Gemeinden im Hanauischen; an das: „*Unser Vater, — halt! das gehört nach Neuen-Br.** — Vater unser*", u. s. w. aus dem Munde eines Predigers auf der Kanzel, der bey einer reformirten Gemeinde zu Neu-Br**, und zugleich bey einer lutherischen Gemeinde zu Alt-Br**, angestellt ist, und in einem Augenblicke der Zerstreuung das eine Dorf mit dem anderen verwechselt hatte. Solche und andere Unbilden und Profanationen des Heiligen sind die Folgen davon, wenn man sich einbildet, das *Uniren* und *Amalgamiren* sey Eins und Ebendasselbe!) Vortrefflich und auf eine dem Vf. eigenthümliche Weise wird weiterhin dargethan, dass, um die Reformations- und Unions-Versuche gleichzeitig vorzunehmen, vor allem Anderen die bisherigen kirchlichen Differenzpuncte zu erörtern seyen, und dass man sonach, um eine dauerhafte Vereinigung zu Stande zu bringen, bis auf die Grundidee oder das Princip des einen, wie des anderen, Systems zurück zu gehen habe. Diese Grundidee hängt in jeder der beiden Kirchen mit der ihr eigenen Ansicht von dem Wesentlichen der Reformation selbst zusammen: sie ist das einer jeden eigene *Reformationsprincip* derselben. *Luther* z. B. fasste das Verderbniss der alten Kirche unter der Ansicht zusammen, dass sie das Verdienst Jesu Christi verkannt, und das der eigenen Werke an jenes Stelle gesetzt habe. Das Princip der durch ihn verbesserten Lehre, worauf sich alle seine einzelnen Lehrbestimmungen beziehen, ist also: „dass der Mensch nicht durch eigene Gerechtigkeit, sondern allein durch den *Glauben* an das Verdienst Jesu Christi gerechtfertigt *werde*." Daher behält in seiner Lehre von den Sacramenten, ausser Anderem, das Zeichen die Geltung der bezeichneten Sache, und die Verehrung bleibt auf das Zeichen an sich selbst mit hingerichtet. Daher die Beybehaltung so vieles Superstitiösen und Idololatrischen in der Verwaltung der Sacramente und dem ganzen Cultus. Daher selbst die Erhaltung der bischöflichen Kirchenregierung, ob sie gleich mit Luthers beabsichtigter Vernichtung der Anmassungen des römischen Bischoffes offenbar stritt, und es gewiss keine eigentliche *Reformation* des Kirchenwesens war, wenn man hie und da den *Landesherrn* in die bischöflichen Rechte eintreten liess. S. 44. (In einer Note drückt Hr. *v. C.* seine Verwunderung darüber aus, dass in den Badischen und Baierischen Unionsacten der Grundsatz: „dass der Landesherr der Bischof der Landeskirche sey", so oft und stark hervortritt. Es erregt diess um so viel mehr Verwunderung, wenn man bedenkt, dass Luther selbst sich nirgends bestimmt darüber erklärt hat, und dass der Protestant doch eigentlich nicht gegen eine bloss *päpstliche*, sondern gegen jede *menschliche* Infallibilität und Autorität in Sachen des Glaubens und des Gewissens protestirt. In anderen Unionsacten, z. B. den Waldekschen, Nassauschen, Hanauschen und solchen, wo man sich mehr der schweizerischen reformirten Kirche nähert, ist auch jener Grundsatz nicht so sehr hervorgezogen.) Das Reformationsprincip *Zwingli's* und *Calvins* dagegen war dieses: die alte Kirche sey in Abgötterey verfallen, aus der heiligen Gemeinschaft mit Gott herausgetreten, und habe den göttlichen Bund verlassen: hierin bestehe ihr Verderben, welchem entgegengewirkt werden müsse. Das Princip der Verbesserung ist daher, neben der Reinigung der Rechtfertigungslehre, worin sie mit Luther übereinstimmten, vor Allem die Wiederherstellung eines reinen, unbildlichen, von aller Abgötterey und allem Aberglauben fern gehaltenen Cultus, und einer heiligen, priesterlichen Gemeine. Daher ist denn auch die Verbesserung selbst mehr durchgreifend; sie umfasst zugleich den Lehrbegriff und den Cultus. Bey den Sacramenten ist es, ausser der Werkheiligkeit, hauptsächlich jede idololatrische Vorstellung, welche entfernt werden muss. Hiezu gehört besonders, dass Brod und Wein im heil. Abendmahl nicht als blosse Zeichen, sondern als Gegenstände behandelt werden, worin die bezeichnete Sache selbst enthalten, und auf welche die Geltung und Verehrung der Sache selbst überzutragen sey. S. 45. (Calvin stimmte in diesem Puncte weniger noch, als Zwingli, mit Luther überein.) Von der anderen Seite erhalten nach diesem Systeme die Lehren von der Erwählung, Heiligung, ewigen Vorherbestimmung und dem Bunde Gottes mit den Auserwählten u. s. w. neue Berichtigungen und eine volle Wiederherstellung. Daher werden die theokratischen Ideen vorherrschend, die Schriften des A. Bundes, besonders die prophetischen, erhalten ein erhöhetes Ansehen, der Lehrbegriff selbst neigt sich allenthalben zum Praktischen; die Gestalt des Cultus wird äusserst einfach, und entfernt alles, was zur Idololatrie und zum Aberglauben führen könnte; in der ganzen Verfassung verschwindet in ihrer Umgestaltung jede Spur von Hierarchie: es ist nur das vollendete Bild einer heiligen Gemeinschaft, worin jedes Mitglied Priester Gottes, auserwähltes Gefäss der Gnade ist, und also völlige Gleichheit aller herrscht, welches sie aufstellt. Der Vf. verfolgt dieses S. 48 f. noch weiter, macht auf die wahre Natur und Beschaffenheit der in den neuesten Zeiten so gänzlich verkannten, oder absichtlich verdreheten, und so grundlos verschrieenen, Presbyterial- und Synodal-Verfassung aufmerksam, und wirft dabey einen scharfsichtigen Blick auf den ganz verschiedenen Charakter, welchen die Mystik in der einen und in der anderen Kirche, als Folge des einer jeden eigenthüm-

lichen Reformationsprincips, annahm, indem z. B. die Spenersche Schule und die Herrnhuther aus der Lutherischen, die Quäker und Methodisten hingegen aus der reformirten Kirche hervorgingen; Rec. muss aber hier auf die gedankenreiche Schrift selbst verweisen, um noch kürzlich bey den Ansichten des Vfs. über die mögliche Vereinigung beider Principe zu verweilen. „Man wird, heisst es S. 52 f., in dem neuen Lehrbegriffe zwar einerseits der protestantischen Rechtfertigungstheorie weniger Einfluss auf das Ganze des Systems gestatten, aber auch andererseits der theokratischen Idee die Beschränkungen ertheilen, deren sie bedarf, wenn sowohl Fanatismus und revolutionärer Geist in der Kirche, als despotische Anmasungen im Staate, vermieden werden sollen. Aber man wird sich doch zugleich auch hüten, Ansichten geltend zu machen, welche mit der lutherischen Grundidee, dass das Wesen des Christenthums auf Versöhnung und Rechtfertigung durch das Verdienst Christi hinauslaufe —; oder mit der reformirten: dass das Wesen des Christenthums in der Bildung einer neuen Gemeine Gottes zufolge ewiger göttlicher Erwählung“ (welches man noch vor Kurzem in der *Allg. Kirchen-Zeitung* für eine *abscheuliche* Lehre erklärte!) „und durch Wiederherstellung einer bildlosen Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit bestehe, in offenbaren Widerspruch treten würden. Beides ist desto eher möglich, da die beiden Principe sich keinesweges widersprechen oder aufheben. Die reformirte Kirche kann alle, wirklich aus dem lutherischen Reformationsprincipe geflossenen Verbesserungen aufnehmen; ja, sie hat sie bereits aufgenommen, ohne dadurch mit ihrer eigenthümlichen Reformationsrichtung in Widerspruch zu gerathen. Die lutherische Kirche dagegen wird, wenn sie die aus dem reformirten Principe geflossenen Verbesserungen aufnimmt, zwar in mehreren Puncten die Reformation noch weiter fortsetzen müssen, als bisher geschah; aber sie wird sich nicht dadurch genöthigt sehen, auch nur einen einzigen wirklichen Verbesserungspunct aufzugeben.“ (Vielleicht giebt es keine Stelle im ganzen N. T., wo die lutherische Rechtfertigungstheorie und die reformirte Erwählungsvorstellung — die letzte nur nicht in dem crassen Prädestinationssinne, wie *Schleiermacher*, genommen — in ihrer Verbindung mit einander deutlicher vorgetragen werden, als in der Parabel, welche die Perikope des Sonntags *Septuages.* ist, nämlich Matth. 20, 1—16; welche Stelle Rec. nicht von den früheren und späteren *Aposteln*, sondern von den älteren und neueren *Bekennern des Evangeliums* überhaupt, also von den Juden und Heiden in ihrem Gegensatze, versteht, und worin er die Lehre von dem Nichtverdienstlichen der eigenen guten Werke und die gehörig modificirte Lehre von der göttlichen Gnadenwahl als unzertrennlich mit einander verknüpft zu finden glaubt.) „Beide Kirchen, fährt der Vf. fort, werden, wenn man durch Zusammenfassung der einseitigen Reformationsprincipe einer jeden derselben zu einem gemeinsamen umfassenderen zu gelangen suchte, an wirklich bereits eingeführten Reformationspuncten auch nicht das Mindeste einbüssen, wohl aber zu neuen, bisher unbeachtet gelassenen Reformationspuncten, zu einer vollendeteren Reformation, zu einem im Verlaufe der Zeit sich selbst stets reformirenden Lehrbegriff gelangen können.“ Mehr aphoristisch, als ausführlich, berührt der Vf. S. 55 f. die grossen Schwierigkeiten, die es haben möchte, dem Unionswerke eine der beschriebenen ähnliche Richtung auf Reformation zu verschaffen: da, was seit 1817 in diesem Stücke geschahe, dieser Richtung fast geradezu entgegengesetzt war, und nur höchst selten, was es doch immer und allein seyn sollte, als das eigene Werk der Gemeinden und ihrer freygewählten Stellvertreter erscheint. Man erkennt hierin leicht den Einfluss „jener Partey der so sich nennenden *christlichen* oder (Hyper-) Orthodoxen, welche insgemein zwar nicht einer Union, wohl aber jeder Reformationsbewegung in der Kirche, abhold sind, den eigenen Glauben für den allein wahren, christlichen und unverbesserlichen halten, und die Gunst der Vornehmen (Höheren) besonders dadurch zu gewinnen wussten, dass sie mit einem blinden Glauben an die herkömmlichen Kirchensatzungen zugleich auch einen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen scheinbar erwünschten, blinden Gehorsam gegen willkührliche Masregeln der Staatsgewalt predigen.“ Wie solchen und anderen Schwierigkeiten zu begegnen sey; wie man die öffentliche Meinung über die Nothwendigkeit aufklären müsse, mit der Union, wenn sie aufrichtig und dauerhaft seyn soll, eine Reformation des Bekenntnisses beider Kirchen in Verbindung zu setzen; wie man es der evangelischen Gemeinde einleuchtend zu machen und an das Herz zu legen habe, dass, was schon das Augsburgische Bekenntniss erkläre, zur wahren Eintracht der Kirchen nicht Uebereinstimmung in äusserlichen, von Menschen aufgebrachten, Ceremonieen, sondern vor allen Dingen erfoderlich sey: „*dass das Evangelium recht, nach reinem Verstande, gepredigt und die Sacramente dem göttlichen Worte gemäss verwaltet werden*“ u. s. w., darüber giebt der Vf. am Schlusse sehr verständliche Winke, und überlässt sich der gerechten Hoffnung, dass die Hindernisse der Union, so gross sie auch noch zu seyn das Ansehen haben, doch mit dem Fortgange der Zeit und bey einer immer mehr sich befestigenden Ueberzeugung von dem inneren Zusammenhang der Glaubenseinigung und Glaubensreinigung werden besiegt werden. Besondere Aufmerksamkeit verdient es noch, was S. 64 von dem Ungrunde in der Besorgniss gesagt wird, nach welcher es gefährlich für die lutherische Kirche sey, sich mit *der* Kirche zu vereinigen, welche zuerst den Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums *vornehmlich auf dessen Vernünftigkeit* gestützt habe: ob es gleich nicht zu leugnen sey, dass sie von jeher den Vernunftgebrauch in der Theologie vorzüglich in Schutz nahm, in ihren exegetischen Forschungen sich streng an die Sprachgesetze schloss, von dem Einflusse kirchlicher Satzungen sich meist unabhängig hielt, einen Hang zum Rationalismus zeigte, und selbst in der neuesten Zeit keinen *Claus Harms* aus ihrer Mitte aufzuweisen hat.

—hr—.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hamm, b. Schulz, und (vom 3ten Bande an) Lemgo, b. Meyer: *Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens;* herausgegeben von Dr. *Paul Wigand.* Vier Bände, jeder aus 4 Heften bestehend, und 5ten Bandes 1stes Heft. 1825—1831. 8. (Jeder Band 2 Rthlr.)

Am 19ten Juli 1822 wurde zu Paderborn ein Verein für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde gegründet, dessen Hauptzweck in der gegenseitigen Mittheilung von Nachrichten bestehen soll, welche auf vaterländische Geschichte Bezug haben. Auch machten sich die Mitglieder insbesondere zur näheren Angabe aller Denkmäler der Vorzeit und zur möglichsten Sorge für ihre Erhaltung und Aufbewahrung verbindlich, so wie zur Herbeyschaffung zerstreuter Urkunden, Copialbücher, Repertorien u. s. w. Dabey wurde gewünscht, dass jedes Mitglied eine Abhandlung über einen selbst gewählten historischen Gegenstand in der Versammlung vorlesen möchte, welcher nach genommener Berathung dem Druck übergeben werden sollte. Hieraus ist dieses höchst schätzbare *Archiv* entstanden, aus welchem wir mit Hinweglassung aller Verhandlungen der Gesellschaft, von deren Stiftung B. 1, H. 1, No. I die Rede ist, diejenigen Abhandlungen einzeln auszeichnen wollen, die besonderen Gegenständen gewidmet sind, indem wir zuletzt von den allgemeinen Notizen und Urkunden, in soweit sie nicht mit jenen in Verbindung gebracht werden können, nur einige ausheben, die uns ein vorzügliches Interesse zu haben scheinen.

Erster Band H. 1. II. *Berichte von vaterländischen Archiven und Andeutungen für die Geschichte*, von *Wigand.* Hauptsächlich wird auf die Wichtigkeit des Corveyschen Archivs aufmerksam gemacht, worüber sich der Vf. bereits früher in dem *Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde* (B. IV. Abth. 2, S. 337) u. f. ausgesprochen hatte. Eine Beylage enthält ein urkundliches Zeugniss über die Schicksale des Archivs im Jahre 1634, wo es von einem Corps kaiserlicher Truppen geplündert wurde. Unter der nämlichen Rubrik folgen Notizen von Marsberg, der alten Eresburg, die erst seit dem 13ten Jahrhundert unter dem Namen *Mons Martis* in lateinischen Urkunden erwähnt wird, in den jüngeren deutschen aber jederzeit Mersberg genannt wird. Da mit diesem Ort die bekannte, auch von *F. H. von der Hagen* und *Jak. Grimm* erläuterte Sage von der Irmensäule in Verbindung steht, so sucht der Vf. es hiebey wahrscheinlich zu machen, dass das Wort *Ermensul* keinesweges eine auf der Eresburg befindlich gewesene Säule, sondern vielmehr einen Platz bedeute, wo man sich zur Verehrung des Gottes Ermin versammelte.

III. *Die Grenzen zwischen Engern und Westphalen als Einleitung zu einer Bestimmung der Gaue Westphalens*, von *L. v. Ledebur.* Zur Feststellung jener Grenzen wird hauptsächlich der für die Geographie des Mittelalters höchst wichtige, bereits von anderen Gelehrten (s. *Adelung* Einleitung zum *Directorio* der südsächsischen Geschichte S. XXV) erwiesene Grundsatz benutzt: dass der kirchlichen Eintheilung in Diöcesen stets die politische Eintheilung in Provinzen und Gaue zum Grunde gelegen habe. Aehnliche geographische Erläuterungen von *Friedrich von Medem* in besonderer Beziehung auf den Gau Boroctra findet man B. 1. H. 2. No. V.

IV. *Die Gerolds- und Bartholomäus-Kapellen in Paderborn* (nebst 2 Blättern in Steindruck), von *Fr. Freyherrn v. Brenken.* Ohnfern dem nördlichen Eingange des Doms zu Paderborn, am sogenannten Ikenberge, finden sich zwey Denkmäler der Vorzeit, von welchen das erste die Kapelle der Jungfrau Maria, gestiftet von Gerold, einem Waffengefährten Karl des Grossen — durch sein hohes Alterthum; das zweyte aber — die Bartholomäuskirche, erbaut von Meinwerk um 1043 — durch das Eigenthümliche seiner Bauart und den berühmten Namen des Erbauers merkwürdig ist. — Noch verdient die S. 113 nachgetragene Notiz erwähnt zu werden, dass der König von Preussen eine Summe Geldes zur Erhaltung der Bartholomäuskirche hat anweisen lassen.

V. *Einige Nachrichten über einen alten Gerichtsplatz am Donnersberge bey Warburg und Wormeln*, von *B. C. von Spilcker.* Das Gericht selbst war seit dem 13 Jahrhundert von den Grafen von Everstein abhängig, deren Geschichte der Vf. besonders bearbeitet hat.

VI. *Ueber die Herausgabe eines Supplement-Bandes zu den Paderbornischen Annalen des Nic. Schaten*, vom Criminaldirector D. *Gehrken*. Verfasser dieses Manuscripts, von welchem nur wenig Bogen gedruckt worden sind, und von dem die Göttinger Universitäts-Bibliothek eine Abschrift besitzt, ist *Michael Strunck*. Es führt den Titel: Kritische Bemerkungen zu den 2 Bänden von *Schatens* Annalen; und darf mit derjenigen Fortsetzung von *Schaten* nicht verwechselt werden, die auf Kosten der ehemaligen Paderbornischen Landstände 1741 als ein nachgelassenes Werk des gedachten *Strunck* erschien, und von dessen Ordensbruder *Kaspar Müller* sehr veranstaltet worden ist.

VII. *Vorschlag und Plan eines vaterländischen historisch-topographischen Glossars mit einem beygefügten Artikel: die Burg zu Kullenhards*, von *J. S. Seibert*. Bey jedem Artikel eines solchen Wörterbuchs müsste die Oertlichkeit so festzustellen seyn, dass sie unter allen Verhältnissen leicht wieder zu finden wäre, welches in der Regel wohl bewirkt werden könnte, da es fast in keiner Gegend an ewigen dem Zeitwechsel trotzenden Merkmalen gebricht. Auch müsste jeder Artikel die kurze Geschichte seines Gegenstandes von dessen bekanntem Anfange an bis zu seinem Untergange, oder bis auf die heutige Zeit, enthalten.

B. 1. Heft 2. I. *Corveysche Güterregister und Heberollen*. (Fortgesetzt B. 1. H. 3. No. IV. Man vergl. auch verschiedene hierauf sich beziehende Urkunden B. 1. H. 4. N. III. B. 2. H. 1. No. I und H. 2. No. 2.) Ausser einigen vermischten Bemerkungen über die von *Falke* commentirten Traditionen, wird unter dieser Aufschrift die älteste Corveysche Heberolle mitgetheilt, von welcher *Falke* selbst nur einen sehr oberflächlichen Gebrauch gemacht hat. Bemerkungen über diese Urkunde sollen in einem anderen Werke folgen, welches später in einer dem 4ten Hefte des 3ten Bandes beygefügten Subscriptionsanzeige unter dem Titel: *Der Corveysche Güterbesitz aus den Quellen dargestellt*, als Fortsetzung der Corveyschen Geschichte des Herausgebers in der Verlagshandlung des Archivs angekündigt wird. Auch ist eine nach unserer Ueberzeugung gelungene Vertheidigung jener Güterregister gegen die dagegen von dem Landdrost *von Weiseke* in dem *neuen vaterländischen Archive des Königreichs Hannover* (1827) erregten Zweifel B. 3. H. 1. No. II befindlich.

II. *Der Desenberg bey Warburg*, vom Domcapitular *Meyer* zu Paderborn. Schon zur Zeit Karls des Grossen soll hier, wie man gewöhnlich behauptet, gegen die Sachsen ein festes Kastell errichtet worden seyn, welche Meinung jedoch B. 2. H. 1. S. 112 widerlegt wird. (Eine Abbildung der Ruinen des Desenbergs ist beygefügt; auch enthält No. VII einen Nachtrag zu dieser Abhandlung.) Die ganze Umgegend wurde in der Folge Reichsgut, und blieb es, bis Kaiser Heinrich II die aus mehreren Gauen bestehende Grafschaft, welche ein gewisser Dodiko als Graf verwaltete, und wozu Warburg mit der Umgegend gehörte, 1021 der Paderbornischen Kirche schenkte. Als Kaiser Heinrichs Nachfolger Konrad II die Grafschaft des Dodiko auf einige Zeit dem Erzbisthum Mainz verlieh, wurde ein Stück derselben dem Grafen Benno von Nordheim zu Theil, der auch nach der Rückgabe der Grafschaft an das Hochstift Paderborn im Besitz geblieben ist. Dieses Benno Sohn, Graf Otto von Nordheim, hatte auf dem Desenberge eine Besatzung, welche sich dem Kaiser Heinrich IV gleich bey der Ankunft seines Heeres 1070 ergab. Graf Otto von Nordheim vererbte ihn auf seine Nachkommenschaft; in der Folge kam er in die Hände Heinrich des Löwen, nach dessen Achtserklärung an den Bischof von Paderborn, und zuletzt an die Familie von Spiegel, welche sich noch 1581 vereinigte, dieses alte Stammschloss nebst dem dazu gehörigen Thurm einigermassen herstellen zu lassen und im Stande zu erhalten.

V. *Die vaterländischen Urkunden*. Dieser Aufsatz besteht hauptsächlich in dem Bruchstücke eines grösseren, der Direction der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde mitgetheilten Gutachtens über die von ihr nicht nur für die Schriftsteller des Mittelalters, sondern auch für andere Denkmäler der Geschichte, namentlich für die Urkunden, veranstaltete Sammlung, womit die Grundsätze über eine von dem Verein zu veranstaltende Sammlung vaterländischer Urkunden B. 3. H. 1. No. V zu verbinden sind. Die meisten der hier mitgetheilten, auch vorbereitende Massregeln und Arbeiten betreffenden Vorschläge finden wir sehr zweckmässig, besonders diejenigen, welche den auf den meisten Universitäten fast ganz vernachlässigten Unterricht in der Diplomatik betreffen, der nur dann seinen Zweck erreichen kann, wenn dem Lehrer (wie ehedem dem berühmten *Gatterer* in Göttingen) hinlängliche Vorräthe von Urkunden zum praktischen Gebrauch aus dem Landesarchiv mitgetheilt werden. Gegründeten Bedenklichkeiten dagegen dürfte der Wunsch ausgesetzt seyn, die Kenntnisse der Schriftzüge und Dialekte des Mittelalters zu einem Zweig des Schulunterrichts zu machen, da in mancher Hinsicht eher dessen Beschränkung als Ausdehnung wünschenswerth erscheint. Die nämlichen Bedenklichkeiten scheinen uns aber auch den B. 3. H. 3. No. III aus einem Schulprogramm des Director *Immanuel* (Minden 1827) mitgetheilten Vorschlägen, welche das Studium der vaterländischen Geschichte auf Gymnasien betreffen, entgegenzustehen. — Als Anhang wird diesem Aufsatz eine diplomatische Aehrenlese aus dem Archiv des Klosters Hardehausen mitgetheilt, welches noch jetzt über 1000 Urkunden enthalten soll, und bloss durch die Fürsorge der Regierung zu Minden gerettet worden ist.

IV. *Bruchstücke aus einer gereimten Legende von dem heil. Aegidius*. Ein Pergamentblatt in Octav, vom Herausgeber des Archivs unter alten Papieren in einer Privatbibliothek zu Höxter gefunden. Nach den von *Jakob Grimm* beygefügten Anmerkungen ist das Dich-

tung bald nach 1150 verfaſst, und wahrſcheinlich aus einem provenzaliſchen oder altfranzöſiſchen Original überſetzt, wovon aber nichts auf unſere Zeiten gekommen zu ſeyn ſcheint. Einen anderen Beytrag zur altdeutſchen Literatur vom Ende des 12ten oder dem Anfange des 13ten Jahrhunderts aus der Sammlung eines Hn. *Mooyer* in Minden unter dem Titel: *Bruchſtücke aus einem Gedichte von Aſſaudin*, liefert *Wilhelm Grimm* B. 4. H. 2. No. I; auch gehört hieher ein aus der Stralſunder Bibliothek vom Hofrath *G. S. Benecke* zu Göttingen mitgetheiltes Fragment eines in den Anfang des 14ten Jahrhunderts zu ſetzenden Gedichts Breimunt, in dem Archiv B. 4. H. 4. No. I, welches 1831 von erſtem zu Lemgo vollſtändiger iſt herausgegeben worden. (S. *Wilh. Grimms* Anzeige deſſelben in den Göttinger gelehrten Anzeigen St. 81 v. J. 1831.)

VI. *Ueberſicht der Freyſtühle in der Grafſchaft Waldeck*, von D. *Varnhagen*. (Fortgeſetzt B. 1. H. 3. No. V.) Da noch immer die geographiſche und topographiſche Beſtimmung der Freygrafſchaften und Freyſtühle Weſtphalens ſehr unvollſtändig iſt, ſo muſs jeder Beytrag zur genaueren Kenntniſs derſelben willkommen ſeyn. Es werden aber folgende Freygrafſchaften für die Grafſchaft Waldeck angegeben: 1) Corbach, 2) Cülte, 3) Eiſenberg, 4) Düdinghauſen, 5) Elleringhauſen, 6) Freyenhagen, 7) Fürſtenberg, 8) Landau, 9) Lichtenfels, 10) Neukirchen, 11) Mengeringshauſen, 12) Reygerſütereiſen, 13) Sachſenhauſen, 14) Schweinsbeul, 15) Uſſeln, 16) Twiſte.

Erſten Bandes drittes Heft. I. *Beytrag zur Geſchichte des Weſtphäliſchen Handels im Mittelalter*, von *C. Stüve*. (Fortgeſetzt B. 1. H. 4. No. I.) Die einzelnen Gattungen der Waaren, auf welchen der weſtphäliſche Handel hauptſächlich beruhte, werden genau angegeben; auch fehlt es nicht an manchen allgemein intereſſanten Ideen über die eigenthümliche Beſchaffenheit des Handels im Mittelalter. So wird z. B. ſehr richtig bemerkt, daſs der unmittelbare Verkehr, welcher zu dieſer Zeit herrſchte, den Handel in einer ungleich bedeutenderen und lebendigeren Geſtalt auch im Inneren des Landes erſcheinen lieſs, durch die ſichtbar vor Augen liegende Gelegenheit zu mancher Speculation aufregte, und Geſchäfte veranlaſste, die ohne perſönliche Berührung nicht zu Stande gekommen wären. Noch ſind dieſer Abhandlung Belege beygefügt, die der Kenner nicht unbeachtet laſſen wird, unter anderen Waaren- und Preis-Verzeichniſſe aus dem 14ten und 16ten Jahrhundert.

II. *Ueber den ehemaligen Schilder-Zoll in der Stadt Paderborn, mit einer im 14ten Jahrhundert gefertigten Heberolle*, von Dr. *Gehrken*. (Einen kleinen Nachtrag zu dieſem Aufſatz ſ. B. 3. H. 1. No. VI. *ſub* 6.) Der Name dieſes Zolls wird am richtigſten von der engen Straſse abgeleitet, die aus Weſten zu der Domkirche in Paderborn führt, und von den darin wohnenden Schild- und Harniſch-Machern ihre Benennung erhalten hatte.

III. *Weſtphäliſche Stadtrechte und Statuten*. Unter dieſer Aufſchrift werden theils Notizen von den Geſetzen der Stadt Höxter und Beverungen mitgetheilt, theils einzelne Statuten von Höxter ſelbſt, von welchen man auch Nachträge B. 3. H. 3. No. II findet. Eine Verordnung über die Vormundſchaft v. J. 1370 iſt uns beſonders deſswegen merkwürdig geweſen, weil es den auch in dem Sächſiſchen Landrecht B. 1. Art. 23 (in *Homeyers* Ausgabe S. 33) angedeuteten, bey der Mündigkeit eintretenden Unterſchied, welcher zwiſchen zu ihren Jahren und ihren Tagen gekommenen Perſonen Statt fand, ſehr beſtimmt in folgenden Worten erklärt: „*wanne kindere to eren jaren komen sind*, (d. h. zu dem Alter von 13 Jahren und 6 Wochen), *ſo mogen ſe vnd ſcolen vormunden keſen mit vulbort des vades der rechten eruen, de ſo truweliken vorſtan to alle eren Behoue; went dat ſe to eren rechten dagen komen, de dage zynd eyn vnde twintich jar, vnd binnen doſen tagen ſo enſcal neyn kint ſok ſuluen beraden, eder ſines gudes icht vorkopen, vorſetten oder vorgruen, et en do dat denne mit rade vnd vulbort des vades, der vormunden vnd der rechten eruen.*“

Wir verbinden hiemit: 1) die B. 2. H. 1. No. III von D. *Gehrken* gegebenen Notizen über die Stadtrechte von Paderborn, welche dieſer Ort mit Dortmund gemein hatte, wo er, wie die meiſten zwiſchen der Weſer und dem Rhein gelegenen älteren Städte, die letzte Entſcheidung einholte. 2) Das chronologiſche Verzeichniſs der Soeſter Land- und Stadt-Rechte vom Land- und Stadtgerichts-Director *Geck* B. 2. H. 2. No. V. und H. 3. No. II. — 3) Die Ueberſicht der Territorialgeſchichte der Herzogthümer Engern und Weſtphalen und ihrer ſtatutariſchen Rechte vom Amtmann *Seibertz* (B. 2. H. 3. No. I). Als die wichtigſten dieſer Statuten werden die von Soeſt, Brilon, Rüthen, Medebach und Arensberg genannt. Faſt alle übrigen Städte waren mit dem einen oder dem anderen dieſer Rechte, welches ſie jedoch mannichfaltig wieder modificirten, begabt, und je nachdem die Stadt des Mutterrechts ſich durch tüchtige Handhabung deſſelben auszeichnete, wurde ſie auch als Gerichtshof in höherer Inſtanz (als Oberhof) von den ihr befreundeten Städten angegangen. Dieſs war beſonders mit Rüthen der Fall, welches in ſeinem Archiv noch ſo viele Verhandlungen aus dem 14, 15 und 16ten Jahrhunderte aufbewahrt, daſs ſich daraus eine vollſtändige Sammlung von Muſtern zu allen Rechtsverhandlungen jener Zeit anlegen lieſs, die zugleich für die Darſtellung des Kampfes zwiſchen dem alten deutſchen und dem allmählich eindringenden römiſchen Rechte in Weſtphalen ſehr lehrreich ſeyn dürfte. Deſto wichtiger iſt: 4) die Mittheilung des Stadtrechts der Stadt Rüthen in dem Archiv B. 5. H. 1. No. IV. Denn obſchon dieſes denkwürdige Statut in *F. W. Kosmanns* Materialien und Beyträgen zur Geſchichte des weſtphäliſchen Kreiſes (Paderborn 1789) bereits im Druck erſchienen iſt, ſo war doch dieſes Werk deſswegen nicht in den Buchhandel gekommen,

weil es der Herausgeber auf seine Kosten drucken, und unter die wenigen Subscribenten vertheilen liess. Auch ist hier eine andere Handschrift als die von *Kosmann* gebrauchte benutzt worden, über welche ein Aufsatz von *Seibertz* in dem nur erwähnten Stücke des *Archivs* No. VII umständlichere Nachrichten mittheilt. — 5) Stadtrecht, welches Bischof Balduin von Paderborn dem Ort Schwaney im Jahre 1344 verlieh. (B. 1. H. 4. No. VII.) Aus einem späteren, unter anderen kleinen historischen Beyträgen B. 3. H. 1. No. VI. *sub* 4 mitgetheilten Nachtrag ergiebt sich, dass damals das Dorf Schwaney zwar Stadtrecht erhalten sollte, dass aber wahrscheinlich wegen Ausstellungen, die das Stift Heerse, dem die Hälfte des Orts gehörte, dagegen machte, dieser Plan nicht zur Ausführung kam. — 6) Rechtsbuch der Stadt Herford, B. 2. H. 1. No. II. Aus einem in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts geschriebenem Codex. Dessen Inhalt war bisher nur zum Theil bekannt, unter anderen aus *Meinders* Abhandlung *de judiciis centenariis*. Ein Prolog, welcher vorausgeschickt ist, enthält unter Berufungen auf den Aristoteles, der überhaupt hin und wieder angeführt wird, eine Ermahnung an die Bürger, die sich mit den Worten anfängt: „*O myne leven Borghere weset eyndrechtig, Wente der Borgher eyndrechtigeit ist der stete beste vestiche it.*" Unter den einzelnen rechtlichen Vorschriften zeichnen wir diejenige aus, welche das Heergeräthe (Heerwede) betrifft, zu welchem bey den Handwerkern verschiedene Sachen gezählt werden, die sich nach Verschiedenheit ihres Gewerbes richten. — 7) Alte Privilegien und Statuten der Stadt Bochold (B. 2. H. 4. No. I, und B. 3. N. I). Der Codex, aus welchem diese wichtigen Rechtsmonumente entlehnt sind, umfasst theils die ältesten Privilegien dieser Stadt, theils andere für sie und das Hochstift Münster wichtige Urkunden, theils ihre gesammten Statuten, Weisthümer und Rechtsgewohnheiten, theils endlich einige spätere Nachträge und historische Notizen des 16ten Jahrhunderts. — Von den Urkunden, von welchen hier mehrere mitgetheilt werden, ist das der gemeinen Landschaft des Bisthums 1457 gegebene Privilegium ein merkwürdiger Beytrag zu der historischen Entwickelung der Territorialverfassung der geistlichen deutschen Staaten. — 8) Privilegien und Statuten der Stadt Büren, B. 3. H. 3. No. III. In dem ältesten Privilegium wird auf die Lippstädter Statuten verwiesen, denen wieder die Soester zur Grundlage dienen.

VI. *Zur Geschichte der Beghinenhäuser*, vom Kammerrath D. *Jäncke*. Dass diese Häuser auch in Westphalen anzutreffen sind, wird durch verschiedene Urkunden, welche ihnen Einkünfte zusichern, bestätigt. Dagegen findet man bey ihnen keine anderen unbeweglichen Besitzungen, welche auch dem Hauptzwecke jener wohlthätigen Gesellschaften nicht angemessen waren.

VII. *Beytrag zur chemischen Geschichte der Siegel*, von D. *Witting*. *Gatterer* erwähnt in seinem Abrisse der Diplomatik unter der Rubrik Siegelkunde das Geschichtliche derselben, und führt nebst der Form auch unter den äusseren Kennzeichen der Urkunden noch die Farbe, nicht aber die Zusammensetzung der Wachssiegel an, worüber hier unter Berücksichtigung der hievon abhängigen Verschiedenheit manche nützliche Notizen mitgetheilt werden.

VIII. *Ueber den Namen Westphalen*, von D. *Grimm*. Dessen Zusammenhang mit den alten Mythen wird behauptet, und auf das Angelsächsische *Falcna* oder besser *Falca*, welches den Namen eines Vogels ausdrückt, hingewiesen; wodurch zugleich eine frühere Ableitung dieses Wortes von *Höpker* B. 1. H. 1. S. 113 aus dem Altsächsischen *dwalen* d. h. wohnen widerlegt wird.

B. 1, 4tes Heft. II. *Ueber den Verfall der Westphälischen Städte, insbesondere der Stadt Rüthen*, von *Seibertz*. Fast alle Westphälischen Landstädte gehörten zum hanseatischen Bund, und wurden auf Hansetägen durch Soest, der damaligen Hauptstadt der Herzogthümer Engern und Westphalen, vertreten: daher die Zu- und Abnahme ihres Wohlstandes und ihrer Bevölkerung mit den Entwickelungs-Perioden der Hanse gleichen Schritt hält. Die Wahrheit dieser Bemerkung wird durch die Geschichte der Stadt Rüthen bestätigt, deren früherer Wohlstand und späterer Verfall urkundlich nachgewiesen und zugleich bemerkt ist, dass sie gegenwärtig nur 320 Häuser mit 1800 Einwohnern zählt. Dass übrigens mehrere Westphälische Städte bis zum Verfall des hanseatischen Bundes Mitglieder desselben geblieben sind, wird durch urkundliche Nachrichten, welche besonders Paderborn und andere Städte des Bisthums betreffen, B. 3. H. 4. No. VI bestätigt; ingleichen durch die Fragmente über den Westphälischen Handel im Mittelalter B. 4. H. 3. No. I, wo man auch im Anhang eine merkwürdige Waffenordnung der Bürger zu Brilon v. J. 1362 findet.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hamm, b. Schulz, und (vom 3ten Bande an) Lemgo, b. Meyer: *Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens;* herausgegeben von Dr. *Paul Wigand.* Vier Bände, jeder aus 4 Heften bestehend, und 5ten Bandes 1stes Heft u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

IV. *Entstehung der Meiergüter im Stift Corvey und ihrer Erblichkeit.* Die Güter, welche das Stift Corvey im Umkreis des von Ludwig dem Frommen ihm überwiesenen beträchtlichen Eigenthumsbezirks erwarb, bestanden meistens in grösseren Besitzungen ehemaliger Freyen, welche durch *Villicos* verwaltet wurden. Die Meiergüter aber entstanden aus der dadurch bewirkten Zersplitterung dieser Villicationen, dass dem Stift kleinere Wirthschaften nutzbarer als jene schienen. Auch wurden anfangs die Meier als blosse Verwalter betrachtet, daher man sie willkührlich ein- und absetzte, wie in allen Versatz- und Uebertragungs-Urkunden des 14ten Jahrhunderts ausdrücklich bemerkt ist. Weil aber dieses Befugniss nicht nur drückend und hart war, sondern auch dem Herrn selbst wenig Vortheil brachte, indem er auf keinen fleissigen, das Gut verbessernden Wirth rechnen konnte, so führte man einen Zeitpacht von 9, 12 oder 20 Jahren und zuletzt einen Erbpacht ein, wodurch sich ein eigenes Meierrecht dergestalt ausbildete, dass die Erneuerung des Vertrags nach Ablauf gewisser Jahre blosse Form wurde, welche dem Gutsherrn kein anderes Befugniss als die Foderung des Weinkaufs gewährte. Als Anhang zu dieser für die Geschichte der Bauergüter schätzbaren Abhandlung wird 1) von den Meiern des Klosters Brenckhausen gehandelt, deren rechtliches Verhältniss zu dem Gutsherrn sich auf dieselbe Weise, wie bey den Meiern des Stifts Corvey, entwickelte; 2) von der Frage, ob bey einer Theilung oder Auseinandersetzung des Meiergutes und des Allodes die Gebäude zu erstem gehören; welche dergestalt beantwortet wird: dass zwar die Gebäude als ein untheilbarer Bestand des Meiergutes zu betrachten, dem Meier aber, oder dessen Erben, oder Gläubigern, dafern nicht die Gebäude im Meierbriefe ausdrücklich benannt sind, eine billige Abfindung für ihren Werth gegeben werden muss. Noch verdienen übrigens mit diesem Aufsatz einige B. 3. H. 2. No. II befindliche urkundliche Beyträge zur Geschichte der Villicationen und Meiergüter verglichen zu werden.

V. *Ueber die Grenzen des von Karl dem Grossen der Osnabrückischen Kirche geschenkten Forstbannes,* von *Leopold von Ledebur.* Obgleich die Aechtheit der Schenkungs-Urkunde vom Jahre 804 bekannten diplomatischen Zweifeln ausgesetzt ist (*cf. Heumann de re diplomatica Imperatorum ac Regum Germaniae Cap. II. p.* 153): so bleibt doch der Inhalt, der hier in besonderer Beziehung auf den Forstbann geographisch untersucht wird, unbestreitbar, indem er durch unbezweifelt ächte Urkunden bestätigt wird.

VI. *Die Errichtung und erste Dotation der Benedictiner Abtey Marienmünster in der Paderbornischen Diöces,* von D. *Gehrken.* Die Abtey wurde im Jahre 1128 von dem Grafen Widekind III von Swalenberg und seiner Gemahlin, der edlen Frau Luthrud, in der Nähe ihrer Stammburgen Oldenburg und Swalenberg gestiftet. — Unter den beygefügten Urkunden scheint uns besonders die dritte merkwürdig zu seyn, wodurch Graf Widekind VI von Swalenberg im Jahr 1260 das Recht, auf allen Grundgütern des Klosters nach Gold und Silber graben zu dürfen, erwarb, weil aus ihr hervorzugehen scheint, dass man damals in der dortigen Gegend das Bergrecht noch als eine Wirkung des Eigenthums betrachtete.

2ten Bandes 1stes Heft. IV. *Sprachforschung. Weder Westphälischer Grütze noch Götter,* von D. *Grimm.* Unter dieser auffallenden, auf frühere Erklärungen des Wortes *tegothon* oder *thegathon* sich beziehenden Aufschrift wird es für den Zehnten erklärt, doch ist in einem späteren, mit Bemerkungen von *Grimm* begleiteten Aufsatze (B. 2. H. 2. No. VII) wenigstens für das Wort *thegathon* die zweyte aus der Aufschrift hervorgehende Bedeutung durch das Bruchstück einer von *Wilkens* in seiner kurzen Lebensbeschreibung der heil. Gerburg mitgetheilten gleichzeitigen Urkunde gerechtfertigt worden, wo es mit klaren Worten heisst: „*Summum et principem omnium deorum, qui apud gentes thegaton nuncupatur.*

V. *Bemerkungen über die politische Geschichte Westphalens um das Jahr* 1300, von Dr. *Stüve.* Sie beziehen sich auf die Landfriedensverbindungen, deren grosse Wichtigkeit für die Territorialgeschichte hauptsächlich in Hinsicht auf Westphalen unter Benutzung einiger mitgetheilter Urkunden dargestellt wird. Der Hauptwendepunct der Westphälischen Geschichte um

das Ende des 13ten Jahrhunderts liegt, wie es ſcheint, in den Streitigkeiten der weltlichen und geiſtlichen Macht, aber nicht ſowohl der Häupter beider, als der Glieder des Volks. Am meiſten tritt dieſs in den Kriegen der Erzbiſchöfe von Köln mit der Stadt, den benachbarten Rheiniſchen und den mächtigen Weſtphäliſchen Grafen im Herzogsſprengel hervor. Bey dieſem Streite ſchloſſen ſich im Allgemeinen die Biſchöfe und die Geiſtlichen an Köln; die Gegenpartey bildeten beſonders die Grafen von der Mark mit dem abhängigen Tecklenburg, auch Waldeck und Ravensberg, an ſie aber ſchloſſen ſich wahrſcheinlich die Städte und nicht ſelten die Dienſtmannen des Hochſtifts an.

VI. *Zur Geſchichte der Freyen und der Freygrafſchaften in Weſtphalen.* Die hier mitgetheilte Urkunde eines Grafen von Eberſtein vom J. 1290 giebt einen merkwürdigen Beleg zu dem Verfahren der Freyſtühle bey gerichtlichen Uebertragungen, und beſtätigt zugleich die Exiſtenz des noch zu dieſer Zeit ausgezeichneten Standes der Freyen in Weſtphalen. Andere, beſonders die Competenz und das Verfahren der Femgerichte erläuternde Urkunden findet man in dem 2ten Heft des 4ten Bandes No. VII *ſub* 2 und in deſſen 3tem Heft No. V.

Von noch gröſserer Wichtigkeit für die Geſchichte jener Gerichte iſt die folgende Abhandlung B. 2. H. 2. No. I: *Die Freyſtühle Weſtphalens*, vom Amtmann *Seiberz* in Rüthen. Der Plan, den der Vf. bey dieſer Arbeit im Auge hatte, iſt durch *Wigands* Schrift über die Femgerichte nicht durchkreuzt worden, weil letzte ſich bloſs mit der Gerichtsanſtalt im Ganzen, nicht aber mit der Geſchichte der einzelnen Gerichte als Beytrag zur Weſtphäliſchen Provinzial-Geſchichte, Geographie und Topographie beſchäftigt. Als eine Probe ſeiner Arbeit hat er den Freyſtuhl Aſtinghauſen (jetzt Aſſinghauſen) erwählt, der einer groſsen Hauptfreygrafſchaft, worin mehrere Freyſtühle gelegen waren, den Namen gab. Noch verbinden wir hiemit die S. 121 mitgetheilte Notiz: — daſs die meiſten Weſtphäliſchen Städte Sammlungen der zur Erläuterung und Reformation der Femgerichte und ihres Verfahrens ergangenen Geſetze und Weisthümer während des 15ten und 16ten Jahrhunderts angelegt zu haben ſcheinen. Unter anderen findet ſich noch im Archiv der Stadt Brakel ein Fragment eines ſolchen in ſpäterer Zeit meiſt vernichteten Codex.

III. *Urbarmachung eines Waldes bey Herſtelle im Jahre* 1163, *nach der Originalurkunde*, mit Anmerkungen von D. *Jänke* zu Corvey. In dieſer vom Biſchof Evergiſus ertheilten Urkunde v. J. 1163 werden die Abgaben feſtgeſetzt, welche von Kolonen wegen Novalland um Herſtelle (einem in den Kriegen Karl des Groſsen mit den Sachſen oft genannten Ort) entrichtet werden muſsten.

IV. *Beytrag zur Geſchichte der Grafen von Everſtein und deren Beſitzungen*, vom Juſtizrath *Varnhagen* zu Arolſen. Daſs ſich die Everſteinſchen Beſitzungen nicht nur weit um den Donnersberg, ſondern auch noch tief in das Waldeckiſche und Heſſiſche erſtreckt haben, wird durch einige mitgetheilte Urkunden beſtätigt.

VI. *Alterthümer im Kreiſe Meppen, unterſucht, entdeckt und beſchrieben* vom Advocat *Heinrich Bödiker.* In jenem Kreiſe, welcher ehedem unter dem Namen Amt Meppen zugleich mit dem angrenzenden Amte Kloppenburg und dem hieran ſich anſchlieſsenden Amte Vechta das Niederſtift Münſter bildete, iſt beſonders der Theil, welcher von der Ems und Haſe eingeſchloſſen wird, ſo reich an Denkmälern der Vorzeit, daſs ſich ſchwerlich in Deutſchland eine Gegend finden dürfte, welche auf gleichem Flächenraum ſo viele Monumente des Alterthums vorzeigen könnte. Hier nun werden diejenigen beſchrieben, welche man in der Linie findet, die ſich in ſüdöſtlicher Richtung über Börgerwald, Börger, Wergeloh, Sögel, Berſſen, Apeldorn und Bokeloh hinzieht. Die meiſten derſelben ſind groſse Steinmaſſen, welche zur Bezeichnung von Verſammlungsplätzen bey Berathungen über allgemeine Angelegenheiten, zu Gerichts- und Opfer-Stätten, ſeltener zu Begräbniſſen dienten. Unter letzten zeichnet ſich hauptſächlich das ſogenannte Grabmal des Königs Sorwold oder Soubold aus, der vielleicht ein Frieſiſcher Anführer geweſen iſt. Vor deſſen Zerſtörung, welche noch im 19ten Jahrhundert aus Habſucht geſchah, um die zerſprengten Bauſtücke als Bauſteine verkaufen zu können, wurde es in der Sprache der Umgegend auch das groſse Hünenhaus genannt. — Indem Rec. hiebey nicht unerwähnt laſſen kann, daſs die königl. Hannöverſche Landdroſtey zu Osnabrück gegen fernere Zerſtörungen dieſer Art ein Strafedict erlaſſen hat, und daſs ſogar im benachbarten Herzogthum Oldenburg auf höheren Befehl dergleichen Denkmäler mit einem Walle umgeben worden ſind, kann er den Wunſch nicht bergen, daſs auch in anderen Ländern, und namentlich in ſeinem Vaterlande (dem Königreiche Sachſen), dergleichen Vorkehrungen zur Erhaltung der noch übrigen Denkmäler der Vorzeit möchten getroffen werden, welche hier, wie er aus Erfahrung weiſs, oft auf die unverzeihlichſte Weiſe zerſtört und vernichtet werden. — Aehnliche Notizen wie in dem eben angeführten Aufſatze werden H. 3. No. III über die Grabſtätten der niederen Grafſchaft Bentheim von D. *Miguel* und No. IV über die Hünenſteine und andere beſonders in Grabhügeln gefundene altdeutſche Geräthſchaften, deren Beſtimmung zum Theil zweifelhaft iſt, vom Vikar *Driefering* mitgetheilt. Unter allen aus dem dritten Heft des zweyten Bandes noch rückſtändigen Abhandlungen iſt nur noch No. V zu bemerken: *Ein Beytrag zu der Lebensgeſchichte des zu Paderborn* 1502 *gebornen Malers und Kupferſtechers Heinrich Aldegrever, eines Schülers Albrecht Dürers*, vom Criminaldirector Dr. *Gehrken.*

Zweyten Bandes viertes Heft. II. *Beſtätigungs-Urkunde des Biſchofs Balduin von Paderborn vom J.* 1345 *über die Rechte der Stadt Driburg.* Enthält unter anderen einen merkwürdigen Vorbehalt des Biſchofs wegen einer auf einheimiſches und fremdes Bier gelegten Steuer.

III. *Nachrichten vom ehemaligen Kloſter Gehrden*, vom Geh. Rath *von Spilcker.* Sie beſtehen theils in Excerpten aus einem Todtenbuche dieſes Kloſters, theils

aus einer Urkunde, in welcher ein gewisser Heinrich von Schwalenberg auf dessen Vogtey Verzicht leistet.

IV. *Einige zusammengestellte Ansichten, Zweifel und Beweise, die Frage betreffend, wo lag Aliso?* vom Landrichter D. *Rautert* zu Büren. Theils aus Zeugnissen älterer und neuerer Geschichtsschreiber, theils aus eigener Anschauung wird das Resultat gezogen: dass Elsen bey Neuhaus (in dem ehemaligen Hochstift Paderborn) das *Aliso Romanorum* sey, von dessen Lage hauptsächlich die Bestimmung der in unseren Tagen so oft, unter anderen vom Freyherrn *von Hammerstein*, von *Klostermaier*, von *Wilhelm Müller* und von *Düring* untersuchten Localität der Hermanns-Schlacht abhängt.

VI. *Zur Geschichte der Hörigen*, vom Geh. Rath *von Spilcker*. In einer hier mitgetheilten, zur Erläuterung des angegebenen Gegenstandes dienenden Urkunde von 1491 wurden mehrere eigene Leute des Klosters Bodeken, welche vorher an Friedrichen von Dryburg verpfändet, aber mit ihrem eigenen Gelde wieder eingelöst worden waren, von allen Lasten der Leibeigenschaft (wozu man namentlich auch eine Mai- und Herbst-Bede zählte) befreyt.

Dritten Bandes erstes Heft. IV. *Die alte Brücke bey Höxter.* Die Wichtigkeit dieser Brücke, welche die Franzosen schon im Jahre 1673 zerstörten, die aber dem Vernehmen nach von der preuss. Regierung wieder hergestellt werden soll, ist in der alten Handelsstrasse des Mittelalters zu suchen, die der Stadt grössere Vortheile gewährte, als der Weser-Strom, der ihre Mauern bespült.

Dritten Bandes zweytes Heft. I. *Bemerkungen über den sächsischen Krieg* (1070 bis 1125) *und seine Folgen für Westphalen*, von D. *Stüve.* Hauptsächlich wird der Einfluss dieses Kriegs auf die Vermehrung der hörigen Dienstleute und auf das Herabsinken des Standes der Freyen gezeigt, wobey wir in Beziehung auf den für letzte S. 127 gebrauchten Ausdruck Birgelden bemerken, dass hiedurch die von *Gaupp* in den Miscellen des deutschen Rechts No. V. S. 29 u. f. gegebene Erklärung dieses Wortes, dessen Bedeutung oft anders angegeben wird, als z. B. von *Grimm* in den deutschen Rechtsalterthümern S. 314, eine neue Bestätigung erhält.

III. *Denkwürdige Siegel*, mitgetheilt von *Leopold von Ledebur.* Wir zeichnen darunter aus: 1) das bereits von *Kindlinger* in seiner Sammlung merkwürdiger Nachrichten und Urkunden S. 189 beschriebene Reutersiegel des Ritters Hermann von Münster, in Urkunden von 1305, 1315 und 1324, welches für das einzige einer Person des niederen Adels erklärt wird. — Es scheint uns aber die Behauptung selbst sehr zweifelhaft zu seyn, dass dieser Hermann zum niederen Adel gehörte, indem sie bloss darauf gegründet wird, dass er Ministerial des Hochstifts Münster war, und keine einzige Urkunde bekannt sey, worin abwechselnd dieselbe Person *ministerialis* und *nobilis* genannt würde. Man vergl. dagegen eine von *Glafey de Ministerialibus p.* 154 *f.* aus *Gewold in additionibus ad Hundii Metropolin Salisburgensem T.* 1. *p.* 10 angeführte Urkunde aus dem 13ten Jahrhundert, wo als ein Zeuge erwähnt wird: *Udalricus nobilis de Ottolsdorf Ministerialis Episcopi.* 2) Das Siegel Gerhards von Bur in einer Urkunde von 1231, welches zu den ältesten Beyspielen des Gebrauches der Geschlechtswappen bey dem niederen Adel gehört.

IV. *Andeutungen über die ehemalige Stadt Blankenrode im Fürstenthum Paderborn, ihre vorzüglichen Burgmänner und den in ihren Gemarkungen betriebenen Bergbau*, vom Criminaldirector D. *Gehrken.* Die Zerstörung dieser nicht ganz unbedeutenden Stadt erfolgte bey Gelegenheit einer Paderbornschen Stiftsfehde in den Jahren 1389 bis 1394; auch erfuhren 20 um die städtische Gemarkung gelegene Dörfer und Meierhöfe ein gleiches Schicksal. Ein Gegenstück zu diesem Aufsatz aus späterer Zeit enthält No. VII unter der Rubrik: *Nothstand deutscher Länder, besonders des Stifts Corvey, am Ende des 30jährigen Kriegs.*

IX. *Alte historische Nachrichten von dem Rechte der Stadt Hildesheim, Bündnisse zu schliessen*, vom Archivarius *Zeppenfeldt* in Hildesheim.

Dritten Bandes drittes Heft. I. *Fragmente aus einem Corveyschen Codex.* Der erste Theil desselben ist ein Gedächtnissbuch der Ordensbrüder, der zweyte betrifft das damalige Kirchenritual; auch enthält er das älteste bis auf Wibald fortgesetzte *Chronicon Corbejense* (in *Meibom. S. R. G. I. p.* 755) und einige Urkunden.

IV. *Beytrag zur Geschichte der Gau- und Gerichts-Verfassung Westphalens.* Betrifft besonders eine von Bischof Meinwerk zu Anfang des 11ten Jahrhunderts errichtete Grafschaft Enenhus im Padergau und die damit verbundene öffentliche Dingstätte.

Dritten Bandes viertes Heft. I. *Ueber deutsche Provinzialrechte und ihre Sammlungen in den Ländern des Königreichs Preussen*, von dem *Herausgeber.* Die Wichtigkeit dieser Sammlungen wird in besonderer Beziehung auf das bekannte Unternehmen des Herrn *von Strombeck* aus triftigen Gründen gezeigt. Wenn übrigens der Vf. zugleich die Existenz des von der sogenannten historischen Schule vertheidigten gemeinen deutschen Privatrechts bestreitet, so scheint dem Recensenten, ob er sich gleich selbst zu jener Schule bekennt, dennoch eine Widerlegung dieser Behauptung der gegenwärtigen Anzeige nicht angemessen zu seyn.

III. *Gewaltsame Gelderpressung vom Abte des Klosters Helmershausen Hermann von Hardenberg.* Zwar hatte der Abt einer von raublüchtigen Rittern ihm abgenöthigten Verbindlichkeit zu einer Geldzahlung vollkommen Genüge geleistet, auch waren eben um diese Zeit strenge Verordnungen gegen dergleichen Befehdungen vom Kaiser Karl IV erlassen worden; demungeachtet konnte er auf geführte Beschwerde am kaiserlichen Hofe weiter nichts als ein Verbot ähnlicher Plackereyen für die Zukunft erhalten.

V. *Die Errichtung der Burg Fürstenberg* (am Sendfeld) *und Uebersicht ihrer nachherigen Geschichte.* Unter Widerlegung eines über den Ursprung derselben B. 3. H. 1. S. 109 angegebenen Irrthums wird aus Urkunden gezeigt, dass diese Burg zuerst vom Landesfürsten selbst, dem Bischof von Paderborn

Bernard V, erbaut war, der im Jahre 1325 den Ritter Bertold von Bödeken erblich damit als ein Burglehn unter der Bedingung belehnte, persönlich als Burgmann darin zu wohnen; welcher Vertrag aber wegen der Streitigkeiten, die hierüber mit einem benachbarten Ritter Bertolden von Büren entstanden, nicht zur Erfüllung kam.

4ten Bandes 1stes Heft. III. *Die Stadt Helmarshausen.* Zur Entstehung derselben gab das 998 von einem Grafen Eckhard an diesem Ort gestiftete Benedictiner Mönchskloster Anlass, welches Kaiser Otto III bestätigte, und in allen Rechten und Vorzügen der Abtey Corvey gleichsetzte, indem er sie zugleich mit Markt-, Münz- und Zoll-Gerechtigkeit unter kaiserlichem Bann begnadigte, ja ihr sogar auch alle Handelsgerechtsame der Städte Mainz, Cöln und Dortmund verlieh.

IV. *Beytrag zu den besonderen Landesverträgen Westphalens im 15ten Jahrhundert, welche das Fürstenthum Paderborn mit den benachbarten Ländern abgeschlossen hat.* Enthält merkwürdige Belege zu der auch in der Geschichte anderer deutscher Staaten vorkommenden Erscheinung, dass, nachdem in dem Mittelalter das kaiserliche Ansehen verfallen war, statt dessen nicht selten Vereine und Bündnisse mit anderen Fürsten an dessen Stelle traten, um den unaufhörlichen Fehden Einhalt zu thun.

V. *Kloster und Stadt Gehrden.* Das Nonnenkloster Gehrden, Benedictiner-Ordens, wurde von dem Paderbornschen Bischof Bernard I auf der alten Iburg kurze Zeit vor dem Jahre 1136 angelegt, wobey man sich nach der gewöhnlichen Sitte richtete, alte Burgen in Klöster zu verwandeln. Weil aber den Nonnen dieser Aufenthalt zu beschwerlich war, so wurde ihnen das neue Kloster zu Gehrden angewiesen, wo sie allmählich ihre Besitzungen sehr erweiterten, und die vielen Hörigen und Handwerker, die sich in ihrer Nähe niederliessen, Anlass zur Entstehung einer Stadt gleiches Namens gaben.

4ten Bandes 2tes Heft. II. *Nachricht über die Vögte des Stiftes Heerse*, von *L. Schrader.* Die Vogtey war in den Händen der Familie von Everschnitte, die später unter dem Namen von Schonenberg auftrat. Nach ihrem Aussterben wurde die Advocatie auf die Landgrafen von Hessen vererbt, welchen auch ihre Güter grösstentheils zufielen.

III. *Berichtigende Zusätze zu Wencks Geschichte der Grafen von Dassel*, vom D. *Falckenheiner.* (Fortgesetzt B. 4. H. 4. No. II.) Unter den beiden Brüdern Ludolph II und Adolph I ist letzter nicht, wie *Wenck* glaubt, kinderlos gestorben, sondern beide Brüder sind die Stammväter zweyer Linien geworden, indem ihre Namen immer wiederkehren, bis Ludolphs Linie mit einem gleichnamigen Enkel erlosch, und das Geschlecht nur in Adolphs Nachkommen noch einige Decennien fortblühte. Ausser dieser Notiz werden noch einige andere Berichtigungen jenes Geschichtforschers angegeben, die aber in dem Aufsatze selbst nachgelesen werden müssen.

IV. *Westphälische Rechtsmonumente.* Sie bestehen grösstentheils aus Weisthümern, auf deren grosse Wichtigkeit erst vor Kurzem *Jacob Grimm* in seinen trefflichen deutschen Rechtsalterthümern die grösste Aufmerksamkeit erregt hat. Unter den gegenwärtigen zeichnen wir besonders aus: *Modus loquendi et ordinandi judicium des Lehnrechtes*, aus einer Handschrift des Klosters Bödeken. Noch kann mit diesen Denkmälern sogleich ein B. 4. H. 3. No. 3 befindliches Protokoll über ein zu Nieder-Tudorf gehegtes Gottding verbunden werden (B. 4. H. 3 No. III).

VI. *Briefe vaterländischer Gelehrten.* (Fortsetzung Bd. 4. H. 3. No. I.) Die hier mitgetheilten bestehen insgesammt in Briefen des um die Geschichte von Corvey sehr verdienten *Falcke*, und betreffen grösstentheils seine gelehrten Werke.

Vierten Bandes drittes Heft. II. *Historische Fragmente aus dem Kloster Bödeken;* bestehen hauptsächlich in Güterverzeichnissen, Heberollen und darauf Bezug habenden Notizen, die allerdings als nicht unbedeutende Reliquien der Vorzeit betrachtet werden können. Das Kloster selbst war als ein Frauenstift schon im 9ten Jahrhundert gegründet, gerieth aber im 14ten Jahrhundert ganz in Verfall, und wurde im Jahre 1409 in ein Mannskloster von regulären Canonicis verwandelt, in welcher Eigenschaft es bis zur Säcularisation im Jahre 1803 bestanden hat.

VI. *Zur Geschichte der Schulen in Westphalen*, von *J. S. Seiberz.* Der Vf. hatte schon früher in seinen Westphälischen Beyträgen zur deutschen Geschichte B. 2. S. 393 urkundlich dargethan, dass schon seit 1270 eigene Kirchspielschulmeister in Westphalen vorkommen, deren Dienstverhältniss eben so genau bestimmt war, als die Schulpflichten der Kinder und die Gegenstände, worin sie unterrichtet werden sollten. Hier nun werden zwey Urkunden von 1275 und 1322 mitgetheilt, welche das Daseyn dieser Schulen in der angegebenen Zeit noch mehr bestätigen.

VII. *Höfliche Sitten des 15ten Jahrhunderts.* Aus einer Handschrift des Klosters Burkfelde, die neben manchen geistlichen und ascetischen Sachen und Legenden auch dieses Sittenbüchlein enthält. Die naive Sprache, in der es abgefasst ist, ergiebt sich schon aus folgendem Anfang: „Wan du kumppst to Heren tafelen, so schullen dine Hande vor al reyne wesen, dat du dar nicht daruest stan un schurest dine Hende, alse eyn prester, wan he eyn kint heft gedoft."

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMM, b. Schulz, und (vom 3ten Bande an) LEMGO, b. Meyer: *Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens*; herausgegeben von Dr. *Paul Wigand*. Vier Bände, jeder aus 4 Heften bestehend, und 5ten Bandes 1stes Heft u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Von dem vierten Heft des vierten Bandes ist uns nur unter den Auffätzen über einzelne noch nicht berührte Gegenstände ein einziger (No. IV) noch rückständig: *über die Geschichte und Verfassung des ehedem zum Bisthum Paderborn gehörigen Landes Delbrück*; bey dem wir aber deswegen uns nicht zu verweilen brauchen, weil er bloss ein Bruchstück aus dem rechtshistorischen Theil der Provinzial-Rechte des Fürstenthumes Paderborn enthält, welches für die vom Geh. Justiz-Rath *F. H. von Strombeck* herausgegebenen Provinzial-Rechte aller zum preussischen Staat gehörigen Länder und Landestheile bearbeitet worden ist.

Fünften Bandes erstes Heft. I. *Fasti Corbeienses.* Diese Handschrift, welche nicht mit den von *Paulini* und *Leibnitz* edirten Corbeyschen Annalen verwechselt werden darf, hatte schon früher *Hauenberg* im ersten Heft seiner *Monumenta historica adhuc inedita* (Braunschweig 1758) herausgegeben. Da aber jenes Werk sehr selten, auch das von *Hauenberg* zum Grunde gelegte Manuscript entweder fehlerhaft, oder in vielen Puncten vom Herausgeber falsch verstanden war, so ist dieser neue Abdruck keineswegs für überflüssig zu achten.

V. *Die Kalendbrüderschaft in Brilon*, vom Justizamtmann *Seibertz*. Die Einrichtung dieser religiösen Gesellschaften, über welche man die neuesten Nachrichten bey *Wilcke* über das Gildenwesen des Mittelalters S. 352 u. f. findet, stimmte mit der auch in anderen Gegenden, z. B. in Sachsen, gewöhnlichen überein. Die Brüder versammelten sich im Anfang des Monats, verordneten, wie es den Monat hindurch mit der Feier der Feste, Haltung der Fasten, Almosengeben u. s. w. zu halten sey, verrichteten Gebete für die abgestorbenen Brüder, und beschlossen dann die Zusammenkunft mit einem Gelage. Es wurden in die Brüderschaft, welche in grosse und kleine Kalende, auch in Mutter- und Tochter-Gesellschaften getheilt war, Personen jedes Standes und Geschlechts aufgenommen. Durch die Gaben, besonders reicherer Mitglieder, erwarben einzelne Kalendgesellschaften viel Vermögen, wovon die Kosten der Zusammenkünfte, der Seelenmessen u. dergl. bestritten wurden, bis durch die Reformation und später durch andere ungünstige Zeitverhältnisse diese Fonds andere Bestimmung erhielten. Aus den Statuten dieser Gesellschaft zu Brilon, welche der Erzbischof von Köln durch eine Urkunde von 1101 in ihrer früheren Integrität wiederherstellte, geht hervor, dass es hauptsächlich 20 Pfarreyen waren, welche gemeinschaftlich den Hauptkalendsverband bildeten, und die Generalversammlungen nach einer bestimmten Ordnung bald bey dieser bald bey jener Kirche hielten.

Zum Schluss dieser Anzeige wollen wir noch einige allgemein interessante Notizen aus den diesen Heften beygefügten Urkunden und Miscellen ausheben. 1) *Ueber den Ausdruck Burrichter* (B. 1. H. 1. S. 96): Durch eine Stelle in ungedruckten Statuten der Stadt Höxter, welche in die Zeit von 1223 bis 1257 fallen, wird die Vermuthung des Herausgebers in der Corveyschen Geschichte B. 1. S. 278 bestätigt, dass jenes von *Eichhorn* und *Gaupp* (nicht *Jaupp*) verschieden erklärte Wort so viel als Bauerrichter bedeute. 2) *Ueber die rothe Erde in Westphalen*, von *Karl Heinrich Ritter von Lang* (B. 1. H. 2. S. 116). Aus verschiedenen, hauptsächlich von der Benennung Roth-Reussen und Roth-Croatien im Gegensatze von Weiss-Russland und Weiss-Croatien abgeleiteten Analogieen sucht es der Vf. wahrscheinlich zu machen, dass sich das westphälische rothe Erdreich auf die Abhängigkeit des Landes von dem weissen Hauptlande der Karolingischen Franken beziehe. Dagegen vermuthet der Herausgeber in seiner Abhandlung über die Femgerichte Westphalens S. 276, dass der Ausdruck rothe Erde nur Erde überhaupt bedeute, in sofern also von Gerichten auf rother Erde die Rede ist, sich auf den Gegensatz zwischen den Gerichten, die in Häusern und Kammern, und denen, die noch an alter freyer Mahlstätte gehalten werden, beziehe. 3) *Ist den Klöstern alles Verdienst abzusprechen?* (B. 1. H. 3. S. 99.) Ein Aufsatz, der besonders gegen die Behauptung des Hn. *von Lang* (im Sophronizon B. VII. H. 3) gerichtet ist, wel-

cher diese Behauptung in Beziehung auf ihre angeblichen Verdienste um den Anbau des Bodens und um die geistige Cultur aufstellte. 4) *Ueber den Ausdruck Mestal oder Dunghetal* (B. 2. H. 1. S. 104). Bekanntlich wurde im Mittelalter das verzinsliche Darlehn meist in einen Gültenkauf oder in einen Verkauf des Grundstücks mit Wiederkauf eingekleidet. Wenn nun der Verkäufer sein Grundstück gegen Erlegung des Kaufpreises zurück erhielt, so nahm der Käufer an dem Ertrage des Bodens noch so lange verhältnissmässig Theil, als er wegen des Düngers befriedigt war; welches in den Corveyschen Urkunden *mestal*, in den Marsberger aber *dunghetal* genannt wurde. 5) *Ueber das Wort Feme*, von *Jac. Grimm* (B. 1. H. 4. S. 113). Nach mehreren hier angeführten Urkunden bedeutet Femer den Scharfrichter, Femstatt die Richtstätte, und verfemen peinlich anklagen und verurtheilen. 6) *Zwey unter einigen anderen vom Präsidenten von Spilcker mitgetheilte, in das Lehnrecht einschlagende Urkunden* von 1263 und 1264, des Inhalts: dass in der ersten ein Lehnherr einigen Vasallen erlaubte, ein Zeugniss gegen ihn abzulegen, und in der zweyten einige Lehnleute ihrem Lehnherrn versprachen, das Würfelspiel zu meiden (B. 2. H. 3. S. 336). 7) *Ueber die Herstellung der älteren Dinten in den Urkunden*, von D. *Witting* in Höxter. (B. 2. H. 4. S. 428.) Besonders wird zu diesem Zweck der auch in *Eberts* Handschriftenkunde empfohlene Gebrauch des blausauren Eisenkalis empfohlen. 8) *Das Drosten-Amt im Emslande.* (B. 3. H. 1. S. 104.) Das Amt war so bedeutend, dass der Drost zugleich oberster Gaugraf war, und alle Gaugerichte zu besetzen hatte. Einige Bemerkungen hierüber s. B. 4. H. 2. S. 239. Von ähnlicher Wichtigkeit war das Amt der Marschälle im Herzogthum Westphalen, worüber eine merkwürdige Urkunde mitgetheilt wird (B. 3. H. 2. S. 190). 9) *Eine merkwürdige Bulle Pabst Stephan V vom Jahre* 891, *im Longobardischer Schrift auf Papirus, welche das ehemalige Fräuleinstift Neuenheerse betrifft.* (B. 3. H. 3. S. 120.) Leider ist die Urkunde, welche aus dem angegebenen, in Deutschland seltenen Schreibmaterial besteht, und jetzt entweder in der königlichen Bibliothek, oder in dem Archive zu Berlin aufbewahrt wird, nicht ganz vollständig erhalten. 10) *Noch etwas über das ehemals in Westphalen übliche Gottesurtheil: zum Scheingehen genannt.* Ist dasselbe, was sonst gewöhnlich das Baar-Recht genannt wird. B. 3. H. 4. S. 221. 11) *Aus den Haushaltsregistern des Stiftes Heerse.* B. 4. H. 1. S. 465. Sie enthalten nicht uninteressante Beyträge zur Lebensweise in dem Mittelalter, und verdienten daher, ehe sie der Vergessenheit übergeben wurden, eine aufmerksame Durchsicht. 12) *Heberolle für den Wachdienst der Stadt Brakel im 14ten Jahrhundert.* (B. 5. H. 1. S. 95.) Zur Vertheidigung der Stadt musste jeder ohne Ausnahme beysteuern, der in der Stadt ein Besitzthum hatte, wozu auch besonders viele Klöster und geistliche Anstalten gehörten. Demungeachtet hielten die Bürger auch zum täglichen Dienst auf ihren Thürmen und weitläuftigen Ringmauern und Befestigungswerken eine besoldete Mannschaft, die ihnen nicht wenig kostete.

D. *C. E. Weisse.*

GERMANIEN: *Patriotische und literarische Phantasieen*, von *Franz v. Spaun.* 1817. 170 S. 8. (16 gr.)

Fast scheint es, dass diese reichhaltige Sammlung gediegener Aufsätze in dem Strome unbedeutender und unbeachteter Producte, der Deutschland jede Messe überschwemmt, untergegangen, wenigstens nicht die volle Aufmerksamkeit gefunden, nicht das volle Interesse erweckt hätte, welche sie in mehr als Einer Rücksicht verdient.

Wir halten es daher für Pflicht, die Aufmerksamkeit des Publicums auch jetzt noch, da diese Ergänzungsblätter zu solchem Zwecke mit bestimmt sind, durch eine Beurtheilung der Schrift von Neuem rege zu machen. Denn der Vf. hat sich durch mannichfaltige Kenntnisse und Tiefe der Reflexion unter den neuen deutschen staatswirthschaftlichen, sowie ästhetischen Schriftstellern ganz vorzüglich ausgezeichnet.

Die 1ste Abhandlung *über die Theuerung des Getreides, und die Mittel, derselben vorzubeugen und der entstandenen abzuhelfen*, ist unter allen die unwichtigste. Es mangelt derselben an philosophischer Tiefe. Das wichtige staatswirthschaftliche Problem: *wie* das Gleichgewicht zwischen den Urproducenten und allen übrigen Classen der Staatsbürger zu erhalten sey, ohne die Grundgesetze des gesellschaftlichen Staatsverbands anzugreifen, kann wohl auf die vom Vf. angegebene Weise nicht gelöst werden. Dass die brittische Regierung hiezu die allerzweckwidrigsten Massregeln ergriffen habe, wie S. 4 folg. geschichtlich dargestellt wird, ist ganz richtig. Der Grund davon liegt aber weit tiefer, als in den angegebenen Verhältnissen. Es war an sich schon früher eine sehr unweise Massregel der brittischen Regierung, die Einfuhr fremden Getreides mit hohen Taxen zu belegen, um dadurch angeblich den inneren Anbau zu befördern. Aber man muss Britaniens Geschichte und Verfassung kennen, um sich diess zu erklären. Das Grundeigenthum des brittischen Reichs ist, in Folge der vielfältigen politischen Revolutionen, unter wenige grosse Eigenthümer vertheilt, welche nothwendig bey hohen Getreidepreisen ihre Rechnung finden. Daher jene einem Verbote gleichkommenden Einfuhr-Taxen. Allein es bedurfte einer einzigen nicht vollen Ernte, um die Unweisheit dieser von den *Proprietors* veranlassten Massregel zu beurkunden. Während diese das Getreide auf den höchstmöglichen Preis treiben wollten, bedachten sie nicht, dass dieser Preis durch Käufer, Consumenten, bestimmt werde, und dass also, wenn diese den Preis nicht mehr erringen können, er von selbst sinken müsse. — So gewiss es ist, dass die Staatsregierung jedem Staatsbürger Schutz, also auch freyen ungehemmten Besitz und Genuss seines Eigenthums schuldet, so gewiss also jede Bestimmung einer Maas-

mum des Getreidepreises *à la Robespierre* ein frevelhafter Eingriff in das Eigenthumsrecht des Grundeigenthums ist; so gewiss eine solche Bestimmung die Landwirthschaft vielmehr lähmen, also die Masse der Urproducte mindern, mithin das Uebel ärger machen muss, statt es zu heilen, und so schief daher alle Räsonnements sind, die man in öffentlichen Blättern über diesen vielbesprochenen Gegenstand liest: eben so gewiss ist es, dass die Staatsregierung verpflichtet, mithin auch berechtigt ist, dafür zu sorgen, dass zwischen den Urproducenten und allen übrigen nicht urproducirenden Classen der Staatsbürger ein Gleichgewicht erhalten werde, welches die grosse Verschiedenheit der Eigenschaft der Producte, indem nämlich Urproducte allein absoluten Werths unentbehrlich, alle übrigen aber entbehrlich sind, also die Producenten der letzten schlechterdings von den ersten abhängig machen — wieder einiger Massen eingleiche, damit der allgemeine Staatszweck, welcher alle Classen von Producenten, im reinphilosophischen Sinne dieses Worts, voraussetzt und fodert, erreicht werden könne. — Aber weder Ausfuhrverbote, also Sperren, noch das vom Vf. S. 22 und 23 vorgeschlagene, sehr drastische Mittel: die Getreidehändler und Wucherer ohne Weiteres aufzuhängen, möchten wohl, bey tieferer Untersuchung, Stand halten. Es ist sehr wahr, dass, von *Adam Smiths* irriger Theorie verführt, die mehresten Regierungen Getreidehandels-Freyheit mit Aufkaufs-Freyheit verwechselt, dadurch die zahlreichsten und des Regierungs-Schutzes bedürftigsten Classen der Staatsbürger wenigen einzelnen Blutigeln Preis gegeben, und in den letzten Jahren unermesslisches Elend verbreitet haben. Denn dass *Smiths* Lehre: der Aufkauf der Getreidehändler sey vortheilhaft für das grössere Publicum, schlechterdings unrichtig sey, hat denn doch wohl die Erfahrung unserer Zeit die Regierungen endlich belehrt. — Allein selbst alle Verbote des Aufkaufs werden jenes nothwendige Gleichgewicht schlechterdings nicht hervorbringen. Sie werden den grossen Grundeigenthümer oder Getreiderentenbesitzer nicht zwingen, seine Vorräthe früher zu Markt zu bringen, als bis sie den höchstmöglichen Preis erreicht haben; da er unabhängig, also zum Verkauf nicht gezwungen ist. — Es müsste also eine draconische Massregel eintreten, welche den Grundeigenthümer zwinge, seine Producte schlechterdings zu verkaufen; d. h. es müsste dem Grundeigenthümer aller Schutz seines Eigenthums entzogen, also die Basis des staatsgesellschaftlichen Vertrags untergraben, es müsste also die Urproduction gelähmt, mithin Mangel und Noth erst gewaltsam herbeygeführt werden; denn wer wird wohl Fleiss auf den Anbau von Producten verwenden, über die er nicht frey disponiren, die ihm die Regierung despotisch entziehen oder taxiren kann, sobald und wie es ihr beliebt? — Die Anlegung von Staatsnaturalmagazinen, welche der Vf. anräth, ist allerdings ein Mittel. Nur hätte er auch alle die Zweifel heben sollen, welche dergleichen Naturalmagazinanstalten entgegenstehn, als: 1) das dazu erfoderliche, von allen Staatsbürgern zu erhebende, und beynah allenthalben, wegen der ohnehin auf den äussersten Punct gespannten Auflagen aller Gattung, unerhebbare grosse Capital; 2) den Zinsverlust an diesem Capital; 3) den Verlust durch Bodenschwand, Mäusefrass und Kornwurm; 4) den grossen Aufwand auf die Errichtung und Unterhaltung der zu dergleichen Magazinen erfoderlichen Gebäude; 5) die grossen Verwaltungskosten; 6) den Verlust durch Untreue und Unterschleife, welcher durchaus unvermeidlich ist; 7) die Gefahr bey Brand; 8) die Gefahr bey feindlichem Ueberfall, wo nicht nur, nach dem neueren Kriegsgebrauch, alles Staatseigenthum sogleich zuerst in Beschlag genommen wird, sondern auch durch dergleichen Magazine dem Feinde Ueberfall und sein Unterhalt recht leicht und bequem gemacht würde. Man sieht aus Obigem, dass der Vf. über diese Materie, bey allem seinen sonstigen Scharfsinn, so wenig als unsere mehresten Staatswirthschaftslehrer auf dem rechten Wege ist, und dass derjenige allerdings Recht hat, welcher behauptet, die Lösung jenes Problems müsse schlechterdings aus dem Grundprincip des staatsgesellschaftlichen Vertrags hergeholt werden, wenn die Mittel zugleich rechtlich und passend seyn sollen.

Weit gediegener ist der 2te Aufsatz: *Können die Juden, in sofern sie Juden sind und bleiben, Bürger irgend einer Nation werden?* Der Vf. verneint diese Frage mit vollem Rechte, und ihre Beantwortung ist allerdings auch noch jetzt von der höchsten Wichtigkeit. Uns scheint sie aber selten, am allerwenigsten von den Regierungen, richtig aufgenommen worden zu seyn. Es handelt sich ja offenbar *davon:* ob ein fernes orientalisches Volk, das sich nicht in Masse, sondern einzeln und zerstreut unter die occidentalischen Völkerschaften, aber doch in einer höchst bedeutenden Zahl, eingedrängt hat, mit diesen occidentalischen Völkern verschmolzen werden könne.

Wenn wir sagen: *verschmolzen*, so bezeichnen wir damit, dass dieses Volk durchgängig in alle und jede staatsbürgerlichen Verhältnisse des neuen Vaterlandes eingetreten, aber auch zu dem nämlichen allgemeinen Staatszwecke passend und verpflichtbar sey. Und dann müssen wir obige Frage mit dem Vf. verneinen. Dem Staate, also auch dem Staatszwecke, ist der Mythos der Religionen, in sofern er nicht in die Politik eingreift, dem Staate ist der Cultus, die Gottes-Verehrungsweise, in sofern sie nichts Ausschliessendes, oder mit dem allgemeinen Zweck nicht Einstimmendes heischt, ganz gleichgültig; aber durchaus nicht die Religion selbst, d. h. die Dogmen. In Absicht des Mythos sind wir mit den Juden in keinem absolut-trennenden Zwiespalt. Mag immerhin für uns der Messias gekommen seyn, sie aber ihn noch erwarten, das wird uns nicht trennen. Ganz anders verhält sichs in Absicht des Cultus und der Religion. Die Gottesverehrungsweise und die Dogmen der Juden weichen nicht bloss von den christlichen ab, sie sind oft, sehr oft ihnen gerade entgegengesetzt. Ihre religiösen Gesetze sind grossentheils zugleich politische Gesetze, und zwar sowohl die des Moses, als politischen religiösen Gesetz-

gebers an sich, als noch weit mehr die Gesetzgebung der Rabbinen. Diese zum Theil theokratischen Gesetze sind nicht nur oft durchaus unverschmelzbar mit der christlichen Gesetzgebung und Staatsverfassung; sie haben — und das ist es, was man bisher gänzlich unbeachtet liess, — sie haben grösstentheils die bestimmte Tendenz, das jüdische Volk mitten unter allen anderen Glaubens-Genossen, als ein eigenes, selbstständiges Volk, als eine eigene Nation, zu bewahren. Alle Verbesserungs- und Verschmelzungs-Projecte des edlen menschenfreundlichen *Dohm* und seiner Nachfolger mussten und müssen also schlechterdings scheitern. Ein fremdes Volk, das seit Jahrhunderten unter dem höchsten Druck, in der ausgedehntesten Zerstreuung, mitten unter den christlichen, ihm an Glauben, Sitten, Meinungen, Sprache, Trachten und Gewohnheiten ganz fremden Nationen, diese gänzliche Absonderung, Eigenthümlichkeit und Individualität, diesen selbstständigen Nationalismus heilig und rein bewahrt hat, ist unverschmelzbar, d. h. seine Existenz ist mit einer christlichen Staatsverfassung durchaus unvereinbar. Herrschte bey den Regierungen hierüber rein philosophische Ansicht, so würden sie in ihren Grundsätzen über die Behandlung der Juden nicht auf eine so höchst auffallende Weise schwanken. Es giebt Staaten, wo man armen Juden die Fortpflanzung ihres kümmerlichen Daseyns, den Handel, die Verehelichung u. s. w., auf das drückendste erschwert, während in diesen nämlichen Staaten Juden in die erste Classe der Staatsbürger erhoben werden, weil — sie am Staate gewonnen haben; Staaten, wo die Juden einen grösseren Theil des Staatsvermögens, der Realität nach, in Händen haben, und durch ihren Reichthum, ihren Luxus und ihre Insolenz, und insonderheit durch die neuerlich Mode gewordenen Baronisirungen und Adelserhebungen zu bedenklichen Betrachtungen Gelegenheit geben. Ihre Aufnahme in die christlichen Staaten hat man dem Finanz-Geist zu danken. Dieser bediente sich der Schlauheit und geistigen Thätigkeit der Juden zu mancherley Zwecken, und in dieser und keiner anderen Eigenschaft erscheinen sie unter mannichfaltigen Gestalten und Modificationen noch jetzt. Da sie nun ohne Inhumanität nicht mehr vertilgbar sind, so bleiben freylich den Regierungen nur corrective Mittel übrig. Aber dazu sollte man ganz andere als die bisherigen wählen; diese hingegen mit Energie ausführen. Das Baronisiren der Juden wird sie schwerlich zu edlen Menschen und Staatsbürgern erheben; denn zur Zeit ist uns nicht bekannt, dass irgend ein armer Jude wegen einer edlen uneigennützigen That geadelt worden wäre, wohl aber nur Reiche, deren einziges Verdienst darin bestand, mit dem oft am Staat selbst gewonnenen Reichthum die Regierung, versteht sich gegen hinlängliche Sicherheit und ansehnliche Provision, in Nothfällen unterstützt zu haben. Die einzigen zweckmässigen Mittel, die Juden zu wahren Staatsbürgern zu machen, scheinen also wohl: dass man 1) ihre Kinder anhalte, die christlichen Schulen zu besuchen; 2) dass man ihre gesammte religiöse Gesetzgebung der schärfsten Prüfung und Revision unterwerfe, und daraus mit unerbittlicher Strenge alles und jedes vertilge, was mit einer christlichen Staats-Verfassung unvereinbar ist; z. B. Nicht-Verehelichung der Juden mit Christinnen, und umgekehrt; und diess bis auf anscheinende Kleinigkeiten, z. B. Verschiedenheit der Namen, der Trachten u. s. w., ausdehne; 3) dass man keine Absonderung von irgend einer staatsbürgerlichen Verpflichtung, also z. B. auch keine Abkaufung des Vertheidigungs-Verhältnisses, gestatte; 4) dass man nur denjenigen Juden, welche sich nicht zum Schein, sondern wirklich einer anderen Productions-Gattung, als dem Handel, also der Landwirthschaft oder Gewerben, Manufacturen, Handwerken, widmen, staatsbürgerliche Rechte, diesen aber solche in ihrem vollen Umfange zugestehe; die jüdischen Handelsleute aber nur als tolerirte Fremdlinge behandle. Durch solche, mit fester und starker Hand ausgeführte Mittel werden in wenig Jahren die Juden als eine isolirte Kaste verschwinden; von ihren Religions-Meinungen wird nur der Unterschied des alten und neuen Testaments übrig bleiben; sie werden sich gerechten Anspruch auf die wahre Staatsbürger-Eigenschaft erringen, und aufhören, zu seyn, was sie jetzt im Allgemeinen unwidersprechlich noch sind, die Geisel der christlichen Nationen. Dann werden auch alle die Gründe hinwegfallen, womit der Vf. S. 35 fg. seine an sich richtige Meinung unterstützt. Dann wäre nicht mehr zu fürchten, dass die Juden Herren, und wir Knechte würden; dann würde dem Uebergewichte des Geld-Reichthums der Juden, zu dem einzig der Handel führt, und den unser Vf. S. 39 sehr richtig würdigt, gesteuert; dann ist die selbst beym Bundestag zur Sprache gekommene Frage über die staatsbürgerlichen Rechte der Juden gelöst. Der Jude muss darum nicht ein Christ werden, um in den vollen Genuss der staatsbürgerlichen Rechte zu treten, aber er muss aufhören, ein Jude, er muss ein Mosaist seyn. Bis dahin aber haben die christlichen Regierungen die Pflicht, also auch das Recht, den Juden die Staatsbürger-Rechte zu versagen; denn sie sind Fremdlinge, denen der Staat die Bedingungen der Aufnahme vorzuschreiben allerdings berechtigt ist.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Germanien: *Patriotische und literarische Phantasieen*, von *Franz v. Spaun* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der 3te Auffatz: *Ueber die Publicität der Verhandlungen der Rechtssachen und die von dem v. Gönner vorgeschlagene Trennung der administrativ-contentiosen und der Justiz-Sachen*, ist unter allen der geist- und gehaltvollste. Indem der Vf. den sonstigen literarischen Verdiensten des sel. *Gönner* Gerechtigkeit widerfahren läst, bestreitet er hier mit Recht und siegreich zwey von demselben aufgestellte eben so irrige als gefährliche Theorieen.

Die erste betrifft die öffentliche Verhandlung der Rechts-Sachen. Hr. *v. Sp.* stellt die grofsen unverkennbaren Vortheile dieser öffentlichen Verhandlung eben so gründlich als scharfsinnig dar, und beantwortet alle von *Gönner* dagegen gemachten Einwendungen. Sehr wahr ist alles, was er S. 55 von den unglücklichen Folgen der Souveränität in manchen kleinen Ländern anführt, und es wird leider durch die Erfahrung bestätigt; wahr, was er S. 57 bemerkt, dass die heimliche Verhandlung in Civil- und Criminal-Rechts-Sachen keineswegs dem Genius der deutschen Nation angemessen sey, und die öffentliche ihm widerspreche. Dass die Wünsche der Deutschen sich für diese Publicität nicht ausgesprochen hätten, wie Hr. *v. G.* meint, ist nur dort wahr, wo sie sich auf eine gesetzliche Weise nicht haben aussprechen können; wo seither noch gar keine gesetzliche Repräsentation existirte. Aber freylich dürfen dann nicht die meisten, oder doch fähigsten Repräsentanten Advocaten seyn; denn dass diese in Deutschland nicht für diese Publicität gestimmt sind, ist leicht erklärbar. Den mehresten fehlt es, zum Theil wohl aus Mangel an Uebung, an aller körperlichen Beredsamkeit; der Unwissende müsste hier seine Schande zur Schau tragen, und kann nicht Andere für sich arbeiten lassen; die Processe würden kürzer und die Sportelregister kleiner! — Der Vf. zeigt und beurkundet S. 65 durch Beyspiele, welche Unterschleife bey der geheimen Verhandlung der Rechtssachen möglich sind. Dass z. B. in einem Appellationsprocesse die Duplik ausgewechselt wurde, dass ein junger Doctor für die Referenten in 1ter und 2ter Instanz zugleich arbeitete, also natürlich die ersten Urtheile bestätigte u. s. w. — Der wesentlichste Vortheil der Publicität der gerichtlichen Verhandlungen ist indess wohl, dass sie die wahre Aufklärung über Rechte, Pflichten und Gesetze, dass sie die Cultur der Staatsbürger befördert, so wie den Gemeingeist bildet, und insbesondere in Criminalfällen als das sicherste Palladium der bürgerlichen Freyheit zu betrachten ist. Denn empörend ist es gewiss, dass in civilisirten Staaten der Staatsbürger aus der Mitte seiner Familie gerissen, eingekerkert, zu jeder, auch der härtesten Strafe, ausser der Todesstrafe (wo denn doch das Drucken der Urgichte noch Sitte ist), verurtheilt werden kann, ohne dass seine Mitbürger anders, als durch das ungewisse Gerücht, etwas von den Gründen seiner Verhaftung, oder seiner Bestrafung, also von seinem Verbrechen erführen. Geht nicht dadurch offenbar aller Strafzweck, nämlich die Verhütung, die Prävention verloren? — Gerade diese Publicität ist ja die Tendenz, so wie das Motiv der Strafe. Sollten wir denn erst in dem Mercierischen Jahre 2440 zu den einfachsten Vernunftansichten gelangen können? — Was hat für den Staatsbürger stärkeres und näheres Interesse, als das Schicksal seines Mitbürgers? Mit welchem Interesse liest nicht selbst der Deutsche in englischen und französischen Blättern die Darstellung merkwürdiger Rechtsfälle! Und welches Vertrauen zu den Richtern kann es bey dem Staatsbürger erwecken, wenn er diese in geheimnissvolles Dunkel sich gerade da hüllen sieht, wo es sich von der Entscheidung über seine kostbarsten Güter, Leben, Ehre und Freyheit, handelt? Hie und da mag die Publicität der richterlichen Verhandlung allerdings Inconvenienzen haben; aber welche menschliche Anstalt hätte diese nicht? — Alles kommt darauf an, ob diese Inconvenienzen nicht von grossen Vortheilen weit überwogen werden. So können ja z. B. Processe, deren Darstellung zu öffentlichem Aergerniss Anlass geben könnte, als Blutschande, Sodomie, selbst oft bisweilen Ehescheidungs-Processe, von dieser Publicität ausgenommen, und von den Richtern in geschlossener Versammlung und mit Entfernung des Publicums behandelt werden, wie diess bey Nationalrepräsentationen beym brittischen Parlament, in Absicht öffentlicher Gegenstände, öfters der Fall ist.

Das zweyte *Gönner*'sche Theorem betrifft die Gerichtsbarkeit in streitigen Administrativsachen, welche *Gönner* den Administrativstellen zugewiesen, und der Justiz entzogen wissen wollte. Wir enthalten uns aller

Aeusserung unserer Empfindungen über eine von einem mit Recht so berühmten Rechtsgelehrten offenbar aus individuellen Absichten aufgestellte, wahrhaft empörende Lehre. Hr. v. Sp. hat sie mit mehr Aufwand von Witz, Scharfsinn und Einsicht widerlegt, als wohl nöthig gewesen wäre. Höchst beherzigungswerth ist das, was er S. 81 von der wahren Tendenz dieser Lehre, nämlich die königliche Regentenmacht zu vernichten, und die Administration unabhängig zu machen, anführt. Durchaus richtig, dass die Justiz die wahre rechtmässige Controlle der Staatsverwaltung, und dass die Wachsamkeit über die Beobachtung der Gesetze die festeste Stütze der Regentengewalt, sowie die Gesetze die Fundamente ihres Thrones, seyen. Ob es aber nicht die geheime Tendenz einer gewissen Secte seyn dürfte, diese zu untergraben, und den Dieneraristokratismus an die Stelle der Autokratie zu stellen, und ob dieser dann nicht bisweilen gelinge, selbst rechtliche, einsichtsvolle und berühmte Gelehrte für ihr System zu gewinnen, — diess ist eine Frage, die wir hier nicht berühren wollen. — Nur der Regent sitzt sicher auf seinem Throne, der allenthalben, also gegen sich selbst, strenge Gerechtigkeit üben lässt. Er muss eben sowohl das Emblem der Gerechtigkeit, als der Gnade seyn, wenn er wahre und dauernde Verehrung sich sichern will. Wird denn die Justiz nicht gleich der Administration einzig in seinem Namen ausgeübt? Beruht wohl der Gehorsam des Staatsbürgers gegen die executive Gewalt und deren Repräsentanten auf etwas Anderem, als der Idee seiner Vollkommenheit? Kann er diese bewahren, wenn er in dem wichtigsten Theile seines Wirkungskreises, dem Richteramt, sich der Entfernung von dem Wahren und Rechten schuldig macht? Und ist es nicht das Richteramt, das eigentlich die Völker zur Versammlung unter die Oberherrschaft Einzelner gedrungen hat? Wenn es leider nur zu wahr ist, was der Vf. freymüthig ausspricht, dass es noch Regenten giebt, die den Staat als ihr Privateigenthum, als ihre Meyerey betrachten: so muss selbst diese irrige Idee sie vermögen, ihr Eigenthum dadurch zu bewahren, dass sie die einzige zweckmässige Controlle der Administration, die Justiz, aufrecht erhalten. Wir übergehen die Abfertigung, die der übrigens in seinem Fach verdienstvolle Hr. *v. Wiebeking* in Absicht seines bekannten politischen Werks hier erhält, dessen Tendenz nur allzu sichtbar war, aber, den neueren Ereignissen gemäss, seinen Zweck, wie billig, ganz verfehlt hat.

Der 4te Aufsatz: *Ueber das Genie und das Fatum*, beurkundet den Scharfsinn und die gründlichen Kenntnisse des Vfs., auch im ästhetischen Fache. Mit Recht nennt er das Genie und das Fatum zwey Kobolde, die in der neueren Zeit spuken. Der ganze, mit kaustischem Witze geschriebene Aufsatz ist auch jetzt noch ein treffliches Wort zu seiner Zeit. Möchte es doch beytragen, dieser sinnlosen Vergötterung des romantisch-mystischen Unsinns ein Ende zu machen! — Eben so scharfsinnig und richtig ist alles, was der Vf. über den modernen Begriff des Fatum sagt, und mit gleich beissendem Witze darstellt. Witz und Spott sind allerdings die zweckmässigsten Waffen gegen jene modernen Kobolde des Geniewesens und des Fatum. — Uebrigens hätten wir allerdings gewünscht, dass der Vf. tiefer in den Begriff des Aristotelischen und überhaupt des griechischen Begriffs vom Fatum eingedrungen wäre. Die Griechen verstanden im Grunde unter dem Fatum das Nämliche, was die reine Aesthetik noch jetzt darunter verstehen muss; nur dass es bey ihnen anthropomorphosirt, sowie apotheosirt war. Fatum war auch als Gottheit ihren Epopten das, was wir Verhängniss nennen; nämlich das Zusammentreffen, der Zusammenstoss und Zusammenfluss von gewissen, das Resultat so und nicht anders bestimmenden individuellen, physiologischen, psychologischen, localen und temporellen Verhältnissen; der Kampf mit diesen Verhältnissen, also mit diesem Fatum, und der Untergang des Heroen in diesem Kampfe, war der Geist der Tragödie. Denn nur dadurch und einzig dadurch kann und konnte ja der rein-ästhetische, sowie ethische, und leider von unseren Genies der neueren Zeit gänzlich verkannte Zweck der Tragödie, nämlich Bewunderung und Theilnahme, erregt werden und Statt finden.

Wendet man nun diese Theorie, deren Richtigkeit jedem Unbefangenen einleuchten muss, vollends auf den 5ten Aufsatz an, welchen der Vf.: *Des Diabolus Rotae Protestation gegen die Apotheose der Müllnerschen Schuld*, überschrieben hat: so erscheint dieses Drama vollends als ein ästhetisches, sowie moralisches Ungeheuer. — Der Vf. zergliedert hier dieses famose Stück mit einer Einsicht, mit einem Scharfsinn und einer Klarheit, welche die höchste Aufmerksamkeit, sowie den Beyfall jedes unbestochenen Kenners des Wahren und Schönen, verdienen. Er zeigt umständlich, wie leer an jeder wesentlichen Eigenschaft eines Kunstwerks dieses berufene Drama sey, von welchen Ungereimtheiten sowohl die Fabel, als die Oekonomie des Stücks, und so auch die einzelnen Bilder, die Sprache und die Versification wimmeln. Nur hätten wir gewünscht, dass er auch die hohe Immoralität dieses Schaustücks ausgeführt hätte. Es ist nicht bloss sehr wahr, was er S. 111 sagt, dass die Helden desselben ganz gemeine Verbrecher sind, die an den Galgen und nicht auf die Bühne gehören; er hätte auch den furchtbaren Einfluss, den die veredelte Darstellung solcher Verbrecher, eines Meuchelmörders und einer buhlerischen Ehebrecherin, auf die Sitten haben müsse, aus einander setzen sollen. Und eben so hätten wir gewünscht, dass er seiner sehr richtigen Darstellung der Mittel, wodurch in unseren Zeiten Celebrität erlangt wird, auch diese Bemerkung beygefügt hätte: dass die Schuld einen grossen Theil dieser Celebrität gerade dem Umstande zu danken hat, dass das Stück der jetzt herrschenden Sittenlosigkeit schmeichelt, sowie auch dem Umstande, dass es zu theatralischen Paraderollen Stoff liefert, wo unsere grösstentheils nur halbgebildeten Schauspieler durch Wüthen, Toben und Rasen und Zerfegen der Leidenschaften — wie es *Shakespear* nennt — sich auszeichnen, und den lauten Beyfall der stets ungebildeten und halbgebildeten Menge erzwingen können. Durch die nämlichen Künste ha-

ben einst eine Klara von Hohenejchen, ein Graf Walltron u. a. dergleichen Producte grosse Celebrität errungen. Doch hätte der Vf. zum Trost der edlen und wahren Kunstfreunde auch den bedeutenden Unterschied zwischen Ruhm und Celebrität aus einander setzen mögen; jener wird nur wahren, vollendeten Kunstwerken zu Theil, und eine Minna von Barnhelm, ein Nathan der Weise werden als Kunstwerke fortleben, wenn alle jene ephemeren Celebritätsschaustücke längst vergessen sind. Man möchte daher ihren Verfertigern diese vorübergehende Celebrität gerne gönnen, wenn sie nur nicht beytrügen, den reinen Geschmack zu verbilden, oder wohl vollends die Sitten zu untergraben.

Der 6te Aufsatz: *Die erfüllten Wünsche*, ist eine sehr artig vorgetragene Allegorie, deren Deutung ausser unseren Grenzen liegt.

Uebrigens ist dieses Buch, das bey seiner Erscheinung auf die günstigste Aufnahme mit Recht Anspruch machen konnte, noch jetzt Allen zu empfehlen, welche sich an Scharfsinn, mit Freymüthigkeit gepaart, ergötzen. Wären die Ideen hie und da etwas systematischer geordnet; wäre dem Witze die Gründlichkeit seltener geopfert: so würde es einen noch ausgezeichneteren Platz unter den zugleich genialen und nützlichen Werken einnehmen. R—s.

STRALSUND, b. Trinius: *Zwey Reden von Dr. Esaias Tegnér.* Aus dem Schwedischen von Dr. *Gottl. Christ. Friedr. Mohnike.*

Auch unter dem Titel:

Die Bedeutung des Studiums der griechischen Literatur für unsere Zeit. Eine akademische Rede, gehalten von D. *Esaias Tegnér.* Nebst einer Schulrede desselben. Aus dem Schwedischen von D. *Gottl. Christ. Friedr. Mohnike.* 1827. IV u. 62 S. 8. (9 gr.)

Diese Reden sind ein Beweis eines unbefangenen Studiums der classischen Literatur, einer genauen Kenntniss der neueren Zeit und ihrer Bildung, und des richtigsten Urtheils über dieselbe. Den Werth der Uebersetzung zu beurtheilen, liegt, da Rec. das Original nicht zu Händen ist, und es sich mehr um die Sache als die Form handelt, ausser seinem Kreise; und wenn auch die Uebersetzung weniger gelungen wäre, als man aus derselben selbst schliessen muss, so hätte doch *Hr. M.* auch dann auf unseren Dank vollen Anspruch.

Rec. übergeht den allerdings sehr gelungenen Eingang der *ersten* Rede, mit der Bemerkung, dass ihr Titel im Original lautet: *Tal vid offenteliga föreläsningarnas slut på Kongl. Carolinska Lärosalen i Lund, den* 9 *April* 1824, *af Esaias Tegnér,* Stockholm 1824. 8. Hr. *T.*, der im Begriff war, seinen gegenwärtigen Posten mit der höheren Würde eines Bischofs zu vertauschen, benutzt die Schlussrede seiner öffentlichen Vorlesungen zu Lund, um, abgesehen von allen Autoritäten und der öffentlichen Meinung, die Wichtigkeit des Studiums der classischen Literatur aus ihren inneren Gründen darzustellen. „Ich könnte, sagt er S. 6, für eine solche Behauptung Zeugnisse von berühmten Männern anführen, und dazu das Gewicht der Ueberzeugung mehrerer Jahrhunderte legen. Aber diess wäre ohne Zweifel eine Einseitigkeit.“ Er räumt hierauf mit Recht ein, dass bey der „jetzigen Gestalt der Welt“ nicht nur viele Bildung, sondern auch wirkliche Gelehrsamkeit ohne Kenntniss der classischen Sprachen möglich und auch wirklich vorhanden sey. Indem er ferner nachweist, wie schon, S. 8, seit Langem alle wesentlichen Ideen der Alten in der Gesetzgebung, Wissenschaft und schönen Literatur Boden gewonnen und Wurzel geschlagen haben, ja, wie die Erfahrung, welche bey den Alten ein „Kind“ war, zum „Manne“ herangereift sey, giebt er, S. 9. zu, dass in dieser materiellen Beziehung die classische Literatur allerdings nicht mit Unrecht als entbehrlich betrachtet werden könne. Ja, er geht (S. 12) noch weiter, und räumt ein, dass, so hoch er die griechische Dichtkunst schätze, er doch weit entfernt sey, „sie für die einzig richtige, oder einmal für die höchste in jeder Hinsicht zu halten.“ Dann macht er aber auch S. 15 darauf aufmerksam, in welchen schwerfälligen, verwirrten, barbarischen Formen man bey den genannten und anderen Völkern diese poetischen Elemente, gleich dem Diamant zwischen den ödesten Klüften, aufsuchen müsse, während man sie bey den Griechen, wenn auch vielleicht nur sparsam, aber „Alles“, was man auffinde, vortrefflich geordnet und abgerundet“ finde. Durch Uebersetzungen, bemerkt er sodann, könne nie Geist und Form des Originals wiedergegeben werden, und daher sey die Kenntniss der griechischen Sprache sowohl in historischer, als ästhetischer Hinsicht höchst wichtig und unentbehrlich. Er schliesst dann mit dem beachtungswerthen Worte S. 24 u. 25: „Sie [die griechische Literatur] ist wie der Nil, der, nachdem er die Felder um sich herum fruchtbar gemacht hat, sich in sein ursprüngliches Strombett wieder zurückzieht. Aber dort [auf den Akademieen] muss sie auch ungetrübt rinnen, ein königlicher Strom, dessen Adern nie vertrocknen, dessen Quellen auf den Höhen der Menschheit liegen. Schon einmal zuvor hat die classische Literatur Europa aus der Barbarey gerettet; der Rückgang dahin ist noch nicht unmöglich. Die gegenwärtige Zeit versucht wenigstens allerhand Wege zu diesem Ziele. Einer der nächsten wäre ohne Zweifel der, wenn es glücken könnte, die *alten* Griechen eben so vergessen, eben so verkannt zu machen, als man die *neuen* machen will. Aber wir wollen hoffen“ u. s. w.

Die *zweyte* Rede, S. 37—52, hielt der Vf., nachdem er bereits in sein bischöfliches Amt eingetreten, den 2 Jun. 1825 am Schluss der Prüfung auf dem Gymnasium zu Jönköping. Er preist das glückliche Loos, dass in unseren Tagen die Aufmerksamkeit eines Jeden mehr als zuvor auf die *allgemeine Erziehung*, als Nationalangelegenheit, gerichtet sey. „Auch der am mindesten Gebildete (S. 38) sieht jetzt ein, dass das beste Erbgut, welches er seinem Sohn hinterlassen kann, die Bildung der Zeit ist“ u. s. w. Dann mahnt der Vf. auf das umsichtigste an ein verständiges

festina lente! und Rec. hält für unerläſslich, dieſer Hauptſtelle die ihr gebührende Stelle einzuräumen. „Viel guter Wille, auch manche richtige Anſicht, fährt Hr. T. fort, liegt ohne Zweifel den Vorſchlägen zur Umformung der Gegenwart zu Grunde; aber nicht Alles, was wohlgemeint iſt, iſt deſshalb ſogleich richtig; nicht Alles, was richtig iſt, iſt deſshalb ſogleich anwendbar. Es iſt mit allem Menſchlichen im Allgemeinen wie mit dem menſchlichen Körper; ſeine Geſchwüre müſſen reifen, bevor ſie aufbrechen; kein vernünftiger Arzt ſchneidet die unreifen weg. Wir müſſen achten auf die Zeichen der Zeit mit wachſamer Aufmerkſamkeit, aber auch mit männlicher Selbſtſtändigkeit. Es geht nicht an, am Ruder zu ruhen im Strome der Zeit, denn er geht ſeinen Gang ohne uns, und ertränkt den, der am Steuer ſchläft. Aber es geht eben ſo wenig an, blindlings den aufſchwellenden Wogen zu folgen, die oft aus lauter Schaum beſtehen, unter dem verborgene Klippen und Schiffbruch ſind. Das Alte iſt oft gut, es iſt gereift, es iſt erprobt, ſeine Wirkungen können berechnet, ſeine Mängel können gemildert oder verhindert werden. Aber das Neue iſt gleichfalls oft gut, und allein der verſtockte Sinn verwirft es ohne Unterſuchung. Wir ſtehen Alle auf einem Wendepunct der Zeit. Wir müſſen nicht ſuchen, ſie zurückzuhalten (denn das iſt unmöglich), ſondern wir müſſen ſuchen, ihren Gang zu leiten. Wir müſſen nicht ſtehen gleich wachſenden Ruinen mitten in der grauen, der ewig wechſelnden Natur, aber wir müſſen noch weniger uns ſtellen als Flaggenſtangen, auf dem Tempel der Mode, als Wetterfahnen für die windigen Einfälle des Tages. Deſshalb haben wir empfangen das Licht des Verſtandes und den reinen ſchwediſchen Sinn, daſs wir befolgen können den Rath des Apoſtels: Alles zu prüfen" u. ſ. w. So treffend und wichtig die inhaltſchweren Winke ſind, welche der Vf. auch hier zum Schluſs den Zöglingen in kurzen, ſententiöſen Sätzen an's Herz legt, ſo brechen wir doch ab, da wir bey dieſer Anzeige keinen anderen Zweck vor Augen haben konnten, als das deutſche Publicum wiederholt auf die Rede des nordiſchen Genius um ſo mehr aufmerkſam zu machen, da der Ueberſetzer vorliegende Reden als eine „Ankündigung einer deutſchen Bearbeitung der ſämmtlichen Reden des Vfs." betrachtet wünſcht. Rec. und mit ihm gewiſs Viele ſehen derſelben, in der Hoffnung einer baldigen Erſcheinung, mit Begierde entgegen.

IX.

MATHEMATIK.

STRALSUND, b. Löffler: *Theodoſius von Tripolis drey Bücher Kugelſchnitte.* Aus dem Griechiſchen mit Erläuterungen und Zuſätzen. Herausgegeben von *Ernſt Nizze.* Nebſt 4 Tafeln in Steindruck. 1826. VIII u. 171 S. 8. (1 Rthlr.)

Es wird nicht zu ſpät ſeyn, auf dieſe Schrift gerade jetzt aufmerkſam zu machen, wo durch mehrere neuere und neueſte Bearbeitungen der Sphärik, unter denen wir nur die ſphäriſchen Geometrieen von *Pohl* (1819) und *v. Forſtner* (1827), die Sphärik von *Schulz* (1828) und die analytiſche Sphärik von *Gudermann* (1831), ſowie einige beſondere Abhandlungen von *Steiner* u. a., nennen wollen, das Intereſſe für dieſen wichtigen Zweig der Geometrie, der die ganze Planimetrie gleichſam nur als Corollar enthält, wieder neu angeregt iſt. Die Schrift des Theodoſius iſt hiſtoriſch betrachtet von Werth, und enthält namentlich im dritten Buche mehrere merkwürdige und nicht leichte Sätze, wenn gleich das Urtheil eines der vorhergenannten neueren Bearbeiter der Sphärik, der ihr Schwerfälligkeit in den Entwickelungen und Unfruchtbarkeit der zu nicht nutzbaren Reſultaten führenden Unterſuchungen vorwirft, im Vergleich mit der Eleganz und Kürze, die auf dem jetzigen Standpunct der Wiſſenſchaft erreicht werden kann, nicht unbegründet erſcheint. Doch iſt der beſondere Zweck des Theodoſius, die ſphäriſche Aſtronomie geometriſch zu begründen, hiebey nicht aus dem Auge zu verlieren. Die Σφαιρικῶν βιβλία, die Hr. *N.*, der ſich bereits durch ſeine 1825 erſchienene Ueberſetzung der übrig gebliebenen Schriften des *Archimedes* in dem Gebiete der mathematiſchen Philologie vortheilhaft bekannt gemacht hat, hier unter dem Namen der Kugelſchnitte — ſo wie man κωνικά durch Kegelſchnitte überſetzt — herausgiebt, ſind in der Urſprache erſt zweymal abgedruckt worden, einmal durch *Joh. Pena,* Paris 1558. 4. (nicht, wie *Fabricius* fälſchlich angiebt, 1557 *cum Euclidis opticis*), das zweytemal durch *Joſ. Hunt*, Oxford 1707. Die übrigen Ausgaben, welche theils nur die Sätze ohne die Beweiſe enthalten, theils lateiniſche Ueberſetzungen aus dem Arabiſchen ſind, werden in der Vorrede in ſorgfältiger literariſcher Ueberſicht aufgeführt. Die Araber haben nicht bloſs die Ordnung der Sätze verändert, ſondern auch neue hinzugefügt. Die erſte iſt in dieſer Ueberſetzung durch eingeklammerte Zahlen angedeutet, die letzten ſind unter dem Titel: „Zuſätze frey nach *Vögelin's* lateiniſcher Ueberſetzung nebſt einigen Zuſätzen Anderer", am Ende beygegeben. Die Anmerkungen des Ueberſetzers ſind meiſt ſachlicher Art, theils begründend, theils berichtigend, theils ergänzend. Die eigentliche Wortkritik wurde für eine beabſichtigte griechiſche Ausgabe verſpart, und nur ihre Reſultate muſsten hier benutzt werden. Es iſt bekannt, daſs die philologiſche Kritik, nach *Robert Simſons* Beyſpiel, bey der Behandlung mathematiſcher Schriften des Alterthums kühn ſeyn darf, ohne viel zu wagen. Es droht hier nur die einzige Gefahr, daſs der Text des Schriftſtellers wirklich beſſer wird, als er vielleicht urſprünglich geweſen ſeyn mag. Daſs dieſs auch hier der mögliche Fall ſeyn könne, dürfte kaum in Abrede geſtellt werden, wenn gleich dieſe Bücher theilweiſe ſehr verdorben ſeyn mögen. Wie dem auch ſey, die Anmerkungen und Erläuterungen des Ueberſetzers ſcheinen gründliche Kenntniſſe zu beurkunden, und die Ueberſetzung iſt flieſsend. Wir wünſchen, daſs die Beſtrebungen des Hn. *N.* Theilnahme genug finden mögen, um ihn zur eifrigen Fortſetzung derſelben aufzufodern.

Eine genauere Kritik muſs Rec. denen überlaſſen, welche Gelegenheit haben, die Ueberſetzung mit dem Urtexte zu vergleichen.

Δz.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1832.

THEOLOGIE.

Hamburg, b. Perthes: *Theologische Studien und Kritiken.* Eine Zeitschrift für das gesammte Gebiet der Theologie, in Verbindung mit D. *Gieseler*, D. *Lücke* und D. *Nitzsch*, herausgegeben von D. *C. Ullmann* und D. *F. W. C. Umbreit*, Professoren an den Universitäten zu Halle und Heidelberg. Jahrgang 1831. Erstes — viertes Heft. 975 S. gr. 8. (5 Rthlr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1831. No. 201.]

Dieser Jahrgang enthält unter den ausführlicheren Abhandlungen mehrere höchst beachtenswerthe Aufsätze aus den verschiedenen Theilen des theologischen Wissens, und immer mehr scheint diese schätzbare Zeitschrift durch Geist und Inhalt dazu beyzutragen, die schneidenden, trennenden Waffen einer unseligen Polemik abzustumpfen, und der ächtevangelischen freyen Forschung ungehinderte Bahn zu brechen. Um so mehr freut sich Rec., zu vernehmen, dass diese Zeitschrift immer weitere Verbreitung findet; und insbesondere sind die hier mitgetheilten literärischen Uebersichten ein wesentlicher Vorzug derselben, welche sie auch dem praktischen Theologen werthvoll machen.

Das *erste* Heft eröffnet ein Aufsatz: *An die Herren Dr. D. v. Cölln und D. Schulz.* Ein Sendschreiben von D. *Fr. Schleiermacher.* Die Veranlassung dieses Schreibens, sowie die darauf erfolgte gegenseitige Erklärung, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Es ist nicht zu leugnen, dass man bey der dem Vf. eigenthümlichen Art und Weise der Darstellung oft in Verlegenheit kommt, indem man nicht weiss, ob er im Ernste spreche oder nicht. Dass bey so wichtigen Angelegenheiten, wie sie hier verhandelt werden, dieses Verfahren am wenigsten gutgeheissen werden könne, ist Rec. überzeugt. Die wichtige Frage, ob und warum die Verpflichtung öffentlicher Religionslehrer auf Symbole rathsam und nothwendig sey, muss unrichtig entschieden werden, wenn man nur von dem idealen Begriffe der Kirche ausgehet, und sie nicht zugleich als äussere Gesellschaft betrachtet, die ohne symbolische Lehrnorm (wozu die heilige Schrift allein schon wegen des noch bestehenden Gegensatzes zu der katholischen Kirche in unserer Zeit nicht ausreicht) nicht bestehen kann. Für die Sphäre des Nachdenkens und des wissenschaftlichen Forschens hat und kann keine Confession dauernde, bindende Gültigkeit haben, und eben so muss auch in unserer Kirche, je nach den wissenschaftlichen Fortschritten in der Schriftkenntniss, die eingeführte Lehrnorm reformabel bleiben. Der Vf. scheint diesen Gesichtspunct nicht berücksichtiget zu haben. „Was soll, fragt er u. a. S. 36, die Confession? In der Gemeine die Uebereinstimmung der Lehre erhalten, dadurch dass sie neuen Meinungen vorbeugt? Hat die Augsburgische Confession diess nicht vermocht, die zu einer Zeit entstanden ist, wo wenige Einzelne so sehr hervorragten über die Gesammtheit: wie soll es eine spätere vermögen aus einer Zeit, wo so viel mehr Gleichheit herrscht? Oder dadurch, dass man desto leichter diejenigen ausscheiden kann, die nicht übereinstimmen?" Hier und überall wird die wirkliche Kirche als Lehranstalt mit der idealen Kirche verwechselt. Gerade der Zustand unseres heutigen kirchlichen Lebens beweist, wie nothwendig es sey, den öffentlichen Unterricht in der Kirche nicht der Willkühr preis zu geben, dagegen aber auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Forschens völlige Freyheit zu gestatten. Wahr ist es, ja es ist heilsam, was der Vf. sagt, dass „in einer Gemeine, wie die unsrige, wo freyes Forschen in der Schrift gilt und gelten muss, Streitigkeiten unvermeidlich sind, und nach dem Standpuncte unserer Kritik und unserer Auslegungsweise noch lange unvermeidlich seyn werden": allein gehören diese Streitigkeiten in den kirchlichen Unterricht? Und kann dieser Unterricht seinen Zweck erreichen, wenn der eine Lehrer des Volkes gerade das Gegentheil von dem lehrt, was der andere vorgetragen hatte? Wenn der eine Mysticismus, der andere Rationalismus predigt? Wenn vielleicht in einer und derselben Gemeinde sich die Lehrer entgegenarbeiten? Und wer kann das wehren, wenn Lehrfreyheit in der Kirche, als äusserer Lehranstalt, Statt finden soll? Wird die Gemeinde gedeihen, wird nicht zügelloser Indifferentismus einreissen? — Etwas Anderes ist es mit den akademischen Lehranstalten, den theologischen Facultäten u. s. w. Diese vertreten das Gebiet des wissenschaftlichen Forschens, und hier muss völlige Lehrfreyheit gelten: sie stehen im Dienste der Wissenschaft, nicht *zunächst* im Dienste der Kirche. Dass die Augsburgische Confession, so hoch auch Rec.

ihren Werth und ihre Verdienſte ſchätzt, für unſere heutige evangeliſche Kirche nicht mehr als ſymboliſche Schrift brauchbar ſey, damit ſtimmen wir überein; allein ſollte es denn unmöglich ſeyn, eine einfachere, ſchriftgemäſsere Formel geltend zu machen? Gewiſs werden die folgenden Decennien die Nothwendigkeit dieſer Maſsregel noch einleuchtender bewähren. Ein Ausſchlieſsen Andersdenkender aus der kirchlichen Gemeinſchaft aber wird deſshalb gar nicht nothwendig, da ja über die Gedanken, die Anſichten, als Sache des Gewiſſens, kein Menſch zu richten hat; dagegen würde derjenige Geiſtliche, welcher im Dienſte der Kirche (nicht auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft) der ſymboliſchen Lehre entgegen handelte, nothwendig, als ſeiner Verpflichtung untreu, entlaſſen werden müſſen. — In einer dann folgenden, ſehr ausführlichen (S. 40 — 114) und vortrefflichen Abhandlung behandelt Hr. Prof. Dr. *Friedrich Köſter* in Kiel: *Die Strophen*, oder *den Parallelismus der Verſe der hebräiſchen Poeſie.* Er unterſcheidet den Parallelismus der Glieder, als Wort- und Gedanken-Parallelismus, den Parallelismus der Verſe, leitet aus ihm ab die ſtrophiſche Symmetrie als das Weſen der hebräiſchen Dichterwerke, unterſcheidet ferner Wortſtrophen und Gedankenſtrophen, welche letzte theils ſynonym, theils antithetiſch, ſynthetiſch oder identiſch ſeyn ſollen (in dieſem Syſtematiſiren ſcheint uns jedoch der Vf. zu weit zu gehen). §. 4 werden die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten des hebräiſchen Strophenbaues angegeben, §. 5 die Kennzeichen der ſtrophiſchen Abtheilung, und §. 6 folgen Probeſtücke aus dem Pſalter. Der Strophenwechſel des zweyten Pſalms iſt zwar auch von Anderen ſchon anerkannt, aber von dem Vf. mit Beziehung auf ſeine Theorie recht gut nachgewieſen worden. Weniger können wir ihm in der Abtheilung des 110 Pſalms beyſtimmen. Rec. kann ſich der Vermuthung nicht entſchlagen, daſs dieſer Pſalm nur das Bruchſtück eines gröſseren Gedichts ſey; der Schluſs im 7 Verſe: עַל־כֵּן יָרִים רֹאשׁ iſt zu abgebrochen, als daſs man nicht noch einen Refrain, eine auf die erſten Verſe zurückgehende Strophe erwarten ſollte, in welcher wiederum von dem Könige die Rede ſeyn müſste, nach den von dem Vf. ſelbſt angegebenen charakteriſtiſchen Eigenſchaften des hebräiſchen Strophenbaues. Wenn der Vf., um eine Gleichheit in dem Wechſel der Gedankenglieder herauszubringen, die Worte V. 5: מָחַץ בְּיוֹם־אַפּוֹ מְלָכִים u. ſ. w. auf den König als Subject beziehen will, ſo iſt ſchon in bloſs grammatiſcher Hinſicht der Wechſel des Subjectes zu auffallend, zu wenig vorbereitet, indem noch kurz vorher der König von dem Propheten in der zweyten Perſon angeredet wird, und der Gedanke, daſs der König hier nicht „unthätig, als Gericht haltend und Feindes-Schädel zerſchmetternd" dargeſtellt werden ſolle, widerſpricht der Ermahnung Jehovas durch den Propheten im erſten Verſe. Gewiſs würde der Dichter auch dann mit dem 6 und 7 Verſe den König ſelbſt, an welchen dieſs Lied gerichtet iſt, in der zweyten Perſon angeredet haben, und dann würde dieſe Strophe der erſten vortrefflich entſprechen. §. 7 giebt der Vf. Belege aus den in den hiſtoriſchen Büchern enthaltenen Liedern. Vorzüglich gelungen ſind ſeine Bemerkungen über das ſchwierige Lied der Debora. §. 9 folgen Probeſtücken aus den prophetiſchen Büchern. Am Schluſſe zeigt der Vf. noch die Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes für rechte Auffaſſung des Weſens der hebräiſchen Poeſie, für die Erklärung der poetiſchen Bücher und Abſchnitte, endlich für die bibliſche Kritik. — Unter den Gedanken und Bemerkungen giebt uns Hr. Dr. *Lücke* die Erklärung der *Bedeutung und Etymologie des Wortes Dermung bey Luther.* Es wird nachgewieſen, daſs zu Luthers Zeit Thormung oder Dermung die Conſecration bedeutet habe, und daſs dieſes Wort von dem lateiniſchen *determinare* oder *terminus* abzuleiten ſey. Dieſe Ableitung ſcheint jedoch noch nicht hinreichend gerechtfertiget, und eher dürfte das Wort deutſchen Urſprungs ſeyn, wie die auch vorkommende Schreibart *Thormung* zu beſtätigen ſcheint. — Hr. Prof. *Veeſenmeyer* in Ulm ſucht in der *Bemerkung über des Barthol. Bernhardi Apologie der Klerogamie* die Meinung *Strobels* zu beſtätigen, daſs die lateiniſche Ausgabe dieſer Apologie den Melanchthon zum Verfaſſer habe. — *Ueber Joh.* 14, 1. 2, vom Stadtpfarrer *Beck* zu Mergentheim. Die in einem früheren Hefte dieſer Zeitſchrift vom Pfarrer *La Roche* gegebene Erklärung der Worte Jeſu wird mit ähnlichen Gründen, als dieſs von Rec. geſchehen, verworfen. Allein auch die von dem Vf. vorgeſchlagene Erklärung, zu εἰ δὲ μὴ zuuppliren οὕτως ἦν, und dann εἶπον ἂν ὑμῖν als Frage mit dem Folgenden: πορεύομαι zu verbinden, ſo daſs der Sinn ſeyn würde: „Würde ich euch wohl, wenn es alſo ſich nicht verhielte, geſagt haben: ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten?" — iſt wegen des gleich darauf folgenden, mit dem πορεύομαι — ὑμῖν genau zuſammenhängenden καὶ ἐὰν πορευθῶ unſtatthaft. Zu εἰ δὲ μὴ kann ſprachgemäſs nur ſupplirt werden: μοναὶ πολλαὶ ὦσι, und dann kann εἶπον ἂν ὑμῖν nur wiederum darauf bezogen, aber nicht mit dem Folgenden verbunden werden. Das Miſstrauen, welches mit dieſen Worten Jeſus in das Vertrauen ſeiner Schüler zu ihm zu ſetzen ſcheint, hat in dieſer Lage gar nichts Auffälliges, wie der Vf. zu glauben ſcheint. Daſſelbe iſt V. 11 der Fall, wo die Worte εἰ δὲ μὴ, *ſcil.* πιστεύητέ μοι, bedeuten: ſetztet ihr Miſstrauen in *meine Worte.* — Die Recenſionen nehmen dieſsmal, was wir ſehr billigen, wenig Raum ein. Die Ueberſichten geben eine Ueberſicht der Erſcheinungen in der praktiſchen Theologie vom Juli 1828 bis Dec. 1829. Von Dr. *Imm. Nitzſch* (Beſchluſs), und eine kritiſche Ueberſicht der katechetiſchen Literatur für das Jahr 1829. Von *Rütenick.*

Das *zweyte* Heft eröffnet Hr. Dr. *de Wette* mit beherzigungswerthen und ernſten *Gedanken über die Lehreinheit der evangeliſchen Kirche.* Der Vf. ſucht die Extreme der Anſichten, welche in unſerer Zeit über dieſen wichtigen Gegenſtand einander entgegengetreten ſind, glücklich zu vereinigen, obſchon die vortrefflichen Gedanken, die er hier ausſpricht, noch eindring-

licher und überzeugender ſeyn würden, wenn er ſtreng, wie wir bereits oben bey Beurtheilung des *Schleiermacherſchen* Sendſchreibens erinnerten, zwiſchen Lehreinheit und Lehrfreyheit, als Sache der Wiſſenſchaft in Schrift und auf dem Katheder, und als Sache der Kirche als äuſserer Geſellſchaft, wie doch die geiſtig freyeſte Kirche immer ſeyn und bleiben wird, unterſchieden hätte. Daſs unſere Kirche in letzter Hinſicht die ihr nothwendige Lehreinheit ſchon habe, widerlegt die Erfahrung, ſo gern wir anerkennen, daſs die jetzige Kriſis derſelben, das eifrige Streben nach jener Einheit unter den entgegengeſetzteſten Parteyen zu einem baldigen Erfolge führen werde. Rec. proteſtirt daher gegen die Erklärung des Vfs. S. 237: „Man muſs mitten in der freyen evangeliſchen Kirche ein knechtiſcher Katholik ſeyn, um eine andere Einheit der Lehre zu wünſchen, *als wir ſchon haben*, und auf dem Wege ſind zu erſtreben". Wer kann eine Lehreinheit da finden, wo die Religionslehrer oft die entgegengeſetzteſten Lehren im Volksunterrichte verbreiten? Auch der Vf. hält Symbole für nothwendig; auch er billigt Beſchränkung der Lehrfreyheit im Volksunterrichte, jedoch erſtes aus dem nicht hinreichenden Grunde, weil Symbole Merkzeichen der Erinnerung an den geſchichtlichen Entwickelungsgang unſerer Kirche ſeyen; ſo richtig er darauf erklärt, daſs unſere Kirche, von den Symbolen und ihrer Geſchichte abgeriſſen, nicht in die Luft hineingeſtellt werden, und ihre beſtimmte Eigenthümlichkeit verlieren ſolle. Die beſtimmte Eigenthümlichkeit unſerer Kirche aber iſt, daſs ſie das bibliſche Chriſtenthum in der Wiſſenſchaft frey zu erkennen, das erkannte durch das Symbol für die äuſsere Kirche feſtzuſtellen ſuche. Deſshalb ſind Symbole nothwendig, aber nicht als unabänderliche Lehrnormen, noch als bloſse Merkzeichen der Erinnerung; deſshalb muſs, ſo lange ſie beſtehen, die Lehrfreyheit nach ihnen beſchränkt werden. — Für die Freunde der *Schleiermacherſchen* Glaubenslehre wird die Abhandlung von dem Domprediger Dr. *Rienäcker* in Halle *über das Verhältniſs zwiſchen Schleiermachers Predigten und ſeiner Dogmatik* nicht ohne Intereſſe ſeyn, obſchon der Vf. S. 244 ſeinen Gegenſtand mehr andeuten als ausführen, und auf Vollſtändigkeit keinen Anſpruch machen will. Das Reſultat iſt, daſs „*Schleiermacher*, der Dogmatiker, mit ſich, als Prediger, übereinſtimme". — *Nachweiſung, daſs Hugo von St. Victor Verfaſſer des unter den Werken des Hildebert von Tours* (*Ausg. von Beaugendre*) *befindlichen Tractatus theologicus ſey*. Von Dr. *Albert Liebner*, Mitglied des Prediger-Seminars zu Wittenberg. Der Vf. ſucht durch ſorgfältige Prüfung der äuſseren und inneren Gründe die ſeither gewöhnliche Meinung, daſs Hildebert Verfaſſer jenes *Tractatus* ſey, zu widerlegen. Seine Anſicht hat allerdings mehr Wahrſcheinlichkeit, und es wäre zu wünſchen, daſs ſie durch die Autorität ſchriftlicher Zeugniſſe beſtätiget würde. — Einen Beytrag zur Literaturgeſchichte der Reformation giebt Hr. M. *Kirchhofer*, Pfarrer und Schulinſpector zu Stein am Rhein, in dem Aufſatze über *Wilh. Farels literariſche Thätigkeit*. Seine Schriften werden chronologiſch, nebſt kurzer Geſchichte derſelben, aufgeführt. — Unter den Gedanken und Bemerkungen handelt Hr. Dr. *de Wette* zuerſt *über ſchwere Stellen der hiſtoriſchen Bücher des A. T.* Oft nur kurze Andeutungen über einzelne Worte und Verſe, meiſt aus dem Buch der Richter und den Büchern Samuelis; oft ohne beſtimmte Entſcheidung. Man ſieht hie und da nicht einmal, was der Vf. eigentlich mit ſeiner Bemerkung will. So wird S. 308 die Erklärung, welche *Geſenius* 1 Sam. 9, 6 von den Worten עֲלִיָּה — אילי giebt, verworfen, und bemerkt: „Der Leſer erwartet nichts Anderes, als was die Fragenden Richt. 18, 5 wiſſen wollen, ob ihr Weg glücklich ſey. Man denke bey Weg an das Ziel oder das Gelingen deſſelben". Rec. ſieht wenigſtens nicht ein, was dadurch die Erklärung der an und für ſich nach dem Zuſammenhange der ganzen Erzählung nicht eben ſchwierigen Worte אֶת־דַּרְכֵּנוּ u. ſ. w. gewonnen habe. Zu הָלַכְנוּ hat man zu ſuppliren לְבַקֵּשׁ (Cap. 10, 14): er wird uns ſchon ſagen, wo auf dem Wege, den wir machen, die Thiere zu finden ſind (vergl. die Antwort des Saul Cap. 10, 16). — Doch ſind dieſe Bemerkungen dankenswerthe Beyträge zur Erklärung jener noch ſo im Dunkel liegenden Geſchichtsbücher. — *Die Verſuchung Chriſti als bedeutungsvoller Traum*, oder der Antritt ſeines Lehramtes, verglichen mit dem Salomoniſchen Regierungs-Antritte 1 Kön. 3, 4 fg. Vom Superintend. *Meyer* zu Sarſtedt. Obſchon der Vf. ſeine Anſicht gut durchzuführen weiſs, ſo iſt ſie doch eigentlich nicht als eine völlig neue zu bezeichnen; ſie ſtimmt im Weſentlichen mit der Meinung derer überein, welche eine Viſion annehmen. Er ſcheint dieſs S. 320 gern in den Hintergrund ſtellen zu wollen; allein er ſagt ſelbſt: „Ich denke mir dieſe Geſchichte nicht als Erſcheinung eines traumartigen halbwachenden Zuſtandes (als Viſion, Reverie u. ſ. w.), ſondern als eigentlichen bedeutungsvollen, ſinnreichen Morgentraum, nach tiefem oder feſtem nächtlichem Schlafe". Wenn alſo dieſe Erſcheinung erſt nach tiefem nächtlichem Schlafe eintrat, wo die Seele bekanntlich wieder in den halbwachenden Zuſtand zurückzukehren pflegt, ſo möchte wohl zwiſchen einem ſolchen Morgentraume und einer Viſion im Traume ein weſentlicher Unterſchied ſchwerlich anzugeben ſeyn. Uebrigens vereinigen ſich allerdings in dieſer Auffaſſungsweiſe alle Vortheile, welche die ähnlichen Erklärungen, als Viſion, Parabel u. ſ. w., gewähren; durch die Parallele mit dem Salomoniſchen Traume gewinnt ſie jedoch wenig, und paſſender hätte der Vf. noch auſser Matth. 2 auf andere bedeutſamere Traumerſcheinungen und Viſionen des A. und N. T. aufmerkſam machen können (z. B. Apoſtelgeſch. 10). Das eigentlich praktiſche Moment dieſer Erzählung, in Beziehung auf die Perſönlichkeit Jeſu, wird dann erſt für uns recht einleuchtend, wann wir denſelben als wahren Menſchen, wie er nach und nach zum lebendigen Bewuſstſeyn ſeines göttlichen Berufes geleitet wird (vergl. Br. an d. Hebr. 4, 15), auf-

fassen. Auch der Vf. macht S. 325 drey vorzüglich wichtige praktische Beziehungen bemerklich. — Recensirt werden *Strahls* Geschichte der russischen Kirche, und *Schleiermachers* und *Albertinis* Predigten. Den Beschluss macht *die Uebersicht der alttestamentlich-orientalischen Literatur Deutschlands vom Ende August's* 1829 *bis Ende Septembers* 1830. Von Dr. *Umbreit.*

Im *dritten* Hefte erhalten wir zuerst eine Abhandlung *über den Begriff der christlichen Dogmatik,* von Dr. *J. P. Mynster*, königl. dänischem Confessionarius, die fast unentschieden lässt, ob der Vf. die Grenzen seines Gegenstandes (den er in einzelnen Paragraphen behandelt), nämlich den Begriff der christlichen Dogmatik zu entwickeln, habe festhalten wollen. Nachdem er nämlich über Dogma, Religion, ihren Begriff und Ursprung, mit besonderer Berücksichtigung des Gefühls, als Quelle des Gottesbewusstseyns, über Offenbarung, Rationalismus und Supranaturalismus, über christliche Religion insbesondere, die heilige Schrift als die einzige Urkunde derselben, das Verhältniss der natürlichen Religion zur christlichen, über das Verhältniss der christlichen Dogmatik zur Philosophie, endlich über christliche Religionsphilosophie, Theologie, Dogmengeschichte, symbolische Theologie, Apologetik — gesprochen, schliesst er mit den Worten S. 488: „Demnach beschreiben wir die christliche Dogmatik ganz einfach als die wissenschaftliche Aufstellung und Begründung der Lehrsätze des christlichen Glaubens". Um zu diesem Resultate zu gelangen, bedurfte es dieses Umschweifes nicht. Und wie viel Ausserwesentliches und Unbestimmtes in den vorausgeschickten Paragraphen enthalten sey, mögen nur einige Beyspiele zeigen. Gleich im §. 1 sagt der Vf.: „Das Dogma oder der Lehrsatz spricht eine anerkannte Lehre in bestimmten Worten aus. Es ist entgegengesetzt dem Schwebenden, das noch keine Gestaltung gewonnen hat, dem Zweifelnden (Skeptischen), wo mehrere Lehren einander entgegengesetzt werden, um sich gegenseitig aufzuheben, und dem Erzählenden, das nur Kenntniss, nicht Ueberzeugung gewähren will." Um den Begriff Dogma deutlich zu machen, möchte dieser Gegensatz wenig beytragen; und überhaupt bilden weder das Schwebende (ein seltsamer Ausdruck), noch das Erzählende (richtiger: das Erzählte) eigentliche Gegensätze zu dem Dogmatischen. Um einen solchen Begriff wissenschaftlich deutlich zu machen, ist zuerst der historisch-philologische Weg zu betreten. Hätte der Vf. diesen Weg eingeschlagen, so würde er §. 3 nicht erklärt haben: „Was man, besonders seit *Kant*, Dogmatismus nennt, ist aus einer anderen Bedeutung des Wortes Dogma abgeleitet". Erinnerte sich der Vf. nicht, dass man den Dogmatismus immer und lange vor *Kant* dem Skepticismus entgegensetzte, wie er selbst gleichfalls das Dogma dem Zweifelnden (Zweifelhaften) entgegensetzte? — Anstatt nun, was seinem Zwecke mehr entsprochen haben würde, den Ursprung der Religion theils im Bewusstseyn, theils geschichtlich, in Kürze darzustellen, um dann zu zeigen, wie diese Erkenntnisse als Dogmen erscheinen, finden wir §. 6 den seltsamen Uebergang: „Es mag dabey bleiben, dass das Wort Religion von *relegere, diligenter retractare,* herzuleiten, und also dem deutschen Wort Andacht ziemlich analog sey. Andacht ist das tiefste Sammeln der Seele, ihr Versinken in den Gegenstand." „Und was findet die Seele, fragt der Vf. weiter, wenn sie sich in ihren tiefsten Gründen sammelt, wenn sich ihr ganzes Wesen versenkt? Sie findet Gott; Religion ist Gottesbewusstseyn" u. s. w. Wir gestehen, uns mit einer solchen bildlichen Redeweise nicht befreunden zu können. Es scheint, als ob der Vf. die Religion aus der Andacht ableite; obschon letzte das Gottesbewusstseyn voraussetzt. — Noch sonderbarer beginnt §. 7 mit der Frage: „Dieses Gottesbewusstseyn, *wo* ist es in der Seele"? und am Schlusse desselben heisst es eben so unbestimmt: „Religion ist Eigenschaft und Beziehung des ganzen Lebens". Ist Religion ihrem Wesen nach eine Eigenschaft des Lebens? Und ist sie eine Beziehung des Lebens, worauf wird das Leben als Religion bezogen? Trotz dieser Mängel entwickelt jedoch der Vf. im Folgenden recht treffliche Gedanken über Offenbarung, das Verhältniss der Philosophie zum Christenthume u. s. w. — Hr. Dr. *Bleek* giebt uns darauf *Beyträge zu den Forschungen über den Pentateuch.* Der Vf. beschäftiget sich mit der Vertheidigung der Aechtheit mehrerer Abschnitte der Mosaischen Schriften, und zwar 1) über die Mosaität des Gesetzes Lev. XVII und einiger anderen Gesetze, und 2) über die Stellen des Pentateuchs, namentlich des Deuteronomiums, welche ausdrücklich den Moses als den Verfasser dieses Werkes zu bezeichnen scheinen, und über deren Moment für die Entscheidung über den Ursprung desselben. Wir stimmen in beiderley Hinsicht mit dem Vf. S. 509 in der Ueberzeugung überein, dass die im Pentateuch niedergelegte Gesetzgebung im Allgemeinen die ächte mosaische sey, dass wir einen bedeutenden Theil der Gesetze in demselben ganz in der Gestalt besitzen, worin sie Moses erlassen und höchst wahrscheinlich selbst aufgeschrieben habe, dass aber die Abfassung des ganzen Pentateuchs darum dem Moses keineswegs beyzulegen sey. Durch diesen Mittelweg werden die Extreme der Ansichten am besten vereinigt, und einer zu willkührlichen Kritik vorgebeugt. In einem dritten Abschnitte spricht der Vf. über die Erwähnung des Moriah, Genes. 22, 2, und zeigt mit guten Gründen, dass diese Stelle für die Entscheidung der Frage über das Alter der Genesis, nach der bekannten Schlussweise, nicht benutzt werden könne. Möge der Vf. diese Beyträge fortsetzen, um eine grund- und bodenlose Kritik in ihre Schranken zu weisen!

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

THEOLOGIE.

Hamburg, b. Perthes: *Theologische Studien und Kritiken.* Eine Zeitschrift für das gesammte Gebiet der Theologie, in Verbindung mit D. *Gieseler*, D. *Lücke* und D. *Nitzsch*, herausgegeben von D. *C. Ullmann* und D. *F. W. C. Umbreit* u. s. w. Jahrgang 1831. Erstes — viertes Heft u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Unter den Gedanken und Bemerkungen spricht Hr. Prof. *Stähelin* in Basel zuerst *über den Inhalt von Jesaias Cap.* 40—66. Nachdem er den Gedankengang von Cap. 40 bis 48 in einem fortlaufenden Auszuge entwickelt, giebt er als Hauptinhalt dieses Abschnittes an die Ankündigung der Befreyung Israels aus dem babylonischen Exil durch Cyrus, nachdem letzter schon aufgetreten war. Weniger glücklich scheint der Vf. in der Deutung der Stellen, wo der עֶבֶד in diesem Abschnitte vorkommt; uns scheint es überall das Volk Israel, natürlich, wenn er von Jehova sein Diener genannt wird, das fromme, ihm untergebene, zu bedeuten. Und darum bedarf es, um diese Bedeutung z. B. auch Cap. 43, 10 mit *Gesenius* u. A. zu rechtfertigen, keinesweges der gezwungenen Beziehung (S. 540) des אַתֶּם auf die heidnischen Völker, von denen hier und im Vorhergehenden nur in der dritten Person die Rede ist. Die Rede Jehovas geht im Folgenden weiter, und V. 13 kehren dieselben Worte אַתֶּם עֵדַי wieder, wo sie in keiner Hinsicht auf die heidnischen Völker bezogen werden können. Eben so wenig kann Rec. Cap. 42, 1 fg. den הֵן עַבְדִּי mit dem Vf. vom „redenden Propheten" verstehen. Der Zusammenhang der Rede, besonders V. 6, 10 fg., fodert hier dasselbe Subject, welches Jehova anredet, wie im ersten Verse, und dann tritt der Gegensatz der Völker, welche nicht Diener, nicht die Auserwählten Jehovas sind, zu dem Volke Israels und Jacobs, dem Diener desselben, recht bezeichnend hervor. Vergleicht man damit Cap. 41, 8, wo das Volk selbst als עֶבֶד angeredet wird, so ist es dasselbe Prädicat, welches an dieser und an unserer Stelle wiederkehrt; dort heisst es: אֲשֶׁר בְּחַרְתִּיו, hier: בְּחִירִי. Sollten diese und andere gleiche Prädicate bald ausdrücklich dem Volke, bald dem Propheten, in zusammenhängender Rede beygelegt worden seyn, ohne dass doch des letzten ausdrücklich Erwähnung geschähe? Auch in den folgenden Capiteln hat uns Hr. *St.* nicht überzeugen können, dass der Diener den Messias bezeichne. Er sagt selbst S. 553: „Ich kann unsere Stelle (52, 13 fg.) nicht anders als vom Messias verstehen, obschon ich durchaus nicht anzugeben wage, wenn und wie der Prophet sich sein Auftreten und sein Wirken näher denken mochte". Schon an sich erscheint es sonderbar, wenn in einer prophetischen Rede, in welcher im ganzen Zusammenhange des Einzelnen sich Ein Grundgedanke hindurchzieht, dessen Objecte einerseits Jehova, andererseits sein Volk und dessen Unterdrücker sind, das eine dieser Objecte, immer mit dem wiederkehrenden Namen des Dieners bezeichnet, bald den Propheten, bald das Volk, bald den Messias bezeichnen sollte. Verstehen wir auch in diesen Abschnitten unter dem Diener das Volk, immer im Gegensatze gegen dessen Unterdrücker, die dem Jehova nicht dienten: so enthält das 52te Cap. eine treffliche Schilderung des in seiner Gefangenschaft für die Sünden ihrer Väter geduldig büssenden israelitischen Volkes, welches endlich zur Erkenntniss gekommen war (V. 13: עַבְדִּי יַשְׂכִּיל). Die Worte 53, 3 fg. spricht der Prophet im Namen des übrigen Volkes, und alle Bilder von dem leidenden Diener bekommen ihre passende Bedeutung, wenn sie auf das verständig gewordene, in der Gefangenschaft geduldig leidende Volk bezogen werden; denn sie sind aus dem Zustande eines Gefangenen entlehnt. — Im Folgenden giebt uns Hr. Prof. *Olshausen* eine abermalige *Erklärung über die Bemerkungen des Hn. Prof. Bleek über die Sprachengabe.* Es ist in der That nicht unerfreulich, von Seiten der Redaction bey dieser Gelegenheit die Erklärung zu vernehmen, dass die Verhandlung über diesen Gegenstand in dieser Zeitschrift als geschlossen angesehen werden sollen. Auch durch diese Erklärung ist die ganze Untersuchung im Wesentlichen nicht weiter gekommen; denn dass die Ansicht des Hn. Prof. *Bleek* einseitig sey, darüber bedarf es keines langen Streites. — Hr. Dr. *Köster* in Kiel stellt in dem Aufsatze: *über die Leser, an welche der Brief des Jacobus und der erste Brief des Petrus gerichtet ist*, die Meinung auf, dass in den ersten Versen dieser Briefe die Wörter διασπορά und αἱ δώδεκα φυλαί ihre eigentliche Bedeutung: Juden ausserhalb Pa-

lästina, nicht haben könnten, indem die Briefe selbst den Unterschied zwischen Heiden- und Juden-Christen nicht kennen, dass vielmehr jene Wörter bildliche Bezeichnungen der Christen überhaupt seyn sollen. αἱ δώδεκα φυλαί sey gleichbedeutend mit dem ἐκλεκτοί des Petrus. An sich ganz richtig; nur wird es dann erst einleuchtend, warum die Apostel gerade dieser Redensarten sich bedienen, wenn wir berücksichtigen, dass ein grosser Theil jener Christen, wenn auch viele zum Pauliner-Christenthum übergetreten waren, doch noch dem Juden-Christenthume ergeben blieb, wie fast alle Paulinischen Briefe beweisen. Daher auch allerdings die vielen Anspielungen auf judenchristliche Lehrsätze; daher jene Begriffe in Beziehung auf Heiden-Christen nur bildliche, in Beziehung auf die übrigen eigenthümliche Bedeutung haben. — *Ueber Matth.* 2, 23. Von Dr. *Gieseler*. Der Vf. sucht durch neue, gewichtige Gründe die Ansicht zu bestätigen, dass Ναζωραῖος hier mit Beziehung auf נֵצֶר Jes. 11, 1 von dem Evangelisten verstanden worden sey. Ohne Zweifel die richtigste Meinung. — Nach einigen Recensionen folgt die Fortsetzung der *Uebersicht der neuesten kirchenhistorischen Literatur.* Von Dr. *Gieseler*. Ziemlich vollständig und genügend. Dann die *Uebersicht der neuesten theologischen Literatur Frankreichs.* Sehr dankenswerth; auch hieraus ersehen wir wiederum, wie traurig in vieler Hinsicht der kirchliche und wissenschaftliche Zustand jenes Landes sey. Angehängt ist eine statistische Uebersicht der protestantischen Gemeinden nach *Soulier*, mit der Schlussbemerkung, dass mit den Bedürfnissen der protestantischen Kirchen weder Schulen, noch Schullehrer, weder Geistliche, noch gottesdienstliche Gebäude in einem nur einigermasen befriedigenden Verhältnisse stehen, und dass, so lange nicht ein Centralverein an die Spitze trete, etwas Erspriessliches nicht zu erwarten sey. Nur eine Hindeutung giebt der ungenannte Vf. S. 697 über die *Saint-Simoniens*, und es wäre zu wünschen, dass er uns die „besondere Abhandlung" über dieselben in dieser Zeitschrift mittheilen möchte.

Im *vierten* Hefte theilt uns zuerst Hr. Repetent *Göschen* in Göttingen *Bemerkungen zur Chronologie des N. T.* mit. Er stellt die wichtigsten Resultate der über diese Chronologie seit den frühesten Zeiten angestellten Forschungen zugleich in einer sorgfältig gearbeiteten „vergleichenden Tabelle über die Chronologie des N. T." zusammen, und giebt darüber erläuternde und berichtigende Bemerkungen, besonders hinsichtlich der Angaben des Eusebius, Hieronymus, sowie unter den Neueren von *de Wette* und *Schrader*. — *Die Zeugnisse des Andreas und Arethas von Cäsarea in Cappadocien für die Aechtheit der in den Kanon des N. T. aufgenommenen Apokalypse, und vorzüglich der Werth und die Bedeutung ihrer Berufung auf Papias.* Von *H. C. M. Rettig* in Giessen. Auch in dieser Abhandlung ist kaum zu verkennen, dass der Vf., mit Aufwand vielen Scharfsinnes, für dieselbe vorgefasste Meinung zu streiten scheint, welche ihn zur Herausgabe einer früheren Schrift („das erweislich älteste Zeugniss für die Aechtheit der Apokalypse") veranlasste. Aus dem Zeugnisse des Andreas wird S. 748 das Resultat gezogen, dass in der Schrift des Papias λογίων κυριακῶν ἐξηγήσεις eine oder einige Anführungen aus der Apokalypse sich fanden, dass vielleicht Papias die Apokalypse einem Johannes, ja dem Theologen Johannes beygelegt habe, dass wir aber darum nicht berechtiget wären, anzunehmen, Papias habe sie dem Apostel vindicirt. Allein, da Andreas die eigenen Worte des Papias nicht anführt, in denen des letzten Zeugniss für die Aechtheit der Apokalypse enthalten war, so scheint doch dadurch, dass er neben dem Gregorius, Cyrillus, Irenäus, Methodius und Hippolytus den Papias als Zeugen der Theopneustie und Axiopistie der Apokalypse nennt, wahrscheinlicher zu werden, er habe dieselbe Meinung bey den übrigen wie bey dem Papias gefunden. Uebrigens wissen wir aus mehrfältigen Angaben, dass alle Anhänger des Chiliasmus im zweyten und dritten Jahrhunderte sich auf die Apokalypse des Johannes des Apostels zu berufen pflegten, und dass deshalb die Aloger, als Gegner dieses Chiliasmus, die Aechtheit dieser Schrift bezweifelten. Sollte Papias allein eine Ausnahme gemacht haben? — *Neuer Versuch über das Gleichniss vom klugen Verwalter Luk.* 16. Von *Ferd. Friedr. Zyro*, Diakonus im Emmenthale, Kantons Bern. Der Vf. bezieht mit Recht den Inhalt und Zweck dieser erst durch die Exegeten schwierig gemachten Parabel auf die Pharisäer und Lehrer, ohne jedoch die eigentliche Beziehung auf dieselben (welche Lukas 16, 14 selbst: φιλάργυροι ὑπάρχοντες andeutet) zu treffen. Denn der Zusammenhang der hier erzählten Parabeln ist ja unverkennbar. Nach einer etwas weitschweifigen Einleitung und Erklärung giebt der Vf. S. 804 die Hauptlehre der Parabel so an: „Ohne Milde und Liebe gegen den Nächsten, ohne ernste Strenge gegen sich, ohne wahrhafte Demuth ist keine Liebe zu Gott, kein Glaube, folglich keine Rechtfertigung und Gerechtigkeit möglich"; offenbar ein viel zu umfassender Gedanke. — Die Gedanken und Bemerkungen enthalten: *über die geschichtliche Beziehung der prophetischen Reden Hoseas.* Von Dr. *de Wette.* — *Bruchstück zur biblischen Theologie.* Von *Ferd. Florens Fleck*, Prof. d. Theol. zu Leipzig. — *Bemerkungen über die Lehre von der Erlösung*, mit Beziehung auf Matth. 20, 28. Von *E. Schaubach*, Superint. zu Meiningen. — *Ueber den heil. Georg und dessen Verwandtschaft mit Chisr, Kedar, Elias und Mithras.* Von *Jos. v. Hammer*, k. k. Hofrath und Hofdolmetscher. — *Vertheidigung der Aechtheit von Hiob* 40, 15—41, 26. Gegen Hn. Prof. *Ewald*. Von Dr. *Umbreit*. — Den Beschluss machen die *Uebersichten der neutestamentlich-exegetischen Literatur von Joh.* 1829 *bis Neujahr* 1831. Von Dr. *Lücke* — und *der theologischen Literatur in der protestantischen Schweiz vom J.* 1825—1830. Vom Prof. *Hagenbach* in Basel.

L. L.

Glogau und Lissa, in d. neuen Günterschen Buchhandl.: *Kurzer Versuch über die wahre Hierarchie oder über die Herrschaft des Heiligen.* Von *Th. Alethophilos.* 1831. VI u. 47 S. 8.

Der Gedanke, welchen diese Schrift in kurzen Zügen darzustellen sucht, ist zwar nicht neu, aber von solcher Wichtigkeit, zumal für unsere in jeder Hinsicht von Extremen hin und her bewegte Zeit, dass wir dieselbe, bey der Fasslichkeit und Eindringlichkeit der Darstellung, der allgemeinen Beherzigung mit Recht empfehlen dürfen. Allerdings vermochte der Vf. seinen Gegenstand nicht zu erschöpfen; bescheiden gesteht er auch selbst, dass seine Schrift in ihrer Darstellung weit hinter dem Ideale zurückgeblieben sey, welches er sich von einer Schrift über diesen Gegenstand gedacht hatte: aber er hatte nicht nöthig, seinem Versuche Unbedeutendheit und Mangelhaftigkeit (S. IV) beyzulegen. Denn es ist nicht zu verkennen, dass er reiflich nachgedacht hat (S. III) „über die Tendenz des Christenthums, über die von derselben himmelweit verschiedene der Jesuiten und Römlinge, die in unseren Tagen sowohl im Geheimen, als öffentlich, wieder ihr Streben nach Weltherrschaft offenbaren, und über die Mangelhaftigkeit der Verfassungen der evangelischen Kirche, die an manchen Orten ganz verfassungslos dasteht."

Nachdem der Vf. S. 9 den Begriff der Hierarchie, abweichend von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, in eigenthümlicher Bedeutung (denn sprachgemäss kann derselbe nur auf eine im Aeusseren — Cultus, Priester u. s. w. — wirksame Gewalt bezogen werden) dahin bestimmt hat, dass sie sey „die Regierung des Heiligen oder der Religion über das Gesammtleben der Menschheit nach allen seinen Aeusserungen, Wirkungen und Richtungen, hervorgegangen aus der unsichtbaren und unbegreiflichen Wirksamkeit Gottes durch seine Offenbarungen in den vernünftigen Geistern der Menschen", stellt er im Sinne des Evangeliums dar, wie die Religion Jesu alle menschlichen Verhältnisse durchdringen, wie ihr Einfluss durch Lehr- und Predigt-Amt, durch eine wohlgeordnete und mit Erfolg eingreifende Kirchenzucht (allerdings ein in unserer Kirche fast ganz verschollenes Wort), durch ein richtig zu bestimmendes Verhältniss des kirchlichen Vereins zum Staate, festgestellt und erhalten werden könne und müsse, damit wahre Religiosität und Kirchlichkeit, reine und unbefleckte Sittlichkeit allgemein werde, auf die innere und äussere Staatsverwaltung einwirke, Fürsten und Unterthanen im gewissenhaften Beobachten ihrer Rechte und Pflichten erhalte, und so das irdische und ewige Wohlseyn aller Menschen begründe. — Damit jedoch dieses höchste Ziel menschlicher Bildung und Vervollkommnung, wie sie durch das Evangelium Jesu Christi der gesammten Menschheit als letzte Aufgabe des Erdenlebens dargestellt worden, erreicht werde, werden die Mittel, welche der Vf. angiebt (religiöse häusliche Erziehung, zweckmässige Einrichtung der Gottesverehrung, sorgfältiges Lesen und Forschen in der heiligen Schrift und Benutzung anderer religiöser Schriften) keinesweges im Grossen ausreichen: die Menschheit wird eine Periode der Prüfung und Belehrung durch ihre Schicksale im Grossen bestehen müssen, deren Anfang in den neuesten Zeitereignissen begonnen hat, und welche erst einleuchtend machen wird, dass nur Religion und Religiosität, dass gewissenhafte Erfüllung der Pflichten, theils der Fürsten gegen ihre Unterthanen und der Unterthanen gegen ihre Fürsten, theils der einzelnen Staaten gegen einander, ihr wahres Wohl sichere. Und dann scheint der Vf. übersehen zu haben, dass, wenn die von ihm sogenannten Hierarchen (Religionslehrer, Geistliche) denjenigen Einfluss erhalten sollen, den sie haben können, die Art ihrer Bildung, in intellectueller, moralischer und kirchlicher Hinsicht, einer durchgängigen Reform unterworfen, der eigentliche theologische Stand ganz anders gestellt, und die Kirchendisciplin ganz anders verwaltet werden müsse.

L. L.

ALTNORDISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Barth: *Fornaldar gullnaumur Nordrlanda.* Fundgruben des alten Nordens. Bearbeitet und herausgegeben durch Dr. *Gustav Thormod Legis.* I Bd. mit fünf Steindrücken. Auch unter dem besonderen Titel: *Die Runen und ihre Denkmäler.* Nebst Beyträgen zur Kunde des Skaldenthumes. 1829. XLII und 216 S. 8. (3 Thlr. 3 gr.)

2) Leipzig, b. Nauck: *Fornaldar gullnaumur Nordrlanda* u. s. w. II Bd. Auch unter dem besonderen Titel: *Edda, die Stammmutter der Poësie und der Weisheit des Nordens.* Lyrisch-epische Dichtungen, Mythen und Sagen der Gotho-Germanischen Vorzeit. Zum erstenmal aus der isländischen Urschrift übertragen, mit ästhetisch-kritischen Bemerkungen, mythologischen Erläuterungen, einem fortlaufenden Commentar und Register versehen von Dr. *Gustav Thormod Legis.* 1ste Abtheil. Mit einer kosmologischen Charte. 1829. XXIV u. 266 S. 8. (4 Thlr. 16 gr.)

(Beschluss der in der Jen. A. L. Z. No. 40 abgebrochenen Recension.)

In dem darauf folgenden *Grimnismál* giebt es auch Stellen genug, die bey etwas mehr Sorgfalt besser gegeben werden konnten. Str. IX und X beginnen mit den Worten: *Miöc er audhkent theim, er til Odhins koma, sal-kynni at sia.* (Leicht ist erkenntlich denen, die zu Othin kommen, die Saalburg beym Sehen.) Hr. *Legis* übt daran erstlich abermals seinen Verschönerungs-Trieb, indem er *koma* einmal durch kommen, und dann durch wandern, *sal-kynni* aber einmal durch Burg, und dann durch Saal übersetzt. Ein grober Fehler aber ist es, wenn er *kynni* hier für ein Zeitwort nimmt, und: „sehen und erkennen die Burg". übersetzt. Das Glossar zur Edda (S. 607) hätte ihn belehren können, dass *kynni* ein Subst. ist, und *domicilium* bedeutet.

Man sieht aus dem Angeführten, dass die *Legis*'-

fche Ueberfetzung in keiner Hinficht der gleich kommt, die wir zu derfelben Zeit von *Studach* erhielten, wiewohl diefe durch zu ftreng gehaltenen Stabreim nicht immer von aller Dunkelheit frey ift.

Was die den überfetzten Gedichten beygegebenen Erläuterungen betrifft, fo lehren gleich die erften Worte der Vorrede, dafs Hr. *L.* dem phyfifch-aftronomifchen Deutungsfyfteme huldige. Diefs Deutungsfyftem nennt er mit Recht ein aus den Schriften eines *Finn Magnufen*, *Ling*, *Mone*, *Trautvetter* u. f. w. bekanntes, und Rec. fügt nur hinzu, dafs dasjenige, was Hr. *L.* felbft hinzu zu thun für gut befand, unbedeutend, und zuweilen fogar fchief ift. Ueber diefe Erklärungsart der nordifchen Mythen felbft wollen wir nichts hier fagen, da man in neuerer Zeit ganze Bände dafür und dawider gefchrieben hat, und die Sache felbft demnach bekannt genug feyn dürfte; nur zu dem Urtheil über die eigenen Zuthaten des Hn. *L.* mögen einige Belege beygebracht werden. S. 4 der Einleitung erwähnt Hr. *L.*, dafs man auch die Benennung „*Norna*" auf die weiffagenden Frauen, die *Völur*, übergetragen habe. Wo aber diefs gefchehen fey, fagt er nicht; follte er etwa an *Helga-Quidha I*, 2 gedacht, d. h. auf ein Citat des *Edda-Gloffars* unter *Vala* hin diefs behauptet haben, fo kann Rec. diefe Stelle als Beweis in fofern nicht gelten laffen, als dafelbft von wirklicher Beftimmung des Schickfals (*Nornir qvomo, thaer er avdhlingi aldr um fcôpo*), nicht aber von einer Wahrfagung die Rede ift, und daher unter *Nornir* keine *Völur* zu verftehen find. Hierauf läfst Hr. *L.* fich alfo vernehmen: „Hieraus ergiebt fich, dafs die Völker (des) Nordens eine vollkommene Infpiration bey den Völen vorausfetzten, ja vielleicht fogar an eine *wirkliche Incarnation oder Emanation* der göttlichen Nornen geglaubt haben. Es ift ja bekannt, dafs die uralte morgenländifche Lehre von der Seelenwanderung, wonach derfelbe Geift in verfchiedene Körper durch mehrere Generationen verpflanzt wurde, von den nordifchen Völkern angenommen war. Nur auf folche Weife wird es begreiflich, dafs eine Völa, wie diefe (die der Dichter nämlich im Gedichte fprechend einführt), des Anbeginns der Welt fich erinnern, und von den älteften Riefen über die Geheimniffe der Götter belehrt feyn kann. Wenn die Völa daher gleich im erften Verfe fo etwas von fich felber verkündet, fo kann fie damit nur fagen wollen, dafs ihr der, feit dem Anfange der Zeit durch zahllofe Generationen vererbte göttliche Geift der Nornen inwohne u. f. w. Alfo nimmt Hr. *L.* an, das Gedicht *Völu-fpâ* fey wirklich einer leibhaftigen Völa Weiffagung! Nun hatte doch *Runolf. Jonae* fchon vor 200 Jahren beftimmte Nachricht, dafs die Völa diefes Gedichtes die Erythräifche Sibylle fey, wenn er in feinen *Element. ling. feptentr.* (*Hafniae* 1651) über unfere *Völu-fpâ* fagt: „*Hoc tale carmen ex Erythraeae Sibyllae ore natum contendo.*" Doch wer dem Othin die Erfindung der punctirten Runen zufchreibt, wie follte der nicht auch glauben und behaupten dürfen, das Gedicht „*Völu-fpâ*" fey einer leibhaftigen Völa Rede, und diefe fey offenbar eine incarnirte Norne!

Leicht wäre es, mehrere folcher Untiefen auch in diefer Abtheilung der „*Goldgraben*" durch ein Grubenlicht zu bezeichnen und in die Augen fpringen zu laffen; hoffentlich aber wird diefes eine den Bergmann fchon aufmerkfam machen und wachfam erhalten. Uebrigens will Rec. fchliefslich noch den wohlgemeinten Rath geben, in diefen Gruben genau zu betrachten, was Anderer Hände zu Tage förderten, und was Hr. Dr. *Legis* felbft ausgrub, und des Letzteren Fünde insgefammt forgfam mit einem rothen Kreuze zu bemerken, zum frommen Zeichen, dafs bey der Zutageförderung derfelben der Grubenarbeiter von den tückifchen Erdgeiftern feines gefunden Verftandes beraubt worden war.

E. D. J.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Nürnberg*, b. Zeh: *Bunte Blätter aus der hiftorifchen Welt.* Ein Magazin ernfter und komifcher Ereigniffe, feltfamer Abentheuer und Glückswechfel. Zur angenehmen Unterhaltung und Belehrung für Jedermann, von *S. Bauer.* 1fter Thl. Mit einem Kupfer. 1829. X u. 588 S. 8. (1 Thl. 16 gr.)

Diefe Blätter beftehen aus vier Reihen, die nicht fcharf gefondert find. In der hiftorifchen finden wir die Anekdote der Schaufpielerin Vanbrugge, die, felbft wahnfinnig, die Scene der wahnfinnigen Ophelia fpielte; die Erzählung des franzöfifchen Rückzugs aus Moskau, und allerley Curiofa, Begebenheiten, Witzworte u. f. w. Die Auswahl ift in fofern zu loben, dafs fie alles Unfittliche, Schmutzige ausfchlofs; nur hätte fie das Allbekannte auch nicht wie ein Schooskind hätfcheln, noch weniger aber durch Trockenheit und Steifheit des Tons guten Späfsen, artigen Einfällen die Spitze abbrechen, und die komifche Ader ausfcheiden follen.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

GESCHICHTE.

SONDERSHAUSEN, gedruckt b. Fleck und Sohn und zu haben b. dem Verfasser: *Chronik der Stadt Greussen.* Herausgegeben von *F. W. Sternickel,* F. Schwarzb. Landcommissär und Privatlehrer der Mathematik. Mit 16 lythographirten (lithographirten) Prospect-Zeichnungen. (1829.) XI u. 152 S. 4. (Subscriptionspreis 1 Thl. Ladenpr. 2 Thl.)

Der durch mehrere geometrische Schriften rühmlichst bekannte Vf. hatte seit längerer Zeit Materialien zu einer Geschichte seiner Vaterstadt gesammelt, die er jetzt durch den Druck bekannt zu machen sich entschloss. Er bedauert, dass im Laufe des dreyssigjährigen Kriegs und bey dem Brande, welcher Greussen im J. 1687 verheerte, das dasige Kirchen- und Raths-Archiv fast gänzlich vernichtet, und dass ihm eine von Friedr. Gottlieb Kühne, Bürger und Garkoch daselbst, veranstaltete Sammlung historischer Nachrichten über diese Stadt missgünstig vorenthalten wurde, von deren Werthe er eine ziemlich hohe Meinung zu haben scheint. Denn er sagt: „*Kühne* setzte nicht nur fort, was der M. *Haferung* begonnen, sondern suchte auch die ältere Geschichte Greussens zu vervollkommnen und möglichst zu verbessern. Mit unermüdeter Thätigkeit hatte er in einer Reihe von ohngefähr 40 Jahren einen 8 Zoll dicken, ganz eng geschriebenen Folianten fertig, der alles in sich fasste, was für Greussen von Wichtigkeit war, ja selbst die Kleidertrachten unserer Urvorfahren sollen vom Kopf bis zum Fuss darin beschrieben und abgebildet gewesen seyn.“ Rec. hat weder die *Kühnische*, noch *Haferungische* Handschrift gesehen, und kann also nicht beurtheilen, ob der Vf. nicht etwa zuviel von der *ersten* sich versprochen habe. Die *letzte* ist durch mehrere Copieen vervielfältigt worden. Wenigstens besass D. *B. F. R. Lauhn* dieselbe unter dem Titel: M. *Friedr. Christoph Haferungs* Merk- und Denkwürdigkeiten der Stadt Greussen, und einen zweyten dazu gehörigen Band: *Miscellanea Greussensia* — beide in 4. S. das Verzeichniss der Bibliothek des Grafen Senfft von Pilsach S. 81. N. 959 u. 960. Den Miscellaneen war *Lauhns* Aufsatz: „Von denen zu Greussen, welche ein Rittergut zu Gebesee besessen“ — beygefügt. *Haferungs* Manuscript hat, wie sich aus vielen Merkmalen, und sogar aus der bisweilen den Theologen des vorigen Jahrhunderts verrathenden Schreibart schliessen lässt, Hn. *Sternickel* vorzüglich zum Leitfaden gedient. Andere, besonders urkundliche Quellen scheinen ihm unzugänglich gewesen zu seyn, ja selbst *Weymars* sogleich näher zu bezeichnende gründliche Abhandlung finden wir nur sparsam benutzt. Da die älteste Geschichte Greussens entweder ganz mit Stillschweigen übergangen oder aus falschen Gesichtspuncten aufgefasst worden ist, so soll es unser angelegentlichstes Geschäft seyn, das Fehlende zu ergänzen, und das Unstatthafte zu berichtigen.

Johann Jacob Weymar leitet in seiner: Kurzen Untersuchung von denen Raths-*Collegiis*, sowohl überhaupt, als auch insbesondere der Stadt Greussen (Erfurt 1740. 4.), S. 17 ff. den Namen dieser Stadt, welcher in den *Tradition. Fuldens. Chrichigruzzi* (im J. 874), *Girruzen*, *Gruizen*, *Gruzen*, *Gruzin* u. s. w. — zu Anfange des zwölften Jahrhunderts *Gruze*, 1260 *Marctgruzen*, 1272 *Gruzen*, 1277 *Marktgruzen*, 1315 *Gruzcen*, 1333 und 1339 *Gruzen*, 1365 *Marcgrusen*, 1390 *Mart-Grüssin* und 1477 *Martgrüssen* geschrieben wurde, von *Creuz* (*crux*, nach der Thüringer Mundart *Crüz*) ab; findet kein Bedenken bey der Veränderung des C in G, und beruft sich zu Bestätigung seiner Meinung auf die Stadt Creutzburg, welche ehemals Crutzeburg genannt worden sey. Eine von Bonifacius im J. 731 in dem Felde zwischen Greussen und Klingen an dem Platze, der von den ehemals hier befindlichen drey Linden noch jetzt *zu den drey Linden* heisst, angelegte, wahrscheinlich *dem heiligen Kreuze* gewidmete Capelle habe Anlass zu dieser Benennung gegeben. Leider aber gründet sich das Daseyn eines solchen gottesdienstlichen Gebäudes nur auf *Spangenbergs* zweifelhaftes, obgleich von *Sagittar* (in den *Antiquitat. Gentilismi et Christianismi in Thuringia* S. 170) gebilligtes Zeugniss, welchem man nur in sofern einige Gültigkeit zugestehen kann, als es ausgemacht ist, dass Greussen bald nach Einführung der christlichen Lehre in Thüringen eine Kirche besass. Bis zum Jahr 1594 pflegte der dasige Herbstmarkt auf Kreuz-Erhöhung gehalten zu werden. Bekanntlich wurden die Märkte anfangs in und bey den Kirchen am Tage der Einweihung und zu Ehren der Schutzheiligen derselben angestellt, (s. *K. D. Hüllmanns* Städtewesen des Mittelalters I. 287 ff. II. 12) und dabey meistens Ablass ertheilt. Hieraus folgert *Weymar*, dass dieser Herbstmarkt auch ein solcher Kirchmessmarkt gewesen, und die erwähnte Capelle zum heiligen Kreuz genannt

worden sey. — Doch hat er zugleich für diejenigen, welche seiner Muthmassung den Beyfall versagen sollten, eine andere in Bereitschaft, welche wenigstens seine Kenntniss der deutschen Rechtsalterthümer beurkundet. Ein *Kreuz* bedeutet Marktgerechtigkeit und Weichbildfrieden, gleich dem Handschuh. Beide Symbole werden oft mit einander verbunden und ein Kreuz aufgerichtet, woran ein Handschuh hängt. (S. *Dreyers* Nebenstunden 228. — *Fr. Ulr. Kopp's* Bilder und Schriften der Vorzeit. I. 121 f. — *J. Grimms* deutsche Rechtsalterthümer S. 155 und 172.) *Weymar* findet es daher glaublich, dass Greussen von der Ertheilung der Markt- oder Stadt-Gerechtigkeit und dem dabey als Zeichen derselben aufgerichteten Kreuze seinen Namen empfangen habe. — Was das Wort *Mark* — oder *Markt* betrifft, so ist Hr. *Sternickel* S. 3 geneigt, dasselbe für gleichbedeutend mit *Grenze* anzusehen und zu glauben, dass es „nach der Theilung des thüringischen Königreichs zwischen den Franken und Sachsen gleichsam zum Grenzsteine zwischen diesen beiden Völkern gesetzt worden sey.“ Er hätte diese Erklärung leicht mit der eben besprochenen *Weymarischen* in Verbindung bringen können, wenn er daran hätte erinnern wollen, dass das Zeichen des Kreuzes auch bey den Grenzen in rechtlichem Gebrauche war. (S. *Grimm* a. a. O. S. 543 ff.)

Uns ist es am wahrscheinlichsten, dass der Name *Greussen* mit Kreuz verwandt, und diesem Orte ursprünglich von einer daselbst befindlichen Capelle zum heiligen Kreuze beygelegt worden sey. Das Wort *Markt* hinzuzusetzen hielt man unstreitig erst dann für nöthig, als er Markt- oder Stadt-Gerechtigkeit empfangen hatte, was in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts (ums J. 1260) geschehen seyn könnte, um ihn zugleich durch diesen Zusatz von dem benachbarten Dorfe, welches erst in späteren Urkunden *Westgreussen* heisst, hinlänglich zu unterscheiden.

Die erste Kunde, dass Greussen vorhanden war, giebt uns ein Diplom des Königs Ludwig des Deutschen vom 18ten Mai 874, vermöge welches der Erzbischof Liutbert von Mainz in einer Kirchenversammlung zu Ingelheim dem Abte Sigehard von Fulda den Zehnten zu *Chrichigruzzi* (Kirchgreussen) und an hundert und funfzehn anderen durch ganz Thüringen zerstreut liegenden Orten abtrat. Doch ehe wir dieser Urkunde unbedingten Glauben schenken, müssen wir die Zweifel vernehmen, welche ein scharfsinniger Forscher, der vor Kurzem der Wissenschaft, welche sich von seinem selbst in höherem Alter noch unermüdeten Eifer noch viele neue und überraschende Aufklärungen versprach, entrissene *von Wersebe*, in einer bis jetzt *ungedruckten Abhandlung über die Theilung Thüringens zwischen den Franken und Sachsen* u. s. w. wider ihre Aechtheit erregt hat. *Eccard* hat in seinen gegen mehrere Fuldaische Diplome gerichteten *Animadversionibus historicis*, vermittelst welcher er die Sache des Bisthums Würzburg gegen die Abtey Fulda verfechten wollte, auch wider diese in *Schannat dioeces. Fuld. p.* 259 und *Ejusd. Buchonia vet. p.* 239 abgedruckte Urkunde (vergl. *Schultes Director. diplom.* I. 38 — 42) §. 15. *p.* 23 *sq.* und in den *Commentar. rer. Francic. T. II. p.* 590 *sqq.* verschiedene Einwendungen vorgetragen, die sich theils auf die Zeitrechnung, theils auf die Art der Unterschrift des Königs und auf den Namen des Erzkanzlers beziehen. Diese sind nun zwar von *Schannat* in den *Vindiciis diplomatum archivi Fuldensis*, wo nicht ganz überzeugend, doch sehr anscheinend widerlegt worden. Es gehört aber dennoch ein starker Glaube dazu, das Document für unverfälscht anzuerkennen. Es ist nicht wohl möglich, dass die Abtey Fulda damals in allen bemerkten, fast ganz Thüringen, besonders den nordwestlichen, mittleren und südöstlichen Theil desselben, umschliessenden Orten das Zehentrecht gehabt haben sollte. Auch läst es sich nicht gut denken, dass der Erzbischof von Mainz den mit seinem Suffragan, dem Abte von Fulda, geschlossenen Vergleich noch hätte mit einem Eide bekräftigen müssen. Es werden hienächst, ausser den angeblich zugegen gewesenen Bischöfen und Grafen, *achtzehn* Advocaten der Abtey Fulda genannt, die als glaubwürdige Zeugen die 116 zehentpflichtigen Orte angegeben haben, und dann noch *acht* andere Advocaten derselben, durch deren Ausspruch dieser Abtey die Zehnten im Wormsgau, Rheingau, der Wetterau, Hessen, dem Manigau, Lahngau und dem Grabfelde bestätigt worden!!! Diejenigen mögen hiebey freylich keinen Anstoss finden, welche es nicht befremdet, dass die Abtey Fulda alle in den Traditionssammlungen des *Pistorius* und in dem Register des Mönchs Eberhard benannten Orte, und die Abtey Hersfeld, *schon bey Lebzeiten des Lullus*, die sämmtlichen in dem *Breviarium Lulli* (s. *Wencks* Hessische Landesgesch. 2 B. Urkundenb. N. 12. S. 15—17) verzeichneten Güter wirklich besessen habe: diese glauben aber an Unmöglichkeiten und zwar an solche, die sich mit allen sonst bekannten Verhältnissen schlechterdings nicht vereinbaren lassen u. s. w. — Uebrigens gehört diese Urkunde nicht unter diejenigen, von denen *Schannat* in seinen *Vindiciis etc.* Schriftproben hat in Kupfer stechen lassen; auch bemerkt derselbe unter dem Abdrucke: „*in hoc diplomate sigillum comminutum est.*“ Bey dem aus allen Schriften dieses Forschers hervorleuchtenden Streben, urkundliche Zeugnisse zu verdächtigen, wenn sie mit den von ihm schon gefassten Ansichten nicht in völligen Einklang gebracht werden konnten, darf es uns nicht auffallen, dass auch diesem Documente ein solches Schicksal widerfuhr. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die gegen dasselbe gemachten Einwürfe einer genaueren Prüfung unterwerfen wollten, zumal da gerade die *Traditiones Fuldenses* an vielen anderen Stellen das frühe Daseyn Greussens unwidersprechlich darthun. So heisst es in *Ebirhardi Monachi Fuldens. summar. traditionum veterum: Cap. II. Descriptiones eorum, qui de Turingia Deo et sancto Bonifacio sua dona obtulerunt* — in *Schannat corp. trad. Fuldens. p.* 289. *N.* 41: *Diterat tradidit bona sua in* **Gruzzen**, *Rithmaren, Salzaha et Chindeleiben:* — *p.* 290. *N.* 74 *Friderich tradidit bona sua, quae habuit in* **pago Altgewe** *in villa* **Girruzen** *nuncupata.* — *p.* 291. *N.* 91: *Ewicho tradidit bona sua, quae habuit in ...*

villis, Gruzen, Summeringen, Stufesfurte, in Englide. Furare. Item *Furare.* — *p. 292. N. 115: Hadamar quidam homo nobilis tradidit sancto Bonifacio XXIV Jugera, et insuper in villis sic nuncupatis Fellihchilde; Honide. in Bolestete. in Bichelingen, — et in Gruzen quicquid proprietatis habuit.* — *p. 293. N. 8: In Gruzin quidam Eiltach nomine tradidit infra XXX annos jugera XXXVIII et solvit se a censu.* — *N. 14: In Griusin tradidit Dietleip sancto Bonifacio XXXVIIII jugera.* In den *Tradit. Fuld.* in *Schoettgen. et Kreysig diplomatar. etc. T. I* kommen noch folgende Ergänzungen dieses Verzeichnisses vor: *p. 37. Willehero et uxor ejus Folclind tradiderunt bona sua Gruzen, Stuhesturch* (*Stufesfurth?*) *et Steindorf etc.* — *p. 38. Hemmo Comes tradidit praedia sua in villa Sewen in duabus villulis Griutzen vocatis.* — *p. 39. Megengoz tradidit bona sua in villa Gruizen et Englide, Fururen et in Gundicares Sumeringen.* — *Hohmut tradidit bona sua in Gruze.*

Von den neuesten Schriftstellern über die Gauverfassung Thüringens, z. B. von *v. Wersebe* (in der Beschreibung der Gaue zwischen Elbe, Sale, Unstrut, Weser und Werra u. s. w. S. 55) und *v. Leutsch* (Markgraf Gero. Leipz. 1828. 8. S. 152. 157), wird Greussen in den *Altgau* versetzt, worauf auch die eben angeführte Stelle der Fuldaischen Uebergaberegister hindeutet.

Von nun an beobachtet die Geschichte ein langes Schweigen über diesen Ort, welches erst zu Anfange des 12ten Jahrhunderts gebrochen wird. Unter den während der Regierung des Erzbischofs Adelbert (v. J. 1111—1137) dem Erzstifte Mainz gemachten Schenkungen wird nämlich auch: „*Predium in Englide et Gruze, quod Dns Helvicus et uxor sua dederunt*" — erwähnt. S. *Piarum donationum et oblationum, queis Adelberti praesulatus tempore (MCXI—MCXXXVII) ecclesia Moguntina aucta fuit, summaria recensio* — in *Gudeni cod. dipl. Mogunt. T. I. p.* 396.

Dass *Greussen* zu den Besitzungen der Grafen von *Hohnstein* gehörte, erfahren wir zuerst aus einem *Ilfeldischen* Klosterbriefe vom J. 1241. Graf *Dietrich I* aus jenem Geschlechte begabte nämlich diese geistliche Anstalt mit dem *Weinzehnten* daselbst, doch unter der in folgenden Worten der noch ungedruckten Urkunde enthaltenen Einschränkung: „*Quod nos de vineis nostris, quas nunc habemus in Grussen — et habituri fuerimus in posterum vini decimationem non ad vendendum sed tantum ad bibendum Patribus in Ecclesia B. M. V. in Ilfeldt militantibus contulerimus.*"

Im J. 1247 traf *Dietrich I* von Hohnstein mit dem erwähnten Kloster einen Tausch, vermöge welches er demselben für das *Gut in Greussen* ein Allod zu *Holzengel* mit drey Hufen und den drey Waldungen: *Hatte, Lho* und *Osterlohe* überliess. *In commutationis praefatae vicissitudine*, lautet die hieher gehörige Stelle des darüber aufgesetzten Vertrags, *resumendo praedium quoddam situm in villa quae vocatur Grussen praeter Ecclesiam et mansos, qui ad ipsam pertinent, et vineam et hortum humili* (*humuli*), *quem memorata ecclesia a quodam emerat Reinhardo de Schwartzburgk*". Dieser *Reinhard von Schwarzburg* scheint von der späterhin auch zu Allendorf, Oberweissbach und anderen Schwarzburgischen Dörfern ansässigen adeligen Familie *von Greussen* herzustammen. Mehrere Glieder derselben waren Burgmänner (*castellani*) jener Veste. In einem Paulinzellischen Documente v. J. 1233 kommen *Gundetous et Reinhardus de Schwarzburg* als solche vor, und letzter war bereits etliche Jahre vorher (1229) Zeuge bey einer Schenkung des Grafen Heinrich von Schwarzburg an das Kloster Volkenrode, wo er ausdrücklich *Reinnardus de Grucen* genannt wird. (S. *Schoettgen et Kreysig diplomatar. et scriptores hist. Germ. med. aevi. T. I. p.* 759.) Auch erscheint *Otto von Greussen* im J. 1265 als Burgmann des Schlosses Blankenburg. Als ursprünglicher Sitz dieser Familie soll, nach der Angabe des Vfs. (S. 2 f.), das alte Rittergut, jetzt der sächsische oder Schiefer-Hof, westwärts der Altstadt von Greussen, von dessen gegenwärtigem Zustande er eine Abbildung liefert, anzusehen seyn.

Jovius (in der Schwarzburgischen Chronik bey *Schöttgen* und *Kreysig* a. a. O. S. 178) irrt, wenn er glaubt, dass Graf *Heinrich* (II) von *Hohnstein* mit *Greussen*, einem bisherigen Bestandtheile der Landgrafschaft Thüringen, ums J. 1260 von dem Landgrafen Albrecht wegen der ihm und seinem Vater in dem Kriege gegen die Herzogin von Brabant bewiesenen Anhänglichkeit beliehen worden sey, da, wie wir eben gesehen haben, dieser Ort schon im J. 1241 zu dem Hohnsteinischen Gebiete gerechnet wurde. Vielleicht fand jener Geschichtschreiber darin eine Stütze für seine Muthmassung, weil er sich erinnerte, dass der Landgraf zu jener Zeit (1263 *VIo Idus Aprilis*) dem Grafen Heinrich das Schloss *Spatenberg* als Lehn überlassen hatte: „*quod Castrum Spatemberc cum judicio urburis silvis aquarum decursibus, nec non simpliciter cum omni jure et utilitate, sicut idem Castrum avunculus noster Lantgravius Heinricus felicis Recordationis dinoscitur habuisse, quae bona etiam pro vacantibus bonis reputavimus, Comiti Heinrico de Honstein et suis heredibus Titulo contulimus feudali.*" — Vergl. *Müldeners* Nachr. von Thüring. Bergschlössern S. 38 f. — Doch ist soviel ausgemacht, dass Albrecht in dem *erst erwähnten* Jahre dem Grafen, laut einer noch vorhandenen Urkunde, die Erlaubniss ertheilte, in den Dörfern Greussen, *ausgenommen zu Marktgreussen*, Burgen anzulegen: „*Quod quia — Comitem Henricum de Honsten propter grata obsequia nobis pluries exhibita ab eodem, semper pro se qui volumus speciali gratia et favore, eidem — indulsimus — quod in quacunque villa Gruzen preter in villa que Marctgruzen dicitur, pro sua voluntate edificet unum castrum, nolentes ipsum aut suos heredes in prefata structura a nobis vel ab aliquibus nostris heredibus seu hominibus aliqualiter impediri.*" — Hieraus folgert *Jovius* wohl nicht mit Unrecht, dass es damals mehr als *zwey* Orte dieses Namens gegeben

haben müsse, gesteht aber, dass er die Lage des dritten nicht zu bestimmen im Stande sey. — Zwölf Jahre später erreichte der Graf die wahrscheinlich schon lange gehegte Absicht, auch zu *Marktgreussen* eine Burg zu erbauen. Wenigstens scheint der am 1 April 1272 von Albrecht ausgefertigte Verwilligungsbrief auf keinen anderen Ort dieses Namens gedeutet werden zu können. Zugleich sollte der Graf berechtigt seyn, alle Gebäude und Festungen in seinen Landen, die er für schädlich und hinderlich halten würde, abzubrechen und niederzureissen. Da man leicht auf die Meinung verfallen könnte, dass die Urkunde bloss den Zweck gehabt habe, die im J. 1260 ertheilte Begünstigung auch auf die Söhne Heinrichs auszudehnen, so führen wir den Hauptinhalt derselben aus der Urschrift an, um dem Leser Gelegenheit zu verschaffen, sich vom dem Gegentheile vollkommen zu überzeugen. „*Nos — Albertus — recognoscimus — quod sicut nos Henrico — Comiti de Honstein — indulsimus et licenciavimus, quod in Gruzen Castrum et munisionem edificet, et quod Edificia et municiones in Comiciis et Jurisdictionibus suis sitas, que ipsum impedire aut grauare poterunt, destruat et deponat, Ita nos licenciamus presentibus literis et iubemus, quod filii dicti Comitis castrum predictum in Gruzen vna cum patre eorum et absque eo construant et muniant prout eis uidebitur expedire, Et edificia et munitiones in Jurisdictionibus et Comiciis eorum ipsos impedientes destruant et deponant.*" — Wahrscheinlich ist die dem alten Grafen gegebene Versicherung, wenn eine solche wirklich vorhanden war, verloren gegangen, oder der sorgfältigen Aufbewahrung nicht werth geachtet worden, weil man ihren Inhalt wieder in der gegenwärtigen antraf. Dass *diese* nicht bloss für eine Bestätigung des im J. 1260 ertheilten Vorrechtes gelten darf, liegt am Tage, und es spricht dafür besonders der Umstand, dass hier nicht, wie dort, die Mehrzahl gebraucht wird. Uebrigens hatte der Landgraf auch im J. 1270 (*in die beati Galli*) dem oftgedachten Grafen das Versprechen geleistet, zu *Grosenehrich* weder das alte noch das neue Schloss jemals zu befestigen, noch einem Anderen die Befestigung desselben zu gestatten (*quod in Maiori Erich receptaculum antiqui Castri nunquam edificabimus neque novi, nec etiam quisquam edificet ibidem* —). Worauf sich die Muthmassung des *Jovius* gründe, dass der Schlossbau zu Greussen nicht zur Ausführung gediehen sey, wagen wir nicht zu entscheiden. Dass sich in der Folge wirklich eine Burg daselbst befand, erhellt aus einer Urkunde vom J. 1339 (an der heyligen Jvncfrowen tage Sende Agneten). Dem Grafen *Heinrich V* von *Hohnstein*, Herrn zu Sondershausen, hatten die Fehden und Zwistigkeiten mit den Erzbischöfen Balduin von Trier u. s. w. und Burchard zu Magdeburg eine bedeutende Schuldenlast zugezogen. Um diese zu tilgen, sah er sich genöthigt, den gesammten Grafen von Hohnstein, Hohnsteinischer Linie, Heinrich, nebst seinen Söhnen Bernhard und Heinrich und dessen Vettern Dietrich und Ulman, wie auch den Grafen von Wernigerode, Haus und Stadt Blankenburg am Harz, das Dorf Abtsbessingen und das *Haus Greussen* für 2800 Mark löthigen Silbers zu verpfänden. In dem von den letzten ausgestellten Revers heisst es unter anderen: „Das *hus Gruzen* mit deme Als ez der *voget* ynne hat" — (als Voigte oder *Advocati* daselbst kommen im J. 1320: *Theodericus de Tenstedte et Deodoricus advocati residentes in Grussin* — vor) „vnd bi namen bekenne wir, daz he daz *hus Gruzen* bi dissem iare wedir gelöse mak wenne he wel vor sechshundert lötige marg vnd daz sulle wir eme zcv lösen gebe ane allerleige wedirsprache und das selbe *hus Gruzen* hat he geantwort Herrn Henrich von Schernberg vnd Henrich von rykersleiben di han eme truwen gelobit daz egenante hus wedir zcu antwortene wan he vns die vorgenante sechshundert lötige marg bezalt in dissem iare — Loeste aber der egenante greue Henrich des sundirshusen ist, daz selbe hus Gruzen nicht in dissem iare, so sullen sie ez vns antworte vor daz benante Geld. — Gesche ovch —, daz der vorgenante greue Henrich in dissem iare vorginge er he di *Sloz* geloeste, *so sulle wir Gruzen zv loesene gebe greuen Günthern vnd greuen Henrich von Swarzburg der Arnstete ist* —". Dieses ist, soviel wir wissen, das einzige untrügliche Zeugniss, dass Greussen eine Burg besass. Denn weder der Verzichtbrief des Landgrafen Albrecht v. J. 1315 (gegebin zu Isenach an deme neesten Mantag vnser vrowen tage Wurtzewy), worin er dem Grafen Heinrich dem Jüngeren von Hohnstein die volle Gerichtsbarkeit über die Ritter und Knechte zu Greussen in folgenden Ausdrücken zugesteht: „Das he (der Graf) die Rittern vnd die knechte *czu Grucsen*, die wi (der Landgraf) ansprachen, bilcher vertedingen vnd bezzerecht an den habe, den wi, vnd da sulle wi en nichtes anhindern" — wird des dasigen Schlosses gedacht, noch kann aus dem Theilungsvertrage *Heinrichs* und *Günthers* von *Schwarzburg*, Herren zu Arnstadt und Sondershausen, v. J. 1411 („Also, das vns Graven Heinriche Arnstete Slos vnd Stad, Blankinberg Slos vnd Stad, Plauwe Slos vnd Stad, Kuntz das Slos, Klingen Slos und Vlecke, *Martgrussin die Stad*, grossin Somerde das Dorff u. s. w.") und aus dem Sächsischen Lehnbriefe über die *Städte* und *Schlösser* Frankenhausen, *Greussen*, Klingen, Arnsburg u. s. w. vom J. 1440 (am Montage nach Letare — s. *In jure et facto* gegründete Gegendeduction in Sachen Schwarzburg-Arnstadt *contra* Sachsen-Weimar. 1719. Fol. Beyl. N. XXIII. S. 39 f.) gefolgert werden, dass es damals noch vorhanden war.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

GESCHICHTE.

Sondershausen, gedruckt b. Fleck und Sohn, und zu haben b. dem Verfasser: *Chronik der Stadt Greussen.* Herausgegeben von *F. W. Sternickel* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Dass Greussen bereits im 13ten Jahrhundert *Statuten* erhalten habe, ist von *C. F. Walch* (in den vermischten Beyträgen zu dem deutschen Rechte, 7 Th. S. 72 Anm. 2) und nach diesem von *J. Chr. von Hellbach* (in dem Handbuche des Schwarzburg-Sondershäusischen Privatrechts, Arnstadt 1820. 8. S. XXVIII. Anm. 35) behauptet worden. Beide berufen sich dabey auf die Schwarzburgische Chronik des *Jovius* 2 B. 15 Cap. S. 178 (nicht 281, wie *Walch* oder S. 28, wie *v. Hellbach* angiebt). Allein dort findet sich nicht die geringste Spur davon, es ist vielmehr bloss die Rede von der landgräflichen, im J. 1260 ertheilten Bewilligung, die Dörfer Greussen, mit Ausnahme *Marktgreussens*, zu befestigen. Es hätte also wenigstens eine deutlichere Auseinandersetzung erfodert, wenn man auch annehmen wollte, dass jene verdienten Männer wegen des Zusatzes: *Markt* dem ehemaligen Dorfe Greussen städtische Gerechtsame beyzulegen geneigt waren; was jedoch noch keine geschriebenen Statuten voraussetzt. Die einzigen bekannten sind im J. 1556 abgefasst, und von *Walch* seiner Sammlung, (a. a. O.) aber nicht ganz ohne Fehler, einverleibt. Eine Copie derselben mit verschiedenen Bemerkungen und einem Anhange zur Erläuterung dienender Schwarzburg-Sondershäusischer Verordnungen, welche der Advocat *J. J. Weymar* veranstaltete, befindet sich jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Dresden, wo auch ein Stadtbuch von Greussen, welches mit dem Schlusse des 15ten Jahrhunderts anfängt, aufbewahrt wird. Beide rühren aus *Lauhns* Nachlasse her.

Das *Patronatrecht* über die *Pfarrkirche* zu Greussen stand dem Kloster *Ilfeld* zu. Diess geht nicht nur aus der Urkunde vom J. 1247, sondern auch aus zwey anderen Documenten von 1333 und 1365, deutlich hervor. Im J. 1333 wirkte nämlich der Graf Heinrich IV von Hohnstein bey dem Erzbischof Heinrich zu Mainz eine Erneuerung dieser dem Kloster, wie es scheint, schon lange vorher verliehenen Gerechtsame aus, welche der letzte mit folgenden Worten bewilligte: — *Vobis (Abbati et Conventui Monasterii in Ilveld) indulgemus, ut parochiales Ecclesias in villis Grüzen, Holtz-Engilde, Veldengilde, Bercka, Belstethe, Hesserode, Sundhausen, Girsbuchesrode, Saxwerffen, Volckenrode, quarum ius patronatus progenitores sui (Henrici, Comitis de Honstein), qui vestrum Monasterium fundasse noscuntur, ac ipsimet, nec non alii Ecclesiae vestrae fautores, vobis — contulerunt, habeatis in perpetuum etc.* (S. die nicht ganz richtigen Abdrücke in *Leuckfeld Antiquitat. Ilfeld. p.* 88 und bey *Weymar* a. a. O. S. 17 f.) In Ansehung *Greussens* brachte es Graf Heinrich VI von Hohnstein bey dem Nachfolger Heinrichs von Virneburg, dem Erzbischofe *Gerlach* zu Mainz, dahin, dass dieser die von jenem erlangte Bestätigung im J. 1363 wiederholte. Er sagt in dem noch nicht öffentlich bekannt gewordenen Documente, unter anderen: — *Cum Henricus Comes de Honstein, dominus ibidem, nobis humiliter supplicaverit, quatenus incorporationem et unionem Ecclesiae parochialis in Marcgrusen nostrae dioceseos religiosis abbati et conventui et eorum monasterio in Ilueldt ordinis Praemonstratensis, ecclesiae dictae nostrae diocesis per quondam dominum Henricum de Virneburgk nostrum praedecessorem factam confirmare dignaremur, nos supplicationibus dicti Comitis fauorabiliter annuentes, dictas incorporationem et unionem prout legitime factae sunt — confirmamus, eandem ecclesiam a fructibus biennalibus perpetuis temporibus eximentes etc.* Der erste *Pfarrer* an dieser Kirche, dessen Namen die Geschichte aufbehalten hat, war *Magister Heidenricus (Plebanus in Marketgruzen)* im J. 1277. Der Verfasser fängt (S. 31) die, freylich dann wieder auf mehr als hundert Jahre unterbrochene Reihe der dasigen Geistlichen mit *Hartmodus* im J. 1318 an, und vergisst *Nikol. Stuler* und *Johann Tylo* zu erwähnen, welche 1477 vorkommen. (S. *Weymar* S. 21.) Der ganze IX Abschnitt, welcher von S. 30—66 *von denen (!) Predigern und anderen zur Kirche gehörigen Dienern von* 1318 *bis* 1828 handelt, würde weit kürzer ausgefallen seyn, wenn Herr *Sternickel* sich auf die Vorarbeiten von *Toppius*, *Olear* und die *Nachrichten von den ehemaligen Pastoribus zu Greu-*

ssen u. s. w. in der fortgesetzten Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen u. s. w. auf das J. 1722 (Leipzig. 8) S. 693—701 und 819—822 hätte berufen und diese nur berichtigen und ergänzen wollen.

Die *Kirche* ist dem *heiligen Martin* gewidmet, welchen man, wahrscheinlich aus diesem Grunde, auch in das *Stadtsiegel* (1. S. 13) aufgenommen hat. Dieses stellt den genannten Bischof zu Pferde und im Begriff, einem nackten Bettler ein Stück seines Mantels darzureichen, vor; unten ist ein kleiner Schild mit einem gekrönten Löwen mit vorgeschlagener Zunge und Prangen angebracht, welcher wahrscheinlich erst zu der Zeit dem Wappen beygefügt worden ist, als die Stadt unter Schwarzburgische Botmäßigkeit kam. Die Figur des Heiligen unterscheidet sich wenig von dem Gepräge der Schwarzburgischen sogenannten Bettler-Thaler und Gulden, deren man von 1525 bis 1623 eilf verschiedene Arten zählt. (S. Thüringisches Taschenbuch 2 B. S. 221, vergl. *Weymar* S. 30 f.) — *Greussen* gehörte in kirchlicher Beziehung zu dem *Archidiakonat Jechaburg*, von welchem *Würdtwein* eine ausführliche Nachricht der Kurf. Mainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt übergeben hatte, in der Hoffnung, dass sie durch diese zum Druck befördert werden würde. Die *Acta Acad. El. Mogunt. scientiar. util., quae Erfurti est, ad ann.* 1780 *et* 1781 (*Erf.* 1782. 4.) enthalten in der Vorrede darüber Folgendes: „1780 *d.* 2 *Nov. Illustrissi Protector Acad. — proferebat scriptum exemplar a celeb. Würdtwein Decano Moguntino exaratum, cui titulus: Thuringia medii aevi in Archidiaconatus distincta, cujus prima divisio continet archidiaconatum ecclesiae B. M. V. Erfurt.; secunda archidiac. eccles. S. Severi Erfurt., tertia archidiaconatum Jecheburgensem, cujus editionem, si bibliopola sui copiam faceret, et adjiciendam praefationem Academiae commendabat.*" Nach einem uns zu Ohren gekommenen Gerüchte sind die beiden letzten Abtheilungen dieses Werks verloren gegangen (nur die erste erschien im J. 1790 zu Mannheim); wir müssen uns also damit begnügen, die kurzen Andeutungen, welche *Wenck* (in dem Urkundenbuche zum 2 Bande der Hessischen Landesgeschichte S. 497 ff.) über diesen Archidiakonat, welcher in 11 *sedes* eingetheilt wurde, wovon *Greussen* die *vierte* bildete, von *Würdtwein* empfing, mit Hülfe einer von dem Schwarzburgischen Archivar, *Joh. Andreas Zeitz* zu Sondershausen, im J. 1715 beendigten Handschrift: *Annales et Antiquitates Praepositurae Ecclesiae collegiatae S. Petri Jecheburgensis etc.*, soviel als möglich, zu vervollständigen: „Zu dem Erzpriesterthum in *Grussen* oder *Greussen* gehören: 1) *Erich*, 2) *Balhausen major*, 3) *Marktgrussen*, 4) *Klingen*, 5) *Talheym* (Wasserthalleben), 6) *Holzengel*, 7) *Gunstedt* (*Wenck: Grunstedt*), 8) *Capella ibidem*, 9) *Wissensche* (Weissensee), 10) *Kutzleuben* (*Wenck: Katzleuben*), 11) *Tensted*, 12) *Tunzenhusen*, 13) *Capella in Husfommeringen*, 14) *Westernengel*, 15) *Feltengel*, 16) *Topstedt*, 17) *Topstedt inferior*, 18) *Pfaffenhofen*, 19) *Vtkenhusen*, 20) *Capella ibidem*, 21) *Fistedt* (Fischstädt, hat zwischen Weissensee und Ottenhausen an der Helbenbrücke gelegen), 22) *Schilff*, 23) *Ludersbon* (*Wenck: Ludersborn*), 24) *Strusfert* (*Wenck: Strussfurt*), 25) *Capella ibidem*, 26) *Wundersleuben*, 27) *Lutzensommeringen*, 28) *Gangolffsommeringen*, 29) *Capella ibidem*, 30) *Mittelsommeringen*, 31) *Swerstedt*, 32) *Abswenden* (*Wenck: Abtswenden*), 33) *Nusessen*, 34) *Balhusen minor*, 35) *In den Osthoffen* (vor Tennstädt), 36) *Voringenhofen* (ebenfalls vor Tennstädt an der Abendseite. *Wenck: Voringeshusen*), 37) *Tensted minor* (Wenigentennstädt seit dem dreyssigjährigen Kriege verwüstet), 38) *Husfommeringen*, 39) *Hornsommeringen*, 40) *Ronstedt*, (*Wenck: Konstedt*), 41) *Kroborn* (hat zwischen Westgreussen und Ronstedt im Thale gelegen, wovon noch die Trümmer der Kirche vorhanden, auch die Flur noch bekannt, sonst aber wüst), 42) *Bildersted* (Bliederstedt), 43) *Capella Herbesleuben*, 44) *Hernswende*, 45) *Groningen*, *filia Grussen*. An *beneficiis non curatis* gehören ebenfalls dazu: *In Greussen*: 1) *Vicaria S. Sebastiani*, 2) *Vic. trium regum*, 3) *Vic. corporis Christi*, 4) *Vic. B. Mar. in Capella*, 5) *Vic. Nicolai et Kunigundis*, 6) *Vic. S. Julianae in Capella B. Mar. Virg.*, 7) *Vic. in cap. S. Gertrudis.* — *In Klingen* 1) *Vicaria S. Johanni Evangel. in capella S. Andreae*, 2) *Vic. S. Gumberti*, 3) *Vic. B. Mar. V. et Nicol. in Ecclesia S. Andreae.* — *In Pfaffenhofen: Vic. S. Johannis.* — *In Tunzenhusen: Vic. in capella ibid.* — *In Talheym: Vic. S. Katherinae.* — *In Strusfert:* 1) *Vic. S. Julianae et* 2) *Vic. in castro.* — *In Wunersleuben: Vic. B. Mar. Virg.* — *In Westgreussen:* 1) *Vic. trium regum*, 2) *Vic. beatae Mariae virg.* — *In Balhusen maj.: Vic. S. Katherinae.* — *In Mittelsommeringen: Vic. S. Nicolai.* — *In Lutzensommeringen:* 1) *Vic. altaris B. Mar. V. et Sebastiani* — 2) *Vic. S. Katherinae*, 3) *Vic. S. Nicolai.* — *In Kutzleuben: Capella B. Mariae.* — *In Hussen Sommeringen: Capella.* — *In Gangolffsommeringen: Vic. Alt. B. Mar. Virg.* — *In Tenstedt:* 1) *Vic. Corporis Christi*, 2) *Vic. S. Petri et Pauli*, 3) *Vic. Capellae S. Elizabeth*, 4) *Vic. S. Katherinae*, 5) *Vic. S. Sebastiani*, 6) *Vic. B. Mar. Virg.*, 7) *Vic. leprosorii.* — *In minori Tensted:* 1) *Vic. B. Mar. Virg.*, 2) *Vic. Corporis Christi.* — *In Osthofen: Vicar.* — — *In Tenstedt* (soll vielleicht *Weissensee* heissen, weil Tennstädt mit Osthofen und Wenigentennstädt schon da gewesen): 1) *Vic. S. Michaelis*, 2) *Vic. S. Jodoci*, 3) *Vic. S. Jacobi*, 4) *Commissio*, 5) *Commissio S. Annae in Capella S. Jacobi*, 6) *Vicaria Thomae in Capella S. Jacobi*, 7) *Commissio.*

Durch das bisher Gesagte wollte Rec. versuchen, die von dem Vf. besonders in Erzählung der ältesten Geschichte seiner Vaterstadt gelassenen Lücken auszufüllen. Ohngeachtet sich nun dabey Gelegenheit darbot, manche Fehler und Irrthümer stillschweigend zu berichtigen, so

bleibt doch noch eine ziemliche Anzahl derselben übrig, von welchen wenigstens die erheblichsten jetzt nachgewiesen werden sollen. Wir werden zugleich auf die Gegenstände aufmerksam machen, welche der Vollständigkeit wegen eine Stelle in dieser Topographie verdient hätten.

In der Einleitung haben wir uns vergebens nach einer Schilderung der Gegend umgesehen, in welcher Greußen liegt. Nicht minder vermißt man ungern Nachrichten über das allmähliche Wachsthum der Häuser- und Einwohner-Zahl und das Verhältniß der Geburten zu den Sterbefällen, welches schon im *Reichsanzeiger* von 1797. N. 147. S. 1595 sehr auffallend genannt wurde. Denn in einer Reihe von zehn Jahren hatte die Summe der Gebornen immer die der Verstorbenen bedeutend überstiegen, und 1796 waren sogar 81 geboren und nur 41 gestorben. — Ueber das benachbarte Dorf *Westgreussen* hätten wenigstens einige Worte gesagt werden sollen. Dasselbe betreffende Urkunden sind enthalten in *Würdtwein diplomatar. Moguntin. T. I. p.* 181 *sqq.* (v. J. 1382) und *p.* 234 *sqq.* (v. J. 1409). — Der Anfang eines Walkenriedischen Diploms v. 1449: „Ich Heinrich Zenghe Lantfoyt mynz ghenedighen hern Graven Heinrichs von Swarzborg vnd Alterman der *Pfarrekerchin Seinte Mertin* zu Westgrüssin" — giebt zu erkennen, daß die dasige Kirche, wie die zu Marktgreussen, dem Bischof Martin gewidmet war.

S. 14 f. wird die ehemals fast allgemein geglaubte Sage von dem deutschen Götzen *Püstrich* wiederholt. Eine sorgfältigere Kritik hat nunmehr das Unstatthafte derselben gezeigt, und in dem vermeinten Götzenbilde nichts, als ein physikalisches Kunstwerk zu entdecken gewußt, was unter anderen in dem dritten Hefte der Mittheilungen aus dem Gebiete antiquarischer Forschung u. s. w. ausführlich dargethan worden ist. — Die Variante in *Claudian. de IV. Cons. Honor. V.* 451, wo anstatt — *venit accola silvae Bructerus Hercyniae* — von einigen Handschriften und Ausgaben *Busterus* gelesen wird, (f. *Edit. Burmann. p.* 158. 786) möchte wohl der früheren Ansicht keine neue Stütze verleihen.

Anstatt der biographischen Nachrichten von dasigen Geistlichen, Schullehrern u. s. w., welche einen ziemlichen Theil des Buchs einnehmen, wie wir schon oben andeuteten, konnten die zu Greussen gebornen, zum Theil berühmten Gelehrten und Künstler, mit Hinweisung auf die Werke, in welchen weitläuftiger von ihnen gehandelt wird, namhaft gemacht werden. Es gehören dahin z. B. folgende: Ernst Christoph *Dressler*, Adolph Friedr. *Höpfner*, Immanuel Gottlieb *Huschke*, J. Gottfr. *Krause*, Elias Christoph *Magen*, Christ. Fridr. *Scharff*, Jakob *Tenzel*, Polykarpus *Tenzel*, Wilhelm Ernst *Tenzel*, Joh. *Volland*, J. Jak. *Weymar*, Karl Friedr. Bernh. *Zinkernagel*. — Das ehemalige Dorf oder Vorwerk *Rulhausen*, dessen Lage S. 142 beschrieben wird, kommt schon in einer Urkunde vom J. 1224 vor, welche zugleich Aufschluss giebt, wie das Kloster *Reinhardsbrunn* zu seinen dasigen Besitzungen gelangte: *„Lodewicus — thuringie Langravius et Saxonie Comes palatinus — notum esse voluimus quod theodericus de* R ö l e d e h u s e n *noster ministerialis omnem proprietatem suam in predicta* v i l l a *viis et inviis, aquis et aquarum decursibus, pratis et pascuis,* v i n e t i s. *salignis. ad manum nostram resignatam coninctis manibus cum vxore et filiis quorum intererat donare. Ecclesiae Reinnersburnensi. trecentarum marcarum emptione contradidit. et nos vna cum ipsis predicte Ecclesie eadem bona donauimus. Preterea* C a p e l l a m *cum quinque mansis. et area eo pacto. vt diuina ibidem perpetuo ordinentur etc."* — Diese Verhandlung bedurfte der Bestätigung des Kaiser Friedrichs und des Erzbischofs Siegfried von Mainz; welche beide im J. 1226 erfolgten. S. auch *Schultes Director. diplomat. II.* 681. *N.* 328, wo aber einige Namen und Zahlen fehlerhaft sind. — Uebrigens kann Rulhausen nicht erst im Bauernkriege zerstört worden seyn. Denn schon im J. 1358 heisst es in einem Documente: „*Wilhelm, Abt* — czu *Reinhersborn* bekennen — daz wir — habin vzgelazin zcu rechtime erbe ewiglichin etlichin . . *borgern* zcu *Gruczin*, eyn teil vnsis gotshus rechtin ledigin eygins zcu *Ruldehuss* vnd zcu *Topfstett*, da *zcuey vorwerk sint gewest*, met allen nutzen, vietrift weide, odir wie sy geheize mogen, eren vnd vriheiten, Als iz gevriget ist vnsme gotshus zcu Reinhersborn, von den . . Forsten zcu Doringen, vnd versachet habn̄ vnd verzcegen, bate, Dinstes vnd aller nutze an den vorgenanten guten zcu Ruldehuss, vnnd zcu Topfstett, des vnse gotshus ire offene gute briefe hat, ye eyne Hufe Landis zcu Ruldehuss vme vumf mark lotiges silbers, vnd ye dy Hufe zcu Topfstett vme dry mark, vnd ye von dem ackere wesewachs zcuey pfund vnd von dem ackere widechs also vehel u. s. w." Im J. 1479 wurde zwischen dem Abte *Nikolaus* von *Reinhardsbrunn* und dem Grafen *Heinrich* von *Schwarzburg* verabredet, „dass die von Grussen die beswerunge des geschosses halben, uff die güttir zcu rulhusen geleget abstellen sollten u. s. w." — Unter den ehemaligen Merkwürdigkeiten der Stadt wird S. 149 f. auch eine von *Heinrich König* im J. 1570 verfertigte *Singuhr* erwähnt. Ein ähnliches von ihm herrührendes Kunstwerk hat dieser selbst auf einem gedruckten Bogen unter folgendem Titel beschrieben: „Gründtlicher Bericht, von der Newen verfertigten Singvhr, welche Henrich König, Bürger vnd Uhrmacher zu Greussen, Anno (15) 99 verfertiget vnd gemacht hat."

E. O. B.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BREMEN, b. Schünemann: *Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margarethe Gottfried.* Von Dr. *F. L. Voget.* Zweyter Theil. 1831. 464 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1831. No. 180.]

Rec. findet keinen Grund, von seiner bey der An-

e des ersten Theils dieser höchst merkwürdigen Lesgeschichte geäusserten Ueberzeugung abzugehen, die so schrecklichen, unnatürlichen Verbrechen r Giftmorde der *Gottfried* von einer wahnwitzigen ur bedingt waren. Alle Anzeigen, selbst das Betra-, die Aeusserungen der Verbrecherin bey den Verhö- und in ihrer Gefangenschaft bis auf die letzten chtbaren Augenblicke, als sie sich zum Hochgerichte det, sind die klarsten, unverkennbarsten Symptome es boshaften *Wahnwitzes*, eines krankhaften, von unfreywilligsten Wahnbildern befangenen, unzen Willensvermögens. Es ist eine psychologische eugbare Thatsache, dass es bey aller scheinbaren undheit des Verstandes, dessen abnorme Erscheiigen man mit dem allgemeinen Namen des *Wahnns* bezeichnet, und bey aller Gesundheit des Anaunngs-, Sinnen- oder Vorstellungs-Vermögens, sen abnorme Erscheinungen man *Blödsinn*, *Stumpfn* oder allgemein *Irrsinn* nennt, auch eine krankte Abnormität des Willens giebt, welches eben der *hnwitz*, so oft die Quelle der unnatürlichsten und usamsten Verbrechen, ist. So lange diese psychie Krankheitsform, die gleichsam ein Kretinismus Willens ist, und auch meistens in dem lymphatien Gefässsystem des Körpers, wie der Wahnsinn dem Blutsystem und der Irrsinn in dem Ganglient Nerven-Systeme, seine causalen Momente hat, ht als einzelne, für sich bestehende Krankheit dem Register psychologischer und gerichtsärztlicher nde aufgenommen wird: so lange wird, wie eben diesem Criminalfall, eine jede gerichtsärztliche d juristenmäsige Erkenntniss über Missethaten und rbrechen höchst mangelhaft bleiben. Zu Beurtheing solcher Fälle gehört aber freylich eine tiefere und rteylosere Seelenkunde, als man gewöhnlich bey m so eng gefassten Bezirke der angestellten oder ht angestellten Gerichtsärzte voraussetzen kann. ch Rec. kann dieses hier nicht weiter ausführen. lange die gerichtsärztliche und juridische Untersuung nur alles von *Sünde* ableitet, ist sie, wie eine e orthodoxe Theologie, selbst von dem schrecklichsten; n einem sündhaften Wahne befangen.

Der Vf. hat den *juristischen* Theil seiner Defennalschriften mit dem grössten Fleisse und mit vielem harfsinne ausgearbeitet. Die Mängel und Unterlassngssünden bey den Obductionen, Sectionen u. s. w. erden mit lobenswerther Freymüthigkeit gerügt. Der *ychologische* Theil aber leidet an vielen Schwächen. esonders müssen wir folgende Stelle rügen und hart issbilligen, wo der Vf. die psychologische Erörterung s subjectiven Thatbestandes beginnt. Hier heisst es einer Anmerkung S. 54: „Nur mit dem innersten Widerstreben sah sich der Verfasser, als Defensor, zur Entwickelung der unter obiger Rubrik nachfolgenden Ansicht über Zurechnungsfähigkeit genöthigt. Diese Ansichten gehören zum Theil einer heillosen, unserer christlichen Religion widerstreitenden, aus Frankreich zu uns herübergekommenen Theorie an, denen der Vf. von Herzen gram ist u. s. w." Der Leser lese diese *Jarcke*'schen, *Feuerbach*'schen Mystificationen im Buche selbst nach. Und doch bedient sich der Vf. solcher unchristlichen Ansichten oder Gesinnungen, seine Delinquentin christlich zu vertheidigen? Heiliget der Zweck unchristliche Mittel? Als Theilnehmer solcher neueren und unchristlichen Ansichten psychologischer Forschung werden insinuationsweise in dem Buche allegirt S. 94 *Gall*, *Grohmann*, *Esquirol*, auch, S. 178, *Groos*. Das sind also die unchristlichen Inhaber jener Gesinnungen, die aber, wie der Vf. sich irrt, nicht in Frankreich, sondern in dem wissenschaftlichen Deutschland ihre Stütz- und Anfangs-Puncte haben. Kennt der Vf. die verdienstvollen *Hoffbauer*, *Reil*, *Platner* u. s. w. nicht? — Ein grosses Verdienst des Defensors ist, dass er auf ein von den Universitäten einzuholendes psychologisches oder gerichtsärztliches Gutachten provocirte: ein minderes Verdienst der juristischen Behörden, dass nach alten Territorialgrundsätzen der Juristerey diesem nothwendigen, gerechten Verlangen nicht gewillfahrt wurde. Man lese die Entscheidungsgründe des Obergerichts zu Bremen und des Oberappellationsgerichts zu Lübeck.

Der Vf. scheint sich in mehreren Stellen seines Buchs für den Wunsch auszusprechen, dass statt des üblichen peinlichen Verfahrens in Deutschland, und besonders auch in Bremen öffentliche Geschwornengerichte eingeführt werden möchten. Freylich ist dieses sehr gut nach der Ueberzeugung und auch Erfahrung des Rec., um einer alten steifen Halsgerichtsordnung zu begegnen, und dieser steifen Despotin den Hals zu brechen oder doch zu beugen. Aber bey verwickelten, schwierigen Criminalfällen, wie hier eben der Gottfriedsche, reichen solche Jury's nicht hin. Hier bedarf es tieferer und genauerer psychologischer Forschung und Erfahrung, die nicht bey den Jury's, ja nicht einmal, wie augenscheinliche Thatsachen zeigen, bey gebildeten juristischen Behörden vorauszusetzen sind. Hier müssen die Gerichtsacten an die Universitäten, zur Begutachtung von der gerichtsärztlichen, psychologischen, aber nur nicht an eine frömmelnde mystische Facultät eingesandt werden.

Diese kurze Anzeige genüge zur Beurtheilung eines Criminalfalls, über den nicht mit so leichter Feder das „*Schuldig*" zu sprechen ist.

G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1832.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Brönner: *Kosmorama.* Eine Reihe von Studien zur Orientirung in Natur, Geschichte, Staat, Philosophie und Religion, von *Friedr. Wilh. Carové*, Dr. philos., Licencié en droit [warum nicht: Licentiaten der Rechte?] und Ehrenmitglied (e) der naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt am Main. 1831. XXIII u. 366 S. gr. 8. (1 Rthlr. 9 gr.)

Seine eigenen oder Anderer *Ansichten*, wie sie durch die Welt in ihm geweckt worden, und sich in seinem Geiste neu geordnet haben, wollte der geistreiche und vielseitig gebildete Vf., der Vorrede zufolge, in diesen 12 Aufsätzen mittheilen. Als blosse *Studien* wünscht er diese Aufsätze betrachtet, in denen noch keine völlig abgeschlossene Ueberzeugung dargelegt werde, sondern die den Leser selbst wieder zu Studien veranlassen möchten. Im Uebrigen will er seine Arbeit den Ereignissen der Natur zur Seite zu stellen sich nicht erdreusten. „Die Natur (sagt er) wirke *immer* und *überall* (?) mit so unverbrüchlicher Sicherheit, mit so allgegenwärtiger Meisterschaft, und in so durchgreifender Zweckmäsigkeit, dass nur ein vollendeter Künstler seine Werke an die ihrigen anreihen dürfte, — — indem er, wie die Natursele, alles Fremde und Zufällige von seiner Wirksamkeit entfernt zu halten vermöchte.“ (Gab und giebt es aber nicht auch nur halb gelungene oder durch widerstreitende Einflüsse gestörte, entstellte Erzeugnisse der Natur, keine Missbildungen?) Ferner erklärt der Vf. in der Vorrede mehrere Behauptungen in seinen Aufsätzen vorläufig selbst nur für *Hypothesen*. Diejenigen im lesenden Publicum aber, welche da, wo sie die Namen *Jac. Böhme*, *Tauler*, oder anderer Geistesverwandten mit Hochachtung angeführt finden, sogleich einen verderblichen *Mysticismus* wittern, bittet er, sein Buch ungelesen zu lassen; nicht minder die, welche der Vernunft eine *unbedingte* Schranke setzen, oder an irgend eine Autorität gefesselt sind. Er selbst glaubt um der blossen Ueberlieferung willen an keine Lehre, die er nicht zugleich durch Vernunft und Gefühl für wahr zu halten genöthigt ist. Er nimmt z. B. die Glaubenssätze von stellvertretender Genugthuung und ewiger Verdammniss nicht an, da sie mit dem gewissesten Begriffe von der Gerechtigkeit und mit den erhabensten Ideen der Liebe Gottes im schneidendsten Widerspruche stehen (S. XII). Er hält *Rationalismus* und *Mysticismus* (sowie er beide S. XIII und XIV treffend erklärt) nicht nur für vereinbar, sondern selbst für untrennbare Momente der Einen lebendigen Wahrheit oder des Einen wahren Lebens des inneren Menschen. „Das ausschliessliche Vertiefen in das *Gefühl* aber (setzt er in Bezug auf den einseitigen Mystiker S. XVI hinzu) führt leicht zur unvernünftigen Schwärmerey, wie die ausschliessliche, die Stimme des Gefühls überhörende Geistesthätigkeit leicht in Sophistik und Formalismus ausartet. Das *Supremat* aber gehört der *Vernunft*, weil sie selbst es ist, welche die Nothwendigkeit erkennt und ausspricht, mit dem Gefühle einig zu bleiben, aus welchem Alles hervor-, in welches Alles zurückgeht. Sie ist Auge, Ohr und Mund des Gefühls; denn ohne sie wäre dasselbe blind, taub und stumm. Das Gefühl ist aber gleichsam das Herz der Vernunft; denn diese wird vom Gefühle belebt, und bringt ihm dagegen das Verarbeitete zurück, um in Einigkeit mit ihm das Erworbene zu geniessen.“ Gern setzten wir noch den Schluss der lesenswerthen Vorrede her, welcher der Wahrheitsliebe des Vfs. ganz zur Ehre gereicht, wenn wir länger säumen dürften, die einzelnen Abhandlungen anzuzeigen.

I. *Die Natur und ihre Formen* (1817 zu Heidelberg geschrieben). Ein geistreicher, wenn wir so sagen dürfen, poetisch-philosophisch-religiöser Aufsatz, der aber keinen Auszug erlaubt. „Gott ist die *Liebe* und das *Leben* und der *Geist*“, ist das Thema, welches zuerst in Beziehung auf die Schöpfung nach Aussprüchen der heiligen Urkunden und begeisterter Mystiker durchgeführt wird. Wir führen Einiges daraus an. „Was zuweilen noch die *Hölle* genannt wird (heisst es hier gelegentlich S. 6), das ist bloss die Nacht, durch deren Ueberwindung das Licht und der Tag zur höchsten Verherrlichung kommt; das ist weder hier, noch ist es dort, sondern nur in dem Wesen, dem Gott den freyen Willen gegeben hat, und das sich von Gott, von der Liebe entfernt, und allein auf sich selbst und dem Irrthum beharren will. In diesem Wesen kann Hölle seyn, d. h. die Entbehrung des Himmels, der ewigen Wahrheit, der seligen Liebe; und diese Entbehrung ist eine Qual, und dieser Schmerz wird immer bitterer und schärfer, je mehr sich das Wesen von der Liebe scheidet, damit es denn endlich genöthigt wird, von sich selbst abzulassen, und sich wieder seinem Vater zu ergeben, der mit Freuden den verlornen Sohn in die liebenden Arme schliesst.“ (Auf fast ähnliche Weise hat sich auch *Fichte* geäussert.) Dass aber in Wahrheit Ein Geist,

Eine Liebe das Weltall durchdringt, und alle einzelnen, auch noch ſo verſchiedenen Klänge in einen einzigen göttlichen Weltchoral zuſammenflieſsen, dieſs erkennen wir nicht nur als nothwendig in der Wiſſenſchaft, ſondern wir fühlen es auch in den höchſten und heiligſten Momenten unſeres Daſeyns.“ Dieſs zeigt der Vf. in ſehr ſchönen Schilderungen der bezaubernden Landſchaftsſcenen und der erwachten Liebe und Freundſchaft. Nach den Ideen jener Naturphiloſophie, welche, wie es ſcheint, den gegenwärtigen Abhandlungen zur Grundlage dienen, wird der Leſer durch Analogieen, Parallelen, oft ſymboliſch oder allegoriſch, in höhere Regionen geführt, wo er einen helleren Blick in die erhabene Einheit und Ordnung des Weltalls werfen kann. Dazu weiſs der Vf. auf eine geniale Art Betrachtungen aus der Aſtronomie, der Pflanzenkunde, der Erdbeſchreibung, der Phyſiologie (im gewöhnlichen Sinn) zu benutzen. Aber dieſs Alles läſst ſich in keinen Auszug drängen. Wir bemerken nur, daſs die Philoſophie des Prof. *Hegel* (welchem das Buch gewidmet iſt) hier vielleicht Manchem zugänglicher und verſtändlicher werden dürfte, als auſserdem; denn, wie es ſcheint, iſt Hr. *C.* durch die Ideen jenes Philoſophen oft geleitet worden. Zum Schluſſe noch eine Frage. Wozu ſoll es dienen, ſtreitige und oft beſtrittene Geheimniſslehren einer, noch durch keine unbefangene hiſtoriſch-kritiſche Bibelforſchung geläuterten Dogmatik, wie die Dreyeinigkeitslehre, in die Metaphyſik überzutragen, oder ihnen gleichſam ein philoſophiſches Gewand zu geben? Weder die Religion, noch die Philoſophie dürfte dadurch gewinnen, daſs man ſo der einen durch die andere zu Hülfe zu kommen ſucht. Wir beziehen uns hier beſonders auf S. 7, und führen die ſonſt geiſtvolle Stelle an, die zugleich als eine Probe der Manier des Vfs. dienen kann. „Wollen wir aber, was in der Wahrheit nur Eines iſt, zu unſerem Verſtändniſs unterſcheiden —, dann mögen wir die Gottheit in ihrer verborgenen Fülle, in ihrer geheimen Ewigkeit und als ewig ſchaffend — Gott den *Vater* nennen; die lebendige, ſchöne und aufſtrebende Schöpfung, das geſprochene *Wort*, den ewigen *Sohn*; aber die Liebe, die dem Sohne den Vater offenbart, die ewig den Sohn zu dem Vater zurückführt, das göttliche Wort gleichſam wieder einſpricht, die alle freyen, verklärten Geiſter in ewiger Seligkeit vereinigt, dieſe Liebe, die zugleich die wahre Freyheit iſt, dieſe mögen wir den *heiligen Geiſt* nennen, — alſo jedoch, daſs, wie die Farben im reinen Lichte, wie die drey Grundtöne im Dreyklange ungeſchieden und unſchiedlich ſind, auf ähnliche Weiſe Gott, der wahrhafte, unendliche, — nicht bildlich darzuſtellen ſey in einem ruhenden Dreyeck; ſondern vielmehr als dieſes, das ewig in einen Kreis verflieſse, der Alles umfaſſe und ſich ewig um ſich ſelbſt hin bewege im reinen Lichte ſeines Weſens, im reinen vollen Wohlklange ſeines ewig forttönenden Sprechens, in der ſeligen Fülle ſeiner ewig neu hervorquellenden und ewig in ſich ſelbſt zurückſtrömenden Liebe.“ (Man vergl. hiemit IV. S. 11.)

No. II. 1) *Die Formen des Geiſtes und ſeiner perſönlichen Entwickelung*, und 2) *die Lebensſphären des Menſchen* (geſchrieben zu Heidelberg 1820). Nicht auf dem ſtrengwiſſenſchaftlichen, ſondern auf dem ſo zu ſagen äſthetiſchen Wege, der unmittelbar auf Anſchauung und Einſicht ausgeht, d. h. durch unmittelbares Auffaſſen des Gegenſtandes, durch reflectirendes Vergleichen, durch Analogie und Induction, verſucht der Vf. den menſchlichen Geiſt in den Hauptmomenten ſeines Weſens, ſowie in den Grundformen und höchſten Zwecken ſeines Strebens, zur Anſchauung zu bringen. Im Gegenſatze gegen die Dinge der Auſsenwelt, gegen das Selbſtloſe und Unſelbſtſtändige wird hier der Geiſt in ſeiner Innerlichkeit, ſeiner Selbſtbeziehung, ſeiner Freyheit u. ſ. f. dargeſtellt, und dann die Pflanze in ihrer Selbſtgeſtaltung, Selbſtverklärung und Selbſtvermehrung als ein Gleichniſs unſeres eigenen Lebens aufgezeigt. Allein dieſe nur von S. 39 bis 52 reichende Abhandlung, welche oft ſelbſt nur Andeutungen enthält, würde durch jeden Auszug verlieren. Sie iſt durch Scharfſinn und geiſtvolle Anſichten ausgezeichnet, und kann wenigſtens über manche Unterſuchungen der neueren und der neueſten Philoſophie Licht verbreiten. Ueberall aber belebt das Sittliche und Religiöſe die Ausſprüche des Verfaſſers. Nur eine Stelle führen wir noch an, wo in ſcharfen Gegenſätzen der Unterſchied zwiſchen dem Geiſte und dem bloſs Natürlichen (den Dingen), ſelbſt mit Benutzung gewiſſer ähnlicher Wörter unſerer Sprache (mithin unüberſetzbar in einer anderen), geſchildert wird. S. 42: „Der Geiſt *verändert* ſich nicht, ſondern erweitert ſich nur, oder richtiger entwickelt und begreift ſich ſelbſt; er ſetzt ſich in dem Anderen fort, er erhält ſich in dem Eingehen in das Andere; er entſteht nicht, ſondern *verſteht* ſich und das Andere, und vergehet nicht, ſondern *ergehet* ſich nur in ſeinem Eigenthum. Wie das Natürliche bey jeder Bewegung ſich *verliert*, ſo *findet* und *empfindet* ſich vielmehr der Geiſt in jedem Wechſel, er findet ſich und das Andere wieder; und als das *Seyn*, was (das) mit ſich ſelbſt zuſammengeht, wurde er mit Recht der *Ge = iſtete (?!)* genannt, und ſo als das Beharrliche, Sichgegenwärtige, Anweſende, Selbſtſtändige über das Natürliche erhoben; — er iſt *Selbſtbeſtand.*“ (Doch wohl zu viel Worte über einen bekannten philoſophiſchen Begriff.)

III. *Urſprung und Verbreitung des Menſchengeſchlechts.* (Fragment. Geſchrieben zu Frankfurt a. M. 1822. S. 56—72.) Da *jetzt* die Menſchenarten ſtreng geſchieden und befeſtigt ſind, die nach Tradition und Vernunft von Einem Menſchenpaare ſtammen: ſo kann man (nach des Vfs. Meinung) füglich und aller Analogie nach eine *erſte* (mythiſche) *ſchöpferiſche* Epoche vorausſetzen, welcher eine *zweyte* (traditionelle) *artenbildende* folgte, worauf erſt die *dritte* (geſchichtliche) *individualiſirende* folgte, die aber, ihrer eigenthümlichen Beſtimmung nach, ſchon ſeit Chriſti Geburt aufhörte, und überging in die *vierte* (vorletzte), zur *Gattung zurück- und hinaufbildende*, da nämlich äuſserlich die Herrſchaft des Allgemeinen (des Rechtes und der allgemeinen Verpflichtung, der Liebe —) begann, in Europa durch die Römer, Germanen, Araber, Mongolen, und den Welthandel, in America und Africa durch die Europäer fortgeführt wurde, um die bevorſtehende *fünfte Epoche des Reiches* der zugleich

unendlich individualisirten, und dennoch höchst einträchtigen Menschengattung, als des verheissenen Reiches *Gottes* auf Erden, vorzubereiten. Diesem gemäss entwickelt nun der Vf. seine Ideen und Ansichten zunächst am Leitfaden der Mosaischen Urkunden, mit Rücksicht auf ältere und neuere Sprach- und Länder-Kunde, in kurzen Andeutungen sehr interessant.

IV. *Hierarchie der Pflichten und Gemeinwesen.* (Ursprünglich zu Paris 1827 französisch geschrieben, und 1830 zu Frankfurt deutsch übersetzt.) Unter dieser befremdlichen Aufschrift (da wir mit dem Wort *Hierarchie* den widrigen Begriff von Priesterherrschaft zu verbinden geneigt sind) ist nichts, als eine religiöse Ansicht und Ableitung unserer Pflichten gegen Gott, und in den engeren und weiteren, besonderen und allgemeineren Verhältnissen zu unseren Mitmenschen, zu verstehen. Dieser Aufsatz enthält viel des Trefflichen und Erhebenden, und ist mit zunehmender Begeisterung geschrieben, ohne doch der ruhigen Ausführung zu entbehren. Auch der Stil, der anfangs ans Französische zu erinnern scheint, wird weiterhin natürlicher und fliessender. Die Eintheilung ist folgende: I. *Religion — Schuldigkeit gegen Gott.* „Der erste Mensch war Nichts durch sich selbst (heisst es zu Anfange); was er nun war, was er künftig vermochte, *schuldete* [besser: *verdankte*] er seinem Schöpfer.“ Ehrfurchtsvolle Dankbarkeit gegen Gott ist (nach dem Verfasser) die Grundlage aller unserer Pflichten; Religion die tiefste und einzige Grundlage der Lehre der Willensbestimmungen. II. *Familien- oder Natur-Pflichten.* 1) *Gattenpflicht.* 2) *Eltern- und Kindes-Pflicht.* 3) *Geschwisterliche Pflicht.* Gern theilten wir Proben aus den, mit den feinsten Zügen entworfenen Gemälden des religiös-sittlichen häuslichen Berufskreises mit, wenn wir nicht zu viel abschreiben müssten. III. *Gesellschafts- oder Rechts-Pflichten.* 1) *Patriarchalisches Gemeinwesen.* „In der Familie (S. 89) ist die Gerechtigkeit noch der natürlichen Liebe untergeordnet; im Patriarchat ordnet diese sich der Gerechtigkeit unter. Der Familienvater ist der Abgeordnete der göttlichen Vorsehung für die Kinder; der Patriarch vertritt die Vorsehung für ganze Familien.“ 2) *Nothstaat.* Die Vermehrung und Vergrösserung der Stämme treibt zu Ansiedelungen, und führt am Ende zu Kriegen und gewaltsamen Unterwerfungen, woraus das entsteht, was als durch Nöthigung oder Noth gebildetes Gemeinwesen Nothstaat heissen kann. 3) *Freystaat.* Er entsteht durch den Triumph der rechtlichen Freyheit. Was im Patriarchat der natürliche Trieb hervorgebracht, wird nun von der selbstbewussten Vernunft in die Wirklichkeit eingeführt. Die Vernunft aber ist dem Vf. nichts Anderes, als das Bewusstseyn der göttlichen, Alles ordnenden und schöngestaltenden Liebe; das durch Unterscheidung Vereinigende; das denkende, selbst wirksame Ebenbild Gottes (S. 93. 94). IV. *Menschheitliche Pflichten.* 1) *Völkerbünde.* 2) *Welttheilsbündnisse.* Nur eine, bezeichnende Stelle heben wir aus. „Schon sehen wir, im Geiste, Europas Völker sich verbinden, um in anderen Welttheilen Colonieen zu gründen, um die Völker derselben zu der Bildungsstufe zu erheben, deren wir uns bereits erfreuen. Nicht mehr werden dann blosse Glaubensprediger mit leeren, noch weniger goldgierige Römlinge mit gewaffneten Händen hinausgesendet; nicht mehr wird den Völkern eine, ihrer Bildung völlig fremde, und nothwendig fremd bleibende, Lehre angeboten, eine Lehre, die, in ihrer bisherigen Gestaltung, sich nicht mit der vollständigen freyen Entwicklung der Menschheit verträgt; — sondern auf alle Bedürfnisse der, in Bildung zurückgebliebenen, Völker wird Rücksicht genommen, und ihnen in allen Hinsichten Mehr und Besseres geboten werden, als sie bereits besitzen.... Jedes Volk empfängt seine *Magna Charta*.... Seine Weisen müssen das Gesetzbuch verfassen, bevor alles Volk damit vertraut werden kann. So hat auch, in höherer Sphäre, die Menschheit durch *Christus* ihre *Magna Charta* der Befreyung erhalten u. s. w. (S. 98. 99). 3) *Der Menschheitsbund.* Dieser ist nichts Anderes, als das von Christus verheissene, von allen Guten täglich erbetene, und von den Besten aller Zeiten heiss ersehnte und erstrebte *Reich Gottes*, in welchem sein Wille nicht bloss geschehen, sondern auch mit Bewusstseyn wird vollbracht werden, „wie in den Himmeln, also auch auf Erden.“

V. *Hierarchie der Gemeinwesen* (1830). Dieser nur fünfthalb Seiten einnehmende Aufsatz ist dem vorhergehenden nahe verwandt, aber in seiner Kürze bey seinem Ideenreichthum keines Auszugs fähig. Nur Einiges sey hier angedeutet. Von Dreyerley hängt der gesicherte Bestand des Staates ab, von *Religion*, *Wissenschaft* und *Gymnastik*, von Herzens-, Geistes- und Körper-Bildung, und deren möglichst grosser Ausbreitung, sowohl im Staate selbst, als ausserhalb desselben, damit nöthigenfalls auch andere Staaten ihm Hülfe leisten, indem sie, wenn er bedroht ist, ihre eigene Existenz bedroht fühlen. *Kirche*, *Universität* und *Gymnasium* beruhen auf dem Gesammtleben der Menschheit .... Nicht bloss, dass dieser oder jener einzelne Mensch sey, ist der Wille Gottes; sondern noch vielmehr, dass Familien seyen, als Geburtsstätten und Lebenskreise für eine höhere Liebe und grössere Freyheit, als die des Einzelnen für sich genommen.“

VI. *Die Formen der Autorität in der Geschichte.* (Geschr. z. Frankfurt am Main 1823.) Diese mit viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit, doch etwas dunkel geschriebene Abhandlung zerfällt in mehrere Abschnitte und Paragraphen. Schon der Anfang des 1 §.: *Ursprüngliche Autorität* überschrieben, erschien uns dunkel. „Ein Mangel, ein Bedürfniss einerseits, Vermögen und Absicht, demselben abzuhelfen anderseits (andererseits), — sind die formellen Elemente alles positiven Geschehens. Das dem Einen Mangelnde, dem Anderen gleichsam Ueberfliessende — kann man als den materiellen oder sachlichen Beruf bezeichnen. Die Neigung und Absicht zur Abhülfe als den inneren, — die bestimmte Stellung jenem Bedürfnisse gegenüber, — als den äusseren Beruf. Wo diese drey Elemente zusammentreffen, entsteht eine ursprüngliche Autorität.“ Rec. gesteht, nicht einzusehen, wie der Vf. so schnell auf diesen Begriff kommt. Er seinerseits würde auf eine populäre Art ungefähr folgendermassen den Begriff Autorität zu erklären versucht haben. Subjectiv genommen, ist sie ein vorzügliches Ansehen oder

Gewicht, welches wir gewissen Aussprüchen und Ansprüchen (Lehren und Foderungen) und Maßregeln um ihrer Quelle willen, doch mehr aus dunkelm Gefühl, als aus deutlich erkannten Gründen beylegen, so daß wir unser Fürwahrhalten (Meinung und Glauben) und unser Verhalten dadurch bestimmen lassen. Objectiv aber ist sie das Uebergewicht, welches ein geistiges Wesen, oder mehrere in Gemeinschaft, im Verhältniß zum Verstande und Willen Anderer besitzen, um bey denselben ihre Mittheilungen, Anordnungen, Gesetze u. d. gl. geltend zu machen, d. h. ihr Erkenntnißvermögen zur Annahme gewisser Gedanken, und ihren Willen zu einem gewissen Verhalten oder Verfahren zu bestimmen. Der Vf. führt aber sogleich zur göttlichen Autorität. Er spricht dann von der Herkommens-Autorität, von der gesetzten, der explicirten, der gerechtfertigten, der instrumentalen, der garantirenden, der progressiven, der consolidirten oder organisch-progressiven Autorität. Man findet hier manche unerwartete treffende Bemerkung, z. B. die Rüge der vermeinten Weisheit einer gewissen Partey (S. 134), die sich in der Behauptung ausspricht: „daß jedes Abgehen vom Bestehenden auch ein Vergehen, — jedes Zerbrechen einer, eine Zeitlang geduldeten, Fessel, und wäre sie auch mit Unrecht angelegt, oder die Prüfungszeit vorbey, — doch ein Verbrechen sey; — kurz: die Form, oder das Instrument der Allgemeinheit, sey das Absolute, der Inhalt und das Selbst sey Nichts.“ Wir empfehlen übrigens diese, auch in Bezug auf neuere Begebenheiten höchst interessante Abhandlung allen denkenden Männern von praktischem Sinn für wahre Aufklärung und Veredlung der Menschheit zur Beherzigung.

VII. *Ueber die Stellung des Vernunftrechtes im System der Philosophie und seine Bedeutung für die Gegenwart,* (1820 zu Berlin.) Aus der „neuen Berliner Monatsschrift für Philosophie, Literatur und Kunst“ 2 Heft. 1821. — Nachdem der Vf. den Rechtszustand der ältesten Welt in den Theokratieen und unter den Priesterherrschaften Asiens charakterisirt hat, würdigt er mit philosophischem Geist und historischer Einsicht insbesondere die Rechtsverhältnisse der Griechen, namentlich in dem bekannten Gegensatze zwischen Athen und Sparta, und im Hinblick auf Platon und Aristoteles. Dann beurtheilt er die noch durch Aberglauben sehr gehemmte Entwickelung reinerer Rechtsideen bey den Römern, unter denen Cicero's Aussprüche ohne merklichen Einfluß bloß die Lehren griechischer Weisheit wiederholten, bis endlich durch das Christenthum eine weitere Ausbildung jener Ideen vorbereitet wurde; obgleich mehr als tausend Jahre hindurch das Reich der förmlichen Autorität, des Herkommens und der Fürstengewalt in den rechtlichen und anderen Verhältnissen des Lebens noch fortdauerte, bis endlich durch den Druck weltlicher Herrschaft die Vernunft lebhafter zum Anbau ihres Rechtsgebietes angeregt zu werden schien. Nun traten *Grotius* und *Hobbes* auf, und erwarben sich um das Naturrecht unleugbare Verdienste. Doch mangelten demselben noch Principien, welche nur Philosophie gewähren konnte, und was *Claproth,* *Schmauß*, *Wolff*, *Achenwall* u. A. im Anfang des 18 Jahrhunderts hierin leisteten, konnte noch keinesweges genügen. *Montesquieu* und *Rousseau* gewannen zwar in Frankreich auf dem Gebiete der Rechts- und Staats-Lehre keinen unbedeutenden Einfluß; aber Sittenverderb und politischer Druck führten die französische Revolution mit ihren bekannten Folgen herbey, und nur in Deutschland konnte am Ende das Naturrecht seine wissenschaftliche Begründung und Ausbildung finden. *Kant* und *Fichte* waren die Philosophen, denen man dieß zunächst verdankte. Indeß blieb das Naturrecht noch immer dem öffentlichen Leben fremd. Aber „erst (so macht der Vf., dessen Gedanken wir nur im flüchtigen Umriß andeuteten, S. 153 den Uebergang) „als die Philosophie (oder die Wissenschaft κατ' ἐξοχήν) nicht mehr bey der bloßen Foderung oder dem Streben: Alles zu umfassen, und als ein in sich selbst kreisendes, ewiges Leben darzustellen, — stehen blieb, sondern diese Foderung in der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften von *Hegel* im Allgemeinen verwirklichte, — erst damit erreichte auch das Naturrecht seinen wahrhaften Standpunct, wie seine allein wahre Begründung.“ Der Vf. wirft weiterhin noch einen allgemeinen Blick auf die Haupt- und Grund-Momente der Geschichte, in Bezug auf die wesentlichsten Glaubens-, Kunst- und Rechts-Formen. Wir deuten den Ideengang ganz kurz an. *Orient.* Urnacht des ersten Glaubens. Religion der Weltseele. Somnambulistischer Zustand der Menschheit (S. 158. 159). — *Griechen.* Vielheit der Göttergestalten. Religion des endlichen Bewußtseyns. — *Christenthum.* Religion der Liebe und des Geistes. Standpunct der Idee für die Religion (S. 160. 161). — *Die Kunst* in ihrer welthistorischen Entwickelung. Orient. Selbstständige Kunstwerke in Aegypten. Griechische Kunst. Die Peterskirche zu Rom (S. 162). „Sie hat nicht die Selbstbedeutsamkeit, welche die ältesten Bauwerke zu eigentlich welthistorischen Kunstgebilden erhob.“ — Bildhauerey bey den Griechen. Malerey (S. 163. 164). — Tonkunst. Hier sagt der Vf. S. 165 schön und wahr: „Sollen wir aber auch hier den Culminationspunct der Kunst, auf welchem Himmel und Erde, Wesen und Form, in den Silberblick Einer unendlichen Schöpfung zusammengeflossen, näher bestimmen, so dürfen wir mit freudigem Stolze, aber nach innigster Empfindung, den *Messias* des deutschen *Händel* als unübertreffliche Tondichtung, als Vollendung dieser Kunstsphäre bezeichnen.“ — Poesie (S. 166). „Es möchte sich auch hier nachweisen lassen, daß selbst in *ihrem* Pantheon der Kreis göttlicher Sänger von *Wyasa* und *Walmiki*, *Homer* und *Dante* bis auf *Shakespear* und *Goethe*, in jedem Tone ihrer Leyer bereits geschlossen und vollzählig sey, und daß die urschaffende Poesie *selbst* in ihren Anfang zurückgegangen sey, indem der größte Dichter des allgemeinsten und tiefgemüthlichsten Volkes, nachdem er alle früheren und seine eigenen Kunstentwicklungsstufen, sie verklärend, wiedergeboren, zuletzt im westöstlichen Divan, wie der König in Thule, den Becher des Lebens in die Urtiefe versenkt, aus welcher zuerst sich alle blühenden Eilande erhoben hatten!“

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1832.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Brönner: *Kosmorama.* Eine Reihe von Studien zur Orientirung in Natur, Geschichte, Staat, Philosophie und Religion, von *Friedr. Wilh. Carové* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. kehrt hierauf zur Uebersicht der geschichtlichen Ausbildung des wirklichen Rechtes überhaupt zurück, und zeigt, dass bey den Griechen, und noch lange bey den Römern, nur der Bürger, aber nicht der Mensch als solcher frey war; dass bey den alten Völkern das Gemeinwesen die unbedingte Macht über den Bürger vorstellte, der Einzelne gegen das Allgemeine rechtlos war. Die wahre wechselseitige Beziehung des Bürgers zum Staate zu verwirklichen, oder vernünftig-freye Staaten zu bilden, ist noch die Aufgabe der höheren Kunst der neuesten Zeit. Derselbe Fortgang und dieselbe Unvollkommenheit zeigt sich auch im Verhältnis der Völker gegen einander. Aber Fortschritte geschehen, und man sucht sich dem Ziele der Vernunft zu nähern. „Die wissenschaftliche Ausarbeitung des Naturrechts, das Studium und die Ausführung des so Erkannten ist (nach dem Vf.) eine der höchsten Aufgaben, um deren Lösung sich die Gegenwart ihrem innersten Wesen, ihrer weltgeschichtlichen Bestimmung nach bewegt" (S. 171).

VIII. *Ueber die Bedeutung des Wortes Philosophie, von den ältesten bis auf die neueren Zeiten.* (1819). Aus dem „Deutschen Museum", herausgegeben von *E. Münch* (2ter Jahrg. 2tes und 3tes H. 1824). Diese gedankenreiche und gelehrte Abhandlung (in 17 Abschnitten von S. 175 bis 242) ist mit tiefem Blick in die Entwickelung des menschlichen Geistes, und mit freyer unbefangener Ansicht der Geschichte geschrieben, und wird dem Philosophen, wie dem Theologen und dem Freunde wissenschaftlicher und historischer Nachforschungen und Vergleichungen, so anziehend wie belehrend seyn. Die vielen untergesetzten Citate aus älteren und neueren Schriften dienen oft zu angenehm überraschenden Belegen, und zeugen von dem Fleisse und der Belesenheit des Verfassers. Indess geht die Ausführung nur bis auf *Hugo Grotius* und *J. Bruno*; denn der Vf. glaubt mit Angabe der Hauptmomente der wissenschaftlichen Uebergangszeit, welche zugleich die ersten Lebenspuncte aller weiteren Entwickelung bis auf den heutigen Tag bezeichnen, die Keime der neueren Zeit in allgemeinen Zügen angedeutet zu haben, da alles Weitere bis auf die neueste Zeit hin nur als bestimmtere Entwickelung dieser Lebenspuncte zu betrachten sey.

IX. *Ueber den Standpunct der Philosophie und die Bedeutung ihres Studiums in gegenwärtiger Zeit* (zu Breslau geschrieben 1819). Aus der „neuen Berliner Monatschrift für Philosophie, Literatur und Kunst," 2 Heft, 1821. In äusserster Abstraction gefasst, wurde (nach dem Vf.) zu jeglicher Zeit unter Philosophie die Erfassung des Universums durch den Gedanken verstanden. Aber auf jeder Entwickelungsstufe der Menschheit erhielt die Philosophie auch einen anderen Begriff. Die Aufgabe der Geschichte der Philosophie ist, die Urform aller vernünftigen Entwickelung in der Zeitfolge aller scheinbar verschiedenen Philosophieen aufzuzeigen. Der Vf. betrachtet nun die geschichtliche Entwickelung der Philosophie erst nach ihrem Inhalt und Umfang, dann nach ihrer Form oder Erfassungsweise. Die Philosophie der alten Zeit begann mit der äusseren Natur, schritt zur geistigen des Menschen fort, und gelangte in der Neuplatonischen zur *formellen* Erfassung des Absoluten. Durch das Christenthum (so verstehen wir S. 248 „die lautere Offenbarung göttlichen Wesens") ward die Philosophie mehr auf die Geschichte, die empfangene Lehre und das Jenseits hingelenkt. Die Philosophie der neueren Zeit nahm nun Alles in sich auf, was die äussere Natur und die geistige Welt, das Gebiet des Glaubens und Wissens, der Kunst und der Geschichte darbot, wo denn „die Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften von *Hegel* in dieser Beziehung den Höhepunct der neueren Philosophie bezeichnet" (S. 248). „So sehen wir denn (fährt der Vf. S. 250 fort) in der *neuen* Zeit den Geist sich in den verschiedensten Formen versuchen, und die weitläuftigsten Erörterungen über dieselben verfassen, bis der tiefe Denker, dessen bereits Erwähnung geschehen, auch, und besonders in dieser Hinsicht, die Aufgabe der neuen Zeit ihrer Lösung auf geniale Weise entgegengeführt hat." Wie diess geschehen, sucht der Vf. in Bezug auf subjectiven Idealismus, auf empirischen Realismus, auf Skepticismus und dogmatische Naturphilosophie näher zu bestimmen; scharfsinnige Erörterungen, die wir aber hier nicht verfolgen können. Mit einem ungünstigen Seitenblick auf *G. E. Schulze's* Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften (Göttingen, 1818) wird S. 253 *J. G. von Bergers* Schrift: *Allgemeine Grundzüge zur*

Wissenschaft (1 Th. Altona, 1817) erhoben, und *Hegels* Definition der Philosophie, *als die Wissenschaft der Vernunft, insofern diese* (sich) *ihrer selbst als alles Seyns bewusst wird*, aufgestellt. Der Vf. selbst erklärt sie näher S. 255: „Natur, Geschichte und Gegenwart, Gemeinwesen, Kunst und Literatur im weitesten Sinne des Wortes, — Alles ist irgendwie Aeusserung oder Erinnerung des göttlichen Weltplanes. Aber *Philosophie*, ihrer wahren Bestimmung zufolge, ist die reinste und vollständigste Reconstruction der göttlichen Idee. Sie erforscht in Allem die Intention des göttlichen Urhebers; sie eröffnet die Bedeutung alles Vorhandenen für sich, und schöpft aus ihm und aus der, den Menschen eingebornen, lebendigen Idee die wahrhafte Bestimmung desselben; nur sie endlich vermag das Wissen zur Gewissheit, das Glauben zur Ueberzeugung zu erheben." Dann wird die Bedeutung der Philosophie für Erziehung, Heilkunde, Staatskunst und Theologie aufgezeigt. In Beziehung auf die *Aerzte* sagt der Vf. S. 256: „Manches zwar giebt ihnen der Augenschein und die Erfahrung; allein das Wichtigste, — den wahren Begriff des Lebens — und hiemit seines Gegentheils, — der Krankheit [man sollte glauben, des Todes; denn Krankheit setzt man der Gesundheit entgegen], sowie den wahren Begriff des Geistes und hiemit seines Andersseyns, der eigentlichen Verrücktheit, — kann nur die Philosophie ihnen darbieten .... Nur wenn der Organismus in seiner Lebendigkeit begriffen, nicht als Chemismus, oder gar als Mechanismus aufgefasst wird, nur dann wird der Arzt ein Ohr für die geheimsten Naturlaute, ein Auge für ihre räthselvollesten Züge erhalten." Schön und wahr ist S. 260 die allgemeine Lobrede auf die Philosophie (*ohne Beynamen*, möchten wir hinzusetzen,) wenn sie durch sich selbst überzeugend, obschon freylich nicht „Allen zugänglich" (wie der Vf. meint) ist. — *Gefühl* ist dem Vf. die unmittelbare oder unentwickelte Vernunft selbst. Wir heben, um den Geist dieser Abhandlung zu bezeichnen, nur noch Folgendes aus: „Wann war die Philosophie geeigneter, letzte Grundlage aller religiösen Lehren zu werden, als eben in der jetzigen Zeit, in welcher sie sich ausdrücklich und mit Bewusstseyn als einziges Ziel aufgesteckt hat, die Natur, die Menschen und die reine Gedanken-Welt in ihrem ganzen Umfange als eine Einzige und Einige *Offenbarung* und *Erinnerung* Gottes zu begreifen?" (S. 263.)

X. *Naturreligion und Offenbarung*. Fragment. (1824). Dieser, durch manche neue eigenthümliche Ideen und Ansichten ausgezeichnete Aufsatz lässt sich nicht wohl im Auszuge wiedergeben. Rec., der nicht Theolog ist, darf sich an keine Kritik der Versuche des scharfsinnigen Vfs. wagen, mehrere Artikel der supernaturalistischen Dogmatik zu rechtfertigen, und wünschte, vornehmlich von unserem ehrwürdigen D. *Paulus* (dessen reineren historisch-kritischen Erörterungen, besonders über die Messiasidee, er so viel Belehrung verdankt) manche der hier mitgetheilten Gedanken beleuchtet zu sehen. Die Abhandlung ist in verschiedene Abschnitte getheilt. 1) *Natürliche und geoffenbarte Religion*. Was man *natürliche* Religion nennen kann, ist entweder die der wilden, oder die der cultivirten Völker. Aber welche geoffenbarte entspringt nicht irgendwie aus der Natur des Menschen? Der *Altgläubige* meint an den Geheimnissen, die der menschliche Geist sich nicht aneignen, nur mit dem Munde bekennen kann, einen wirklichen Inhalt zu haben. Der *Naturreligiöse* hält leicht für Werk seines besonderen Denkens, was Frucht der ganzen, von ihm eingesogenen Gedankenwelt ist. 2) *Natur* und *Offenbarung*. Unterschied des Menschen vom Thiere durch Selbstbewusstseyn und Vernunftfähigkeit. Aber durch Bestimmung der specifischen Natur eines Geschöpfes ist dessen ganzes Wesen nicht erschöpft. Der Mensch greift durch seine Animalität in das Thierreich, das Thier durch sein Psychisches und eine Art Mentalität in das Menschenreich über. Die Menschheit wird auf *offenbare Weise* mit dem Reiche der *höheren Geister wirklich* in Beziehung gesetzt nur durch das *Hellsehen* (d. h. durch den Zustand, in welchem der Mensch über oder aus sich selbst hinausgehoben ist, und, ohne sein Selbst zu verlieren, zur Vernehmung desjenigen gelangt, was dieses Selbst im gewöhnlichen Zustande nicht wahrnehmen konnte), S. 269. 270. Kann der Mensch mittelst seiner bloss menschlichen Vermögen und Erfahrungen sich zur Gotteserkenntniss erheben? Sich selbst überlassene Menschen und Völker bleiben Thiermenschen, oder gerathen in den Zustand der Furcht; alle auf die Erhebung zu religiösen Ideen gehenden Ueberlieferungen weisen auf höhere Mittheilungen hin. Bezeugte sich Gott allein durch die äussere und die innere menschliche Natur, so konnte sich der Mensch keine höhere Idee von ihm bilden, als in beiden ausgedrückt ist, und er wurde des Qualitativ-Uebermenschlichen nicht gewiss. Wie weit ihn nun die *Erfahrung* im Religiösen führte, entwickelt der Vf. unter dieser Aufschrift interessant S. 273—276. Was dann unter den Abschnitten: 4) *Offenbarung*, 5) *Wunder*, und im *Nachtrage* noch folgt, überlassen wir denkenden Bibelforschern zur Prüfung.

XI. *Ueber Religion in alter und neuer Zeit.* I. *Grundriss der allgemeinen Religionsgeschichte.* II. *Gott und Mensch.* III. *Die alte Welt und das Mittelalter.* IV. *Die alte und die neue Zeit.* V. *Kirche und Kirchenglaube.* (1829. 1830 zu Frankfurt verfasst.) Auch in dieser Abhandlung (S. 289 bis 327) ist ein Schatz tiefgeschöpfter Bemerkungen, vortrefflicher und grösstentheils annehmenswürdiger Gedanken niedergelegt. Zunächst entwickelt der Vf. die Religion aus dem Zustande des noch ganz sinnlichen selbstischen Menschen (wobey das neue Wort, *Selbstischkeit*, wider alle Analogie unserer Sprache verstösst, und besser mit *Eigenliebe*, *Selbstsucht*, *Eigennützigkeit* u. dgl. zu vertauschen ist). Er zeigt, wie aus der Furcht Dank, aus der Dankbarkeit Ehrfurcht gegen den mächtigen und gütigen Gott erregt werde, und nach dem erwachten sittlichen Gefühl und Gewissen Abbitte und Abbüssung der Uebertretung der Gesetze, die der Heilige giebt, erfolgen, und die Thränen der Reue sich in Freudenthränen der Versöhnung verwandeln. Die Art des Verhältnisses Gottes zur Menschheit kann aus der *Geschichte* erkannt, aus dem *Leben* erfahren, aus *Analogieen* erschlossen werden (S. 296). Der Gott der ersten Menschenfamilie erscheint als ein wohlmeinender Fa-

milienvater; wird, da die Familie Stamm geworden, ein Gott der Stämme, Abrahams, Isaaks, Jakobs; endlich der Gott Israels, des erwählten Volks. Israel, die Griechen und Rom bildeten dann, herangewachsen, unbewufst den Lebensbaum, der zur Blüthe kommen sollte. Rom war der verholzte Stamm, die Griechen dessen grüne Belaubung, Israel der verborgene Lebenssaft und Gefäfsbau, welche sich zur Ausgeburt der Blüthe concentrirten. Israel hatte *Religion*, die Griechen hatten *Wissenschaft* und *Kunst*, Rom hatte *Rechtsverstand*. Aber die Einheit aller war gestört; alle litten durch Selbstsucht, Ungewissheit und Unversöhntheit. Da erschien das Christenthum. — Doch wir können dem Vf. in der nun folgenden schönen und geistreichen Entwickelung seiner Ansicht der Person Jesu und seiner Erscheinung in der Welt, sowie der nachmaligen Begebenheiten unter den Völkern und ihrer Glaubensmeinungen, nicht weiter folgen. Alles zeugt von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, und ist durch vielerley Citate erläutert. Sein Resultat ist am Ende: wie das Heidenthum auf seiner höchsten Stufe zum Ziel hatte: *Wissen, in Selbstgenüglichkeit Alles erkennend*, durch eigenen *Verstand*, — so war die Aufgabe des Christenthums: *Glaube*, in *Liebe thätig* durch den *heiligen Geist* (S. 309). Wir heben aus dem Uebrigen nur ein paar Stellen aus. S. 320: „Seitdem die Religionsurkunden durch den Buchdruck *verunzählichfacht* (ins Unzählige vervielfältigt) und vollends durch die Bibelgesellschaften in Aller Hände gebracht, seitdem Christus wieder in seiner ursprünglichen Klarheit in die Menschheit eingeführt, seitdem dann auch die Würde des Menschen, seine Bestimmung und das Wesen der Liebe und des Rechts, tiefer erkannt, und das letzte durch Verfassungen ein unerschütterliches Daseyn gewonnen, seitdem kann eine Kirche nur mehr der immer offene, freye Verein Derjenigen seyn, welche über gewisse grundsächliche Glaubensmeinungen einverstanden, sich zu gemeinsamer Gottesverehrung und etwa noch zur Theilnahme an bestimmten geistlichen Heilmitteln und Tröstungen vereinigt halten.“ S. 317. „Wie das Verständniss für die *Geschichte* der ganzen Menschheit eröffnet, und in allen ihren Fügungen die waltende Hand des freylassenden und freygebigen Gottes wahrgenommen wurde, so trat die Philosophie der gesammten Geschichte an die Stelle der beschränkten kirchlichen Offenbarung; immer reiner und beseligender wird der Gedanke an Gott, und in der Erkenntnifs der Allgegenwart und Allwirksamkeit des Vaters und der mit ihm einigen, reinsten Menschlichkeit und der *wirklichen Göttlichung* Christi, wird sowohl Gott als Jesus auf die höchste und würdigste Weise verherrlicht.“ Es ist zu bedauern, dafs der sonst schöne Stil des Vfs. bisweilen durch seltsame neugeschaffene Wörter entstellt wird. Was soll *Göttlichung* heissen? Wir haben kein Verbum *göttlichen*; allenfalls liefse sich *vergöttlichen*, sowie *vergöttern*, bilden. Soll es *Göttlichkeit* bedeuten? — denn die vielbestrittene *Gottheit* Christi wollte der Vf. schwerlich setzen. Auch würde hier statt *Christi* besser des *Sohnes* im Gegensatz des *Vaters* stehen. Eben so wenig möchte S. 323 „das geistige *Liebeleben*“ Beyfall finden; es sollte wenigstens *Liebesleben* heissen. *Darlebung* S. 332 ist doch wohl ein Druckfehler für *Darlegung*.

XII. *Die Hierarchie der Weltkörper*. (1830.) Von S. 329 bis 360. Warum für *Hierarchie* nicht bezeichnender und annehmlicher: die *hehren*, oder *heiligen*, oder *erhabenen* Verhältnisse oder Anordnungen der Weltkörper? — Der Vf. vergleicht zu Anfange die Entwickelung der Pflanze mit der Entwickelung des erkennenden Geistes; führt dann auf die Erzeugung der Bilder-, Gedanken- und Sprach-Welt in demselben, und auf das Wunder, dafs alle Geister aus einem ersten Menschenpaar hervorgegangen sind, diesem aber selbst ein bestimmtes Urwesen seinen Ursprung verdankt. Seine Ideen leiten ihn hierauf zu den Momenten einer Urgeschichte der Erdseele und von da zu den interessantesten astronomischen und religiösen Betrachtungen, die wir aber nicht einmal andeuten, viel weniger im Auszuge wiedergeben wollen, da sie hiedurch bey ihrer Tiefe und Reichhaltigkeit nur verlieren würden, und wir die uns vergönnten Grenzen unserer Anzeige vielleicht schon überschritten haben. Das *Schlusswort* (1820), bezeichnet: *Aeusserung, Erinnerung — Reliquat. Wissenschaft, Sehnsucht — Religion*, enthält auf ein paar Seiten einzelne, aber im Zusammenhang stehende philosophische Sätze, welche wir dem eigenen Ueberdenken empfehlen.

Hinsichtlich der Sprache des Vfs. ist schon einiges Befremdliche bemerkt. Dahin gehört: *volldenken, vollsprechen, eräufsern, veräufserlichen, verinnerlichen, erboren* (geboren), *begeisten, Gefühligkeit, verselbsten, zeitfestend, ursachen, Besonderung, willkührend, ungehorsamen* als Verbum, *Irdischkeit*, ein *Menschenschaft*. Einiges mag sich wohl durch Analogie vertheidigen lassen; das Meiste aber ist doch fremd und gesucht. S. 355. Z. 11 ist *den* für *der* zu lesen.

Das Werk ist auf vorzügliches Papier fein und correct gedruckt.

C. M.

QUEDLINBURG und LEIPZIG, b. Basse: *Preussische Vaterlandskunde*, oder *Geographie und Geschichte des preussischen Staates*. Ein Lehr- und Lese-Buch für preussische Schulen. Von *H. Kaiser* (in Langensalza). 1831. IV u. 106 S. 8. (10 gr.)

Uns sprach der glücklich gewählte Titel: *Vaterlandskunde* aus eben dem Grunde sehr an, den der Verfasser in seinem Vorworte für die Sache anführt; denn unstreitig ist die Vaterlandskunde nicht nur eine der wesentlichsten Geistesbedürfnisse, sondern auch der Urquell der Vaterlands- und Fürsten-Liebe.

Aber die erste Bedingung eines solchen Werkes ist Wahrheit und Erreichung des beabsichtigten Zweckes. Beides hat der Vf. leider gar sehr verfehlt. Er trägt dem jungen Preussen fast auf jeder Seite nur Unwahrheiten über sein Vaterland vor, und verfehlt daher gänzlich den Zweck, solches kennen und lieben zu lernen. Die Fehler, welche sich überall finden, sind so bedeutend, dafs deren Berichtigung wahrscheinlich mehr als 7½ Bogen (soviel beträgt das Buch selbst) einnehmen würde, und es bleibt eine auffallende Erscheinung, dafs dieses

Werkchen die vorschriftsmässige Censur des statistischen Büreau's in Berlin hat passiren können, da der Zweck derselben wohl nur darin bestehen kann, dass über die geographische Beschaffenheit des preussischen Staates nicht so grosse Unrichtigkeiten verbreitet werden, als hier geschieht.

Wir wollen dem Vf. nur *Einiges* zu seiner Belehrung hier mittheilen.

Die Zahlengrössen bey Flächeninhalt und Einwohnern mögen in Lehrbüchern dieser Art stets nur in runden Summen angegeben werden; denn endlich sind wir wohl so weit gediehen, dass wir recht gut wissen, wie fast alle statistischen Angaben nur annähernd seyn können. Aber andere Angaben sollten richtig und bestimmt seyn. Der preussische Staat besteht nicht aus 10, sondern nur aus 8 Provinzen, und das Fürstenthum Neuenburg gehört keinesweges zu dem *westlichen* Gebietstheile (Westphalen und Rheinpreussen). Der Berliner Stadtbezirk gehört zum Potsdamer Regierungsbezirke, und seine etwanige Selbstständigkeit hat nur gewisse *amtliche* Beziehungen. Sauerland ist *plattdeutsch* und heisst *Süderland*, welches der Westphälinger, der Suden statt Süden spricht, Suerland (Suderland) nennt. Die *Egge* heisst nicht Eggè, wie überall gesagt ist. *Der* Memel heisst nicht *die* Memel. Die *Weser entspringt* nirgends, sondern wird durch die Vereinigung der Werra und Fulda *gebildet*. *Fossa Eugeniana* ist *generis feminini*.

Eben so unrichtig sind *Verwaltung* und *Behörden* bezeichnet. — Was hat sich wohl der Vf. gedacht, wenn er S. 16 bey Berlin sagt: das Friedrichs-Waisenhaus, mit einer Kirche und *der königlichen Impfung* (*sic!*)? S. 17 soll die *neue Münze* in der Spandauer Vorstadt neue Münz*strasse* heissen. Der alte Lustgarten mit dem Dessauer existirt nicht mehr in früherer Form. S. 18 das Akademiegebäude (zum *Museum* bestimmt)?? Wenn die *Hauptstadt* so auffallend unrichtig beschrieben wird, so kann der Leser sich leicht denken, wie es mit den armen Provinzialstädten geht. S. 20 vereinigt sich die Havel mit der Elbe in Havelberg, statt bey dem Dorfe Quitzöbel eine Meile davon u. s. w.

Der Mangel eines bey jedem geographischen Werke unentbehrlichen *Namenverzeichnisses* muss ebenfalls gerügt, überhaupt aber jeder preussische Schüler vor dem Ankaufe dieses Werkchens gewarnt werden, da es den Leser nur irre machen muss, wenn z. B. noch vom Herzogthum Magdeburg, Altmark, Fürstenthum Quedlinburg, Erfurt u. s. w., Grafschaft Stollberg und Mannsfeld, *Stift* (?) Merseburg und Naumburg u. s. w., Bisthum (?) Münster u. s. w., Erzbisthum Trier, Pfalz, Fürstenthum (?) Köln, freyer Reichsstadt (?) Aachen, Reichsabtey (?) Malmedy u. s. w. die Rede ist.

Aehnliche Verstösse sind in dem zweyten (*geschichtlichen*) Haupttheile in gleicher Menge vorhanden. Longobarden sollen *Langbärte* heissen. Berlins Universität wurde 1810, nicht 1820 gestiftet, und hat 91 und nicht 54 Lehrer; Lobhudeleyen der Regenten gehören auch in kein geschichtliches Werk, das nur Thatsachen darzustellen hat.

Wir schliessen mit einem doppelten Wunsche. Möge es dem Verfasser gelingen, sich durch gründlicheres Studium zum Ausarbeiten besserer Werke vorzubereiten, und die Verlagshandlung, welche Papier und Druck ziemlich gut besorgt hat, ihr Betriebscapital zu gediegeneren Werken benutzen! Und möge dem trefflichen *Krug*, dessen Statistik (1805) nach unserem Dafürhalten noch nicht übertroffen worden ist, es gefallen, eine Geographie des preussischen Staates nach seinen bewährten Kenntnissen und mit Hülfe seiner amtlichen Quellen zu bearbeiten und herauszugeben! Wenn ein solches Werk in Staatsverlag genommen, und als Lehrbuch den Schulen empfohlen würde, so könnte auch den ärmeren Schülern die Benutzung desselben zum grossen Vortheil der Volksbildung erleichtert werden.

Fr. S. v. S.

Wien, b. Tendler: *Reliquienschatz der Christenheit*; das ist: Aufzeichnung der noch vorhandenen Reliquien der Heiligen und Martyrer beiderley Geschlechts, sowie heiliger, gottseliger und ehrwürdiger Personen (zusammen über 1000 an der Zahl). Mit Angabe ihrer Aufbewahrungsorte, geschichtlicher Nebenumstände und durch sie gewirkter Wunder. Nach den Namen alphabetisch geordnet. Ein Nachschlage- und Lese-Buch für wohlgeartete Christen, als auch für Freunde der Kirchen- und Profan-Geschichte. Zugleich Ergänzung der verschiedenen Legenden. Von *Franz Gräffer*. 1820. XII u. 200 S. 8. (16 gr.)

Wenn dieses Buch als eine Erläuterung der Heiligennamen, welche noch immer unsere Kalendertage bezeichnen, betrachtet werden könnte, so würde es alles Dankes werth seyn; dann müsste es aber freylich sich nicht bloss auf die Auffindung und Aufbewahrung der angeblichen Reliquien jener Heiligen beschränken, sondern ihr Leben, ihre Verdienste und die Ursachen der ihnen gewordenen Celebrität in bündiger Kürze darlegen. Allein der Vf. glaubt in allem Ernst an die Aechtheit jener Reliquien; sein Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, genau anzugeben, wohin sie ganz oder theilweise gebracht, wo sie aufbewahrt worden sind: wobey er auch, zwar nicht immer, aber doch zuweilen (wie z. B. bey der heiligen *Genovefa*, bey *Johann von Nepomuk* u. s. w.), mit gleichem Ernst die Wunder berichtet, welche jene Reliquien bewirkt haben. Ists möglich, dass solcher Glaube noch in unseren Zeiten gefunden wird? Der Vf. hat die zahlreichen Martyrologien und die *Acta Sanctorum* benutzt. Aber wie! Von *Jacob dem älteren* (25 Jul.) meldet er kurz: „Sein Leib ruht zu Compostell in Spanien." Aber warum hat er nicht die entgegengesetzten Meinungen von *Tillemont* u. s. w. beherzigt? Warum nicht die ausserordentlichen und eben darum unglaublichen Wahrzeichen aufgeführt, welche nach *Bolland* die Auffindung des heiligen Leichnams veranlassten? Der Vf. wünscht in der Vorrede, dass man ihm von solchen Ueberbleibseln der Heiligen, über welche er nichts Gewisses habe beybringen können, zuverlässigere Nachrichten mittheilen möge. Wenn sein Buch heutzutage noch ein Publicum findet, so wird es ihm ohne Zweifel auch an solchen Nachträgen nicht fehlen.

L. M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

THEOLOGIE.

Frankenhausen, b. dem Vf., und Erfurt, in Commiss. der Keyserschen Buchhdlg.: *Handbuch der Katechetik*, oder Anweisung, das Katechisiren auf eine sichere und gründliche Weise zu erlernen, von *Ernst Thierbach*, fürstl. Schwarzburg. Consist. Rath und Superint. zu Frankenhausen. *Erster Band*. 1822. XVI u. 464 S. *Zweyter Band*. 1823. XII u. 500 S. 8. (2 Rthlr.)

Der auf dem Gebiete der Katechetik rühmlich bekannte Vf. giebt in der Vorrede diese Schrift nur für einen *Versuch* aus, die katechetische Lehrart in einem deutlichen und bestimmten Abrisse nach allen ihren Theilen darzustellen. Wir glauben aber, dass das, was Hr. *Th.* einen blossen Versuch nennt, vielmehr ein seinem Wesen nach gelungenes Werk zu heissen verdiene, das nur noch in seiner äusseren Einrichtung Einiges zu wünschen übrig lasse. Dieses Wesen setzen wir in die Vollständigkeit, Richtigkeit und ausreichende Entwickelung der hieher gehörigen Lehren. *Hr. Th.* hat nicht nur den Boden, den er zu bearbeiten hatte, genau übersehen, ausgemessen und berechnet, ja hier eher etwas zu viel, als zu wenig thun wollen; er betrachtet das Ganze, wie jedes Einzelne, nicht nur selbst mit eigenem scharfem Blicke, und wird so seines Gegenstandes vollkommen mächtig; sondern er hört auch, giebt wieder, und erwägt genau, was andere Urtheilsfähige darüber geäussert haben. Er zeigt sich dabey nicht bloss als ein schulgerechter Theoretiker, sondern auch als ein tüchtiger Praktiker. Man mag daher das Buch aufschlagen, wo man will, so wird man es gewiss selten ohne irgend eine wahrhafte Bereicherung oder Befestigung seines Wissens aus der Hand legen. Von der Wahrheit dieser Behauptungen werden sich unsere Leser schon aus einer kurzen Uebersicht des Werkes überzeugen.

Das Ganze zerfällt nach einer *Einleitung* S. 1 — 25 in 4 Theile, von denen jeder wieder 2, 3, bis 4 Abschnitte bildet, die zusammen 118 §§. enthalten. Der *erste* Theil S. 26 — 168 hat es mit *den zu Ertheilung des Religionsunterrichtes erfoderlichen Vorkenntnissen* zu thun, und handelt *von der Religion; von der Beförderung ihrer Wirksamkeit* (durch Hervorbringung der religiösen Gemüthsstimmung, durch die religiöse Erziehung, und endlich durch den Religionsunterricht); und *von den vorläufigen Bedingungen eines fruchtbaren Religionsunterrichtes* (auf Seite des Lehrers gute Geistes- und Körper-Gaben, gründliche Religionserkenntniss, mancherley Hülfskenntnisse, Sprachfertigkeit, Kenntniss der Seelenvermögen, Menschen- und Kinder-Kenntniss; auf Seite des Kindes Uebung in der Aufmerksamkeit u. s. w.). Der *zweyte* Theil S. 169 — 464 stellt *die Vorschriften* auf, *nach welchen der Religionsunterricht bey den verschiedenen Lehrweisen zu ertheilen ist*, und da werden denn vorerst *allgemeine Regeln gegeben*, *welche bey jeder Art des Religionsunterrichts zu befolgen sind*, (über Zweck, Quellen und Ausdehnung, Deutlichkeit, Gründlichkeit, bequeme Anordnung, Anwendbarkeit, Vortrag desselben;) ferner *die verschiedenen Unterrichtsweisen* bey der Religion betrachtet, (Auswendiglernen, Vor- und Nachsprechen, zusammenhängende Vorträge, Beten, Singen und Kirchenbesuch, katechetischer Unterricht, dessen Vorzüge;) endlich *über Frage und Antwort* eine sehr erschöpfende Untersuchung angestellt. So weit der erste Band. Der *zweyte* beginnt mit dem *dritten* Th., und zeigt von S. 1 — 436 schon durch diese seine weite Ausdehnung, dass er von dem Vf. besonders mit Liebe behandelt worden sey. Er ist *den katechetischen Lehrarten* gewidmet, und giebt grösstentheils sehr ausführliche Belehrungen über *das Zergliedern, das Entwickeln*, (die sokratische Lehrart,) *das Wiederholen und Prüfen*, und über *den Dialog*. Nur der Dialog wird zu kurz abgefertiget, so wie es überhaupt nicht zu verkennen ist, dass der Vf. gegen das Ende seines Werkes, wie manche akademische Lehrer am Schlusse ihrer Vorlesungen, zu sehr eilt. Der *vierte* Th. S. 437 — 500 handelt *von der Fertigkeit im Katechisiren*, was dazu gehört, welche Mittel anzuwenden sind u. s. f.; endlich aber werden noch die verschiedenen Arten der Katechisationen in Betracht gezogen.

Nach diesem *allgemeinen Umrisse* des Werkes glauben wir der Mühe überhoben zu seyn, einige Ausstellungen darüber zu machen, weil das Treffende und minder Treffende desselben leicht in das Auge springt. Nur das erlauben wir uns im Allgemeinen zu sagen: mehr Einfachheit und eine genauere Ordnung in der vorgelegten Eintheilung hätten wir gewünscht, Eigenschaften, welche dem Vf. und seinen Lesern vieles erleichtert haben würden, deren Mangel aber nur zu sichtbar die Mühseligkeit und Anstrengung erblicken

lässt, womit Hr. *Th.* gearbeitet hat. Was aber das *Einzelne* anlangt, so wollen wir, so weit der beschränkte Raum es uns erlaubt, hier nur einige Bemerkungen mittheilen. Bd. I. S. 45 heisst es: „Je tiefer wir in das Wesen einer Sprache eindringen, desto mehr finden wir, dass sie zuerst bey sinnlichen Gegenständen gebraucht, und später, da man auch die übersinnliche Welt kennen lernte, auf die Gegenstände und Verhältnisse derselben angewendet wurden. — So *Geist* und *geistig*, vorerst von den feineren Stoffen, Bestandtheilen u. s. w. mancher Körper, z. B. Vitriolgeist, Kamphergeist oder Spiritus; sodann von dem Wesentlichen einer Sache, z. B. Geist der Gesetze, der Rede; und hierauf auch von solchen Wesen, die unkörperlich sind, z. B. Seele, Engel. Ferner: unter Himmel versteht man vorerst die Decke von mancherley Gegenständen, z. B. Thronhimmel, Betthimmel; sodann die niedere Region der Wolken; hierauf die Gegend (?) des unermesslichen Weltalls." Hier dürfte gar Manches zu berichtigen, die Diction klärer, und die Hauptsache näher zu begründen seyn. Denn Rec. muss gestehen, dass er, nachdem er dieses gelesen hat, noch auf seiner dem Hn. *Th.* ganz entgegengesetzten Ansicht beharrt. — S. 61. „Die wissenschaftliche Bildung eines jeden Zeitalters, der sittliche Charakter des Menschen, und seine irdische Wohlfahrt, sind abhängig von den religiösen Ideen." Diess ist die Ueberschrift des 13 §. Wir wollen die Bemerkung übergehen, dass sie als solche ungleich kürzer hätte gefasst werden sollen, da wir sogar die Wahrheit dieser Behauptung in Zweifel ziehen müssen. Wie häufig ist nicht umgekehrt behauptet worden, dass die in einem gewissen Zeitalter herrschenden religiösen Ideen von der Wissenschaftspflege desselben abhangen! Auch der Protestantismus ist unwidersprechlich nur ein Kind der wiedererwachten Liebe für die Wissenschaften. Und als 200 Jahr hindurch nach der Reformation alle Gelehrsamkeit fast ausschliesslich nur mechanisch getrieben wurde, da war auch die Religiosität nur ein starres, halbtodtes Wesen. — S. 107 steht die Ueberschrift des 22 §. mit dem Inhalte nicht in einem gehörigen Verhältnisse. Sie sagt weniger, als man findet. — S. 240. §. 41 werden Foderungen gemacht, die eher abschrecken, als ermuntern können, was doch nie geschehen sollte. *Ne quid nimis*, diese goldene Regel hat besonders der Verfasser einer Katechetik zu beherzigen. — S. 291 hat Hr. *Th. Millers* und *Schmids* Worte nicht in ihrem rechten Sinne betrachtet. Uebrigens ist der ganze 47 §. sehr lehrreich. — S. 314 ff. §. 49 — 51 recht gut! Nur sollte der Anfang des 51 §. anders gestellt seyn, um mit den zwey zunächst vorhergehenden §§. in Gleichklang zu kommen. Auch ist die erste Anmerkung zu §. 51 doch gar zu — überflüssig. Wem müsste erst noch gesagt und aus einander gesetzt werden, dass wissenschaftlich Gebildete etwas leichter verstehen, als — Kinder? Bd. II. S. 77. „Der Lehrer *lernt den Kindern* die Hauptsache unterscheiden von u. s. w." Wohl nur ein Schreibefehler! Doch kommt er mehrmals vor, z. B. S. 179: „Ein jeder dieser Sinne *lernt ihm* etwas kennen." Eben so sprachwidrig klingt die Frage S. 209: „*Wenn eher* dürfen sie es thun?"

Was endlich *die Art und Weise* betrifft, wie Hr. *Th.* seine Belehrungen mittheilt, so lässt sich zwar an der Einrichtung, dass jeder §. in möglichster Gedrängtheit die Hauptsätze und den Hauptgang des Werkes vorlegt, und darauf das in ihm Enthaltene durch viele und ausführliche Anmerkungen erläutert, nichts tadeln; aber zu wünschen wäre gewesen, dass Hr. *Th.* diese Schreibmethode so geschickt und meisterhaft zu handhaben wüsste, wie etwa *Ammon* in seinem *Lehrbuche der Moral*. Da ist es eine Lust zu lesen; da befindet man sich überall im klarsten Lichte; da ist kein Wort überflüssig und ausser seiner Ordnung gesagt. Aber Hn. *Th.'s* Handbuch durchzulesen, ist uns eine oft schwere Arbeit gewesen. Besonders hat er sich und seinen Lesern dadurch geschadet, dass er über Alles gleich ausführlich seyn, und sogar das Bekannteste nicht übergehen zu dürfen glaubte. Diese Breite zerstreut den Geist, nöthigt ihn, die zerrissenen Fäden immer wieder aufs Neue zusammen zu knüpfen, und macht Gegenstände, die schon an und für sich trocken sind, noch trockener. Hiedurch scheint Hr. *Th.* das sonst lehrreiche Buch der Gefahr ausgesetzt zu haben, dass es gerade von denen, welchen es am nützlichsten seyn könnte, nicht so fleissig gelesen wird, als zu wünschen wäre.

XIV.

NORDHAUSEN, b. Landgraf: *Die Katechisirkunst*, eine theoretisch-praktische Anleitung zur Erwerbung der Fertigkeit im Katechisiren, von *Ernst Thierbach*, fürstl. Schwarzburgischem Consistorial-Rathe und Superintendenten zu Frankenhausen. Erster Theil. 1826. 284 S. Zweyter Theil. 1826. VI u. 341 S. Dritter Theil. 1828. 350 S. Vierter Theil. 1829. 348 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

In diesem Werke will der würdige Vf. darthun, wie die Ausarbeitungen und Uebungen in der katechetischen Lehrart Statt finden sollen, von welchem Puncte dabey ausgegangen und wie fortgefahren werden müsse, um den Lehrer zur Anwendung und den Schüler zur Theilnahme an der katechetischen Lehrart geschickt und tüchtig zu machen. Insbesondere aber sollen Schullehrer, welchen die katechetische Ausbildung durch Seminarien oder andere Lehranstalten abgeht, in dieser Anleitung einen Stützpunct zu ihrer Vervollkommnung finden. Rec. hält dieses für ein nützliches Unternehmen, welches der Vf. mit vorzüglicher Geschicklichkeit ausgeführt hat.

Schon die Einleitung verräth, dass der Vf. über seinen Gegenstand reiflich nachgedacht hat. Sie zeigt, wie der angehende Katechet im Fragebilden, das Kind im Antwortgeben geübt werden müsse. Der Stoff ist anfänglich ein sinnlicher, und die Unterredungen müssen auf den Unterricht überhaupt, den katechetischen insbesondere, vorbereiten. Dann wird der Stoff in einem Buche in bestimmten Worten und Sätzen dargeboten und zergliedert. Nachdem diese erste Stufe des Katechisirens betreten ist, hält der Katechet Katechisationen oder Unterredungen mit seinen Schülern,

in welchen Vor- und Hülfs-Begriffe beym Religionsunterrichte entwickelt werden. Nun erst können entwickelnde Katechisationen vom Lehrer erwartet, und ihr Nutzen bey der Jugend als unbezweifelt vorausgesetzt werden, nachdem die letzte durch die angedeutete Vorbildung die nöthige Vorbildung dazu erlangt hat. — Man sieht, dass der Vf. die Art und Weise desselben gehörig beleuchtet, und ein empfehlendes Resultat seines Nachdenkens mitgetheilt hat, worauf Rec. insbesondere die Aufmerksamkeit angehender Katecheten (auch junger Studirenden, die oft bey schätzbaren Kenntnissen sich für diesen Unterricht zu schwach fühlen) verweisen will.

In den auf den Schulunterricht, namentlich den katechetischen, sich beziehenden Vorübungen wird als nothwendige Maxime aufgestellt: dass die Kinder zur Erlangung der Sprachbildung den Namen, die Theile, Materie, Farbe, Form, ingleichen den Urheber, die Werkzeuge und den Nutzen einer Sache genau angeben sollen, und dass dabey zunächst von den sie umgebenden ausgegangen, alsdann aber auch zu anderen Naturgegenständen fortgegangen wird. Diese Uebung aber dürfte dann von vorzüglichem Nutzen seyn, wenn der Lehrer anfänglich einen und denselben Gegenstand wiederholt einer genauen Prüfung unterwirft, um dadurch dem Kinde eine umfassende Kenntniss davon zu verschaffen, und es damit zugleich zum Nachdenken zu reizen. Die Regeln, welche der Lehrer dabey zu beobachten hat, sind zweckmässig, worauf aber Rec. jene hier nur verweisen will. In den Unterredungen, als Vorübungen zum Unterricht, wird nun das zuvor Angedeutete praktisch ausgeführt, und mit Winken für den Katecheten begleitet. In dem Abschnitte: *von der zergliedernden katechetischen Lehrart* kommt der Vf. seinem eigentlichen Zwecke näher. Dabey muss es Rec. sehr billigen, dass hier die katechetische Behandlung auf Sprachkenntniss, woran es manchen Elementarlehrern nicht selten mangelt, gebaut, von der einfachen bis zur zusammengesetzten Satzbildung gegangen, und dadurch auf die passendste Weise das, was dem Katecheten dunkel seyn könnte, erläutert wird. Hierauf folgen nun zergliedernde Katechisationen. Durch sie sollen Kinder befähigt werden, ihre Antworten auf mehr, als Eine Art auszusprechen, wodurch den geistlosen, vielleicht nur mit dem Gedächtniss gefassten Antworten entgegen gearbeitet wird. Rec. glaubt, dass der Resultat alles Unterrichts überhaupt nicht gering seyn würde, wenn Lehrer recht oft und *absichtlich* den Schüler veranlassten, die Antworten in verschiedener Form und Ausdruck zu geben, wodurch offenbar das Denk- und Sprech-Vermögen gewinnen würde. Um jene Absicht zu erreichen, müssen Kinder nothwendig Worte oder Ausdrücke kennen, welche in dem Lehrgegenstande von gleicher Bedeutung oder dem Sinne nach verwandt sind.

Der Zweck dieses Werkes geht aber überhaupt dahin, eine Anweisung zur Erwerbung der Fertigkeit im zergliedernden Katechisiren der Sätze, und ausserdem die Regeln und Beyspiele zur Uebung im Fragenbilden und zweckmässiger Benutzung der Antwort mitzutheilen.

Zur Veranschaulichung der Methode stehe aus dem 2ten Theile der Anfang hier: „Satz: „*Thiere* und *Pflanzen* sind eben so wohl Geschöpfe Gottes als die *Menschen*. Jene sollen hier auf der Erde ein *Ziel*, das ihnen von Gott gesetzt ist, erreichen, und diese auch.“ Unter dem Satze steht nun eine Anmerkung, welche die in demselben befindlichen Worte, als: Thier, durch gleichbedeutende und verwandte: *Vieh*, vierfüssige Thiere, Fische — Pflanzen, durch — Gewächse, Gras, Kräuter, Bäume, Büsche, Moose, Flechten — erklärt. Bisweilen hat aber den Vf. der Eifer, Alles, wo möglich, zu verdeutlichen, offenbar zu weit geführt. Oder, warum wird bey: „*Menschen*„ hinzugefügt: „Sterbliche, Europäer, Afrikaner, Asiaten — Engländer, Franzosen“ u. s. w., sogar specielle Verhältnisse berührend: Könige, Fürsten, Unterthanen, Bürger, Bauern, Kinder, Jünglinge, Jungfrauen, Männer und Weiber, Greise? Rec. scheint diese Ausführung völlig überflüssig und zweckwidrig. Angemessen dagegen wird *Ziel* durch Absicht, Zweck, Endzweck, Beruf, Bestimmung erläutert. — Nun folgen Fragen und Antworten, als: Wer ist ein Geschöpf Gottes? Die Thiere. Wie heissen diejenigen unter ihnen, die auf der Oberfläche umherlaufen, und sich von Gewächsen, aber auch von anderen Thieren nähren? Die vierfüssigen Thiere. Welche von den Thieren fliegen in der Luft? Die Vögel. Welche schwimmen mit ihren Flossfedern im Wasser? Die Fische u. s. w. Auf gleiche Weise wird die Abstufung des Pflanzenreichs dargestellt. — Zur Beförderung allseitiger und umfassender Kenntniss einer und derselben Sache und Erweiterung der Einsicht der Kinder enthalten die folgenden Uebungen andere, dem Sinne zwar mit einander verwandte, aber doch weniger, als die vorigen, übereinstimmende Wörter, welche zwar auf einerley Sache hinweisen, aber doch mit dem Unterschiede, dass sie dieselbe in grösserer oder geringerer Vollkommenheit, von besserer oder schlechterer Beschaffenheit, in einem höheren oder niederen Grade bezeichnen, z. B. *hässlicher Fehler*, wofür: grosse Sünde, verabscheuungswürdiges Laster, gesetzt wird. *Arme* sind: — Dürftige, Nothleidende; *billigen* heisst: loben, rühmen, anpreisen u. s. w.

In der Folge hat der Vf. biblische Erzählungen, als: wie Joseph von seinen Brüdern erkannt wird, mit den nöthigen Worterklärungen und Hinweisung auf die Regeln seiner Katechetik mitgetheilt, und daran die Fragen und Antworten geknüpft. Die meisten Fragen sind deutlich und bestimmt. Doch fehlt es auch nicht an solchen, von denen sich dieses weniger behaupten lässt. So heisst es: Wie sagt man von ihr (theure Zeit), weil sie sich über ein ganzes Land ausbreitet? Sie herrscht. Was macht sie dann geltend? Ihren Einfluss. — Solche und ähnliche Antworten auf dergleichen Fragen dürften wohl nicht immer bestimmt zu erwarten seyn. — In der vierten Classe der zergliederten Katechisationen werden auch die bildlichen Ausdrücke in der Mittheilung der Religionslehren besonders berücksichtiget, und Anleitung zur katechetischen Behandlung der Metapher, Synekdoche und Me-

tonymie ertheilt, dergleichen in der Bibel vorkommen.

Auf diese Art ist nun auch das Folgende ausgeführt, dessen weitere Anzeige kaum nöthig scheint, und uns hier zu weit führen würde.

Das Ganze, worauf wir angehende Katecheten zum besonderen Studium aufmerksam machen wollen, ist auf eine recht glückliche Weise bearbeitet, und verdient sorgfältige Beherzigung aller derjenigen, denen es darum zu thun ist, eine gründliche Bildung des Verstandes bey der Jugend zu bewirken.

R.

KÖTHEN, in der Aueschen Buchhandlung: *Die Katechisirkunst.* Ein Handbuch für Anfänger und Ungeübte in derselben, nebst einigen Katechisationen, von *J. C. F. Baumgarten*, Oberlehrer an der Erwerbschule zu Magdeburg. Neu umgearbeitete und verbesserte Auflage. Erster Theil. X u. 194 S. Zweyter Theil. 232 S. 1826. 8. (18 gr.)

Diese Schrift ist das Werk eines auch sonst verdienten Schulmannes. Rec., der es in dieser neuen Gestalt zuerst kennen lernt, will einer kurzen Uebersicht desselben sein Urtheil beyfügen. Nach einem Vorworte war nämlich der Vf. bemüht, die seiner ersten, nicht ungünstig aufgenommenen Auflage noch anklebenden Mängel und Unvollkommenheiten soviel, als möglich, zu verbessern, nachdem er eine noch grössere Uebung und Gewandtheit in der Katechetik zu erlangen gesucht hatte, wobey er Lehrern, die mit ihm gleichen Zweck haben, ausser den bekannten Musterkatechisationen von *Dolz*, *Dinter* u. s. w. vorzüglich *Castersens* Handbuch der Katechetik u. s. w. zum Selbststudium empfiehlt. Die *erste Abtheilung* enthält: *Vorerinnerungen und Regeln, die Katechisirkunst betreffend*, worin über den Begriff, Nutzen, Missbrauch, Erfodernisse des katechetischen Unterrichts, über Bildung der Katechumenen, fehlerhafte Katechisirarten mancher Lehrer auf eine aus der Erfahrung genommene und den geübten Beobachter offenbarende Weise gehandelt wird. Dann werden die vorzüglichsten Regeln der Katechisirkunst mitgetheilt. In den Katechisationen selbst wird in dem *ersten* Theile mehr über allgemeine Materien gehandelt, als: über Neid und Missgunst; kurzer Denkspruch: „Artigkeit sey meine Freude" u. s. w.; vom Vertrauen auf Gott; vom Aberglauben; über die Pflicht der Arbeitsamkeit; über die Allmacht Gottes — gehandelt. Rec. bemerkt, dass sie sämmtlich zweckmässig, insbesondere aber mit einer gewissen natürlichen Fasslichkeit abgefasst sind. Bisweilen hätte er jedoch der Darstellung eine grössere Genauigkeit und Bestimmtheit gewünscht, da nach seiner Ansicht in Fragen wie: Wie heisst *doch wohl* u. s. w., etwas Mattes und Nachlässiges zu liegen scheint. Im *zweyten* Theile werden nun einzelne Religionslehren abgehandelt: über das siebente Gebot, über eine Erzählung aus *Rochows* Kinderfreund, über den grossen Werth der Gesundheit; über das Gebet des Herrn; über die Weisheit Gottes in seinen Werken; über die Folgen des Lasters und der Tugend; über einen Spruch aus der Bibel.

Rec. schliesst mit der Bemerkung, dass, obgleich diese Schrift der *Thierbachischen* an Gehalt nachsteht, so wie überhaupt seit ihrer ersten Erscheinung einer früheren Zeit angehört, seit welcher sich das katechetische Gebiet in mancher Hinsicht anders gestaltet, erweitert und verändert hat, sie darum doch nicht zu den entbehrlichen gezählt werden dürfe, sondern dass sie vielmehr auch jetzt noch manchen Katecheten und Elementarlehrern nützlich werden kann.

D. R.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin* und *Stettin*, in der Nicolaischen Buchhdlg.: *Cain.* Ein Mysterium. Aus dem Englischen des *Lord Byron.* 1831. 120 S. 8. (16 gr.)

Der *Cain* ist unstreitig eines der schwächsten Werke des grossen Dichters von Childe Harold, ein Werk, das seinem Manfred eben so weit nachsteht, als dieser wiederum seinem Vorbilde, dem Faust. Wir sind es an *Byron* gewohnt, dass sein Ohr nur für die Misstöne der Welt, nicht für ihre letzte und endliche Harmonie empfänglich ist, und dass er irrig die Uebergangs-Dissonanzen für falsche und widerwärtige Schlussaccorde hält — allein auf eine so völlige Inconsequenz in seiner eigenen Gestaltung, wie er sie uns im *Cain* darstellt, hat er uns durch kein anderes Werk vorbereitet. Der Ausgang des Dramas steht weder mit dem Eingang, noch mit dem Fortgang desselben, noch überhaupt mit dem Charakter des Helden im geringsten Zusammenhang, und Cain, nachdem er sich gegen den Schöpfer aller Dinge erhoben hat, endet — statt mit einem grossartigen Untergang — wie eine verirrte Dirne, mit einer jämmerlichen Flucht aus dem väterlichen Hause. Diese Jammermiene des Helden am Schluss des Dramas zerstört für uns den ganzen Bau — oder soll er etwa selbst eine Parodie der menschlichen Kraft seyn? Wir zweifeln, dass *Byron* daran gedacht habe — allein ihn selbst hat — wie nie vorher oder nachher — hier die Schwäche ergriffen, welche sonst wohl sein geringster Fehler ist.

Das *Ganze* also verdient kein Lob; aber das Einzelne. Cains Luftfahrt im zweyten Act ist bewunderungswürdig; und wenn Lucifer auch mit Mephisto keinen Vergleich aushält, sondern sich meistens wie ein alter abgelebter Pedant ohne Witz und ohne Kraft geberdet, so ist Cain, in seinem unbewussten Widerspruch gegen ihn, doch sehr schön und des Dichters eben so vollkommen würdig, wie Adah und Abel. Um dieser Einzelheiten willen verdient das Gedicht übersetzt, gelesen und genossen zu werden. Der unbekannte Uebersetzer nun hat eine im Ganzen gute Arbeit geliefert, wenn wir gleich nichts Ausgezeichnetes an ihr entdecken können. Hie und da sind vielmehr Spuren grosser Flüchtigkeit zu rügen, unvollkommene Verse, unklarer Ausdruck und selbst Missverständnisse. Am unangenehmsten fällt es auf, dass Abel S. 96 seinen Bruder plötzlich mit „*Ihr*" anredet, was höchst unpassend und inconsequent zugleich erscheint. Sonst ist das Meiste wortgetreu und mit ziemlicher Gewandtheit, wenn gleich geringerer, als die bey *Schumann* erschienene Uebersetzung zeigt, wiedergegeben.

C. h. F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 2.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Braunschweig, b. Vieweg: *Staatswissenschaftliche Mittheilungen, vorzüglich in Beziehung auf das Herzogthum Braunschweig,* von *Fr. K. von Strombeck,* Fürstl. Lippischem Geheimenrathe, Oberappellations-Rathe, Mitgliede des engeren Ausschusses der Braunschweigischen Landschaft. Drittes Heft. 1832. 127 S. 8.

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1831. No. 125.]

In diesem Hefte liefert der Vf. die Actenstücke über die Eröffnung und die ersten Arbeiten der zweyten Braunschweigischen Ständeversammlung in Bezug auf eine neue Landtagsordnung, begleitet von einer Einleitung, den Aufzeichnungen über die Berathung des Plenum, den letzten Gegenstand betreffend, und einem Votum über Pressfreyheit.

Die Einleitung rühmt von der Landschaftsordnung von 1820, dass sie, vorzüglich durch ihr aristokratisches Princip, sich in schwieriger Zeit bewährt erwiesen, und eine Garantie gewährt habe, die aus dem Geschrey nach Veränderung, dem ja nicht stets Vaterlandsliebe, sondern oft Selbstsucht unterliege, schwerlich hervorgehen dürfte. Und obwohl hier dem Vf. entgegnet werden könnte, dass die bekannten Ereignisse vom Sept. 1830 den Bestrebungen der Landstände vorgeeilt sind, es also unentschieden geblieben ist, in wieweit die Verfassung sich selbst zu schützen vermocht habe: so muss doch die besonnene Vaterlandsliebe ihm beystimmen, wenn er den Mangel an Kraft bey der obersten Staatsgewalt für „das grösste aller Unglücke für einen Staat" erklärt, und in die Worte ausbricht: „Wer vermag den Folgen der Anarchie sich zu widersetzen? und auf Anarchie geht ein nur zu lautes Geschrey hinaus. — Unglückliches, schönes Frankreich, wohin hat dich das Geschrey deiner Zeitungsschreiber gebracht! Zur Unsicherheit des Eigenthums, zu einem gänzlichen Mangel an Ruhe, zur Nahrungslosigkeit der unbeschäftigten Tausende von Arbeitern, und es wird dich, im gräslichen Kreislaufe, führen zum Despotismus!"

Hierauf folgt No. I das Protokoll über die Eröffnung der Ständeversammlung, und versinnlicht den Nachtheil der bisherigen Befugniss der Stände, beym Nichterscheinen andere zu bevollmächtigen; denn von 32 Anwesenden der ersten Section führten zwey durch je zwey Vollmachten drey Stimmen, und acht durch Eine Vollmacht deren zwey, also diese zehn Mitglieder zusammen 22 Stimmen, mithin gerade die Hälfte der in dieser Section dieses Mal mitwirkenden. Die Thronrede des Herzogs No. II, die Proposition, den Entwurf der revidirten Landschaftsordnung betreffend, No. III, endlich die Entwickelung der vorzüglichsten Motive desselben, No. IV, sind durch den Abdruck in mehreren Zeitungen und eine Begutachtung des Entwurfes durch Hn. Hofrath *Pölitz* (vergl. Jen. A. L. Z. 1831. No. 232) bereits so bekannt und beleuchtet, dass es einer näheren Anzeige hier nicht bedarf, zumal da die Bearbeitung des Entwurfs durch die dazu erwählte ständische Commission, wie verlautet, der Beendigung nahe ist. Nur einige Bemerkungen drängen sich, als bisher nicht gemacht, dem Rec. auf. Im §. 16 wird eine Reihefolge der Wahlbezirke der Bauern und Freysassen für die Wahl derjenigen 3 Abgeordneten, welche Grundeigenthümer nicht zu seyn brauchen, vorgeschrieben, und dabey der 7te Bezirk, das Kreisgericht Thodinghausen, vergessen. Der §. 24 zählt die Verbrechen auf, welche unzulässig zu den Wahlen machen sollen, und bemerkt die Motive, dass man diejenigen, deren Begehung eine moralische Schändlichkeit enthält, hier besonders habe berücksichtigen müssen. Nach diesem Maasstabe zeigt sich aber der Entwurf unvollständig; denn wenn Gewalthandlungen hierunter nicht begriffen sind, so dürfte doch die heimliche Thätigkeit feiger Bosheit, welche zu gewaltsamen Verbrechen Andere für Lohn dingt, vorzüglich dahin gezählt werden müssen. Auch lassen sich Fälle denken, wo ein das dreymonatliche Mass übersteigendes Gefängniss erkannt werden muss, ohne dass die That den mindesten Schatten auf die Moralität des Bestraften hinterlässt, z. B. bey culposen Tödtungen oder Ehrensachen. Im §. 50 heisst es zwar: „Jeder wissenschaftlich Gebildete ist wählbar", nämlich zu den Stellen, wozu die Ansässigkeit nicht erfodert wird. Allein es möchte nützlich seyn auszusprechen, dass der Besitz eines Ritter-, Freysassen- oder Bauern-Guts den so Gebildeten nicht unfähig machen solle, als Repräsentant der Intelligenz erwählt zu werden, damit nicht diejenigen, welche mit der Intelligenz gern monopolisiren, den Einwand gelten machen können, es würde bey Ersten ein gewisses, der Intelligenz fremdes, Standesinteresse vorwalten. No. V Protokolle über den vorläufigen Zusam-

mentritt beider Sectionen in ein Plenum, und No. VI Addresse an den Herzog. — Hierauf folgen die anfangs bemerkten Aufzeichnungen, über die Berathung der Stände zu einer Instruction für die Commission, welche von ihnen zur Bearbeitung des beygebrachten Gesetzentwurfes ernannt worden ist. Es mögen hievon einige der erheblichsten ihre Erwähnung finden. Zum §. 11 soll der Antrag gemacht werden, die Beschränkung der Wahlen aus der Ritterschaft nach bestimmten Bezirken aufzugeben, und eine freye Wahl unter sämmtlichen Rittergutsbesitzern nachzulassen. Sollte dieses nicht dem Einflusse des angestellten, zumal des Hofadels zu grossen Spielraum lassen, und die Möglichkeit herbeyführen, dass aus dem einen oder anderen Landestheile gar kein Ritter erwählt wird? Da nicht die Stände hier vertreten werden, sondern nur Grundbesitzer aus den verschiedenen, auch in ihren Eigenthümlichkeiten sich unterscheidenden, Districten das Bedürfniss ihrer Gegend wahrnehmen sollen: so scheint der Entwurf dieser Absicht besser zu genügen. Die Wahlen in Abwesenheit durch versiegelte Zettel vornehmen zu lassen, dürfte sich auch nicht empfehlen, weil dann die Gelegenheit verloren geht, durch Berathung mit, oder Erkundigung bey den Mitwählern Aufschluss über die Eigenschaften der Competenten einzuziehen. Der zu §. 33 ausgedrückte Wunsch, es möge Bedacht genommen werden, „dass die Rittergüter stets einen solchen Umfang behielten, dass sie mit Recht zu den grösseren Landgütern gezählt werden können", wird in der Ausführung schwierig fallen, da mehrere derselben, zumal wenn Zehnten und andere gutsherrliche Rechte als künftig ablösbar davon getrennt angesehen werden müssen, sehr vielen Bauergütern nachstehen. Hier wird das geschichtliche Vorrecht ferner geachtet, oder der verwitterte Sitz (*rotten-borough*) aufgegeben werden müssen. Der Vorschlag zu §. 36, das städtische Wahlrecht als Ausfluss des Bürgerrechts zu betrachten, und diesem Bürgerrechte sein altes Ansehen wieder zu verschaffen, und es zu einem wahren Ehrenamte zu erheben, verdient gewiss allen Beyfall. Erhebt die Städteordnung den Bürger von einem bloss Verwalteten (*administré*) zur Selbstständigkeit seiner Altvordern, so wird die Bildung, welche unter den Bürgern der mehresten Städte des Herzogthums bereits vorgeschritten ist, bald eine solche Stufe erreichen, dass die Genossenschaft von dergleichen Männern einem Jeden willkommen seyn, und mehr Ehre gewähren muss, als Geschenke, z. B. Ehrensäbel u. dergl. Ohne den, zum §. 50 ausgesprochenen, Grundsatz, es müsse die Wahl aus der Classe der Intelligenz frey und unabhängig von irgend einem Steuersatz seyn, an sich anzufechten, bezweifelt Rec. doch die Richtigkeit der Erwartung, „dass die Wahlberechtigten hinlänglich von der Wahrheit durchdrungen seyn würden, dass nichts gefährlicher sey, als Schreyer zu wählen, denen die beste Staatsverwaltung nichts zu Willen macht und nicht liberal genug ist, die, eben weil sie nichts zu verlieren haben, stets Veränderungen wünschen, bey denen sie ihre Persönlichkeit geltend zu machen hoffen können u. s. w." Man blicke nur auf *Hunt* und Complicen in England und ihren Erfolg. Zu den §§. 102 —106 ist ein Antrag vorläufig beliebt worden, der wenigstens dem Rec. nicht aus der Verfassung abgeleitet werden zu können scheint, obwohl auch ihm der Entwurf Bedenken zeigt. Da die herzoglichen Domänen aus altem Familien-Stammgute und den eigentlichen ursprünglichen Staatsgütern, nämlich denjenigen zusammengesetzt sind, welche den herzoglichen Vorfahren vom Könige in Ansehung ihres Amtes, als Grafen und Herzogen, eingegeben und später mit Erstem verschmolzen sind: so müsste zwischen beiden, auf dem Grunde geschichtlicher Forschungen, oder, weil diese schwerlich genügenden Aufschluss geben dürften, nach einer aus dem Ergebnisse solcher Untersuchung abgeleiteten Uebereinkunft, eine Sonderung geschehen, hierauf aber, weil auf dem eigentlichen Familien-Gute, zugleich mit dem ursprünglichen Staatsgute, die Verbindlichkeit lastet, alle Kosten nicht nur der fürstlichen Hofhaltung, sondern auch der Staatsdienerschaft, um den persönlichen Aufwand des herzoglichen Hauses zu decken, hienach überschlagen werden, welche von beiden Abtheilungen der anderen Aushülfe zu gewähren habe. Findet sich nämlich das so geschiedene Staatsgut den eigentlichen Staatsausgaben, als der Besoldung des Richter- und Verwaltungs-Personals u. s. w., nicht gewachsen, so wird vom Familien-Gute des regierenden Hauses ein entsprechender Theil zur Deckung des Ausfalls nach einem Ueberschlage abgesetzt und jenem hinzugefügt, oder umgekehrt; und es kann sodann das Staatsgut einer, der Controlle der Stände mit unterworfenen, Verwaltung überwiesen, das herzogliche Familien-Gut aber als solches förmlich, wiewohl unter der Voraussetzung, dass es für seine Bestimmung erhalten bleiben müsse, anerkannt werden. Eine solche Uebereinkunft scheint einer Mitwirkung der herzoglichen Agnaten, auch von der königlich-hannöverschen Linie, zu bedürfen. Wenn eine vollständige Abscheidung des fürstlichen Grundvermögens vom Staatsgute geschieht, so wird der Grund wegfallen, die Klostergüter einer getrennten Verwaltung zu unterwerfen, wie zum §. 112 gewünscht worden ist. Zum §. 118 sind Bemerkungen gemacht, von denen jeder Vaterlandsfreund wünschen muss, dass sie von der Ständeversammlung und nicht etwa nur vom Vf. ausgegangen seyn mögen; nur dann würde man hoffen können, dass die neue Lehre, das Recht einem, oft unsicheren, Nutzen unterzuordnen, und den Grundbesitz möglichst beweglich zu machen, nicht gänzlich obsiege. Rec. fügt aus seiner Erfahrung noch die Wahrnehmung hinzu, dass der häufige Wechsel im Besitze der grösseren Land- (Ritter-) Güter, selbst da wo mit demselben gutsherrliche Rechte auf den Besitzungen der Bauern nicht verbunden sind, auf die Sittlichkeit und den Wohlstand der Ortseinwohner nachtheilig einwirke; dass der vorübergehende Inhaber, gleich einem Zeitpächter, keine andere, als eine auf Eigennutz gegründete, Verbindung anknüpft und das Vertrauen nicht erwirbt, das allein den Vortheil treuer Hülfe und Berathung zu bringen vermag. Was zu §. 33 über die Stelle eines Landsyndicus angeführt ist, möchte sich dahin entscheiden, dass dieselbe wich-

tig oder entbehrlich, also aufzuheben ist, je nachdem der Landsyndicus in den Schranken seines Amtes bleibt, oder sie überschreitet. Denn, sobald öftere Ständeversammlungen Statt finden, und die Sitzungsprotokolle gehörig geführt, d. h. nicht bloss minutirt, und später nach Bequemlichkeit ausgearbeitet, und, nachdem Mehreres vergessen, zur Genehmigung vorgelesen, und jedem Mitgliede späterer Versammlungen zugängig gemacht, wohl gar gedruckt werden, muss sich die erfoderliche Kenntniss der früheren Verhandlungen so verbreiten, dass es nur eines Archivars und Bibliothekars bedürfen kann; indem aus dem Mittel jeder Versammlung die etwan erfoderlichen technischen und wissenschaftlichen Vorarbeiten werden beschafft werden können. Will man hingegen es sich bequem machen, und jede solcher Arbeiten der Begutachtung des Landsyndicus überlassen, wie es zu einer Zeit, da die Stände nicht nach freyer Wahl zusammengesetzt waren, sich unvermeidlich zeigte, jetzt aber, zumal durch die Herbeyziehung der sogenannten Intelligenz, sich anders gestaltet: so würde jener Beamte nicht nur ein zweckwidriges Uebergewicht, sondern selbst eine gefährliche Stellung erhalten, da es einer inconstitutioneller gesinnten Regierung leichter werden würde, den Einzelnen, der überdiess immer an ihrem Sitze gegenwärtig bleibt, für sich und ihre Zwecke zu gewinnen.

Das Votum über die Pressfreyheit erklärt sich für „eine liberale Censur, mit einer gehörig geordneten höheren Instanz für die Zeitungen und Flugschriften", und bey allen übrigen Schriften, „die nicht in die Kategorie der Pamphlete gehören", für völlige Freyheit.

Da diese Arbeit die gewünschte Bekanntmachung der ständischen Verhandlungen ersetzt, so muss sie schon dieserhalb willkommen seyn, und den Wunsch nach ihrer Fortsetzung erwecken. Die eingestreuten Bemerkungen des Vfs. und vielfältige Noten erhöhen ihren Werth, und machen diese Mittheilungen zu einem wahren Bedürfnisse für jeden Braunschweiger, der der Entwickelung seiner vaterländischen Verfassung folgen, oder gar irgend einen Theil daran nehmen will.

v — w.

Leipzig, b. Michelsen: *England und die Reform in ihren umwälzenden Folgen.* Historisch-staatsrechtliche Betrachtung, von *Theodor Mügge.* 1831. VIII u. 95 S. 8. (15 gr.)

Der Vf. ist überzeugt von der Wohlthätigkeit und Nothwendigkeit grosser Reformen in England. Er beweiset die Nachtheile einer alles überwältigenden Aristokratie, welche in Grossbritannien den Monarchen, das Parlament und das Volk niederdrückt, vergisst aber den klarsten Beweis dieses Niederdrückens der allgemeinen Interessen aus folgender übergangenen geschichtlichen Thatsache zu führen. Im J. 1797 war bey der Bank der Staat Grossbritannien unter der unfinanziellen Leitung des Ministers Pitt dergestalt in schwebende Schuld durch Subsidien an die Continentalmächte gerathen, dass die Bank ihre Noten nicht mehr wie vormals in Guineen einlösen konnte, sondern dazu das sehr abgekippte und daher unter seinen ursprünglichen Werth gesunkene Courant Silbergeld gebrauchte. Dieses Verfahren billigte die Regierung, und setzte die Bank über 20 Jahre fort. Dadurch stieg der Preis der Guineen und anderer Goldmünzen über 23 Procent. Nach dem Frieden verlangten die Stocksinhaber die Herstellung der Goldzahlung in der Bank für die Noten und Staatszinsen, und das Parlament mit der Regierung stellten solche dergestalt im Lauf einiger Termine her, dass die Guinee wieder wie vor 1797 21 Sh. galt. Diess war um so ungerechter, da der Staat seit 1797 ¾ seiner Schuld *in der schlechteren Silbermünze contrahirt hatte,* und der Privatmann mit den Pächtern gleichfalls. Die Herstellung des Goldfusses musste geschehen à 25 Sh. pr. Guinee; so fuhr die Nation fort, ihre Auflagen und Privatschulden in einem *gewohnten* 23 Procent leichteren Münzfuss zu bezahlen. Statt dessen machten die unbillige Regierung unter Castlereaghs unseliger Verwaltung und das Parlament aus, dass, ungeachtet der grossen Gefahr für den Handel der Nation und ihren inländischen Verkehr, der alte Goldfuss zum Vortheil der wucherlich ohnediess bereicherten Staatsgläubiger und Landverpächter in Grossbritannien hergestellt wurde. Uebrigens kennt Rec. selbst keine englische Schrift, welche die Nothwendigkeit der Reform klarer dargelegt hätte; sie verdient um so mehr allgemein gelesen und beherzigt zu werden. Die Ostindische Handelsgesellschaft, beschützt von allem, was Geld hat, in Grossbritannien, sieht den 1 April 1834 ihren Freybrief ablaufen. Auch hierin ist eine grosse Reform zu erwarten, wenn nicht das Volk die Waffen ergreifen soll, um mit Gefahr eines Staatsbanquerotts sich der aristokratischen Parlaments- und Minister-Herrschaft zu entschlagen.

A. H.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Michelsen: *Memoires officielles de la Pologne.* Précis des negotiations entre le Maréchal Paskiewitch et le Commandant en chef de l' Armée Polonaise, après l' évacuation de Varsovie. Par un temoin oculaire. 1832. 64 S. 8. (12 gr.)

Wir begnügen uns, den Inhalt dieser merkwürdigen Schrift kürzlich anzugeben, und enthalten uns jedes Urtheils. — Beide Contrahenten suchten sich einander zu täuschen. Der polnische Oberfeldherr wollte eine Generalamnestie für die Nation und ihr insurgirtes Militär und wo möglich einen der Nationalfreyheit noch günstigeren Vertrag erlangen. Der russische Oberfeldherr wollte bey den Polen den Glauben erregen, dass er davon weder abgeneigt noch ohne Vollmacht sey, und während der Zeit die Nebencorps, welche noch operirten, aufreiben oder zur Unterwerfung zwingen. Als er diess letzte theils erreicht, theils sie auf österreichischen Boden gedrängt hatte, änderte er seine Sprache, und verlangte von der Hauptarmee eine

edingte Unterwerfung unter Rufslands Scepter. Armee hielt diefs für unehrenhaft, und zog vor, auf Preuffens Boden zu flüchten. Es ward wider fe Rebellen im Auge des petersburger Hofes später Acht ausgefprochen, weil eine Conftitutionsverung von Seiten des ruffifchen Hofes zur Infurrection Polen kein Recht gegeben hätte. Diefer Hof ubte genug gethan zu haben, als er fich zur Abftelg von erweislichen Mifsbräuchen erbot, und von Amneftie nur die Anftifter der Infurrection auszuneh n wollte. Nach der Eroberung Warfchaus wurde Plan der ruffifchen Regierung, Polen als Nation und er völlig Rufsland einzuverleiben, was die polnifche nee durchaus nicht wollte, und darauf indirect zugehen nicht für ehrenhaft hielt. Dafs Rufsland rch diefe Einverleibung noch mächtiger, und Preuf, fowie Oefterreich, furchtbarer wird, fcheint einzuchten, wenn jener zuvor die polnifchen Unterthan durch eine fanfte Regierung wirklich für fich gennen hat. Diefes Gewinnen der Polen für Rufsland rften jedoch die erwähnten Mafsregeln der ruffifchen gierung nicht herbeyführen, was den beiden gron benachbarten Staaten einleuchtet; aber fie follen n darin einen Grund finden, die Fortfetzung der nftitutionellen Verfaffung in Polen von Rufsland nicht ngend zum Vortheil der Polen zu verlangen, weil dann auf die Treue ihrer vormals polnifchen Unternen gewiffer rechnen zu können glauben.

A. H.

MAGDEBURG, b. Creutz: *Grundzüge der Gewerbkunde zum Gebrauch beym Unterrichte.* Ein Verfuch nach *Kölle's* Syftem der Technik, von *Bernhard Kote*, Lehrer der Mathematik, Natur- und Gewerb-Kunde an der höheren Gewerb- und Handlungs-Schule zu Magdeburg u. f. w. 1829. XX u. 303 S. 8. (1 Rthlr.)

Kölle hat fein Syftem der Technik bereits im J. 1822 rausgegeben. Es ift bey feinem Erfcheinen gelobt d getadelt worden, hat aber feitdem keinen Anklang funden, aufser in der hier anzuzeigenden Schrift, elche eigentlich eine für den Unterricht eingerichtete eitere Auseinanderfetzung jener Arbeit ift.

Der Vf. verfteht unter „*Technik*" jede menfchliche Arit, welche „Unterwerfung der Natur" zu ihrem Zweck hat. Er nimmt das Wort „Gewerbkunde" als Synonym mit „Technologie" an, unterfcheidet aber doch eine Gewerbkunde im weiteren und im engeren Sinne. Zur erften zählt er die Wiffenfchaften, die man bis jetzt Bergbaukunde, Landwirthfchaftslehre, Forft-, Jagd- und Fifcherey-Wiffenfchaft, Technologie, Bauwiffenfchaft und Handelswiffenfchaft nannte; zur letzten die Lehre von der Umfchaffung roher Naturerzeugniffe zu neuen Geftalten durch den Menfchen, oder von der weiteren Veredlung der bereits verarbeiteten Stoffe (alfo Technologie im bisherigen Sinne). In der Ausführung hält fich der Vf. an den erften weiten Begriff, und bringt nach der bekannten *Wagner*'fchen Tetras alle technifchen Arbeiten (in feinem Sinne) in vier Abtheilungen. Die erfte umfafst die *Erzeugungs-* und Gewinnungs-Arbeiten (Bergbau, Forftbau, Landbau, Gewinnung der Thiere); die zweyte die *Entfaltungs*arbeiten (Zerlegung der Dinge in ihre Beftandtheile, Zerftörung ihrer urfprünglichen Form und Schaffung neuer; Güter-, Berg-, Forft-, Land-, Thierwirthfchaftliche Gewerbe); die dritte die *Verarbeitung* im eigentlichen Sinne (Nähr-, Kleid-, Bau- und Utenfil-Gewerbe); die vierte endlich die *Veredlung* der aus der Verarbeitung hervorgegangenen Productionen. Hätte der Vf. diefe vier Abtheilungen gleichmäfsig behandelt, fo wäre er weniger zu tadeln. Dafs er aber das grofse Gebiet der Urproduction (in der erften Abtheilung) auf 20 Seiten abgefertigt, und nach der alten Weife den wahrhaft technifchen Arbeiten über 300 Seiten gewidmet hat, läfst fich gewifs nicht rechtfertigen, und widerfpricht feinen auf den erften Seiten aufgeftellten Anfichten. Ueberflüffig, ja faft lächerlich erfcheint es, wenn er am Ende auf drey Seiten einen Abrifs des Handels giebt.

Wir könnten auch Unrichtigkeiten in der Ausführung felbft rügen. Z. B. nach S. 130 foll der befte Rum aus reinem *Zuckerftoffe* bereitet werden; der Arrak foll aus dem Safte des *Cacao-Nufsbaumes* gewonnen werden; nach S. 131 foll Weineffig — nach der alten Methode, in 14 Tagen fertig feyn u. f. w. Indem wir aber über folche Kleinigkeiten weggehen, erlauben wir uns nur noch die Frage: Hat der Vf. Recht, dafs er ein naturphilofophifches Syftem, welches auf den Culminationspuncten der Speculation noch feine Gegner findet, auf ein Schulbuch überträgt?

W. u. o. c.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Eisleben u. Leipzig*, bey Reinhardt: *Krieg dem Philifterthum.* Flüchtige Bemerkungen er einen Stand in allen Ständen von *Warnefried.* 1832. S. 8. (4 gr.)

Der Vf. fpürt allenthalben die Eigennützigen, die Lichtn, die Verfinfterer, die Rechthaber in allen Ständen auf, d tauft fie mit dem unter den Studenten üblichen Namen der *Philifter*, welche angeblich darauf ausgehen, den Studenten auszufaugen, und ihm das Leben fauer zu machen. Dabey befchliefst er fein Pamphlet mit einer wohlgemeinten Friedensermahnung, und ftreut hie und da einige literarifche Notizen aus.

A. M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

SCHÖNE KÜNSTE.

Ulm, in der Stettinschen Buchhandlung: *Dramatische Dichtungen.* Mit Unterhaltungen über die dramatische Literatur und das Theater, von *Carl Weichselbaumer.* Erster Band. 1828. 441 S. 8. (2 Rthlr.)

Jedes Dichterwerk muss nothwendig einen anderen Eindruck auf uns äussern, wenn wir es bloss in der Absicht, weshalb es geschrieben worden, d. h. um des Genusses und Vergnügens wegen, lesen; einen anderen, wenn wir es vom kritischen Gesichtspuncte aus schärfer betrachten, dabey das Einzelne genauer zergliedern, und das Ganze ruhiger prüfen. Denn im ersten Falle schon damit zufrieden, wenn wir eine Zeitlang angenehm unterhalten, und von dem Dichter in eine solche Stimmung versetzt werden, die das Gemüth mit grossen, kühnen und erhabenen Empfindungen erfüllt, verfolgen wir im zweyten nicht nur schärfer das Einzelne, sondern sehen auch zugleich, ohne uns von einzelnen Schönheiten blenden zu lassen, hauptsächlich mit darauf, in welchem Grade es dem Vf. gelungen sey, ein ebenmässiges und in sich geschlossenes Ganzes zu schaffen, und dieses gleichsam, wie ein vollendetes Bild, vor unseren Blicken aufzurollen.

Das so eben Bemerkte findet die vollgültigste Anwendung bey den vorliegenden *dramatischen Dichtungen* des Hn. *W.*, die bey einer sorgfältigeren Prüfung fast allen den Reiz verlieren, womit sie bey einer nur auf das ästhetische Vergnügen allein berechneten Lectüre den Leser etwa fesseln möchten, obschon auch hier der Eindruck, den sie hervorbringen, weder ein tiefergreifender, noch im Gemüthe stark anklingender und lang nachhallender zu nennen seyn dürfte. Da jedoch dieser 1ste Band 3 Stücke enthält, nämlich zwey Trauerspiele, eines *Das Fürstenwort*, das andere *Dion* überschrieben, und ein Lustspiel: *Die Constellation*, so lässt sich ein allgemeines Urtheil über alle drey, wenn es gerecht seyn soll, um so weniger geben, als dieselben nicht nur an sich von ungleichem Gehalte sind, sondern auch der Vf. für die eine Dichtgattung — nämlich für die komische — ein grösseres Talent, als für die Tragödie zu entwickeln scheint. Man vergönne es uns daher, wenigstens an Einem Stücke, da eine gleich ausführliche Kritik aller drey uns hier zu weit führen würde, nachzuweisen, wie Hr. *W.* seine Aufgabe als dramatischer Dichter gelöst habe. Wir wählen dazu gleich das erste Trauerspiel: das *Fürstenwort.*

Hier ergiebt sich nun, dass diesem Stücke fast alles das abgeht, was gerade das Wesentliche jeder dramatischen Composition ausmacht. Denn erstens fehlt es demselben an *Einheit der Fabel*, oder — was gleich gilt — an einer dem Stücke zum Grund gelegten *Hauptidee*, da es sich hier gleichweise um den Besitz der Herrschaft, den Besitz der Geliebten, und drittens auch um die Frage dreht, ob man sein gegebenes Wort unter jeder Bedingung halten müsse, oder ob Fälle eintreten können, wo man dieses zu thun nicht verbunden sey, oder wo man auch die Verbindlichkeit dazu auf irgend eine Weise schlau umgehen könne. Ferner vermissen wir in demselben, woran der eben gerügte Mangel an Einheit der Fabel theilweise mit die Schuld trägt, die *Gestaltung* und *Abrundung* der einzelnen Theile zu einem schönen harmonischen *Ganzen*, so dass sich alle einzelnen Partieen, wie die Radien eines Zirkels, nach einem einzigen Mittelpuncte hinbewegten. Sodann hat das Stück auch zu wenig *Handlung*, was doch das charakteristische Merkmal des Drama ist, und dieses eben dadurch vom erzählenden Gedichte (dem Epos) unterscheidet. Es wird im Ganzen zuviel darin gesprochen — bisweilen gar geschwatzt — und wenn ja einmal die Handlung die Oberhand behält, schreitet dieselbe doch so langsam und wenig consequent vorwärts, dass sie immer durch Nebenumstände unterbrochen und aufgehalten wird, und erst wieder eine Weile darauf einige Kraft und Haltung bekommt. Und endlich, um nichts weiter zu berühren, geht auch Hn. *W.'s* Trauerspiele eine richtige und scharfe *Charakterzeichnung* der einzelnen und besonders der Hauptpersonen fast ganz ab. Denn nicht nur, dass diese gegen einander nicht in das gehörige Licht und den gehörigen Schatten vom Dichter gestellt worden sind, so dass sie streng begrenzt und scharf contrastirt einander gegenüberständen, fehlt es ihnen fast durchgängig an Bestimmtheit, Haltung und Würde. Unsicher und willenlos schwanken sie gleichsam, wie ein vom Winde berührtes Rohr, hin und her, bewegt und getrieben, wie es Zeit und Gelegenheit gerade mit sich bringen, und scheinen eben so wenig, wie der Vf. selbst, es zu wissen, was sie eigentlich wollen und beginnen. So kann denn auch keine Person des Stücks wahres Interesse erregen; eine, wie die andere geht ohne besondere Bedeutsamkeit und Ein-

druck an dem Leser (oder, wenn es je zur Aufführung kommen sollte, an dem Zuschauer) vorüber, um einer anderen, die eben auch kein grösseres Interesse für sich zu erregen weiss, Platz zu machen, und so wird selbst der Effect derjenigen Scenen, wo es dem Dichter gelungen ist, seine Personen sich kräftiger und überhaupt der Würde des Drama angemessener aussprechen und bewegen zu lassen, und die also des poetischen Lebens nicht entbehren, gleich wieder durch das Matte, Leere und Nichtige der folgenden Auftritte verwischt, was bey dem Leser kein anderes, als ein höchst drückendes und beängstigendes Gefühl erzeugen muss.

Eine nähere Zergliederung des Stücks wird das Gesagte bestätigen. Nach einem Zwiegespräche (womit es beginnt) zwischen den Erziehern des Adolpho und der Aurelia, worin erster, Cornelius, den anderen, Theodor, damit bekannt macht, dass des Königs Sohn, Adolpho, gegen den Herzog von Tarent, Fernando, zum Kampfe ausgezogen sey, und, im Fall des Siegs, die Herrschaft mit seinem Vater, dem Könige Lothario, theilen werde, tritt der König selbst auf, und eröffnet hier, im Angesicht seines Gefolges, Theodor seine Absicht, die von ihm erzogene Aurelia mit seinem Sohne Adolpho zu vermählen. Er sagt:

> Zufrieden nicht, der Krone hohes Gut
> Aus treuen Vaterhänden ihm zu reichen,
> Wollt ich ihm auch des Herzens Glück bereiten.
> — — — — — — —
> Drum hab' ich dir im stillen Waldesschloss,
> Dir und der Einsamkeit und der Natur,
> Den treuen Herzensammen (?!), sie vertraut,
> Die ich dem Sohn zur Gattin auserwählt.

Schon hat jetzt ein Bote Adolphos Sieg über Fernando verkündigt, als bald darauf Lotharios Feldherr selbst, Roger, dem Könige die erschütternde Nachricht bringt, dass sein Sohn Adolpho durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde in des Herzogs Gefangenschaft gerathen sey, und dieser ihm den Preis für Adolphos Leben durch einen Herold melden werde. Die Schilderung dieses Ereignisses ist eben so kräftig und malerisch, als des Königs Entschluss, dem Feinde jetzt selbst entgegenzuziehen, männlich und königlich.

Während nun der König gerüstet wird, und er seinem Feldherrn gebietet, sich schnell zum Heer zurückzubegeben, damit dieses „fest wie ein Felsen stehen bleibe," kommt jener Herold, und meldet, dass Don Fernando herangesegelt sey, um als der jüngste Spross des Stammes, der einst dem Ahnherrn des Königs durch die Gewalt der Waffen habe weichen müssen, sich sein Reich wieder zu erkämpfen. Ihm erwiedert der König:

> Man erbt nicht, was die Ahnen nicht besassen,
> Nichts blieb von dem, was sein Geschlecht beherrschte,
> Nichts war von dem, was mein Geschlecht gebaut.
> Nicht eine Stadt, nur Mauern fand mein Ahne,
> Das Volk und Reich hat sich mein Stamm gebildet.

Als der Herold sodann auf des Königs Frage, was seinen Sohn befreyen könne, zur Antwort giebt, dass nur das *Scepter* (Lotharios Abtretung des Reiches an Fernando) diesen lösen werde: so würde der König, zur Erhaltung seines Sohns, für sich bereit seyn, diese Bedingung zu erfüllen; allein da er voraussieht, dass diesem das Daseyn ohne die Krone nichts gelten werde: so entgegnet er:

> Er bleibt in Fernandos Hand, bis ihm
> Mein Schwert die Fesseln sprenget —

wird jedoch durch des Herolds Worte:

> Rufe nicht auf die streitbaren Mannen,
> Tritt nicht hinaus in das Schlachtgefild!
> Wenn auf dem Wall eine Lanze klinget,
> Drohend ein Thor aus den Angeln springet,
> So wird des angemassten (?) Prinzen Haupt,
> Wird der Sohn dir durch's Beil des Henkers geraubt.

— die in der That gar wunderlich klingen, und allen tragischen Effect mehr vernichten, als bewirken — gleich wieder in dem kaum gefassten Entschlusse wankend gemacht, so dass er den Herold mit der Antwort entlässt:

> Ritter, bis zur Dämmerung
> Noch Waffenruh, dann wird euch mein Entschluss.

Der König verliert sich hierauf in ein hohltönendes, nichts sagendes Selbstgespräch, und fällt dadurch gleichsam ganz aus seiner Rolle; ja, da es dem Vf. beliebte, hier den Iambus zu verlassen, und den König den Gallimathias, den er ihm in Mund legt, in freyen gereimten Versen sagen zu lassen, wird auch die Einheit der Form auf eine widrige Weise gestört. Das Erscheinen Aurelias im *Hintergrunde* mit Theodor bringt endlich den ganz ausser sich gekommenen König wieder auf andere Gedanken, und muss zugleich den Schluss des ersten Acts herbeyführen; denn indem er sie erblickt und ausruft:

> Ha, sieh! der Rettungsengel schwebt einher;
> Es fallen vom Geiste die ehernen Bande,
> Es weichet der Schrecken erdrückende Nacht u. s. w.

„geht er ihr, die staunend (?) stehen bleibt, mit ausgebreiteten Armen entgegen," und der Vorhang fällt.

Aus der Darlegung dieses ersten Actes nun wird es klar geworden seyn, dass, wenn die Exposition des Stücks auch einige Aufmerksamkeit erregen mochte, alles Interesse doch wiederum durch den äusserst matten Schluss dieses Actes vernichtet wird, so dass man auf den weiteren Fortgang der Handlung eben nicht sehr gespannt ist. Ja man begreift kaum, wie der Vf. der einzigen bedeutenden Person, die bis jetzt auftrat, dem Könige, so wenig Haltung und Consequenz zu geben vermocht habe, dass man aus seinem Benehmen weder klug werden, noch sich desselben erfreuen kann. Erst sprechend und handelnd (wiewohl es zum Handeln eigentlich gar nicht kommt), wie es seinem Range und seiner Würde geziemt, — obgleich er sich auch hiebey etwas zu jugendlich gebehrdet — und dann gleich wieder anders gesinnt, weiss er selbst nicht, wie ihm zu rathen oder zu helfen ist. Noch weniger aber erhellet, wie derselbe in Aurelia einen *Rettungsengel* zu sehen wähne. Denn wenn sie auch später (wie sich aus dem weiteren Verfolg des Stücks ergiebt) vermittelnd zwischen Adolpho und Fernando tritt, und indem sie sich selbst zum Opfer bringt, ersten

aus den Händen ſeines Feindes befreyt: ſo kann doch hievon der König jetzt ſchon eben ſo wenig etwas wiſſen, als es der Leſer auch nur im Geringſten ahnen kann; und ſo iſt denn dieſe Anticipation des Dichters, der freylich wiſſen konnte, was in ſeinem Plane lag, eben weil er ihn entwarf, eben ſo ungeſchickt als gewaltſam.

Der zweyte Act führt uns in des Herzogs Lager, der Adolpho auffodert, ihm in Frieden die Krone abzutreten, und als Freund (wirklich eine eben ſo ſonderbare Zumuthung, als ſeltene Art von Freundſchaft!) von ihm zu ſcheiden. Da Adolpho natürlich nicht darauf eingeht, ohne jedoch auch — ſeltſam genug — Etwas von Bedeutung gegen Fernandos Anſinnen vorzubringen (wie denn überhaupt die ganze Unterredung, wenn man die verſchiedene Lage der beiden Gegner, ihr entgegengeſetztes Intereſſe und feindliches Gegenüberſtehen ins Auge faſst, etwas Fremdartiges und Seltſames an ſich trägt): ſo hebt der Herzog, um jenen zu einem ihm geneigten Entſchluſſe zu vermögen, beſonders den Umſtand hervor, daſs er nicht bloſs ſein Gegner, ſondern zugleich ſein Richter ſey, und daſs ſelbſt Adolphos Tod (wie er ſpäter ſagt) ihn nicht vermögen werde, ſeinen Anſprüchen auf ſeines (Adolphos) Vaters Thron zu entſagen. Seine, etwas zu prahleriſchen Worte ſind dieſe:

Fernando.

Und wird mich deine Opferung beſiegen,
Mein Recht entſeelen, meinen Vorſatz brechen?
Nein! Nein! Und wären Alpen aufgethürmt
Um euern Thron, umarmte ſchützend ihn
Der Ocean, ich *muſs* ihn mir erringen —

worauf er nach der wiederholten Drohung, daſs, wenn des Königs Boten, ſobald die Dämmerung verglommen ſey, noch ſäumten, er Adolphon der „ew'gen Todesnacht" preisgeben werde, abgeht.

Wie jetzt Adolpho allein zurückbleibt, ergreift ihn Sehnſucht und Schmerz um die Geliebte, und er trägt ſeinem Diener Orlando, der bald danach auftritt, auf, der Aurelia (beide nämlich — was hier bemerkt werden muſs — liebten einander, ohne jedoch ihren gegenſeitigen Rang zu kennen, und ohne zu wiſſen, daſs Aurelia, eine Fürſtin Agrigents, von Adolphos Vater, dem Könige Lothario, der ſie heimlich hatte erziehen laſſen, für Adolpho ſchon zur Gemalin beſtimmt worden ſey, wie denn auch natürlich der König ſelbſt nichts von ihrer Liebe zu einander weiſs) ſeinen Tod zu melden, ohne ihr jedoch dabey ſeinen wahren Rang und die Art ſeines Todes zu entdecken.

Doch nicht (*ſagt Adolpho*) wie ich gefallen, werd' ihr kund,
Noch wer in mir verloren ging; der Ritter
Fiel in dem Treffen raſch und rühmlich mit
Dem Namen der Geliebten auf den Lippen,
Das ſey die Botſchaft, Worte gieb ihr ſelbſt.

Dieſer ganze Auftritt hätte dem Dichter, unſerer Anſicht nach, Veranlaſſung genug geboten, ein glänzenderes poetiſches Talent zu entwickeln, als es hier geſchehen, und indem er uns tiefere Blicke in Adolphos Innere thun lieſs, und die entgegengeſetzten Empfindungen der glühendſten Liebe zu der Geliebten und der ſchmerzvolleſten Verzichtleiſtung aufs Leben und ſomit auf alles, was dieſes Schönes und Freundliches bietet, ins hellſte Licht ſetzte, eine groſsartige, ächt tragiſche Wirkung hervorzubringen, ja um ſo mehr, als dergleichen Situationen, wie hier, zu einem höheren Schwunge der Phantaſie gleichſam von ſelbſt auffodern. Weit aber davon entfernt, dieſe ſich darbietenden Mittel zu benutzen, verführt ihn das (freye) Versmaſs vielmehr, wieder einmal recht unbedeutend zu werden, und überhaupt zu einem Wortſchwalle, wo ſich die widrigſten Bilder und geſuchteſten Beywörter beyſammen finden, wie „*die unter dem Salze des Grammes* (ſic!) *erblindenden begeiſternden Strahlen des Auges*", oder: „*die karger als des Himmels Thau unſerer Bruſt fallende Luſt*" und ähnliche.

In der folgenden vierten Scene, wo Aurelia endlich zuerſt auftritt (denn am Schluſſe des erſten Actes erſchien ſie nur, um gleich wieder zu verſchwinden), eröffnet dieſelbe dem Könige, daſs ſie ſeinen Sohn Adolpho ſchon geſehen habe, und indem ſie dabey „der *Ketten* und des *blanken Henkerſchwerts*" Erwähnung thut, blickt ſie der König, indem er in die Worte ausbricht:

Aurelia, wenn du ihn retten könnteſt!

forſchend an. Sie erwiedert:

Ihn retten? deinen Sohn und meinen Bruder,
O bringt es Rettung, nimm mein Leben hin.

Doch der König verwirft alsbald den Gedanken wieder, nämlich ſeinen Sohn durch Aurelia aus der Gefangenſchaft zu befreyen (wie dieſe geſchehen möchte, kann man auch noch immer nicht einſehen).

Ein Opfer du? (*ſagt er*) Nein! Nein, beym Himmel nein!
Ich habe dulden ja gelernt auf Erden.

Ein Ritter meldet jetzt, daſs Fernando zur Unterhandlung nahe. Der König geht ab, und läſst ſomit (ſonderbar genug!) Aurelia allein. Bald darauf tritt jener nun mit Gefolge auf. Aurelia will ſich anfangs wegbegeben; aber — ſie bleibt dennoch, und es entſpinnt ſich jetzt zwiſchen ihr und dem Herzoge ein Geſpräch, das ſich in leerem Wortgefechte durch eine Reihe von Verſen hinzieht. Denn Fernando, der gleich bey ſeinem Auftreten von Aurelias Anblick und Nähe gefeſſelt und bezaubert wird, bittet ſie erſt, weil er „ſein vorig Sinnen, Haſs und Zorn entfliehen und die zarteſten der Seelenſaiten antönen" fühlt, ſich zu entfernen, dann aber, als Aurelia, ihn erblickend, mit den Worten:

Ha! Mörder, wer ertrüge deine Nähe?

ſich von ihm wegwenden will, (was allerdings unter den bewandten Umſtänden das Schicklichſte und Geziemendſte geweſen wäre,) ſo will er ſie wieder nicht fortlaſſen, und weiſs folglich nicht, was er eigentlich will.

Fernando.

Und fliehſt du, muſs ich folgen, wie Planeten
Mit unſichtbaren Ketten an die Sonne
Gebunden ſind, ſo hält beleuchtend mich
Und leitend faſt die Sonne deiner Schönheit!

wo die etwas geschrobne Sprache, die leicht einen falschen Sinn geben könnte, mit Fernandos höherer Gemüthsbewegung entschuldigt werden muss. — Da es so zwischen beiden zu keinem Resultate kommt, muss wieder etwas Zufälliges aus der Verlegenheit helfen. Ein Vorhang nämlich, der bisher den Hintergrund der Bühne bedeckte, wird aufgezogen, und man erblickt den König auf dem Throne sitzen. Jetzt endlich entfernt sich Aurelia, und während der Herzog und König einander entgegengehen, sinkt der (äussere) Vorhang!

Da diesen ganzen zweyten Act hindurch die Handlung im Wesentlichen um keinen Schritt weiter fortgerückt ist, als wo sie sich schon am Schlusse des ersten Acts befand: so zeigt sich darin eine grosse Unbeholfenheit des Dichters, diese rasch und folgerichtig fortschreiten zu lassen; überhaupt aber scheint ihm die Kunst ganz abzugehen, die einzelnen Scenen so innig mit einander zu verknüpfen, dass sich die folgenden zu den früheren immer wie die Wirkung zur Ursache verhalten. Desshalb fehlt es seinem Stücke fast durchgängig an Leben, Handlung und Consequenz, und aller rhetorische Schmuck, den er hie und da anzubringen bemüht ist, kann diesen Mangel der Haupterfodernisse des Drama nicht ersetzen. So geschieht es denn, dass man, anstatt sich für die Personen des Stücks zu interessiren, und auf die Entwickelung desselben gespannt zu seyn, nur Langeweile empfindet. — Aus diesem Grunde, glauben wir, wird man uns eine gleich ausführliche Verfolgung des Einzelnen, wie es bisher geschehen, gewiss gern erlassen, und somit wollen wir denn den ferneren Inhalt des Stücks so kurz, als es nur der Deutlichkeit unbeschadet, geschehen kann, angeben, und unser Endurtheil über dasselbe zuletzt aussprechen.

Bey jener Unterhaltung des Herzogs mit dem Könige kommt es (um es kurz zu sagen,) dahin, dass jener für Aurelias Besitz Adolpho frey geben und ruhig abziehen lassen will. Da nun diese, um so den Geliebten zu retten, in des Herzogs Vorschlag gern einwilligt: so giebt der König, der seines Sohnes Liebe zu Aurelia nicht kennt, dem Herzoge sein Wort, dass ihm deren Besitz unter jener Bedingung werden solle, und hiedurch erhält das Stück zugleich seine Ueberschrift: *das Fürstenwort*. Als Adolpho jedoch, jetzt wieder in Freyheit gesetzt, den ganzen Vorgang der Sache erfährt, und dass er der hochherzigen Aufopferung Aurelias, die aber dadurch zugleich für ihn verloren geht, seine Freyheit zu danken habe, so läfst er Fernando, dem als einem schlechten und feigen Menschen nicht Wort zu halten sey, von seinen Kriegern umringen, und ins Gefängniss abführen. Höchst entrüstet darüber, sein gegebenes Wort auf diese Weise verletzt zu sehen, befiehlt jetzt der König seinem Sohne unter bitteren Vorwürfen, den Herzog in eben dem Gefängnisse, wo Adolpho diesen gefangen hält, selbst abzulösen, und Fernando erhält die Aurelia. Doch als Adolpho hierauf seinem Vater alles entdeckt, und in welchem Verhältnisse er mit Aurelia schon früher gestanden habe: so tritt dieser, um sich so von seinem gegebenen Worte frey zu machen, seinem Sohne Krone und Reich ab, und Adolpho zieht jetzt, sich die Geliebte wieder zu erkämpfen, gegen den Herzog von Neuem aus. Als Adolphos Heer jetzt schon vom Siege wieder gekrönt wird, langt jedoch zugleich die für ihn höchst schmerzhafte und erschütternde Botschaft an, dass Aurelia, die der Herzog auf einem Schiffe sich vorausgesendet hatte, sich ins Meer gestürzt, und so den dadurch beabsichtigten Tod gefunden habe. Adolpho, für den unter diesen Umständen die Herrschaft, ja selbst das Leben, keinen Reiz und keine Bedeutung mehr haben kann, giebt jetzt seinem Vater den Purpur wieder zurück, ersticht sich selbst und reicht im Sterben dem Herzoge, auf dessen Bitte, die Hand zur Versöhnung. Der König aber tritt die Herrschaft des Reiches, die sein Sohn nicht erben kann, an den Herzog ab, und somit endigt das Stück.

Ist dieser Schluss auch nicht gerade von der Beschaffenheit, dass er eine grosse Erschütterung im Gemüthe des Lesers oder Zuschauers zurückliesse: so ist er doch der Würde des Drama angemessen, und in sofern befriedigend, als sich alles durch denselben ohne Zwang und Zufall löst, so dass wir durch die Entwickelung des Stücks einigermassen für die weniger gute Verwickelung desselben entschädigt werden. Uebrigens ist nicht zu leugnen, dass der Stoff dieses Trauerspiels an sich betrachtet, da die historische Wahrheit bey einem Gedichte immer nur als Nebensache erscheint, nicht undramatisch ist, so dass bey einigen Modificationen, und wenn der Vf. die Hauptmomente unverrückt im Auge behalten, und überhaupt das Ganze mehr aus Einem Gusse gleichsam gestaltet hätte, eine ächt-dramatische Dichtung sich daraus hätte componiren lassen. Alles würde dann nicht nur sicherer und folgerichtiger, sondern zugleich auch kräftiger, gedrungener, ja plastischer erscheinen. Denn wie es bey einem Gemälde höchst fehlerhaft wäre, die Figuren, welche dasselbe darstellt, vereinzelt hier und dahin zu stellen, ohne auf eine richtige Gruppirung Rücksicht zu nehmen, und überhaupt den Augen des Beschauers einen solchen Hauptpunct im Gemälde darzubieten, von dem aus sich das Einzelne und Ganze leicht überschauen lässt: so ist es in einem noch höheren Grade an einem dramatischen Gedichte, das wie jedes andere Kunstwerk ein vollendetes Ganzes bilden soll, zu tadeln, wenn irgend etwas den Totaleindruck schwächt, oder wenn eine klare Ueberblickung und Festhaltung des Ganzen nicht möglich ist.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

SCHÖNE KÜNSTE.

Ulm, in der Stettinschen Buchhandlung: *Dramatische Dichtungen* u. s. w. Von *Carl Weichselbaumer* u. s. w. Erster Theil.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von der Charakterschilderung der Personen ist schon oben im Allgemeinen die Rede gewesen, wo wir, besonders in Bezug auf den König, den Mangel an Haltung und Consequenz tadelten. Der am besten gezeichnete Charakter im ganzen Stücke dürfte noch der des Adolpho seyn: er hat die meiste Kraft, Natur und Consequenz. Aurelia, obwohl edel, rein, hochherzig, doch dabey auch fast etwas zu naiv, tritt im Ganzen zu wenig hervor, so dass man ihrer Nähe eigentlich nicht recht froh wird. Daher erregt sie auch nicht dasjenige Interesse, das sie sonst wohl in Anspruch nehmen dürfte. Fernandos Charakter aber ist als ganz verfehlt zu betrachten; ja da er, abgesehen von seinem Werthe als Mensch, nicht einmal einige moralische Kraft besitzt, so taugt er durchaus nicht zu einer tragischen Person.

Die Sprache endlich ist im Ganzen correct, ruhig, edel, und die Verse fliessend; aber, wo der Vf. den Jambus verlässt, und einen höheren lyrischen Schwung nehmen will, werden wir zu sehr an die rohen Erstlings-Versuche jener jungen Dramatiker erinnert, die man am besten mit dem Namen *renommistische* Dichter belegen könnte.

Der Inhalt des zweyten Trauerspiels ist dieser: *Dion*, nach dem Sturze des Tyrannen Dionys Oberhaupt von Syrakus, vermählt seine Tochter Aristomache mit dem Feldherrn Heraklio, um diesen, den er fürchten zu müssen glaubt, dadurch zu gewinnen. Da diese aber heimlich vom Kallippus geliebt wird, so beschliesst derselbe, als er dieses erfährt, den Heraklio zu tödten. Eine nun früher von diesem (dem Heraklio) gegen Dion gestiftete Verschwörung, die er dann aber wieder hatte unterdrücken wollen, giebt dem Kallippus Veranlassung, seinen Entschluss wirklich auszuführen, und unter dem Vorgeben, dass die That zu Dions eigenem Besten geschehen, erzählt er diesem selbst, dass Heraklio durch ihn gefallen sey. Allein mit Abscheu und Verachtung wendet sich der edle Dion von dem Mörder weg, und verbannt ihn nebst seinen Anhängern aus Syrakus; giebt jedoch des Kallippus Bitte Gehör, nur noch einen Tag in der Stadt, und zwar in seinem (des Dion) Hause verweilen zu dürfen. — Unterdessen dringt des Kallippus Bruder, Philostrat, in diesen, den Dion zu ermorden, und so sich selbst zum Herrscher von Syrakus zu machen. Kallippus lässt sich überreden, und ersticht den unbewachten Dion mit dem nämlichen Dolche, den ihm dieser, auf sein Ersuchen, um sich im Nothfall damit vor den Syrakusern schützen zu können, selbst erst gegeben hatte. Die Früchte jedoch, die der Mörder von dieser blutigen That gehofft hatte, geniesst er nicht, da er von dem hereindringenden Klearch, dem Befehlshaber der Leibwache des Dion, selbst mit dem Schwerte durchbohrt wird.

Sehen wir nun auf Anlage und Ausführung dieses Stücks, so scheint uns dasselbe vor dem *Fürstenworte* den Vorzug zu verdienen. Denn nicht nur ist es dem Vf. hier viel besser gelungen, durch unverrückte Festhaltung der Hauptpuncte, auf denen dieses Trauerspiel ruht, eine grössere Einheit des Ganzen zu bewirken, sondern es schreitet auch alles hier viel rascher und lebendiger seinem Ziele zu. Der Ton des Stücks ist, einige allzu heftige und leidenschaftliche Ausbrüche des Kallippus abgerechnet, ruhig, besonnen und dem Wesen der Tragödie entsprechend; und da der Jambus hier durchgängig beybehalten worden, so hat dadurch auch die äussere Form mehr Einheit und Vollendung. Ueberhaupt ist die Diction einfach, klar, kräftig, nicht mit Bildern überladen, aber mitunter schön und blühend. Dass jedoch das Ganze mehr modern als antik gehalten worden, dürfte in sofern wohl etwas zu entschuldigen seyn, als in unserem Zeitalter der Convenienz und Verfeinerung, um nicht zu sagen der Ueberbildung und Verschrobenheit, es allerdings keine leichte Aufgabe ist, sich aus der Gegenwart so heraus zu arbeiten, wie es nöthig ist, um so hohe und reine Gebilde zu schaffen, wie wir sie bey den Griechen bewundern.

Das letzte Stück, das Lustspiel: *die Constellation*, würden wir den besten, die wir besitzen, ohne Bedenken an die Seite setzen, wenn, wie die Intrigue des Stücks gut erfunden ist, und mehrere Scenen viel dichterische

Anlage für Herbeyführung ächt komischer Situationen verrathen, die Lösung des Knotens eben so befriedigend wäre. Diese ist aber so willkührlich und gewaltsam herbeygezogen, dass man mit wahrem Bedauern wahrnimmt, wie der Vf., was er anfangs gut angelegt und durchgeführt hatte, nun gleichsam mit Gewalt selbst vernichtet, anstatt durch einen richtig motivirten Schluss seinem Werke die Krone aufzusetzen. Das Süjet des Stücks ist folgendes: In Violanta, Jacomins Tochter, haben sich Alfons und Minghino sterblich verliebt, ohne dass ihr Vater etwas davon weiss, und sie selbst kennt auch nur den Minghino als ihren Liebhaber. Dieser hat nun Sara, Alfons dagegen Crivello auf seiner Seite, die beide in des alten Jacomin Diensten stehen, und den beiden Nebenbuhlern bey Ausführung ihrer Pläne behülflich sind. Um nämlich Violanten sich nähern zu können, verkleidet sich Minghino als Doctor Bombastus Cistius, (wie ein dritter, etwas steifer und pedantischer Liebhaber heisst,) da dieser, nachdem sein Vater, Pedro Cisti, sich für ihn bey Jacomin um dessen Tochter beworben hatte, Violanten zur Gemalin erhalten soll. Unglücklicher Weise aber kommt der Pseudo-Doctor (Minghino) eben in Jacomins Haus, als kurz zuvor auch der wirkliche Bombastus dort eingetreten war: weiss jedoch seine Rolle so gut zu spielen, dass der alte Jacomin selbst irre wird und, nicht entdecken kann, welcher von beiden der ächte oder falsche Doctor Bombastus sey. (Dieser ganze Auftritt ist ächt komischer Natur und durch Witz und Humor so gewürzt, dass er bey der Aufführung des Stücks eines guten Erfolgs gewiss nicht ermangeln wird.) Er erklärt daher, dass er denjenigen, welcher die heut (d. i. an dem Tage, an welchem die Handlung als vorgehend angenommen wird,) sich ereignende Constellation, die der Doctor prophezeit hatte, entdecken würde, als den ächten Bombastus ansehen werde. Hiebey bleibt es, und die achte Stunde des Abends wird als der Entscheidungsmoment festgestellt. Unterdessen ist aber auch Alfons von dem ganzen Vorgange unterrichtet, und während Bombastus zu der festgesetzten Stunde die Sterne beobachtet, schlüpft er mit Begleitern in Jacomins Haus, und führt Violanta, die auf Minghino gerechnet hatte, schnell davon. Auf Saras Hülferuf kommt nun auch Minghino herbeygestürzt, und eilt auf die Kunde, dass die Geliebte entführt worden, dem Entführer nach, ohne dass der junge Bombastus sich durch alles dieses in seiner Sterngukerey auch nur im Geringsten stören liesse, welche pedantische Ruhe im Gegensatze des geschäftigen Treibens der beiden anderen Liebhaber viel komische Kraft hat, und die Zuschauer unstreitig zu einem recht erquicklichen Lachen hinreissen muss. — Violanta wird jetzt zurückgebracht, und es kommt zu einem Gefecht zwischen Alfons und Minghino, die endlich, wegen des Lärms auf offener Strasse, beide nebst dem daran ganz unschuldigen Bombastus von Häschern abgeführt werden, womit der 2te Act endigt.

Bis hieher ist alles vom Dichter gut durchgeführt, und auch die folgende Verhörsscene thut eine drastisch komische Wirkung: nun aber wird der Knoten nicht aufgelöst, sondern plötzlich durchhauen. Um den Schluss des Stücks herbeyzuführen, lässt der Vf. das Ganze ziemlich unwahrscheinlich durch einen Zufall sich entwirren, und zwar durch einen schon sehr verbrauchten Kunstgriff. Jacomin erklärt nämlich, dass Violanta nicht seine wirkliche Tochter sey, und Vitoria, Alfons Mutter, erkennt sie für die ihrige. Da sie demnach Alfons Schwester ist, so wird dieser mit guter Manier als Liebhaber aus dem Wege geräumt. Minghino bekommt Violanta, damit das Lustspiel als Lustspiel ende, und auch Alfons wird zu guter Letzt noch vom Dichter mit einer Braut bedacht; denn er reicht einer früheren Geliebten, Julie, die während der Duellscene verkleidet in Jacomins Haus gekommen war, seine Hand.

Auch dieses Stück ist in Jamben geschrieben, die so leicht und fliessend sind, wie wir sie in keinem Lustspiele, ausser in *Kleists* zerbrochenem Kruge, gelesen zu haben uns erinnern. Weshalb aber der Vf. dasselbe mit dem Namen eines *romantischen* Lustspiels benannte, ist um so weniger abzusehen, als dieses Beywort hier eben so überflüssig als falsch ist.

Was endlich die am Ende beygefügten *Unterhaltungen* u. s. w. (S. 321—411) betrifft, so haben wir sie mit Vergnügen und nicht ohne Interesse durchgelesen. Denn wenn sie auch nicht als eigentliche *dramaturgische* Abhandlungen, sondern nur als eine gebildete Conversation über das Theater und dessen Literatur anzusehen sind, so enthalten sie doch manche originelle und richtige Ansichten und Ideen über die betreffenden Gegenstände, und die hie und da eingestreuten witzigen und pikanten Bemerkungen zeigen eben so sehr von Geist, als die Darstellung dadurch an Leben und Mannichfaltigkeit gewinnt. Einen Auszug verstatten diese Blätter nicht; wir müssen uns begnügen, alle diejenigen, die sich für die Sache interessiren, auf die Lectüre derselben aufmerksam gemacht zu haben.

=k.

Leipzig, b. Herbig: *Woodstock*, romantische Darstellung aus den Zeiten Cromwells, von *Walter Scott*. Aus dem Englischen von *C. F. Michaelis*. 3 Theile. 1826. 1ster Band. 294 S. 2ter Band. 316 S. 3ter Band. 356 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Alle historischen Romane *Walter Scotts* unterscheiden sich von den übrigen Werken gleicher Gattung durch die Gewissenhaftigkeit, womit der Vf. die historische Wahrheit schont. Dieses Eigenthum der Menschheit zu wichtigeren Zwecken, als dem Zwecke des Ergötzens, darf nicht für diesen angetastet werden. Wohl aber ist erlaubt, durch die Geschichte dem Ergötzen tieferen Gehalt zu verleihen. Einzig hiezu benutzt sie *Walter Scott*. Nie hat er das historische Ereigniss zugestutzt zur Begebenheit eines Romans, die historische Person zum Romanhelden. An sich erhal-

ten in unverletzter Wahrheit, verbindet er jenes seiner Dichtung durch Züge, welche ihm unwesentlich, wesentliche der letzten sind. Sie schlingt sich darum hin, wie ein Kranz; näher gerückt dem Antheile des Lesers erscheint es von ihren Ranken umwunden; es vermengt sein eigenthümliches Interesse dem ihrigen, giebt ihm Bedeutung und Grossartigkeit. Ganz auf dieselbe Art stellen die historischen Personen sich in den Romanen *Scotts* dar. Ihr Charakter, ihr Antheil an den Begebenheiten, die Art dieses Antheils, zeigen sich, wie die Geschichte selbige ausmittelte. Der Dichter bemächtigt sich ihrer nur, sie, in Gemässheit jener Ausmittelung, handelnd oder leidend darzustellen, in Verhältnissen, welche die Geschichte, als unwichtig übergangen zu haben, angenommen werden mag. Hat diese nur einzelne Momente einer Begebenheit, einzelne Züge eines Charakters ergründet und zu ihrem Eigenthum gestempelt; hat sie erste nur als Notiz, letzten als Namen bewahrt: so ergänzt der Dichter die Begebenheit, den Charakter, dichtet die Notiz zum lebendigen Ereigniss, den Namen zur Person. Nimmermehr aber widerspricht seine Dichtung dem historischen Ergebniss. Der einzelne historische Moment erscheint, verflochten in derselben, so unversehrt, als das grössere historische Ganze. Sie widerspricht nicht einmal der Notiz; im Gegentheil weist ihr diese die Bahn, dient ihren Gemälden zum Contour. Durchweg ist das Recht der Geschichte auf das *strengste geschont* bey der reichsten Benutzung ihres Eigenthumes zu Veredelung und Verstärkung des poetischen Interesse. Dasselbe bemerken wir bey *Shakespeare.* Nur ist bey diesem das Geschichtliche vielseitiger noch und reiner in seiner Wesenheit gegriffen, die damit verwebte Dichtung einfacher, der Historie verwandter, als bey *Scott*, wenn schon letzter an Tiefe und Kraft des Vermögens historischer Auffassung, an Charaktere schaffendem poetischem Vermögen seine Zeitgenossen weit überragt, an darstellender Kraft deren ersten beygezählt werden muss.

Es wird Mode in Deutschland, ihn herabzusetzen. Seine Fehler, die eine Zeit hindurch seinen Ruhm vermehrten, indem sie seinen Vorzügen auch bey gewöhnlichen Lesern Eingang verschafften, beginnen jene über Gebühr zu verdunkeln; die gewöhnliche Rache, wenn sich das Gute des Beystandes des Schlechten erfreut. Die Allgemeinheit, ja Flachheit der Charaktere der eigentlichen Helden seiner Dichtungen, die triviale Romanhaftigkeit ihrer Erfindung, werden hervorgehoben; man tastet selbst das Verdienst seiner historischen Charakteristik an. In den ersten Beziehungen ist *Scott* nicht zu vertheidigen. In der letzten seine Vertheidigung zu übernehmen, würde hier zu weit führen. Nur so viel sey bemerkt, dass derjenige, dem die Quellen vertraut sind, aus denen *Scott* schöpfte, seine glückliche Anwendung und Verbindung zerstreuter, trockener historischer Notizen zur Belebung eines historischen Bildes, zu dessen Individualisirung, und den Fleiss bewundern muss, womit er den unwichtigen oder verschleierten Zügen der historischen Charaktere nachspäht, den Scharfblick, womit er sie auffasst, die psychologische Tiefe seiner Benutzung derselben, um jene Charaktere in erdichteten Privatverhältnissen auf eine Art darzustellen, welche den Resultaten der Geschichte Nachdruck giebt; man kann sagen, welche sie bereichert.

An dem vorliegenden Roman haben die Vorzüge vom überragenden Talente des Dichters mehr Theil als dessen Mängel. Die Charaktere Cromwells und Karl des Zweyten, die Oertlichkeiten der Wohnung des ersten im Pallaste zu Windsor, des Schlosses und des alten Parks von Woodstock, sind trefflich aufgefasst, erfunden und dargestellt. Sir Henry Ditchley, Alexie und Albert Lee, Wildrake, Rochecliffe, Joceline Jellicot, erfüllen vollkommen ihre Bestimmung zu Repräsentanten der Massen, welche die Partey der Stuarte bildeten, so wie Tomkins, Pearson, Harrison, die Soldaten, Strickalthrow, Robins u. s. w. vollkommen jene repräsentiren, aus welchen die Macht des Protectors zusammengesetzt war; Markham Lee, Holdenough u. s. w. dagegen die Unabhängigen von beiden Parteyen. Weniger gelungen dünkt uns der Charakter Bletsons. Bey dieser Figur scheinen persönliche Empfindungen, Ansichten, und dadurch erzeugte Schlüsse viel mehr den Pinsel des Dichters geleitet zu haben, als Geschichte und psychologische Abstraction. Die Handlung hat viele bedeutende Momente; doch ist sie im Ganzen schwach und romanhaft. Grossartig ist der Augenblick, in dem Cromwell dem verkappten Kavalier, welchem er den Auftrag zu Ergreifung des flüchtigen Karl des Zweyten anvertraut, dessen Bild zeigen will, und statt seiner das bekannte Gemälde Karl des Ersten von Van Dyck unter den Gemälden umkehrt, welche an den Mauern der königlichen Zimmer im Pallaste zu Windsor, die er bewohnt, umgewendet stehen. Der Eindruck dieses Zufalls auf das Gemüth des Protectors — „der Vorwürfe jenes kalten, doch ruhigen Gesichtes, jenes stolzen, doch klagenden Auges —" ist mit Stärke aufgefasst, ausgesprochen, und mit psychologischer Tiefe benutzt, das ganze Gemüth Cromwells auszusprechen. Mrs. Fairfax, die Lieblingstochter desselben, geht in diesem Augenblick, wie in der Geschichte selbst, an dem Leser vorüber, beruhigend, lieblich, unbestimmt und zu flüchtig. Auch die Scene vom Einsturz des Rosamundenthurmes, die vom Duell zwischen Rochecliffe und Wildrake im Park zu Woodstock sind meisterhaft, jede in ihrem ganz verschiedenen Charakter. Die Spukereyen in Woodstock nehmen unverhältnissmässigen Raum ein. Ihr Zusammenhang ist dem Leser vom Anbeginn klar. Dass Markham Lee ihn nicht errathen darf, bringt den Verfasser hinsichtlich dieses Charakters ins Gedränge. Er hilft sich als ein entschlossener Mann, opfert den Scharfsinn des Helden seines Romans seinem Romane, und rettet das Interesse des Lesers für jenen durch Entschlossenheit und Biederkeit, womit er ihn ausrüstet. Nicht minder ist es ihm geglückt, die Fehler Karl

des Zweyten darzustellen, ohne den Antheil für ihn und seine Sache dadurch zu schwächen. Das letzte bewirkt er vorzüglich durch die in jene verflochtenen Personen. Sir Henry Ditchley, Alexie und Albert Lee, Markham, Phoebe Maiblume, Jelicot Joliffe, und nicht weniger der herrliche Hund Bevis, würden jeden Menschen für jede Sache interessiren, welche zum Theil die ihre wäre. Der joviale Taugenichts Wildrake, Rochecliff, der stets überlistete Schlaue, verderben nichts am Antheil des Lesers für die in Frage stehende Begebenheit. Beide Charaktere haben überaus viel Humor, besonders ist der letzte derselben geistreich erfunden, neu, und zeugt von der vertrautesten Bekanntschaft mit der Geschichte.

v. Klg.

Braunschweig, b. Vieweg: *Drey Tage aus dem Lebenslaufe eines Spielers.* Dramatisches Gemälde in drey Abth., nach dem Franz. bearbeitet von *Theod. Hell.* 1830. 243 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Melodrama hat nur zwey Gesetze: *Natur* und *Wirkung*; es erfüllt die Bestimmung seiner Gattung, wenn es diesen Gesetzen genügt; das „Wie“ ist gleichgültig. Das vorliegende Drama gehört zu dieser Gattung, und ist in derselben ein musterhaftes Stück; nach Gesetzen des Drama beurtheilt, würde es sich mehrere schwere Anklagen gefallen lassen müssen. Das Laster, das es schildert, kann nur dem Melodrama, niemals dem Schauspiel zum Gegenstande dienen; denn das Schauspiel stellt Schwächen und Intriguen dar, nicht Laster. Diese Schilderung ist so treu und naturgemäss, dass eine grosse Wirkung daraus hervorgeht, ungleich bedeutender, als die des verwandten Schauspiels von *Iffland.* Es ist vor allen Dingen auf die Erschütterung des Lesers angelegt, und die dreyfache Katastrophe in jeder der drey Abtheilungen des Stücks erreicht diesen Zweck vollkommen. Den ersten Act schliesst der Fluch des sterbenden Vaters über den Spieler, den zweyten Freundesmord und Flucht, den dritten endlich der Untergang des Lasterhaften im Brand seiner elenden Hütte, eben als er zum Werkzeug des Mordes an seinem eigenen Sohn werden will. Alles ist freylich auf die äusserste Spitze gestellt, aber die Zeichnung der Charaktere ist wahr und die Begebenheiten sind, bis auf die Schlusskatastrophe, möglich. Es ist ein schauervolles, aber treues Gemälde, das im Einzelnen überraschende und fein beobachtete Züge entwickelt. Dahin gehört z. B. das Project der beiden Bettler, Behlen und Warning, aufs unfehlbarste Millionen zu gewinnen, im III Act. Nur der Schluss ist naturwidrig und gänzlich unwahrscheinlich, wiewohl er erschütternd ist.

Die deutsche Bearbeitung ist so gut, wie die Arbeiten dieses Uebersetzers es zu seyn pflegen; die Sprache ist rein und natürlich, und verräth den fremden Ursprung wenig. — Der Druck ist elegant.

zwz.

Stuttgart, b. Löfflund und Sohn: *Dramatische Versuche.* Von *C. G. Hölder.* I Bändchen. Enth.: *Liebe und Grossmuth.* Schauspiel in 5 Acten. *Der Zerstreute.* Lustspiel in drey Aufzügen, und *Wiederfinden*, Schauspiel in 5 Aufzügen. 1830. 460 S. 8. (2 Rthlr.)

Es ist ein trauriges Ding um Lustspiele ohne Lust: sie sind wie Opern ohne Musik, wie Blumen ohne Geruch und Farbenschmuck. Die vorliegenden gehören zu dieser Gattung: sie erreichen *kein* Ziel, auch nicht einmal das, Bilder aus dem wirklichen Leben treu darzustellen. Offenbar hat der Vf. sich diejenigen Lustspieldichter zu Vorbildern gewählt, welche am Schluss des vorigen Jahrhunderts die Gattung des bürgerlichen Schauspiels zu Ehren brachten. Allein *Iffland*, *Schröder*, *Weisse* u. A. verstanden wenigstens, Situationen zu wählen, die an sich neu und anziehend erschienen; jetzt ist dieses Magazin von Stoffen ausgebraucht, und es kann kein Verdienst mehr seyn, dieselben Situationen, die sie kräftiger und wahrer gezeichnet haben, noch einmal zu copiren. Die ganze Gattung ist überhaupt schon ein Irrthum; allein, wenn ihr vollends Geist und Neuheit fehlen, so wird sie völlig ungeniessbar. Diess ist der Fall mit den dramatischen Versuchen des Vfs. Im Schauspiel entbehrt er der erfindenden Kraft, im Lustspiel der „*Vis comica*“; die Gegenstände stellen sich ihm farblos und fade dar, und seine breite, ungelenkige Sprache lässt sie noch matter und farbloser erscheinen.

„*Liebe und Grossmuth*“ ist ein völlig spiessbürgerliches Schauspiel, in dem ein verkannter Hofrath sich in Grossmuth überbietet, und seinen Lohn dafür empfängt. — Der *Zerstreute* ist ein etwas besseres Bild. Der in seiner Wissenschaft vertiefte und alles Uebrige vergessende Gelehrte erscheint hier in einigen, zwar geschmacklos erwählten, aber doch ziemlich lebhaften Situationen. Hier ist Einiges neu und gut. Doch im „*Wiederfinden*“ feiert die Gewöhnlichkeit wieder ihren Triumph: keine Art von Talent wird darin sichtbar. — Die Diction des Vfs. ist von einer für das Lustspiel verderblichen Breite und Schwerfälligkeit, und keinesweges rein. Die Personen reden im Curialstil, oder wenigstens, wie in höflichen Briefen. Jugend, Frische und Laune fehlen gänzlich, nur der gute Wille bleibt übrig; etwas, womit sich die Kunst jedoch niemals befriedigt hat. — Der Druck ist correct.

zwz.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 3 2.

THEOLOGIE.

1) Heidelberg, b. Winter: *Die Sittenlehre des evangelischen Christenthums, als Wissenschaft,* von D. *Friedr. Heinr. Chr. Schwarz,* Grossherzogl. Bad. Geh. Kirchenr. und ord. Prof. der Theol. zu Heidelberg. Zweyte Auflage. 1830. VI u. 326 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Göschen: *Handbuch der christlichen Sittenlehre.* Von Dr. *Christoph Friedrich von Ammon.* 1 Band. 1823. XXVI u. 480 S. 2 Band. 1826—1827. 1ste Abth. XX u. 299 S. 2te Abth. 280 S. 3 Band. 1829. 1ste Abth. 236 S. 2te Abth. mit Register VI u. 339 S. gr. 8. (6 Rthlr. 4 gr.)

Beide ehrwürdige Männer haben den Zweck, das Christliche in der theologisch-evangelischen Moral wieder mehr hervorzuheben. Zu dem *Schwarzischen* Lehrbuche (No. 1) gehört noch ein zweyter Theil, welcher besonders verkauft wird: *Die Sittenlehre zur Selbstbildung, oder das Hausbuch.* Dieser 2te Theil, der zwar gute Gedanken enthält, aber aus einzelnen unzusammenhängenden Abhandlungen besteht, und nicht zunächst für die Wissenschaft bestimmt ist, kann hier ausserhalb der Grenzen der Beurtheilung bleiben. Sonst ist auch in der 2ten Auflage des ersten Theils die Erwartung nicht befriedigt worden, welche der Titel erregt hatte. Eine wissenschaftliche, evangelisch-christliche Sittenlehre soll nicht bloss die exegetischen Resultate, welche für die Moral aus der Bibel gewonnen wurden, systematisch aufführen und durch richtige Schlüsse zu einem Systeme ergänzen, sondern auch das System der Moral nach den symbolisch ausgesprochenen Principien der evangelisch-protestantischen Kirche, zum Unterschied von der Moral anderer christlicher Kirchen und Parteyen, darstellen und kritisch erläutern. Das Erste ist hier nach der Ueberzeugung des Herrn Geh. KR. D. *Schwarz* geschehen, und er spricht sich mit Begeisterung über die Göttlichkeit des Christenthums aus. Das Andere ist vermuthlich deshalb unterblieben, weil der Vf. die Meinung begünstigt, dass in der Moral die Verschiedenheit der Ansichten nicht so gross sey, als in der Dogmatik, und dass man heutzutage überall das Rein-Evangelische in der Moral berücksichtige. Aber die Kirchengeschichte und die Erfahrung lehren das Gegentheil, und der Vf. selbst stellt die Moral auf gleiche Linie mit der Dogmatik, und verlangt für die letzte auch eine kirchliche Tendenz. Es ist freylich nicht leicht, eine comparativisch-symbolische Moral aus den Quellen zu entwerfen, und nach ihren Resultaten in der systematischen Moral das evangelisch-protestantische festzuhalten, und gegen die Anmassungen jesuitischer Umtriebe (besonders in Deutschland) geltend zu machen. Dazu gehört eine grosse Menschenkenntniss und ein ununterbrochenes, gründliches Studium, auf die Gefahr hin, von den beiden Parteyen und Extremen gänzlich verkannt zu werden, über welche Verkennung auch der würdige Veteran *Schwarz* selbst Vorr. IV sich äussert: „Nicht kümmert ihn übrigens das Geschrey der neuesten Zeloten, welche mit ihrer Losung „mystisch!“ das Evangelium leicht in Verruf bringen.“

Doch wir kommen zur wissenschaftlichen Leistung des Vfs., die wir nur in Bezug auf das Exegetische, dann auf das Theologisch-Doctrinelle (in christlicher und philosophischer Hinsicht) anerkennen. Wir sind damit einverstanden, dass (nach S. 45) „nur durch die Gotteserkenntniss das wahrhaft Gute erkannt werden kann, und zwar zugleich als das, was gewählt werden *soll*, indem da eine Nöthigung durch das Gewissen sey für die Freyheit, und dass von diesem Bewusstseyn die christliche Ethik ausgehe.“ Es ist die Lehre des Apostels Paulus Röm. 1 und 2, die den Willen Gottes als das Gesetz für unseren Willen aufstellt, und fodert, dass wir uns nach demselben *selbst bestimmen* sollen, um das zu bewirken, wozu uns Gott bestimmt hat. Und die christliche Ethik ist nicht etwa eine Sammlung von einzelnen sittlichen Lehren Christi, sondern sie ist auch auf den Glauben an die Offenbarung Gottes durch den Welterlöser gestützt (S. 44). In seiner Lehre, in seiner Person und in seiner Geschichte ist uns die Offenbarung des göttlichen Wesens gegeben, damit er in dem Christen lebe. Christus ist das Princip der christlichen Sittlichkeit (S. 39), was nun freylich in den einzelnen Lehren näher nach dem Vorbilde Christi hätte bestimmt werden sollen. Die alten Theologen sagten: *„omnis Christi actio est nostra imitatio“*, mit Ausnahme weniger Verhältnisse; aber hier ist die Pflichtenlehre nach dem angegebenen Princip nicht durchgeführt, und selbst für ein Compendium viel zu kurz behandelt. Die Tugenden werden S. 275 eingetheilt 1) in Trefflichkeit durch Selbstbeherrschung des sinnlichen Selbst, und des übersinnlichen Selbst, 2) in Frömmigkeit durch Glaube, Liebe und Hoffnung, und 3) in Rechtschaffenheit, als

Gerechtigkeit, Güte und Menschenfreundlichkeit. Dieses stimmt mit dem christlichen Grundsatz Matth. 22, 37 ff. im Ganzen überein; nur dass Christus mit Recht die Selbstpflichten erst nach den Pflichten gegen Gott und gegen den Nächsten setzt. Es ist aber schon der Grundsatz des A. T. — Lev. 19, 18. — Und doch theilt der Vf. (nicht wissenschaftlich) die Pflichten auch wieder in die der *ersten Tafel* und in die der *zweyten Tafel*. In der Bibel steht nicht, dass auf der ersten Tafel die Pflichten gegen Gott oder die drey (nach den reformirten Katechismen die vier) ersten Gebote standen, auf der zweyten Tafel die Pflichten gegen andere und gegen sich selbst (als die übrigen Gebote), wie schon *Joh. Georg Walch* in der *Introd. in libros eccl. luth. symbol.* S. 655 bemerkt. Nach dem Raume zu urtheilen, den die ersten Gebote Ex. 20 im Verhältnisse zu den übrigen einnehmen, musste davon noch Vieles auf die zweyte Tafel kommen. Eben so wenig wird man die trichotomischen Eintheilungen des Vfs. in seinem Lehrgebäude billigen können. Er spricht I) von dem göttlichen Gesetze, 1) von dem Gewissen, 2) von dem Gesetze, 3) von den Pflichten, II) von der Gesinnung des Christen, 1) von der Freyheit, 2) von dem Charakter, 3) von der Tugend, III) vom höchsten Gute, 1) das Gute, 2) die Güter, 3) das Reich Gottes. Aber die Lehre vom höchsten Gute kann nicht das Letzte, sondern muss das Erste seyn, und der Vf. selbst gründet die Moral auf die Religiosität. Das Eintheilungs-Fundament ist nicht ganz klar. Selbst *Krug* und *Hegeln* gelangen ihre trichotomischen Abtheilungen nicht; denn diese erfodern zwey absolute (wirkliche oder logische) Gegensätze, und als Drittes eine Vereinigung in zwey relativen Gegensätzen, welche wieder in zwey Gliedern mit Rückbeziehung auf den ersten und zweyten Theil durchzuführen und mit dem Indifferenz-Puncte zu schliessen sind. Doch diess zur Form! Möchte der Inhalt in den künftigen Ausgaben des vorliegenden Buches reichhaltiger und erschöpfender seyn!

Reichhaltiger ist Nr. 2, ein Werk, das sich freylich als ein Handbuch ankündigt. Und man muss es dafür gelten lassen, ob es gleich im äusseren Umfang dem *Reinhard'schen* nicht gleich kommt, nicht einmal dem *De Wette'schen*. Von dem berühmten Vf. liess sich im Voraus viel Treffliches hier erwarten. Doch theilt sein Handbuch mit dem *Schwarzischen* Lehrbuche den Fehler, dass es das symbolisch-ethische Element der verschiedenen christlichen Parteyen im Verhältniss zu der evangelisch-lutherischen und überhaupt protestantischen Lehre zu wenig berührt. Eine theologisch-christliche Moral soll auch ein kirchliches Interesse haben. Zwar sagt Hr. D. *v. Ammon*, III, 2, S. V der Vorrede: Die Christen sollen keine eigenthümliche katholische, protestantische, unirte, oder nicht unirte Moral haben; die christliche Sittenlehre muss darauf ausgehen, diese Sonderbarkeiten zu vertilgen u. s. w. Aber wir finden sie hier nicht vertilgt, weil keine besondere Rücksicht auf römische, griechische, socinianische, herrnhuthische, methodistische, arminianische, mennonitische, quäckerische, moralische Dogmen genommen ist. Eine solche Rücksicht würde gewiss die moralische Menschenkenntniss vermehren, und wäre gerade durch die Bearbeitung des Vfs. anziehend geworden.

Wir wenden uns aber zu der biblisch-christlichen Tendenz des Werkes. Es ist diese, die Lehren der Moral auf das, aus der göttlichen Idee, wie sie durch den Erlöser der Welt in uns vermittelt wurde, abgeleitete *Princip der Wahrheit* zu gründen, und sie in dem Zusammenhange, in welchem sie in das Leben eintreten, darzustellen. In dem Christenthume, dessen Grundidee dem Vf. die Lehre von dem Reiche Gottes oder einer moralischen Weltordnung ist, findet er das Problem vorzugsweise gelöst, weil es die beste und heilsamste Anstalt Gottes auf Erden sey, die Menschen zur Erkenntniss der Wahrheit in ihm, und ihrer Verwirklichung im Leben, als zu ihrer Bestimmung zu führen. Rec. findet nur die Idee der moralischen Weltordnung (besonders im Sinne *Fichte's*) nicht identisch mit der Idee des Reiches Gottes, und die Auffoderung des Apostels Paulus, der Wahrheit zu gehorchen, ist ein formaler Grundsatz, aber nicht das höchste Princip der Moral. Denn was ist nun wieder Wahrheit? Und wie willkührlich pflegen Menschen sie zu fassen, wo die Neigung sich einmischt! Dem Apostel Johannes ist das Thun der Wahrheit so viel, als Werke in Gott thun, und diese soll der Erlösete thun nach dem Vorbilde Christi und als Miterlöseter. Am scharfsinnigsten sind die Untersuchungen des Vfs. über das Sittengesetz, das höchste Gut und über die Freyheit ausgefallen. Der Vf. vertheidigt mit Recht hier einigermassen die alte kirchliche Ansicht. Nach unseren symbolischen Büchern ist das *liberum arbitrium* des Menschen keinesweges eine absolute Sich-Selbst-Bestimmung *in rebus spiritualibus*. Es ist nur noch eine *libertas moralis* zu einer natürlichen Tugend in dem Menschen vorhanden, so lange er nicht durch das Christenthum bekehrt ist, obgleich Hr. D. *Ammon* noch eine *libertas in rebus spiritualibus* I, S. 119 annimmt. Möchte diess der würdige D. *Bretschneider* bedenken, gegen welchen die Vorrede zu II Bd. 1 Abth. gerichtet ist, und welcher in symbolischer Hinsicht diese Sache längst selber gründlich eruirt hat! Das Urtheil des Hn. D. *Ammon* über die Offenbarung der Glaubens- und Sitten-Lehre im A. T. ist noch immer ein ungünstiges. Von dem Vertilgungs-Kriege durch die Schärfe des Schwertes, 1 Sam. 15, 8, urtheilt derselbe III, 2, S. 61, dass die Moral ihn verwerfe, weil solche Grundsätze im N. T. nirgends gebilligt würden, und eine wahrhaft religiöse Moral nur den Befehl für wahrhaft göttlich zu erkennen vermöge, welcher *die Probe des Rechts* und *der Sittlichkeit* aushält. Bisweilen ist das alttestamentliche Element nicht exegetisch richtig dargestellt. S. S. 221 ebendas. Hier wird von dem Ehebruch des Mannes und des Weibes im weitesten Sinne gesprochen, und doch behauptet, dass Moses dieses Verbrechen mit der Todesstrafe bedroht habe. Auch gegen die Darstellung des philosophisch-christlichen Elementes liesse sich hie und da Einiges einwenden, z. B. I, S. 277 ff., wo Bestimmungsgründe und Beweggründe sittlicher Handlungen unterschieden, jene auf die absolute Achtung des Gesetzes, diese auf die Neigung an einem Gute

bezogen werden. Der Sprachgebrauch unterscheidet aber Beides nicht so. Denn man spricht von reinen und sinnlichen Beweggründen, oder Bestimmungsgründen.

Doch was sind diese kleinen Ausstellungen gegen die Gediegenheit des Werks im Ganzen, gegen die Klarheit, Popularität und Bestimmtheit, gegen die grosse Menschenkenntniss und Belesenheit in der Literatur aller Zeiten, womit hier 1) die Nomothetik, als die Lehre von der Freyheit, der Bedingung des Gesetzes, von dem Sittengesetze und von dem höchsten Gute, auch von der Sittlichkeit der Handlungen und ihren Bewegungsgründen, 2) in der moralischen Anthropologie von der sittlichen Natur des Menschen, von den allgemeinen Veränderungen des menschlichen Willens und von der Besserung des Willens, 3) in der besonderen Pflichtenlehre, von den vorbereitenden, dann unmittelbaren und mittelbaren Religions-Pflichten, hierauf von den Selbstpflichten (in Rücksicht des Lebens, der Persönlichkeit, der Cultur und der Selbstbeglückung), endlich von den Nächsten-Pflichten in eben diesen Hinsichten, im Allgemeinen, und insbesondere von den Pflichten der Obrigkeiten und Unterthanen, der Ehegatten und Unverehelichten, von den Pflichten der Familie, der Freunde und Wohlthäter gehandelt wird. Nicht zu billigen ist es, dass bloss in einem Anhange von der moralischen Stellung des Menschen gegen die Thiere gehandelt wird. Denn entweder gehört *die Behandlung* der Thiere (und überhaupt der *vernunftlosen Schöpfung*) zu den Pflichten, oder nicht. Im ersten Falle muss sie eine Unterabtheilung im Systeme ausmachen, im anderen Falle muss sie unter einer anderen Pflicht, z. B. als eine Sache der Klugheit oder der Religiosität, aufgeführt werden. Sie ist aber allerdings als eine besondere Pflicht aus den Pflichten gegen Gott und zugleich aus den Pflichten gegen die Menschen (und uns selbst) zu deduciren, wie es Ex. 20, 10. V. 17 angedeutet wird. Zu kurz ist die Lehre von der Ausbildung der Seelenkräfte ausgefallen, was von der Eintheilung der Selbstpflichten nach den Hauptpuncten des Lebens, der Persönlichkeit, *der Cultur* und der Selbstbeglückung herrühren mag. Es ist auch nicht wohl abzusehen, wie die Rubriken: Luxus, Schminken, Schauspiele, Tanz u. s. w. unter den Begriff der Glückseligkeit gestellt werden können. Die Eintheilung nach Eintheilungs-Gründen scheint die schwache Seite des Werkes zu seyn. Ist sie hier zu einfach und etwas willkührlich, so ist sie bey *Reinhard* dagegen zu *künstlich* und zu mannichfaltig. Besonders ausführlich ist *der Vf.* in der Behandlung der Nächstenpflichten, z. B. der *Wahrhaftigkeit*. Freymüthig ist die Abhandlung über den Despotismus, den weltlichen und geistlichen u. s. w. Zu kurz ist die Vaterlandsliebe berührt. Wohl hätte auch die Ascetik, oder die Lehre vom Gebrauche der Tugendmittel, einen eigenen grösseren Theil auszumachen verdient, wie sie in *Reinhard's* Moral einen Haupttheil ausmacht. Während die katholischen Schriftsteller auf Casuistik und Ascetik zu viele Mühe verwenden, werden beide bey den Protestanten häufig nur nebenbey berührt: doch ist hier bey einzelnen Tugenden die Art ihrer Uebung durch die Erleichterungsmittel berücksichtiget. Auf die moralische Dogmengeschichte ist zwar in der Einleitung, wie auf die specielle kirchliche Moral, im Allgemeinen Rücksicht genommen; aber in der Folge wird selten mehr etwas dahin Gehöriges erwähnt. Es soll freylich dieses Element bey einer systematischen Moral nicht vorherrschen, wie z. B. D. *De Wette* in seiner Sittenlehre dieser Geschichte der Moral zwey Theile (die Hälfte seines ganzen Werks) gewidmet hat; aber wie der Dogmatiker über den Resultaten der Exegese, Symbolik und Dogmengeschichte bereits stehend und waltend, sie zur Erläuterung überall sogleich beyzuziehen weiss, so auch der systematische Moralist. So wird es gewiss in dem vorliegenden Werke I, S. 118 ff. die meisten Leser anziehen, dass in der Lehre von der natürlichen Freyheit des Menschen des Kirchenvaters Augustin etwas ausführlicher gedacht wird, wobey die extremischen Vorstellungen desselben gemissbilligt sind.

Druck und Papier des Werkes sind gut. Druckfehler hat Rec. nicht wenige in den griechischen Wörtern gefunden.

X.

LEIPZIG, b. Vogel: *Ueber die unveränderte Geltung der Augsburgischen Confession in der protestantischen Kirche und über die Unterdrückung des Rationalismus von Rechtswegen.* Eine Vorlesung von Dr. *Carl Friedrich August Fritzsche*, ordentl. Prof. der Theologie und zeitigem Decan der theologischen Facultät zu Rostock. 1830. 72 S. 8. (9 gr.)

Die zufällig verspätete Anzeige dieser kleinen Schrift muss um so mehr in unseren Blättern nachgeholt werden, da unlängst ein anderer Recensent bey der Beurtheilung einer neueren Schrift desselben Vfs. (Ergänz. Blätter No. 5) sich auf jene bezogen hat.

Der Vf. beantwortet die Frage: ob denn wirklich die erste Bekenntnissschrift unserer Kirche durch den Rationalismus factisch ihrer Geltung beraubt worden sey, und ob die Geltung unserer *Augustana* je aufhören könne, wenn unsere Kirche bleiben solle, was sie ist. Es wird des Unrechts gedacht, welches Rostocker Theologen den Hallischen in alter Zeit angethan haben. *Fecht* habe sogar das *b.* (*beatus*) vor *Speners* Namen nicht dulden wollen, weil er es für unziemlich hielt, einen solchen Häresiarchen *selig* zu nennen, und diess in einer unter seinem Vorsitze öffentlich gehaltenen Disputation: *De beatitudine in Domino defunctorum* vertheidigt. Die Augsburgische Confession und die symbolischen Bücher überhaupt sollten nicht Lehrnorm, oder wohl gar Glaubensnorm der Lutheraner seyn, wofür sie die Unkunde und hierarchisch-papistische Anmaasung der Pietisten neuerdings ausgegeben habe. — Die Kirchenbeamten als solche ständen zu den symbolischen Büchern in einem ganz anderen Verhältnisse, als die Universitätslehrer, mit denen sie als Schriftsteller völlig gleiche Rechte hätten, und wären verpflichtet, das Evangelium in soweit nach den symbolischen Büchern vorzutragen, als sie diese bey gewissenhafter Prüfung mit der heil. Schrift im Einklange fänden, etwanige Irrthümer in denselben stillschweigend zu berichtigen; aber es sey ihnen durchaus nicht erlaubt, gegen die symbolischen Bücher oder wohl gar gegen die heil. Schrift selbst

in ihren populären Vorträgen zu polemisiren. Anders verhalte es sich mit den akademischen Theologen, denen vollkommene Lehrfreyheit gestattet werden müsse. Damit theologische Streitigkeiten, welche doch das Volk nicht beurtheilen könne, und welche mit der Praxis in einem oft nur zu entfernten Zusammenhange stehen, nicht zum Nachtheile des religiösen Lebens unter den ungebildeten Ständen verbreitet werden, sollen theologische Vorlesungen lateinisch gehalten, und theologische Schriften lateinisch geschrieben werden. (Nur von wissenschaftlichen theologischen Schriften kann hier die Rede seyn. Aber diese wird, wenn sie auch in deutscher Sprache geschrieben sind, der Nichttheolog nicht leicht lesen, oder sie doch bald wieder aus der Hand legen. — Und dadurch kann nicht verhütet werden, dass theologische Streitigkeiten, wie diess in den Predigten der Neuevangelischen geschieht, durch populäre religiöse Schriften, oder wohl gar durch Romane unter das Volk gebracht werden.) S. 27 tritt der Vf. der Beantwortung der vorhin angegebenen Frage näher. Er behauptet gegen Hn. Dr. *Ullmann*, dass Rationalismus und Supernaturalismus sich durchaus nicht vereinigen lassen, da jener in Sachen der Religion die *Vernunft* in höchster Instanz entscheiden lasse, dieser aber *das Wort Gottes in der heil. Schrift.* (Aber räumt nicht auch der Supernaturalist der Vernunft die erste Stelle ein, in sofern er doch eine offenbar unvernünftige Meinung, wenn sie auch in der heil. Schrift stände, nicht als wahr und göttlich würde gelten lassen? — Nach Rec. Ansicht gehört es durchaus nicht wesentlich zum Rationalismus, die eigenthümlichen Lehren des Christenthums oder die Wunder entschieden zu verwerfen; er kann sie immerhin gelten lassen, ohne dass er darum aufhört, Rationalist zu seyn. Das Wort Gottes in der Schrift kann doch nicht darum für wahr und göttlich gehalten werden, weil es geschrieben steht, sondern weil es die höchsten Foderungen der Vernunft befriedigt. Finden wir diese Befriedigung bey den meisten Lehren, so können wir hoffen, dass wir sie auch bey denjenigen, die wir uns bis jetzt noch nicht anzueignen wissen, künftig noch finden werden, da sich wohl kein Sterblicher herausnehmen wird, zu behaupten, dass die Vernunft in ihm die höchste Ausbildung erhalten habe. Beide, Supernaturalisten und Rationalisten, sind darin einig, dass das Christenthum von Gott sey. Ob mittelbar oder unmittelbar, wer will darüber entscheiden? — Was den vorgeblichen Gegensatz zwischen der Vernunft in höchster Instanz und dem Worte Gottes in der heil. Schrift betrifft, so möchten wir mit Hn. *Germar* (Beytrag zur allgemeinen Hermeneutik. Altona 1828) behaupten, dass beide mit einander in Wechselwirkung stehen, und zwischen dem Worte Gottes in der Vernunft und dem Worte Gottes in der Schrift kein wahrer Widerspruch Statt finden, sondern der erscheinende Widerspruch nur in einer mangelhaften Interpretation seinen Grund haben könne. Wäre es auch möglich, dass auf historischem Wege der göttliche Ursprung einer Religionsurkunde bis zur höchsten Evidenz erwiesen werden könnte, so könnte es doch Niemanden zugemuthet werden, eine unsittliche Vorschrift als geoffenbart anzunehmen; er müsste in diesem Falle zur moralischen Interpretation seine Zuflucht nehmen. Hr. *Fr.* kündigt sich selbst als Supernaturalisten an, aber S. 40 behauptet er, dass jeder, der sich von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums vollkommen überzeugen wolle, sogar *genöthigt* sey, den Inhalt der heil. Schrift nach Vernunftgründen zu prüfen, und dass das Christenthum nur wegen seiner hohen Vorzüge vor Judenthum und Muhamedismus die gerechtesten Ansprüche habe, als göttliche Offenbarung von uns anerkannt und verehrt zu werden. Ist das nicht völlig rationalistisch? Wäre wirklich der Gegensatz zwischen Rationalismus und Supernaturalismus so gross, wie man ihn sich vorstellt, wie wäre es auch möglich, dass, wie S. 41 behauptet wird, der ganze Unterschied, wenn man auf die praktischen Resultate sieht, ohne alle Bedeutung sey? Da der Vf. die bekannte Schrift des Hn. Dr. *Baumgarten-Crusius* anführt, so wundert es uns, dass diese auf sein Urtheil durchaus keinen Einfluss gehabt hat.) — Sehr richtig ist S. 35 die Behauptung, dass der Geschichte zufolge die Theologen sich nicht dem Rationalismus zuwendeten, um das Evangelium und die symbolischen Bücher zu bekämpfen, sondern dass sie, um das Evangelium im Ansehen zu erhalten, und den symbolischen Büchern, wenigstens dem Geiste nach, ihre alten Rechte zu sichern, da sich nun einmal ihr Buchstabe nicht mehr halten liess, den Supernaturalismus allmälich in Rationalismus verwandelten. Auch darin ist Rec. mit dem Vf. vollkommen einig (S. 42), dass in dem praktischen Volksunterrichte Supernaturalismus und Rationalismus sich als blosse Schulsysteme, folglich als einseitige und unvollkommene Auffassungen des Christenthums erweisen. — Wenn S. 58 *Tzschirner*, *Röhr* und *Schuderoff* als Beyspiele angeführt werden, wie trefflich und salbungsvoll auch rationalistische Prediger an heiliger Stätte sprechen, so bemerken wir, dass der selige *Tzschirner*, wie auch aus seiner nachgelassenen Dogmatik erhellt, sich zum Supernaturalismus bekannt hat, obgleich ihn die evangelische Kirchenzeitung schwerlich als ächten Supernaturalisten gelten lassen wird. S. 65 heisst es, dass die Verfinsterer als ächte Hierarchen sich *Alles* und mit der Zeit auch *die Fürsten und Gewalten* dienstbar machen wollen, und S. 67, dass wirklich *revolutionär* die Wendung der evangelischen K. Z. sey, das Volk in die theologischen Zwiste zu ziehen, den Laien die Entscheidung über die vorhandenen dogmatischen Differenzen anheim zu geben. Wie diese gewöhnlich urtheilen, davon führt der Vf. einige wahrhaft komische Beyspiele an. S. 70 werden die Herrn Gerichtsdirector *von Gerlach* und Dr. *de Valenti* zu Aufsehern der theologischen Facultät in Halle vorgeschlagen, denen man noch einen Stellmachermeister, einen Schneidermeister und einen Schnapsschenker und Tractätchenaustheiler, die man in öffentlichen Blättern als Säulen der neuen Kirche nenne, zu Adjuncten geben könne. Dabey wird Hr. Prof. *Guericke* sehr scharf, aber nicht unverdient getadelt, und auch Hr. Consistorialrath *Tholuck* kommt nicht besser weg. Hoffentlich werden nunmehr diese gegenseitigen Anklagen und Beschuldigungen bald ihr Ende erreichen.

SMNS.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: *Wallace.* Ein heroisches Trauerspiel von fünf Aufzügen, von *Joseph* Freyherrn *von Auffenberg*, Lieutenant der Grofsherzoglich Badischen Garde zu Pferd. 1819. 192 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Karlsruhe, b. Groos: *Alhambra*, dramatisches Gedicht in drey Theilen, von *Jos.* Freyh. *von Auffenberg.* Erster Theil, *Boabdil in Cordova* und *Abenhamet* und *Alfaïma* enthaltend. 1829. 490 S. 8. Zweyter Theil. *Die Gründung von Santa-Fé.* 1829. 410 S. 8. Dritter Theil. *Die Eroberung von Granada.* 1830. 610 S. 8. (Preis des ganzen Werks 6 Rthlr.)

3) Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Der Renegat von Granada*, dramatisches Nachtgemälde, von *Jos.* Freyh. *von Auffenberg.* 1830. 540 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Da in unseren Blättern sämtliche von Hn. *v. Auffenberg* herausgegebene Bühnenstücke allmälich recensirt worden sind *): so scheint es, um die Fortbildung des Dichters zu erkennen, zweckmäsig, die neuesten, welche er geliefert **), mit einem der älteren (No. 1) zusammenzustellen, welches in unserer A. L. Z. 1821. No. 120 nur kurz angezeigt worden, obgleich schon damals jener Recensent aus dem jugendlichen Product einen Dichter ankündigte, der, wenn er die Winke der Kritik benutzen wollte, seinem Vaterlande einst Ehre machen würde.

Was zuvörderst das *Süjet* dieses Stücks betrifft, so ist dessen Wahl sehr glücklich. *Wallace*, der edle, hochherzige Schotte, der seines Vaterlandes Unabhängigkeit gegen den herrschsüchtigen englischen König Eduard und dessen offenbar unrechtliche Anmasungen mit Muth und Weisheit vertheidigte, und die ihm angebotene Krone ausschlug, so wie ihn *Hume* und *Robertson* geschichtlich darstellen, der durch Verrätherey in Eduards Hände fiel, und von diesem gegen Recht dem Henkerbeil übergeben wurde, ist ein rein tragisches Süjet, und *Wallace* ein wirklich tragischer Heros. Unbegreiflich ist uns daher, wie der Dichter in der Vorrede sich dahin äussern mochte: „er lege dem Publicum dieses Trauerspiel als ein Gemälde vor, worinnen die *Klippen* sichtbar seyen, an denen so oft die Menschenfreunde scheiterten, welche nach dem Eldorado der *Freyheit* segelten." Wie? war es denn jenes chimärische Schattenbild der Freyheit, womit französische ehrsüchtige Demagogen die Nation in Fesseln schlugen? War es nicht Schottlands Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, für welche Wallace kämpfte, und gegen Eduards Usurpation, wie König Richard sie schon gestempelt hatte? — Hält der Dichter das Mainzer Gericht für eine heilige Hermandat? — Wallace ist ein grosser, tadelfreyer Held, und ragt weit über den ehrsüchtigen Verräther Wallenstein.

Glücklich ist, soviel die *Oekonomie* des Stücks betrifft, die Idee des Dichters, dass Wallace nach dem gewaltsamen Tode seines Weibs, seiner Maria, ihrem Schatten ewige Treue gelobte, dass er also die heroische und zarte Helena mit zwar starker, aber mit reiner, heiliger brüderlicher Liebe umfasst, und dadurch dem ganzen Stücke, ohne der Individualität des Helden zu schaden, den Glanz der Liebe verleiht, dessen das Drama nicht wohl entbehren kann.

Der Dichter hat übrigens durch die *Ausspinnung* der historischen Fabel der Wirkung seines Stücks mehr geschadet, als genützt. Es ist an Situationen überreich: der ganze fünfte Act ist entbehrlich. Helena könnte im vierten Acte verschwinden; der Kerker-Scene bedurfte es nicht.

Mit Wallaces Verurtheilung ist das Stück geschlossen. Hr. *v. A.* hat sich aber, gleich vielen jungen Dichtern, durch die Ueppigkeit seiner Phantasie zu mehreren Auswüchsen hinreissen lassen, die der Rundung des Ganzen nachtheilig sind. Dahin gehört vorzüglich die Lady Mar, dieses bis zum Empören ins Scheussliche und Grässliche ausgemalte Ungeheuer, und,

*) Die Bartholomäus-Nacht. 1821. No. 194. — Der Flibustier. 1820. No. 98. — Wallace. 1821. No. 120. — Die Syrakuser. 1821. No. 111. — Erich. 1821. No. 146. — Die Verbannten. 1821. E. B. 89. — Dramatische Werke. 1ster und 2ter Bd. 1822. No. 75. — Das Opfer des Themistokles. 1821. No. 16. — Die Schwestern von Amiens. 1828. No. 69.

**) Das neueste: Ludwig in Peronna wird nächstens beurtheilt werden.

mit ihr, die Vergiftung ihres Gatten, die versuchte Vergiftung Helenens und endlich ihr Selbstmord. Wir würden, bey einer Umarbeitung des Stücks, alles diess, sammt der Lady Mar, ganz tilgen, deren unnatürliche Lasterhaftigkeit selbst durch ihre vormalige Liebe für Wallace nicht hinreichend motivirt erscheint. Man darf wahrlich nicht sorgen, es werde dasselbe dadurch an Interesse verlieren. Durch den geschichtlichen Neid, Uebermuth und Factions-Geist der schottischen Grossen ist Wallaces Untergang hinlänglich motivirt. Ueberhaupt, wer Wallace aus der Geschichte kennt, wird fühlen, dass der Dichter auch in der Oekonomie des Stücks besser gethan hätte, ihr treu zu bleiben.

Was die *Charakter-Zeichnung* betrifft, so sind Wallace, der Heros, Helena, das schwärmerische und doch kräftige Mädchen, Murray, der edle Lord Mar, dessen Liebe für Helenen ebenfalls ein glücklicher Zug unseres Dichters ist, ja selbst der schwache Athol richtig gezeichnet und gehalten. Wahrhaftig kein kleines Verdienst! Verzeichnet ist nur Eduards Charakter; warum blieb der Dichter nicht bey der Geschichte?

So viel von der Lichtseite dieses Trauerspiels. Wir kommen nun zur Schattenseite, welche eben so rein darzustellen, Gerechtigkeit, ja selbst die Ansprüche gebieten, welche Hr. *v. A.* auf Vollendung hat.

Vor allem müssen wir die grosse *Weitschweifigkeit* tadeln; die vielen Räsonnements, die er seinen Personen; statt der Sprache der Leidenschaft, in den Mund legt; die mannichfaltigen schiefen, incorrecten, und hinkenden Bilder und Gleichnisse; den Schwulst und Phöbus, die Ueppigkeit der Diction, die selbst in der fast kriechenden Zueignung an die Markgräfin vorherrscht, mit Einem Worte, die Unkeuschheit seiner Phantasie, den Mangel an Correctheit, Rundung und Vollendung, welche die Kunst unerlässlich heischt.

Sowie Lady Mar eine durchaus überflüssige Maschine, ein durch ihre Schandthaten und sogar ihre Prahlerey damit aller Weiblichkeit entfremdetes unnatürliches Wesen, also im hohen Grade empörend und widerlich ist, mithin ganz wegbleiben kann: so würden denn auch die zwey grässlichen Scenen des 5ten Acts, der erste Monolog der Lady, ihr Zweygespräch mit Helenen und ihr zweyter Monolog, zum Vortheil des Ganzen verschwinden. Von diesen Scenen einige Proben. (S. 170.) Die Lady spricht von Helenens Vergiftung, die sie in der folgenden Scene versucht, sich aber dabey ziemlich plump benimmt:

„Es ist ein seltsam fürchterlicher Anblick,
Wenn mit dem Tod das junge Leben ringt.
Wie schnelle würde ihre Schönheit schwinden!!
Der grazienvolle Bau der Glieder fällt
Zusammen — durchgebrannt vom herben Gift.
Das Flammen-Auge wird zur todten *Kohle*,
Die in der Wangen leichenblasse Farbe
Die Schattenzüge der Verwesung drückt!
In schmerzverzerrte Missgestalten sinkt
Die zauberische Schönheit nieder, und
Der Tod schleppt höhnisch seine Beute fort."

und als es ihr misslingt (S. 176):

„Die Reue ist des Lasters Geisel — Sie
Peitscht das Verbrechen bis zur Ewigkeit.
Von ihren Streichen kann ich nichts empfinden;
Die Furien haben sich in mir betrogen!
Gemeine Sünder werden ihre Beute —
Ich trete die Verzweiflung in den Staub,
Mit ihr die Selbstverachtung und die Reue!!
Will nun der Satan meine That enthüllen?
Mir gilt es gleichviel! Kalt hab ich gemordet,
Den eignen fluchbedeckten Erden-Staub
Will ich mit kaltem Mördersinn vertilgen!
O Furien! droht nur mit Unsterblichkeit!
Die waget sich an meine Leiche nicht.
Vor meiner Seele zittert das Gericht!
Dem ew'gen Tode bin ich preisgegeben,
Die Auferstehung geht an mir vorüber,
Und kein Posaunen-Ton schallt in mein Grab!
Es giebt noch Flüche, die den Geist ermorden,
Die stehn uns heute alle zu Gebot!
Für Leib und Seele geb ich mir den Tod."

Wie trivial, oder unnatürlich und schwülstig sind ferner nicht Stellen, wie S. 23 Wallace zu Lady Mar:

„Hinweg aus meiner Nähe, gift'ge Schlange!
Hinweg! dass nicht der *fesselfreye* Zorn
Die Schranken des Bewusstseyns mir zermalme,
Und ich dich niedertrete in den Staub
Des eig'nen Lasters, der dich hat erzeugt —
Aus dem du, Ungeheuer, bist gekrochen!
Ich kenne dich nun ganz! Die Larve sank
Von deinem Basilisken-Blick durchbohrt.
Denn — wärst du in der Erde Schoos verborgen,
Du würdest kennbar an der Sündengluth,
Die aufgehäuft durch fluchbedeckte Jahre,
Auf jede That des Lasters Stempel brennt!!"

S. 24 Lady Mar:

„Ich bin verschmäht, die Gattin eines Mannes
— — — — — — — — — —
Der seiner Tage halbverwelkten *Keim* (?)
In meines Lebens heisse Sphären wirft."

S. 33. Wallas:

Die Freyheit überwieget *Völker*-Kronen.

Was heisst das?

S. 37. Eduard zu Soulis: „*blasser* Feldherr" (?).

Derselbe S. 38:

„versinke denn du *ries'ge* Gestalt."

S. 40. Briangy:

„Des Fürsten *Antlitz* sey Victorias *Thron*." (?!!)

Das. Eduard:

„Von England *reckt'* ich meine Herrscher-Arme u. s. w.

S. 79: „Wir haben einen Tieger aufgehetzt,
Er hat den *Mordbefleckten* Zahn ins *Fleisch*
Der Feinde *tüchtig eingehakt*. —
— — — — — — — —
Hat mir doch jetzt der inn're *Helden-Grimm*
Aufs neu die herbe Wunde aufgerissen,
Ha! *warte! warte nur!* das sollst du *büssen*."

S. 85. Murray:

„Im Dämmerlichte zwischen Schmerz und Freude
Wankt zweifelhaft mein feindliches Geschick —
Gleich einem zitternden, verbannten Geiste,
Der aufgerüttelt aus der Höllen-Nacht
Die heimathliche Erde hat betreten.
Er wankt am Grabesschlund der Ewigkeit,
Er sieht dem jungen Morgen bang entgegen,

Und in dem ersten freud'gen Sonnenstrahl
Möcht' er den Boten der Erlösung grüssen."

S. 97. Lady zu Helenen:

„Was magst du *Wurm* an unserm Riesenbau?
Soll ich mit meinen *Füssen dich zertreten?*" (!!)

S. 100. Wallas:

„Auf Erden wohnen wechselnde Gestalten,
Die wie ein schön geformter Edelstein,
In tausendfachem Farbenspiele prangen;
Doch sind sie farblos, ungeschmückt ihr Inneres,
Sie spiegeln sich nur in dem Schein des Glückes,
Trau den Gestalten nicht — ihr Nam' ist: Menschen!

Incorrecte Bilder mag man ferner Seite 131. 152. 177 u. s. w. nachsehen.

Gerechtigkeit heischt indess, auch einige wahrhaft poetische Stellen auszuheben. So S. 128. Wallas zu Helenen:

„Nichts geht dem Menschen über die Gewissheit,
Noch fortzuleben, wenn der Staub versinkt.
Aus morschen Trümmern der zerstörten Hülle
Hebt sich der Geist mit seinen Blüthen auf!
So flammten einst, am Schöpfungstag des Weltalls,
Aus der Nacht der ungeformten Stoffe
Und aus dem Chaos eiserner Umarmung,
Die Sterne aufwärts für die Ewigkeit!
Das eben ist der höchste Stolz des Menschen:
Dass seine Hoffnung keine Schranken kennt!
Was ihm des Lebens Augenblick versagt,
Dafür kann ihm die Ewigkeit vergelten!
Die Hoffnung lebt — wenn auch das Elend klagt —
Sie wirft den Anker aus in bessre Welten,
Lass, Freundin! uns den schönen Glauben theilen
Und unsrer Trennung Wunden werden heilen!"

S. 149. Eduard:

„Die Erde hat nicht Kraft genug, *zwey* Männer
Wie mich und diesen Wallas zu erhalten,
Wir können nicht zu gleicher Zeit bestehn,
Drum muss der Schwächere dem Stärkern weichen.
Wenn Wallas herrschen soll, mag die Natur
Auf einen andern Stern ihn übertragen."

Der *Versbau* (Jambe) endlich ist ebenfalls sehr incorrect. Beynah auf jeder Seite sind Härten und Unrichtigkeit des Metrums; dergleichen man wohl den grössten Dichtern verzeihen, aber auch nur verzeihen kann.

Bey der grossen dramatischen Trilogie, welche wir unter No. 2 aufgeführt haben, und die ein rühmliches Zeugniss von des Dichters höherem Streben ablegt, *hat* derselbe sich ein Ziel gesetzt, das nicht leicht glücklich zu erreichen war. Er hat den Zweck, in einem umfassenden halb epischen, halb dramatischen Werke, nicht bloss ein grosses Gemälde der Glaubens- und Sinnes-Art des Orients, sondern auch die Geschichte der Mauren in Spanien zusammenzufassen, indem er die dramatische Handlung an ihren Untergang knüpft. Diess sollte durch die Folge von vier Dramen geschehen, von denen das Vorspiel: *Boabdil in Cordova* (in einem Act) und das Trauerspiel *Abenhamet* und *Alfaïma* (in vier Acten) den Inhalt des ersten Bandes ausmachen. Den mittleren Raum nimmt die: *Gründung* von *Santa-Fé* ein, und den Schlussstein bildet die *Eroberung von Granada*, in sechs Acten.

Wenn nun an sich schon die Grösse dieses Unternehmens beynahe zurückschreckend erscheint, so bleibt der Grundfehler desselben doch immer der Versuch, das epische mit dem dramatischen Element in Einem Bilde zu vereinigen. Dieses sich selbst widersprechende Streben konnte nur ein zerrissenes und bey aller Ueberfüllung doch nur fragmentarisches Werk liefern. Die Gattungen trennen sich zu sehr, als dass eine harmonische Vereinigung unter ihnen möglich wäre. So bewundernswerth auch der Kraftaufwand, die Ausdauer und die Liebe zur Sache, die der Vf. hier kund giebt, seyn mag, sie scheitern an der Unmöglichkeit des Gelingens. Zwar sucht er sich selbst mit der Bemerkung zu schützen, dass man die rein epischen Bestandtheile seines Werks nur streichen dürfe, um ein wahres Drama zu gewinnen; allein die ganze Handlung ist zu breit und wesentlich episch angelegt, um als Drama wirken zu können. Er hätte daher, unserer Ueberzeugung nach, bey *dieser* Form bleiben, und den theatralischen Effect seines Werks ganz aus dem Auge verlieren sollen. Rec. zweifelt dann nicht, dass ein höchst merkwürdiges und poetisch bedeutendes Werk als die Frucht reiner Begeisterung und sehr gewissenhafter Vorstudien hervorgegangen seyn würde. — Die Elemente zu einem solchen liegen alle in dieser, wie wir glauben, verfehlten Arbeit, und wir können sie wirklich nicht ohne Bedauern darin entdecken. Wahrhaft überraschend ist die tiefe Kenntniss, nicht bloss der politischen Geschichte, sondern der gesamten religiösen und poetischen Denkweise, Bestrebungen und Erwerbungen des Orients, die der Vf. des *Alhambra* hier entwickelt; nur die gründlichsten, mühsamsten und anhaltendsten Studien können ihn zu Poesieen, wie *Saracinnas Vision* in dem vorliegenden Trauerspiel ist, befähigt haben. Diese Vision, welche viele Bogen füllt, ist eine mahomedanische „göttliche Comödie" zu nennen. Saracinna durchstreift Himmel und Hölle an des Propheten Hand, sieht die gottseligen Propheten, die verklärten Imams, die Dichter und Weisen des Orients um den Thron des Höchsten gruppirt, und endlich den ewigen Thron selbst. Poesie, Begeisterung und Wissenschaft haben wenig dieser Episode Aehnliches hervorgebracht; Rec. hat sie mit staunender Freude durchlesen und wieder gelesen. Hier ist ächte Poesie und eine solche volksthümliche Wahrheit, dass das Ganze eher einer Phantasie Ferdusi's, als dem Erguss eines deutschen Dichtergeistes ähnlich sieht. — Nachdem der Vf. ein solches Zeugniss seiner poetischen Schöpferkraft abgelegt hat, kann es nur betrübend seyn, ihn zu gewöhnlichen Theatereffecten herabsteigen zu sehen. Wäre er doch dem epischen Schwunge gefolgt, der ihn hier ergriff! — Doch er selbst will als Tragiker beurtheilt seyn, und als solchen können wir ihn kaum loben. Seine Arbeit ist reich an Charakteristik. Isabella, Ferdinand, Cortez Mendoza und Columbus sind treu, historisch und dichterisch aufgefasst. Dasselbe ist von Boabdil und Tellez und von anderen Personen des zweyten Stücks zu sagen. Allein der eigentliche Nerv der Tragödie, die *Handlung*, entbehrt

des sogenannten Interesse, das durch Concentrirung aller Fäden derselben auf einen Hauptzweck hin hervorgebracht wird. Der Held ist weder der Schöpfer derselben, noch der Lenker der Umstände, in denen er erscheint. Dabey erschlafft die Theilnahme durch Breite der Entwickelung und lange Episoden, und viele der Gestalten tragen ein poetisches Schattenkleid, das an ihrer Wirklichkeit zweifeln läst. Mit einem Wort, wir können kein gelungenes dramatisches Gemälde in dieser Arbeit sehen. Allein ihr dichterischer Werth ist unabhängig von diesem Urtheil. Es wäre leicht, eine Blumenlese von poetischen Schönheiten aus diesem Werke einer nachhaltigen poetischen Begeisterung zu sammeln.

Auch in dem zweyten Theile, die *Gründung von Santa - Fé* betitelt, findet eine gewisse Schmelzung zwischen dramatischer und lyrischer Wirkung Statt; ja, selbst das Epische ist nicht ganz ausgeschlossen, und bildet stellenweis ein Hauptelement der Dichtung. In diesem Theile herrscht das Christliche vor; er bildet das Widerspiel zum ersten, und am Schluss desselben stehen die Schalen der Wage ungefähr gleich; der dritte Theil führt die Entscheidung herbey. Die *Gründung von Sta. Fe*, in fünf langen Acten, ist aber so wenig ein Schauspiel, als „*Abenhamet* und *Alfaima*," streng genommen, ein Trauerspiel war. Auch hier findet kein in sich bedingtes und gleichmäsiges Fortschreiten der Handlung Statt; auch hier zerreissen bogenlange Episoden, lyrische und epische Auswüchse, den Faden der Fabel, und auch hier mischt sich das wahrhaft Gute, Begeisterte und Schöne mit dem Schwülstigen, Ungehörigen und Geschmackwidrigen. Schwulst und Ueberladung in Gedanken, Bildern und Ausdruck ist überhaupt der Fehler, in den Hr. *v. A.* auch in den neuesten Stücken verfällt, die Klippe, an der seine poetische Barke oft völlig zu zerschellen droht. Es fehlt ihm an Mäsigung, er setzt seine Kraft oft in Ueberspannung und eine ohnmächtige Anstrengung, die Trivialität des Gedankens unter hohlem Pomp des Ausdrucks zu verbergen. Dieser Fehler ist um so mehr zu beklagen, als er den wirklichen, bereits namhaft gemachten Verdiensten des Vf. Eintrag thut. Die Geschichte wird auch im 2ten Theile zu einer nicht weniger geistreichen Fabel, als im ersten; das religiöse Element des Islam kämpft hier nicht minder schön gegen das Christliche an, und die Materien verwirren sich zu einem nicht weniger anziehenden Widerstreite; allein der Vf. fehlt, indem er Alles sagt, was er weiss, und er verfällt in unbehülfliche Breite, während er entwickelt, wo blosse Andeutung genügt hätte. Seine Personen sind blosse verkörperte Ideen; es fehlt ihnen an „Fleisch und Bein", an Blut und Persönlichkeit. Die einzige Isabella, und etwa Francesco de Lara, machen eine Ausnahme, und sprechen aus sich selbst heraus; alle übrigen sind nur ein vielstimmiges Echo des Dichters, und eines Dichters, der sich selbst oft untreu wird. — Vieles in der „*Gründung von Sta. Fé*" ist unstreitig sehr schön; vieles Andere ist von unbegreiflicher Geschmacklosigkeit. Hieher gehört z. B. die beständige Einmischung von spanischen Brocken (die oft falsch sind), von maurischen Sprichwörtern, und das unablässige Bestreben, seine Belesenheit und seine orientalische Wissenschaft zur Schau zu stellen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Ilmenau*, b. Voigt: *Ueber den, den Mangel des Holzes, besonders des Eichenholzes, am besten ersetzenden Lerchenbaum (Pinus Larix).* Von *J. C. A. Blauel*, Pastor zu Obern-Jesa. 1830. 76 S. gr. 8. Mit 1 Zeichnung. (8 gr.)

Der Vf., der in der Gegend von Göttingen wohnt, hatte mit Bedauern bemerkt, dass in diesen bevölkerten Umgebungen der berühmten Universitätsstadt der Holzmangel immer zunehme, und die Holzpreise steigen, während der nahe kahle Hainberg, sowie viele Berge im Hannöverschen, Preussischen und Hessischen, oben unbebaut und fast unnütz da liegen. Diese Bemerkung war die Veranlassung seiner Schrift. Er ist zwar kein Forstmann, aber doch ein Freund der Forst- und Landwirthschafts-Lehre und auch ein Kenner, wie seine Abhandlung beweist. Er findet in der Lerche denjenigen Baum, welcher die Eiche am besten zu ersetzen vermöge, um so eher, als die Lerche auch auf schlechtem, kiesigem Boden fortkomme. Er untersucht im ersten Abschnitte die Eigenschaften der Lerche, ihre Schnellwüchsigkeit, die Brauchbarkeit und Dauerhaftigkeit ihres Holzes, den Nutzen der Rinde und des Saftes, die Gewinnung des Lerchensamens, den Boden und das Klima, welche die Lerche verlangt, die zweckmässigste Art der Saat und Pflanzung. In diesem ganzen, weitläuftigeren Abschnitte entwickelt der Vf. eine ausgedehnte historische und statistische Gelehrsamkeit, die dem Laien, sowie dem Forstmann selbst, manches wenig Bekannte darbieten wird. Im zweyten Abschnitte giebt er allgemeine Regeln der wilden Holzzucht, die sich auch auf die Lerche anwenden lassen; und in 2 Anhängen Notizen über die Weymouths-Kiefer (*Pinus strobus L.*) und über einen von einem französischen Gutsbesitzer im Rhone-Depart. erfundenen Reolpflug nebst Abriss und Anwendung desselben.

Die gut gemeinte Idee des Vfs. ist in dieser kleinen Schrift gut aus einander gesetzt, und verdient bey dem zunehmenden Holzbedürfnisse gewiss Beachtung.

W. u. o. i.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Bamberg und Würzburg, b. Gebhardt: *Wallace.* Ein heroisches Trauerspiel von fünf Aufzügen, von *Joseph* Freyherrn *von Auffenberg* u. s. w.

2) Karlsruhe, b. Groos: *Alhambra*, dramatisches Gedicht in drey Theilen, von *Jos.* Freyh. *von Auffenberg.* 1ster — 3ter Theil u. s. w.

3) Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Der Renegat von Granada*, dramatisches Nachtgemälde, von Jos. Freyh. *von Auffenberg* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der dritte Theil in No. 2, oder die „*Eroberung von Granada*" in 5 Aufzügen, zeigt denselben Charakter. Die Fabel entwickelt sich; es kommt zur Entscheidung: der furchtbare Retter Museirah Molathemonn unterliegt, und der Thron Boabdils stürzt zusammen. Diese Gestalt Museirahs ist unstreitig die kräftigste und erschütterndste unter den Erfindungen des „Alhambra"; Museirah, das Haupt des wilden Berberstammes, der den alten arabischen Göttern, unterm Schein des Islam, treu geblieben ist, stellt eine Art von Zwischengeschöpf in der Mitte zwischen Mensch und Teufel dar. Er verkehrt mit den Bewohnern der Hölle, und braucht diese zu Sieg und Ruhm, die Geretteten selbst bangen vor ihm, den Niemand kennt, und Viele ahnen, dass an seiner Hülfe das Verderben hafte. Und so bewährt es sich. Der Vf. fand hier Gelegenheit, seiner Kenntniss des Orients und seiner Religionsgeschichte die Bahn zu öffnen; er hat diess auch hier mehr gethan, als die Poesie verträgt. Die Götter Altarabiens, die Engel des himmlischen Jerusalem, der Prophet, die Erzengel und Apostel, alle diese treten in Person in sein Drama ein. In dem vorigen Theil machte er von Chören Gebrauch; hier sind es wieder lange Visionen Seïrs, die deren Stelle vertreten, und vor dessen Auge die ganze Weltgeschichte vorüberzieht. So poetisch diese Visionen sind, sie sind zu ausgedehnt, zu eintönig, um nicht in sich selbst zu ermatten.

Die Sprache, überhaupt morgenländisch poetisch, ist hier dichterisch, begeistert, dort geschmacklos und überladen. In Absicht des Verses hat der Vf. es sich zum Gesetze gemacht, die Mauren in Trochäen, die Christen in Jamben, die Geister, die Visionärs, die Juden, in Chorjamben u. s. w. sprechen zu lassen. Er hat sich unendliche Mühe mit Vers und Reim gegeben, ohne uns jedoch auch in dieser Beziehung immer zu befriedigen.

No. 3 ist wohl ein Nachhall zum „*Alhambra*." Der Gegenstand ist höchst dramatisch, höchst poetisch und überaus reich; es ist der letzte Aufstand der Reste des maurischen Stammes unter König Philipp II im J. 1570 — 1571 und die völlige Ausrottung desselben, nach kurzem Siege, in den Glutheisen der Inquisition. — Auch dieses Gedicht ist ein Beweis, welches hohen Aufschwungs, und welches tiefen Falles der Dichter fähig ist. Die Gestalt des Grossinquisitors Don Diego Guerrero ist eine der gewaltigsten poetischen Conceptionen, die Rec. kennt, und die seines Amtsgenossen, des Priors, eine der geschmackwidrigsten Schöpfungen, welche je aus der Feder eines Dichters hervorgegangen sind. Wir staunen im Lesen bey dem Anblick so schöner Kräfte und so entsetzlicher Verirrungen. Die ganze Fabel ist höchst eigenthümlich, aber nicht glücklich erfasst. Die Angel derselben, die Aehnlichkeit des Bastard Barnabas mit seinem Bruder Lorenzo, ist hohe Unnatur, und das ganze Gebäude stürzt mit diesem seinem Hauptpfeiler. Der Verrath Robertos ist allzu grässlich, die Lösung des tragischen Knotens ist widerwärtig, und die Charakteristik Barnabas ist eine einzige grosse Verirrung. Dagegen wieder — wer wird die hohe Kraft in der Expositionsscene, die Meisterschaft in der Schöpfung des letzten Abencerragen, Valts, die dramatische Wirkung in der IV Scene, die Schönheit in der Gestaltung der Dolores und endlich den begabten Dichter in der Scene zwischen dem Grossinquisitor und Don Esteban verkennen? Don Diego selbst hat in unserer ganzen Literatur nicht seines Gleichen; er stellt die originellste Personification des heuchelnden Stolzes, der Blutgier im Gewande kriechender Demuth dar, die je versucht worden ist. Der Prior und Pater Martin aber sind über allen Ausdruck fade und geschmacklos.

Was die Sprache betrifft, so zeigen sich die Eigenthümlichkeiten des Dichters hier noch deutlicher, als im „*Alhambra*": Schwung und ächte Poesie dicht neben einem karrikirten, übertriebenen und ins Gemeine fallenden Ausdruck. Das Unmass ist hier noch deutlicher, und

Roberto kann hier kein Wort sagen, ohne sich selbst überzustürzen:

> Und in jedem Hauptverfall
> Hört er den Karthaunenknall!

Die Einmischung spanischer Brocken ist hier noch weiter getrieben, als im *Alhambra*, und in einer der Hauptscenen des Stücks hören wir fast sämtliche spanische Armee-Exercitien: *Alto! Presenten las armas! Al hombre los (las) armas, direccion al' izquierda!* neben ganzen spanischen Sentenzen. Der Ungeschmack aber erreicht den höchsten Gipfel in dem Monolog des Prior und in Stellen wie S. 453:

> Uff — das ist mein Letztes!
> O Raben — A — as! — Uff! Pauken und Trom — peten!

Wir gestehen, dass es uns an einer rechten Vorstellung von der Natur und der Seelenverfassung eines Dichters fehlt, der so, wie Hr. *v. Auffenberg*, Tiefe mit Untiefe, Kraft mit Schwäche, Schönheitsgefühl mit Ungeschmack, poetische Anschauung mit Niedrigkeit, und kurz, alle Eigenschaften eines Dichters mit ihrem Gegentheil, in sich vereinigt. Es ist diess ein Mysterium, hinter dessen Vorhang wir nicht zu dringen vermögen.

Der Druck und die Ausstattung beider Bücher ist ungewöhnlich geschmackvoll.

J. S. et W. v. L.

PHILOLOGIE.

1) Leipzig, b. Tauchnitz: *Die Latinität der Neueren von dem Wiederaufleben der Wissenschaften bis auf unsere Zeiten.* Ein Hülfsbuch für den Unterricht im lateinischen Stil und für Bildung des Geschmacks zum Schul- und Selbst-Gebrauch herausgegeben von Dr. *Ferd. Philippi*, Grossherz. Sächs. Hofrath. 1825. XII u. 345 S. gr. 8. (18 gr.)

2) Berlin, b. Rücker: *Historiae Graecorum epitome.* Lehr- und Lese-Buch für untere und mittlere Classen der Gymnasien. Von Dr. *Ferd. Philippi.* Mit vollständigem Wortregister. 1826. X u. 202 S. 8. (12 gr.)

Man kann den Werth des unter No. 1 aufgeführten Buches, unseres Bedünkens, nicht besser würdigen, als wenn man es mit ähnlichen vergleicht, welche zu gleichem Zweck, um das Studium der lateinischen Sprache durch das Lesen und Nachahmen neuerer lateinischer Schriften zu befördern, und demnach die todte Sprache des untergegangenen Roms noch als lebende Universalsprache in der Republik der Gelehrten zu behandeln, in neueren Zeiten, besonders nach *Ruhnkenius* nachdrücklicher Empfehlung eines solchen Studiums, ans Licht getreten sind. Wenn diese letzten, wie z. B. das *Creutzer*'sche, zum Theil das schlechteste Latein neuerer Gelehrten berühmten Namens zusammenrafften, vor welchem die studirende Jugend nicht ernstlich genug gewarnt werden kann: so mag wohl schon in dem Kopfe manches denkenden und belesenen Schulmannes die Frage entstanden seyn, warum man dann nicht lieber, einige Jahrhunderte zurück, in denen man das Lateinschreiben noch mit glücklichem Erfolge trieb, aus bewährten Werken der besten Schriftsteller solches Musterlatein gewählt, und den Jünglingen zur Nachahmung aufgestellt hat. Mag es nun seyn, dass die Belesenheit jener Herausgeber sich nicht weit über die Schriften des Manutius und Muretus erstreckte, aus deren Schriften gewöhnlich einige Aufsätze zum Besten gegeben werden; oder mögen dieselben in der Bewunderung des neuesten Latein, das oftmals von dem berühmten *Latinum Hechingense* nicht sehr verschieden ist, allzu sehr befangen gewesen seyn: der neue Weg, welchen Hr. *Philippi* in vorliegendem Buche eingeschlagen hat, gereicht ihm und dem Buche selbst zur Empfehlung. Er hat nämlich die löbliche Absicht verfolgt, die Werke eines *Strada*, *Mariana*, *de Thou*, *Buchanan*, *Beza*, *Vida*, *Petrarca*, *Erasmus*, *Casper Lobeau* und anderer ausgezeichneter lateinischer Schriftsteller des Mittelalters, denen nur wenige aus neuerer Zeit, z. B. *Wilcke*, *Friedrich Platner*, beygesellt sind, aus dem Staube zum Theil unzugänglicher Bibliotheken hervorzuziehen, und die studirende Jugend mit Autoren bekannt zu machen, die sie oft kaum dem Namen nach kennen, und welche, indem sie ihre Literaturkenntniss erweitern, ihren Geschmack bilden und dem Gedächtnisse einen Reichthum von Wortbildungen und Ausdrücken neuerer Zeit zuführen, die oft dem Unterrichtetsten abgehen, das Nützliche mit dem Angenehmen mannichfaltig zu vereinigen wissen. Für diesen Zweck versichert Hr. *Ph.* gegen achtzig Schriftsteller benutzt zu haben.

Was die Wahl und Anordnung der einzelnen Stücke betrifft, so ist bey der ersten auf Bildung des Verstandes und Herzens, sowie auf Reinheit des Stils, überall Rücksicht genommen, und daher alles ausgeschlossen worden, was den guten Sitten und einem geläuterten Geschmack entgegen war, in Rücksicht auf die letzte aber hat der Herausgeber die gewählten Stücke unter gewisse Hauptrubriken gebracht (Beschreibungen, Schilderungen, historische Skizzen, Erzählungen, Charaktere und Parallelen, Fabeln, Allegorien, Briefe, Dialogen, Lehrvorträge, Reden), und überall für Mannichfaltigkeit und lehrreiche Abwechselung gesorgt. Als Anhang ist ein ziemlich vollständiger Auszug aus *Lauter's* wohl geschriebenem, aber nicht nach Verdienst bekannt gewordenem Buche: *Germaniae et Germanorum laus* (Heidelberg 1816. 8.) geliefert: alles so zweckmässig und wohl durchdacht, dass wir diese Schrift, deren Titel vielleicht nicht verständlich und anlockend genug ist, zum Schulgebrauch und zur Privatlectüre recht angelegentlich empfehlen. Der Herausgeber selbst nennt sie in der Vorrede eine *Blumenlese neulateinischer Prosaisten*, und hofft, dass sie sich würdig der Sammlung von Ausgaben altlateinischer Classiker anschliessen werde, welche die um die philologische Literatur so verdiente Verlagshandlung dieses Werkes so viele Jahre hindurch besorgt.

und wodurch sie so vielen anderen ein bald mehr bald minder glücklich befolgtes Beyspiel gegeben hat.

Wenn wir die Ueberzeugung aussprechen, dass der Herausgeber diesen Zweck rühmlich erreicht hat: so wollen wir dabey nicht in Abrede stellen, dass das Werk nicht noch manchen Vorzug sich leicht hätte erwerben können, und, wie wir hoffen, in künftigen Ausgaben erwerben wird. Wir wollen nur Zweyerley erwähnen. Zuvörderst hätten wir gewünscht, dass Hr. *Ph.* in einer kurzen Einleitung einige literarische Notizen von den Männern gegeben hätte, aus deren Schriften hier Stücke gewählt worden sind. Die meisten werden der studirenden Jugend unbekannt seyn; die Bekanntschaft mit ihnen würde bey dieser Gelegenheit auf eine so angenehme als dem jugendlichen Gedächtnisse entsprechende Weise gemacht werden können. (Das S. 136 aufgenommene Stück: *die Verläumdung von Drexelius*, gehört diesem nur in der Uebersetzung an; Verfasser ist Lucian.) Sodann möchte eben so wünschenswerth seyn, dass Hr. *Ph.*, nach *Ruhnkenius*, *Friedemann's* u. A. Vorgange, zu manchen verfehlten oder unlateinischen Ausdrücken und Wortfügungen kurze berichtigende Anmerkungen, als Warnungszeichen für die Jugend, beygefügt hätte. Manche konnte er sogar aus Büchern entlehnen, welche eben so selten im Gebrauche sind, als die Schriftsteller selbst, aus denen er die Aufsätze wählte, wie z. B. bey *Famianus Strada* aus *Scioppius Infamia Famiani*.

Der Druck des Buches ist zwar mit kleinen Lettern, wie die bekannten Tauchnitzischen Handausgaben, aber eben so, wie diese, sauber und wegen der guten Schwärze, welche in den deutschen Officinen immer seltener wird, nicht angreifend für die Augen. Auf Druckfehler, welche den Sinn entstellen, sind wir selten gestossen. So muss es S. 73. Z. 7 v. u. statt *sed* heissen *fodi*, und Muretus Brief (S. X) war nicht an *Socrates*, sondern an *Sacratus* gerichtet, wie auch an der zweyten Stelle S. 139 richtig gedruckt ist.

Bey No. 2 können wir uns kürzer fassen. Der Titel sagt, dass es für untere und mittlere Classen der Gymnasien bestimmt ist. Es kann daher als eine Vorbereitung auf No. 1 angesehen werden. Die Hauptbegebenheiten in der griechischen Geschichte, nach verschiedenen Perioden eingetheilt, machen den Inhalt aus. Aus welchen Autoren dieselben entlehnt sind, darüber belehrt keine Vorrede; nur ein paarmal ist dem Inhaltsverzeichnisse *ex Justino* beygesetzt. Das Meiste ist aus den Alten gezogen; hie und da aber verräth sich der Neulateiner: wie gleich im Anfange: *Graeci hoc nomine dicuntur, si historicis fides habenda sit, a — Thessali filio. Postea vero Hellen, Deucalionis filius Lyciorum regis, quo regnante maxima per Graeciam omnem inundatio accidit, ab ethnicis diluvium appellata, nomen suum Graecis indidit, qui deinceps Hellenes dicti sunt. Homerus enim in suis poematibus ita eos appellat; nec non Argivos, ab urbe Argis — De Graecis autem haec est doctorum fere omnium virorum sententia: scilicet, Pelasgos, a rege Pelasgo ita dictos, Graeciam, Inacho regno, prius incoluisse. Graecorum gens igitur adeo, belli pacisque artibus postmodum inclyta, non nisi populum agrestem atque ferum nobis exhibet* u. s. w. Kaum hätten wir es für möglich gehalten, dass der Herausgeber, der in No. 1 eine so gute Auswahl wohlgeschriebener Aufsätze zu treffen verstand, in No. 2 solches Latein dem Druck übergeben würde. — Das angehängte Wortregister entspricht seinem Zwecke. Papier und Druck sind tadellos.

B. St. G.

Leipzig, b. Hartmann: *Historische Chrestomathie aus lateinischen Schriftstellern, für Gymnasien.* Nach der Zeitfolge der Begebenheiten geordnet, mit historischen und grammatischen Anmerkungen begleitet von Dr. *Bernhard Hieronymus Böhme*, Subconrector am fürstlichen Rutheneum zu Gera und Mitgliede der lateinischen Gesellschaft zu Jena. 1826. XVI u. 239 S. gr. 8. (21 gr.)

Unter der grossen Fluth von lateinischen Chrestomathieen und Lesebüchern aller Art verdient dieses Werk eine besondere Auszeichnung, da es, wie wenige andere, nach einem verständigen Plane gearbeitet ist. Durch die von Einsicht und Erfahrung zeugende Vorrede kündigt sich Hr. *B.*, der auch der Vf. eines pädagogisch-didaktischen Werkes („*Schule und Zeitgeist*"; Neustadt 1824) und leider nur zu früh der Wissenschaft durch den Tod entrissen worden ist, als einen Mann an, der das Bedürfniss der Schulen erkannt hat und zu beurtheilen versteht. Es ist nicht zu leugnen, dass für die untere Stufe des lateinischen Gymnasial-Unterrichts, ausser Cäsars Commentarien, fast kein einziger römischer Schriftsteller sich recht eignen will, und dass auch nur sehr wenige der vorhandenen lateinischen Lesebücher jungen Leuten eine anziehende Lectüre darbieten. Wenn sich daher unter dem Heere von Schulbüchern, welches mit jeder Messe wächst, hin und wieder eine gute lateinische Chrestomathie zeigt, so ist diese immer noch eine willkommene Erscheinung. Der Grund aber, warum die meisten Chrestomathieen junge Leute so wenig ansprechen, scheint uns vorzüglich darin zu beruhen, dass sie nur Bruchstücke darbieten, die nicht wieder zu einem Ganzen verschmolzen sind. Wunderbar legt sich die Natur des menschlichen Geistes auch schon im Knaben zu Tage; er liebt die Abwechselung nicht, wenn ihr die Einheit fehlt. Man lasse einem Knaben, der nicht mehr ganz Kind und noch nicht verwöhnt ist, die Wahl zwischen einer bunten Sammlung von noch so anziehenden Anekdoten und zwischen einem zusammenhängenden historischen Werke; er wird sicherlich das letzte vorziehen. Ein steter Wechsel ohne bestimmtes Ziel ermüdet sehr bald, während wir auf dem Wege nach einem bestimmten Ziele, mag dieses auch fern seyn,

selbst durch Einöden unverdrossen fortschreiten. Der grösste Reiz aller Wissenschaft beruht gerade darin, dass sie nur langsam gewonnen, und dass ihr Ziel eigentlich niemals erreicht wird. Desshalb haben verständige Jugendlehrer diejenigen Lesebücher, welche nur ein buntes Allerley von Geschichten, Sittensprüchen, Abhandlungen u. s. w. darbieten, mit Recht verworfen, so dass sie einem solchen Quodlibet selbst einen für die Jugend nicht durchaus geeigneten Schriftsteller vorziehen zu müssen glaubten. Einen Schritt zum Bessern thaten schon *Döring* und *Jacobs*, indem sie ihr lateinisches Elementarbuch in mehrere, ein Ganzes bildende, Abschnitte eintheilten; jedoch haben sie noch nicht die einzelnen Stücke zu einer ununterbrochenen Folge verbunden. Der Vf. vorliegender Chrestomathie liefert dagegen in seiner Chrestomathie eine ununterbrochene Geschichte besonders der Griechen und Römer, welche in drey Büchern bis auf Augustus herabgeführt und aus verschiedenen römischen Historikern zusammengetragen ist. Dabey konnte nun freylich nicht vermieden werden, dass das Ganze in Hinsicht des Stils ein etwas buntes Ansehen erhielt; diess ist aber auch der einzige Uebelstand des Buches, der bey dem Zwecke desselben bey Weitem nicht so hoch anzuschlagen ist, als die wesentlichen Vorzüge, welche Hn. *B's.* Chrestomathie durch die geschickte Zusammenfügung der einzelnen Theile gewonnen hat. Da Hr. *B.* nicht, wie Andere wohl sich erlaubt haben, die Worte der Schriftsteller ändern wollte, so stösst man hin und wieder auch auf schwerere Stellen; doch wenn diese nur nicht zu oft vorkommen, so können sie eher dazu dienen, den Fleiss der Schüler von Zeit zu Zeit aufzumuntern, als ihn zu ermüden.

Die dem Texte untergelegten Anmerkungen betreffen dem grösseren Theile nach Realien. Bey den grammatischen Bemerkungen würden häufigere Hinweisungen auf die beliebteren Schulgrammatiken nicht unzweckmässig gewesen seyn, weil alsdann der Lehrer verlangen könnte, dass die citirten Paragraphen von den Schülern schon bey der Präparation nachgeschlagen würden. Uebrigens sind die Anmerkungen zweckmässig und genügend, so dass sich die Chrestomathie für eine gute Tertia vollkommen eignet.

Druck und Papier sind ohne Tadel.

r + n.

KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. *Halle*, b. Gebauer: *Enarrationis criticae in Horatii Satiram libri primi nonam particula.* — scripsit *Fr. Ferd. Roeder.* 1830. IV u. 16 S. 4.

Ein in gekünsteltem Latein geschriebener Commentar über die ersten 46 Verse von *Sat. I, 9*, der zwar vieles, was längst bekannt oder beseitigt war, in unangenehmer Breite noch einmal giebt, sich daneben aber durch einige neue Ideen und gute sprachliche Bemerkungen auszeichnet. V. 1 wird *Bentleys* längst mit guten Gründen abgewiesene Conjectur *Ibam ut forte*, so wie V. 2 das ebenfalls lange vergessene *et* vor *totus in illis* noch einmal verurtheilt. Statt der aus den vorzüglichsten Handschriften allgemein aufgenommenen Lesart *Accurrit* V. 3 vertheidigt Hr. R. *Occurrit*, denn *accurrere* „*hominis esse opem ferentis et vel maxime opportuni.*" Dagegen bedeute *occurrere* nicht bloss *obviam fieri casu*, „*sed etiam non raro adhiberi cupiditati cuidam declarandae et studio properantis, obsistentis, parasitantis*". Allerdings kommt *accurrere*, wie schon *Gesner* im *Thesaur.* bemerkt, meist in der Bedeutung *zu Hülfe eilen* vor, und *accurrere* bedeutet keinesweges immer ein zufälliges Entgegenkommen, wie schon die von *Drakenb.* zu Liv. XXIII, 24, 5 und XXIX, 24, 8 gesammelten Stellen zeigen. Da ausserdem, was Hr. R. nicht bemerkte, der *Dativus* bey *accurrere* wohl nur bey den späteren Schriftstellern vorkommt, so möchten auch wir *occurrere* hier vorziehen. Selbst die Stelle bey *Martial. Epigr. II*, 67 scheint für *occurrit* zu sprechen. Ueberflüssig ist die Bemerkung über die Verbindung von *dulcissime rerum*, da jetzt wohl Niemand mehr an eine Trennung denkt.

In *Bolanus* V. 11 erkennt Hr. R. einen fingirten Namen (von *βάλλειν*, *βολεῖν* hergeleitet = *Hitzkopf, Polterer*) oder auch einen Einwohner der lateinischen Stadt *Bola*. Das Letzte möchten wir für wahrscheinlicher halten, weil die Ableitung von *βολεῖν* zu fern liegt. Für die zweyte Ansicht könnte Epist. I, 7, 14 zu sprechen scheinen, wo Horaz ebenfalls ungebildete Zudringlichkeit einem *Calabrier* in die Schuhe schiebt. Doch ist hier die Sache etwas anderer Art. V. 36 wird *vadato* richtig nach *Torrentius* erklärt als *Ablativ. absolut.* = *vadibus datis, postquam vadatum erat.* — Schwer zu begreifen ist, wie Hr. R. zu der sonderbaren Behauptung kam, nach *inquit* V. 40 sey ein Punct zu setzen, weil sonst für *quid* ein *utrum* stehen müsste. Sah er nicht, dass die Worte *Tene relinquam an rem* das die Verlegenheit im Allgemeinen ausdrückende *quid faciam* näher bestimmen? V. 44 werden die Worte *paucorum hominum et mentis bene sanae* dem Horaz beygelegt und *et* vor *mentis* gestrichen, um *mentis b. sanae* von *hominum* abhängig zu machen. V. 45 werden die also corrigirten Worte: *Nemo dexterius fortuna est usus* dem Schwätzer in den Mund gelegt. Wir empfehlen Hn. *Röder* zur Prüfung das, was über die Anordnung dieser Stelle von *Abr. Voss* (im Kreuznacher Schulprogr. 1827. S. 22 — 25) und von *Fr. Jacobs* im Rhein. Museum 1828. Hft. 4. S. 528 gesagt ist. — Wenn der Vf. sich grössere Bekanntschaft mit der horazischen Literatur erworben haben wird, so wird er mit besserem Erfolge seine Aufmerksamkeit diesem Dichter zuwenden.

F. E. T. A. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1832.

GESCHICHTE.

Neustadt an der Orla, b. Wagner: *De originibus Saalfeldi, urbis in Thuringia sitae;* exercitatio historico-critica, quam eruditorum historiae cultorum examini judicioque ea, qua par est, observantia submittit *Christianus Wagner*, Diaconus Grabensis. 1826. 30 S. (18 gr.)

Bereits im 17ten Jahrhundert ist die Geschichte der Stadt Salfeld von *Sylvester Liebe* und *Kaspar Sagittarius* bearbeitet worden. Der grosse Umfang der Schriften dieser beiden Gelehrten, in welche nach Sitte der damaligen Zeit vieles Fremdartige und Unerhebliche aufgenommen worden war, hinderte den Druck derselben. Doch fanden *Schlegel*, *Schamellus*, v. *Schultes* u. A. Gelegenheit, das Wichtigste daraus mitzutheilen. — Hr. *Wagner* scheint ein allzugünstiges Vorurtheil für jene Männer zu hegen, indem er nicht nur in der Einleitung zu seiner Abhandlung sehr vortheilhaft von ihnen redet, sondern auch in der Folge verschiedene ihrer nicht hinlänglich erwiesenen Angaben in Schutz nimmt. Der vorzüglichste Werth jener historischen Compilationen möchte, nach des Rec. Dafürhalten, wohl darin zu suchen seyn, dass durch den Fleiss ihrer Verfasser eine bedeutende Anzahl von Urkunden und Nachrichten vor dem völligen Untergange gesichert worden ist, und dass sie bey dem durch Unglücksfälle, Sorglosigkeit und andere Umstände herbeygeführten Verluste der Originaldocumente häufig als die einzige Quelle der Geschichte dieser Stadt angesehen werden müssen. Freylich ist aber diesen Forschern auch Vieles verborgen geblieben, was erst der neuesten Zeit zu Tage zu fördern gelang. Vergleicht man z. B. einzelne Abschnitte der Koburg-Salfeldischen Landesgeschichte von *Schultes* mit *Liebe* und *Sagittar*, so wird man bey den überraschenden Aufschlüssen, welche diese darbietet, sich von der Unzulänglichkeit und Dürftigkeit jener älteren Werke vollkommen überzeugen. Und doch wäre auch noch diesem ausgezeichneten Historiker eine reiche Nachlese übrig geblieben. Innig muss man daher bedauern, dass ihn der Tod an der Herausgabe einer Salfeldischen Topographie hinderte, worin er unstreitig die Ergebnisse fortgesetzter Untersuchungen und manche Berichtigung seiner früheren Arbeit niedergelegt haben würde, zumal wenn die Vorsteher auswärtiger Archive die ihnen anvertrauten Schriftschätze bereitwillig dazu gespendet hätten. Denn es ist ausgemacht, dass selbst in den Archivgewölben Thüringens und Sachsens noch manches Document verwahrt wird, wodurch einzelne Dunkelheiten der Salfeldischen Geschichte aufgehellt werden können. Auch auf die Kölnischen Archive hatte Rec. seine Hoffnung gesetzt und geglaubt, mit Hülfe derselben wenigstens die Stiftungsurkunden der daselbst von dem Erzbischof Anno gegründeten Benedictinerabtey, welche v. *Schultes* nur aus einem lückenhaften Copialbuche mitzutheilen im Stande war, ihrem ganzen unverfälschten Inhalte nach wieder herzustellen; — allein er sieht sich in dieser Hoffnung getäuscht, seitdem ihm die sichere Kunde geworden ist, dass weder in den königlichen noch städtischen Urkundensammlungen in *Köln* und *Düsseldorf* die Urschriften jener wichtigen Documente vorhanden sind. *J. M. Schamelius* versichert (in den *Supplem.* zu der Historie des Klosters Bosau, Naumburg und Zeiz 1732. S. 82): „dass sich aus *Schlegels* Bibliothek bey einem Freunde unweit Eisenach viele nicht nur das Kloster auf dem Petersberge zu Salfeld, sondern auch andere Antiquitäten betreffende Originalurkunden, ingleichen *Sagittars* Entwurf einer Salfeldischen Historie (wahrscheinlich die oben erwähnte Handschrift) und eine völlige Beschreibung der Sorbenburg mit bereits verfertigten Kupfern befunden haben." — Auch *J. Melch. Lochmann* gedenkt in dem Programme vom J. 1771: *Memorabilia quaedam Salfeldiae civitatis*, S. 21 eines Salfeldischen Copialbuchs mit folgenden Worten: „*Quae hic describi curavimus, ex codice desumta sunt, in quo plus ducenta continentur apographa ejusmodi diplomatum, quae multum faciunt, cum ad illustrandam civitatis, tum rerum in vicinia gestarum historiam. Plurima sunt seculi XV, duodecim sec. XIV et quatuor sec. XIII.*" Welches Schicksal mögen wohl diese Manuscripte gehabt haben?

Irrig ist die S. 8 aus *Liebe's* Salfeldographie wiederholte Behauptung, dass *Thietmar* von Merseburg den Namen Salfeld *Silveldum* geschrieben, und also von *silva* abgeleitet habe. *Saleueldum* kommt in diesem Chronisten nur ein einziges Mal (bey dem Jahre 951 S. 22 der *Wagner*'schen Ausgabe) vor, und *Silivellum* oder *Siliveldum* (S. 241), wodurch *Liebe* zu jener Meinung veranlasst worden seyn könnte, erklärt der neueste Herausgeber (S. 297) für *Selben* bey Delitsch. Vergl. Leipz. Literatur-Zeit. 1825. No. 254. S.

[illegible] f. — Was auf der nämlichen Seite über die Benennung *Louvia*, *Louba* u. s. w., die entweder von dem ganzen Thüringer Walde oder einem Theile desselben gebraucht wird, vorkommt, bedarf theils mancher Berichtigung, theils hätten zum Beweise des hier Gesagten noch andere Gewährsmänner angeführt werden sollen. Eine besonders zu berücksichtigende Stelle liest man in *Vita Ezon.* c. 3 (in *Leibnit. scriptor. Rer. Brunsvic. T. I. p.* 320); auch haben folgende Gelehrte von diesem Walde gehandelt und die Grenzen desselben zu bestimmen versucht: *Polyc. Lyser de Lochis Loubae, Helmst.* 1725 *fol.*, wieder abgedruckt in *Ejusd. Opusc., quibus jurisprudentia, historia et ars diplomatica illustratur* (*Norimb.* 1800. 4.) *p.* 205—222. — *Wenck* in der Hess. Landesgesch. 2 B. S. 196 und 340 — *Schultes* in der Diplomat. Gesch. von Henneberg. 1 Th. S. 442. Anm. Z. und S. 443 Anm. C. — *Kremer* in der Gesch. des rheinischen Franziens S. 174 f. — *Wachter* in der Thüring. und Obersächs. Gesch. 1 Th. S. 243. 2 Th. S. 402—406. — Vergl. *Dreyers* verm. Abhandl. zur Erläuterung deutscher Rechte und Alterthümer 2 Th. (Rostock und Wismar 1756. 8.) S. 759. — Die *Leibis* im Schwarzburgischen (wie sich der Vf. ausdrückt: „*vicus quidam in montibus istis, quos majores nostri silvam Semanam nuncupare solebant, situs, qui praefecturae Schwarzburgo-Koenigseensi subjectus, a Salfeldo urbe quatuor circiter horarum spatio abest, hodie die Leubes* (!) *audit*") — möchte schon durch die Verschiedenheit der Schreibart und ihre Entstehung in neueren Zeiten auf eine andere Abstammung, als von *Louba* oder *Leube*, hindeuten.

Die Schilderung der Beschaffenheit des Thüringer Waldes zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, worin es unter anderen heisst: „*Ea hic olim fuit arborum frequentia ferarumque copia, ut vel sub seculi decimi octavi initium ursi et lupi in saltibus Saalae nostrae vicinis reperti dicantur etc.*", finden wir ganz der Wahrheit gemäss. Denn auch der Schwarzburgische Theil dieses Waldes bestand damals noch aus Dickigen, die der Sonne den Eingang ihres Lichtes versagten, und wo ewige Nacht herrschte. Bäume waren zu sehen, deren Stammenden 160 Schuhe in der Peripherie einnahmen. Alten Nachrichten zufolge gab ein einziger Baum bisweilen 30 bis 40 Klaftern Holz. Diese Wildniss diente Bären, Luchsen, Wölfen und Adlern zum Aufenthalte, wie noch jetzt die Namen verschiedener Gegenden, Tiegel und Bäche, z. B. *Bärenbach*, *Bärentiegel*, *Wolfsgrube*, *Luchsgraben* u. s. w., bezeugen. Der letzte Luchs ist zu *Neuhaus* im Herbst des Jahres 1743, der letzte Wolf 1762 in *Scheibe* geschossen worden, und 1786 sah man einen Adler im Kazhütter Forste.

S. 10 wird die Frage aufgeworfen: *Quaenam gentes terram Salfeldensem olim pervagando incoluerint?* und darüber geklagt, dass *Verpoortenn* und *v. Schultes* dieselbe mit Stillschweigen übergangen haben. Der Vf. sucht die Meinung *Sagittars*, welcher *Katten* und *Hermunduren* hieher versetzt, durch verschiedene noch jetzt gebräuchliche Ortsbenennungen, die er von jenem Volke herleitet, wahrscheinlich zu machen, deren Entstehung aber auf eine weit ungezwungenere Weise erklärt werden kann, wie diess z. B. mit *Kashütte* der Fall ist, das seinen Namen ohne Zweifel von dem vorbeyfliessenden Bache: *Kase* empfing. Das Nämliche gilt von den sogenannten *Gartenkoppen*, die schwerlich anfangs Kattenkoppen geheissen haben. Wären dem Vf. die Untersuchungen *Wencks*, *Ilgens* u. A. über den zwischen den Katten und Hermunduren wegen eines salzreichen Stromes entstandenen, von Tacitus erwähnten Krieg bekannt gewesen, so würde er S. 12 nicht dabey an das Salzwerk zu Halle gedacht haben. Ueberhaupt vermissen wir fast durchgängig die Berücksichtigung der neuesten Entdeckungen auf dem seit einigen Jahrzehnten weit sorgsamer, als ehemals, bebauten Felde der deutschen Geschichte, welche auch hier den vortheilhaftesten Einfluss hätten äussern können. — Dass der Name der Stadt deutschen, nicht sorbischen Ursprungs und diese selbst von der *ersten* Nation, die *Sorbenburg* (der sogenannte *hohe Schwarm*) aber gegen die *letzte* erbaut worden sey, hat der Vf. (S. 14) ziemlich wahrscheinlich zu machen gewusst, und (S. 18) die Behauptung *Sagittars*, dass schon durch Bonifacius das Christenthum zu Salfeld verkündigt worden sey, glücklich bekämpft. Unter *Sualafeld* (*in vita Wunibaldi ap. Canis. T. IV*) ist nämlich der Gau Sualafeld im fränkischen Theile des Nordgaus an der Altmül zu verstehen. S. *Adelungs* Directorium der südsächsischen Geschichte u. s. w. S. 40. No. 107. — *v. Pallhausens* Nachtrag zu der Urgeschichte von Baiern. S. 130 f. — Wiener Jahrbücher der Literatur 1818. 1 B. S. 193. — *Jen.* Allgem. Literatur-Zeit. 1827. 73 St. S. 103.

Liebe erzählt, dass in den Trümmern der Marienkirche, worunter er wahrscheinlich die ehemalige Klosterkirche zu Salfeld, nicht die des Petersklosters in Erfurt verstand, folgende Steinschrift zu sehen gewesen sey: *LVLLVS. ANGLVS. NATIONE. DIACONVS. ECCLESIAE. MOGVNTINENSIS. OPPIDVM. SAALFELDIAM IN HONOREM B. VITI ET BONIFACII AMPLIAVIT ET MVNIVIT. ANNO CHRISTI REDEMTORIS ET SALVTIFERI. DCCLXXIII.* So wenigstens wird dieselbe S. 19 f. mitgetheilt, da doch bey *Schlegel* und *Schamelius* das Jahr 763, bey *Sagittar* (*Antiquitat. Ducat. Thuring. p.* 103) 762 und in *Joannis Rer. Moguntiac. T. I.* (*p.* 378) 761 steht. Hr. *Wagner* bietet alles zu Rettung der Aechtheit dieses von *Sagittar*, *Schlegel*, *Lochmann*, *Schultes* u. s. w. angefochtenen Denkmals auf, um seine Muthmassungen über die Art und Weise, wie die christliche Religion zu Salfeld eingeführt worden sey, dadurch fester zu begründen. Wir geben ihm aber, da zu einer ausführlichen Widerlegung hier nicht Raum ist, nur Folgendes zu bedenken: 1) Die Klosterkirche zu Salfeld wurde erst im J. 1676 völlig abgebrochen. Sollte man wohl bey dieser Gelegenheit einen so merkwürdigen Stein nicht, wie andere von demselben herrührende Alterthümer, der Aufbewahrung werth geachtet haben? 2) Darf man sich, um das wirkliche Daseyn desselben, wovon der bald hernach

zu Salfeld lebende *Sagittar* nicht das Geringſte erfahren konnte, zu beglaubigen, bloſs auf *Liebes* Ausſage ſtützen, der wegen ſeiner Leichtgläubigkeit und ſeines Hanges zum Fabelhaften mit gröſster Behutſamkeit gebraucht werden muſs? 3) Kann das, was wir aus ſicheren Quellen von dem Leben des Lullus wiſſen, mit der gegenwärtigen Nachricht in treffenden Einklang gebracht werden? Wir zweifeln um ſo mehr daran, als wir in dieſer Abſicht die *Vita S. Lulli* in *Mabillon. Act. Sanctor. ord. Benedict. Sec. III. Part. II. p.* 392—401 (und in *Joannis Scriptor. R. Mogunt. T. II. p.* 38—45), wie auch den Abſchnitt in *Wencks* Heſſ. Landesgeſch., welcher von dieſem Erzbiſchofe handelt, mit Aufmerkſamkeit geleſen haben, ohne das Geringſte darin zu entdecken, was jener Inſchrift einige Glaubwürdigkeit zu verleihen im Stande wäre. — Mit Recht heiſst es alſo in *Joannis Scr. R. M. T. I. p.* 378: „*Salfeldam alioqui, Thuringiae oppidum, ampliaſſe illum* (*S. Lullum*) *et muniuiſſe, mentitur inſcriptio quaedam, quam Erfordiae in monte D. Petri repertam fuiſſe prodit Silveſter Liebe Salfeldiographiae manuſcr. c. VII.*“ — Am auffallendſten iſt es, daſs Lullus im J. 763 noch *Diaconus* genannt worden ſeyn ſoll.

Möge Hr. *W.* die Stunden ſeiner Muſse auch ferner auf Unterſuchungen der Salfeldiſchen Geſchichte verwenden, um einſt über dieſelbe eine Schrift zu liefern, die aus kritiſch geprüften Quellen geſchöpft, dem jetzigen Standpuncte des hiſtoriſchen Studiums angemeſſen iſt! — Die eben von uns angezeigte Abhandlung iſt von manchen Schreibe- und Druck-Fehlern entſtellt, welche leicht hätten vermieden werden können. Wir rechnen dahin, auſser mehreren anderen: S. 5 *ſentiiſſe.* S. 13 *Cattos vel ultra receſſos vel repulſos.* S. 19 *pró religionis chriſtianae gloriam.* S. 22 *aufferemus.* S. 26 *potsquam.* S. 27 *videe cultores Chriſti Salſeldenſes iſto tempore perſecutos — religio ſalvifica.*

E* O. B*.

Leipzig, b. Barth: *Die Pariſer Bluthochzeit*, dargeſtellt von Dr. *Ludwig Wachler.* Zweyte berichtigte und vermehrte Ausgabe. 1828. VIII u. 125 S. 8. (15 gr.)

Mit Unrecht war bey der erſten Auflage dem Vf. vorgeworfen worden, daſs er ſich als Spötter der Schwächen des katholiſchen Glaubensſyſtems gezeigt habe. Hier verſichert er im Vorwort, daſs er die religiöſe Stimmung jedes Einzelnen ehre, aber im römiſch-katholiſchen Kirchenthum und Kirchenſyſtem finde er, daſs viele der Groſsen der Kirche, im Alleinbeſitz ſelbſtſüchtiger Genüſſe, den veralteten Aberglauben und verſtockte Unwiſſenheit des Volks mit ſchlauem Eigennutz aufrecht erhielten, und über ſogenannte Meuterey und Umtriebe ein Geſchrey erhöben; er nennt ſolche Grundſätze unevangeliſch, und fürchtet, daſs daraus die ſittliche Nichtigkeit eines in Aeuſserlichkeit und Mechanismus verſunkenen Chriſtenthums ſich entwickeln werde.

Der *erſte* Abſchnitt iſt den Bürgerkriegen in Frankreich von 1560—1570 gewidmet, und ſchildert mit klarer Wahrheit, wie viel mehr die Antipathie der Häuſer Guiſe und Bourbon und ihrer Anhänger Habgier, als die vorgeſpiegelte Religion, zu jenem Bürgerkrieg beytrug. Die Quellen ſtudirte der Vf. genau, und keiner vor ihm hat das Gewebe der Hofintriguen, um Karl IX, der im 14ten Jahre ſchon für mündig erklärt wurde, zu einem Fanatiker wider die Proteſtanten zu bilden, ſo kräftig als er dargeſtellt. Gewiſs iſt der Herzog von Alba ein indirecter Anſtifter der Pariſer Bluthochzeit vom 24 Auguſt 1572 geweſen. Die kluge Königin Johanna von Navarra war eben ſo die würdigſte unter allen proteſtantiſchen Häuptern in Frankreich als der Kanzler l'Hôpital unter den Beamten. Schade iſt es, daſs man nicht erfährt, wer die anſehnlichen Heere der Proteſtanten an Franzoſen und beſonders an Deutſchen in Frankreich beſoldete. Rückſtände hatten die proteſtantiſchen Söldner zu fodern, denn der Hof übernahm deren Tilgung im Frieden von 1570 zu *Saint-Germain en Laye.* Wahrſcheinlich fochten die Deutſchen aus Liebe zur Sache ihrer Glaubensverwandten ohne Eigennutz gegen einen mäſsigen Sold. — Der *zweyte* Abſchnitt ſtellt die Begebenheiten der Pariſer Bluthochzeit in Thatſachen dar. Der *dritte* beantwortet 1) die Frage, wann der Entwurf zur Pariſer Bluthochzeit entſtand, und macht aus dem Umſtande, daſs erſt der Admiral Coligny allein angefallen wurde, höchſt wahrſcheinlich, daſs man ſich anfangs mit deſſen Ermordung begnügen wollte, weil er ein Feind des ſpaniſchen Intereſſe war, und den König zu dem Entſchluſſe, ſelbſt zu regieren, hingeriſſen hatte. Als nun die Königin Mutter und ihr Lieblingsſohn der Herzog von Anjou wahrnahmen, daſs der Admiral geneſen war, und alsdann wider die Anſtifter des Mordverſuchs die Rache des Königs anrufen würde, auſserdem Bewegungen unter den Proteſtanten bewieſen, daſs ſie durch Bewaffnung ihre Hoffnungen ſchützen wollten, und alſo eine Gegenverſchwörung wohl Statt gefunden haben mag: ſo folgte begreiflicher Weiſe, daſs man in jener Verlegenheit wegen fehlgeſchlagenen Mordes eines einzigen Mannes zu dem Beſchluſſe überging, die Proteſtanten in Maſſe todtſchlagen zu laſſen. 2) Welchen Antheil König Karl IX am Blutbade hatte. Der Vf. urtheilt ſehr richtig, daſs der unglückliche König ſich durch die falſche Darſtellung einer Verſchwörung des Admirals und der vornehmen Proteſtanten wider ihn und wider den Staat zur Autoriſation des Blutbades durch die Mutter und den Bruder hinreiſsen lieſs. Er zeigt, wie gefährlich es ſey, wenn ein Monarch durch fremde Augen ſieht, welche ihn leidenſchaftlich leiten. Dieſe Meinung iſt bey einem freylich ſehr verdorbenen jungen Manne viel natürlicher als der Glaube an mehrjährige Verſtellung. Reizbar war Karl IX als Hektiker. Deſto ſcheuslicher erſcheint der Charakter ſeiner Mutter und ihrer heilloſen Räthe. 3) Die Triebfedern des Verbrechens hat Hr. *W.* gut entwickelt: „Die Vorſehung (ſagt er) erlöſe die von Finſterniſs umgebene Menſchheit aus den Banden prunkenden Wahnglaubens und ſinnlicher Frömmeley; aus unwürdiger Abhängigkeit von äuſseren ſittlich bedeutungsloſen Schamanenſpielen!“ — Den Schluſs machen a)

des Königs Heinrich III von Polen Geständnisse nach einer unruhigen Nacht in Cracau wegen seiner Theilnahme an der Pariser Bluthochzeit. Diese und b) das Gespräch zwischen dem kranken Kurfürsten Friedrich III von der Pfalz und dem Könige Heinrich III von Polen in Heidelberg, vom Kurfürsten selbst aufgezeichnet, mit einem Nachtrage der Unterhaltung des Grafen Ludwig von Oranien mit jenem Könige, stimmen mit Hn. *Ws.* Ansichten überein. Achten muss man beide Männer, welche dem Könige geradezu sein Verbrechen und dessen politische Folgen vorhielten. Wie weit war aber damals schon das aristokratische Polen in seinem Sittenverderbniss vorgeschritten, dass man einen in Europa so verrufenen Fürsten zum Throne berief!

X.

LEIPZIG, b. Barth: *Die allgemeine Geschichte für Schule und Haus*, von Dr. *Karl Wilh. Böttiger*, Professor der Weltgeschichte und Literatur zu Erlangen. Dritte vermehrte Auflage. 1828. 264 S. 8. (8 gr.)

Diese Geschichte ist gedrängt voll Thatsachen, besonders für das grosse ungelehrte Publicum bestimmt, und am umständlichsten in der Geschichte vor Christi Geburt, sowie in der unseres und des vorigen Jahrhunderts. In künftigen Auflagen ist noch Manches zu verbessern. Wir führen Einiges an, mit der Bemerkung, dass in der letzten Auflage der Vf. selbst schon Vieles verbessert hat. — Das Vorwort und die Einleitung könnten wohl künftig erspart werden. S. 12 ist die Zahl der Jahre, in denen die chinesische Mauer aufgeführt wurde, vergessen. S. 39. Wozu die unwahren Worte: „Der wahre Bettler ist stets der wahre König"? S. 39. „Das eigentliche Asien, Asien bis zum Euphrat und den caucasischen Vorbergen." Die Alten brauchten wohl jenen Ausdruck, welchen jedoch die Zeitgenossen nicht verstehen. Hr. *B.* schreibt aber für Zeitgenossen, die jene Phrase nicht gebrauchen. S. 101. Hugo Kapets Nachkommen, nicht eine Seitenlinie desselben, regieren in Frankreich. S. 137. Magelhaens umschiffte südlich, nicht nördlich, die ganze Erde, was bisher keiner vermochte, und was vielleicht von Archangel nach der Behringstrasse immer wegen Eisbergen und Siberiens Nordküste unmöglich bleiben wird, wenn wir gleich hoffen dürfen, dass vielleicht Nordamerika am Nordpol umschifft werden könne. S. 167 ist nicht angegeben, dass Ludwig XIV die Franche comté (3 Departements) den Spaniern abnahm. Dieselbe hatte unter Spaniens Regierung eine von den Niederlanden höchst verschiedene merkwürdige Verfassung und Verwaltung, sehr mässige Auflagen und eine Art Union mit der Schweiz. S. 178. Im österreichischen Erbfolgekriege verlor Maria Theresia einen schönen Theil von Mailand an Sardinien, was unbemerkt geblieben ist. S. 19[illegible]. Die Mätresse des Königs von Frankreich hiess *Du Barry*, nicht *Du Parry*. S. 202. Der Duc d'Enghien war kein Mitverschworner von Pichegrü, Georges u. s. w. — S. 2[illegible]. Ausser dem Papst trat auch England der heil. Allianz nicht bey. Da der Vf. in seiner Geschichte besonders die *Schröckhische* sich zum Vorbilde nahm, so möchte [illegible] ihm rathen, die nächste Auflage mit einer allgemeinen Tabelle der Oberfläche, Bevölkerung und Kriegsmacht der civilisirten jetzigen Staaten, mit Blicken auf die rationellen Grenzen der Staatsgewalt und deren Folgen, zu schliessen. Eine noch wichtigere Erscheinung als die französische Revolution ist in ihren Folgen: 1) die allgemeine Wohlfeilheit der Producte der Erde und der Industrie, seit 1818 sich immer ausbildend, wodurch der Lohn der arbeitenden Classen fiel, während die Staats- und Gemeinde-Auflagen durch die Verschuldung der Staaten und Gemeinden an die Staats- und Gemeinde-Gläubiger stiegen. Dagegen wuchs der Gewinn der nicht arbeitenden, aber in Staatspapieren speculirenden Geld- und Effecten-Händler zu einer früher ungekannten Höhe, sowie die Ungleichheit der Glücksgüter, besonders in den sogenannten reichsten Staaten, und es sank bey aller verbesserten Landwirthschaft und vermehrten Production der Landwerth, weil die Producte durch grösseren Ueberfluss wohlfeiler geworden waren. 2) Die steigende Bevölkerung aller nicht zu sehr gedrückten civilisirten Staaten, die jedoch in den protestantischen auffallender, in den katholischen schwächer ist, eine sogar in den nordamerikanischen Freystaaten wahrzunehmende Erscheinung, wo die katholische Religion in einer Secte und die protestantische in mehreren einer vollkommen gleichen Verbreitungs-Freyheit geniessen. 3) Auch die Wichtigkeit Australiens mit einem überall gemässigten Klima für Europas Uebervölkerung und Ausbildung ohne alle Zwangfesseln des Lehn- und Adels-Wesens, während dort im Hauptlande nur ein einziges Volk, das brittische, mit absoluter Religions-, Gewerbs- und Ausbildungs-Freyheit herrscht, ist von dem Vf. übersehen worden, so eben so wie 4) die Wirkung der Bibelgesellschaften und des protestantischen Missionswesens in Asien, Australien und Amerika, kraft deren wahrscheinlich die griechische und protestantische Kirche in der Zahl der Gläubigen zunehmen dürften, während die katholische sich nicht mehr weiter zu verbreiten scheint, weil deren Kirchenthum sich manchen Socialverbesserungen, besonders der Aufklärung in vier Völkern der Erde, den Niederländern, Franzosen, Spaniern und Italiänern, entgegen zu stellen scheint. Bey aller Duldung der katholischen Religion in Russland hat unter den akatholischen Regierungen sich keine andere Regierung autokratischer dem eigenthümlichen katholischen Proselytismus und der Papstmacht direct entgegengestellt. Die Hierarchie der katholischen Kirche hat zwar in Russland alle Rechte der heil. griechischen Synode, aber auch nicht mehr, und kein Concordat zwischen der Regierung und dem Papst erlangen können, worein sich auch Grossbritannien nicht fügte, dessen Regierung die Verhältnisse des Papstes zu ihren katholischen Unterthanen gleichsam ignorirt, welche in Russland zwar nicht die akatholisch-griechische Kirchenregierung, wohl aber der Kaiser bewacht, seitdem der Proselytismus der katholischen Hierarchie durch Bekehrungen in den Magnaten-Familien deren inneren Frieden störte. Diese [illegible] dürften auf die künftige Entwickelung der [illegible] grossen Einfluss üben.

[illegible]

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1832.

MEDICIN.

BERLIN, b. Enslin: *Neueste medicinisch-chirurgische Journalistik des Auslandes*, in vollständigen, kurz gefassten Auszügen herausgegeben von *Friedrich Jacob Behrendt*, Doctor der Medicin und Chirurgie, praktischem Arzte, Wundarzte und Geburtshelfer zu Berlin, und *K. F. W. Moldenhawer*, Doctor der Medicin und praktischem Arzte zu Berlin. I Jahrgang. I Band (jeder in 3 Heften.) 404 S. II Band. 408 S. III Band. 408 S. 1830. 8. (Jeder Jahrgang 8 Rthlr.)

Der Plan dieser Zeitschrift ist, Deutschland mit den neuesten Nachrichten und Anzeigen aus fremden Ländern in Betreff der gesamten Heilkunde bekannt zu machen. Sie hat dazu vorläufig die gelesensten medicinischen Zeitschriften von Frankreich, England, Italien, den Niederlanden und Nordamerika gewählt, und verspricht bey gehöriger Theilnahme des ärztlichen Publicums auch auf Dänemark, Schweden, Polen und Russland sich auszudehnen. In den vorliegenden Heften finden wir benutzt: *Archives générales de Médecine; Journal général de Médecine, de Chirurgie et de Pharmacie par Gendrin; Annales de la Médecine physiologique par Broussais; Nouvelle Bibliothéque médicale; Bulletin des Sciences médicales par de Ferman et le Baron de Férussac; Journal de Physiologie expérimentale et pathologique par Magendie; Journal universel des Sciences médicales par Regnault; Gazette médicale de Paris; — The London medical and physical Journal by North and John Whatley; The Edinburgk medical and surgical Journal; The Lancet; The London medical and surgical Journal by Ryan; — Annali universali di Medicina compilati da Omodei.* Von sämtlichen Zeitschriften wird der Inhalt mit Beybehaltung der jedesmaligen Reihenfolge in kürzeren oder längeren Auszügen, je nach dem Werthe der einzelnen Abhandlungen, bündig, und ohne die Deutlichkeit zu beeinträchtigen, angegeben.

Unter einer anderen Rubrik: „*Gelehrte Institute des Auslandes*" erfahren wir deren Verhandlungen, abgefasst ähnlich den Zeitungsberichten über unsere heutigen Deputirtenkammer-Verhandlungen, und unter: „*Nachrichten und kurze Notizen aus dem Auslande*" lesen wir theils amtliche Verordnungen, theils Privatnachrichten u. dergl., nebst ausführlichen Mittheilungen über gegebene Preisaufgaben. Die „*Bibliographie des Auslandes*" ist in jedem Hefte der letzte stehende Artikel. Sie theilt nicht bloss Büchertitel und Preise mit, sondern giebt meistens auch eine kurze Kritik.

Deutschland hat sich nun zwar vom wissenschaftlichen Auslande seither noch nie abgeschlossen; für die Heilkunde aber ist dieses Unternehmen einzig in seiner Art. *Froriep*, *Gerson* und *Julius*, sowie die meisten Journale, haben uns immer nur Einzelnheiten mitgetheilt; aber den Gang der ausländischen Journalistik konnten wir darin nicht verfolgen. Die einzige Gelegenheit hiezu ist uns durch diese Zeitschrift gegeben, und jedem, mit der Zeit fortschreitenden Arzte wird es erwünscht seyn, dieselbe zu benutzen, um diesen Ueberblick sich zu verschaffen. Wir zweifeln daher nicht an der günstigen Aufnahme, wodurch es den Herausgebern allein möglich gemacht werden kann, bey ihren, allerdings bedeutenden Auslagen, eine willkommene Vollständigkeit darzubieten, da ausser den oben angeführten Journalen noch eine ziemliche Anzahl derselben vorhanden ist, welche nothwendig auch eine Erweiterung des Umfanges der Hefte herbeyführen müssten.

So wünschen wir diesem Unternehmen das beste Gedeihen, und hoffen, dass bey dem grossen und allgemeinen Interesse, welches es für das ärztliche Publicum haben muss, unser Wunsch erfüllt werden wird.

Bs.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Reine Arzneymittellehre*, von Dr. *C. G. Chr. Hartlaub*, ausübendem Arzte in Leipzig, und Dr. *C. Fr. Trinks*, ausübendem Arzte in Dresden. Erster Band. 1828. VI u. 367 S. Zweyter Band. 1829. IV u. 354 S. 8.

Weit entfernt, den Verfassern, welche sich zu *Hahnemann's* homöopathischem System bekennen, in ihren Darstellungen schrittweise zu folgen, will Rec., der diese Arbeit, reine Arzneymittellehre genannt, für nichts als für eine Satire auf den ge-

funden Menschenverstand zu halten sich genöthigt sieht, nur Einiges zur Probe ausheben. Ein Quadrilliontheil eines Granes [illegible] Bleyes ist die homöopathische Dosis. Diese *Hahnemannische* Verdünnung, Kraftentwickelung genannt, leistet alles, was Bley als homöopathisches Mittel zu vollbringen im Stande ist. 1020 Symptome des Bleyes haben die Vff. mit Hülfe anderer Verdünner aus einer unglücklichen Vermengung der Allopathie und Homöopathie zusammengeschrieben, und zwar in den meisten Fällen ohne Bestimmung und Angabe der Gaben, welche die allopathischen Aerzte gereicht haben können. Der Mohnsaft ist als das beste Gegenmittel genannt. Die Krankheiten, in welchen das Bley homöopathisch heilt, sind: einige der schlimmsten Arten von Verstimmungen des Geistes und Gemüthes und vorzugsweise Hypochondrie und Hysterie, krampfhafte Koliken, der Ileus, das Miserere, langwierige Stuhlverstopfungen, einige asthmatische Beschwerden, gewisse Gliederschmerzen — welche? — und einige Arten Lähmungen der Glieder, die mit Atrophie verbunden sind.

S. 63 folgen die Kanthariden. Fünf Grane sorgsam gesammelter und zu Pulver geriebener Käfer werden unter achttägiger kühler Digestion mit 100 Granen Weingeist ausgezogen, und von dieser Tinctur 20 Tropfen mit 80 Tropfen Weingeist zur ersten Verdünnung gebracht! Von dieser Verdünnung giebt ein Tropfen in der decillionfachen Verdünnung die Gabe für die gewöhnlichen Fälle ihrer Anwendung — wie ist es möglich, hier noch an die Wirkung der Arzney zu glauben? Vom Begreifen darf man nichts sagen. 950 Symptome sind hier ebenfalls zusammengeschrieben. In der historischen Einleitung zu dieser Symptomensammlung, welche ganz verwirrt hingestellt ist, wird auf die entehrendste Art auf die Allopathen geschimpft, unter aller Würde gebildeter Männer. Die Kanthariden werden als das untrüglichste Mittel gegen Hydrophobie dargeboten, die selbst ohne alle Berücksichtigung der örtlichen Behandlung der Bisswunde prophylaktisch, und wenn die Hydrophobie ausgebrochen, auch dann noch sicher heilen sollen! — Wenn diese Behauptung sich demnächst bewahrheiten sollte, so wäre sie in der That allein im Stande, all das Unsinnige, das die Homöopathen zum Theil lehren, vergessen zu machen. S. 75 werden die Allopathen beschuldigt, die Kanthariden als Aphrodisiaca zu ihrer Schande frevelhafter Weise angewendet zu haben. Gewiss trifft dieser Vorwurf nicht die gebildeteren und vernünftigeren unter den Aerzten; und wenn ein rohes Zeitalter Vergehen der Art nachweist, so können sie dem jetzigen nicht zur Last gelegt werden. Der Camphor soll hier das beste Gegenmittel seyn. Bey homöopathischen Gaben, und wenn hienach übermässige Wirkung entsteht, reicht schon das blosse Riechen auf Camphor hin, um diese aufzuheben!

In der Vorbemerkung über *Laurocerasus* wird derb auf die Hospitäler geschimpft, und hiezu haben die *Hahnemannianer* auch gegründete Ursache; denn Täuschung und Unwahrheit werden hier leicht zu Tage gefördert, da hingegen in der Privatpraxis sich ein Unwesen lange versteckt treiben lässt. Ferner tadeln die Verdünner die Allopathen desshalb, weil sie voreilig auf das Anrühmen Einzelner ein Arzneymittel sogleich gebrauchten, es mit Lob überschwemmten, und eben so bald wieder verliessen. So heisst es S. 141: „Erst werden die ungemein vielseitigen Tugenden eines neu aufgefundenen Heilmittels hochgepriesen von einem oder dem anderen berüchtigten (?) Arzte. Dem Schall dieser Posaune folgt die ganze gemeine Arztwelt, welcher das eigene Denken und Beobachten zu schwer fällt, und die nur von blinder Nachahmungssucht getrieben wird, so lange, bis wiederum ein anderer berüchtigter Arzt die dem neuen Arzneymittel angedichteten Tugenden nicht mit seinem System harmonisch findet. Mit einem Male werden die Blinden sehend". — Ach! möchte man doch das auch von den Verdünnern sagen können!! — „Auch sie finden die neuen Ansichten so genial, als wahr, die gepriesenen Tugenden wandeln sich in gefährliche Eigenschaften um, und es ist nun um den ausgebreiteten Ruf des Mittels geschehen". Es ist leider nicht zu leugnen, dass es solche Thoren unter den Allopathen giebt, die darin ein Gelehrtscheinen beym Apotheker und bey ihren Collegen suchen, sogleich ein kaum besprochenes Mittel, auch wenn es tausend bessere gäbe, zu verschreiben. Aber es giebt deren nur wenige, und daher trifft dieser Vorwurf nur den kleinsten Theil der Allopathen; im Gegentheil lässt sich mit Wahrheit behaupten, dass der rationelle Allopath erst recht viele und genau begründete Thatsachen für die Anwendung eines Heilmittels fodert, ehe er sich dazu entschliesst, es selbst anzuwenden. Der beste Beweis für diese Behauptung und dafür, dass den Allopathen nicht blosse Nachahmungssucht leitet, sondern dass er stets selbstdenkend zu Werke geht, ist die bisher so wenig gelungene Verbreitung der Homöopathie. Wäre diese Beschimpfung wahr, nun, so würde ja die ganze gemeine Arztwelt — angeblich aus Allopathen bestehend — sogleich die Homöopathie mit Stumpf und Stiel verschlucken, und gläubig den Unsinn als eine unmittelbare Offenbarung und als ein positives Dogma annehmen! Gerade dieser Schimpf trifft die Jünger der Homöopathie, die, ohne nach Gründen und Ursachen zu fragen, blindhin experimentiren und curiren. In dieser Hinsicht haben sie viel Aehnlichkeit mit den Finsterlingen jetziger Zeit, die ein Fragen und Forschen nach Grund und Ursache für eine Gotteslästerung halten. Daher ist ihnen zur Ausbreitung ihres Reiches zu rathen, sich den Mystikern und Frömmlern unter die Flügel zu setzen. (Vgl. *Fr. Alex. Simon junior, Samuel Hahnemann, Pseudomessias medicus und [illegible] der Verdünner* u. s. w. Hamburg b. Hoffmann und Campe 1830.) Der Caffee wird hier nach *Harles* als das beste *Antidotum* aufgeführt; indessen leistet Ammonium ebenfalls sehr viel. Die homöopathische Gabe, für den geeigneten Fall, des Kirschlorbeers ist ein Tropfen der billionfachen Verdünnung des aus den frischen

Blättern des *Prunus laurocerasus* ausgepressten und mit gleichen Theilen Weingeist gemischten und bis zur sechsten Verdünnung gebrachten Saftes. 1055 Symptome des Kirschlorbeers haben die fleissigen Schüler des Pseudomessias hier aufgezählt. S. 248, in der historischen Bemerkung über den Schwefel-Spiessglanz, heisst es: „Auch in der heiligen Schrift, im 2 Buche der Könige, C. IX, V. 30 und im Proph. Jeremias, C. IV, V. 30, wird *deutlich* gesagt, dass die Frauen ihre Augenlieder mit Antimonium verschönert hätten". Rec., der als ächter Protestant auch eine Bibel führt, schlug nach: aber was fand er? In der ersten Stelle heisst es: „Und da Jehu gen Jesreel kam, und Isebel das erfuhr, schminkte sie ihr Angesicht, und schmückte ihr Haupt, und guckte zum Fenster aus", und in der zweyten: „Was willst du alsdann thuen, du Verstörte? Wenn du dich schon mit Purpur kleiden, und mit goldenen Kleinodien schmücken, und dein Angesicht schminken würdest, so schmückest du dich doch vergeblich" u. s. w. Wo steht hier, dass sie die Augenlieder geschminkt, und dass sie zum Schminken Antimonium gebraucht haben? Steht nicht jene Behauptung als eine lügenhafte Fiction da? Es ist ferner kaum zu begreifen, wie die Vff. auf die unglückliche Idee kommen konnten, die Resultate der Arzneyprüfungen, welche allopathische Aerzte aufgezeichnet haben, zur Bestätigung der ihrigen zu gebrauchen; da die allopathischen Aerzte unter ganz anderen Verhältnissen experimentiren, und der Unterschied der Dosen doch allzu grell ist, um noch einigermassen in Beziehung zu den homöopathischen zu stehen. Auch ist es sehr inconsequent, die Beobachtungsart der Allopathen als nichtig zu verwerfen, und wiederum davon Gebrauch zu machen.

Rec. will übrigens noch nicht den Stab über ein System brechen, auf welchem zur Zeit das dickste Dunkel ruhet: noch ist nicht Licht in *Hahnemanns* Schule, so sehr sich diess auch die Schüler einbilden mögen. Erst wenn Versuche und ihre Resultate in Hospitälern unter dem Beyseyn allopathischer Aerzte von ihnen selbst angestellt und bekannt gemacht sind, lässt sich über dieses System mit Bestimmtheit sprechen. Dort kann man nämlich nicht Blindekuh spielen, nicht täuschen, und falsche Citate gebrauchen, um das Publicum und leichtgläubige Aerzte zu betäuben. Nur die freche und dabey verwirrte Art, wie jetzt die Resultate gewonnen, und mit welcher sie bekannt gemacht werden, um die Allopathie zu entehren, verdient die tiefste Verachtung.

W.

OLLMÜTZ, b. Skarnitzl: *Allgemeine Therapie*, oder *allgemeine Krankheitslehre.* Zum Gebrauche für angehende Aerzte verfasst von *Joseph Magnus Winkler*, der Heilkunde Doctor und Stadtphysikus in Mährisch-Neustadt. Erster Band. 1ster Theil. XXII u. 375 S. Zweyter Band. 2ter u. 3ter Theil. XIV u. 399 S. 1828. 8. (4 Rthlr.)

Wäre der Vf. dieser Schrift eben so glücklich in der Ausführung seines Planes gewesen, als er es unstreitig in Auffassung desselben war, so würden wir sie willkommen heissen. Aber er legte sich eine Frage vor, die theils noch gar nicht in ihrer ganzen Ausdehnung beantwortet werden kann, theils für seine Kräfte zu schwer war. Was ihn zur Uebernahme dieser Arbeit bewog, darüber giebt er in der Vorrede Rechenschaft. „Nachdenkend sowohl über den Grund der grossen Schwierigkeit des Ueberganges von der theoretischen Medicin zur praktischen, als auch über die Ursache der verschiedenen Heilarten bey der nämlichen Krankheit und des verschiedenen Erfolges derselben, glaubte er jenen in seiner nicht hinlänglich dafür vorbereiteten Kenntniss der allgemeinen Therapie, sowie diese in der Verschiedenheit nicht nur allgemeiner und specieller Ansichten über das Wesen der Krankheiten, sondern auch der Heilungsgrundsätze, aufgefunden zu haben, wobey er sich auch immer mehr von der grossen Wichtigkeit und Nothwendigkeit richtiger allgemeiner therapeutischer Grundsätze auf gründliche und glückliche Behandlung einzelner in der Wirklichkeit vorkommender Krankheitsformen überzeugte. Die vorhandenen Schriften von *Schmidt*, *Hufeland*, *Reil*, *Remer*, *Hensler* genügten dem Vf. nicht; daher schrieb er sich die allgemeinen Grundsätze der Krankheitsheilung zusammen, und legte das, über allgemeine Therapie von *Hartmann* Vorgetragene zum Grund seiner Arbeit." Hiemit ist vorläufig gesagt, was in diesen zwey Bänden enthalten ist. — Als der Vf. später das Heilverfahren nicht bloss junger, sondern auch schon ergreister Wundärzte genauer kennen lernte, wurde er in seiner Ueberzeugung von der einflussreichen Wichtigkeit und Nothwendigkeit der allgemeinen Therapie noch mehr bestärkt, indem er oft bloss aus Mangel richtiger allgemeiner Heilgrundsätze viele und grobe Missgriffe in Behandlung der Krankheiten beobachtete. Dieser Mangel schien ihm, besonders für Chirurgen, daher zu kommen, weil bisher noch kein Werk über allgemeine Therapie erschien, das die Hauptgrundsätze und Regeln der Heilung und Heilarten im Allgemeinen vollständig, zweckmässig geordnet, leicht verständlich, und so darstellte, dass nicht nur die Schüler der Medicin, sondern auch jene der Chirurgie und die Landwundärzte dadurch zur gründlichen, sicheren und glücklichen Heilung der Krankheiten überhaupt hinlänglich angeleitet werden. — Demnach versuchte der Vf. eine dem Bedürfnisse entsprechende allgemeine Therapie, indem die darüber vorhandenen Werke ihm aus mehr als einem Grunde nicht Genüge leisteten. Er wollte die Hauptgrundsätze der Heilung im Allgemeinen zweckmässig geordnet, vollständig, leicht verständlich, kurz so vortragen, dass dadurch sowohl die Candidaten der Medicin, als auch der Chirurgie, nicht minder die Wundärzte auf dem Lande, zur gründlicheren, sichereren und also auch glücklicheren Ausübung der Heilkunde

angeleitet würden. So nahm er denn die zum Verstehen des Ganzen unentbehrlichen pathologischen Ansichten und Lehren meistens, und zwar nicht selten von Wort zu Wort, aus *Hartmanns* Theorie der Krankheit; benutzte bey der allgemeinen Behandlung organischer Krankheiten *Chelius* Handbuch der Chirurgie, *Ebermaiers* Taschenbuch der Chirurgie; bey der allgemeinen Behandlung der psychischen Krankheiten *Heinroths* Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens und ihrer Behandlung; so wie auch die in den Vorlesungen *Raimanns* nachgeschriebenen Hefte. Sein Werk ist daher im Grunde nur eine Compilation, die viel Gutes für den ausgesprochenen speciellen Zweck hat, welcher aber einen allgemeinen Zweck im Wesentlichen ausschliesst. Es hat nur ein beschränktes Localinteresse.

A. B.

BERLIN, b. Fincke: *Johann Peter Frank* (s) *Behandlung der Krankheiten des Menschen.* Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. *J. F. Sobernheim.* Mit einem Vorwort von Dr. *C. W. Hufeland*, Königl. Preuss. Staatsrath, erstem Leibarzt S. M. des Königs, Professor, Ritter u. s. w. Erster Theil. *Fieber.* VI u. 142 S. Zweyter Theil. *Entzündungen.* 205 S. Dritter Theil. *Acute Exantheme.* 178 S. 1830. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Johann Peter Frank, mit Recht der deutsche Hippokrates genannt, hat seinem classischen Werke *de curandis hominum morbis epitome* einen eben so bleibenden Werth gegeben, als ihn die Schriften des Koers bis auf den heutigen Tag behaupten. Daher kann diese Uebersetzung aus dem Lateinischen für den der Sprache Unkundigen nicht anders als willkommen seyn. Das Werk selbst aber ist zu bekannt, als dass wir den Inhalt im Auszuge hier mitzutheilen uns veranlasst sehen könnten; und da die Uebersetzung gelungen zu nennen ist, so können wir weiter nichts thun, als ihr den möglichsten Absatz wünschen, auf dass des Unsterblichen geistreiche Lehre so viele Aftertheorieen und Irrlichter aus den Köpfen mancher Aerzte verdrängen, und zum Wohle der leidenden Menschheit ächten Beobachtungsgeist und rein ärztlichen Scharfsinn, bey Beurtheilung der Krankheitsprocesse und ihrer Zurückführung auf die organische Norm, einpflanzen möge.

A. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Ueber die Stellung der Geburtshülfe zur Arzneykunst*, von Dr. *J. Ch. G. Jörg*, K. S. Hofrathe und Prof. der Geburtshülfe u. s. w. zu Leipzig. Aus dessen „Nachweisungen für die theoretische und praktische Geburtshülfe“ besonders abgedruckt. 1831. 48 S. gr. 8. (8 gr.)

Diese, wie der Titel sagt, aus den „Nachweisungen des Vfs. für theoretische und praktische Geburtshülfe“, die aber, unseres Wissens, noch nirgends im Drucke erschienen sind, besonders abgedruckte Schrift verdankt ihr Erscheinen dem Umstande, dass Hr. Hofrath *Clarus*, in seiner im J. 1831 herausgegebenen „tabellarischen Uebersicht der zum wissenschaftlichen Studium der Heilkunst nöthigen Vorlesungen“, die Geburtshülfe noch als einen Theil der Chirurgie aufgeführt, und in der angehängten Tabelle die zur genaueren Kenntniss des Weibes und Kindes viel beytragenden Vorlesungen über Weiber- und Kinder-Krankheiten ausgelassen hat, welche bekanntlich der geburtshülflichen Klinik vorausgeschickt werden müssen, und in Vorlesungen über specielle Therapie nicht ausführlich genug und nicht im ganzen Umfange abgehandelt werden können.

Ob es der Wissenschaft förderlich sey, über solche Kleinlichkeiten nur ein Wort zu verlieren, wollen wir nicht fragen; es ist nicht erfreulich, noch in unserer Zeit einen solchen Rangstreit unter den Gelehrten angefacht zu sehen. Doch der Vf. vorliegender Schrift glaubt den Stand der Geburtshelfer von den „sogenannten inneren Aerzten“ auf mannichfache Weise zurückgesetzt zu sehen, und bemüht sich, dieselben in der Art gegen solche Anmassungen in Schutz zu nehmen, dass er auszumitteln sucht: 1) womit sich die Geburtshülfe beschäftiget, und 2) wie dieselbe die sich ihr darbietenden Gegenstände behandelt.

Der rühmlich bekannte Vf. geht in der Wärme für seinen Gegenstand so weit, dass er die Lehre von den männlichen Genitalien ebenfalls in das Gebiet der Geburtshülfe zu ziehen sucht, indem er das von diesen abgesonderte männliche *Sperma* als den Urgrund ansieht, der die weiblichen Genitalien zu den so wichtigen höheren Geschlechtsfunctionen als Conception, Gravidität u. s. w. anfacht, und so, mehr oder weniger, den Keim mannichfaltiger künftiger pathologischer Erscheinungen während dieser Zustände in sich trägt. — Es ist nicht zu verkennen, dass er in seinem Eifer, die Geburtshülfe als etwas Selbstständiges hinzustellen, gerade durch solche Behauptungen beweist, dass sie nur ein Theil der gesamten Heilkunde oder vielmehr Naturkunde ist, und dass es, obgleich er seinen Gegenstand mit dem grössten Scharfsinne durchgeführt hat, besser gewesen wäre, ein solcher Streit wäre gar nicht angeregt worden.

g a g.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

P H Y S I K.

LANDSHUT, b. Krüll: *Anfangsgründe der Physik und angewandten Mathematik.* Verfasst von *Thaddä Siber*, ordentlichem Professor der Physik und Mathematik an der Universität zu München. *Dritte Auflage.* 1828. VI u. 384 S. gr. 8. Mit 4 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 16 gr.)

„Man sieht es der Bogenzahl und der ganzen Anlage dieses Buches an, dass es mir nicht um das Buchmachen zu thun war. Im Gegentheile versichere ich aufrichtig, dass ich es nie geschrieben haben würde, wenn mir ein anderes Compendium bekannt geworden wäre, welches ich zu *meinem vereinigten* Vortrage über Physik und angewandte Mathematik geeignet hätte finden können" (Vorrede S. VI). Die, auf diese Weise angekündigte Originalität im Vortrage und in der Verknüpfung der Materien, für deren Zweckmässigkeit der Umstand zu sprechen scheint, dass wir das Werk in einer *dritten* Auflage vor uns liegen sehen, legt uns die Verbindlichkeit genauerer Erörterungen auf, obwohl die zweyte Auflage bereits eine Anzeige in diesen Blättern (J. A. L. Z. 1823. Erg. B. No. 17) erhalten hat.

Die Grundidee dieses Werkes ist eine *atomistisch-dynamische*. „Da alles nur durch Einigung des Entgegengesetzten (nicht Aufhebung oder Ausschliessung desselben) besteht, Entgegengesetztes aber nur im Kampfe sich vereiniget, so wird das Erscheinen des Seyns in der Natur nur ein Erscheinen des fortdauernden Kampfes von Expansion und Contraction seyn, so, dass auf der einen Seite die überwiegende Contraction als Materie, auf der anderen die überwiegende Expansion als Licht erscheint, aber weder hier die Contraction, noch dort die Expansion, aufgehoben wird. Desswegen hört auch das Licht nicht auf, materiell, die Materie nicht auf, expandirt und expansibel zu seyn. Und eben darin liegt die Möglichkeit des Lebens im Unorganischen, dass auch in demselben ein immerwährender Kampf entgegengesetzter Thätigkeit fortdauert." — „Da in diesem fortdauernden Kampfe weder ein absolutes Siegen, noch ein absolutes Unterliegen möglich ist, welches, wenn die einander entgegen wirkenden Kräfte sich allein überlassen blieben, gleichwohl erfolgen würde, so muss eine Vermittelung dazwischen treten, die Gegensätze einigen, und eine scheinbare Ruhe hervorbringen. Diese [illegible] Vermittelung aber stellt sich uns dar in den Phänomenen der Gravitation. Einiget die Gravitation Elemente zu Körpern, so heisst sie uns Cohäsion. Einiget sie Körper, ohne ihre Individualität aufzuheben, so heisst sie Schwere. Wird aber auch die Individualität aufgehoben, so verliert sie sich im Chemismus, aus dem die Synthesis wieder als cohärent und schwer hervorgeht. Diess aber führt nothwendig auf eine Urmaterie, ewig, wie das Absolute, dessen Erscheinung sie ist, gestaltlos, aber eben darum aller möglichen Gestalten fähig, und sie suchend durch unendliche Entwickelung und in unendlich verschiedenen Producten. Jedoch kann auch diese Urmaterie als das objectivirte Absolute und unter der Form der Einigung des Dualismus existiren; und auf diese Weise verbindet die Idee des Vfs. die Atomistik und Dynamik, unterscheidet sich aber von jener dadurch, dass die Urmaterie selbst als Product der Expansion und Contraction angesehen wird, von dieser aber dadurch, dass sie die erscheinenden Materien als eben so viele Evolute der Urmaterie betrachtet." Diese metaphysische Grundlegung ist indess auch nur eine Ansicht; und es folgt aus derselben keinesweges die unbedingte Nothwendigkeit, den Vortrag der Physik consequent und ausschliessend darauf zu begründen. *Neumann*, den der Vf. in seinen Literarnotizen nennt, *Biot*, den er *nicht* nennt, u. A. m. liefern den Beweis. Hätte sich der Vf. entschliessen können, eine rein-dynamische Ansicht anzunehmen, so dürften wir ihm vielleicht das Anschliessen an *Hildebrandt*, dessen Lehrbuch in unseren Augen eigenthümliche Vorzüge besitzt, hoch angerechnet haben. Auf eine Darstellung der *Phänomene der Gravitation* folgt sodann, mit strenger Beziehung zur Idee des Werkes, die Betrachtung der *niedrigsten Stufe der Expansion in der festen Form.* (*Erster Abschnitt.*) Hier die Lehre vom Gleichgewichte am Hebel. Wir lassen der Darstellung volle Gerechtigkeit widerfahren, bemerken aber, wie wir den Vortrag vom Hebel einleiten. Liegt, sagen wir, eine gerade unbiegsame Linie, die für sich nicht schwer ist, in ihrer Mitte auf einer festen unverrückbaren Unterlage, um welche sie sich drehen lässt, und hangen an ihren beiden Enden gleiche Gewichte: so werden solche einander das Gleichgewicht halten. Denn nähme man an, dass eins der Gewichte sänke, so müsste man, da Alles auf beiden Seiten gleich ist, mit eben dem Rechte annehmen, dass auch das andere Gewicht sänke, da doch Beides zugleich unmöglich ist, weil sonst beide

Gewichte entweder die Unterlage herabzögen, welche doch nicht verrückt werden kann, oder die Linie beugten, die doch unbiegsam angenommen ist. Ungleiche Gewichte an beiden Enden hingegen können nicht im Gleichgewichte seyn: denn wäre eins von beiden, welches wir das erste nennen wollen, größer als das zweyte, so hielte der Theil desselben, der dem zweyten Gewichte gleich wäre, diesem das Gleichgewicht, und der übrige Theil, dem nichts entgegenstände, würde mit dem Ende der Linie, an dem es befestiget ist, herabsinken. — Wir übergehen die Sätze, welche der Lehre vom *freyen Falle der Körper* ferner vorangehen, um uns sogleich zu dieser zu wenden. „In der Erfahrung finden wir die gleichförmig beschleunigte Bewegung im (freyen) Falle der Körper: derselbe erfolgt nämlich durch die fortwährend und gleichmäßig wirkende Anziehungskraft (Schwerkraft) der Erde.“ Die hierauf bezügliche Formel $v = 2\,gt$, wie sie in der gewöhnlichen Bezeichnung ausgedrückt wird, versinnlicht man, wie es uns scheint, am besten, wenn man sich die Geschwindigkeit, welche dem in Bewegung begriffenen Körper, während Zurücklegung des Raumes (s), durch die unaufhörlich in ihn einwirkende Schwerkraft mitgetheilt wird, etwa unter dem Bilde eines aus einer Röhre in ihn einfließenden Wasserstrahles vorstellt; dieser Strahl sey aber so ununterbrochen und gleichförmig als die Kraft: so fällt in die Augen, dass die erlangte Geschwindigkeit der Zeit proportional seyn muss. Zur Darstellung der Formel $s = gt^2$ ferner bedient sich der Vf. nach *Muschenbroeks* Vorgange (*Introd. ad phil. nat.* §. 343) der Zeichnung. Vielleicht wird die Rechnung des Unendlichen, oder, wie sie passender heißt, die Functionentheorie, nirgend schmerzlicher vermisst, als bey Betrachtung stetiger Aenderung der Geschwindigkeit, deren Gesetze sie mit einer Präcision darstellt, deren keine andere Methode fähig zu seyn scheint. Der wackere Vf. fühlt diess gewiss mit uns, und wir wollen seiner Geschicklichkeit überlassen, bey einer, hoffentlich bald zu erwartenden neuen Ausgabe seines Werkes, auch diess schöne Hülfsmittel der Beweisführung mit seinem Plane zu vereinigen.

II Abschnitt. „So lange im Kampfe der Contraction und Expansion, welcher alle Materie bedingt, innerhalb der Grenzen der Extreme, scheinbar die Contraction siegt, gehen feste Körper hervor. Gewinnt aber der expansive Factor Freyheit von seiner Beschränkung, so geht das Feste in das Flüssige über, und zwar bey der Gleichheit der Actionen, und der daraus entspringenden Indifferenz, in das *Tropfbar-Flüssige*. Dieser erste Andrang zum Leben der unorganischen Masse stellt sich dem Experimente in der Verschiebbarkeit der Theile durch die kleinste Kraft dar, woraus dann auch die empirisch einzig mögliche Definition des Tropfbar-Flüssigen als desjenigen Körpers folgt, dessen Theile sich durch jede kleinste Kraft über einander verschieben lassen.“ Hier hätte noch der Mangel selbständiger Form als Kriterium erwähnt werden mögen, welcher zufolge das Tropfbar-Flüssige, wie klein der Theil auch gedacht werde, immer die Gestalt des Gefäßes oder Raumes anzunehmen genöthiget ist, welcher dasselbe sperrt. „Den Gesetzen der Schwere unterworfen, geben daher die tropfbaren Flüssigkeiten, gleich der festen Form, die Phänomene des Gleichgewichtes und der Bewegung.“ Allerdings sind die materiellen Theilchen, aus welchen die tropfbaren (incompressiblen) Flüssigkeiten bestehen, abgesondert von einander, den nämlichen Bewegungsgesetzen unterworfen, welchen die einfachen materiellen Puncte gehorchen. Ist aber eine Masse solcher Flüssigkeit an gewissen Stellen durch die Wände eines widerstehenden Gefäßes begrenzt: so finden die Bewegungen der Theilchen in diesem Widerstande ein Hinderniss, weiter fort zu gehen, woraus für die Bewegung der ganzen Masse gewisse Modificationen entspringen. Und da selbst in diesem Falle die leichte Verschiebbarkeit der Theilchen unter einander eine Menge eigenthümlicher Bewegungen verstattet, wobey auch die geringfügigsten Ursachen von Einfluss sind: so wird hiedurch die allgemeine Berechnung der Erscheinungen ausnehmend verwickelt. Diese einschränkende Bemerkung dürfte einleitungsweise nothwendig werden, um die ganze Schwierigkeit einer ausreichenden Theorie in das rechte Licht zu stellen. Da hienächst ein Flüssiges mit sich selbst, oder mit einem anderen Flüssigen, oder mit einem Festen im Gleichgewichte seyn kann: so wird die *Hydrostatik* nach diesen drey Rubriken abgehandelt. „Die Lehre von der Bewegung tropfbar flüssiger Körper dagegen (auf welche sich die voranstehende einschränkende Bemerkung vorzugsweise bezieht) heißt *Hydraulik*; es ist aber klar, dass die flüssigen, weil sie schwer sind, den Gesetzen der Bewegung, welche aus der Schwere entspringt, wie die festen unterworfen sind.“ Die Gesetze der Bewegung des Wassers werden hierauf untersucht in Röhren und Kanälen, beym Ausflusse aus Oeffnungen, und in den Wellen; namentlich ist es aber die letzte Betrachtung, welche die meisten Schwierigkeiten darbietet. „Die größten Analysten, ein *Newton*, *Laplace*, *Lagrange*, *Flaugergues*, *Gerstner*, *Poisson*, *Cauchy* u. s. w., haben sich mit der Theorie der Wellenbewegung beschäftiget, indem sie aus der physischen Beschaffenheit der Flüssigkeiten und der Art der darauf einwirkenden Kräfte die Natur dieser Bewegungen zu bestimmen suchten. Indess hat dieser Gegenstand so viele Schwierigkeiten, dass es bis jetzt noch nicht gelungen ist, eine zugleich allgemeine und mit der Erfahrung übereinstimmende Theorie zu geben; und selbst die Resultate von *Poissons* tiefsinniger Analysis weichen vielfach von der Erfahrung ab. Bey dieser Unmöglichkeit einer [illegible] gerechten theoretischen Genüge scheint es [illegible] nothwendig, die Erscheinungen nicht als Resultate einer [illegible] Herleitung, sondern als bloße *Erfahrungssätze* zu betrachten. Unter dieser Voraussetzung aber [illegible] wir die gehaltvolle Schrift der *Gebrüder Weber*: Die Wellenlehre auf Experimente gegründet. Leipzig. 18[illegible] (vergl. Jen. A. L. Z. 1826. No. 137), welche wir [illegible] den, von dem Verfasser genannten Hülfsmitteln [illegible] verzeichnet finden, doppelt empfehlen. Es geht [illegible] dieser Schrift [illegible] als [illegible] [illegible] [illegible]

sich bey dem scheinbaren Fortziehen der Wellen nicht die Wassermasse selbst fortbewegt, so dass etwa ein Wellenberg in das vorangehende Wellenthal hineinstürzt, um es auszufüllen, sondern dass die Gesamtheit der Wassermasse an ihrer Stelle bleibt, und bloss die Form der Welle fortschreitend ist; dass ferner, wenn die auf einander folgenden, unter einander verbundenen Wellenberge und Wellenthäler gleich oder fast gleich gestaltet sind, die Schwingungsbahnen der einzelnen Flüssigkeitstheilchen in sich selbst oder fast in sich selbst zurücklaufen, und anscheinend *Ellipsen* bilden, welche in der Verticalebene liegen u. s. w. Die §. 162 unseres Werkes gegebenen Resultate über Wellenbewegung werden hieraus bereichert werden können.

III Abschnitt. „Im Tropfbar-Flüssigen stellte sich uns die Gleichheit der Actionen der beiden Urfactoren dar. Ueberwiegt der expansive Factor (das Licht) in einem höheren Grade: so kann es, als das Reinbewegliche, nur erscheinen in Phänomenen der Bewegung. Selbstbewegung ist, wie *Oken* richtig bemerkt, der einzige, aber wesentliche und erschöpfende Unterschied zwischen dem Organischen und Unorganischen. Daher ist ein höherer Grad der Beweglichkeit auch ein höheres Annähern zum Leben, und der expansive Factor, der im Organischen als Princip des wahren Lebens erscheint, kann im Unorganischen nur ein Analogon desselben hervorrufen: grössere Beweglichkeit, die sich uns in den höheren Stufen der Flüssigkeit darstellt. Der expansive Factor erscheint also hier als fluidisirendes Princip, welches man gewöhnlich mit dem Namen des *Wärmeprincips* bezeichnet." (*Wärmelehre.*) Vielleicht ist es für manche Leser interessant, diese *dynamische* Einkleidung eines Naturgeheimnisses unmittelbar mit der Darstellung zu vergleichen, welche die *Experimentalphysik* beliebt. „Sehr bald", sagt *Fechner* in der vor einigen Jahren erschienenen neuen Bearbeitung des *Biot'schen Précis*, „sieht sich der, der die Erscheinungen der Physik und Chemie in ihrer Gesamtheit betrachtet, das *Feuer* als den mächtigsten, wirksamsten, für die Werkstatt der Natur wie des Künstlers wichtigsten Agens zu erkennen. Unser Körper empfindet in jedem Augenblicke die Wirkungen desselben, sey es als Hitze, die uns verletzt, oder als sanfte Wärme, die uns in der Strenge des Winters wohl thut. Es erwärmt alle Substanzen, setzt sie in Flammen, schmilzt, verflüchtiget sie, bringt sie zum Glühen, zum Sieden, verwandelt sie in Dämpfe. Selbst wenn es mit minderer Stärke zu wirken scheint, dehnt es die Dimensionen der Körper aus, bringt Veränderungen in ihrem Volumen zuwege, und [illegible] sie ohne Aufhören zu ihren verborgensten Eigenschaften. — Zuvörderst suchen wir die Ursache dieser Veränderungen so rein als möglich auf. Obgleich man mit dem Worte Feuer gewöhnlich den Begriff von Flamme und Licht verbindet, so giebt sich doch leicht zu erkennen, dass alle oben angegebenen Erscheinungen auch ohne den Hinzutritt beider Statt finden können. Denn lasse ich Bley in einem eisernen Gefäss durch Feuer schmelzen, so wird dieses Bley, ohne in Flammen gesetzt zu werden und Licht zu verbreiten, selbst die Fähigkeit annehmen, andere Körper zu schmelzen, es wird Eis, Schwefel, Zinn schmelzen, Wasser und alle anderen tropfbaren Flüssigkeiten zum Sieden bringen, und in Dämpfe verwandeln u. s. w. Da es nun solchergestalt auf diese Körper ohne Flamme und Licht wirkt, so können wir in Gedanken diese beiden Modificationen von dem, jene Wirkung hervorbringenden Princip, welche Beschaffenheit dasselbe auch übrigens haben mag, trennen. Das so *von Licht und Flamme unabhängig gedachte Princip jener Erscheinungen* nun nennen wir *Wärme.*" Es kommt jetzt darauf an, welche Art von Vorstellung sich im Sinne der meisten Leser adäquater an den Vorgang anschliesst. Von seiner eigenen Ansicht will Rec., welcher der schönen Zusammendrängung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen der Wärmelehre in diesem Abschnitte volle Gerechtigkeit widerfahren lässt, hier gar nichts geltend machen.

Gewiss verdient der ganze *vierte*, der „*ausdehnbaren Form*" gewidmete *Abschnitt* das nämliche aufrichtige Lob. Vielleicht führt der Umstand, dass eine lichtvolle und vollständige Zusammenstellung der experimentalen Ergebnisse, ohne weitere Beziehung als höchstens auf das nächste Princip, allgemeinen Beyfalls fast niemals entbehrt, einst zu doch einer anderen Art von Naturlehre, die durch ihre Bescheidenheit ersetzt, was sie an consequenter Durchführung einer obersten Idee verliert.

V. Abschnitt. „Wenn in den festen Körpern die niedrigste Stufe der Expansion, in den tropfbar-flüssigen Gleichheit der Actionen, in den Dunst- und Gas-Arten ein Ueberwiegen der Expansion offenbar wurde, so erscheint uns das Maximum der Expansion im *Sonnenlichte*, und analog demselben (nur weniger rein) in jeder Lichterscheinung; denn jeder irdische Körper, sagt *Ritter*, beginnt durch steigende Erhöhung seiner Temperatur die Rolle einer Sonne im Kleinen zu spielen. Da aber das Sonnenlicht, seiner mächtigen Expansion ungeachtet, den allgemeinen Charakter der Dualität in sich tragen muss: so ist es selbst wieder die Erscheinung der Einigung des materiellen mit dem ideellen Factor der Natur. Aber an der Grenze des absoluten Sieges der Expansion kann die Materialität eben so wenig geleugnet, als empirisch nachgewiesen werden; daher muss es, den Fesseln der Contraction und der Schwere im Maximo entrückt, als äusserst fein und unschwer (inponderabel) erscheinen. Da der expansive Factor überdiess das Princip alles Lebens in der Natur ist, so muss dem Lichte höchste Lebendigkeit, und, weil sich in der unorganischen Natur das Leben in Bewegung ankündiget, höchste Beweglichkeit zukommen." — Rec. widersteht mit Mühe der Versuchung, dieser *dynamischen Ausdrucksweise*, ihrem grossen Werthe unbeschadet, abermals die *experimentale* gegenüber zu stellen. — Der hierauf folgenden schönen Zusammenstellung praktischer Erfahrungsergebnisse über Beleuchtung und Beleuchtungsmaterial möchten in einer neuen Auflage die Versuche hinzuzufügen seyn, welche man über das schnellere Verbrennen von Kerzen in finsteren Zimmern, als im Sonnenlichte, ange-

stellt hat, und worüber sich das interessante Detail in einem Hefte der „*Wiener Zeitschrift für Mathematik und Physik*“ vom J. 1829 findet. Die Zeitschrift selbst ist übrigens in den, dem Werke vorangehenden Literarnoten bereits mit angeführt. — „Wenn das Sonnenlicht durch einen durchsichtigen Körper geht, so verliert es immer an Quantität, und von der Masse des durchsichtigen Körpers werden entweder die Strahlen alle gleich afficirt, oder es wirkt diese Masse auf die verschiedenen Strahlen verschieden. In diesem letzten Falle muss das Sonnenlicht bey seinem Austritte aus dem durchsichtigen Körper selbst in verschiedenen Zuständen erscheinen. Es sind aber ursprünglich nur drey solche verschiedene Zustände möglich. Entweder ist in dem, aus der Gegenwirkung hervortretenden Sonnenlichte die Tendenz zu der Expansion, oder zur Contraction überwiegend, oder es ist in dem Verhältnisse, scheinbar Nichts geändert worden. Die Erscheinung des Resultates dieser Gegenwirkung bezeichnen wir mit dem Namen der Farbe. Daher kann es ursprünglich nicht mehr als drey Farben geben, und Farbe kann daher auch nur da erscheinen, wo dem Sonnenlichte durch die Materie auf die oben bestimmte Weise entgegen gewirkt wird. Diese Farben sind roth, gelb und blau, und zwar ist Roth das Resultat der kleinsten, Blau der grössten Gegenwirkung, und Gelb des scheinbar unveränderten Zustandes.“ In der That kann man es gegenwärtig als ausgemacht ansehen, dass es nur drey einfache Grundfarben: Roth, Gelb und Blau gebe. Die Maler haben diess von Jeher einstimmig behauptet, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie aus diesen drey Farben alle anderen mischen, und durch Zusatz von Weiss und Schwarz auch alle Töne jeder Farbe hervorbringen können. Ein *directer* wissenschaftlicher Beweis, wofern man die obige naturphilosophische Explication nicht dafür gelten lassen möchte, lässt sich aber schwerlich geben, da es nicht scheint, als ob das weisse Licht bey irgend einem Versuche wirklich in jene drey Grundfarben zerlegbar sey; aber alle Folgerungen, die man aus der Annahme ziehen kann, scheinen sich so vollkommen in der Erfahrung zu bestätigen, dass daraus ein sehr genügender *indirecter* Beweis erwächst. Man hat, auf den Grund dieser unzweifelhaften Thatsache der Existenz von nur *drey* Grundfarben, *Newton's* Farbentheorie einen Vorwurf gemacht, *sieben* dergleichen anzunehmen; aber *Newton* sagt dieses wirklich nirgend, sondern nur, „*dass es in dem prismatischen Bilde sieben Hauptfarben gebe.*“ Freylich aber behauptet er (*Newtoni opusc. ed. Castilionei. II.* 371), dass es, *in sofern jede Verschiedenheit im Brechungsverhältnisse eine veränderte Farbe zeigt*, unendlich viel einfache Farben gebe. Es ist am Ende wohl ein Streit mit Worten.

Mit dieser gelegentlichen Bemerkung gehen wir von diesem reichhaltigen Gegenstande weiter, um den Schlussabschnitten, dem *sechsten* und *siebenten*, welche sich mit den *magnetischen* und *elektrischen* Erscheinungen beschäftigen, noch einige Worte schenken zu können. „Analog den magnetischen Erscheinungen (nur nach der *Fläche* wirkend, wie jene nach der *Linie*) sind die elektrischen Erscheinungen, deren Physikalisch-Wesentliches, wie bey dem Magnete, im Einigen des Heterogenen und im Fliehen des Homogenen besteht. Ist nämlich an einer Fläche eines Körpers, aus was immer für Gründen, eine Action hervorgetreten, so *muss* an der entgegengesetzten Fläche die entgegengesetzte Action thätig werden; und sind diese Flächen sehr beweglich, so *müssen* sie sich mit einander vereinigen.“ Dieses doppelte hypothetische Muss würde also, mehr oder weniger, die Stelle anderer *elektrischer*, und, minder Dimensions-Modification, auch *magnetischer* Hypothesen vertreten. Rec. gesteht zum Schlusse dieser Anzeige eines lehrreichen, wichtigen und für ihn in mehrfacher Rücksicht sehr interessant gewordenen Werkes, dass er zu bezweifeln geneigt ist, ob auch nur Eine aller jener Hypothesen Wahrheit enthalte. Er hält es für denkbar, dass vielleicht die Ursache der elektrischen und magnetischen Erscheinungen, gleich wie die Ursache der Schwere, gänzlich ausserhalb der Grenzen, desjenigen liege, was nach der Natur unsers geistigen Kreises verfassbar ist.

D. S. N.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Ilmenau*, b. Voigt: *Der Handlungsreisende, wie er seyn soll und was er zu thun hat, um Aufträge zu erhalten, und eines glücklichen Erfolges in seinen Geschäften gewiss zu seyn. Von einem alten Commis-Voyageur.* Mit einem Titelkupfer. 1832. 205 S. 12. (16 gr.)

Der Vf. schildert in sechs Capiteln die Eigenschaften und das Benehmen, das für ein Handelshaus Reisenden und die Charaktere, mit denen er in Berührung kommt, die Erfodernisse der Reise mit eigenem Geschirr und dessen Beschaffenheit, auch Pflege des Pferdes, zum Schluss einigen guten Rath und Reiserouten durch Deutschland und die Schweiz mit Angabe guter Quartiere. Die erfahrenen ältern Commis werden das Buch kaum bedürfen, aber die jüngern mögen sich dasselbe anschaffen. Sie werden es mit Nutzen gebrauchen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Lerosey: *Nouveau dictionaire des Girouettes, ou nos grands hommes peints par eux-mêmes.* Par une *Girouette* inamovible. Deuxième edition. 1831. 521 S. 8. (4 Francs.)

Der Gedanke, die sogenannten grossen Männer mit *Windfahnen (Girouettes)* zu vergleichen, ist keinesweges neu; namentlich besass Frankreich schon längst ein Wörterbuch, in welchem die Helden und Nichthelden der Revolution, in alphabetisch geordneten Schaaren, nach den mannichfaltigen Richtungen aufgeführt wurden, welche sie von den Stürmen und Windstössen der Zeiten empfangen hatten. Wie es dem Wanderer sehr zu verdenken wäre, wenn er, um den Ruhm der Beständigkeit und Unwandelbarkeit zu erwerben, seinen Mantel nie nach dem Winde ordnete, sondern, wenn Sturm und Regen aus Westen auf ihn eindrängen, stets, wie früher, die Ostseite seines Körpers bedeckte: so würde es gewiss auch höchst ungerecht seyn, den Staatsmann zu tadeln, wenn er, nachdem z. B. die republicanischen Formen seines Vaterlandes in monarchische übergegangen, noch stets fortfahren wollte, öffentlich eine republicanische Sprache zu führen. Nur wenigen Menschen verlieh es das Schicksal, wirksam in die Ereignisse eingreifen zu können; bey Weitem die Meisten werden von den Ereignissen, zu denen sie wissentlich nichts beytrugen, fortgerissen. Das Menschengeschlecht, als ein Ganzes angesehen, ist wie ein grosser Organismus zu betrachten, der sich nach unbekannten Gesetzen gestaltet, fortbildet, theilweise anscheinend unvollkommener wird, dann wiederum, durch ein schnelleres Fortschreiten zum Besseren, das Zurückgehen einbringet, und sich in jedem Jahrhunderte in einer, wo nicht besseren, doch anderen Constitution (um hier den Ausdruck nach Art der Aerzte zu gebrauchen) befindet. Wie viel *der Wille* der Einzelnen hiezu beyträgt, auf welche Weise dieser bestimmt wird, ist in den entfernter liegenden Ursachen nicht zu ergründen. Ein jeder ist, in unbekannten Verhältnissen, Ursache und Wirkung, ein Producirendes und ein Product. Betrachtungen dieser Art nehmen sehr Vieles des Gehässigen von den sogenannten *Girouetten*; und lassen sie uns nur als Gegenstand des *Lächelns* dastehen. Sie erheitern unsere Laune, und sind gleichsam Charaktere der Komödie. Doch glaube man nicht, dass wir Charakterlosigkeit in Schutz nehmen wollen. Wie die Eiche eine edlere Pflanze ist, als das von jedem Lüftchen hin und her schwankende Gras, so ist der Mann, der den Stürmen zu trotzen weiss, dessen Charakter unwandelbar nach dem von ihm als gut und recht Erkannten trachtet, eine edlere Erscheinung als die Menge, welche willenlos, von dem Strome der Zeit hingerissen wird; und verächtlich bleibt stets der, welcher nur späht, woher das Lüftchen wehe, um sofort sich nach diesem, eine Windfahne im eigentlichsten Sinne, zu richten.

In dem vorliegenden Buche sind vorzüglich Männer — auch wohl Corporationen —, die *dem Pariser* vor Augen sind, aufgeführt. Nicht eine Spur von Bestreben nach Vollständigkeit ist darin zu finden; je es scheint nur ein begonnenes und unvollendet gelassenes Werk zu seyn. So nehmen z. B. die ersten fünf Buchstaben des Alphabets 354 Seiten und die sämtlichen übrigen den Rest des Werks, nämlich nur 167 Seiten, ein. Unter dem Buchstaben *S.* findet man lediglich die Namen *Sébastiani*, *Seguier*, *Sémonville*, *Soult*, *Sommet*, *Suisy*, *Saint Cricq*, *Salvandy*, *Schonen* (also nicht einmal streng alphabetisch geordnet).

Das Ganze ist offenbar persönliche Satire, und daher denn auch wohl die Erscheinung der bald nöthig gewordenen zweyten Auflage. Denn so ist die Mehrheit der Sterblichen beschaffen, dass sie nichts mehr anspricht, als ausgezeichnete Zeitgenossen lächerlich gemacht und herabgewürdigt zu sehen. Unterhaltend ist das Büchlein in hohem Grade, man sieht so recht augenscheinlich, wie der Egoismus die Menschen in Bewegung setzt. — Rec. hält es für nicht unangemessen, in Folgendem, durch einen, von ihm verkürzt *übersetzten* Artikel (um nicht den französischen Text *abschreiben* zu dürfen), von dem Ganzen dem Leser eine Vorstellung zu geben. „*Cassations-Hof.* (Hiebey sind neun Wetterfahnen gedruckt.) Die Einrichtung dieses Gerichtshofes ist bekannt; der Kaiser bewilligte ihm grosse Privilegien: er ersetzte gleichsam das Parlement. Er streuete Weihrauch seinem Erneuerer; dieses war natürlich, denn dieser hatte ihn mit Wohlthaten und Ehren überhäuft; so empfingen z. B. dessen sämtliche früheren Mitglieder das Kreuz der Ehrenlegion aus der Hand des Kaisers. — Darauf streuete er Weihrauch Ludwig XVIII., der ihn umschmolz; nun wiederum von Neuem dem Kaiser; dann Karl X. und jetzt abermals

dem Könige Ludwig Philipp..... Wir beziehen uns auf die Adressen, welche die H. H. Mitglieder des Gerichts dem Kaiser unter dem [illegible] Jan. 1808 und im December. 1812 übergeben haben. — Hier möge eine dritte vom 3ten April 1814 folgen.

„*An den Senat.*“ „Gnädige Herren! Wir beeilen uns, Ihnen die Huldigungen unserer Ehrfurcht und unserer Unterwürfigkeit darzubringen. Dank sey dem Senate gebracht, dass er die Ausübung der öffentlichen Autorität Männern anvertraute, die sich so sehr durch Dienste und Talente auszeichneten (nämlich *Talleyrand* und Compagnie). Dank sey ihm dargebracht, *des Gebäudes Despotismus* niedergestürzt zu haben. Könnten wir doch, nach mehr als zwanzig Jahren der *Stürme und des Unglücks*, Ruhe finden unter dem Schutze eines *alten ehrwürdigen Scepters*, der während länger als acht Jahrhunderte auf eine so *ruhmwürdige Art* Frankreich beherrschte. Gnädige Herren, wir stimmen den grossen Maassregeln bey, welche der Senat in den denkwürdigen Sitzungen vom 1ten und 2ten April genommen, zu Frankreichs Wohle genommen hat; sie haben die Wünsche der Franzosen ausgedrückt.“ (Moniteur.)

Am darauf folgenden 4ten Mai ging der Cassationshof dem Könige Ludwig XVIII bis nach St. Ouen entgegen, und wurde zur Audienz gelassen. — Am 2ten März 1815 zur Audienz bey dem *Kaiser* gekommen, redete der Gerichtshof diesen folgendermassen an: „Sire, der Cassationshof begrüsset Sie als den *einzigen, wahren* und *rechtmässigen* Souverain des Reichs. Möchten doch jene Tage einer durch Verrath herbeygeführten *Zwischenregierung* in ewige Vergessenheit begraben werden können! Die Gewalt des Ausländers drängte sie den Franzosen auf.“ (Moniteur.)

Am 24ten Mai beschliesst der Cassationshof einstimmig ein patriotisches Geschenk von 6000 Franken für Kriegskosten. — Am 12ten Julius lautet es dagegen: „Der Cassationshof fühlt sich geehrt, am 3ten April 1814 (s. oben) den Beschluss des Senats vorhergesehen zu haben, wodurch Ewr. Majestät Rechte an den Thron ausgesprochen wurden. Dieser Wunsch ging in Erfüllung, und Ihre Güte liess uns von Neuem die schönen Tage Ludwigs XII und Heinrichs IV erblicken; doch neues Unglück war uns vom Schicksal bestimmt. Möchten doch jene schrecklichen Ereignisse in ewiger Vergessen begraben werden, wodurch Ewr. Majestät aus den Armen Ihrer getreuen und trostlosen Unterthanen gerissen wurden, und wodurch *der verwegenste Despotismus* von Neuem Eingang fand! — Jedes Gemüth wurde niedergedrückt, eine usurpatorische Autorität, umgeben vom Schrecken, zwang sowohl Corporationen als einzelne Privaten zu reden und zu schreiben im Sinne ihrer Usurpation.... Endlich besänftigte sich der Zorn des Himmels. Ewr. Majestät kehrte zurück in die Mitte ihrer Unterthanen, deren Herzen ihnen beständig treu geblieben waren.“

Jetzt folgen mehrere Stellen aus Reden, die dem Könige Ludwig XVIII und Carl X gehalten wurden, und aus denen die innigste treueste Anhänglichkeit hervorleuchtet. Nichts kann den Gerichtshof von seinen rechtmässigen Monarchen trennen; dieses hindert jedoch nicht, dass es in der an Ludwig Philipp gehaltenen Rede heisst: „Die Monarchie stürzte unter den Ruinen des Grundgesetzes zusammen.“

Wenn als eine solche Wetterfahne ein Gerichtshof erscheint, von dem man die Standhaftigkeit der alten Parlementer erwartet, so kann man denken, wie es die Dichter, z. B. der Baron *Victor Hugo*, hielten.

F. K. v. St.

FRANKFURT a. M., b. Wesché: *Paradoxen der Zeit.* Wunderliche Dinge in Religion, Theologie und Kirchenthum. Jesuiten-Spucke. Politische Curiositäten. Das Press-Ungethüm. Ungemeines im gemeinen Leben. Fratzen beym Erziehungs-, Unterrichts- und Universitäts-Wesen. 1831. X u. 143 S. 8. (20 gr.)

Schon der Titel belehrt uns über den sonderbaren Inhalt dieser paradoxen Schrift über die Paradoxen der Zeit, und noch unverhohlener spricht die Vorrede ihren Zweck aus. Der Vf. will beweisen, dass unsere Zeit ein grosses Kind geworden, dass sie nicht grossartig zu heissen verdiene, da sie nur gross sey in sehr gemeinen Bestrebungen, in Vervielfältigung unzulänglicher Anordnungen, Ueberfluthung der Welt mit leichter Literatur, in Fehlern und Ausschweifungen aller Art; dass sie eben so wenig die tief bewegte, die zur Mündigkeit gelangte, zum Genusse der Freyheit befähigte Zeit genannt werden könne; denn in ihr sey keine Tiefe, sondern nur Oberflächlichkeit und Schaumwesen, in ihren Aeusserungen wenig Ernst, wenig Mannbares und Selbstständiges; sie gleiche einem ungebändigten Rosse, das zu seiner Leitung des Gebisses und der Zügel noch bedürfe. Die Zusammenstellung der aus dieser Zeit entnommenen Sonderbarkeiten soll dazu beytragen, den „Taumel zu erkennen, von dem die Zeit befallen, und einzusehen, wie nothwendig es sey, zur Nüchternheit zurückzukehren.“

Rec. gehört keinesweges zu jenen Ultras, welche in Schwindeley verloren, ohne Kenntniss der Geschichte der Vorzeit, alles gutheissen, was nur in unserer Zeit den Schein des Neuen, des Sonderbaren, einer gefeierten Aufklärung, einer eingebildeten Freyheit an sich trägt; er freut sich, wenn die Gebrechen, die Ueberspannungen der Zeitgenossen, sey es mit der Geissel der Satire, oder mit dem Ernste der Erfahrung und Wissenschaft, gezüchtiget oder berichtiget werden. Hätte der leider auch ungenannte Vf. (der an mehreren Stellen seiner Schrift, z. B. S. 51, aus der Anonymität gewisser Flugschriften Folgerungen zu ziehen weiss), diess gethan, so könnte seine Schrift einigen Nutzen haben. Allein aus der Art und Weise, wie er seinen Gegenstand behandelt, wird beym ersten Blicke klar, dass sein Zweck ein ganz anderer war. Den Geist einer Zeit, d. h. die unter der Mehrzahl der Völker und Stände geltend werdenden Grundsätze, die sich im öffentlichen Leben der Menschen aussprechen, nach den

zelnen Flugschriften, Zeitungsblättern, nach entstellten Handlungen, überspannten Aeusserungen u. s. w. dieser oder jener Individuen auffassen und beurtheilen, deshalb die besseren Grundsätze, die sich, obschon nicht ohne Missverständniss von manchen Seiten, durch langgehegte Vorurtheile hindurch zu arbeiten suchen, verdächtigen und bespötteln, dabey sich Gemeinheiten, pöbelhafte Witzeleyen erlauben: auch das ist, wie sich Rec. erst aus diesen Paradoxen überzeugte, ein Paradoxon der Zeit, das aber niemanden berechtiget, den Geist unserer jetzigen Literatur nach einem solchen Producte zu beurtheilen.

Das Ganze bestehet aus einzelnen abgerissenen Erzählungen, Bemerkungen u. s. w., und gleich die erste, überschrieben: *Die toleranten Intoleranten*, verräth die wahre Absicht des Vfs. Es gehört sicherlich nicht zu den Kindereyen, zu den Ausschweifungen unserer Zeit, es ist kein Zeichen ihrer Unmündigkeit, dass das Princip der kirchlichen Toleranz sich immer allgemeiner in den Staatsgrundsätzen festsetzt, so wenig diese Erscheinung dem römischen Katholicismus angenehm seyn mag. Wenn daher der Vf. Beyspiele der neuesten Zeit anführt, wie auch von Seiten einzelner katholischer Gemeinden, einzelner Bischöfe u. s. w. wahre Toleranz gehandhabt werde, um, was schon die Ueberschrift vermuthen lässt, darin ein Paradoxon bemerkbar zu machen, dass man der römisch-katholischen Kirche den Grundsatz der Intoleranz vorwerfe: so freuen wir uns eben so sehr über jene Erscheinung, als wir überzeugt sind, dass diese, stillschweigend zum Grunde liegende Folgerung falsch ist: denn so lange die Bulle *in coena Domini* und andere Beschlüsse von dem Oberhaupte der römischen Kirche nicht förmlich widerrufen sind, bleibt Intoleranz ein wesentliches Gesetz des *ächten* römisch-katholischen Christen. Die Vorwürfe, welche der protestantischen Kirche, der Reformation insbesondere, sowie manchen neuen Instituten, gemacht werden, sind eben so paradox. So wird z. B. S. 30. 31 erzählt, dass der protestantische (!) Kalender noch immer mit den Heiligen der katholischen Kirche gefüllt sey, dass man in ihm das Fest Aller Heiligen, Aller Seelen finde; dass in einem protestantischen Andachtsbuche (es wird ein Lied aus der Salicha angeführt) sogar eine Anrufung auf ein Christusbild vorkomme; und nun ist der Schluss, nach der paradoxen Logik des Vfs., fertig: „Also das Nämliche wie bey den Katholiken: Heiligen-Anbetung und Bilderdienst auch bey Protestanten, und jetzt noch, nachdem schon die dritte Säcularfeier der Glaubens-Verbesserung abgehalten worden." Und in ähnlichem Sinne oder Unsinne wird von einer Fastenzeit bey den Evangelischen, von der Reformation der Reformation, vom Ausbaue der Kirche Christi, von unprotestantischen Evangelikern, über eine Vertheidigungsschrift des Proselytenwesens gesprochen. Was diesen letzten Punct betrifft, so ist des Vfs. wahre Absicht ganz unverkennbar. Die kleine Schrift: „Das Proselytenmachen, kein Vorwurf, sondern heilige Pflicht einer christlichen Confession", (Leipz. 1828) soll von einem Jesuiten oder römischen Proselyten geschrieben seyn; diess wurde zu dadurch wahrscheinlich, weil sie ohne Namen in die Welt hineingeschickt worden. Dass es dem Vf. mit solcher Folgerung kein wahrer Ernst sey, versteht sich von selbst: denn was würde er sagen, wenn wir denselben Schluss auf seine Paradoxen, vielleicht mit nicht weniger Wahrscheinlichkeit, anwenden wollten? Der Rec. genannter Schrift in unserer A. Lit. Zeit. (1830, No. 240) fasste dieselbe aus dem richtigen Gesichtspuncte, ohne an jene Folgerung zu denken. Und auch diess giebt unserem Vf. zu der scharfsinnigen Vermuthung Anlass S. 52: „Freylich bleibt dann noch das Merkwürdige, dass ein Rec. der Jenaer Lit. Zeit. den *Fuchsen* nicht erkannte, und denselben wie ihm *ergebenes, gutes Vieh* behandelte, wenn man ihn nicht lieber für einen Schmuggler der Gesellschaft halten will". Solche Consequenzen, solche Ausdrücke gehören allerdings auch zu den Paradoxen der Zeit. — In einem ähnlichen Tone geht es fort in dem: *Jesuiten-Spuck* überschriebenen Abschnitte. Der kanonische Wächter von *Alex. Müller* dient hier und im Folgenden vornehmlich zur Zielscheibe. Es mag allerdings schmerzlich seyn, dass es mit dem Jesuitismus nicht mehr recht gehen will, dass nicht bloss protestantische, sondern selbst katholische Regierungen gegen ihn auf der Hut sind: aber Zusammenstellungen, Folgerungen, wie sie hier aus gewissen Zeiterscheinungen gezogen werden, um anscheinend das *peccatur intra et extra* rücksichtlich der Jesuiten und Nichtjesuiten zu beweisen, sind gewiss die schlechteste Rechtfertigung einer schlechten Sache. Man beachte nur die Schlussworte dieses Abschnittes S. 74: „Viele Sprecher, viele Aufklärer des Volks sind nichts als Jesuiten; Jesuiten sind die meisten Journalisten und Zeitungsredacteurs, Jesuiten alle rabulistischen Schriftsteller und Kathederlehrer; man darf annehmen, dass es in Europa Jesuiten zu Millionen giebt; denn Millionen befolgen, predigen und schreiben, was den Jesuiten vorgeworfen wird; so rasen denn die Jesuiten wider sich selbst" u. s. w. Und so, behauptete der Vf. früher, möchte sogar der kanonische Wächter zu den Krypto-Jesuiten zu rechnen seyn. — Wie in einer solchen Schrift über Pressfreyheit geurtheilt werde, lässt sich leicht vermuthen. Der Grundsatz: *abusus non tollit usum*, gilt dem Vf., wenn er ihn kennt, wahrscheinlich auch als ein Paradoxon. Denn S. 86 lesen wir: „Was will die Pressfreyheit? Ihr ganzes Streben geht dahin, alle Freyheit im Denken und Handeln zu vernichten. Jeder soll seine bisherigen Ueberzeugungen aufgeben, und nur nach den Ideen und Maximen leben, die *sie* vorschreibt" u. s. w. Wieder ein Paradoxon! Giebt etwa der Presszwang Freyheit im Denken und Handeln? Schreibt die Pressfreyheit selbst Ideen und Maximen vor? Und was thut denn der Presszwang? Der Vf. muss wenig mit der Geschichte früherer Jahre, wenig mit der Jetztzeit bekannt seyn, wenn er dadurch die Pressfreyheit zu verdächtigen sucht, dass er S. 87 behauptet: „Die Vertheidiger derselben, die Wortführer im Publicum, die Beherrscher der Geister, die Gebieter fürs öffentliche

wie fürs Privatleben, sind gewöhnlich Individuen, die, wegen intellectueller und moralischer Untüchtigkeit, des öffentlichen Vertrauens *verlustig* (!), die Anstellung eines verdienten Mannes nicht erlangen konnten; es sind verzweifelte Abentheurer, aus eigener Schuld verunglückte Unternehmer, relegirte oder examenscheue Studenten u. s. w. Aus solchen Expectorationen, deren Beweis dem Vf. gar schwer fallen dürfte, lässt sich wenigstens auf die wahre Absicht seiner Schrift, auf seine sonstigen Grundsätze, wie auf sein Vaterland, ein nicht unsicherer Schluss machen.

N. N.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Nach der unlängst in dieser A. L. Z. (No. 76) erschienenen Recension der neuesten, von Hn. Geh. Hofr. *Jacobs* veranstalteten Auswahl aus der griechischen Blumenlese holen wir hier die zufällig verspätete Anzeige einiger früherer Sammlungen nach, welche für Schulen herausgekommen sind.

1) Giessen, b. Tasché u. Müller: *Griechische Anthologie für Schulen*, von *Joh. Gottfried von Herder*. 1805. 196 S. 4. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Epigrammatische Anthologie aus griechischen und römischen Dichtern.* Erstes Bändchen. X u. 131 S. Zweytes Bändchen. 186 S. 1808. 8. (20 gr.)

Der Titel von No. 1 kann irre leiten. Nicht *Herder* hat diese Anthologie besorgt, sondern *Herder's* Uebersetzungen der Epigramme sind aus seinen *Zerstreuten Blättern* abgedruckt, der griechische Text, aus *Jacobs* erster Ausgabe der Anthologie, aber ohne Accente, beygefügt, und dabey die Lesart, welche *Herder* vor Augen gehabt zu haben schien, aufgestellt worden. Ueberall ist das Original und die Uebersetzung nach Band und Seitenzahl beider Bücher genau nachgewiesen. Wo der Herausgeber die Originale vergebens in der *Jacobs*'schen Anthologie suchte, da findet man andere bekannte Nachweisungen. Wiewohl nun *Herder's* oft allzu freye, oft ungelenke Uebersetzungen durch die spätern Arbeiten von *Voss*, *Jacobs* u. A. übertroffen worden sind: so kehrt man doch auch heut zu Tage noch gern und mit Danke zu dem zurück, der für diese lieblichen Blumen des Alterthums zuerst das grössere deutsche Publicum gewann; und in sofern kann auch diese Sammlung, der nur erläuternde Anmerkungen fehlen, als ein werthes Andenken an den Verewigten betrachtet werden.

No. 2 hat noch zwey besondere Titel, welche den Inhalt des Buches näher angeben: *Epigrammenlese aus der griechischen Anthologie* und *Epigrammenlese aus Martial*: beide *für die obern Classen gelehrter Schulen.* Der letzte Zusatz wird jedoch in der Vorrede dahin beschränkt, dass diese Sammlung ursprünglich für den Gebrauch des Gymnasiums in Darmstadt veranstaltet wurde. Betrachtet man nun die Bedürfnisse der Schulen, so hat man alle Ursache, mit den Grundsätzen zufrieden zu seyn, welche der Herausgeber bey der Aufnahme oder Verwerfung der Epigramme befolgte. Er hat nämlich aus dem reichen Schatze der griechischen Anthologie und der Martialischen Epigramme bloss solche Stücke ausgewählt, welche sich entweder durch Naivität und Witz auszeichnen, oder eine wichtige moralische Maxime oder Lebenslehre enthalten, oder endlich manche historische und mythologische Gegenstände dem jungen Leser ins Gedächtniss zurückrufen oder anschaulicher machen können. Daher versagte er auch einigen kleineren Gedichten den Platz nicht, die zwar eigentlich nicht zur Gattung des Epigramms gehören, aber doch einen oder den andern der angeführten Zwecke erfüllen. Um zur Lectüre mehr anzureizen, hat der Herausgeber jedem Epigramm auf moderne Art eine passende Ueberschrift übergesetzt, z. B. *Strafe des Hochmuths* — *Tischfreundschaft* u. dergl. Der Text der griechischen Epigramme ist aus *Brunck's* Analekten genommen; Band und Seitenzahl derselben sind ebenfalls bey jedem Epigramm (sowie bey *Martial* nach den gewöhnlichen Ausgaben) beygesetzt. In der Wahl der Lesarten glaubte der Herausgeber nicht sowohl auf die durch die meisten Autoritäten unterstützten, als auf diejenigen Rücksicht nehmen zu müssen, welche für den Jüngling die wenigsten Schwierigkeiten enthielten. Deshalb sind besonders viele Conjecturen des Hn. *Jacobs*, an zwey Stellen (die wir jedoch nicht haben auffinden können) auch eigene Vermuthungen des Herausgebers aufgenommen worden. Da Hr. Geh. Hofr. *Jacobs*, indem das Buch angezeigt ist, in seinem *Delectus epigr. Graecorum* (*Praefat.* p. XXX) den Herausgeber genannt hat: so tragen auch wir kein Bedenken, noch hinzuzufügen, dass wir diese Sammlung dem Hn. Dr. *K. Zimmermann* in Darmstadt verdanken.

Der Druck beider Bücher ist correct.

S. A. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Enslin: *Geschichte Napoleon Buonaparte's*, von *Friedrich Buchholz*. Zweyter Band. 1828. VI u. 725 S. Dritter und letzter Band. 1829. VIII u. 792 S. gr. 8. (7 Rthlr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1828. No. 9.]

Der *zweyte* Band reicht bis zu Buonaparte's Rückkehr nach Paris, nach dem Frieden von Campo Formio; die grössere Hälfte desselben ist daher noch der Revolution und den durch sie veranlassten Kriegen, die kleinere den Thaten Napoleons gewidmet. Im Allgemeinen können wir uns auf die Anzeige des ersten Theils beziehen, in der wir uns über Geist und Art des Werkes hinlänglich ausgesprochen haben. Wenn dort gesagt worden, dass der Vf. die Geschichte der Revolution im Geiste der Revolution schreibe: so hat er dieses Urtheil aufs Neue gerechtfertigt; wir brauchen zum Beleg nur eine Stelle auszuheben, wo er von der sogenannten Schreckensregierung spricht: „Zu ihrer Rechtfertigung lässt sich nur *eine* einzige Thatsache anführen: die, dass sie Frankreich vor einer Invasion bewahrt hat. Nun lässt sich zwar nicht genau bestimmen, *wie viel* dadurch gewonnen wurde; allein am Tage liegt, dass, wie abscheulich auch die Schreckensperiode seyn möge, Frankreichs Loos noch schlimmer ausgefallen seyn würde, wenn die Ausgewanderten im Jahre 1792 mit ihren Verbündeten nach Frankreich zurückgekommen wären". Eine solche Aeusserung in dem Munde eines Deutschen verdient weder Commentar, noch Widerlegung.

Was nun die Darstellung der Kriegsereignisse betrifft, welche nothwendigerweise vielen Raum ansprechen, so kann man mit derselben noch weniger zufrieden seyn; und die Kritik muss davon Notiz nehmen, weil ein Biograph Napoleons gerade in dieser Hinsicht sich nicht schwach zeigen darf. Der Vf. hat sich in möglichst allgemeiner Darstellung gehalten, höchst wahrscheinlich aus Rücksicht auf die räumlichen Verhältnisse, keinesweges im Bewusstseyn seiner Schwäche, da er öfter die Generale mit hinlänglicher Selbstgenügsamkeit kritisirt; und doch hat er bey dieser Art der Erzählung — wo man über manchen bedenklichen Punct leicht hinwegschlüpft — Blössen genug gegeben, welche verrathen, wie oberflächlich seine Studien waren, wie mangelhaft seine Kenntniss der Sache ist. Dieses Urtheil über einen bekannten Schriftsteller, welcher eine sechs und zwanzigjährige Beschäftigung mit dem Gegenstande behauptet, muss belegt werden; wir thun diess durch folgende Bemerkungen, welche zum Theil auch in politische Verhältnisse eingreifen. Nach S. 7 muss man glauben, dass die Maassregeln des Madrider Cabinets gegen die Franzosen erst begonnen haben, als der Herzog von Alcudia an Arandas Stelle in das Ministerium getreten war; diess ist durchaus unrichtig, denn Aranda selbst trat erst im Anfange des J. 1792 ins Ministerium, und der gemeinte Cabinetsbefehl ist vom 29ten Juli 1791. Der Allianztractat mit England ward nicht am 25ten, sondern 18ten Mai 1793 abgeschlossen. S. 21: „40,000 Engländer, Hannoveraner und Holländer traten aus dem Inneren Hollands hervor"; es waren vorläufig höchstens 10,000 Engländer und Holländer; die Convention wegen Ueberlassung von 13,000 Hannoveranern in englischen Sold ward erst am 4ten März geschlossen, und sie trafen erst Ende April auf dem Kriegstheater ein, ohne Holland betreten zu haben. Nicht 80,000 Mann betrug Dumouriez's Armee (S. 25) in der Schlacht von Neerwinden, sondern kaum 50,000. S. 89 macht der Vf. aus dem Conventsdeputirten *Moyse Bayle* zwey Deputirte, *Moyse* und *Bayle*. S. 94 Cathelineau begab sich nicht am Tage des Ereignisses zu Florent dahin, sondern versammelte, als er Tags darauf den Vorfall erfuhr, die Einwohner seines Aufenthaltsorts *le Pin en manges*, stellte ihnen vor, dass jetzt kein Rückschritt mehr möglich sey, führte sie darauf nach *la Poitiviniere*, *Jallais*, *Chemillé*, *Chollet*, *Vihiers*; der Beginn eines so wichtigen Kriegs wie der in der Vendée hätte wohl etwas mehr Aufmerksamkeit verdient; indess gerade hier zeigt sich der Vf. am allerschwächsten. Mit einem ungeheuren Sprunge führt er uns sofort zu dem Treffen von Thouars (welches, beyläufig gesagt, nicht am 4ten, sondern 5ten Mai Statt fand); alles Wichtige, was dazwischen liegt, ist vergessen.

S. 105 lesen wir von einer Schlacht bey *Condé* und *Longwy*; der Vf. meint offenbar das Treffen bey Vicogne und Raimes; wie er auf *Longwy* gekommen, ist nicht zu begreifen. Bey dem Congresse von Antwerpen (S. 157. 158) soll die Belagerung von Condé, Valenciennes und Dünkirchen beschlossen worden seyn; eine ziemlich allgemein verbreitete, aber dennoch ganz unrichtige Meinung. S. 160 die preussische Armee überschritt den Rhein nicht am 8ten, sondern am 21ten März; die un-

mittelbar darauf folgenden Ereignisse sind ganz entstellt, denn Custine versuchte allerdings Widerstand und lieferte einige Gefechte. Die Details über die Hungersnoth in Mainz (S. 162. 163) hat der Vf. wahrscheinlich aus den berüchtigten *Victoires et conquêtes* geschöpft, es war Getreide in Ueberfluss da, nur die Mehlbereitung war schwierig; eben so wenig fehlte es an Wein, der grösste Mangel war der an Medicamenten. S. 169 die Vendéer wurden am 16ten Mai nicht von Sandoz, sondern von Chalbos total geschlagen; das zweyte Treffen bey Fontenay fand erst am 25ten Statt. Nach der Schlacht von Saumur (S. 172. 173) hätte billigerweise die Erneuerung Cathelineaus zum Generalissimus der Vendée-Armee erwähnt werden sollen; ebenso fehlt von nun an die Darstellung sämmtlicher Ereignisse in der Vendée bis zum October, eine bedeutende Lücke, welche weder zu begreifen, noch zu rechtfertigen ist. Noch mehr gilt diess in Bezug auf die Ereignisse nach der Schlacht bey Chollet (S. 229); der Uebergang der Vendéer über die Loire, der ganze höchst merkwürdige Feldzug, den sie bis zu ihrer Vernichtung bey Savenay dort gemacht, ist mit Stillschweigen übergangen. Dagegen geht der Vf. sogleich zu den sogenannten *colonnes infernales* über, welche erst am 21 Januar 1794 aufbrachen, wobey ihm der Beweis schwer werden möchte, dass der Convent diese Massregel angeordnet, die lediglich von Turreau ausging. Alles, was S. 235. 236 über die Eroberung der Weissenburger Linien gesagt ist, beruht auf lauter Irrthum; bey Erwähnung des Treffens von Treschweiler (S. 238) und dessen Folgen, hätte bemerkt werden müssen, dass drey Viertheile der Moselarmee zu dieser Operation herangezogen worden waren; sonst erscheinen alle jene Ereignisse unbegreiflich. Unrichtig ist auch das über die Belagerung von Lyon (S. 238—240) Beygebrachte. Allerdings commandirte Kellermann die dahin gesendeten Truppen; Dubois Crancé war ihm als Conventsdeputirter beygegeben, wie diess bey allen republikanischen Armeen Statt fand; die Entscheidung lag darin, dass die Belagerer am 29ten Sept. die verschanzten Höhen von Ste Foy und von hier aus am 8ten October die eigentliche Umwallung der Stadt an deren südlichem Theile erstürmten, wo dann kein Widerstand mehr möglich war.

S. 241 General De Vins kam wohl etwas weiter als bis Isola, denn hier versammelten sich die zu der Operation bestimmten Truppen; er hatte Gefechte bey St. Martin und Gilette. Auch die Darstellung der Belagerung von Toulon giebt Gelegenheit zu Ausstellungen. Das Fort, warum es sich vorzüglich handelte, hiess nicht l'Eguillette (denn diess ist eine Küstenbatterie, welche landwärts keine Vertheidigung hat), sondern Mulgrave, und ward von den Engländern erst neu erbaut. Den Antrag der Conventsdeputirten, die Belagerung aufzuheben, *vor* die Uebergabe von Lyon, also in den Anfang des Octobers zu verlegen, ist ein grober Irrthum; das Schreiben, welches der Vf. hätte im Moniteur finden können, ist vom 1ten December. Der Sturm auf Fort Mulgrave fand nicht am 18ten, sondern in der Nacht zum 17ten December Statt. Was S. 317 über die Ereignisse unmittelbar nach der Schlacht von Tourcoing gesagt wird, erschien Rec. als eine Art von Nonsens. Allerdings traf am 20ten Mai Jourdan in Arlon ein, ebendesshalb ist es aber auch unmöglich, dass er an demselben Tage versucht haben sollte, die Sambre zu überschreiten; diess ward von der Ardennen-Armee versucht, welche indess sehr weit entfernt war, sich „im Rücken des Feindes" mit Pichegru zu vereinigen. Woher mag wohl der Vf. wissen, dass in der Schlacht von Fleurus (S. 318) die Colonnen des linken Flügels der Alliirten geschlagen worden seyen? Die Geschichte meldet nichts davon; so hat auch gewisslich der Verlust nicht 12,000 Mann betragen, da die Oesterreicher, welche wohl drey Viertheile der Armee ausmachten, nur 1600 Mann todt, verwundet und vermisst zählten. Nicht minder ist die Angabe des spanischen Verlusts in dem Treffen vom 13ten August (S. 279) mit 2500 *Todten* eine lächerlich übertriebene Angabe; nach einer vor uns liegenden detaillirten Nachweisung hatten sie 65 Officiere, 811 Mann todt und blessirt, 15 Officiere 445 Mann vermisst. S. 383 werden die republikanischen Generale kritisirt, dass sie nach der Schlacht von Fleurus die Alliirten nicht sofort über den Rhein gejagt haben, wobey der Vf. mit überraschender Sicherheit auf den folgenden Seiten behauptet, das Requisitionssystem sey bey den Franzosen damals schon in vollem Gange gewesen; hätte er die Quellen etwas genauer studirt, so würde er gefunden haben, dass der lange Stillstand von Pichegrus und Jourdans Armee hauptsächlich auf der unsicheren Verpflegung aus Magazinen beruhte. Zum Schluss unserer historischen Bemerkungen müssen wir noch das Unglück beklagen, welches der Vf. mit der militärischen Kritik hat. Beynah das einzige Mal, wo er an den Generalen der Verbündeten etwas zu loben findet, und S. 620 sagt: „Nie hatten die Oesterreicher einen besseren Operationsplan befolgt", ist er im Irrthum; denn die Operation auf *beiden* Ufern des Gardasees wird jeder Sachverständige als die hauptsächlichste Ursache der Niederlage Wurmsers betrachten.

Aber auch mit der *Geographie* und *Topographie* nimmt es unser Autor nicht allzu genau, und wer ihm mit Aufmerksamkeit folgt, gelangt zu der Meinung, dass er seine Kriegshistorie ohne Charten geschrieben. So lesen wir überall *Bietbos*, da dieser Meerarm doch *Biesbosch* heisst, *Getse* statt *Geete*. S. 90 findet man: „im Bocage, im Loroux und in der Vendée", diess ist ein geographischer Schnitzer; denn die beiden ersten sind volksthümliche Namen für Bezirke der Provinzen Anjou, Poitou und Bretagne, der Name *Vendée* existirte in dieser Beziehung gar nicht, sondern bezeichnete einen kleinen Fluss, der in die Sevre Niortaise fällt, und bey der Departements-Eintheilung zur Benennung eines Departements diente. Nach S. 167 bezeichnen *Tech* und *Tet* Hauptthäler, es sind aber beides Flüsse; nach S. 168 soll eine Stellung Mas d' Eu genannt worden seyn, ein Blick auf die Charte würde gelehrt haben, dass es ein Dorf ist. S. 235 sollen die Franzosen am Schlusse des Feldzugs von 1793 in den Besitz von Belgien zurückgetreten seyn, mit Ausnahme der Festungen Condé, Valenciennes und Quesnoi; wir wollen nicht entscheiden, ob diess ein historischer oder geographischer Irrthum oder beides zu-

fammen ift. S. 308 fpricht der Vf. mehrmals von einem *Boulou*, und fcheint es für einen Flufs oder Berg zu halten, es ift aber ein Dorf, *le Boulou* genannt, und abermals würde die Charte vor dem Mifsgriffe bewahrt haben, welchen offenbar das *le* veranlafste. Nach der Darftellung S. 380. 381 zu urtheilen, glaubt der Vf., dafs Orbaiceta tiefer in Spanien liegt als Tolofa; das eigentliche Sachverhältnifs würde ihm klar geworden feyn, wenn er den *Lopez* zur Hand genommen hätte. Endlich hatte er wohl ein franzöfifches Buch vor fich, als ihm der Unfall begegnete, niederzufchreiben: zwifchen Neckar und Rhein finde fich ein Gebirge, die *fchwarzen Berge* genannt; jeder Schüler weifs über den *Schwarzwald* Auskunft zu geben.

Poffirlich ifts, mitten unter dem Pont neuf und A. m. eine *Voltaire-Gracht* (*Quai Voltaire*) zu finden; den Departementsnamen *Côte d' or* durch *Goldküfte* zu überfetzen, würden wir Bedenken tragen, ebenfo *coups de canon* durch *Kanonenfchläge*, welche etwas ganz Anderes find als Schüffe.

Wir gehen zum *dritten* Bande fort, über welchen wir uns kürzer faffen. Am Schluffe des zweyten verliefsen wir Buonaparte, wie er im J. 1797 nach feinem glänzenden italiänifchen Feldzuge nach Paris zurückkehrt; bis dahin war er nur als General zu betrachten, nunmehr tritt auch der Staatsmann hervor, und die Rolle, wodurch er für ganz Europa fo wichtig wurde, entwickelt fich. Dabey kommt — wenn der Lefer nicht blofs trockene Aneinanderreihung von Begebenheiten erhalten foll — Alles auf die richtige Auffaffung der Perfönlichkeit und der Grundverhältniffe, fowie des Umftandes an, wie der zu Schildernde diefe Verhältniffe gefehen habe; in diefer Beziehung können wir dem Vf. die Anerkennung richtigen Tactes und grofser Confequenz nicht verfagen. Er hat zwar mehr als billig auf die von Hn. *v. Norvins* gelieferte Biographie Rückficht genommen, und man begegnet fogar bisweilen Stellen daraus, allein auf feine Grundanficht ift diefs ohne Einflufs geblieben.

Der dritte Band ift fehr voluminös geworden; wenn man aber bedenkt, welcher Stoff zu verarbeiten war, fo mufs man fich eher verwundern, dafs es gelungen, ihn auf fo verhältnifsmäfsig geringem Raume zu gewältigen. Der Vf. geht diefsmal weniger in das Detail der Kriegsgefchichte ein, was bey einer Biographie Napoleons auch kein Bedenkliches hat, indefs doch hier als gutes Auskunftsmittel betrachtet werden mag; nur würden wir an feiner Stelle auf die Feldzüge von 1799 *gar nicht eingegangen feyn*, fondern blofs ihre Refultate in wenig *Worten* gegeben haben, da es im vorliegenden Falle lediglich auf diefe ankommt. — Diefen allgemeinen Bemerkungen fügen wir einige über Einzelnheiten bey. S. 280 fagt der Vf. fehr richtig: „Unfehlbar war es ein Mord, was an dem Herzog von Enghien verübt wurde;" nur begreifen wir nicht, wie er den mindeften Werth auf das Hiftörchen Savarys von der myfteriöfen Perfon bey den Zufammenkünften der Verfchwornen legen konnte; denn wenn auch anfänglich der Gedanke an einen Prinzen des Haufes Bourbon nicht fern lag, fo mufste man doch fehr bald davon zurückkommen, als Pichegru verhaftet war. *Diefs* erfolgte am 28ten Februar, die Aufhebung des Herzogs von Enghien am 15ten März, und aus diefen beiden Daten ergiebt fich hinlänglich das Fabelhafte jener Angabe. S. 407 bezeichnet der Vf. das Verfahren Napoleons gegen den Fürften Hatsfeld im J. 1806 zu Berlin ganz treffend als einen Schaufpielerftreich, fcheint aber nicht gewufst zu haben, dafs es diefs in noch ganz anderer Beziehung war; denn der Brief des Fürften, *welcher noch exiftirt*, enthielt durchaus nichts, was den Fürften compromittiren konnte, und es war auch durchaus nicht die Abficht Murats, ihn zu compromittiren, als er das Schreiben an den Kaifer gelangen liefs. So begreift diefes angeblich edelmüthige Verfahren eine wahre Niederträchtigkeit. S. 413 findet fich ein fchielender Seitenblick auf die Vertheidigung Danzigs durch den Grafen Kalkreuth; fie war fo ehrenvoll, wie man nur denken kann, und die Uebergabe erfolgte blofs wegen Mangel an Pulver. Wir wollen dem Ruhme des F. M. Courbière nichts entziehen, allein die Vertheidigung von Graudenz kann doch mit der von Danzig nicht entfernt verglichen werden, weil dort eine Belagerung — was nämlich die Leute vom Fach fo nennen — gar nicht Statt fand. Ueber die Schlacht von Wagram (S. 547. 548) ift der Vf. im Unklaren, indefs die Sache mag des Raumes halber auf fich beruhen.

Aus dem Allen, was wir bemerkt haben, überzeugt fich hoffentlich der Lefer, dafs unfer über den erften Band abgegebenes Urtheil kein unbegründetes war. Manche der gerügten Irrthümer find zwar nicht fehr bedeutend, verrathen aber immer, dafs der Vf. feinen Gegenftand lange nicht fo genau kennt, wie es zu verlangen wäre, und er vielleicht felbft glaubt.

R.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Nürnberg u. Leipzig, in der Zehfchen Buchhdlg.: *Der Schwur am Obelisk.* Wahre Gefchichte eines deutfchen Landwirths und Freymaurers. 1824. VI u. 539 S. 8. (2 Rthlr.)

Unter dem Vorwort fteht: *Erwin von Steinbach*; die Hauptperfonen, welche in dem dickleibigen Buch auftreten, find lauter Edelleute. Gefchrieben ward diefe, von fchwachen Fäden dürftig zufammengehaltene Gefchichte unftreitig für Liebhaber einer wahrhaft endlofen Breite, — man denke fich funfzehn lang gedehnte, vor 25 Jahren gefchriebene Briefe, deren jeder drey eng gedruckte Bogen füllt — desgleichen für tollkühne Perfonen beiderley Gefchlechts, welche den fchrecklichen Tod aus Langerweile nicht fcheuen; ganz befonders aber für unerfahrene Landwirthe, hoffnungslofe Eheftandscandidaten, junge Fahnenfchmiede, Freymaurer, Rittergutskäufer und Befitzer; endlich auch für Herrfchaften (befonders adliche), welche fchlechtes Gefinde haben, gutes aber nicht zu behandeln und noch weniger zu behalten verftehen. Das auf diefe Weife zufammengefetzte Publicum — kommt es nur erft mit der herkulifchen Ar-

beit, sich durchzuarbeiten, wirklich zu Stande, wird es dem ebenbürtigen Verfasser vielen Dank wissen. Hier ein kurzes, aber treues Inhaltsverzeichniss.

S. 1—153 sind zu haben: die Vorzüge des Landlebens; der Landwirthschaft nebst den nöthigen Einrichtungen der letzten; die Behandlungsarten der Knechte und Mägde, Youngs Nachtgedanken, (Betrachtungen darüber) einige Lafontaine'sche Romane, Sophieens Reise von Memel nach Sachsen, gesteigertes Handwerkslohn, diverse Gartenanlagen, Lichtziehen und Seifekochen, fatales Regenwetter, fehlerhafte Erziehung, zarte Verhältnisse zweyer Liebenden zu einander, eine Tasse Thee („Es ist ächter Chineser") „zu einer Pfeife Taback", „ein ächter Freymaurer, Rindfleisch und Gemüs, köstliche Forellen, Hühner und Krebse von seltner Grösse, gutes Gebacknes und Butter und Käse." — S. 154—168 giebts „eine Flasche Wein und zwar sehr guten, gutes Bier, Haidekorn (etwas über dessen Gewinnung)", Taback, Pferdebohnen, Mais, Brennnesseln (über deren Benutzung), „kleines, doch wohlgenährtes Vieh, einen starken Esel und einen Friedensrichter." — S. 169 ff. ist Feuersnoth; dagegen aber auch eine musterhafte Feuerpolizey. Die Spritzen werden gehörig probirt und in Aufsicht genommen, die Abgebrannten möglichst unterstützt. Hierauf wird ein Sumpf ausgetrocknet, und Erdäpfel werden mit Vortheil gebaut; Wechselwirthschaft und Wiesencultur werden empfohlen. — S. 214 bekommt ein fleissiger Correspondent „zwey auserlesene schöne Reitpferde, einen kleinen Koffer mit Wäsche, ein schönes feines Stück Tuch zu ein Paar Uniformen und zweyen Ueberröcken, nebst einer Börse mit hundert Ducaten — für Briefporto." — Kein Wunder, dass die Briefe so lang geworden sind. — S. 215 stirbt ein braver, und wie es sich von selbst versteht, reicher Vetter, ein lachender Erbe streicht das Geld ein, reiset über Prag nach Carlsbad, will nach Eger, kommt aber nicht weiter als bis nach Zwoda, weil es stark regnet, und wird von einem Nachtheil bringenden Gutskaufe freundschaftlich abgehalten. — S. 235 findet er auf dem Gute eines Herrn von Lisberg *eine ganz schwarze Kuh* an einer Säule mitten im Stalle angebunden. „Und warum?" So lange (S. 236), so lange eine schwarze Kuh an dieser Säule hängt, bleibt das Vieh gesund; so wie aber dieser Platz leer bleibt, entstehen Krankheiten und Unglück!! Ein Versuch, sie von dieser Stelle wegzuhängen, kostete drey Kühen kurz hinter einander das Leben!!! — Desswegen ward sie billig wieder hingehangen, und — welch ein Triumph! S. 237: „Seit der Zeit ist auch kein einziges Stück mehr gefallen." S. 241 werden die Ruinen des Schlosses Falkenberg bey Tirschenreuth anziehend beschrieben. S. 244 bricht eine Wagenaxe. S. 249 ff. ist eine Kritik der Dreyfelderwirthschaft und die Nachricht von einem vortheilhaften Gutskauf zu lesen; hoch- und tiefliegende Wiesen werden aufs trefflichste benutzt. S. 283—291 wird einem wackeren Landwirthe, der zugleich Bierbrauer, Brantweinbrenner und Essigfabricant, und dessen Name *David Möllinger* ist, ein wohlverdientes, leider aber auch viel zu breit gerathenes Denkmal gesetzt. S. 314 endlich legt Carl von Waldstein den Schwur am Obelisk — Sophien treu bleiben zu wollen, feierlich ab; S. 323 ist Verlobung mit ihr. Angehenden Freymaurern ist der Aufsatz von S. 343—374 und S. 381 ff. den Schafzüchtern zu empfehlen, welche noch nicht wissen, dass die nützlichen Wollenthiere 26 gewöhnlichen Krankheiten unterworfen sind. Manches beherzigenswerthe Wort über Freymaurerey wird abermals S. 393—425 gesprochen. S. 456 ff. wird Hopfen, Raps und Krapp gebaut; S. 525 stirbt Herr von Wagenitz; Herr von Waldstein hat kurz vorher Hochzeit gehabt. Der Schluss des Buchs preiset die Ablösung der Frohnen mit Geld und die Vortheile der Gemeinheitstheilungen; Rec. aber freut sich, hier ebenfalls schliessen zu können.

gnil.

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. *Leipzig*, b. Brockhaus: *Die französische Revolution*, oder *Geschichte alles dessen, was sich vom* 1789 *bis zum J.* 1815 *in Frankreich zugetragen hat.* Alles getreu und wahrhaft erzählt und als ein Lesebuch für den deutschen Bürger und Landmann bearbeitet, von *Ernst* Freyherrn *v. Odeleben.* 1830. VIII u. 436 S. 8. (18 gr.)

In der Vorrede erklärt sich der Vf. über den Plan seines Buchs und über die gewählte treuherzige Sprache; zugleich zeigt er warnend, welche Folgen Anarchie, Volksregierung und Beamtendruck haben können. Es ist unnöthig, hier über ein Wort zu Wenig oder zu Viel und über eingestreute allenfalls überflüssige Scherze Bemerkungen zu machen. Die Geschichte ist in ihren Hauptzügen und Resultaten Jedermann bekannt, und die von dem Vf. dabey angebrachten biblischen Sprüche dürften wohlgefallen. Dass er auch für kenntnissvolle Leser über das, was er sah und hörte, unterhaltend zu schreiben versteht, ist bekannt. Er ist in dem Panorama, das er aufstellt, wahr und unpartheyisch. Hoffentlich wird dieses empfehlungswerthe Buch, wenn es die unteren Classen fleissig lesen, dazu beytragen, dass sie sich nicht leicht entschliessen, die eigennützigen Metereyen einzelner Volksaufwiegler zu unterstützen.

L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in der niederländischen Buchhandlung: *Memoiren der Herzogin von Abrantes*, oder historische Denkwürdigkeiten über Napoleon, die Revolution, das Directorium, das Consulat, das Kaiserreich und die Restauration; aus dem Französischen. Erster Band. 279 S. Zweyter Band. 260 S. Dritter Band. 273 S. 1831. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Diese Denkwürdigkeiten scheinen noch nicht geschlossen zu seyn. Die Uebersetzung ist gut; nur übersah der Uebersetzer manche falsche Namen und statistischen Fehler, die einer Dame, bey allen Kenntnissen, leicht zu entschlüpfen pflegen.

Band I. Die Verfasserin, geboren 1784 den 6ten November zu Montpellier, stammt aus dem Geschlechte der Comnenen, über die man manches sonst Unbekannte hier mit Vergnügen liest. Ihre Mutter, eine innige Freundin der Familie Bonaparte, war vermählt an einen Herrn von Permont, den sie überlebte, und die Verfasserin wurde Gemahlin des Generals Junot. Sowohl die Familie Bonaparte als die Comnenen stammen aus Griechenland, und wanderten von Morea nach Korsika aus. Der erste nach Maina 1476 flüchtende Comnene Georg Nicephor war des Kaisers David II von Trapesunt jüngster Sohn. Die Nachkommen dieses Georg Nicephor regierten 10 Generationen als Protogeras in Maina. Constantin Comnenos verliess mit 3000 Griechen Maina, als die Türken sich Moreas bemächtigten, den 3ten October 1675, um sich unter Genuas Schutz mit grossen Vorrechten in Paormia auf Korsika ansässig zu machen. Einer seiner Söhne, Calomeros, Stammvater der Familie Bonaparte, liess sich in Toscana nieder. Also stammen die Bonaparte in gerader Linie von den Comnenen ab. Aber im Jahre 1729 zerstörten die sich empörenden Korsen Paormia, weil die Griechen am Aufstande wider die Genuesen nicht Theil nehmen wollten, und Letzte begaben sich nach Ajaccio. Die Republik Genua räumte den treuen Griechen darauf Kargesa ein, aber in dem Unterwerfungskriege der Insel Korsika unter Frankreichs Scepter zerstörten die Korsen auch diese Niederlassung. Der Grossvater der Verfasserin beschloss, als Korsika mit Frankreich sich vereinigte, und dieses die Güter der Comnenen mit den Krondomänen verband, dass seine drey Söhne sich nicht vermählen und mit solchen der erniedrigte Stamm der Comnenen erlöschen sollte. Die Söhne gehorchten nach griechischer Weise ihrem Vater. Keine anderen bisher erschienenen Denkwürdigkeiten sind so reich an Jugendgeschichten der Familie Bonaparte. Die Vfin. weiss durch ihre eigenen Schicksale und Bekanntschaften, die sie mit Laune erzählt, ungemein zu interessiren, und den Leser in das Hofleben Ludwigs XV und XVI einzuführen. Bewundernswürdig ist ihre Kunst, älteren lebenden und verstorbenen Bekannten theils ein rühmliches Ehrendenkmal zu setzen, theils selbst die unbedeutenden Menschen durch manche schwache gutmüthige Seite interessant zu machen. Fast alle im südlichen Frankreich kurz vor der Revolution angestellten hohen Beamten lässt sie, wie in einem Panorama, an schicklichen Orten vorbey passiren, und man erhält dadurch unerwartet eine ungeschmückte Darstellung der vielen Begebenheiten, welche hier der Revolution vorausgingen, aus dem Munde älterer Zeitgenossen. Sehr wahr werden Ludwig des XVI auffallende Schwächen und der Kampf der Privilegirten um Beybehaltung ihrer Vorrechte geschildert. Auch über die in der Entstehung der Revolution so mächtig wirkende verborgene Regierung und deren Spiel erhält man manche Aufschlüsse vermöge der Verwickelungen der Familie der Vfin. mit der Revolution, deren Greuel solche zu mildern beflissen war.

Band II. Flucht ihres Vaters nach Süd-Frankreich; indess dieser in misslichen Vermögensumständen in Paris starb. Verhältnisse der Mutter mit dem sich damals vermählenden Bonaparte und dessen Familie, nachdem die Mutter der Verfasserin die Hand Bonapartes ausgeschlagen. Es folgt manche Familiengeschichte der Verfasserin. — Bonapartes zartes Benehmen gegen die Mutter der Verfasserin. Zur Sittengeschichte der damaligen Zeit werden viele Beyträge geliefert; man findet viele nachtheilige Schilderungen von dem damaligen Benehmen der Familie Bonaparte, als der Feldherr Bonaparte in Italien siegte. — Sonderbare Schicksale mancher Verwandten der Vfin. in dieser Periode. In der Sprache einer angenehmen Erzählerin wirft sie manches helle Licht über die damaligen Verhältnisse der Mutter und der Geschwister Bonaparte, entwickelt dann des von ihr als Gemahl verehrten Junots frühere Lebensgeschichte, seine Geburt, Familie und Erziehung, seine Begebenheiten in Aegypten als Begleiter Bonapartes und Junots Gefangenschaft durch die Engländer auf der Rückreise. Nichts ist in der Beschreibung des da-

maligen socialen Lebens in Paris vergessen, was Leserinnen gefallen kann. Manche Ränke der republikanischen Machthaber jener Zeit deckt die Vfin. schonungslos auf, und beweiset dadurch historisch, dass ein Volk, welches sich von unwürdigen oder schwachen Oberbeamten gemissbraucht sah, Bonapartes Consularregiment mit allen Fehlern des Mannes und seiner Willkühr erträglicher finden musste, als das Joch der Revolutionsmänner, die einen General Hoche ermorden liessen. In alle Begebenheiten der damaligen Zeit verwickelte sich ihre vom schlauen Bonaparte gefürchtete ränkesüchtige Mutter und ihr Bruder, dessen Liebesgeschichten sie aufdeckt. Waren sie nicht Theilnehmer, so waren sie doch Mitwisser und nahe Zuschauer; und keine Begebenheit wird erzählt, wo die Vfin. nicht sehr sichtbar verräth, dass sie noch mehr sagen könnte, wenn sie es gewollt hätte. Nicht bloss die Thaten der Männer, sondern auch deren Schwächen gegen schlaue Damen und die leichte Verbindung der vornehmen alten und neuen Welt bey der Mutter der Vfin., schildern uns diese Denkwürdigkeiten, die nicht so viele Actenstücke, als andere, aber desto mehr Blicke in die damals verwilderten Machthaber und in ihr heimliches Treiben thun lassen. Ueberall zeigt sie die höchste Verehrung für den nachherigen Kaiser als Freund ihres Gemahls, die Vorurtheile der Nation für den glänzenden Ruhm ihrer Krieger, treue Freundschaft für diejenigen, welche sie später nicht vernachlässigten, aber die feinste Bemerkergabe in der Sphäre der geheimen Umtriebe, mit viel Feindschaft wider den Herrn *von Bourrienne*, welche dieser Ränkemacher jedoch verdient zu haben scheint. Sie klagt die damalige Königin von Neapel, Schwester der ermordeten Gemahlin Ludwigs XVI, des Gesandtenmordes durch Szeckler Husaren an, welche der in Siebenbürgen wohl nicht bewanderte Uebersetzer *Scheckler*s nennt, und zu bemerken vergass, dass aus keinen Kriegsdenkwürdigkeiten damaliger Zeit erhellt, dass die Franzosen später jenes Regiment niederhieben und ihm Pardon versagten. Sehr frey ist *Madame Laetitia Bonaparte* in Tugenden, Unbeholfenheit und Schwächen geschildert. Aus Massenas Munde erzählt Junots Wittwe Massenas Feldzug wider Suwarow; aber Namen und Orte sind arg entstellt und vom Uebersetzer nicht verbessert worden, welcher überhaupt der Geschichte und Erdbeschreibung unkundig zu seyn scheint. Die Bitten der Stiefkinder versöhnten Bonaparte nach seiner Heimkehr aus Aegypten mit Josephine, welche von den Verwandten ihres Mannes schwer angeklagt worden war. Ueber die damals gespielten Ränke wirft die Vfin. viel Licht, da im Hause ihrer Mutter so Vieles von den Emigranten und den heissen Republikanern, vor und nach der Revolution, welche Napoleon zum ersten Consulat verhalf, besprochen wurde.

Im *III Bande* macht die Vfin. uns vertraut mit Napoleons Privatleben und mit Ränken, welche seine Umgebungen sich erlaubten, dann mit vielen Zufälligkeiten, wodurch sie Junots Gemahlin wurde, und liefert viele, sie selbst allein oder hauptsächlich betreffende Anekdoten, wobey jedoch manche Heroen in Napoleons Zeitalter sehr in Schatten gestellt werden. Ueber die Verschwörung einiger Korsikaner und Italiäner wider Bonaparte erfährt der Leser manche sehr wahrscheinliche Nachricht: dieser Band schliesst mit dem Mord- und Plünderungs-Versuche im Hause der Mutter der Vfin. in Paris, verwebt mit der Geschichte ihres Brautstandes und der von ihr und dem sie liebenden Gemahl ausgegangenen Bildung ihres Hauswesens.

Keine anderen Denkwürdigkeiten enthüllen den wahren Charakter Bonapartes und seiner Familie, welche Zufälle hoch über ihre Verdienste stellten, so vollständig und natürlich. Der Geschichtsforscher wird aber um so auffallender finden, dass eine so eigennützige, leidenschaftliche und ehrgeizige Familie, die nicht einmal unter sich einig war, eine Republik stürzen, und sich durch die unredlichste Benutzung aller Gelegenheiten auf mehrere Throne schwingen konnte, ohne dass die bethörten Völker den Muth fassten, sich der Herrschaft solcher Personen wieder zu entziehen. Das hohe Sittenverderbniss der damaligen Zeit und die Verachtung der Persönlichkeit der früheren uneinigen Machthaber, neben der Gewissenlosigkeit des Mannes, dem auch nach seinem Tode viel zu viel Weihrauch gestreuet wurde, erklärt allein die Unterjochung Frankreichs, das seinen Militärruhm sehr theuer erkaufte, unter Napoleons Scepter. Wenn unter zwey Parteyen die eine sich alles erlaubt, um ihr Ziel zu erreichen, wie das bey Bonaparte der Fall war, während die andere noch einige moralische oder rechtliche Formen ehrt, so pflegt gewöhnlich die unredlichere zu siegen. Gewiss haben seine legitimen Gegner manche Hoffnungen ihrer Völker getäuscht; aber wundern darf man sich, dass noch heute es so blinde Verehrer Napoleons giebt, um zu wähnen, dass, wenn er seinen Reformationsplan der Völkerregierung ferner durchgeführt hätte, die Welt durch ihn glücklicher als jetzt geworden seyn würde. Nach seiner Idee musste Alles vom Monarchen ausgehen, und wie geringe Beweise der Liebe zu seinen Unterthanen gab er in den Jahren seiner Staatsverwaltung! Einen festen Plan hat er nie gehabt, jede neue Eroberung machte ihm eine spätere zum idealischen Bedürfniss. Er war ein grosser Feldherr, wäre aber nie ein Landesvater im reinen legitimen Sinn oder als Bürgermonarch geworden.

A. H. L.

SCHÖNE KÜNSTE.

STRALSUND, in der Löfflerschen Buchhandlung: *Napoleon.* Stimmen aus dem Norden und Süden. Dr. *Gottl. Mohnike.* 1829. 92 S. gr. 8. (12 gr.)

Diese Sammlung von Gedichten über Napoleon, im Original und in der Uebersetzung mitgetheilt, scheint weniger bekannt geworden zu seyn, als sie es verdient. Der Uebersetzer und Commentator (zu abgerissen steht auf dem Titel bloss der Name *Mohnike*, es klingt, als wenn über Napoleon und nachträglich über Dr. *Gottl. Mohnike* Stimmen aus dem Norden und Süden sich hören liessen) hat seine Sammlung den Hnn. *Alex. Mansoni* in Mailand, *Carl Aug. Nicander* in Stockholm und

Esaias Tegnér in Weiss gewidmet, und theilt folgende 5 Gedichte mit: 1) *Napoleon in Moskau* von *Nicander*, 2) *Der Held* von *Tegnér*, beide Schwedisch und Deutsch. 3) *Napoleons Lebewohl*. Aus dem Französischen von Lord *Byron*. Englisch und Deutsch. 4) *Napoleons Monolog* von *Nicander*. Schwedisch und Deutsch. 5) *Der 5te Mai* von *Alexander Manzoni*. Italiänisch und Deutsch. 6) Literarisches.

Hr. *Mohnike*, Uebersetzer des *Frithiof* von *Tegnér*, dieser lieblichen romantischen Dichtung, hat von dem sich für das nordische Alterthum interessirenden Publicum Dank geerntet, und erhält durch diese Sammlung, deren poetischen Werth Rec. sehr anerkennt, neuen Anspruch auf denselben. Möchte er bald Zeit und Lust gewinnen, eine *vollständige* Uebersetzung der Reden und Gedichte *Tegnérs*, wozu er seinen Beruf beurkundet hat, zu veranstalten! Einzelnes, was er in dieser Beziehung gegeben hat, läfst auf dauernden, sich in Deutschland erhaltenden Werth der *Tegnér*'schen Werke schliessen.

Es ist eine sinnige Anordnung dieser Gedichte, wonach *Nicander* in seinem *Napoleon in Moskau* den Helden aus dem Feuer des Kremels durch seinen bösen Genius, sowie späterhin aus der Schlacht von Waterloo, durch eben denselben retten läfst, und *Manzonis* grossartige, in Lapidarstil gedichtete Ode, als alles einzelne Schöne in sich zusammenfassender Schlufsstein, die Sammlung versöhnend beschliesst. Schön ist der Anfang des *Nicandrischen* Gedichts:

„Auf dem Rittersaal im Kremel, Ruriks thurmgeschmücktem Schloss,
Safs Napoleon und dachte jener Zeit, die jüngst verflofs;
Schrieb an Kaiser Alexander, bot zum Frieden ihm die Hand
Bey dem Licht, das durch die Fenster schien von Moskaus Brand.

Draussen wälzt in weitem Kreise sich ein Meer von Flammengluth,
Wie ein Drache schwimmt Entsetzen auf der sturmempörten Fluth,
Mehr denn hundert Tempel wanken, mürbe durch den Feuerstrahl,
Selbst der Himmel glüht, es schmilzet seiner Sterne Zahl.

Viel poetische Kraft ist in der Schilderung des Flammenmeeres, der die Ruhe Napoleons schön gegenübersteht; sein böser Genius (der nur mit seiner feuerrothen Feder etwas an den Samiel des Freyschützen erinnert) tritt zu ihm, und vergönnt ihm nicht, wie ein Gott im Feuer zu den Sternen aufzuschweben, sondern will die Blüthen seines Ruhmes Blatt für Blatt verwehn. Ein originelles, hoch poetisches Erzeugnifs, dem das Metrum schön entspricht, und dem die Uebersetzung keine Schönheit raubt.

Der Held von *Tegnér* ist noch gedankenreicher und tiefer. Die dämonische Kraft Napoleons ist schön aufgefafst in dem Verse:

„Ich nicht streute blutge Saaten, Wälzte nicht den Süd und Norden,
Höhrer Wille hat's geschafft. Lied, Gedank' und Heldenthaten,
Alles Grosse, was geworden, Folget blind geheimer Kraft."

Nur der Schluss ist etwas frostig. Nach einer Vergleichung mit dem Feuertode des Alciden sagt der Dichter: End auch so mein Lauf, der hohe, Soll den Holzstofs ich Euch nennen, „*Süden ist sein Nam und Nord!*"

Nur *Byrons Farewell* nimmt sich in dieser Sammlung nicht gut aus; es steht an poetischem Gehalt weit unter den übrigen. Wunderbarer Weise hat der Uebersetzer nicht dasselbe Metrum, sondern schleppende iambische hyperkatalektische Trimeter gewählt,

Farewell to the land where the gloom of my Glory
Arose and o'er shadow'd the earth with her name —
O lebe wohl, du Land, du meines Ruhmes Wiege,
Der meinen Namen trug mit Glanz von Pol zu Pol!

Auch ist die periphrasirende, oft schwülstige, oft matte Uebersetzung dieses Gedichts Hn. *Mohnike* am wenigsten gelungen. So findet sich, um bey den beiden ersten Versen zu verweilen, keine *Wiege*, sondern ein *Dunkel des Ruhms* (*gloom*), wozu das Bild *oer shadow'd* schön pafst (der zuerst noch dunkel aufsteigende Ruhm überschattet bald die Erde mit dem Namen Frankreichs); auch keine Pole sind im Original; die matte und zu allgemeine, das Eigenthümliche des Gedankens verwischende Uebersetzung läfst hier den Sinn kaum ahnen.

Napoleons Monolog von *Nicander* steht dem Napoleon in Moskau von ebendemselben weit nach, und ist zu sentimental, zu sehr für ein blofs lyrisches Gedicht mit theatralischem Beywerk angefüllt. Napoleon sitzt an einer mit zwey Trauerweiden beschatteten Quelle in einem romantischen Thal auf St. Helena; neben ihm schlummert der junge Las Cases im Grase. Klagen über die Zeit, der keiner Hülfe schaffe, eröffnen das Gedicht; doch scheint der Dichter wohl eine *überspannte* Idee von Napoleon gehabt zu haben, wenn er ihn sagen läfst: — „Ich ja stürbe gleich, für sie (die Millionen Menschen) und für mein undankbares Reich!" — Aufserdem ist die Vergleichung der Quelle mit dem Egeriasquell und Napoleons mit Numa frostig gelehrt; zu allgemeine Klagen lassen das Individuelle Napoleons nicht genug hervortreten. — Die Fiction, dafs bey dem Erwachen des von Napoleon geküfsten Las Cases der Genius der Geschichte, der noch schlafe und einst durch einen Blitz aufgeweckt werden werde, die Schwingen hebe, ist etwas unklar und dunkel ausgeführt.

Die grofsartige Idee *Manzonis*, welche auf *Goethes* Auffoderung an *Streckfufs* einen Uebersetzer-Wettkampf nach *Goethes* Vorgang zwischen *Fouqué*, *Giesebrecht*, *Ribbeck*, *Zeune* erzeugte (die 5 Uebersetzungen erschienen zusammengedruckt Berlin 1828. vergl. Jen. A. L. Z. 1829. No. 27), darf Rec. als bekannt voraussetzen. *Mohnikes* Uebersetzung, die sechste, ist gewifs eine der gelungensten. An Gedankentiefe, an Kürze und Prägnanz des Ausdrucks ist diese Ode den besten des Alterthums an die Seite zu stellen.

In dem literarischen *Epilogus* erkennt man den fleifsigen und sorgsamen Literator wieder. Es werden Notizen von noch anderen berühmten Gedichten auf Napoleon — die sich freylich noch unendlich vermeh-

ren ließen — beygebracht. Doch sind wir mit dem Vf. nicht in dem Preise der *Bugzesenschen* Ode auf Napoleon einverstanden. Sie ist voll gelehrten Bombastes; zum Beweise Folgendes:

— — Wie neigen sich ihm (Napoleon) die *Plejaden Kadmeia's;*
Ilion's Helden all' und *Pharsalia's Kastor* und *Pollux!* etc. etc.

Wenn der Vf. zum Beweise, dass die Poesie ihre Helden verherrliche, die Homerischen Helden u. s. w. und den Orlando anführt, so passt eigentlich der Vergleich nicht; diess waren Sagenhelden, sie sind mit dem Mythus umkleidet; über Napoleon, den rein-historischen Helden des nüchternen Jahrhunderts, darf aber auch die Poesie nicht einmal unwahr seyn. — Von *Berengers* 5tem Mai ist eine Uebersetzung mitgetheilt; wir stellen sowohl dieses Dichters als *Lamartine's* und *Delavigne's* Oden auf Napoleon höher als *Byrons Farewell*, und würden sie lieber in die Sammlung aufgenommen haben.

Mit manchen Abschweifungen führt der Herausgeber in seinem Epilogus unter anderen auch die Ansichten *Thorilds*, eines tiefen Geistes, und des Dichters *Kosegarten* aus dessen berühmter Rede an Napoleons Geburtstag an. Es wäre zu wünschen, dass diese Rede und das Gediegenere aus den unbekannten Schriften *Thorilds* vom Vf. herausgegeben würde, die mitgetheilten Bruchstücke machen auf mehr begierig; jetzt, da Napoleon überall schon in seiner historischen Grösse angeschaut, da in Frankreich in jeder Hütte Erinnerungen an ihn aufbewahrt werden, und er dort vorzugsweise *l'homme* heisst, sind die Werke der Poesie und Beredsamkeit, welche von tiefsinnigen Zeitgenossen zu seiner Charakteristik herausgegeben wurden, doppelt interessant. Gewiss würden die Franzosen begierig seyn, zu erfahren, wie Napoleon den nordischen Dichtern zu seiner Zeit imponirt hat, und wie auch jetzt der phantasiereiche Scandinavier mit dem Rosenlichte der Begeisterung den Helden des Südens erhebt, ohne durch die kalte Prüfung der Geschichte und der Wahrheit sich sein poetisches Gebilde rauben zu lassen. Alle Völker Europas werden Napoleon nach ihrer Individualität und grösseren oder geringeren Bekanntschaft mit ihm auch verschieden auffassen und würdigen; eine Sammlung der Ansichten der ausgezeichnetesten Zeitgenossen über Napoleon nach den verschiedenen Nationen würde gewiss, bey geschmackvoller Auswahl, dauernden Werth haben.

Lt. H.

Leipzig, b. Brockhaus: *Die beiden Liberalen.* Aus den Memoiren eines jungen Parisers. Herausgegeben von *Leontine Romainville.* 1831. IV u. 340 S. 8. (2 Rthlr.)

Ein junger, vielseitig gebildeter Pariser, überdrüssig der Verhandlungen, des Geschwätzes über Politik, im Salon wie im Kaffeehaus, im Theater und der Guinguette, reist mit seinem deutschen Freunde nach dessen Vaterland, wo ihm die Gegenden sehr, die Menschen minder gefallen. Die gesellige Unterhaltung dünkt ihm zwar nicht einseitig wie in Paris, aber leer und von unerfreulichen Formen; er würde schnell der Heimath zueilen, wenn er sich nicht durch Liebe gebunden hielt. Die Hindernisse, die sich ihr entgegenstellen, die Schicksale seines revolutionären Freundes, des deutschen Edelmanns, der, überspannt in Allem, sich zuletzt in ein Kloster begräbt, füllen ein Buch, das durch Geist anzieht, durch Mässigung gefällt. Sind gleich die Franzosen, den Deutschen gegenüber, mit Vorliebe behandelt, so werden diese doch nicht aus dem bey manchen Schriftstellern unserer Tage so beliebten schwarzen und graulichen Farbentopf des Hasses, der Verachtung, beklext; ja es wird sogar ohne Ingrimm über die eingewurzelten Vorurtheile der Deutschen, durch Rang und Stand sich imponiren zu lassen, geredet; man kann selbst meinen, es bezeichne diess die poetische Richtung des Volks, wie bey den Franzosen die prosaisch-praktische, denen das Nützlichkeitsprincip, also das Geld, über alles gilt. Der Liberalismus ist vernünftig und duldsam. Wohin das Gegentheil, das Declamiren ins Blaue hinein, der blinde Götzendienst mit irgend einer Idee führe, ist an dem endlichen Schicksal des jungen Deutschen sattsam erwiesen. Scharfsinnig, und leider nicht unbegründet, ist der Ausspruch, dass nur im Gefühl die Deutschen ein Gemeinsames haben, in den Begriffen, das Gemeinsame aller Franzosen, nach den Provinzen grundverschieden sind. Die leisen kaum merklichen Unterscheidungszeichen der verschiedenen Abstufungen der Gesellschaft in Frankreich, namentlich in Paris, sind mit scharfer Beobachtungsgabe aufgefasst, und mit Klarheit dargethan, wenn auch gegen die in diesem Abschnitt niedergelegten Ansichten über Erziehung sich Manches erinnern liesse, selbst wenn man die abweichenden deutschen Meinungen darüber nicht zum Massstabe nimmt.

Gegen die Klarheit, deren sich das Buch im Allgemeinen rühmen kann, sticht die Verworrenheit in der Beschreibung von Fontainebleau um so unangenehmer ab, als diese ausdrücklich zu einem *guide de voyageur* gestempelt wird, auf dessen Leitung sich doch ja niemand verlassen mag. — Die Schreibart hat zu viele Fremdworte, die ohne allen Zwang durch deutsche zu ersetzen waren; auch hat sie zuweilen das Unbehülfliche und Mühselige, als schreibe man in einer fremden, erlernten Sprache.

Papier und Druck sind von auserlesener Schönheit.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Wien, in Commiss. b. Heubner: *Oesterreichische militärische Zeitschrift*. Jahrgang 1831. 4 Bände. Herausgegeben von *J. B. Schels*. 1831. (8 Rthlr.)

Diese Zeitschrift, deren Redacteur der um die neuere Kriegsgeschichte vielfach verdiente k. k. Hauptmann *v. Schels* ist, enthält so gediegene Artikel, dass jeder Jahrgang, der zugleich ein geschlossenes Ganzes bildet, eine bleibende Stelle in der Militär-Literatur verdient. Während andere militärische Journale einen grossen Theil ihrer Blätter wissenschaftlichen Speculationen von mehr oder minder grossem Werthe einräumen, bewegt sich diese vorzugsweise auf dem interessanten Boden der Kriegsgeschichte, und fördert aus ihren Archiven Aufsätze zu Tage, die als ein wahrer Gewinn für jene betrachtet werden müssen.

Der *erste* Band des Jahrganges 1831 enthält folgende Aufsätze: I. *Funfzigjährige Jubelfeier Sr. Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Carl*, als Inhaber des k. k. dritten Linien-Infanterie-Regimentes, am 15 und 16 Sept. 1830. Erzherzog Carl, zur Feier dieses Festes von seinem Regimente in die Garnison Krems eingeladen, wusste während seiner Anwesenheit sowohl durch seine liebenswürdige Persönlichkeit, als durch den Zauber, der sich an seine Grossthaten knüpfte, den Jubel der Officiere und Soldaten des dritten Infanterie-Regimentes auf das höchste zu steigern. Mit dem Feste war die Weihe neuer Fahnen verknüpft, wobey jedoch die alte Fahnenstange, welche im Jahr 1813 beym Sturme auf das Dorf Liebertwolkwitz zweymal abgeschossen worden war, beybehalten wurde. Das schönste Denkmal setzte sich der Erzherzog selbst, durch die Gründung von 10 Stiftplätzen, jeden zu 150 fl., als Erziehungs-Beytrag für Töchter mittelloser Officiere, die vom 7ten bis zum vollendeten 20sten Jahre im Genusse dieser Pension bleiben. Um jedem Danke auszuweichen, hinterliess der bescheidene Stifter die Stiftungs-Urkunde versiegelt, mit dem Befehle, sie erst nach seiner Abreise zu eröffnen.

II. *Der Winterfeldzug in Holland vom Ende December 1794 bis Ende Mai 1795.* Nach österreichischen Originalquellen bearbeitet von *J. B. Schels*, k. k. Hauptmann. Dieser Aufsatz, der eine Periode beleuchtet, die ausser *Jommini*, und von diesem nur einseitig, noch nie in solchem Umfange bearbeitet wurde, zieht sich die meisten Hefte dieses Jahrganges durch, und endigt im 9ten. Es würde zu weit führen, der Darstellung Schritt vor Schritt zu folgen; dagegen sey es gestattet, einige Hauptmomente herauszuheben. Die Beschreibung des Kriegsschauplatzes und der verschiedenen Stellungen von der Maas bis zur Ems und Lippe (S. 21 — 31) giebt einen klaren Begriff des Landes und seiner physischen und taktischen Eigenthümlichkeiten. Auch in der neuesten Zeit dürfte diese Beschreibung von grossem Interesse seyn. Warum hat der Vf. die Karte nicht genannt, nach welcher er arbeitete? — Manchem in der Kartenliteratur minder bewanderten Leser wäre dadurch ein wünschenswerther Fingerzeig gegeben worden. S. 32 wird die Stärke der holländisch verbündeten Armee der Zahl nach und in Bataillonen u. s. w. aufgeführt, französischer Seits wird dagegen diese Angabe vermisst, indem sich der Vf. nur auf die Zahl der Divisionen beschränkt; dadurch erhält man keine reine Uebersicht über das numerische Verhältniss, die doch zur Beurtheilung des ganzen Feldzugs unumgänglich nöthig ist. Bey Durchlesung dieses Feldzuges wird man von einem wehmüthigen Gefühle heimgesucht, dass die Erduldung so unerhörter Strapazen, die musterhafte Ausdauer der Truppen, so gar kein glänzendes Resultat herbeyzuführen vermochte. Den Hauptgrund dieser Erscheinung hat man in dem Mangel der Einheit des Oberbefehls zu suchen.

III. *Der Krieg der Engländer gegen die Birmanen in den Jahren 1824 bis 1826.* Nach englischen Quellen bearbeitet von *J. B. Schels*, mit einer Karte des Birmanen-Reiches. Auch dieser Aufsatz geht durch mehrere Hefte des Jahrganges 1831, und würde, einzeln abgedruckt, ein interessantes selbstständiges Werkchen geben. Der gewissenhafte Bearbeiter hat im Eingange eine kurze kritische Uebersicht der Quellen vorausgeschickt. Der eigentlichen Beschreibung des Krieges geht eine Schilderung des Landes und Volkes und die Entwickelung der Ursachen des Krieges voran. Ist erste im Verhältnisse zu dem Hauptzwecke, der Beschreibung des Krieges, auch etwas zu gross ausgefallen, so wird sie dennoch, in sofern sie ein bisher unbekanntes Land betrifft, mit Interesse gelesen, und zeugt von dem sorgfältigen Studium des Bearbeiters. Die dem Aufsatze beygegebene Karte des Birmanen-Reiches ist in einem zu kleinen Massstabe entworfen, und daher für den Lauf der Operationen von zu gerin-

gem Nutzen; auch gehören scharfe Augen dazu, um die sehr kleine Schrift lesen zu können.

IV. *Des Feldmarschalls Grafen Suwaroff Feldzug 1794 in Polen.* Ein Auszug aus dem grösseren Werke von *E. Anthing*: „Versuch einer Kriegsgeschichte des Grafen Alexander Suwaroff-Rimniski" (3 Bde. Gotha 1796-1799). Es ist Schade, dass diesem Aufsatze keine Uebersichtskarte beygegeben ist. Auch das Treffen bey Krupczycze wird aus der Beschreibung allein nicht jedem Leser verständlich seyn. Eben dieses gilt von dem Treffen bey Koroschin, oder der sogenannten Schlacht bey Brzesc. Die Darstellung endigt mit der Erstürmung von Praga und dem Einzuge Suwaroff's in Warschau. Sehr interessant ist (S. 199) des russischen Obergenerals kraftvolle, umsichtige Disposition zum Angriffe auf Praga. Uneinigkeit unter den Machthabern führte auch damals, wie kürzlich, den Fall von Warschau herbey. Bey mehreren Puncten ist *Chodzko's* neueres Werk: *Histoire des légions polonaises* von dem Bearbeiter benutzt. Der ganze Artikel ist sehr belehrend, und giebt wegen der neuesten Ereignisse vielfachen Stoff zu Vergleichungen.

V. *Ueber militärische Selbstbildung*, von *Heller*, Lieutenant im k. k. Geniecorps. 2tes Heft. S. 145—161. 3tes Heft. S. 227—250. Der Vf. dieses interessanten Aufsatzes erörtert die wichtigen Fragen: wie es möglich werde, den strengen Foderungen, welche die heutige Zeit an Ober-Officiere mache, nach ihrem vollen Umfange zu genügen; und zerlegt diese in die drey Hauptfragen: 1) Welche Gegenstände soll der Officier zuerst beym Selbststudium, und nach welcher Methode soll er sie vornehmen? — 2) Welches sind die vorhandenen Quellen und die zuverlässigsten Quellen für jedes einzelne Fach? — 3) Wie findet man solche, und auf welche Art müssen sie beym Selbststudium benutzt werden? Diese Fragen sind mit Einsicht beantwortet, und zeugen von den Kenntnissen des Verfassers, der über seinen Stand nachgedacht hat, auf vortheilhafte Art, was theilweise schon daraus hervorgeht, dass der ganze Aufsatz selbst von dem französischen militärischen Publicum gewürdigt und in einem der letzten Hefte des *Spectateur militaire* wörtlich übersetzt worden ist, — eine Anerkennung, die deutschen Arbeiten, wie bekannt, nur selten zu Theil wird.

VI. *Der Feldzug der Russen* 1829 *in die Türkey*, nach dem Englischen frey bearbeitet von *J. B. Schels.* 3tes Heft. S. 276—305. Diese Skizze erfoderte, wenn sie von wahrem Nutzen für den Leser seyn soll, eine Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes, oder doch die Angabe einer bereits vorhandenen brauchbaren. Es kann nicht oft genug dem jungen Theile der Officiere wiederholt werden, dass das Studium irgend eines Abschnittes der Kriegsgeschichte nur dann gute Früchte tragen kann, wann kein Schritt ohne Karte gemacht wird. Das Treffen von Eski Arnaultar wird ein Sieg des Generals *Roth* genannt, und doch geht aus der ganzen Darstellung hervor, dass die Russen an diesem Tage mit beträchtlichem Verluste geschlagen wurden.

VII. *Originaldenkschrift des Feldmarschalls Prinz Coburg über den Operationsplan des Feldzugs* 1794, vorgelegt und angenommen im Kriegsrathe zu Brüssel am [illegible] Febr. 1794. — Nebst Betrachtungen darüber. 4tes Heft. S. 1—59. So dankenswerth die Mittheilung dieses authentischen Operationsplanes zum Behufe der eigentlichen Kriegsgeschichtschreibung auch ist, so erscheinen dennoch die daran geknüpften Betrachtungen noch bey Weitem interessanter, weil sie, wer immer auch ihr Vf. seyn mag, ein strategisches Urtheil beurkunden, wie wir es selten in neuen Schriften ähnlicher Art gefunden haben. Die Combinationen, welche in diesen Betrachtungen entwickelt und erörtert sind, werden bey jedem künftigen Krieg Deutschlandes gegen Frankreich von hohem Werthe seyn; besonders wahr ist, was S. 49 über den Werth allzuweit im Voraus bezeichneter Operationsplane gesagt ist, bey welchen häufig mit Grössen gerechnet wird, wovon oft nur eine sich zu verändern braucht, um die ganze Rechnung über den Haufen zu werfen. Diese Wahrheit enthält denn auch die kürzeste Kritik des Operationsplanes des Prinzen von Coburg, so dass es überflüssig erscheint, etwas Weiteres darüber zu sagen.

VIII. *Ueber die Verwendung der grossen Geschützreserve in den Schlachten.* (Ein Fragment aus einem ungedruckten Artilleriewerke.) 5tes Heft. S. 158—166. Die hier aufgestellten Grundsätze zeugen von einer gesunden Ansicht und von Kriegserfahrung; sie sind die aller ausgezeichneteren neueren Heerführer, und Rec. hat nicht Einen gefunden, den er, selbst Artillerist — nicht zu unterschreiben bereit wäre. Eine Frage, die vielleicht noch zeitig genug vor Herausgabe des ganzen gewiss sehr schätzbaren Werkes kommt, sey jedoch hier erlaubt: Warum hat der Vf. seine Sätze nicht durch Beyspiele aus der neueren Kriegsgeschichte unumstösslich belegt, da doch gerade diese hiezu so reichen Stoff bietet, und sie die aufgestellten Wahrheiten nur in ein um so grösseres Licht gesetzt haben würde?

IX. *Geschichte des Feldzugs* 1788 *der k. k. Hauptarmee gegen die Türken.* Aus österreichischen Originalquellen, von dem k. k. Premier-Rittmeister Ritter *Thielen*. 5tes Heft. S. 167 bis 11tes Heft. S. 166. Dieser Feldzug ist mit grosser Ausführlichkeit beschrieben, und liefert einen dankenswerthen Beytrag zur Geschichte der Türkenkriege. Zu bedauern ist, dass er nicht reicher an grossen Unternehmungen war. Auch geht der Vf. zuweilen in zu grosses Detail, wie denn z. B. die Wegnahme von Schabacz, wobey die Oesterreicher 14 Mann verloren, 18 Seiten füllt. Die schönste Jahreszeit wird in Unthätigkeit hingebracht; einzelne glänzende Waffenthaten, wie z. B. die Vertheidigung der Veteranischen Höhle durch die Oesterreicher gegen einen zehnfach überlegenen Feind, am 10ten August, die heldenmüthige Aufopferung des Hauptmanns Menrad Geppert mit 100 Freywilligen vom Inf. Regimente Terzy zur Deckung des Rückzuges des Wartenslebenschen Corps, am 29ten August, u. a. geben Zeugniss von dem trefflichen Geiste, der das kaiserliche Heer zu jener Zeit beseelte.

X. *Der Feldzug des 3ten deutschen Armeecorps*

in Flandern, im Jahre 1814. Versuch eines Beytrags zur allgemeinen Kriegsgeschichte der Alliirten. 5tes Heft. S. 186—214. 6tes Heft. S. 310—322. 7tes Heft S. 19—38. Durch diesen Beytrag wird eine Lücke in der Geschichte des Jahres 1814 ausgefüllt. Das 3te Armeecorps unter dem Befehle des Herzogs von Weimar, obwohl zu der passiven Rolle eines Beobachtungsheeres bestimmt, griff dennoch auf so vielfache Weise in die Operationen in Belgien ein, dass eine zusammenhängende Uebersicht seiner Verwendung dem künftigen Geschichtschreiber um so mehr von Nutzen seyn muss, als die hier mitgetheilte von einem aufmerksamen und wohl unterrichteten Augenzeugen herrührt. Glanzpuncte unter den Unternehmungen des 3ten Armeecorps sind die Beschiessung von Maubeuge, obgleich mit zu geringen Mitteln unternommen, und das Gefecht bey Koorweghem, das, obwohl es unglücklich ausfiel, dennoch den Truppen zur Ehre gereichte.

VI. *Bemerkungen bey Lesung von Jommini's Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre.* 1831, vom Major *von Prokesch.* 6tes Heft. S. 269—309. Eine inhaltschwere, geistreiche Recension des bekannten Werkes von *Jommini,* die, indem sie diesem volle Gerechtigkeit widerfahren läfst, eine Fülle eigener Gedanken, belegt aus der Kriegsgeschichte von Europa und Asien, entwickelt. Den gewichtigsten Einwurf macht Hr. *v. Prokesch* dem General *Jommini* damit, dass dieser die Lehre von den Reserven gänzlich übergangen hat, und über die Mittel, Schlachten abzubrechen, gleichfalls schweigt. Schade, dass Hr. *v. P.* sich selbst nicht weiter über diese beiden wichtigen Gegenstände ausgesprochen hat.

XIII. *Betrachtungen über die Wirkungen des Feldgeschützes.* 8tes Heft. S. 169. Dieser Aufsatz, obwohl etwas flüchtig behandelt, ist dennoch erstens wegen der darin entwickelten Grundsätze, zweytens weil er über manche Einrichtung der österreichischen Artillerie Licht verbreitet, nicht ohne Interesse. Mehr für ein allgemeines Publicum berechnet, behandelt er die aufgestellten Fragen etwas *cavallièrement,* und kann daher den wissenschaftlichen Artilleristen um so weniger interessiren, als er weder etwas Neues enthält, noch das Alte auf neue Weise beleuchtet.

XIV. *Einzelnes über leichtes Fussvolk.* Von *J. M. Guggenberger,* Oberlieutenant im k. k. Jägerregimente Kaiser. 9tes Heft. S. 321—332. 10tes Heft. S. 49—57. Der Vf. betrachtet in diesem kurzen Aufsatze die vier Hauptgegenstände: 1) Zusammensetzung des leichten Fussvolks. 2) Kleidung. 3) Bewaffnung und Ausrüstung. 4) Waffen- und Kriegs-Uebungen, wobey er vorzugsweise die k. k. leichten Truppen im Auge hat. Manche Vorschläge, z. B. S. 330 über die Einrichtung und Vertheilung des Kochgeschirrs, sind zweckmäfsig. Rec. wundert sich jedoch mit Recht, dass im k. k. Heere den dort erwähnten Uebelständen nicht schon längst, wie in anderen Heeren, abgeholfen ist.

XV. *Considérations sur les grandes opérations, les Batailles et les Combats de la Campagne de 1812 en Russie, par le Colonel N. Okuneff.* (Paris 1829.) 8tes Heft. S. 210—226. 9tes Heft. S. 343—358. Ist mehr ein Auszug, als eine Beurtheilung des bekannten, sehr verdienstlichen Werkes, das, den Blick stets auf das Grofse gerichtet, eine bis jetzt noch fehlende strategische Geschichte dieses denkwürdigen Feldzuges giebt, und mit eben so grosser Sachkenntniss als Unparteylichkeit geschrieben ist. Besonders interessant ist die Einleitung, welche strategische Betrachtungen über den Kriegsschauplatz enthält.

XVI. *Ideentaktik der Reiterey.* Von dem General Grafen *von Bismark.* 10tes Heft. S. 71—92. Gleichfalls nur ein Auszug aus diesem letzten selbstständigen Werke des genialen Reitergenerals, ohne alle Bemerkungen, wohl aber den vollen Werth des Werkes anerkennend.

XVII. *Skizze des Feldzugs* 1795 *am Rheine,* bis zu dem Uebergange der Franzosen bey Urdingen im September. Nach österreichischem Originalquellen bearbeitet von *J. B. Schels,* k. k. Major. 11tes Heft. S. 167—200. 12tes Heft. S. 223—250. Diese Skizze, wenn gleich nur Einleitung zu den späteren, wichtigeren Ereignissen von Jourdans Rheinübergang an, ist dennoch zur Berichtigung älterer Werke, sowie für den künftigen Geschichtsschreiber, schon darum von besonderem Interesse, weil in keinem der bis jetzt bekannten Werke die Streitkräfte der kaiserlichen und der Reichs-Armee mit dieser Zuverlässigkeit angegeben, und ihre Eintheilung in den verschiedenen Perioden mitgetheilt ist. Nach diesen Angaben ist *Jommini* und der Revolutionskrieg von *Viennet* zu berichtigen, und selbst den Memoiren *St. Cyrs* werden einige Unrichtigkeiten nachgewiesen. Die wichtigen Ereignisse vor Mainz können erst jetzt, nach der Bekanntmachung dieses Aufsatzes, in ihrem wahren Zusammenhange beschrieben werden.

XVIII. *Die zweyte Einschliessung Mantuas im August* 1796, und gleichzeitige Ereignisse bey dem k. k. Heere unter dem Feldmarschall Grafen *Wurmser* in Tyrol und Vorarlberg. Nach österreichischem Originalquellen. Von *J. B. Schels.* 12tes Heft. S. 251—295. Was wir so eben an dem vorigen Aufsatze zu rühmen hatten, gilt auch in vollem Masse von diesem. Hier werden zugleich Bonapartes Angaben in den Berichten an das Directorium in Betreff der Zahlen berichtigt. Immerhin bleibt aber auch diese Beschreibung der zweyten Einschliessung Mantuas nur Bruchstück, so lange nicht eine selbstständige Arbeit, an der niemand mehr befähigt ist, als Hr. *v. Schels,* Mantuas Schicksale während des denkwürdigen Feldzugs 1796 bis 1797 in fortlaufender Darstellung umfasst.

Diess der reiche Inhalt des Jahrganges 1831 einer Zeitschrift, welche nicht aufhört, die gediegensten und wichtigsten Beyträge zur Geschichte des Krieges zu liefern, und durch ihren richtigen, besonnenen Ton in allen Heeren sich immer mehr Anhänger zu erwerben.

—s—.

JUGENDSCHRIFTEN.

Berlin, b. Amelang: *Römersinn und Römerthat.* Erzählungen für die Jugend aus der alten Ge-

schichte. Von Dr. Severin Ewald. 1830. XII u. 500 S. 8. Mit einem in Kupfer gestochenen Titel mit Vignette und einem Titelkupfer. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der allgemeine Zweck dieser Jugendschrift, heisst es in der Vorrede, ist zwar, durch belehrende Unterhaltung nützlich zu werden, der besondere aber, solche jugendliche Leser, welche einst wissenschaftlich gebildet werden sollen, auf den ernsten Unterricht in der Geschichte vorzubereiten, solche aber, bey denen jene Bestimmung nicht vorwaltet, mit derselben in so weit bekannt zu machen, als es zu ihrer allgemeinen Bildung nöthig ist. — Wie *Beckers* Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend solchen Zweck hinsichtlich der griechischen Geschichte haben, so vorliegendes Werk in Beziehung auf die römische.

Was den Inhalt betrifft, so hat der Vf., bevor er einzelne Facta und Lebensbeschreibungen schilderte, eine einfache und bündige Erzählung der römischen Geschichte überhaupt vorausgehen lassen, einmal um das Gebiet derselben besser übersehen zu lassen, dann aber auch, um möglichst Wiederholungen zu vermeiden. Uebrigens beschränken sich die einzelnen Erzählungen nicht bloss auf einzelne Begebenheiten oder Charakterschilderungen, sondern es sind in denselben auch Beschreibungen der alten Stadt Rom, ihrer merkwürdigen Gebäude, Schilderungen der römischen Sitten und Gebräuche, Staatseinrichtungen u. s. w. enthalten. — Die Genauigkeit der historischen Angaben, namentlich in Betreff der Zeitrechnung, hat der Vf. sorglich beobachtet, und nur in seltenen Fällen die Strenge der Geschichte da gelindert, wo es darauf ankam, in Berücksichtigung des Eindrucks auf die Jugend, irgend eine Härte in einem aufgestellten Charaktergemälde zu mildern, eine Pflicht, die allerdings einem Jugendschriftsteller obliegt. Damit ist aber nicht gesagt, dass die Wahrheit habe der Ausschmückung nachstehen müssen.

Was die Ausführung betrifft, so hat der Vf. in der Person eines Onkels den Erzähler, in dessen Neffen und Nichten die Zuhörer dargestellt, und die gesprächsweise Unterhaltung Anfangs lebhafter geführt, dann aber nach und nach so abgekürzt, dass die geschichtliche Darstellung weniger durch Fragen unterbrochen wird. Er verwahrt sich aber besonders hinsichtlich der Kritik, indem er S. 7 den Oheim sagen läfst: „Ich will euch von ihnen (den Römern) und ihrer Hauptstadt Rom das Wichtigste erzählen; aber wohlgemerkt, nicht wie ein hochgelahrter Professor, sondern schlicht und einfach „— Ich bezwecke nur Eure lehrreiche Unterhaltung, nicht Euren ernsten Unterricht, und wiederhole diess hiemit, damit ihr es wohl beherziget!" Das haben wir denn gethan, und dürfen dem Vf. zum Lobe nachsagen, dass er in dieser Beziehung allerdings seinen Zweck erreicht hat. Der Stil ist der Sache angemessen, und den Thatsachen angepasst, so dass er auf der einen Seite einfach Einfaches erzählt, dann aber auch wieder mit begeisterter Rede Grossartiges, Hochherziges schildert. Dabey sind die Klippen sorgfältig vermieden, deren die römische Geschichte so manche bietet, und an denen die Jugend wohl scheitern könnte, wie z. B. die Schmach und der Tod der Lucretia u. s. w., so dass diess Buch als Lectüre für die Jugend wahrhaft empfohlen werden kann. Einzelne kleine Fehler in der Diction wollen wir nicht rügen, sie sind leicht zu übersehen.

Ein zweckmässiges Register macht das Buch auch zum Nachschlagen einzelner Gegenstände brauchbar.

Zur Empfehlung dient auch das Aeussere des Werkes, das weisse Papier, der gute Druck und die Kupfer, gezeichnet von *Wolf*, gestochen von *Lehmann*. Die Titelvignette stellt Sulla im Hause des Marius vor, das Titelkupfer Scipio, wie er Allucius mit dessen, von ihm gefangener Braut vereinigt. Nur erscheint Scipio hier etwas riesenmässig, namentlich ist die Hand verzeichnet, und die Braut zu sehr als Kind gehalten. Doch werden diese Fehler die jugendlichen Leser in der Auffassung des Bildes nicht stören.

— o —.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, in der Vereinsbuchhandlung: *Berliner Musen-Almanach für* 1831. Herausgegeben von *Moritz Veit*. Mit dem Bildniss des Walther von der Vogelweide. 1831. 354 S. 16. (1 Rthlr. 12 gr.)

Keine Ephemere, die schneller vergessen ist, als Zeit zu ihrer Anzeige gewonnen wurde. Vielmehr enthalten sie der werthvollen, den Jahren trotzenden Gedichte viele, werth der Nachbarschaft der voranstehenden, zwey Festgedichten von *Goethe*. Schwache wässerige Reimereyen sind nicht namhaft zu machen, desto mehr gelungene, und grosse Mannichfaltigkeit.

Stammbuchblätter von *Achim v. Arnim*, sind fröhlich, ohne lange Umschweife den Nagel auf den Kopf treffend, und wo es gilt, warm empfunden. *Adalbert v. Chamisso* wählt sich ernste, beynahe grässliche Gegenstände, die er ohne Manier, ohne Liebäugeln mit dem widerlich Schauderhaften, — mit tragischer Kraft zu seiner Leyer singt. Sinngedichte von *Franz Horn*, führen den Namen in der That, und das will was bedeuten. — Die Lieder von *Karoline*, die man versucht ist, einem Karl beyzumessen, tönen feurig, voll lebendigen Geistes und tiefer Empfindung. Witz, Humor, Scharfsinn trifft man immer bey dem Namen *Ludwig Robert*, so auch hier bey Bruchstücken aus einem Skizzenbuche. *Leopold Schefer* führt uns nach Griechenland, und läfst diessmal das Veranschaulichende dem Beschaulichen obliegen. *Gustav Schwab* steuerte leider nur ein Gedicht, in Balladenform; das sichtliche Eingreifen des Himmels, der den Meineidigen durch einen Blitzstrahl tödtete, bald als er frech ihn herausfoderte, ihn zu strafen, wenn er schuldig sey, ist erschütternd, Nachdenken erweckend. *Heinrich Stieglitz* und *Moritz Veit* spendeten feierliche, tragisch gefühlvolle Anklänge, die ins Herz dringen, und den Geist erheben. Die Gaben der übrigen sind nicht verwerflich, nur nicht alle so bedeutend wie die der genannten.

Die treffliche typographische Ausstattung gereicht der Verlagshandlung zur Ehre. Vor allen sind die überaus saubern Vignetten zu rühmen, die Alles ausführen, was die Holzschneidekunst zu leisten vermag.

F. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Neustadt a. d. O., b. Wagner: *Obscurus*, oder *Carriere und Geständnisse eines modernen Finsterlings*, in vertrauten Briefen, gewechselt zwischen einem Bewohner der Sonne und dem eines Nebelsternes. Herausgegeben von *Erich Haurenski* zu *Gard^r Ebré.* 1831. 218 S. gr. 8. (21 gr.)

In dem ersten Briefe des Sonnenpriesters Clarus an seinen Jugendfreund Obscurus wird der schriftstellerischen Thätigkeit *Dinters* mit Ruhm gedacht, aber auch der Verketzerung desselben. Dagegen will der Nebelsternpriester Obscurus nicht so unbedingt in jene Lobeserhebungen *Dinters* mit einstimmen, nimmt aber zugleich Anlass, zur Begründung dieses Urtheils seine eigene Carriere und Geständnisse beyzufügen. Er erzählt also, dass er (Obscurus) die Erde verlassen, und um ein recht zügelloses Leben zu führen, sich auf den Planeten Venus begeben habe. Aber die Furien seines Gewissens (da er Anderen Unschuld und Frieden geraubt) hätten ihn auf den Planeten Mars getrieben, wo er Soldat geworden und endlich Kriegscommissär. Aber auch hier hatte sich ihm nur ein ungeheures Feld zu Rohheiten, Betrügereyen und Unbarmherzigkeiten eröffnet, die ihn zuletzt zwangen, auf den Planeten Merkur zu fliehen. Handel und Wucher wurde fortan sein Abgott, der ihn selbst bis zum Meineide verleitete. Da er aber bey längerem Verweilen fürchten musste, gesteinigt zu werden, und weder auf den Planeten der Gelehrten (Pallas), noch auf den der Juno — wegen häuslicher Verhältnisse — noch auf den der Vesta, wegen unreiner Flammen im Innern, noch auf Jupiter, der in sein Gewissen hätte donnern können, noch auf Saturn und Uranus, aus ähnlichen moralischen Gründen, noch auf den Mond, wegen der daselbst garnisonirenden Truppen, ziehen wollte, so nahm er mit Zustimmung seines weiblichen Personals — Schwiegermutter, Frau, Töchter, Schwiegertöchter und anderen — den Weg nach dem Planeten Ceres, als dem eigentlichen Genuss-Planeten. Hier sucht er sein Gewissen durch ein geräuschvolles Jubelleben zu beschwichtigen, kommt aber dabey in seinen Vermögensumständen zurück, und beschliesst nun in die Secte der Finsterlinge überzutreten, um sich wieder zu erholen. Er geht zu dem Ende auf den fernen Nebelstern Hermopaga, welchen ihm einige vielvermögende Excellenzen und hohe Gnaden, in deren Karte er früher geblickt hatte, verriethen. Ein Foliant lehrte ihn, dass dieser Stern zwar sehr weit entlegen sey, aber auf einem so schlüpfrigen Pfade erreicht werde, dass die ganze Tour zwischen Frühstück und Abendessen vollendet werden könne. *Hermopaga* — von *Hermes* und *Pagus* (Dorf, Zunft) — ist so viel als *Selbstlerzunft*, deren Grundsatz heisst: *Stelle dich selbst dumm, und mache Andere dumm.* Leicht war es ihm, den Mitbewohnern der Hermopaga weiss zu machen, dass er *Briefe vom Himmel* bekomme, und den Superglauben zu befestigen, um so mehr, da auch die Sonne daselbst nicht stille steht, sondern sich nach den ächten orthodoxen Lehren drehet, und nur dann Halt macht, wann es ihr befohlen wird. Auf der Hermopaga befindet sich ein grosser kolossaler Scheffel, unter den man nur kriechen darf, um keinen Strahl der Sonne zu sehen; wer darunter geboren ist, weiss gar nicht, ob es je eine Sonne gegeben. Es heisst von ihm: *Extra modium nulla salus etc.* Der Oberscheffeldirector ist Vater, obgleich er nie Gatte gewesen u. s. w. Dieser Scheffel, der mit drey über einander stehenden ehernen Reifen umgeben ist, wodurch er einer dreyfachen Krone ähnlich sieht, wurde von Lynkeus durchbrochen, und in seinen Grundfesten erschüttert. Leider ahmen nun gewisse Lynkeusianer dem Scheffel nach, und erbauen kleine Scheffel (*Ecclesiolae*), und bilden eine lichtscheue Zwittersecte zwischen Scheffeliken und Lynkeusianern.

Obscurus fand es nun für gut, Priester zu werden. Ohne streng wissenschaftliche Bildung, ohne die erfoderlichen theologischen Kenntnisse, wusste er sich bloss durch Empfehlungen und durch die meisterhafte Durchführung der Rolle eines frommen Kopfhängers, und den Schein der *Erweckheit*, mit der es bis zum sogenannten *Durchbruche* gekommen, zu seinem Posten aufzuschwingen, und erhielt zugleich Anwartschaft auf das Priesterthum der Nacht — der höchsten Ehrenstufe — sobald die Sonne herabgezogen seyn würde. Wenn nämlich die Sonne in ihrem Fortschreiten keinen besonders merklichen Eifer mehr zeigt, so schreiten die Langarmigen, um der alten Nacht den Durchbruch zu erleichtern, mit gebieterischen Machtsprüchen ein, ferner nicht mehr zu leuchten, und dann greift Jung und Alt zu, um die Sonne vom Welttheater zu entfernen, weil man ihnen Pensionen, Gnadengehalte, einträgliche Aemter, Pfründen, Titel, Orden und Ehrenstellen verspricht.

Nachdem Obscurus wieder auf *Dinter* zurückgekommen, gesteht er, dass er in den Abweichungen der *Dinterschen* Erklärungen von den symbolischen Büchern auch nicht das mindeste Ketzerische und Gefährliche, Glauben und Sittlichkeit Untergrabende finde; dass der Grund der Anfeindungen von Seiten der Finsterlinge darin liege, weil er die Menschheit würdige als eine Familie von Kindern Gottes, wo Einer dem Anderen in den Augen des Allvaters gleich sey, ferner weil er den Höchsten selber als höchstes und erhabenstes Wesen darstelle, dann weil er einen Christus im Sinne des Christenthums und nicht ohne dasselbe predige, und endlich, weil er denen die Rechnung verderbe, die den Himmel gewinnen, aber den Lüsten der Erde doch auf keine Weise entsagen wollen.

Dieser Episode folgt die Fortsetzung der Carriere und Geständnisse. Obscurus war besonders thätig, Proselyten zu machen. Die leisen Trippler, die dicken, ins Kraut gewachsenen Phlegmas, die Classe der Handwerker und Professionisten, die das Gelesene nicht verdaut, und Missionäre liefert, die eitlen Gecken, die vielbedürfenden Verschwender und Schmeckmäuler, Religionslehrer und Prediger, die neidisch und missgünstig sind, die Leithammel, d. h. die Vorgesetzten, Präsidenten, Superintendenten u. s. w., die durch schön gebundene Erbauungsbücher, mit einem Kreuze oder Lämmlein auf dem Deckel, von Bruder Th. zu B. oder v. F. W. K. zu G. oder durch hübsche Vasen, mit goldnen Mohnköpfen verziert, gewonnen werden; schlecht besoldete Schulmeister, kenntnisschwache oder verdorbene Candidaten des Predigtamtes, die sogenannten Rechtlichen, welche die Aufklärung des Volkes als schädlich mit verschreyen helfen, die gnädigen Herrn, welche das Volk hübsch niederhalten, die Symboliker und modernen Romantiker, alte Buhldirnen, alte grosse Sünder, die nach dem Gewissenspflaster der Blut- und Versöhnungs-Lehre haschen, selbst Militärpersonen werden als Proselyten gewonnen und zwar letzte, weil sie die Grundfeste des Throns sind. Geschieht einmal der grosse Schlag, werden die weltlichen Throne umgestürzt, um den heiligen Stuhl für den Oberscheffeldirector auf allen Planeten aufzurichten, dann ist der Zweck alles mystischen Strebens erreicht.

Obscurus giebt nun die Zeichen an, woraus man schliessen könne, dass gewisse geheime, finstere Mächte diesen Zweck wirklich zur Absicht haben, und geht daher bis auf Polykletos zurück. Dieser machte die Fürsten beben, schonte selbst des Papstes nicht, und stürzte endlich selbst in das Verderben. Da nun die Fürsten besorgten, die Völker möchten für sie das werden, was früher Polykletos gewesen, nämlich Beschränker ihrer Freyheit und Unabhängigkeit, so benutzte der Scheffeldirector die Noth der Fürsten wegen der demagogischen Umtriebe, die er selbst um des eigenen Vortheils willen mit Hülfe seiner Trabanten veranstaltet hatte. Er flösste den Regenten wahres Misstrauen gegen die Völker ein, gab die Aufklärung als Quelle des Uebels an, brachte durch geheime Jesuiten unter die Lynkeusianer Uneinigkeit und Spaltung, um sie unter den Scheffel zu führen, und rügte, so oft ein vornehmer Lynkeusianer zum Besuche kam, diese Zwietracht, und wies auf die gemüthliche Ruhe unter dem Scheffel hin. Der Erfolg blieb nicht aus; die Verfinsterung wurde methodisch betrieben, aber schon bey dem Aufrufe gegen den Usurpator Polykletos durch den romantisch frömmelnden Ton der Schriftsteller und Journalisten vorbereitet. So gewinnt der Scheffeldirector stets mehr und mehr, da bereits die Mystiker und Scheffeliken eine und dieselbe Tendenz haben, indem sie jede Bibel verketzern, die mit Noten versehen ist, und sogar den Denkgläubigen rathen, die Lynkeusische Kirche zu verlassen, wodurch offenbar die Zwittersecte (Mystiker) völlig unter den Scheffel treten, die Starrköpfigen aber aufgerieben würden, wenn sie nicht ein Gleiches thäten.

Ausser diesen Geständnissen kommen noch folgende Gegenstände zur Sprache: Kennzeichen der Mystiker und ihre Aehnlichkeit mit den Juden, ihre Bibelverdrehung, ihre Anklagen gegen den jetzigen Schulunterricht, ihre Lieblingsbibelstellen, ihre Verketzerung Jesu, Tractätleinverbreitung, ihr Festhalten am Teufel (er ist ihr „Sündenbock“); von dem Hute mit dem Ringe als Vorläufer zum Cardinalshute; von dem Fibulismus; keckes Auftreten der Obscuranten in Schriften — *Krummacher* — Proben mystischer Poesie — über *de Valenti* — (S. 130—209) u. dergl.

Aus der bisherigen Entwickelung wird sich ergeben, dass diese Schrift vieles Beherzigenswerthe und Wahre (vorzüglich S. 48—55. S. 162—167), aber ausser gewagten Hypothesen — der Vf. sieht nämlich überall *absichtliche* Zurückführung in die katholische Kirche, wie z. B. bey der Berliner Agende u. dergl. — wenig Neues enthalte. Die Witzeleyen, welche darin spielen, sind nicht selten fad, und die geheimnissvolle Vermummung des Ganzen erscheint wie ein feiner Kunstgriff, um recht Effect zu machen. Auch ist der Ton der Darstellung bisweilen breit und weitschweifig und nicht frey von Wiederholungen. Daher dürfte diese Schrift wohl einer gewissen Classe von Lesern zusagen, die das Ausserordentliche lieben, aber zur Erweiterung des Reiches der Vernunft wird sie bey dem schneidenden Tone gegen Nichtrationalisten wohl wenig glänzende Eroberungen machen.

Sch.....r.

LEIPZIG: *Eilfter Jahresbericht des evangelischen Missionsvereins in Leipzig.* 1830. 68 S. 8.

Ein kurzer Vorbericht, von dem Vorsteher des Leipziger Missionsvereins, dem unlängst verstorbenen D. *Tittmann*, abgefasst, der in kräftigen Worten die gerechte Freude über den guten Fortgang der Missionssache ausspricht, und auf die unlauteren Quellen hinweist, aus denen in der neuesten Zeit so manches ungerechte Urtheil über den Werth und die Wirksamkeit der Missionen entsprungen ist, eröffnet diese in mehrerer Beziehung interessante Schrift. Specielle Materialien zur Widerlegung der wahrheitswidrigen Behauptungen des Weltumseglers *Otto von Kotzebue* über das in Australien durch die Missionen angeblich gestiftete

Unheil enthält N. II (von D. *Volkmann*), hauptsächlich aus *Ellis* polynesischen Forschungen 2 B. und aus dem Junius hefte 1830 des evangelischen *Magazine and missionary chronicle* p. 272 *ff.* Dass der sittliche Zustand in jenen Ländern unter dem Einflusse des christlichen Geistes wahre Fortschritte gethan, und mit ihm auch die äussere Cultur gewonnen hat, lässt sich bey so vielen übereinstimmenden Nachrichten gar nicht bezweifeln. Die darauf folgende Abtheilung S. 17—40 giebt eben so interessirende Notizen (von D. *Lindner*) über die Anzahl der Bekenner der verschiedenen Religionen auf der Erde, über die höchst beachtungswerthen Erfolge der Bibelgesellschaften, besonders der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft in London für die Ausbreitung des göttlichen Wortes (deren segensreiche Wirkungen besonders aus den §. 21—26 mitgetheilten Erzählungen hervorleuchten), und über das von Seiten der Missionsgesellschaften für die wahre Bildung der nichtchristlichen Völker in Afrika, Asien, Amerika, Australien, bisher höchst rühmlich Geleistete. Rec. theilt dabey vollkommen mit dem Vf. dieses Aufsatzes die Ueberzeugung (S. 38), dass man die Schuld des langsameren Fortschreitens der christlichen Religion in der *jetzigen* Heidenwelt nicht allein in den Missionaren selbst suchen dürfe, sondern die Verschiedenheit der Umstände auch erwägen müsse, indem die Apostel und ihre Gehülfen theils weit mehr, als unsere Missionare, *mit einer* gebildeten und das Bedürfniss einer richtigeren Erkenntniss göttlicher Dinge empfindenden Heidenwelt zu thun hatten, theils von einer Liebe des Christenthums durchdrungen waren, die in unserer Kirche gegenwärtig noch nicht wieder zu demselben Grade erwacht ist. Auch Rec. wünscht nichts lebhafter, als ein allgemeineres Wiedererwachen jener ursprünglichen christlichen Begeisterung, kann aber auch dabey die Ueberzeugung nicht bergen, das heilige Werk unserer Missionare werde erst dann noch glücklichere Fortschritte machen, wann man nicht mehr, wie es bisher in manchen Anstalten geschehen ist, nur darauf bedacht seyn wird, solche als Missionare auszusenden, die einer bestimmten dogmatischen Partey und Schule angehören. Eine helle und möglichst unbefangene Ansicht vom Geiste des Christenthums, welche den Lehrer in den Stand setzt, überall den rechten Punct zu treffen, wo die Verkündigung christlicher Wahrheit an die verschiedensten Denkarten der rohen heidnischen Völker am besten *angeknüpft* wird (mit der bewundernswürdigen Lehrerweisheit der Apostel, besonders *eines Paulus*), muss jene Begeisterung begleiten. Wohl zu beachten sind die (nach abgelegter Rechnung des Leipziger Missionsvereines auf das Jahr 1830) S. 48—68 folgenden Andeutungen des Hn. D. *Lindner* zur zweckmässigen Einrichtung eines evangelisch-protestantischen Missions-Seminarium. Eine doppelte Frage wird hier mit Recht unterschieden: 1) Welchen Lehrplan hat ein Missionsseminar zu befolgen, welches Zöglinge zu Missionaren bilden soll, denen bereits eine wissenschaftliche Bildung zu Theil geworden ist? Für solche wünscht der Vf. ein Missionsseminar, das mit der Universität verbunden, und von Professoren der Theologie verwaltet werde, und seinen Endzweck hauptsächlich erreiche durch allseitige und gründliche Fortbildung der Zöglinge in den Sprachen, unter den neueren besonders in der englischen, unter den älteren hauptsächlich in der hebräischen, durch Wiederholung und Fortbildung der theoretischen Theologie in einer zweckmässigen Stufenfolge, wodurch der künftige Missionar am besten in den Stand gesetzt werde, jedem Gegner des Christenthums, gemäss der Bildungsstufe eines jeden, mit siegenden Gründen der Wahrheit entgegenzutreten, endlich durch katechetische und homiletische Uebungen und praktische Theologie überhaupt. Rec. möchte noch hinzufügen: besondere Vorlesungen über die Geschichte des Missionswesens von der ersten Entstehung solcher Anstalten an bis auf die gegenwärtige Zeit, welche die verschiedenen Methoden, die man da oder dort gebraucht hat, um rohe Heiden für das Christenthum zu gewinnen, ganz unparteyisch würdigen, und eben sowohl die nachahmungswürdigen Beyspiele zur Ermunterung, als die häufig geschehenen Missgriffe zur Warnung, vorlegen müssten. 2) Welchen Unterrichtsplan hat ein Missionsseminar zu befolgen, wenn es Zöglinge bilden soll, welche noch keine wissenschaftliche Bildung erhalten haben? Hier verlangt der Vf. eine gründliche, grammatische, logische, philosophische Bildung in der *Muttersprache*, also in deutschen Seminarien in der *deutschen* (warum diese, als Grundlage der Bildung, für ausreichend, bey solchen Zöglingen, zu halten, nicht eine fremde Sprache zu wählen sey, erklärt der Vf. theils hier, theils weiter unten S. 64 f., aus der Natur der deutschen Sprache und psychologischen Gründen, welche uns jedoch nicht völlig überzeugt haben, dass ein *etwas erweitertes* Sprachstudium nicht auch für solche Zöglinge in mehrerer Hinsicht wünschenswerth bleibe, und sie eben durch diese Beschäftigung mit verschiedenen Sprachidiomen selbst fähiger und geschickter machen könne, sich dann mit grösserer Leichtigkeit in den fremden Sprachen der heidnischen Völker, unter denen sie lehren sollen, zu orientiren) — dann eine genaue schriftgemässe Erklärung der neutestamentlichen und alttestamentlichen Urkunden (wo bey dem ersten Vortrage vom N. T. zum A. T. rückwärts zu gehen, bey der Repetition aber der umgekehrte Weg zu wählen sey) — ferner allgemeine Religionengeschichte, um das Verhältniss aller anderen Religionen zum Christenthum recht zu verstehen, eine pragmatische christliche Kirchengeschichte, so vorzutragen, dass der Zögling über alles Secten- und Confessions-Wesen sich erheben, und das Leben und Treiben der Kirche ganz nach der reinen einfachen Lehre des Evangelium beurtheilen lernt, Dogmatik, mehr in der Form einer Dogmengeschichte, Symbolik, zuletzt praktische Theologie. Rec. möchte an die Stelle der Dogmatik vielmehr *die reine biblische Glaubens- und Sitten-Lehre* (die letzte vermisst man in dem hier mitgetheilten Studienplan) setzen, verbunden mit historischen Nachweisungen über die Geschichte einzelner Lehren, so weit sie für Zöglinge dieser Art wichtig und brauchbar sind. Zu den Hülfswissenschaften rechnet der Vf. besonders die englische Sprache, die

Technik und Gewerbfertigkeit, eine gewisse Kenntniss der Medicin und Chirurgie.

Rec. beschliesst diese Anzeige mit dem lebhaften Wunsch, dass dieser im Ganzen sehr zweckmässig entworfene Plan auch liberale und rüstige Hände zur Ausführung finden, und der ehrwürdige Leipziger Missions-Verein eines ungehinderten und segensreichen Fortganges sich immer erfreuen möge!

D. Sch.

Sct. Gallen, b. Wegelin u. Wartmann: *Verdienstvolle Männer der Stadt Sct. Gallen*, in Bildnissen und kurzen Lebensnachrichten. Ein Taschenbüchlein von *J. J. Bernet*. 1830. VIII u. 142 S. 12. (12 gr.)

Sct. Gallen war von Jeher wegen seiner Gelehrten und Kaufherren berühmt. Jeder der 12 Biographirten erhielt auch sein Bildniss mit Bemerkungen, woher es genommen ist. I. *Christoph Schappeler* (*Sertorius*), geb. 1472 gest. 25 Aug. 1551, ein etwas excentrischer und unruhiger Kirchenreformator in St. Gallen und Memmingen. II. *Hieronymus Scharff*, geb. 1480 gest. 6 Jan. 1554, ein Rechtsgelehrter in Tübingen, Wittenberg und Frankfurt an der Oder, Luthers warmer Freund, der einen Sitz im kaiserlichen Kammergericht ausschlug. III. *Joachim von Watt* (*Vadianus*), geb. 1484 den 31 Dec., studirte in Wien, und war Rector der dortigen Universität, auch kaiserlicher Staatsrath, 1518 kehrte er als Arzt nach Sct. Gallen zurück, ein bedächtiger Reformator und ein in auswärtigen Angelegenheiten oft beschäftigter Bürgermeister Sct. Gallens. IV. *Johannes Kessler* (*Ahenarius*), geb. 1502, studirte in Wittenberg, wurde in seiner Vaterstadt erst Sattler, hernach Prediger der Reformation, und ein sehr würdiger Professor des Gymnasium, gest. 14 März 1574. V. *Melchior Reiner*, geb. 1565, der nach Ungarn wanderte, sich als Patriot bewies, mit mehreren Sultanen bekannt war, und vom Kaiser Matthias in den ungarischen Adelstand erhoben wurde. VI. *Sebastian Schobinger*, geb. 1579 den 10 Apr., erst Leibarzt des Kaisers Matthias, nachher in der Vaterstadt Stadtarzt, berühmt als Friedensvermittler und Diplomat, gest. 1652 den 10 Jan. VII. *Joh. Jacob Scherrer*, geb. 5 Oct. 1653, Kirchen- und Schul-Lehrer, Mathematiker, Krieger und Polygraph, gest. 1733. VIII. *Christoph v. Hochreutiner*, geb. 1662 den 22 Aug., gest. 1742, ein Rechtsgelehrter von ausgezeichnetem Verdienst, preussischer Hofrath und von diesem Hofe geadelt. IX. *Jacob Wegelin*, geb. 1721 den 19 Jun., Prediger, starb als Professor an der Ritterakademie in Berlin. Der grosse Friedrich schätzte ihn, aber seine historischen Werke fanden wegen trocknen Stils wenige Leser. Er starb den 7 Sept. 1791. X. *Geo. Joachim Zollikofer*, geb. den 5 Aug. 1730, wurde Prediger der reformirten Kirche in Leipzig und einer der berühmtesten Kanzelredner und freysinnigen Theologen seiner Zeit, gest. den 25 Jan. 1788. XI. *Adrian Zingg*, geb. den 16 Apr. 1734, Professor an der Dresdener Kunstakademie, dessen Zeichnungen sehr geschätzt wurden, er starb 1816 den 26 Mai. XII. *Christoph Girtanner*, geb. 7 Decbr. 1760, als Arzt besonders wegen seines Werks über die Lustseuche und als politischer Schriftsteller, Reisebeschreiber, Chemiker u. s. w. berühmt. Er lebte und starb in Göttingen den 10 Mai 1810, mit grossem Ruf auch im Auslande.

R.

Berlin, b. Schlesinger: *Feuerlöschanstalten in Paris und Mailand im Vergleiche mit den unseren.* Ein Wort zur Beherzigung für Behörde und Bürgerschaft, von Dr. *Moritz Meyer*, Hauptmann beym kön. Kriegsministerium. Mit zwey Steindrücken. 1832. 8. (10 gr.)

Der Vf. empfiehlt, die Pariser und Mailänder Löschanstalten in Berlin einzuführen, und scheint die Hamburger gar nicht zu kennen, denen der brave *Repsold* vorstand, welchem die Franzosen in der Occupationszeit Hamburgs eine höhere Gewandtheit als bey der Pariser Direction einräumten, der aber ehrenvoll in seinem Berufe den Tod fand. Das Pariser Corps zählt 616 Köpfe, das Mailänder 2 Officiere, 4 Unterofficiere und 63 Gemeine. Die Officiere rangiren in der Armee, und werden entweder aus dieser oder aus den Unterofficieren des Corps genommen, und die Gemeinen aus der Armee oder aus Freywilligen, welche zwey Jahre vorher ein in diess Fach schlagendes Handwerk getrieben haben müssen. Für ihre Versorgung im Fall einer Verstümmelung ist durch einen aus Gehaltsabzügen gebildeten Fonds gesorgt. Die Wittwen und Waisen derer, welche verunglücken, haben gleiche Rechte mit denen der vor dem Feinde gebliebenen Soldaten. Sie sind gut gekleidet und kasernirt mit 7 Rthlr. Gehalt monatlich, werden täglich eingeübt, und halten monatlich grosse Uebung vor dem Publicum in Mailand, welche ein Bild darstellt. Darauf lässt der Vf. Vorschläge für Berlin folgen, nach welchen dort 150 Mann erfoderlich wären, die mit Kasernirung, Utensilien u. s. w. höchstens jährlich 24,000 Rthlr. kosten könnten.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 2.

GESCHICHTE.

1) Basel, b. Schweighäuſer: *Erzählungen aus der Schweizergeſchichte nach den Chroniken*, von *Rudolf Hanhart*. Erſter Theil. 1829. XVI u. 375 S. Zweyter Theil. 1829. VIII u. 522 S. Dritter Theil. X u. 460 S. 8. (4 Rthlr. 6 gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Abriſs der Schweizergeſchichte zum Schulgebrauch*, von *Rud. Hanhart*. 1830. IV u. 196 S. 8. (15 gr.)

Gewöhnlich, wenn man die Jugend in das Gebiet der Geſchichte einführt, ſey es nun, daſs man mit der beſonderen des Heimathlandes oder gar mit der allgemeinen anhebe, beginnt man mit einer Ueberſicht (denn viel mehr läſst ſich auf Schulen, wo dem Geſchichts-Unterricht immer nur ein kleiner Theil der Stundenzahl zugewieſen werden kann, nicht geben), in welcher Namen und Jahrzahlen ein Bedeutendes an Zeit zum voraus wegnehmen, und der Lehrer deſshalb nur bey den wichtigſten Ereigniſſen etwas länger verweilen, nur die ausgezeichnetſten Männer mehrſeitig herausheben kann. Und doch ſind es dieſe vornehmlich, welche die jugendliche Aufmerkſamkeit feſſeln, und auf Geiſt und Herz bildend einwirken. Ein Geſchichtsunterricht, welcher anfangs weniger auf die Verbindung der Begebenheiten unter einander, noch minder auf die verborgenen Beweggründe der Handlungen, hingegen mehr auf eine ins Einzelne gehende Darſtellung der hervorragenden Perſonen und derjenigen Ereigniſſe, welche gleichſam die Strebepfeiler der Geſchichte bilden, Rückſicht nähme, würde an dem jugendlichen Auge gleichſam eine Reihe plaſtiſcher Bilder vorüberführen, während die oben angedeutete Weiſe mehr die Skizze eines Gemäldes giebt. Hätten ſich dieſe Geſtalten der inneren Anſchauung klar eingeprägt, ſo würde nachmals die Verbindung zu einem Ganzen durch die minder bedeutenden Mittelglieder weit leichter werden, die Ueberſicht feſter ſich einprägen, das Ganze zu einem deſto lebendigeren Geſammtbild ſich geſtalten. Von dieſen oder ähnlichen Ideen ſcheint der Sammler dieſer Erzählungen als erfahrener Schulmann ausgegangen zu ſeyn. Zwar fehlt es bey den vielen Formen, in welchen die Schweizergeſchichte bearbeitet worden iſt, auch nicht an ſolchen Verſuchen. Schon von den Züricheriſchen Neujahrsblättern, deren einige bald ſeit einem Jahrhundert beſtehen, haben einige ausſchlieſslich den Zweck, einzelne Züge aus der Geſchichte oder einzelne Männer für die Jugend herauszuheben; ſpäter ſind beſondere Sammlungen in dieſem Sinne veranſtaltet worden, in allen aber iſt entweder die Darſtellung ganz moderniſirt, oder die Geſchichte mit einem Brey von Nutzanwendungen übergoſſen, wovor der Jugend gewöhnlich ekelt. Der Vf. ſchlug einen anderen, dem Zwecke entſprechenderen Pfad ein. Er ſammelte dieſe Erzählungen aus den Chroniken, woran das Schweizervolk einen reicheren Schatz beſitzt, als jedes andere; und nicht der Stoff allein war es, worauf er ſein Augenmerk richtete, ſondern mit zarter Sorgfalt bewahrte er auch die Darſtellungsweiſe und Sprache der Chroniken, die ſo reich iſt an den mannichfaltigſten Gedankenformen und ſo anmuthig durch ihre bildlichen Ausdrücke, und erlaubte ſich hiebey keine anderen Veränderungen, als daſs er etwa einen Ausdruck, der nicht mehr allgemein verſtändlich, oder eine Wortform, die nicht mehr ganz gebräuchlich iſt, mit bekannteren vertauſchte. Noch hatte er dabey einen anderen Zweck: dieſe Chroniken, deren die wenigſten in den Händen des Volks, viele noch nicht einmal gedruckt ſind, wenigſtens durch die Auswahl des Anziehendſten aus denſelben allgemeiner bekannt, und ſeine Sammlung zu einem Volksbuch für Alt und Jung zu machen. — Daſſelbe beginnt mit einer treuen Ueberſetzung alles deſſen, was Cäſar über das Unglück der Helvetier erzählt. Von da eilt es über die Zeiten der Römer und der Völkerwanderung zu St. Fridolins, Gallus und Columbans Ankunft auf wenigen Blättern hinweg. Da Hr. *H.*, wo die Chroniſten nicht genugſamen Stoff lieferten, auch die neueren Schriftſteller, *Müller*, *von Arx* (dieſen vorzüglich bey der umſtändlichen Schilderung des Lebens, der Wiſſenſchaft und der Kunſt im Kloſter St. Gallen, wozu derſelbe ſeine reichhaltigen Nachrichten mit groſsem Fleiſs aus den Urkunden ſchöpfte), *Hottinger*, *Puppikofer* u. A. benutzte: ſo hätte vielleicht der erſte unter den Genannten zu einer Schilderung des Zuſtandes der Schweiz während der römiſchen Herrſchaft beſſer ſollen berückſichtigt werden. Daſs Hr. *H.* aus *Rüxners* Turnierbuch die Beſchreibung des fabelhaften Turniers zu Zürich im Jahr 1165 aufnahm, kann ihm wohl von niemand, der ſeine Abſicht ins Auge faſst, verargt werden; es gilt ja hier nicht eine geſchichtliche Thatſache, ſondern der Jugend ein lebendiges Bild jener

glänzenden Ritterspiele des Mittelalters entgegenzuhalten, und in dieser Beziehung dürfen wir die Erzählung, wenn sie auch etwas im Ideelle gehalten seyn mag, als eine geschichtliche nehmen. Dass ein grosser Theil des ersten Bandes der Erzählung der frommen Stiftungen in der Schweiz eingeräumt ist, verdient mit Recht Beyfall; mag jeder über dieselben denken, wie er will, eins kann doch nicht in Abrede gestellt werden: dass sie die Jugend lehren, nicht vergänglicher Reichthum und niedrige Selbstsucht dürfe die Menschen beherrschen, sondern durch einen höheren Sinn für fromme und gemeinnützige Zwecke hätten sich zu jenen Zeiten die Edelsten ausgezeichnet; mag nun die Richtung dieses Sinnes verschieden seyn, mögen die Zwecke wechseln, das Wesen desselben wird durch alle Jahrhunderte das gleiche bleiben. Solchen Sinn zu erhalten, ist Pflicht, ihn aufzufrischen, ein Bedürfniss für unsere Zeit.

Der erste Band enthält in 91 Erzählungen das Denkwürdige aus der Geschichte der schweizerischen Landschaften und ihrer Bewohner bis zur Stiftung des eidgenössischen Bundes. Der zweyte Band sollte vorzüglich eine lebendige Anschauung des Helden-Zeitalters der Schweiz gewähren, so dass darin in 137 Abschnitten bis zum Klosterbruch von Rorschach vornehmlich die Bilder von Waffenthaten und Kriegshelden an der Jugend vorübergeführt werden, während der dritte Band in 92 Capiteln die Kraft der Schweizer für politische und religiöse Freyheit — den Schwabenkrieg (die italiänischen Feldzüge) und die durch die Reformation veranlassten Bewegungen aufführt. Der vierte Band, welcher bis auf die neuesten Zeiten gehen wird, soll nächstens erscheinen; vermuthlich wird dieser die im ersten Band für den dritten, dann im dritten für den „Geschichtsabriss“ versprochenen Angaben der Lebensverhältnisse der Chronikenschreiber nachliefern.

Kaum war der erste Band erschienen, so wurde dem Vf. die erfreuliche Anerkennung zu Theil, dass diese Erzählungen in der Cantonschule zu Trogen als Lesebuch eingeführt wurden, und er konnte die kurze Vorrede des dritten Bandes mit den Worten schliessen: „Ich freue mich besonders, dass ältere Personen, dass Greise, deren Herz noch immer warm für das Vaterland schlägt, an diesen Chronik-Auszügen ein sattsames Vergnügen gefunden.“ — Die äussere Ausstattung des Buches durch die Verlagshandlung verdient alles Lob.

No. 2 ist gleichsam die einigende Schnur, an welche die Erzählungen gleich einzelnen Perlen angereiht werden können. Was in diesen keine Stelle fand, z. B. die ältere Geschichte bis zum VII Jahrhundert, dann die Reformationsgeschichte, ist hier umständlicher behandelt. Da der Vf. nach dem Rath Sachkundiger die registerartige Kürze zu einem Schulbuch untauglich fand, entstand diese kurze Geschichte, in welcher er das Trockene eines blossen Abrisses geschickt zu vermeiden und durch einzelne hineingeflochtene Charakterzüge, kurze Aeusserungen der vorkommenden Personen, Schlagworte und sinnvolle Ausdrücke der Vergangenheit, der Uebersicht Leben und Farbe zu geben wusste, und sich dabey nicht als Compendien-, sondern als Geschicht-Schreiber bewährte. Bey jedem Abschnitt ist auf die Erzählungen hingewiesen, so dass der Lehrer nach seinem Ermessen die Jugend entweder zuerst mit diesen bekannt machen, und das bindende Cement erst nachher folgen lassen, oder mit der allgemeinen Uebersicht anfangen, und die Erzählungen an den geeigneten Stellen einschalten kann. Die angehängte chronologische Uebersicht der Begebenheiten kann zugleich als Register dienen. Den Geist, in welchem die Geschichte behandelt ist, deutet die kurze Vorrede an. „Der Geschichtschreiber, heisst es da, muss Partie ergreifen gegen jenen Unterdrückungsgeist, der seit dem *unglücklichen* (!) Tage von Stans (im J. 1481) bis auf 1798 („es folgte Todtenstille, welche bis 1798 nur durch einzelne Laute unterbrochen wurde“ S. 110) das Schweizervolk, welches in seiner Gesammtheit gegen Oesterreich und Burgund für die Freyheit geblutet, in Herren und Knechte geschieden hat.“

P. T.

Zürich, b. Orell, Füssly und Comp.: *Zum Andenken des Freyherrn Niklaus Franz Bachmann An-der-Letz*, General-Lieutenant in Diensten Sr. Allerchristlichsten Majestät u. s. w. Mit dem Bildniss des Verstorbenen. 1831. 80 S. gr. 8.

Es thut wohl, im Gewirre einer alles zerwühlenden, durch gehaltlose Doctrinen im Bunde mit frecher Selbstsucht das Erbe der Väter, die göttliche Ordnung der Dinge, die gesammte gesellschaftliche Verbindung zerstörenden Zeit, zurückzublicken auf einen der Edleren, aus dessen Leben Berufstreue, Biederkeit und Gottesfurcht als ein helles Dreygestirn uns entgegenglänzen. Ein solcher war der am 11 Febr. 1831 in beynahe vollendetem 91sten Lebensjahr verstorbene General *Bachmann*, zu Näfels im Canton Glarus, von dem diese gehaltvolle Schrift uns ein treues und heiteres Abbild giebt, und in welchem eine lange Reihe durch Kriegsthaten ausgezeichneter, sowohl väterlicher als mütterlicher Ahnen sich schliesst. — Schon im zarten Knabenalter erhielt er mit seinem älteren Bruder eine seinem Geschlecht vorbehaltene Compagnie in einem Schweizerregiment in französischen Diensten. Nachdem er bis in sein 16tes Jahr eine seinem Stande angemessene Bildung erhalten, trat er mit dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges in den Dienst. Schnell stieg er empor, bis er im Jahr 1782 Commandant des Regiments Salis-Samade wurde. Seine militärische Ausbildung, die er während des Friedens unausgesetzt anstrebte, hatte auf die Führung und Organisation dieses Regiments einen so erfolgreichen Einfluss, dass der König bey einer grossen Inspection im Lager von St. Omer dasselbe als das vorzüglichste im ganzen Heer anerkannte. Dieser Einfluss zeigte sich aber im schönsten Lichte bey dem Ausbruch der Revolution, während welcher das Regiment unter hartem, nicht selten gefährlichem Dienst Ordnung und Gehorsam, unter offenen Gefahren, wie bey heimlichen Schlichen revolutionärer Agenten, Anhänglichkeit an die Fahnen und Pflichttreue gegen das Königshaus bis in die Heimath bewahrte, und alle Be-

mühungen, Drohungen und Miſshandlungen zu einer Zeit, da ſeine Entlaſſung ſchon ausgeſprochen war, nur acht Mann zum Uebertritt zu der Jacobiner-Faction verleiten konnten. Nicht bloſs unter Kugelregen, ſondern in manchen ſchwierigeren Verhältniſſen, vor revolutionären Angeſtellten und unter Sancülotten-Horden glänzte *Bachmanns* unerſchütterlicher Muth, treue Hingebung an den unglücklichen Fürſten. Er hatte auf ſeine neuen Fahnen ſticken laſſen: *pro patria et liliis.* — *Cela ne veut il pas dire*, ſagte ein franzöſiſcher Oberſt zu ihm, *pour mon manoir et pour les ecus?* — *A peu près*, erwiederte *B.*, *mais mieux encore pour les Louis! Vous pourrez vous en convaincre.* — Kaum der Guillotine, welche ſeinen Bruder mordete, entronnen, öffnete ſich, ihm in Sardinien neue Gelegenheit, für die Sache, der er ſein Leben geweiht, zu kämpfen. Hier, nach ausgezeichneten Waffenthaten, wollte er als ein wahrer *preux et feal* lieber die Ritterehre des neuen Herrn miſſen, als diejenige, womit der vorige ihn ausgezeichnet, in den Schatten ſtellen. Aber auch das Königreich Sardinien erlag dem Revolutionsſturm, und *B's.* Hoffnungen waren abermals vereitelt. Sobald im Jahr 1799 die öſterreichiſchen Truppen in die Schweiz eindrangen, erhielt er die Einladung, zu Befreyung ſeines Vaterlandes ein Regiment zu errichten, welches in engliſchen Sold treten ſollte. Hier bewies *B.* abermals ſeine Geſchicklichkeit, Truppen ſchnell dienſtfähig zu machen. Nach dem Unglück der Ruſſen bey Zürich folgten dieſe Schweizertruppen dem öſterreichiſchen Heer, und wurden nach dem Frieden verabſchiedet. Als dann im Jahr 1802 das Schweizervolk, der Conſtitutionsprojecte und der Regierungsexperimente ſeiner gallohelvetiſchen Machthaber müde, überall ſich erhob, und unter dem edlen Reding zu Schwyz eine Tagſatzung ſich ſammelte, berief dieſe den General *Bachmann* von Conſtanz zum Oberbefehlshaber über die Schweizer, welche das unwürdige und drückende Joch abſchütteln wollten. In dieſer ehrenvollen Stellung entwickelte *B.* ſeine Talente aufs glänzendſte; nicht nur erwarb ſeine Thätigkeit und Umſicht in ſchwieriger Lage das allgemeine Zutrauen, ſondern ſein kluges Benehmen bey den Verwickelungen, welche Bonapartes gewaltſame Dazwiſchenkunft herbeyführte, gewann ihm die Achtung dieſes Mannes, ſo daſs er ihm bald nachher Anträge machen lieſs, in ſeinen Dienſt zu treten; *Bachmann* aber, obwohl er kein Vermögen beſaſs, lehnte ein Dienſtverhältniſs ab, welchem er ſeine Ueberzeugungen hätte opfern müſſen. So brachte er 10 Jahre ſeines Lebens in ſtiller Abgeſchiedenheit zu Näfels zu. Da ward Europas Zuchtruthe gebrochen; Frankreichs rechtmäſsiges Herrſcherhaus war zurückgekehrt; Ludwig XVIII gedachte des alten getreuen Dieners, und rief ihn nach Paris, um ihm den Oberbefehl über die Schweizertruppen, die er in ſeinen Dienſt ziehen wollte, zu übertragen. Der Mann von Elba erſchien wieder. Die Schweiz erkannte damals ihre Verpflichtung, an dem europäiſchen Kriege Theil zu nehmen; ſie ſtellte Truppen auf. *B.*, der ſich noch in Paris befand, und am 24 März mit Mühe einen von Napoleon ſelbſt unterzeichneten Paſs erhalten konnte, wurde wieder zum Obergeneral angeſtellen. Er kam, ſchützte ſeine 74 Jahre vor, ſah die Verlegenheit der Tagſatzung, einen anderen Befehlshaber zu finden, und willigte endlich ein. Die Gefahr für die Schweiz war groſs, *B's.* militäriſche Stellung ſchwierig, 36,000 Mann zu Deckung der Grenze von Genf bis nach Baſel eine geringe Macht. *B's.* Dispoſitionen zeugen von ſeiner einſichtsvollen Behutſamkeit; er ſetzte ſeine Operationen in Verbindung mit denjenigen von Schwarzenberg und Frimont, und ſo wie dieſe vorrückten, hielt er es zu Sicherſtellung der Schweiz für nothwendig, durch die Engpäſſe des Jura ebenfalls auf franzöſiſchen Boden vorzurücken. Man hat dieſen Schritt vielfältig getadelt; wir finden in dieſer Schrift die Gründe angedeutet, welche *B.* als Militär und Vaterlandsfreund dazu bewogen, und er erſcheint vollkommen gerechtfertigt. Die Schlacht bey Waterloo bewog die Tagſatzung, ihre Truppen nun nicht weiter vorrücken zu laſſen, ſondern dieſelben zu vermindern. Da hiedurch die Begebenheiten eine andere unerwartete Wendung nahmen, und die Stellung des Obergenerals dadurch verrückt wurde, ſo faſste *B.* den Entſchluſs abzutreten (22 Juli); dieſs natürlich aber erſt dann, als jeder Anſchein von Gefahr verſchwunden war. Den ehrenvollen Ruf als General-Inſpector über die in franzöſiſchen Dienſten ſtehenden Schweizertruppen lehnte er in Betracht ſeines Alters ab, und zog ſich nach Näfels zurück, um dort den Reſt ſeiner Tage zu verleben. Liebenswürdige Freundlichkeit gewann ihm die Herzen aller, die in Umgang oder Verhältniſſen mit ihm ſtanden, und aufrichtige Religioſität war die Wurzel eines unerſchütterlichen Gleichmuths unter den mancherley Wechſelfällen eines widrigen Schickſals, ſo daſs das Motto auf der Schrift: *ſemper et ubique idem* als Deviſe gelten kann, welche ſeinen Charakter ausſpricht. — XXII Beylagen ſind Actenſtücke, gröſstentheils aus dem Jahr 1802, und viele derſelben Zeugniſſe, wie Klugheit und Tapferkeit in ihm ſich vereinten, ſowie der allgemeinen Achtung, die er ſich erwarb, aber auch der gebieteriſchen Willkühr, womit Bonaparte in die Verhältniſſe der Mindermächtigen eingriff, und der ſultaniſchen Sprache, welche er und ſeine Satrapen einem freyen Volk gegenüber ſich erlaubten.

P. T.

TECHNOLOGIE.

LEIPZIG, in der Hinrichsſchen Buchhandlung: *Conditorey und neuere Liqueurbereitung*, für Kaufleute, Deſtillateure, Brantweinbrenner und Schenker (,) wie auch für Haushaltungen, nach eigener Erfahrung und den beſten Quellen bearbeitet von *Ludwig Touchy*. 1831. XV u. 240 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Wir kennen den Vf. weder perſönlich, noch dem Namen nach, er muſs aber, ſchon ſeinen Aeuſserungen in der Vorrede nach zu urtheilen, ein in ſeinem Fache wohl bewanderter Kenner ſeyn; ſonſt konnte er nicht ſo eigenthümliche Schlüſſe machen, wie: „Eine An-

weisung zur Conditorey in Verbindung mit Liqueurbereitung zu schreiben, halte ich schon deswegen (!) für kein unnützes Unternehmen, weil ich (*sic!*) öfters von Kaufleuten und anderen über diese Gegenstände befragt worden bin, und man mich mehrmals aufgefodert hat, darüber zu schreiben." — Nun, wenn z. B. Rec. hätte auf *diese* Weise schliessen und schreiben wollen, so würden schon eine nicht geringe Anzahl Bändchen das Licht der Welt erblickt haben, ohne deswegen nothwendig zu seyn, wenn auch ebenfalls nicht gerade unnütz. — Es scheint aber nicht einmal, als wenn der Vf. ganz seinem Thema gewachsen gewesen wäre; denn er hat, wo seine „eigenen Einsichten nicht hinreichten", „die vorzüglichsten in neuerer Zeit erschienenen Schriften, die Werke eines *Hermbstädt*, *Hagen*, *Lampadius* und anderer", benutzt. Er entschuldigt ferner die Unvollständigkeit seiner Schrift hinsichtlich der Conditorey damit, dass er „grösstentheils für Kaufleute, Destillateurs u. s. w." geschrieben habe, „die demohngeachtet alles darin finden" würden, was sie davon brauchen. — Nachdem noch Einiges mehr vorgetragen worden, um den Grund der Erscheinung dieses Werkes zu rechtfertigen, besonders aber die Benutzung anderer Schriften, wobey sich der Vf. zutraut, „eine richtige Auswahl darin getroffen und aus den zuverlässigsten Quellen geschöpft zu haben," sagt er noch ausdrücklich, es könne ihm nicht der Vorwurf gemacht werden, als suche er „bloss alten Kohl aufzuwärmen, indem er ein schon oft beackertes Feld neu bearbeite."

Wir haben das Buch durchgelesen, und können ohne Parteylichkeit sagen, dass der Vf. eine ganz brauchbare Compilation geliefert hat, dass seine Vorschriften klar sind, und dass diejenigen, für welche das Werk eigentlich bestimmt ist, wohl Nutzen aus demselben schöpfen werden; aber es giebt so viele Werke der Art, dass wir die Nothwendigkeit des Erscheinens eines neuen nicht absehen, so lange dasselbe nichts Ausserordentliches bringt. Zu dem ist das Werk offenbar stellenweis, und nicht bloss bey der *Geschichte* der Entstehung des Brantweins und der Destillirkunst, aus dem Französischen des *Dubrunfaut* übersetzt. Ein derber Widerspruch findet sich S. 163. §. 234 — auch bestand S. 164 weder in den Jahren 1810, 1816 und noch weniger späterhin eine Continentalsperre! — In dem letzten Abschnitt — der Materialienkunde — zeigt der Vf. eine grosse Schwäche, z. B. verwechselt er S. 201 die Paradieskörner mit den Kardamomen; — als andere Beyspiele führen wir an, Coschenille — Curcuma, kommt von *Curcuma longa* und *rotunda*, und ist kein *Cyperus*, Lavendel — Mandeln. — Hier hätte mehr hinsichtlich des Gebrauchs gewarnt seyn sollen, auch gegen Surrogate derselben, z. B. Pfirschenkerne. Uns ist wenigstens in den Gegenden, wo viel Zwetschenbrantwein gebrannt wird, welcher durch Lagern ganz dem Baseler Kirschgeist ähnlich wird, die Bemerkung mitgetheilt worden, dass der längere Gebrauch dieses Brantweins Auszehrungen nach sich ziehe. Isländisch Moos findet sich auch in Deutschland.

Der Inhalt handelt von den verschiedenen Consistenzen des Rohrzuckers, nach der Raffinerie, von den Geräthschaften, die bey der Confiturenbereitung nöthig sind, von den bey der Conditorey vorkommenden Nebenarbeiten, vom Destilliren und der Liqueurbereitung, von der Beschaffenheit des Wassers dazu, Veredlung des Brantweins zu Weingeist und Alkohol, Bereitung des Franzbrantweins, Rum, Arak und Honiggeistes, Bereitung der einfachen und doppelten Brantweine und Liqueure nach gewöhnlicher Weise, Bereitung aromatischer Extracte, Bereitung der Farben zu den Liqueuren, Bereitung feiner Liqueure, unmittelbare Zusammensetzung der Liqueure durch Weingeist und ätherische Oele, Bereitung der Ratafias, Bereitung der *Crêmes* und *Huiles*, Bereitung einfacher Liqueure durch Filtriren, Extraction der aromatischen Pflanzentheile und der ätherischen Oele durch Wasser und der kalten Zusammensetzung der Liqueure, Bereitung ätherischer Oele, aromatischer Wässer, Essige, und verschiedener geistiger Präparate. Endlich naturhistorisch-charakteristische (oder fragmentarische) Beschreibung der verschiedenen Gewächse des Pflanzenreichs und einiger mineralischen Producte (?!), die in dieser Schrift vorkommen.

Von den vielen Druckfehlern fanden wenige angezeigt. Druck und Papier sind übrigens zu loben.

Tschk.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Barth: *Unsere Hausgesinde*, ein Aufruf an gebildete Hausväter und Hausmütter, von *Just. Sittewald*. 1832. 60 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. tadelt die Unsittlichkeit und den Mangel an Häuslichkeit in den Familien der Herrschaft und des Gesindes, und legt der Herrschaft die Verderbenheit des Gesindes zur Last, worin er Recht haben mag. Neues theilt er uns nicht mit, empfiehlt dagegen der Herrschaft erst selbst ein musterhaftes Leben zu führen, ehe sie es vom Gesinde verlange. Die Elementarschulen sind in Sachsen gewiss besser als anderswo eingerichtet und dotirt, und dennoch will man keine sittliche Besserung wahrnehmen! Der Ruf des für Moralität eifernden Vfs. ist gut, und wird gerne gelesen und hoffentlich benutzt werden.

K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

ALTERTHÜMER.

Znaim, b. Hofmann: *Mythologie der alten Teutschen und Slaven, in Verbindung mit dem Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Sage und des Aberglaubens.* Nach alphabetischer Folge der Artikel herausgegeben von *Anton Tkány*, Professor der Humanitäts-Classen am k. k. Gymnasium in Znaim. 1827. I Th. VIII u. 208 S. II Th. 214 S. 8. nebst einem nicht paginirten Register über das Ganze. (1 Rthlr. 8 gr.)

Mythologieen in lexikalischer Form haben immer etwas Missliches; sehr gewagt erscheinen sie dann aber, wann sie Mythen solcher Völker umfassen, welche seit eben nicht allzu langer Zeit erst die Aufmerksamkeit und den Forschungsgeist gelehrter Männer auf sich zogen. Diess ist unleugbar bey den Mythen der Skandinavier und Deutschen, noch mehr bey denen der Slawen der Fall. Bey den sehr verschiedenen Erklärungsarten der Mythen, von welchen wir der Kürze halber nur die historische und die physisch-astronomische hier erwähnen, da diese gleichsam die beiden Endpuncte in der Reihe aller Erklärungsarten bilden, kommt der Bearbeiter, der die lexikalische Form wählte, leicht in Versuchung, oft sogar in die Nothwendigkeit, bald in diese, bald in jene Art der Erklärung hinüber zu schweifen. Dadurch entsteht begreiflicher Weise eine Unstätigkeit der Ansichten, und Alle, die sich aus solch einem Werke belehren wollen, erhalten nothwendig Vorstellungen, welche einander widerstreiten, und gerathen in die mannichfaltigste Verwirrung. Da jedoch diesen Nachtheil angezeigtes Werk mit allen ähnlichen gemeinsam hat, so wollen wir darüber nichts weiter sagen, vielmehr sogleich das Werk selbst einer Prüfung unterwerfen.

Zuerst bemerkt Rec., dass der Titel dem Inhalte des Werkes nicht völlig entspricht; denn neben den Trümmern der an sich sehr muthmasslichen Mythologie der alten Deutschen; neben der Mythologie der Slawen, enthält es auch die reichere Mythologie der Skandinavier. Rec. fände daher den Titel: „*Mythologie der heidnischen Germanen und Slawen*“ für entsprechender. Denn obwohl die Skandinavier unleugbar zu dem germanischen Stamme gehören, so kann man sie doch nicht wohl zu dem deutschen rechnen. Nur wenn erwiesen wäre, dass der Name „*Teutones*“ älter sey als der Name „*Germani*“, als Name der Gesamtheit nämlich, würde es allenfalls erlaubt, dennoch aber unnöthig, wenn nicht gar die Vorstellungen verwirrend, seyn, die Gesamtheit der germanischen Stämme als „*Teutones* oder *Deutsche*“ zu bezeichnen. Aber auch in diesem Falle dürfte nicht — wie es auch meist in diesem Werke vermieden ist — die Mythologie der skandinavischen Völker mit der der deutschen als eine und dieselbe betrachtet werden, da es ebenfalls nicht zu erweisen ist, dass alle germanischen Stämme zu der Zeit wenigstens, bis wohin unsere Quellen reichen, dieselben Gottheiten und gleiche religiöse Ansichten und Gebräuche hatten.

Ferner begreift dieses Werk auch die Mythologie der — wie der Vf. richtig bemerkt — zu dem finnischen Stamme gehörenden Preussen, wovon der Titel gleichfalls nichts kund giebt. Und so hat Hr. *Tk.* den Freunden des *nordeuropäischen* Alterthumes in der That ein Werk in die Hände geliefert, worin sie so leicht nichts vermissen werden, was zu der Mythologie, der Heldensage und dem Aberglauben der nordeuropäischen Völker gehört. Nur müssen, die das Werk zur Belehrung brauchen wollen, jedesmal die Sache selbst von der Deutung derselben trennen, um sich nicht selbst zu hintergehen, da der Vf. nur auf den Ruhm eines Sammlers und Herausgebers Anspruch macht, keinesweges aber die vorgefundene Deutung der Mythen einer selbstständigen Prüfung unterwarf. Hieraus ergiebt sich denn, dass Rec. bey der Beurtheilung des Werkes einen Unterschied machen muss, zwischen dem, was den Herausgeber angeht, und dem, was seinen Vorarbeitern zurechbar ist. Freylich wäre zu wünschen, dass der Vf. seinen Vorarbeitern nicht immer und überall aufs Wort geglaubt, sondern öfter selbst die Quellen eingesehen hätte. Aus einer Beleuchtung des Einzelnen wird hervorgehen, dass so manches Irrige, und auch manches, wie es scheint, muthwillig Verfälschte von ihm aufgenommen ward.

Der erste Satz gleich bietet Mehreres der Art dar. „Der Adler, lesen wir daselbst, ist in dem deutschen Heidenthume der Vogel der Weisheit; daher heisst es von ihm in den religiösen Sagen des Volkes, dass er vieles wisse und Sprache besitze.“ Allein wo ist davon

der Beweis? Die religiöse Sage des *deutschen* Volkes kennt den Adler gar nicht, und die des *skandinavischen* Volkes legt die Gabe der Sprache auch anderen Vögeln bey, z. B. dem Raben (*Helga-quidha Hundings-bana I. 5*) und kleineren „zwitschernden" Vögeln (*Tafnis-mál*, 32—38, wo „*igdhor*" ganz im Allgemeinen für „Vogelweibchen" zu nehmen). Soll vielleicht als Beweis gelten, dass *Sigrdrifu-mál* 17 auf Adlers Schnabel Runen geschnitten sind, d. h. dass ihm Kenntniss verborgener Dinge verliehen ist, so entgegnet Rec., dass daselbst ein Gleiches von der Eule, dem Rosse, dem Bäre, dem Wolfe u. s. w. behauptet wird, wodurch denn der nordischen Mythologie eine Menge von Sinnbildern der Weisheit erwüchse. Die Beylegung der Sprache und der Runen hat jedoch ihren Grund nur darin, dass alle diese Thiere, neben noch anderen, gebraucht wurden, um durch Beobachtung ihres jedesmaligen Benehmens den Willen des Schicksals zu erkunden.

Ferner wird angeführt, dass die *sächsischen* Völker ein heiliges Kriegszeichen gehabt, worauf ein Löwe, ein Drache und ein darüber fliegender Adler zu sehen gewesen seyen, als Sinnbild der Stärke, Klugheit und Wirksamkeit beider Tugenden. Es ist wahr, *Witichind. Corbejens.* sagt p. 632: „*Hic* (*Hathagast*) *arripiens signum, quod apud eos habebatur sacrum, leonis atque draconis atque desuper aquilae volantis insignitum effigie.*" Ja, auch die Deutung, welche ganz im Mönchsgeschmacke ist, steht sogleich dahinter. Allein das „heilige Zeichen" der Sachsen wird schon dadurch etwas unglaublich, dass es Hathagast gegen die Thüringer unter Hermanfrid gehoben haben soll, weil den gründlicheren neueren Forschungen zu Folge die Sachsen an der Zerstörung des thüringischen Reiches keinen Antheil hatten (vergl. *Wachters* Forum der Kritik I. 3. 112). Noch mehr verdächtigt wird aber diese Stelle dadurch (denn wenn auch die Sachsen der Thüringer Reich nicht zerstören halfen, so könnte doch Witichind den Sachsen das richtige Feldzeichen bey dieser Sage gegeben haben), dass, nach Anderen, die Franken einen Löwen und eine Schlange führten (*Trithem. de Orig. Franc.*), die Gothen aber einen Drachen (*Loccen. Antiqq. Sueo-Goth. III. 2*). Hiezu kommt noch, dass das Feldzeichen Otto's I ein Drache mit darüberfliegendem Adler war. So drängt sich denn die Vermuthung auf, dass Witichind dem Hathagast wohl Otto's Zeichen, nur etwas geändert, gegeben haben dürfte; vielleicht, um dieses durch ein hohes Alter zu ehren, und in diesem den Otto selbst. Otto konnte mit gutem Rechte als Kaiser den fränkischen Drachen (die Schlange) zu dem sächsischen Adler führen. Der halbe Adler war auch später noch das Wappen des Herzogthums Sachsen, welchen z. B. Otto IV nebst drey Löwen bey seiner Kaiserkrönung im Schilde zeigte (s. *Origin. Guelf.* 3, 322 und 374). So fiele denn die mythische Bedeutung, die man hierin finden wollte, hinweg. Höchstens lässt sich eine Vermuthung begründen; aber diese war nicht als nicht zu bezweifelnde Wahrheit hinzustellen. „Die *Alces* oder *Alses* wurden als Götter der Bruderliebe bey den Germanen verehrt", sagt der zweyte Artikel. *Tac. Germ.* 43 sagt: „bey den Naharvalen", und erklärt demnach die *Alces* für die Gottheit eines besonderen Stammes. Aber wer waren die Naharvalen? Kein alter Geograph kennt sie, und dann klingt der Name keltisch, nicht aber deutsch. Hiezu kommt noch, dass *Diodor. Sic. IV* von den *Kelten* am Ocean erzählt, dass diese vorzüglich die Dioskuren, die vor langen Zeiten ihnen über das Meer zugeführt worden seyen, verehrten. Wir werden also wohl die *Alces* als germanische Götter gänzlich zu streichen haben.

Zu dem über Allfadur Gesagten bemerkt Rec., dass Heidnisches und Christliches hier unter einander gemengt ist; dass man die von Christen hie und da verfälschte *Snorra-Edda* zu Grunde legte, anstatt der älteren reineren Edda *Saemunds* zu folgen. Das reine nordische Heidenthum kennt keinen solchen christlichen Allfadur; ihm ist Allfadur nur ein Beyname Othins.

Hr. *Th.* hat bey den einzelnen Artikeln seine Quelle zwar nie genannt, und in Hinsicht der Raumersparniss billigt Rec. diess. Zuweilen hätte es aber immer geschehen dürfen. Es wäre uns z. B. sehr angenehm, zu wissen, wem zunächst er folgte, wenn er uns einen König der alten Deutschen vorführt, welcher *Allemann* geheissen, mit der kurzen Bemerkung: „Einige halten diesen Allemann für einerley mit dem Herkules der Germanen, dessen Tac. erwähnt"; und dass Herzog Theodo von Baiern dem „Allemann-Herkules, dem Sieger und Gott des Krieges", einen Hain bey Regensburg geweiht habe. In wessen Haupte mag wohl zuletzt dieser Allemann samt seinem Haine, der in *Aventins* Kopfe entsprang, sich häuslich niedergelassen haben? — Wenn es auch zu loben ist, dass der Vf. den oft bedeutsamen Aberglauben des Volkes in sein Werk mit aufnahm, so hätte er uns doch mit dem nüchternen, muthwilligen Aberglauben mancher Gelehrten verschonen sollen.

Zuweilen ist uns wohl auch der Wunsch aufgestiegen, dass Hr. *Th.* Eines und das Andere besser hätte überlegen mögen, bevor er es niederschrieb. Wir wollen nur den Artikel *Bäume* betrachten. Nachdem der Vf. von den Dryaden und Hamadryaden, den Ividien und Elfenjungfrauen gesprochen; nachdem er die Haine als die ältesten Tempel der Germanen bezeichnet hat, erklärt er: „dass von den Bäumen die Eiche am meisten geachtet worden sey, und dass unsere Vorfahren die Bildnisse der Götter *bloss* auf Eichbäumen zur Verehrung empor gerichtet hätten. Der Hauptgötze habe hoch auf der Eiche gestanden, und ihn hätten oft mehr als hundert, ja manchmal an tausend Götzenbilder mit zwey, drey und noch mehreren Gesichtern umgeben." Da haben wahrscheinlich die alten Germanen den Wald, nicht vor Bäumen, sondern vor Göttern nicht gesehen! Rec. getraut sich kaum ein Heer von tausend Göttern zusammen zu bringen, wenn er auch alle ägyptischen, indischen, griechischen, rö-

mischen, keltischen, germanischen und slawischen Götter anwerben wollte, die Heiligen der römischen Kirche mit eingerechnet! Und hier sollen die Germanen (oder Slawen, denn es ist nicht recht klar, zu welchem Volke Hr. *Th.* sich rechnet) allein an tausend Nebengötzen um den Hauptgott aufgestellt haben. Vielköpfige oder vielgesichtige Götter hatten die Germanen nicht, wenn wir auch bey den Slawen solche finden. Bey den Skandinaviern trifft man zwar vielköpfige Riesen *Hrymthursen*, nach *För Skirnis XXI*, (*Med thursi thrthaufdhodom thu scalt ae nara*) verglichen mit *Hymis-quidha* VII, 8, und XXXV, 8. — Vielköpfige Götter kannten sie gleichfalls nicht.

S. 41 erfahren wir, dass den *Bjelbog* (Lichtgott) Völker slawischen Stammes, „die Wenden, Wandalen, und die Völker am südlichen Theile des baltischen Meeres verehrten." Rec. möchte die „*Vandalos*" nicht zu den Slawen zählen. Sie waren Germanen; und wenn auch Slawen unter ihnen gewesen seyn sollten, welche den Bjelbog verehrten, so darf man doch desshalb die Verehrung dieses Gottes nicht auf die ganze Volksmasse, die *Vandali* genannt werden, ausdehnen.

Des Lächelns aber konnte sich Rec. nicht enthalten, als er S. 42 lesen musste, dass „*Blakulle*" bey den Friesen und Wenden eine Meernymphe gewesen sey, welche über Meer und Wind Gewalt gehabt, und dass der skandinavische Donnergott Thor bey den alten Diethmarsen „*Blixbuller*" geheissen habe. Erstes ist ein Matrosenausdruck, und bezeichnet eine hochgehende, wirbelnde Welle, die Windesbraut, und letztes ist ein Kinderwort in Norddeutschland, und drückt das hie und da auch in Oberdeutschland gehörte „Blitzdonner" aus. An Gottheiten, d. h. Wesen der Verehrung, ist dabey nicht zu denken. Auf derselben Seite begegnet Rec. einer sonderbaren Deutung. *Blikandi böl* — so heisst nämlich die Decke in der Wohnung der Hel — wird erklärt durch: „Blick an das Böse." Diess erinnert an die Deutung von Idistavisus durch: „*It is a wise*". Blikandi böl bedeutet jedoch *aperta miseria*.

Der S. 27 stehende Artikel „*Blut*" ist ganz nach *Mone*. Diese würden schon die kecken Schlüsse aus halbwahren Prämissen gelehrt haben, wenn auch der Vf. ihn nicht geradezu genannt hätte. „In dem Blute, sagt *Mone*, ist nach deutschem Glaubenssatze die Seele, und durch Bluttrank wird sie in einen anderen Körper aufgenommen." Wo steht aber dieser deutsche Glaubenssatz aufgezeichnet? — Doch nur in *Mones* Haupte! — Doch diess allenfalls noch zugegeben, wie vereinigen wir das Folgende? „Darauf, fährt er fort, gründet sich vielleicht das Wunden-Aussaugen der germanischen Frauen (*Tac. Germ.* 7), sowie der spätere Gebrauch, durch Zusammengiessen und Trinken des eigenen Blutes ewige, unverbrüchliche Freundschaft zu schliessen." Diess *vielleicht* ist eine sehr dünne Brücke für eine so grosse Abgeschmacktheit. Man erinnere sich nur, dass man im Alterthume vergiftete Pfeile u. s. w. führte, und man sieht ohne besonderen Scharfsinn ein, dass die die Wunde aussaugende Frau zwar das Gift, aber nicht die Seele des Verwundeten aus der Wunde saugen wollte. — Doch auch diess überbietet er noch, wenn er sagt: „Berücksichtigt man nun jenes Wundenaussaugen und das Kriegsleben der Deutschen, die nur blutig auf dem Wahlplatze zu enden wünschten, so kann man bey ihnen mit Recht den Bluttrank als Gegensatz zum Milchtrank annehmen. Mit Trinken fängt das Leben an, mit Trinken hört es auf, und Milch und Blut sind dann Bilder für die Gegensätze Geburt und Tod." Auf diese religiöse Bedeutung des Trinkens wird die Gastfreundschaft, die Berathung bey Trinkgelagen, ja selbst die Trinksucht der Deutschen bezogen. Rec. macht dabey nur auf die kunstvolle, aber muthwillig verfälschende Zusammenstellung des „Wundenaussaugens" und der „Liebe zum Wahltode" aufmerksam. Der wahre Gehalt ergiebt sich dann von selbst. Uebrigens hat Rec. die bekannten grossen Trünke der alten Germanen bisher ihrem grossen Durste, nicht aber einer religiösen Bedeutung des Trinkens zugeschrieben. Neuere Trinker aber werden dankbar seyn.

Der Artikel „*Dreyheit*" ist weder gründlich genug, noch ausführlich. Es ist wahr, dass bey allen Völkern germanischer Abkunft, so viel uns davon noch bekannt ist, *drey* Götter als die höchsten, vorzüglichsten verehrt wurden; es ist wahr, dass nicht alle Stämme dieselben Götter als die höchsten verehrten — wenigstens sind die Namen andere; — es ist ferner auch wahr, dass bey den sämtlichen slawischen Religionen die Zweyheit (Dualismus) zu Grunde liegt, was als unterscheidendes Merkmal erwähnt wird. Allein übergangen ist, dass bey den slawischen Göttern der Dualismus sich auch schon bey jedem besonderen Gotte offenbart, indem jeder als gut und böse gedacht wird, doch so, dass er, je nachdem diese oder jene Eigenschaft überwiegt, zu dieser oder jener Gattung vorzüglich gerechnet wird. Diese Eigenschaft drücken die slawischen Götterbilder, wie bekannt, durch ein Doppelhaupt (Löwenhaupt, Stierhaupt u. s. w. — Menschenhaupt), und durch die Eigenschaftswörter: *rasi* Rathgeber — *zirnitra* zauberkräftig; *Bjelbog* Lichtgott — *Zernobog* Finstergott, aus. Diess Verhältniss findet nicht bey den Wesen germanischer Verehrung Statt. Kein Gott hat solche Doppelnatur, noch werden auch jene jedesmaligen drey Hauptgötter als eine Gesamtgottheit, eine Dreyeinigkeit gedacht. Die skandinavischen Hauptgötter werden richtig Othin, Thor, Freyr genannt. Nicht angegeben ist jedoch, dass die Norweger vorzüglich den Thor, die Dänen den Othin, die Schweden den Freyr verehrten. Die ausgebreitetste Verehrung nach diesen hatte Niördur. — Wenn jedoch den Altsachsen Irmin, Thor, Balder; den Friesen Woden, Thor, Forsite; den Franken endlich Woden, Thunaer, Saxnote zugetheilt werden, so ist diess irrthümlich. Wollen wir auch die friesischen Götter — wiewohl auch sie in hohem Grade ungewiss sind — hier unangefochten lassen, so können wir doch die der Franken und jene der Altsachsen nicht vorbeygehen. Den hier genannten sächsischen Göttern widerspricht die be-

kannte *Abrenuntiatio Diaboli*, von *Graff* genauer aus dem *Cod. 577 lat. palat.* der *vatican. Bibl.* abgeschrieben, welche also lautet: „— *End ec forsacho allum diobolgeldae end allum dioboles uuercum and uuordum thunaer ende uuoden ende saxnote ende allum them unholdum the hiro genotas sint*“ (*Diutisca II.* 191). Hier entsagen *Sachsen*, wie die Sprache beweist, dem Thunaer, Woden und Saxnot. Thunaer und Woden sind außer Zweifel; allein Saxnot bot mancherley Anstoss. Rec. will die verschiedenen Deutungen hier nicht wiederholen. Die Sprache selbst beweist die Aechtheit des Denkmals, und dass Saxnot unleugbar einen Gott bezeichnet, leuchtet aus seiner Stelle neben Thunaer und Woden ein, und wird auch noch durch das darauf folgende „*unholdum*“ und „*hiro genotas*“ sattsam bewiesen. Die verschiedenen Deutungen von Saxnot sind meist aus sprachlichen Gründen unstatthaft. Gegen *Jac. Grimms* Erklärung ist sprachlich nichts einzuwenden; nur scheint es allzukühn, den Freyr durch ein allenfalls dichterisches Beywort — *Sax - not*, Schwertbesitzer, oder nach dem altnordischen Gebrauch von „*nautr*“, der das Schwert *besass*, d. h. der es nicht mehr besitzt, welches ihm vielleicht altsächsische Dichter beylegen mochten — in einer Abschwörungsformel bezeichnen zu lassen. Rec. ist daher geneigt, *Grimms* erste Erklärung „*Schwertbesitzer*“ für richtig anerkennend, nicht den nordischen Freyr, den Gott der Furchtbarkeit, sondern den altsächsischen Kriegsgott als im Allgemeinen durch Saxnot bezeichnet anzunehmen. Dafür scheinen auch noch am meisten die bekanntlich aus Mythen entsprungenen angelsächsischen Geschlechtsregister zu sprechen, welche einen „*Seaxnedt*“ aufführen. — Da nun die Christen jene Heiden gewiss vor allen anderen diejenigen Götter abschwören liessen, welche die ausgebreitetste Verehrung genossen, so kommt sowohl Irmin als Balder dadurch sehr ins Gedränge. Mit den Franken aber, denen hier Saxnot launiger Weise zugesprochen wird, hat er nichts zu schaffen. Sein fränkischer Name würde *Sahskinoz* lauten, wofern nämlich die Franken hochdeutsch sprachen. Ueberhaupt beruht diese *namhafte* Zutheilung von je drey Hauptgöttern an ein Volk auf willkührlicher Annahme; sonst wären auch wohl der Frô und der Ziu mit angeführt worden.

Der Artikel *Flins* begreift, nebst manchen schönen Erklärungen in der bekannten Art, Alles, was wir von diesem Gotte der Wenden wissen, nur nicht, dass er ein Erzeugniss späterer Zeit ist. Die benachbarten christlichen Deutschen nannten den Pya, der bey Bautzen an der Spree auf einem mit Flusskieseln reich gespickten Sandsteine stand, vermuthlich „den Flins; d. h. den Kieselstein“. Wenigstens heisst der Ort, wo er der allgemeinen Annahme nach stand, bis diesen Tag noch „der Flins“, und so ward — ein neuer Gott gewonnen.

Freda und *Weda* werden als Kriegsgötter der Friesen angegeben. Das altfriesische „*ê*“ entspricht aber auch dem althochdeutschen „*uo, ô*“, und so findet Rec. nur den bekannten Held der Sage *Fruote* (im Lat. des Mittelalters *Frotho*) und den Wodan.

Unter *Frothi*, dem bekannten dänischen Könige, hätte auch einer Abweichung der Sage gedacht werden mögen, nach welcher er nicht bloss *einen* Goldring auf die Tollangursheide legte. *Saxo Annal.* erzählt nämlich: „*Frothi Erichgoti. Hujus tempore Christus natus. — Hic tantam pacem in regno suo fecit, quod unam armillam auream juxta Egdoram fluvium, alteram juxta Schonore, et tertiam prope Werdingborg in via communi suspendit, nec erat, qui eas nocte aut die tollere auderet. Hunc regem tam bellicosum occidit una Vetula.*“ Letztes wiederum abweichend in Bezug auf die Fenja und Menja.

Giall, Giaull, Giöll. Diese Namen bilden drey Artikel, obwohl sie nur einen und denselben Gegenstand bezeichnen, nämlich den hart an der Grenze der Unterwelt (*Naströnd*) hinströmenden Fluss. Er heisst *Giöll*; *Giaull* ist nur andere Schreibart; und *Giall* entstand aus Unkunde der Sprache. Der Genit. von *Giöll* lautet nämlich *Giallar*.

Der Artikel *Haar* bietet mannichfaltigen Stoff zur Betrachtung dar, wie sich der menschliche Verstand zuweilen verirren kann. — Die alten Deutschen pflegten, wie bekannt, sorgfältig Haar und Bart. Was soll man sagen, wenn man hier liest, diess sey Folge und Aeusserung des Sonnendienstes? Othin nämlich sey die Sonne, und die Strahlen der Sonne seyen ihre Haare. Daher habe Othin auch *Langbardr* geheissen, daher sey der Name und die Bartpflege der Langobarden, daher endlich die Sitte der Katten, Haar und Bart wachsen zu lassen, bis sie einen Feind erlegten. Hieraus erkläre sich auch, warum bey den Deutschen das Haarabschneiden (*Hâranscara*) so schimpflich, und zum Theil Strafe für Verbrecher gewesen. — Diess Wenige schon wird hinreichen, das Gesagte zu bestätigen. Wenn dieser Born der Weisheit aber auch nicht Hn. *Tkány's* entfloss, vielmehr aus *Mone's* Werke alles dieses genommen ist, so gebührt Erstem doch der Tadel, dass er solche Herrlichkeiten aufnahm; denn bey Vernünftigen gereichen sie seinem Werke nicht zur Empfehlung.

Zu dem S. 107 über den Gott *Hamoys* Gesagten bemerkt Rec. nur, dass es nie einen Gott Hamoys gegeben hat, und dass dieser Gott nur erfunden ward, um den Namen der Stadt Hamburg eine mythische Bedeutung zu verschaffen. Der hebräische Ham und der Jupiter Hammon lagen etwas zu weit; aber man wusste sich zu helfen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

ALTERTHÜMER.

Znaim, b. Hoffmann: *Mythologie der alten Teutschen und Slawen, in Verbindung mit dem Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Sage und des Aberglaubens* u. s. w. Herausgegeben von *Anton Tkány* u. s. w. I und II Theil.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bey dem Artikel *Haenir* sind die Urkunden und Zeugnisse über diesen Gott nicht gehörig geschieden und gewürdigt. Nur nach der Edda des Snorri Sturlasonar erscheint Haenir als schön, aber geistlos. Die sämundische Edda kennt ihn anders. Die „auffallende Unwahrscheinlichkeit, dass die Menschen ihren Verstand gerade von dem Haenir, dem Einfältigsten der Asen, welcher nebst Othin und Lodur, nach der Völuspâ, die Menschen erschuf, erhalten haben sollten", fällt daher weg, und die Stelle der Völuspâ „*Avnd gaf Odhin, odh gaf Haenir, lâ gaf Lodhur oc lito gôdha*" ist keinesweges so zu ändern, wie hier vorgeschlagen wird, dass man den Haenir und Lodhur die Plätze wechseln lässt. Schon die Alliteration würde diess verbieten. Uebrigens bedeutet der Name Haenir einen Hohen, Hellen Klaren.

Der Artikel „*Heldenbuch*" nimmt in Hn. *Tkány's* Werke zwar fünf Blatt ein, enthält jedoch demungeachtet keine Ergebnisse neuer Forschungen. Die dem Inhalte des Heldenbuchs — worunter hier aber nicht das alte gedruckte verstanden wird, — vorausgehende Einleitung enthält *Mone's* Ansicht über dasselbe, welcher der deutschen Heldensage eine religiöse Grundbedeutung unterlegt, und dieselbe, bey der inneren mystischen Aehnlichkeit mit dem „norddeutschen", d. h. skandinavischen Mythus, für eine geistige Wiedergeburt des Heidenthums hält. Nach seiner Meinung erhielten sich nämlich die Ideen heidnischer Religion bey dem deutschen Volke auch in dem christlichen Zeitalter, jedoch in einem fremdartigen, den Umständen der Zeit angepassten Gewande. Diese seine Ansicht hat er ausführlich in seiner Ausgabe des Otnit (Berlin, b. Reimer 1821. S. 30 ff.) dargelegt. Ihm steht aber unter anderen schon das entgegen, dass die Heldensage mit der Göttersage von gleichem Alter ist, und dass die christliche Umwandelung derselben nicht eine Umgestaltung der Göttersage in Heldensage, sondern nur eine Umwandelung heidnischer Helden in christliche Ritter ist. Die frühere deutsche Zeit kannte die jetzt christlichen Helden der Sage auch noch als heidnische, wie schon das alte Hildebrantslied beweist.

Auch gegen die hier nach *Mone* gegebene dreyfache Eintheilung der Heldenlieder ist Manches einzuwenden. Sie werden nämlich von ihm eingetheilt 1) in Lieder, worin der Grundgedanke Kampf, Fahrt oder Wanderung mit irgend einer Beziehung auf ein weibliches Wesen ist; 2) in Lieder, worin die kampf- und gefahrvolle Errettung und Vermählung des weiblichen Wesens die Hauptsache ausmacht; 3) in Lieder, worin der allgemeine blutige Untergang auf Veranlassung des gemordeten Geliebten der Grundgedanke ist. Die beiden ersten Arten begreift *Mone* auch unter der Benennung Lieder der Brautfahrt, die letzten aber benennt er Nothlieder. Auf den ersten Blick scheint diese Eintheilung Beyfall zu verdienen, bey näherer Betrachtung der einzelnen Lieder jedoch finden wir zu viel Widerstreitendes, als dass wir diese Eintheilung gut heissen könnten. Kampf und Wanderung ist am Ende der Gegenstand jedes Heldengedichts, also auch der deutschen; aber nicht immer findet in diesen, was doch als Grund der Eintheilung angegeben ward, dieser Kampf in Beziehung auf ein weibliches Wesen Statt. So bedingt den blutigen Untergang aller Helden gleichfalls nicht in allen deutschen Gedichten die Ermordung eines Geliebten. Diese Eintheilung ist offenbar einzig dem Nibelungenliede entnommen, und da noch einige andere Gedichte sich dieser einmal beliebten Eintheilung unterordnen liessen, auf sämtliche Heldenlieder übertragen worden. Wo sich das Gesuchte nicht vorfand, da mussten die späteren Bearbeiter die ursprüngliche Bedeutung, den ursprünglichen Zusammenhang des Liedes nicht mehr verstanden haben. Das Lied von Hildebrant, von dem Riesen Sigenot, von Biterolf, von Dietrichs Flucht sind alle ohne Beziehung auf ein Weib. Alpharts Tod, die Schlacht vor Raben (Ravenna), die Rosengartenlieder haben dagegen keine Ermordung des Geliebten als Grund der allgemeinen Niederlage der Helden. Die Lieder der zweyten Art, die nämlich die Errettung oder Vermählung einer Jungfrau zum Grundgedanken haben, wie die Gudrun, Hurnin Sivrit, Künec Rother, Othit, Witteche vom Jordan (Garten) lassen sich zwar Lieder der Brautfahrt nennen; im la-

teinisch geschriebenen Walter hingegen ist keine Fahrt nach der Braut, sondern [illegible] mit der Braut [illegible] genstand des Gedichtes. [illegible] würde auch der gar nicht erwähnte Laurin gehören, da er die Befreyung Similds durch ihren Bruder Dietleip aus Laurins Gewalt enthält. Zu erwähnen wäre [illegible] gleichfalls gewesen, dass der Coloczaer Codex ein Gedicht unter dem Namen „Din Heslin" enthält, welches, seinem Inhalte nach, genau mit dem provenzalisch geschriebenen Witteche vom Jordan übereinstimmt, und wahrscheinlich nur eine Erneuerung der alten Sage ist, eine Uebertragung der Thaten Witteches auf einen Grafen von Lewenberg. Rec. wunderte sich übrigens hier noch zu lesen, dass Heinrich v. Ofterdingen Dichter des Heldenbuches sey, und dass der älteste Druck desselben in das Jahr 1509 falle, da dieser doch, wie bekannt ohne Angabe des Ortes und der Zeit, gegen 1480 fällt.

Der ziemlich lange Artikel über *Irmin* enthält ausgezüglich Alles, was über diesen Gegenstand in neuerer Zeit gefabelt und zum Theil gefälscht ward. Wenn diess nur nebenbey bemerkt worden wäre, so liesse sich an dieser Zusammenstellung nichts aussetzen; so aber ist Alles als ausgemachte Wahrheit gegeben. Die vernünftigste Erklärung der *Irmensûle* — denn nur so, d. h. als Säule, kommt dieser fragliche Gott bey den älteren Schriftstellern vor — ist die des *Adam Bremensis* durch *universalis columna*, d. h. Weltstütze. Die *Irmensûle* entspricht daher der nordischen Esche Yggdrasill, welche gleichfalls „*Heimstod, Hrimstod*" Weltstütze — bey den Lappen *Sjumer - Sula* — genannt wird. Das „*irmin*" altnordisch *jörmun, förmun* (*Jörmungandr, Jörmungrund*) entspricht aber dem *Heimr*, Welt. Vgl. Glossar zur Edda unter *Jörmun*. Alles, was von einem „Kriegsgott oder Hauptgott Irmin" in neuerer Zeit gedichtet ward, beruht zum Theil auf Conjecturen, zum Theil auch auf späteren Chroniken. Am ausführlichsten darüber ist *Konrad Bode*, und auf ihn ist auch viel gebaut worden, obwohl er auch zugleich die Nichtigkeit der Annahmen schlagend, wiewohl ihm selbst, wie es scheint, unbewusst, beweist. Um die Sache, wo möglich, für immer abzuthun, setzt Rec. *Bode's* Worte mit einiger Erläuterung hieher. Dem Freund deutschen Alterthums kann es weder unwichtig noch unlieb seyn, die Quelle, woraus Irmins Gottheit doch zumeist floss, einmal mit eigenen Augen zu prüfen. „*Ek finde in Schrift*," sagt er, „*dat koning Karle forstörde der Sassen afgod, genomed Armesûle, dat ës de afgod Mars.*" Vermuthlich dachte er an „*arma*", und so hatte er bis zum Mars nicht weit. Bis *Armesûle* geht das Geschichtliche, worauf sich das „*Ëk finde*" bezieht. Alles Folgende ist *Bodes* eigene Weisheit: — „*Et was ën wâpend man, dë stond watte tô dëme holen live in dën blômen, wende hë was ën god dës [illegible], unde was entfangen fan ëner blômen. Unde ës dë düdinge, dat saken orlôge unde [illegible] komen fan ëner blômen, dat es fan [illegible] gedingen.*" Schon diess hätte wenigstens aufmerksam machen können! *Bode* fährt fort: *Hë hadde uppe [illegible], unde in sîner rëchten hand hadde hë ën banre, dar ënne stond ën rôde fëldblôme. In sîner lochteren hand held hë ëne wâge, unde uppe [illegible] stond ën wederhane. Dë borst was ëme blôt, dar uppe stond ën bëre, unde in dëme schilde stond ën louw [illegible] fëldblôme, unde boven ëne wâge.* Aus dieser Wage und aus dem Bär, die dem Gott zugetheilt werden, schloss man sehr gelehrt auf ursprüngliche Gestirnbedeutung dieses Gottes. Das Schönste jedoch ist, dass das Bild des Gottes folgende Inschrift gehabt haben soll: „*In fortîden bin ëk gewësd dër Sassen herebogo unde ir god*". — Aber auch diess vermochte nicht die Erdichtung des Ganzen Manchem augenscheinlich zu machen! Nur noch ein Einwand, den man dem Rec. machen könnte, bleibt zu widerlegen, um diess Gebilde der Erdichtung als solches darzustellen. In dem Hildebrantsliede nämlich steht V. 29—31:

> *Wittu, irmingot, quad Hiltibraht,*
> *Obana ab hevane, dat du neo danahalt*
> *Mit sus sippan (l. leopan) man dinc ni gileitos.*

„Sey Zeuge, Weltgott, sprach Hiltibraht, oben vom Himmel, dass du nimmer zwischen so verwandten (lieben) Männern Krieg stiftetest." — Allein in demselben Gedichte V. 10 steht auch: „*chud ist min al irmindeot* — Kund ist mir all Weltvolk (Menschenvolk)", und so erhält gerade durch diese Stelle jene Deutung der *Irminsûle* durch Weltstütze ihre volle Gewissheit. Möge daher künftighin alles Fabeln über einen Gott Irmin aufhören!

Nur aus dem Streben des Vfs. nach möglichster Vollständigkeit ist es wohl zu erklären, dass sogar der *Krodo* und *Krutzman* aufgenommen wurden. Rec. würde über diese Geschöpfe des 16ten und 17ten Jahrhunderts kein Wort hier verlieren, wenn nicht auch neuerdings noch ihre Aechtheit verfochten worden wäre. Krodo und Satêr sollen ein Wesen bezeichnen! Indess, da man einmal fabeln wollte, that man wohl daran, recht zu fabeln. Der Krodo entstand einzig und allein jenem untergeschobenen Gebete eines Altsachsen, Artwaker genannt, welches Erdwin v. d. Hardt angeblich in *einer Erdurne* aufgefunden haben will, jedoch offenbar selbst gemacht hat, oder von einem Anderen machen liess. So viel aber ist gewiss, dass der Verfertiger nichts von der altsächsischen Sprache, nichts von den heidnisch - sächsischen Religionsalterthümern verstand. Ueber die Nichtigkeit des Krodo handelt ausführlich *Wachter* im Forum der Kritik II. S. 117. — Noch schöner ist die Entstehung des Krutzman, oder reinhochdeutsch Grolzman, welcher zum Gott der Körperstärke bey den Elsassen gemacht wird. „Sein Bildniss stand bis 1525 im Dom zu Strassburg. In der Rechten hielt er eine grosse Keule, und auf dem linken Arme hing eine Löwenhaut", sagt der Vf. Sehen wir nun die Elsasser Chronik des Jacob v. Königshofen (herausgegeben von *Schilter*) nach, so finden wir daselbst S. 550 eine Abzeichnung dieses Krutzman,

welche nicht mit der Angabe unseres Vfs. übereinstimmen. Kopf und Rücken hüllt Löwenhaut, die rechte Hand hält eine Keule, die linke ein dreyeckiges Schild. Brust und Leib bis an die Knie deckt ein kurz Gewand, und die Füsse zieren Sandalen. *Schilter* erklärt diess Bild mit Recht für einen Herkules, nur hätte er nicht an den vom Tacitus erwähnten deutschen Herkules denken sollen. Wollte er ihn des dreyeckigen Schildes halber nicht für den römischen Herkules anerkennen, dem er übrigens an Gestalt und Ausdruck des Gesichtes ganz und gar gleicht, so lag ihm doch jedes Falls der gallische Herkules näher, welcher beym Lucian *Ogmius* genannt wird. Den Namen Krutzman legte jenem Bilde zuerst *Cluver* (*Germ. Antiq.* 1. 28) bey, „weil man nicht wisse, wie der Deutschen Herkules geheissen, doch aber zu vermuthen sey, dass er einen deutschen Namen gehabt habe.“ Nur ist er scheinbar ungewiss, ob er den selbst erfundenen Namen von „*grôz*, gross, oder von *grüssen*, hauptsich aussprechen“, herleiten soll. Weg also für die Zukunft mit dem Krodo und Krutzman! Dasselbe gilt auch von den in diese Sammlung gutgläubig aufgenommenen sogenannten thüringischen Göttern, Lollus, Stuffo, Lara, Jecha u. s. w.

Die unter dem Namen Ossians bekannten Gedichte scheint Hr. *Th.* als ächt anzunehmen. Dass *Macpherson* in dem Volke lebende Sage bey seinen Gedichten benutzen mochte, giebt Rec. zu; die Aechtheit der Gedichte selbst muss er leugnen, ungeachtet Ossians Name *jetzt* bey den Bergschotten im ehrenvollesten Andenken steht. Wie kommt es, dass von allen das Hochland Bereisenden nie einer etwas vom Ossian hörte oder erwähnte, bevor *Macpherson* jene Gedichte erscheinen liess? Fingal soll der gewöhnlichen Angabe nach 250 n. Chr. gelebt haben, und Ossian gegen 300 gestorben seyn. Wie mochten jene Gedichte so lange verborgen bleiben? Die ganze bekannte Literatur der Angelsachsen erwähnt weder vom Ossian noch von seinen Gedichten etwas. Alte Handschriften giebt es auch nicht, vielmehr sind alle jetzt bekannten offenbar nach *Macpherson* gemacht, wie schon das übergenaue Anschliessen darthut. Aber auch die Sprache selbst wie die Form jener Gedichte beweist die Unächtheit. Die Sprache der neu gefundenen Handschriften ist neu, und die Form bietet gerade zum Theil *verschlungene Reime*, z. B. gleich im Anfang von *Cath Loduinn*:

Chaoin aitell, gun t'fhaicinn a chaoidh,
Lubaidh cluaran mu Lora nan sian;
Thu air astar an caol-ghleann na gaoidh,
C'uime threig thu mo chluasa co dian?

„Süsses Lüftchen, niemals zu erblicken, beugend die Disteln um Lora der Nebel; du auf der Fahrt des Windes in der Thalenge, warum hast du meine Ohren so bald verlassen?“ — Die Alliteration dagegen, welche irische und gälische Gedichte des 7ten — 9ten Jahrhunderts noch strenge zeigen, scheint in diesen Gedichten, wo sie, wie gleich hier, erscheint, mehr zufällig, als absichtlich. Hiezu kommt noch eine *Neblichkeit* und *Unbestimmtheit* der Charaktere der Helden, wie sie niemals von einem Augenzeugen, wie doch Ossian war, herrühren kann. Eine nicht unbedeutende Anzahl absichtlicher Nachahmungen Homers, und eine über das Ganze verbreitete, dem Alterthum aber nothwendig fremde *Sentimentalität* will Rec. nicht erst besonders hervorheben. Er kann sich aber, durch diese und mehrere andere Gründe bewogen, dem Glauben an die Aechtheit der Ossianischen Dichtungen durchaus nicht hingeben.

Irrig ist auch, wenn die goldne Harfe des nordischen Dichtergottes *Bragi* (nicht *Bragur*, welches der Genitiv ist) *Telyn* genannt wird. *Telyn* ist ein gälisches Wort, und die Quelle dieses Irrthums sind wahrscheinlich *Klopstocks* Oden. Rec. kann aber *Klopstocken* hierin nicht als Gewährsmann gelten lassen.

Doch des Einzelnen genug. Es wird hinreichen, dem Leser über die Art und Weise und den Werth des Buches genügende Auskunft zu geben. Der Fleiss des Vfs. ist lobenswerth, aber seine allzugrosse Leichtgläubigkeit verdient Tadel. Ueber die slawische Mythologie, welche diess Werk gleichfalls umfasst, enthält sich Rec. einer in das Einzelne gehenden Beurtheilung um so mehr, als diese Mythologie noch allzusehr im Argen liegt, so dass es in der That unmöglich ist, jetzt schon diess als ächt und jenes als falsch darzustellen. So viel aber glaubt Rec. hier wahrgenommen zu haben, dass eine bedeutende Anzahl slawischer Götter daraus erwuchs, dass man *Epitheta* anderer häufig als Namen besonderer Gottheiten nahm; denn mehrere, selbst Hauptgottheiten, scheinen bey diesem Stamme der Slawen diesen, bey jenem jenen Namen vorzüglich gehabt zu haben. Diese Mythologie bedarf demnach noch die strengste Sichtung, wozu Rec. einen aller slawischen Mundarten kundigen Slawen auffodern möchte.

E. D. L.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Königsberg, b. Unzer: *Denkmal der Erinnerung an den Herrn Friedrich Ferdinand Alexander Reichsburggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten*, weil. königl. Staatsminister, General-Landschafts-Director von Ostpreussen und Litthauen, Ritter des grossen rothen Adlerordens und des eisernen Kreuzes. 1831. 48 S. 8. (4 gr.)

Der am 21 März 1831 Verstorbene wurde am 29 März 1771 zu Finkenstein in Ostpreussen geboren. Sein Vater war der Obermarschall des Königreichs Preussen Graf Friedrich Alexander zu Dohna, und seine Mutter Gräfin Caroline aus dem Hause Finkenstein, welche viele Kinder zeugten. Seine wissenschaftliche und praktische Bildung gaben ihm von 1787 bis 1790 die Hochschulen in Frankfurt und Göttingen und die Handlungsschule in Hamburg. Im J. 1790 wurde er Referendar der kurmärkischen Kammer, und zeichnete sich durch Gewissenhaftigkeit und Geschäftsgewandheit aus. 1794 wurde er in diesem Collegium Kriegsrath,

1798 geheimer Kriegsrath beym Generaldirectorium und 1802 Kammerdirector in Marienwerder, wo er besonders für die Schulen sorgte. Als die Franzosen 1806 Marienwerder einnahmen, rückte er wegen Krankheit des Vorstandes in dessen Stelle, aber die verlangte Huldigung leistete er der französischen Regierung nicht. Dennoch berief ihn der Kaiser, als er 1807 im April sein Hauptquartier nach Finkenstein verlegte, zu sich, lobte seinen Eifer für das Beste der Provinz, und suchte ihn zur Annahme eines mündlichen Auftrags an den König in Memel zu bewegen. Er sollte dem Könige die Versicherung geben, dass Napoleon den Frieden wünsche, und zu bewirken suchen, dass sein Monarch die ersten Schritte thue. Da Napoleon dem Grafen keine schriftliche Vollmacht ertheilen, und nur Zeit zu seinen Rüstungen gewinnen wollte, so zog sich der Kaiser hernach kalt zurück.

Nach dem tilsitter Frieden fühlten besonders der Freyherr v. Stein und Scharnhorst, dass ein neuer Geist sich in alle Röhren und Nerven des Volkslebens ergiessen, die hemmenden Fesseln freyer Entwickelung des geselligen Verbandes gebrochen und neue Schöpfungen an das Licht treten müssten, damit die damalige dunkle Nacht der Uebergang zu einem schöneren Tage werde. Als der würdige Minister v. Stein den 26 Novembr. 1808 den Staatsdienst verliess, schlug er den verstorbenen Grafen als einen Mann erprobter Treue gegen den König, von Muth und hoher Bildung zum Minister des Inneren vor. Im December erschienen die wichtigen Verordnungen über die Verfassung der oberen Staatsbehörden; auch führte Steins Nachfolger die früher erschienene Städteordnung ins Leben ein. Auf dornenvoller Bahn wandelte er in dem durch den Krieg ganz erschöpften Lande. Unter seinem Ministerium und dem Vorsitz der Section des öffentlichen Unterrichts und des Cultus durch *Wilhelm von Humboldt* wurde die Universität Berlin gegründet. Wie am 6 Juni 1810 der nachherige Fürst Hardenberg wieder ins Ministerium trat, zog Graf Dohna sich auf die ihm oben zugefallenen Majoratsgüter zurück, verwaltete sie selbst, that viel für deren Kirchen- und Schul-Wesen, studirte fort Geschichte, Philosophie, Staatswissenschaften und Theologie, und gefiel sich in einem ausgebreiteten Briefwechsel. Als im Januar 1812 die Stände zusammenberufen wurden, während der Staat noch grossentheils in französischen Händen war, riss seine Beredsamkeit und sein Patriotismus die Stände hin, sich für König und Vaterland zu bewaffnen. Er rief den grossen Gedanken der Landwehr ins Leben, und schrieb sich als Landwehrmann in das Bataillon des Kreises Mohrungen ein, während Graf Ludwig sein Bruder in Breslau beym Könige die Genehmigung bewirkte. Der Verstorbene wurde Civilgouverneur in Preussen, und sorgte eben so eifrig bis zum J. 1815 für die Landesbewaffnung als für die Erleichterung der Provinz bey den Durchmärschen und Kriegslieferungen. — Seit 1815 lebte er stets in Schlobitten. Die Mitstände wählten ihn zum Generallandschaftsdirector und Vorstand des 1824 aufgelösten ständischen Comité. Nach der Errichtung der preussischen Provinzialstände pflegte er stets die Rede des königlichen Commissarius mit dem Eifer eines edeln Patrioten zu beantworten. Ihm besonders vertrauete der dritte Stand, weil er der edelste Aristokrat war. Er wurde zu Schlobitten auf dem Kirchhofe neben seinem heldenmüthigen Bruder Ludwig beerdigt.

Der Lebensbeschreibung des Verstorbenen, vom Superintendenten Dr. *Wald* in Königsberg, folgt in dieser Schrift *Walds* in Königsberg in der Haberbergschen Kirche gehaltene Leichenrede und eine zweyte, welche vom Pfarrer *Dreist* zu Herrendorf in der Kirche zu Schlobitten gehalten wurde. Beide sind frey vom Weihrauch, aber sie würdigen den verblichenen Grafen als Christen, Menschenfreund und Staatsmann, wie er es gewiss verdiente.

R.

Eisleben, b. Reichardt: *Tabellarische Darstellung der ungefähren jährlichen Erzeugnisse des Berg-, Hütten- und Salz-Wesens*, nebst Angabe der Waldflächen in den Staaten von Europa incl. des asiatischen Russlands, zusammengestellt von *Carl Friedr. Schmid*, Gewerkenvorsteher und Hüttenmeister der Kreuz-, Silber- und Katharinen-Hütte bey Mannsfeld. 1832. 7 S. Fol. (8 gr.)

Mühevoll mag die Darstellung allerdings seyn; ob nutzenbringend, bezweifelt Rec.; denn die Zahlenangaben sind fast überall höchst unzuverlässig. — In Kurhessen will man jetzt durch eine Actiengesellschaft Gold aus dem Flusse Eder waschen, weil ein aus Brasilien heimgekehrter Bergmann, Hr. v. *Eschwege*, dort wie in *Minas geraes* zu operiren wünscht. Mecklenburg und Oldenburg haben keine Raseneisen- und Seesalz-Gewinnung. Dänemark hat in Holstein einen Versuch gemacht mit der Gewinnung von Eisen aus dem Rasenerz. Oldenburg und Mecklenburg haben sicher lange keine 872,000 Morgen Wald, und Holstein nicht einmal 6 Procent seiner Oberfläche. Hamburg hat natürlich nur Kupfer- und Messing-Hammer für auswärts gekauftes Metall. Wo die Constitutionen walten, wird es künftig, wenn der Staat aufhört, die Bergwerksproductionen vormündlich zu inspiciren, mit den zuverlässigen Productionstabellen noch schlimmer als jetzt aussehen; aber darum nicht weniger, sondern eher mehr producirt werden, wie Englands Beyspiel zeigt, welches den Bergbau ganz den Privaten überliess, und seitdem ihn weiter trieb als irgend ein anderer Staat in Zinn, Eisen und Steinkohlen.

A. L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

NATURWISSENSCHAFTEN.

Dresden, b. Arnold: *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft*, von Dr. *Gotthilf Heinrich Schubert. Dritte Auflage.* 1827. IV u. 318 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1821. No. 106.]

Dem Vf. dieses Buches war es stets grosser Ernst, auf das Höchste im Leben wie in der Wissenschaft hinzuweisen. Er hat das unbestreitbare Verdienst, immer von Neuem ins Gedächtniss gerufen zu haben, dass der Anfangspunct und das Ende alles unseres Strebens, wenn es wahrhaft fürs Leben erfreuliche Früchte bringen *solle*, Gott seyn müsse; er sucht überall zu zeigen, wie sehr das Geistige das Materielle überbiete. Unter den Naturphilosophen wird er daher besonders dadurch charakterisirt, dass er vorzüglich Psychologie zur Erklärung der Erscheinungen benutzt, wie er denn gerade auf diesem Gebiete am meisten heimisch ist. Auch in diesen *Ansichten von der Nachtseite der Natur* hat er sich das Problem gestellt, die Nachtseite der Natur, d. h. das Traumleben, psychologisch zu beleuchten, indem er alle die Erscheinungen zu erläutern sucht, welche uns die Nacht, das Leben in derselben und diesem ähnliche Zustände bieten. Es ist daher der Sternenhimmel, ferner der geologische Theil der Mineralogie, das Pflanzenreich und Thierreich, was hinsichtlich seiner Traumredner uns vorgeführt wird, die sich insonderheit im thierischen Magnetismus und den verwandten Erscheinungen bey Menschen deutlicher als irgend sonst vernehmen lassen. Mithin kommen hier besonders jene dunkeln Regionen des geistigen Gebietes zur Sprache, bey denen mehr dunkles Gefühl, mehr ein blosses Ahnden, als strenge Klarheit und helle Wahrheit, walten. Kein Eingeweiheter wird die Schwierigkeit einer solchen Aufgabe verkennen; und wenn sie auch, wie der bescheidene Vf. selbst eingestehen wird, hier nicht gänzlich gelöst ist, so gebührt ihm doch das Lob, die hieher gehörigen Thatsachen passend zusammengestellt, und nach eigenthümlicher Weise erläutert zu haben. Indess dürfen wir nicht verhehlen, dass es uns vorkam, als sey Manches erst ins Helldunkel gerückt worden, um durch das willkührlich darauf geworfene Licht dem Gemälde einen gewissen magischen Nimbus zu verleihen, den es beym hellen Mittagslichte nicht hat; wie denn nur erst dann Gespenster erscheinen, wann Dunkelheit in schauriger geheimnissvoller Stille waltet. Darum mag unser Vf. selbst dieses Buch vornehmlich für Abendunterhaltung im Winter (S. 4) bestimmt haben; denn es übt bekanntlich eine am hellen Mittag vorgetragene Geistergeschichte durchaus nicht auf die Gemüther einen solchen Effect, wie in der fast unheimlichen Stille des Abends und der Nacht. Wer vermöchte aber auch selbst bey gewöhnlichen Erscheinungen stets den wahren Zusammenhang in der Reihenfolge gespensterartiger Begebenheiten von dem sondern, was Tradition und Phantasie dazu setzte! Und wie viel schwieriger wird diess in einem Gebiete, das nicht einmal das erhellende Tageslicht erträgt, das im Ganzen überhaupt noch so wenig durchforscht worden ist? Ohne daher so manches in diesem Buche Vorgetragene leugnen zu wollen, müssen wir nur an Vorsicht mahnen, sich keinem blinden Glauben dahin zu geben. Freylich hat es für manche Classe von Lesern einen ungemeinen Reiz, sich stets in einer Traumwelt, in einem gewissen Helldunkel zu befinden, das hier mit eben so mächtigem Zauber wirkt, als das Helldunkel in der Malerey; allein für den Wahrheitsforscher kann nur höchste Klarheit das erste Erfoderniss seyn. Gewiss wird auch vieles bey regem unverdrossenem Forschen, was früher nur geahndet wurde, durch klare Erkenntniss des Zusammenhanges seine gehörige Bedeutung erhalten, ohne dass man nöthig hat, zu unbekannten Kräften seine Zuflucht zu nehmen.

Die gemüthliche Sprache, die der Vf. redet, trägt nicht Wenig dazu bey, das Gemüth des Lesers zu fesseln, indem überall zugleich das Bestreben hervorleuchtet, die Gegenstände mit gebührender Würde zu behandeln. Seine reiche Phantasie leiht ihm eine Fülle von ähnlichen Fällen und Allegorieen, die jedoch nur zu oft das Verständniss mehr erschweren, als erläutern, da meistentheils statt einer wirklichen Deutung bloss ein anderes analoges Beyspiel und Bild aufgestellt wird. Dieses aber wird leicht von einer grossartigen Auffassungsweise überboten, deren Anwendung gerade hier um so mehr an ihrer Stelle ist, als die abgehandelten Gegenstände mit Angelegenheiten in innigster Verbindung stehen, die jedem religiösen Herzen heilig und theuer seyn müssen. Geistreiche Ideen geben dem Ganzen einen besonderen Gehalt; und wenn wir auch die Ansichten des Vfs. aus anderen seiner Schriften kannten, so sind sie doch hier wieder auf eine Art einge-

webt, welche uns nicht selten freudig überraschte. Lassen sich auch hie und da gerechte Einwürfe gegen sie machen, so kann ihnen dieses doch im Ganzen nicht als bedeutende Schuld beygemessen werden, da man weiss, wie vielseitig die Dinge angesehen und gedeutet werden können, und wie verschieden die Individualitäten und Auffassungsweisen der Darsteller sind. Mit einem Worte, wir können diese Schrift im Ganzen allen denen bestens anrühmen, die ins Gebiet der Nachtseite der Naturwissenschaft eindringen wollen, oder eine Darstellung des thierischen Magnetismus durch das ganze Reich der Sichtbarkeit zu erhalten wünschen: denn diess ist mit anderen Worten dasselbe, was der Titel besagt. Geist und Herz wird gewiss in den meisten Fällen wohlthätig ergriffen werden. Wie sehr aber der Werth dieses Werkes anerkannt worden ist, zeigt der Umstand, dass es schon in der dritten Auflage vorliegt. Viele wesentliche Veränderungen und Zusätze hat dieselbe nicht erhalten, obwohl manche Umarbeitung, wie die der ersten Vorlesung, so dass diese zugleich als Einleitung und Uebersicht des Inhalts auch für den zweyten Band, als welchen der Vf. sein anderes Buch: *Die Urwelt und die Fixsterne* betrachtet wissen will, gelten kann. Für die mehr wissenschaftliche Durchführung und Erläuterung mancher Ideen in unserer für ein mehr gemischtes Publicum berechneten Schrift ist besonders seine *allgemeine Naturgeschichte* oder *Andeutungen zur Geschichte und Physiognomik der Natur*, welche wir bereits vor mehreren Jahren in dieser A. L. Z. (1827. No. 97) anzeigten, zu empfehlen.

Was nun den besonderen Inhalt anlangt, so bemerken wir nur, dass er in 14 Vorlesungen eingetheilt wird. Die *1ste* stellt den eigenthümlichen Standpunct dieser Untersuchungen fest; die *2te* handelt von den frühesten Spuren der Naturweisheit und Naturkenntniss bey den Völkern der alten Welt; die *3te* von der Sprache und von einer, wie es scheint, schon dem Alterthum bekannten symbolischen Bedeutung der Natur (eine Traumrede); die *4te* stellt dar eine „innere und äussere Welt von altem und neuem Stil, einen geistigen Auflösungs- und Wiedergestaltungs-Process"; die *5te* handelt vom Weltgebäude; die *6te* über einige Gesetze des Planetensystems; die *7te* von der sogenannten anorganischen Natur; die *8te* von der organischen Welt; die *9te* vom Pflanzenreich; die *10te* enthält einige Bemerkungen über die Annäherungen der Pflanzen zum Thierreich; die *11te* macht Bemerkungen über zwey Reihen in der Classe der Säugethiere; die *12te* spricht von den in einem jetzigen Daseyn schlummernden Kräften eines künftigen; die *13te* von dem thierischen Magnetismus und einigen ihm verwandten Erscheinungen; und zuletzt wird in der *14ten* Vorlesung der Schluss gegeben, indem sie noch einige magnetische Erscheinungen beleuchtet und aufmerksam macht, wie das „immer tiefere Sterben am Niederen zu immer vollkommnerem Leben im Höheren führe."

Einzelne Stellen zur Probe aus einem Buche auszuheben, das bereits in der dritten Auflage vor uns liegt, würde zweckwidrig seyn; eine ausführlichere Kritik des Einzelnen aber die Grenzen des hier uns gestatteten Raums überschreiten. Auch hat es bereits sein Publicum gefunden, und die immer weiter fortschreitende Wissenschaft wird selbst mehr Licht in jene dunkeln Gegenden der Seelenlehre werfen, und von Tag zu Tag immer mehr das Wahre von dem Falschen scheiden.

Ein besonderes Inhaltsverzeichniss und Register fehlen. Druck und Papier sind lobenswerth.

zr.

NATURGESCHICHTE.

NAUMBURG, b. Wild: *Archiv der Naturgeschichte*, oder Sammlung belehrender Abbildungen aus dem Thierreiche; mit erklärendem Texte von *G. A. W. Thienemann*, Pastor zu Droyssig, und Dr. *Theodor Thon*, Privatdocenten zu Jena u. s. w. Erster Band oder 1stes—6tes Heft mit 48 Tafeln in Querfolio, worauf 313 Abbildungen. VI u. 487, sowie XVIII S. Register. 1826 u. 1829. 4. (5 Rthlr.)

Dieses Archiv der Naturgeschichte verdient vor manchen anderen literarischen Producten die eifrige Theilnahme des Publicums, indem es sich über die Mittelmässigkeit erhebt, und viele der interessantesten Erscheinungen aus der Thierwelt dem grösseren Publicum auf eine solche Weise vorführt, dass sowohl der bloss nach Augenweide dürstende Leser durch die im Ganzen gelungenen Lithographieen, als auch selbst der, welcher unterhaltende Belehrung, ja wissenschaftliche Erörterungen sucht, sich in demselben nicht getäuscht finden wird. Es enthält nämlich nicht allein Copieen aus den besten naturhistorischen Werken, sondern auch bisweilen Originalabbildungen, sowohl ganzer Thierkörper als auch einzelner besonders wichtiger Theile, wie Schädel, Schnäbel, Füsse, Eyer u. dergl., welche durch einen ausführlichen und sorgfältigen Text zweckmässig erklärt werden. Allen freylich es recht zu machen, ist eine Aufgabe, welche noch nicht gelöst wurde, und wahrscheinlich haben auch die Herausgeber auf solchen zweydeutigen Ruhm verzichtet; dass sie jedoch den billigeren Wünschen der Mehrzahl ihrer Leser entsprechen werden, glauben wir hier öffentlich aus Ueberzeugung versichern zu können.

Die Erscheinung dieses Archivs ist mit mehreren Umständen begleitet, welche kürzlich angegeben werden sollen, um dem Leser das eigene Urtheil begründen zu helfen, und namentlich manche Erscheinung dadurch zu erläutern, welche bey Durchmusterung desselben auffällt. Schon dass man bey den einzelnen Heften sogenannte *Vorreden*, *Vorwörter* und *Nachrichten* findet, worin bald dieses, bald jenes zur Sprache kommt, deutet darauf hin, dass die der Herausgabe unseres Werkes zum Grunde liegende Idee sich erst allmählich entwickelt habe, und dass es gleich anfänglich dem Plane an Einheit gebrach. Diess wird auch noch durch andere Thatsachen bestätigt. So waren schon die ersten 16 Tafeln fertig, ehe nur der Verleger den ersten Herausgeber (*Thienemann*) ersuchte, ihm dazu den Text zu liefern. Dass mithin davon so manche Aenderung in

der Nomenclatur und Berichtigung der Abbildungen in der Beschreibung die Folge war, lag in der Natur der Sache. Eben so wenig konnte hiebey auf eine mehr wissenschaftliche Anordnung der einzelnen Artikel gesehen werden, sondern es war nun die alleinige Aufgabe, die bereits fertigen Lithographieen so zu beschreiben, dass sie sowohl dem ungebildeten, als wissenschaftlich gebildeten Leser genügten. Dass solches schon dem ersten Herausgeber nicht gelungen sey, dürfte wohl kaum von irgend Jemanden, welcher die hier obwaltenden Verhältnisse gehörig zu würdigen weiss, geleugnet werden; doch möchte wohl noch mancher die teleologischen Herzensergüsse wegwünschen, welche auch der letzte Herausgeber und sicherlich mit Recht weggelassen hat. In der That ist diess einer der Mängel, woran so manche andere Volksschriften leiden, wodurch, wir glauben es mit Einstimmung vieler Sachkundigen behaupten zu können, die Leser von der Hauptsache mehr abgewandt, als ihr zugewandt werden, weil es reines Nebenwerk ist, und wohl für Andachtsbücher passlich, aber nicht für solche, worin reine Thatsachen dargestellt werden sollen. Dass ferner hiedurch eine gewisse Breite erzeugt, dem Ganzen eine Art besonders in unserer Zeit verdächtigen pietistischen Scheines gegeben werde, bedarf nicht noch erst der ausführlichen Darlegung. Dass jedoch kein Vernünftiger in dieser so eben ausgesprochenen Ansicht eine Geringschätzung des religiösen Sinnes erblicken werde, dürfen wir mit Grund voraussetzen, indem er gewiss mit uns einverstanden seyn wird, dass wenigstens dergleichen fromme Betrachtungen, wenn sie einmal nicht fehlen sollen, eher dem Leser oder Lehrer zu überlassen, als selbst noch in solchen Werken weitläuftiger auszuführen sind, wo sie offenbar nicht die rechte Stelle erhalten.

Doch, wir wenden uns zur Angabe des Inhalts, welchen wir summarisch durchnehmen wollen. Es finden sich im Ganzen 32 Säugthierarten, 35 Vögel, 9 Amphibien, 5 Fische, 9 Mollusken, 3 Krustaceen, 7 Araneaceen, 16 Insecten, 7 Akelaphen (Medusen), 1 Koralle und 12 Infusorien abgehandelt. Obgleich diese einzelnen Artikel nicht immer in systematischer Reihenfolge angeordnet sind, so sucht diesen Mangel doch eine nach *Cuviers* System vorausgeschickte Uebersicht zu beseitigen. Im Texte wird zu jeder Art zuerst der Name mit den vorzüglichsten Synonymen gegeben, bisweilen auch Erinnerung der ganzen Gruppe, zu welcher das fragliche Thier gehört, dann Gattungs- und Art-Kennzeichen, ausführlichere Beschreibung, Vaterland und Aufenthaltsorte, Nahrung, Fortpflanzung, Lebensart und merkwürdige Eigenschaften, mit anziehenden Erzählungen erläutert, Nutzen und Schaden, Jagd u. dergl. andere Gesichtspuncte, je nachdem es eben nöthig schien. Hieraus erhellt also, dass dabey mit Umsicht verfahren wurde; indess ist noch hie und da eine besondere Erläuterung der abgebildeten Figuren immerhin wünschenswerth geblieben. Auch fanden wir auf den Tafeln bisweilen eine speciellere Bezifferung der einzelnen Theile, welche im Texte weiter keine Berücksichtigung erhielten. Ungern vermisst man ferner eine nähere Angabe bey so manchen Abbildungen, ob es Originale oder Copieen sind, wie namentlich bey den letzten Heften.

Dass übrigens bedeutende Seltenheiten zur Sprache kommen, wird dieses Verzeichniss darthun. Unter den Vierhändern (*Quadrumana*) ist besonders als selten abgebildet zu bezeichnen: *Ateles hypoxanthos*, *Callithrix melanochir*, *Nyctipithecus Humboldtii*, *Hapale leucocephala*. Als wenig bekannte fleischfressende Thiere (*Carnivora*) sind zu nennen: *Ursus Arctos sibiricus*, *U. longirostris* (der sogenannte Barribal aus Ostindien), *Canis Zerda* und *C. famelicus*. Die genauere Kenntniss dieser beiden letzten Arten verdankt man dem unermüdlichen *Rüppel*, dem auch *C. famelicus* das auf ägyptischen Denkmälern häufig abgebildete hundeähnliche Thier zu seyn scheint. Unter den *zahnlosen* (*Edentata*) verdient besonders das fossile südamerikanische *Riesenfaulthier* (*Megatherium Cuvieri*) und unter den *Dickhäutern* (*Pachydermata*) das *zweyhörnige Nashorn* (*Rhinoceros bicornis*) der Erwähnung. Die *Wiederkäuer* (*Ruminantia*) haben viele interessante Abbildungen erhalten, wie der isländische fossile *Riesenhirsch*, *Cervus megaceros*, dessen genauere Beschreibung man dem irländischen Chirurg *John Hart* verdankt, der *Giraffe* (*Camelopardalis Giraffa*) mit Darstellung des Schädels von verschiedenen Seiten, ferner *Ovis montana* und *Musimon*, welche Einige als die Stammeltern unseres zahmen Schafviehes betrachten, die schönen Antilopen, wie *Antilope Addax*, *montana* und *Dama*. Einige der merkwürdigsten Vögel sind: *Vultur Gryphus*, *Parus pendulinus* mit Nest und Ey, die schönen Colibris, namentlich *Trochilus pegasus*, *ornatus* und *rufus*, der neuholländische Strauss (*Struthio Hollandiae s. Casuarius australis*), *Ciconia ephippiorhyncha* (sattelschnabliger Storch aus Afrika), sowie ein Ey von *Anas mollissima* (Eiderente). *Python Tigris Daud.* (*Boa Tigris*) die getiegerte Riesenschlange, vorgestellt, wie sie eben ein Kaninchen verschlingt. *Elaps Marcgravii*, *Pipa dorsigera* und *P. cornuta* sind seltene Amphibien des Auslandes. *Ballistes Medinella*, *Anampses Cuvieri* und *Aspisurus Carolinarum* seltene Fische. Weniger ausgezeichnete und seltene Arten haben wir unter den Mollusken gefunden, wenn man die Arten der Gattung *Achatina* (wie *A. reginae*, *crenata* und *fasciata*) ausschliesst. Lauter interessante Arten enthält jedoch die 31te Tafel, welche spinnenähnliche Thiere darstellt, wie *Mygale avicularia*, *M. fasciata*, *Thomisus Diana*, *T. Hermannii*, *T. Dauci* und *Atypus Sulzeri*. Interessante Käfer hat die 19te und 39te Tafel. Erste nämlich den *Geotrupes Hercules*, *G. Atlas* und *G. Gigas*; letzte die *Cetonia Cacicus* und *C. Goliath*. Die merkwürdigsten *Schaben* (*Blatta major*, *americana*, *germanica* und *lapponica*), ingleichen die seltsame *Gottesanbeterin* (*Mantis religiosa*) stellt die 45te Tafel dar, sowie Tafel 46 und 40 ausgezeichnete europäische Schmetterlinge, indem der *Seidenraupe* (*Endromis Mori*) zur Darstellung ihrer verschiedenen Entwickelungsstufen eine ganze Tafel (Tafel 47) gewidmet wurde. Vor anderen dürften sich jedoch die auf Tafel 30 aus *Freycinets* Atlas entlehnten me-

dusenähnlichen Thiere der Aufmerksamkeit vieler Leser erfreuen, weil sie so manche frappante Erscheinung bieten (es sind folgende: *Aequorea cyanogramma, grisea, semirosea; Dianaea Balearica D. Endrachtensis, Cyanea Labrichsi* und *Lemniscus marginatus*), auch die ausführlichen Darstellungen der Orgelkoralle (*Tulipora musica*) scheinen aus diesem Werke entnommen, und gewähren die deutlichsten Vorstellungen von diesem merkwürdigen Geschöpfe. Von Infusorien sind auf Tafel 12 eben so viel Arten (12) abgebildet.

Bey den Zeichnungen und der Illumination können nur wenig Ausstellungen gemacht werden, sie sind wegen ihrer Naturtreue grösstentheils sehr zu loben, da sie auch das Leben gehörig darstellen, und nicht bloss Umrisse todter Thierkörper liefern. Hie und da würde die Anwendung der Federmanier zweckmässiger gewesen seyn. Im Texte finden sich manche Druckfehler und auch das Register ist nicht ganz vollständig (so fehlt z. B. *Anas mollissima, Ciconia ephippiorhyncha*). Wird übrigens fernerhin das Interessanteste und Neueste aus der Fülle neuen Zuwachses, womit sich die Wissenschaft jährlich bereichert, zweckmässig ausgehoben, so zweifeln wir keinesweges an der Theilnahme des grösseren Publicums, da sich hier Abbildungen mit ausführlichem Commentar gründlich erläutert vorfinden, welche meistens bloss in den kostbarsten Werken getroffen werden. Zudem bietet dieses Werk ein treffliches Hülfsmittel sowohl für den öffentlichen, als häuslichen Unterricht, und verdient daher Eltern, Erziehern, Lehrern und Jugendfreunden bestens empfohlen zu werden.

zr.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Dresden* und *Leipzig*, in d. Arnoldischen Buchhandlung: *Die Allöopathie*, dargestellt in den Curbildern des Dr. *Crüger-Hansen*. Mit einem Vorwort von Dr. *Carl Friedrich Trinks*, zweite Auflage. XVIII u. 16 S. 8. (8 gr.)

Der Stifter der homöopathischen Schule, *Hahnemann*, hat unlängst seine Gegner, die von ihm sogenannten Allöopathen, in einem eigenen Schriftchen hart angegriffen, ja sogar alle Kranke vor denselben gewarnt. Eine Erwiederung auf diesen in dem gewöhnlichen Stile des Vfs. geschriebenen Angriff ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen; wahrscheinlich halten es die Angegriffenen nicht der Mühe werth, die schon so vielmal von *Heinroth, Simon* u. s. w. in ihrer ganzen Blösse und Nichtigkeit dargestellte Homöopathik abermals an den Pranger zu stellen. Was werden aber die Allöopathen zu *diesem* Schriftchen sagen, welches aus dem Werke eines ihrer Genossen ausgezogen, die Blössen der Allöopathik fast schonungsloser aufdeckt, als *Hahnemann* gethan? — Wie *Germanus* die Schwächen und Widersprüche der Homöopathik aus den eigenen Lehren derselben bewiesen, also thut hier ein Allopathe mit den Lehren der Allöopathik, und bringt so manche schlagende Beweise bey, dass dem Manne, zumal da er doch ein alter Praktiker — wohl einiger Glauben zu schenken ist. Das Hauptwerk von *Crüger-Hansen* hat schon gebührende Anerkennung gefunden, und in einer Kritik desselben fanden wir die Bemerkung, dass die seitlichen Abschweifungen des Vfs. von seinem Thema (Cholera) gar sehr Beherzigung verdienen. Achtung aber muss man wohl gegen einen Arzt haben, der von sich selbst sagt: „Ich weiss sehr wohl und schäme mich nicht zu gestehen, dass ich einer Menge Menschen in Reiz- und Entzündungs-Fiebern durch angewandten Schnepper, Blutsauger, Brech- und Laxir-Mittel geschadet, ihre Leiden verlängert, sie siech gemacht, auch zum Jenseits vor der Zeit befördert, und somit zu früh meinen Kirchhof voll gemacht habe." „Seit 25 Jahren habe ich, den grossen Nachtheil der Blutentziehungen erkennend, in keinem Falle mich derselben bedient, habe nur da zu Blutverlusten Veranlassung gegeben, wo ich das Messer führen muss, hier aber, wie bey der Leistung jedes Geburtsacts, jeden Tropfen Blut aufs Vorsichtigste zu erhalten mich bemüht." Also Selbsterkenntniss, die erste Tugend, wird kein Allöopath Hn. *C. H.* absprechen können, wenn er auch seine sonstigen Ansichten nicht überall unterschreiben dürfte. So glauben wir nicht, dass eine Vereinigung der Allöopathik und Homöopathik möglich, und diess um so weniger, als die Anhänger der letzten Heilmethode von ihren verdünnten, oder wie sie es nennen, potenzirten Dosen keinesweges zurückkommen, vielmehr dieselben immer weiter treiben, wie diess die neueste (4te) Auflage von *Hahnemanns* Arzneymittellehre ausweist, in welcher als Dosis fast aller Mittel ein Decilliontheil (!) angegeben wird, selbst derjenigen, von denen, wie von *Cannabis*, sonst der reine Weingeistsaft gegeben wurde; die Allöopathen ihrer Seits aber noch zu sehr am Blutlassen, Calomel, Opium, steigenden Dosen und Mixturen in allen Formen hängen. Der Vf. erwartet übrigens den Messias der Heilkunde noch; denn S. 10 heisst es: „[illegible] Gewiss wird einmal eine Zeit kommen, wo das Licht der Wahrheit den Sieg gewinnen wird, wo die bisherigen Therapieen, voll vom groben Geschütz (!), für eben so unsinnige (!?) Erscheinungen werden erkannt werden, [illegible]." — Wir enthalten uns, noch mehrere und stärkere Stellen zu excerpiren, und bemerken nur, dass der Vorredner (ob nicht auch Vf.?) sich, wie natürlich, über diesen Pseudo-Panegyrikus der Homöopathik gar sehr freut, und glaubt, dass es nun noch eines Schrittes des Hn. *C. H.* bedürfe, um denselben in einen eifrigen Homöopathen umzuwandeln. Nun, wir überlassen diesen Abtrünnigen dem Hn. Dr. *Simon* junior, der wird ihn in einem zweyten Theile seines *Pseudomessias medicus* (als Commentar zu den Curbildern) [illegible] [illegible] etwas [illegible] bey *Hahnemann* [illegible] [illegible]

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1832.

MEDICIN.

Berlin, b. Nicolai: *Die specielle Therapie*, nach den hinterlassenen Papieren des verstorbenen Dr. *Aug. Gottl. Richter*, öffentl. ordentl. Lehrers der Medicin und Chirurgie auf der Universität zu Göttingen u. s. w.; herausgegeben von Dr. *Georg Aug. Richter*, ausserordentl. Lehrer auf der Universität zu Berlin und seit 1822 ordentl. Professor der prakt. Heilkunde zu Königsberg u. s. w. 1 — 9 B. Erste und zweyte Auflage 1813 — 1821. Dritte unveränderte Auflage. Und 10 Band, zweyte Auflage, bis 11 Band, oder 1ster und 2ter Suppl. Band. 1821 — 1831. gr. 8. (31 Rthlr. 12 gr.)

Eine genügende Kritik des Inhalts der ersten neun Bände zu geben, liegt schwerlich in der Macht eines Einzelnen; daher beschränken wir uns auf eine einfache Anzeige, und wollen das von dem Herausgeber selbst S. 11 der Vorrede des ersten Bandes gegebene Geständniss hersetzen, aus welchem diejenigen, welche das Werk noch nicht besitzen, am besten den Werth und die Brauchbarkeit ersehen können:

„Wahr ist es, das Ganze besteht aus einer Sammlung von Thatsachen, von eigenen und fremden Erfahrungen und nach der Natur gezeichneten Krankheitsbildern; alles dieses ist aber möglichst zweckmäsig zusammengestellt, unter sich verbunden, das Nützlichste und Brauchbarste gehörig hervorgehoben, ja hin und wieder sogar versucht worden, aus den vorhandenen zu einander passenden Materialien einen kleinen Bau aufzuführen."

Wir halten, obgleich der Herausg. dieses Geständniss gleichsam entschuldigend hinstellt, diese Art der Zusammenstellung gerade für sehr zweckmäsig; denn sie setzt den Leser in den Stand, das Vorzüglichste über die einzelnen Gegenstände und das von anerkannt vortrefflichen Männern über dieselben Gedachte, noch durch Beobachtung und Erfahrung mehr oder weniger Bestätigte, mit einem Blicke zu übersehen, und sich vor Einseitigkeit im Denken und Handeln zu bewahren, sowie auch schon bekannte Ansichten nicht für neue zu halten, und mit der Denkungsweise ausgezeichneter Aerzte in Harmonie zu treten. Gerade durch diesen Vorzug, besonders wenn er, wie hier, durch besonnene und vorurtheilsfreye Eklektik begründet ist, erhebt sich das Werk über alle sogenannten Systeme der Medicin, die mehr oder weniger die Farbe der Einseitigkeit tragen, und gewöhnlich irre führen.

Die Regeln, das *Savoire faire* betreffend Band 1. S. 2 — 4, ersuchen wir den Herausg. in den demnächst vielleicht erscheinenden Auflagen zu entfernen; denn sie sind unmoralisch und des wissenschaftlich gebildeten Menschen unwürdig. Darf der öffentliche Lehrer es sich herausnehmen, seinen Zuhörern den Rath zu geben, das Publicum zu hintergehen und zu betrügen? Durch Befolgung desselben sinkt der praktische Arzt eben in der Achtung des Publicums und wird verdächtig; denn verschwiegen bleibt ein so niedriges Benehmen nicht. Wahrheit liebende Collegen üben Polizey über solche Charlatane, und ihr Zutrauen ist dann sehr bald dahin. Nur die Wahrheit trägt den Sieg davon, und es giebt wenig Fälle, wo sie mit Besonnenheit nicht geübt werden könnte. Praktische Belege für diese Behauptung, sowie Beweise dafür, dass da, wo mehrere oder viele Aerzte zusammen praktisch wirken, jede Charlatanerie nicht ungestraft geübt wird, darf Rec. des geringen Raumes wegen hier nicht anführen. Dass aber die neun Bände des Werkes als vortreffliche Compilation betrachtet worden sind, zeigen die wiederholten Auflagen. Wir scheiden demnach von ihnen, mit Ausnahme der Regeln das *Savoire faire* betreffend, unter voller Achtung, und wenden uns zum 10 oder 1sten Supplement-Bande.

Nachdem der Vf. sich von S. 1 — 24 über die neueren Systeme der praktischen Heilkunde im Allgemeinen geäussert und gezeigt hat, wie sie alle aus dem Streben hervorgegangen, die Medicin aus dem Kreise niederer Empirie zur Höhe und Reinheit wahrer Wissenschaft zu erheben; wie demnach jedes System wohl verdiene, mit Würde und Ernst beachtet zu werden, wenn auch ihre eigene Unvollkommenheit, das Attribut menschlicher Leistungen, sie bald zu Grabe getragen habe, und wie eben diese Systeme, indem sie sich gegenseitig so manche Blösse aufgedeckt, dahin geführt haben, dass keinem von ihnen volles Vertrauen geschenkt wird, sondern dass man sich dagegen bestrebt, statt einzelner Sphären und Seiten, die Totalität des Organismus aufzufassen, glaubt er den Ausspruch thun zu müssen: dass man diesen Vortheil dem Einflusse und der Anwendung einer reinen nicht überspannten Naturphilosophie auf die Medicin verdanke. Fernerhin hebt der Vf. die Vortheile, welche die Naturphilosophie für Theorie und

Praxis gewährt, hervor, und geht S. 24 zur neuen Lehre des *Broussais* über. Dieser, ein Nachfolger von *Bichat*, geht von dem Hauptgrundsatze aus: es gebe keine allgemeinen Krankheiten, und die *Gastroenteritis* sey die Grundlage der Pathologie. Das Ungenügende und die Einseitigkeit der *Broussaisschen* Lehre wird von dem Vf. klar dargethan; es wird gezeigt, wie diese Lehre ziemlich allgemein, vorzugsweise in Frankreich, Veranlassung zu der so passiven Haltung der Aerzte, in Bezug auf Anwendung innerer Mittel, geworden sey, die sich bloss auf *Mucilaginosa* und ähnliche Mittel beschränke, weil sie überall nur Reizung und Entzündung erblickten. Verwandt in seinen obersten Grundsätzen mit der Lehre des *Broussais* ist der *Contrastimulus*, indem er wie auch die Erregungstheorie nur auf ein Reizverhältniss begründet ist, sich bloss auf Dynamik stützt, die thierische Materie, die in ihr vorgehenden Metamorphosen, daher die organische Chemie unberücksichtigt lässt, und behauptet: das Leben bestehe nur in Erregung, und Mangel oder Uebermass derselben setze allein Krankheit. Der *Contrastimulus* hat wie der Brownianismus zwey entgegengesetzte Zustände, nämlich die *Diathesis* des Reizes = Browns *Sthenie*, und die *Diathesis* des Gegenreizes = *Asthenie*, die als Basis für das ganze System dienen. Eine weitere Eintheilung der Krankheiten nach ihren Ursachen u. s. w. findet nicht Statt. Diese Lehre, bemerkt der Vf. S. 77, ist offenbar theils aus der von *Brown*, theils aus der Zoonomie von *Darwin* hervorgegangen und eben so ungenügend und einseitig wie jene. Eigenthümlich sind diesem Systeme noch die ungewöhnlich grossen Arzneygaben, die schwerlich Nachahmer finden werden. Das Uebrige dieser neuen Lehre ist bekannt.

Die Homöopathie wird mit derselben würdevollen und ernsthaften Umsicht vom Vf. kritisch behandelt, und ihre Unhaltbarkeit dargethan. *Hahnemanns* Grundsätze, auf welchen sein System ruhet, sind: *Similia similibus curantur*; alle Krankheiten sind nur dynamische Verstimmungen, also nicht das Resultat materieller oder zoochemischer Veränderungen in den Säften und festen Theilen des Körpers; die Wirkungen der Arzneykörper dürfen daher ebenfalls nur als dynamische betrachtet werden; daher brauchen sie nur in sehr kleinen Dosen in den Organismus zu gelangen, um jene dynamische Umstimmung hervorzubringen, welche nach *Hahnemann* schon hinreicht, jede Abweichung vom Normalstande der Gesundheit zu entfernen.

Mit recht vielem Interesse hat Rec. die Bemerkungen über den kindlichen Organismus, welche der Vf. von S. 123 bis 160 giebt, gelesen, und muss bekennen, dass demselben die reine Anschauung der kindlichen Natur gelungen ist. Sie sind sehr zu beherzigen, und wohlverstanden müssen sie von erfolgreichem Einflusse auf die Kinderpraxis seyn. Wie es schon oft geschehen von denkenden Männern, so hat auch hier der Vf. die, leider so oft verhallte, Warnung vor der Anwendung narkotischer Mittel in der Kinderpraxis wiederholt. So manche Kinderkrankheiten würden nicht als unheilbar verschrieen, und die armen Kranken hülflos werden, wenn der Zuruf des Vfs. zu den Ohren solcher Aerzte dringen könnte, die sich mit der Behandlung kranker Kinder zwar abgeben, aber keineswegs ihnen gewachsen, d. h. nicht im Besitz einer ungetrübten Ansicht des kindlichen Organismus sind, sondern, wie der Vf. wahr bemerkt, sich leider gewöhnt haben, die Krankheiten der Kinder wie die der Erwachsenen zu behandeln. Man würde nicht mehr ganze Unzen Saft mit [illegible] den Neugebornen, nicht wochenlang Belladonna, Blausäure u. s. w. gegen Keuchhusten reichen, wenn man sich die Mühe geben wollte, den kindlichen Organismus in seiner Eigenthümlichkeit anzuschauen, und zwar nicht mit systematischer Brille u. s. w., sondern auf die vom Vf. dargebotene Weise. Sehr verdient würde der Herausgeber sich um die Kinderwelt machen, wenn es ihm gefiele, die Kinderkrankheiten im Sinne der hier gegebenen allgemeinen Bemerkungen abzuhandeln, und das schon von anderen Schriftstellern vorhandene Gute nicht unbeachtet zu lassen. Viel ist in diesem Zweige der Heilkunde in den letzten Decennien zwar geschehen, aber manche Lücke dennoch auszufüllen. S. 146 tadelt der Vf. mit Recht die Gewohnheit, dass Neugeborne sogleich einer kälteren Temperatur ausgesetzt werden; Rec. muss hinzufügen, dass diess selbst von Geburtshelfern in dem so unbesonnenen Baden der Kinder geschieht. Die Gefässe, in denen sie gebadet werden, sind gewöhnlich zu flach. Kopf, Brust und Unterleib werden daher mit Wasser nur bespült, und durch den Verdunstungsprocess auf der Haut sogleich nach der Geburt Erkältung herbeygeführt. Das allmähliche Entwöhnen und vorsichtige Gewöhnen an consistente Nahrungsmittel wird sehr empfohlen — möchte es doch berücksichtigt werden! Das Entgegengesetzte geschieht aber häufig noch selbst von Aerzten, die sich nicht schämen, dem Kinde vor dem Erscheinen der Zähne schon consistente Nahrungsmittel zu empfehlen, und oft auf die wunderlichste Weise für dasselbe anzukochen. Verdünnte und zwar nach Verhältniss des Alters mit Wasser verdünnte, von einer mit gesunder Nahrung gefütterten Kuh genommene Milch (denn die Milch der Kühe, welche vor der Blase stehen, bekommt Kindern schlecht, wie Rec. versichern kann) ist die beste Nahrung; jedoch werde sie ohne Zucker gereicht, der leider in der Kinderwelt durch unsinnige Vorstellung alter Frauen und Aerzte beynahe zur Nahrung geworden ist, und so oft Veranlassung zu Verdauungsbeschwerden wird; da der Magensaft, pankreatische Saft und die Galle, neben der Verdauung selbst, in dem Neugebornen nicht in der Masse kräftig sind, dass sie den zugeführten Ballast von Zucker zu neutralisiren vermöchten. Wenn aber Vf. S. 149 behauptet, die Leber trete nach der Geburt einen Theil ihrer Function an das Herz ab, so ist diese Behauptung dahin zu berichtigen, dass sie vielmehr ihre Function und ihr Vorherrschen in dem Masse allmählich einstellt, als die Function der Lungen, also die Respiration, kräftiger wird; denn sie hat bis dahin im Fötus die Function der Lungen ausgeübt, und durch ihr zu schnelles Zurücktreten werden namentlich gleich nach der Geburt, und wenn die Respiration noch nicht kräftig genug ist, Krankheiten oder Störungen in der

Verdauung eintreten. Rec. wünscht, dafs dieser Umstand bey der nächsten Auflage berichtiget werde.

Von S. 161 u. f. w. folgen die vorzüglichsten neuen Arzneymittel, denen der Vf. vorzugsweise Aufmerksamkeit geschenkt hat: nicht leicht ist ihm hier etwas Wissenswürdiges entgangen. Lobenswerth wird von ihm herausgehoben, wie jetzt unter den Aerzten, und Rec. fügt hinzu, unter denen der jüngeren Generation, die Ueberzeugung herrschend geworden ist, dafs die Arzneymittel, wie die Einflüsse der Aufsenwelt überhaupt, nicht allein quantitativ, sondern auch qualitativ auf den lebenden Organismus einwirken, und ihm folglich als etwas Dynamisches und Materielles einverleibt werden. So lange, sagt der Vf. ferner, als man in der Beziehung lebender Körper zum umgebenden All nur ein Reizverhältnifs, zwischen beiden nur eine quantitativ dynamische Wechselwirkung annahm, wie diefs in der langen Reihe von Jahren, in welcher der Brownianismus und die Erregungstheorie die Aerzte fesselte, der Fall war, mufste man glauben, mit wenigen Arzneyen auszureichen, wenn man nur verstehe, in der Gabe zu steigen oder zu fallen, um sie der erhöheten oder gesunkenen Dynamik anzupassen. Wenn man daher noch neuerlichst in Handbüchern der *Materia medica* liest: das Mittel potenzirt oder depotenzirt Sensibilität oder Irritabilität, und also die Wirkung desselben rein auf Dynamik bezogen findet, so heifst das ungefähr eben so viel, als wenn Jemand vom Wasser behauptet, dafs es nafs mache. Einen grofsen Antheil an einer richtigeren Ansicht über die Wirkung der Arzneymittel hat nach dem Vf. auch die Chemie, durch deren Fortschritte es gelungen ist, in die Natur so mancher Heilmittel tiefer einzudringen. Von dem, was der Vf. so fleifsig und umsichtig über die einzelnen Arzneymittel hier gesammelt hat, können wir nichts weiter mittheilen, und verweisen in dieser Beziehung auf das Werk selbst.

Der 11te oder 2te Supplement-Band enthält Bemerkungen und Zusätze über pathologische Anatomie, die Nervenfieber, das *Delirium tremens*, die Percussion und Auscultation und die Krankheiten der Respirationsorgane. Im Allgemeinen zeigt der Vf. die grofsen Vortheile, welche die Medicin der pathologischen Anatomie verdankt, macht aber gleichfalls auf die Irrthümer, zu denen sie so leicht Veranlassung giebt, warnend aufmerksam. Gezeigt wird, wie schwer es überhaupt sey, aus dem, was nach dem Tode gefunden wird, einen Schlufs auf die Natur und Ursache der Krankheit zu machen, und wie wenig reellen Vortheil demnach die pathologische Anatomie zu gewähren vermöge. Dessen ungeachtet sey sie keinesweges zu vernachlässigen, und für die Aufhellung der Pathologie von unberechbarem Nutzen, sey es auch nur in Bezug auf sinnliche Wahrnehmung. *Morgagni* wird hier als der Erste genannt, der sie nützlich bearbeitete, indem er den Leichenöffnungen eine genaue Erzählung der dem Tode vorangegangenen Krankheit beyfügte, und hieraus lehrreiche Folgen für die Pathologie und Therapie zu ziehen suchte. Angehängt sind diesen interessanten Reflexionen die vorzüglicheren Schriftsteller über pathologische Anatomie. Auch zeigt der Vf., wie die pathologische Anatomie vorzugsweise jetzt in Frankreich cultivirt werde, und allerdings hoffen dürfe, auf eine bis jetzt noch nicht erreichte Stufe der Vollkommenheit zu gelangen; wie aber auch auf der anderen Seite französische Aerzte zu weit gehen, wenn sie ihr ganzes Heil in Bezug auf Diagnostik und Therapie in der pathologischen Anatomie suchen, da viele Krankheiten keine Spuren von dem Zustande, wie er im Leben war, nach dem Tode zurücklassen; wie ferner dagegen deutsche Aerzte vorsichtiger und besonnener zu Werke gehen, indem sie zwar der pathologischen Anatomie viel Aufmerksamkeit schenken, aber auch eingedenk sind, dafs man sich nicht allein auf sie verlassen dürfe, und dafs sie nicht im Stande sey, über alle pathologischen Processe genügenden Aufschlufs zu geben. Sehr wahr bemerkt der Vf., wie wenig Sectionen, namentlich in der Privatpraxis, dazu geeignet seyen, bündige Resultate zu liefern, da eines Theils eine kunstgerechte Section gehörige Technik voraussetze, also von Anatomen von Fach nur mit Nutzen angestellt werden könne, anderen Theils bey Privatsectionen meistens die hauptsächlichsten Hülfsmittel fehlen, welche der Section Vollständigkeit und daher Glauben verschaffen können. Dafs ferner Privatärzte weit mehr Sectionen vornehmen, um ihren Ruhm zu stützen und ihren Ruf zu rechtfertigen, sehr häufig sogar eine *Causa mortis* fingiren (wozu aber selbst der Herausgeber in den Regeln über das *Savoire faire* Anleitung giebt), als das Wesen und die Ursache der Krankheit zu erforschen, und dafs man also keinen Werth auf dergleichen Proceduren legen dürfe. Nur, meint der Vf., und das scheint dem Rec. ebenfalls das Richtige, Hospitäler und klinische Anstalten seyen unter einigen nothwendigen Requisiten, die angegeben werden, dazu geeignet, mit Nutzen Leichensectionen vorzunehmen.

Von S. 21 bis 39 giebt der Vf. eine kurze Angabe der vorzüglichsten neueren Meinungen über den Begriff und das Wesen der Fieber, und fügt einige Puncte, wie er glaubt, von Wichtigkeit, hinzu: „Ein localer Charakter kommt wohl allen Krankheiten, mithin auch dem Fieber zu; denn ein in allen Systemen und Organen von der Norm abweichender Zustand ist nicht denkbar;" dennoch sagt er sogleich wieder: „Vorzugsweise kommen aber beym Fieber auf ein ziemliches allgemeines Leiden der Irritabilität sowohl als Sensibilität und Reproduction deutende Erscheinungen vor." Wie reimt sich das aber zusammen, und warum sollte nicht ein normwidriger Zustand gedacht werden können, der sich über alle Systeme verbreitet? Wir dürfen den Vf. nur an die Exantheme und Cachexieen erinnern! Wenn auch die eine oder andere Krankheit in einem Systeme primär beginnt, so kann sie doch nach organischen Gesetzen nicht lange isolirt bleiben. Ueberhaupt möchte wohl die Zahl der localen Krankheiten, wenn man die mechanischen Verletzungen ausnimmt, sehr gering seyn. Der erste Satz, unter den im Buche aufgeführten Nummern, ist jedenfalls in Verbindung mit dem zweyten falsch; aber auch allein und für

fich nichts als eine ftarre Hypothefe ohne alle Bafis. Wahr und logifch richtig wäre der erfte Satz: dafs dem Fieber ein localer Charakter zukommen mufs, wenn er (ausgemacht?) allen Krankheiten zukommt. Unter No. 2, 3, 4 und 5 hebt der Vf., wenn auch mit ftarker Begriffsverwirrung, das unter No. 1 Gefagte wieder auf, und wir erinnern die Befitzer des 11ten Bandes, diefe Puncte ihrer Merkwürdigkeit wegen aufmerkfam nachzufehen, um fich felbft zu überzeugen. So wird z. B. unter No. 2 behauptet: „Nicht allein erhöhete, auch gleichzeitig eigenthümlich krankhaft veränderte, bald mehr bald weniger mit erkrankter Senfibilität und Reproduction verbundene Reactionen bedingen das Fieber u. f. w.". Diefe Behauptung ift wiederum falfch; denn die Reaction bedingt nicht das Fieber, fondern das Fieber ift die Reaction felbft, nämlich: wenn eine Disharmonie in jedem lebenden Organismus bis zu dem Grade fich fteigert, dafs Fieber überhaupt entftehen kann, fo tritt daffelbe *qua reactio* auf; denn geringere Abweichungen vom Normalzuftande erregen noch kein Fieber. Ja, unter No. 5 heifst es fogar: „Localaffectionen können nicht als die beftimmenden Momente des Fiebers, diefes nicht als ihr Symptom betrachtet werden — das Localfymptom fcheint felbft nicht felten vom Fieber abzuhängen u. f. w.". So, in Bezug auf den oben zuerft angeführten Satz, zu denken, verftöfst aber fehr gegen die Logik, und man follte beynahe den Verdacht fchöpfen, dafs der Vf. *nur* compiliren könne.

Recht intereffant ift dagegen das Räfonnement von S. 28 bis 39 über die *Conftitutio morborum ftationaria.* Es wird hier gezeigt, dafs diefelbe fich kund giebt durch ein Ueberwiegen der drey Hauptfyfteme des Organismus. Das Ueberwiegen des fenfibeln Syftems giebt die nervöfe, das des irritabeln die entzündliche, das des reproductiven die gaftrifche Conftitution mit ihren vielfältigen Modificationen und oft fehr verwickelten Nüançen. In den letzten Jahren des verfloffenen Jahrhunderts herrfchte die vegetative, gallichte, gaftrifche Conftitution, die zu Anfange diefes Jahrhunderts in die nervöfe überging. In diefe Periode, fagt der Vf., fiel die Blüthe des Brownianismus und der Erregungstheorie; fie mufste aber, nachdem die gaftrifch nervöfe Conftitution 10—12 Jahre, alfo bis zum Jahre 1813 ungefähr, gedauert hatte, dem antiphlogiftifchen Verfahren nun weichen, weil in diefer Zeit die entzündliche Conftitution aufgetreten war, welche angeblich bis zu dem Jahre 1823 gedauert haben foll, und auf welche wieder der gaftrifche, fpäter gaftrifch-nervöfe Charakter folgte, der nun auch noch jetzt befteht, und wahrfcheinlich über kurz oder lang wieder in den entzündlichen Charakter übergehen wird. Wir fagen wahrfcheinlich, da der Vf. bemerkt und auch hiftorifch es fich ergiebt, dafs der ftehende Krankheitscharakter eben nicht viel über 10—15 Jahre dauert. Recht beachtenswerth ift von dem Vf. bemerkt worden, wie in den Jahren 1809—1812 und feit 1826 die Wechfelfieber fo allgemein verbreitet vorkommen, und fie fcheinen ihm, wohl nicht mit Unrecht, ein verbindendes Glied zwifchen der gaftrifch-nervöfen und entzündlichen Conftitution zu feyn. Vor Blutentziehungen wird demnach in Bezug auf obige Angabe gewarnt; nur individuelle Fälle machen hier eine Ausnahme.

Bey der Bearbeitung der Nervenfieber werden die verfchiedenen Definitionen verfchiedener Autoren angegeben, und die Bemerkung hinzugefügt, dafs der Begriff Fieber, Nervenfieber eben fo fchwierig fey, als die Definition und der Begriff der Entzündung. Beachtenswerth fcheint es Rec., dafs der Vf. die Definition von *Rau* als die einfachfte und wahrfcheinlich noch am meiften wahre heraushebt: „unter Nervenfieber ein anhaltendes Fieber mit Zeichen eines vorwaltenden Leidens des Nervenfyftems zu verftehen". Die übrigen Definitionen find zu befchränkt, und erlauben keine Accommodation, was aber ihren Urhebern weiter nicht zur Laft fallen kann, da es allbekannt ift, dafs nur ziemlich genügende Definitionen zu den frommen Wünfchen gehören.

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, in der Weidmannfchen Buchhandlung: *Mufenalmanach für das Jahr* 1831. Herausgegeben von *Amadeus Wendt*. Zweyter Jahrgang. Mit Tiecks Bildnifs. 312 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenig grofsartig begeifterter Vaterlands- und Kriegs-Gefang, kein müffiges Getändel, wenige Reimereyen, viele Gedichte, wenig Humor und Scherz, aber Heiterkeit, wahrhaft dichterifches Gefühl, geiftige und tiefe Gedanken, in der anmuthigften edelften Form, ohne Ziererey und Halbfchürigkeit, mannichfacher Stoff von hochbegabten Meiftern, einem *Arndt*, *Chamiffo*, *Goethe*, *Mayer*, *Rückert*, *Schwab*, *Tieck*, *Uhland*, *Wendt*, *Zedlitz*, in wohlklingenden, reichhaltigen Verfen tönend, bilden eine Blumenlefe, wie unfere an poetifchen Blüthen fo armfelige Zeit kaum hoffen liefs. — Möchten die trefflichen Sänger nicht vergeblich die Leier gerührt haben, möchte mancher, von dem Schwindelgeift auf Irrwege verlockt, von dem Wahn geheilt werden, dafs zartes Gefühl, das harmonifch fchöne, innige Sinn für die Natur, Ahnen und Sehnen der Liebe für das Göttliche im Herzen des Menfchen nothwendig fad und kalt feyn müffe!

Das Bildnifs ift fehr gut geftochen, auch nicht unähnlich, ohne jedoch den Geift, die Grazie, im Gefichte des Originals treu wieder zu geben.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

MEDICIN.

Berlin, b. Nicolai: *Die specielle Therapie* nach den hinterlassenen Papieren des verstorbenen Dr. *Aug. Gottl. Richter* u. s. w. Herausgegeben von Dr. *Georg Aug. Richter* u. s. w. I—II Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ueber das Wesen des Nervenfiebers herrschen eben so verschiedene Ansichten, wie über das Wesen der Entzündung. Die Ansicht, dass das Wesen derselben in Entzündung des Gehirns bestehe, die von Marcus und Consorten [illegible] vertheidigt wurde, ist widerlegt, und mit Recht verworfen. Weit mehr scheinen die Schriftsteller sich der Wahrheit zu nähern, die das Wesen des Nervenfiebers in einen congestiven, erethischen und in manchen Fällen consecutiv oder secundär ulcerösen und partiell erweichten Zustand der Darmschleimhaut und anderer Eingeweide des Abdomens setzen. Der Verlauf einer Gehirnentzündung ist ein ganz anderer, wie der des Nervenfiebers, das durch Gehirnentzündung bedingt seyn soll. Recht lesenswerth hebt der W. S. 40 die Beobachtung des Dr. v. *Pommer* heraus, der in den Leichen am acuten Nervenfieber Verstorbener nur selten krankhafte Beschaffenheit des Gehirns und Nervensystems fand; häufiger dagegen anomale Beschaffenheit der Brust- und Bauch-Eingeweide, hauptsächlich Exulcerationen im Ileum, krankhafte Excrescenzen und warzenartige Granulationen auf der Schleimhaut dieses Darms, Erweichungen einzelner Darmpartieen, mit und ohne vollkommene spontane Durchlöcherung antraf. Diese Beobachtungen geben demnach den bisher über das Wesen des Nervenfiebers aufgestellten Hypothesen einen gewaltigen Stoss, indem sie zeigen, dass die ursprüngliche und primäre Bedingung des pathologischen Zustandes, den sporadisches oder epidemisches Nervenfieber genannt wird, nicht vom Nervensysteme ausgeht, sondern anderweit und höchst wahrscheinlich durch eine von atmosphärischen und ungünstigen localen Verhältnissen abhangende und vermittelt werdende Alteration des Blutes und der Säfte bedingt wird. Von den Erweichungen der organischen Gewebe ist es ziemlich gewiss, dass sie nicht durch ein primäres Leiden der Nerven bedingt werden, sondern aus einer gesunkenen und alterirten Vitalität des Blutes und der Säfte, herbeygeführt durch ungünstige atmosphärische und locale Einflüsse, entstehen. Deshalb und weil auch *Puchelt* sehr häufig Erweichung der Milz beym Nervenfieber antraf, lässt sich aus der Analogie mit den protopathischen Processen der Erweichung dieser Schluss für das Wesen des Nervenfiebers mit Recht machen. Man scheint in den letzten Jahren, höchst wahrscheinlich durch den stationär gastrisch-nervösen Charakter verleitet, ziemlich allgemein sehr freygebig mit den Ausdrücken Nervenfieber und nervöser Zustand zu seyn, und diese bey Krankheiten, deren Wesen mit den Nerven nichts zu schaffen hat. Etwas Anderes ist es, dass das Nervensystem im Verlaufe des pathologischen Processes mit afficirt wird, und dass ohne seinen Beytritt keine Reaction möglich ist; diess wird aber von einseitigen Neuropathologen gar nicht berücksichtigt, sondern man demonstrirt ins Blaue hinein das primäre Ergriffenseyn des Nervensystems, und richtet trotz dem noch vernünftig genug die Behandlung gegen die in ihrer Vitalität alterirte Masse des Blutes und der Säfte, indem man allgemein auf Bethätigung der Secretionen, Verbesserung der Verdauung und Hebung der Assimilation hinwirkt, oder man verfährt symptomatisch, giebt Nervina ohne Nutzen, und ist dann noch gar so unverschämt, dieses Verfahren ein rationelles zu nennen! Hat man sich doch neuerlichst nicht geschämt, die Cholera eine Nervenkrankheit zu nennen; und wenn diese [illegible] Verwirrung so fortgeht, kann es gar nicht fehlen, dass am Ende alle Krankheiten Nervenkrankheiten sind und auch nicht; denn wie viele allgemeine und örtliche pathologische Zustände mag es wohl geben, bey denen nicht mehr oder weniger die Nerven des pathologischen Processes theilhaftig werden! Darum allein verdienen sie aber noch nicht den Namen Nervenkrankheit, und man kann dadurch noch nicht berechtigt seyn, das Wesen oder den Sitz einer Krankheit im Nervensysteme zu suchen.

In Bezug auf die den Nervenfiebern und dem Typhus zum Grunde liegenden Localaffectionen äussert sich der Vf. S. 51 u. s. w. verneinend, und führt dafür seine Gründe an (vergl. S. 21 bis 29). Er hält die entzündliche Affection sowohl des Gehirns als des Gangliensystems für Symptom, oder besser für secundäre Erscheinung. Diese Symptome entstehen nach dem Vf.

häufig erst im Verlaufe der Krankheit, und können demnach nicht als die Krankheit bedingend angesehen werden. Die Prognose richtet sich nach dem guten oder schlechten Stande der Dinge überhaupt; einige von Mehreren beobachtete schlimme Erscheinungen, auf welche öfter der Tod folgte, sind vom Vf. angegeben. Bey der Behandlung werden einzelne vom Vf. gewürdigt, die Brechmittel, die mineralischen Räucherungen, die Blutausleerungen u. s. w. Sehr beachtenswerth ist das, was der Vf. S. 66 über das Verhalten des Arztes in Hinsicht auf Anwendung von kräftigen Medicamenten sagt, und dass er vor Reizmitteln warnt; die specielle Betrachtung der im Nervenfieber empfohlenen Mittel hingegen gründet sich weniger auf eigene Erfahrung des Vfs.

Die Bearbeitung des *Delirium tremens* von S. 97 bis 134 ist gediegen, und der Vf. gesteht selbst, dass er hier vorzugsweise *Barkhausen* gefolgt ist, dessen Schrift über diesen Gegenstand er für eine gut gelungene Arbeit hält. Nachdem er die vorzüglichsten Schriften und die Symptomatologie angegeben hat, theilt er das *Delirium tremens* in idiopathisches und symptomatisches und als für die Praxis höchst wichtig in die acute und chronische Form ein. Die acute wird wieder in die sthenische und asthenische Form eingetheilt, deren unterscheidende Merkmale deutlich hervorgehoben sind. Auch die chronische Form ist bald sthenisch, bald asthenisch; jedoch die Prognose hier immer ungünstiger als bey der acuten Form. Ueber das Wesen des *Delirium tremens* liegt nach dem Vf. noch tiefes Dunkel ausgebreitet. Die Behandlung ist obiger Eintheilung gemäss angegeben. Jedoch wird vorzugsweise die sich als vortheilhaft und bewährt gefundene Methode von *Barkhausen* angegeben, in der und namentlich in der acuten und sthenischen Form der *Tartar. stibiat.* mit ausgezeichnetem Erfolge gegeben worden ist. Vor der dreisten Anwendung des Opiums, wie diess namentlich die Engländer thun, wird mit Recht gewarnt; jedoch leistet es in der asthenischen Form gute Dienste, und ist nach *Barkhausen* selbst durch kein anderes Mittel zu ersetzen.

Den Krankheiten der Respirationsorgane hat der Vf. von S. 134—172 die Lehre von der Auscultation und Percussion vorangeschickt, und bemerkt über dieselben, dass sie zwar nicht ganz zu vernachlässigen seyen, aber auch bey Weitem das nicht gewähren würden, was namentlich französische Aerzte sich von ihnen versprechen. Bey der Lungenentzündung ist er hauptsächlich *Laennec* gefolgt, und S. 182 bemerkt er gegen die Meinung: „der Lungenbrand erfolge ohne vorhergegangene Entzündung", dass rascher Uebergang des Lebens in völligen Tod ohne sie nicht denkbar sey. Wir heben diese Stelle deshalb hier vorzugsweise aus, weil man auch von der Erweichung ganz falsch dasselbe behauptet hat. Vom Blutlassen behauptet der Vf. mit Recht, dass er in Pneumonieen durch kein anderes Mittel zu ersetzen sey, was auch manche Autoren darüber sagen möchten, indem es kein Mittel gebe, was directer die Vitalität und Plasticität des Blutes herabzustimmen vermöge, als das Blutlassen. Daher mögen Aerzte sich durch kühne Hypothesen und einseitige Behauptungen nicht irre leiten lassen, in wahren Pneumonieen dreist zur Ader zu lassen. Unter den Mitteln, durch welche man das Aderlassen hat entbehrlich machen wollen, steht der Brechweinstein oben an. Er ist bekanntlich von *Peschier* zu diesem Behufe empfohlen, ist vielfach deshalb versucht worden, und hat viele Vertheidiger gefunden. Indessen aus den Beobachtungen und Erfahrungen über seine Wirksamkeit in Lungenentzündungen geht als ziemlich gewisses Resultat hervor, dass er zwar ein recht schätzbares Mittel ist, jedoch nicht in so grossen Gaben gegeben werden darf, als *Peschier* und seine Nachahmer thaten; dass er nicht ohne vorhergegangenes Aderlassen gute Wirkung hervorzubringen scheint, und keineswegs im Stande ist, diess entbehrlich zu machen, überhaupt aber in allen Fällen mit Vorsicht angewandt werden muss. Die wohl kaum zu bezweifelnde Richtigkeit dieser Bemerkungen setzt der Vf. von S. 203—207 mit Umsicht und Gründlichkeit aus einander, und führt daneben noch die beobachteten nachtheiligen Folgen von der heroischen Anwendung dieses Mittels an. (Gewiss vermag er aber, indem er Ekel erregend wirkt, also seine Wirkung auf das Nervensystem ausdehnt, und diess zur Reaction aufruft, und indem er ferner in Ekel erregenden Gaben eine gewaltige, der Ohnmacht nahe kommende Abspannung hervorbringt, den beginnenden Entzündungsprocess und die sich entwickelnde Plasticität der Blutmasse niederzudrücken und aufzuhalten; eines Theils dadurch, dass er die das arterielle System bewegende Nervensphäre entspannt, wie denn unleugbar grosse Gaben selbst Stillstand des Herzens hervorzubringen vermögen — andern Theils aber auch dadurch, dass er höchst wahrscheinlich in die Blutmasse selbst eingeht, und hier dynamisch und chemisch die Plasticität derselben antastet, wie die Vermehrung der Absonderung des pankreatischen Saftes, der Galle, des Harns und der Absonderung in der äusseren Haut diess schliessen lassen. Hierauf beruhet gewiss auch seine vortreffliche Wirkung im beginnenden Croup; und wenn viele Praktiker den Brechweinstein hier dem schwefelsaueren Kupfer vorziehen, so haben sie hinreichend Grund dazu.) Trefflich hat der Vf. hier die Lungenentzündung der Kinder abgehandelt, welche recht viele Berücksichtigung verdient, und von welcher er ein treues und klares Bild entworfen hat. Sie ist, in ihrem Erscheinen sehr verschieden von der der Erwachsenen, und ihre Diagnose schwieriger, ihre Prognose ungünstiger und der Ausgang meist oder sehr oft tödtlich.

Die *Pleuritis* handelt der Vf. von S. 217 bis 232 ab. Die Behauptung von *Laennec*, welche der Vf. S. 232 anführt: dass in der chronischen Pleuritis auf die Operation des Empyems nur geringe Erleichterung und baldiger Tod erfolge, fand auch Rec. bestätigt in einem Falle, wo das Individuum schon lange vorher an Verdauungsbeschwerden und Cardialgie gelitten

hatte, und wo ohne bedeutendes Fieber, ohne besonders heftige Schmerzen, bey nur periodischem Husten ohne Auswurf, sich am 15 Tage zwischen der 6 und 7 Rippe Erhabenheit, Röthe und Fluctuation zeigte, und am 18 Tage der Krankheit, auf die am 17 unternommene Entleerung des Extravasates, der Tod erfolgte.

Ueber die *Haemoptysis* hat der Vf., wie er sagt, wenig Neues hinzufügen können. Das Wesen derselben ist noch sehr dunkel, und daher die Meinungen über ihr Zustandekommen sehr verschieden. Das Hauptresultat aller Erfahrung über die Behandlung derselben ist, dass der Anfall als Naturhülfe betrachtet werden muss, und nur wenn er zu excessiv ist, zu seiner Hemmung etwas gethan werden darf. Die antiphlogistische Behandlung ist allen anderen vorzuziehen; daher haben auch Salpeter und Kochsalz sich in den meisten Fällen und nach den Beobachtungen guter Praktiker am wirksamsten zur Stillung der Blutung und Beseitigung der localexcentrischen Gefässthätigkeit bewiesen.

Von S. 241 bis 300 wird die *Bronchitis* abgehandelt, unter welcher *Catarrhus pulmonum*, *Cat. suffocativus*, manche Arten von Asthma, Schleimschwindsucht und Blenorrhöe der Lungen, *Peripneumonia notha* begriffen sind. Hiedurch ist der Begriff der Bronchitis ziemlich unbeschränkt gegeben, und manche pathologische Zustände der Respirationsorgane sind unter ihre Kategorie gebracht, die anderwärts unter anderen Namen vorkommen, was der Vf. S. 242 selbst gesteht. Eingetheilt wird sie in die acute und chronische Form. Die erste kann in die letzte übergehen, und dadurch wird der Nutzen der Eintheilung weniger bedeutend. Uebrigens müssen wir auf die Abhandlung selbst, die das Gediegenste aus den besseren Werken über diesen Gegenstand giebt, verweisen.

Von S. 300 bis 388 handelt der Vf. den *Croup* ab. Er führt 8 verschiedene Arten desselben auf, die von Schriftstellern nach und nach unterschieden sind, sich jedoch schwerlich in der Natur so wieder finden. (Es scheint demnach, als wenn Manches für Croup ist gehalten worden, was den Namen nicht verdient, und wir glauben hier wieder ein Beyspiel zu finden, wo die grundlose Vervielfältigung eines und desselben Grundleidens, statt Klarheit, nur Verwirrung und Dunkelheit herbeyführt. Ueber das Wesen des Croups sind die Ansichten sehr verschieden, und für die Praxis ist es sehr wichtig, ob er entzündlicher oder nicht entzündlicher Natur ist. Für die erste stimmen die meisten Schriftsteller, ohne jedoch einen klaren und die Sache umfassenden Begriff zu geben. So viel ist aber wohl im Allgemeinen anzunehmen, dass der Anfall des Croups durch einen über die ganze Blutmasse verbreiteten Evolutionszustand bedingt wird, und dass hier derselbe Vorgang Statt findet, wie bey der Entstehung der Pleuritis und den Entzündungen anderer seröser Häute und deren nächsten Umgebungen. Ist dieser Evolutionszustand verbunden mit überreicher Plastik der Blutmasse da, so wird er nach organischen Gesetzen an irgend einem Orte abgesetzt, und dann erst tritt das Ganze dieses Verhältnisses in die Beobachtung. Von der Höhe dieser Evolution und der Stärke der Plasticität hängt es eben ab, ob der Croup unter der Form der Congestion, des Erethismus oder der Entzündung verläuft, und dieser Umstand sowie auch der, dass Entzündungen seröser Häute nach dem Tode nicht immer gesehen werden, hat wohl Veranlassung gegeben, zu behaupten, dass die Entzündung nicht wesentlich sey. Beide Parteyen haben nach dieser Darstellung Recht, indem es nur darauf ankommt, in welchem Grade der Croup sich ausbildet. Eben darin liegt auch der Grund der Anwendung so verschiedener Arzneyen und vorgeschlagener Methoden, von denen die eine wie die andere in dem für sie geeigneten Falle Hülfe geleistet haben kann. Denn dass alle Beobachtungen und Erfahrungen über die Wirksamkeit derselben auf Täuschung und Unwahrheit beruhen sollten, lässt sich wohl nicht annehmen. Dass aber auch der Croup, wenn seine Ausbildung die Stufe der Congestion mit vorwaltender Plastik im Blute nicht übersteigt, oder die beiden höheren Grade mit ihren Ausgängen nicht erreicht, *dennoch* tödtlich werden kann, ist wohl zu begreifen, indem schon starker Andrang der Säfte zu dieser Partie den Durchgang und Zutritt der atmosphärischen Luft sehr beschränkt u. s. w. Bey der Behandlung hätten wir noch zu bemerken, dass man in neueren Zeiten wohl mit Unrecht das *Cuprum sulphuricum* dem *Tart. stibiat.* vorgezogen hat, da es sehr wahrscheinlich ist, dass erstes durch seine Ekel erregenden und daher abspannenden Wirkungen nur etwas zu leisten vermag, letztes hingegen neben diesen Wirkungen noch durch seinen kräftigen Eingriff auf die Plasticität und die unter ihr erfolgenden Ablagerungen, indem es so allgemein die Secretionen vermehrt, seine Heilkräfte vervielfältigt, die eben dem *Cupr. sulphuric.*, das bisher nur als roborirendes, den zu starken Verflüssigungsprocess minderndes u. s. w. Mittel angesehen worden ist (vergl. *Vogts Pharmacod.* B. 1. S. 321), abgehen: Rec. ist in der Behandlung des Croups mit Brechweinstein in Solution und *refract. dosib.* bis zum mehrmaligen Erbrechen recht glücklich gewesen. Jedoch lässt sich nicht leugnen, dass Fälle vorkommen, die allen Verfahrungsarten und den erprobtesten Methoden Trotz bieten und mit dem Tode endigen. Die Gründe für diese Behauptung sind da, können hier aber nicht entwickelt werden.

Von S. 389 bis 422 liefert der Vf. Nachträge über den *Keichhusten*, der im 8ten Bande schon abgehandelt worden ist. An den Keichhusten reihet derselbe Bemerkungen über das *Asthma acutum periodicum Millari*, dessen Existenz noch von Vielen bezweifelt wird. Rec. hat dasselbe nie gesehen, oder zu sehen vermocht. Es scheint ihm aber nach der Darstellung des Vfs., als wenn eine Verwechselung der verschiedenen Formen des Croups zur Annahme des Millarischen Asthmas Veranlassung gegeben habe. Kommende Zeiten werden den Schleier, der noch über die Existenz

und Natur dieser Krankheit gebracht ist, hoffentlich lassen.

Von S. 440 bis 475 liefert der Vf. das Neueste über das *Asthma spasticum seniorum*. Das Wesen desselben ist bis jetzt noch in ein tiefes Dunkel, wie das des Keichhustens, gehüllt. Indessen dürfte die Zeit nicht mehr fern seyn, wo auch diese kranken Zustände mehr aufgehellt werden; wenn nämlich die Nervenpathologie in ihre Schranken zurückgeführt seyn wird, aus welchen sie durch den Brownianismus und die Erregungstheorie herausgehoben ist. So viel geht schon jetzt hervor, dass dieselbe nicht allein ausreicht, und nur zur symptomatischen, höchstens palliativen, aber nicht zur rationellen Behandlung führt.

Von S. 475 bis 647 folgt die Vereiterung der Respirationsorgane, deren Darstellung sehr vollständig und die Literatur reichhaltig ist. Sogleich im Eingange bemerkt der Vf., dass diese Krankheit durch die mit besonderer Sorgfalt bearbeitete Pathologie wohl an Einsicht in ihre Verhältnisse, aber nicht an Heilbarkeit, gewonnen habe.

Von S. 647 bis 694 folgen die neueren Beobachtungen und Forschungen über einige eigenthümliche Aftergebilde in den Lungen, nämlich über Melanose, Hirn-, Mark- und Blut-Schwamm, Hydatiden, Balggeschwülste, knöcherne, erdige und steinige Concremente. Hieran schliesst sich das Neueste über die Brustwassersucht.

Von S. 749 bis 788 folgen abermals Nachträge über Fieber im Allgemeinen, Nervenfieber, Delirium tremens, Auscultation und Percussion, Lungen-Kehlkopf- und Luftröhren-Entzündung, Keichhusten und Haemoptysis. In das Specielle dürfen wir hier nicht weiter eingehen, um die Leser nicht zu ermüden.

Gewiss, der Vf. hat seinen Vorsatz, wie er ihn im Vorworte des 2ten Supplementbandes angegeben hat: nichts Wichtiges unbeachtet zu lassen, viele neue Erfahrungen und Ansichten mitzutheilen, zu ordnen und zweckmässig mit einander zu verbinden, glücklich und auch für die Leser auf eine angenehme Art ausgeführt. — Indess können wir den Wunsch nicht verhehlen, dass er im Allgemeinen schärfere Kritik hätte üben, und nur die Beobachtungen solcher Männer anführen mögen, die sich als wahrhafte und glaubwürdige Beobachter schon beurkundet haben. Denn manche Schriftsteller und ihre seichten Producte sind hier als Autoritäten aufgeführt, die Rec. nie zu diesem Behufe gebraucht würde. Dem Vf. aber musste eine strengere Auswahl um so eher möglich seyn, als aus der gelungenen Compilation hervorgeht, dass er Herr des Materials war.

W——r.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Liegnitz, b. Leonhardt: *Die Classensteuer des preussischen Staats*, eine alphabetische Zusammenstellung der über die Classensteuer ergangenen gesetzlichen und erläuternden Bestimmungen. Zum Gebrauche der Classensteuerverwaltungsbeamten und der Classensteuerpflichtigen, von *Paul Sinnhold*. 1831. IV u. 83 S. 4. (16 gr.)

2) Berlin, in Commission b. Logier: *Die preussischen directen Steuern.* Erster Theil, oder historische Darstellung der Grundsteuerverfassungen in den preussischen Staaten. Ein Versuch von *F. G. Schimmelpfennig.* 480 S. Zweyter Theil, oder Sammlung der Gesetze und Verordnungen wegen der Classen- und Gewerbe-Steuern. 375 S. 1831. 8.

3) Quedlinburg u. Leipzig, b. Basse: *Das preussische Classensteuergesetz nebst den hinzugekommenen Ergänzungen, Declarationen, Instructionen.* Für Staats- und Communal-Beamte, Dorfgerichte, Gerichtsschreiber, Steuerexecutoren und für Steuerpflichtige aller Art. Mit 3 Beylagen. 1829. 36 S. 8. (4 gr.)

Alle drey Werke befassen die Classensteuer als einen Theil der directen Steuern des preussischen Staats.

No. 1 wählte die alphabetische Ordnung, und wird von der Liegnitzer Regierung empfohlen. Alles ist praktisch, und die Belehrungen sind möglichst mit den Worten der Gesetze ausgesprochen. Auch mangelt es nicht an Aufklärungen, welche zum Theil von einzelnen Regierungen ausgingen, weil sie durch einige Eigenthümlichkeiten ihrer Districte nothwendig wurden.

No. 2 ist viel weitläufiger, aber auch sehr schätzungswürdig, durch das mühsame und vollständige [illegible] der älteren Grundsteuerverfassung in den einzelnen preussischen Provinzen im ersten und der jetzigen Gestaltung im zweyten Theil. Jeder, der einen Begriff zu erlangen wünscht von der Vielheit der Grundsteuern in Deutschland, muss dieses verdienstliche Werk lesen, da bekanntlich die neue Constituirung des preussischen Staats seit 1814 eine grosse Zahl kleiner vorher unabhängiger deutscher Staaten mit Besitz umfasste, deren frühere Grundsteuer-Einrichtung kurz aber klar vorgetragen ist. Eben so [illegible] ist der die Gesetzauszüge enthaltende zweyte Theil, welcher auch die Vorschriften wegen Mitwirkung der Kreisstände bey der Veranlagung der Classensteuer und Prüfung der Reclamationen und die Contingentirung der Classensteuer in der Rheinprovinz betrifft. Den Schluss macht ein sehr gutes chronologisches Register der Gesetze, Cabinetsordres, ministeriellen Verordnungen und Rescripte.

No. 3 ist sehr kurz zusammengedrängt, und setzt dennoch jeden Steuerpflichtigen in den Stand, sich zu belehren, ob wirklich die ihm auferlegte Quote gerecht ist.

A. E.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

KIRCHENGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Barth: *Zeitschrift für die historische Theologie.* In Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. *Christian Friedrich Illgen*, ord. Professor der Theologie zu Leipzig. Erster Band. 1832. 8. Erstes Stück. XVI u. 333 S. Zweytes Stück. 308 S. (3 Rthlr.)

So wie der würdige Herausgeber durch die Stiftung und Leitung der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig sich ein nicht geringes Verdienst um Belebung und Förderung der Liebe und des Studiums der kirchengeschichtlichen Disciplinen an dasiger Universität erworben hat und noch erwirbt, eben so erfreulich und glücklich war der Gedanke, den wissenschaftlichen Bestrebungen der Mitglieder jener Gesellschaft, in Verbindung mit einer Reihe der namhaftesten und um die historische Theologie in ihrem weitesten Umfange verdientesten Gelehrten des In- und Auslandes, einen weiteren, gemeinnützigeren Wirkungskreis zu geben. Schon die früher unter Leitung des Herausgebers erschienenen „Denkschriften der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig" (seit dem J. 1817 bis 1824 drey Bändchen) fanden Anerkennung, und enthalten manche recht schätzbare Beyträge zur Aufhellung einzelner Gegenstände der christlichen Kirchengeschichte. Ihr Bereich erstreckte sich jedoch nur auf den genannten Theil der historischen Theologie. An ihre Stelle scheint nun gegenwärtige Zeitschrift zu treten, und sie berechtiget, schon nach den beiden ersten Heften zu urtheilen, theils durch den Umfang ihres Gebietes, theils durch die Gediegenheit ihres Inhaltes, zu den günstigsten Erwartungen, und nimmt, wie wir aus dem Inhalte des zweyten Heftes insbesondere sehen werden, nicht bloss das Interesse des eigentlichen Theologen und Kirchenhistorikers, sondern auch des Philologen im weiteren Sinne des Wortes, des Literators und Geschichtsforschers überhaupt, in Anspruch. Hinsichtlich ihres Umfanges erklärt der Herausgeber S. X: „Zunächst zwar und vorzugsweise wird diese Zeitschrift sich auf die Geschichte des Christenthums erstrecken, jedoch dabey keinesweges das ausser Acht lassen, was mit derselben in besonderer Verbindung steht, oder zu ihrer Aufklärung mehr oder weniger beyträgt. Sie wird demnach nicht nur Abhandlungen und Aufsätze über Gegenstände der christlichen Kirchen- und Dogmen-Geschichte, sowie der mit ihr innig verbundenen oder ihr näher verwandten, sie in ihren einzelnen Theilen aufhellenden oder dieselben besonders darstellenden Wissenschaften, wie der biblischen und kirchlichen Archäologie, Chronologie, Geographie und Statistik, der biblischen, patristischen, scholastischen und symbolischen Theologie, der Apologetik, Polemik, Irenik, Liturgik und des Kirchenrechts, der Geschichte der Theologie und ihrer einzelnen Zweige u. s. w. aufnehmen, sondern auch Beyträge zur allgemeinen Religionsgeschichte, und zur Geschichte der heidnischen, jüdischen und muhamedanischen Religion in ihren verschiedenen Formen, sowie zur Geschichte der geistigen Cultur überhaupt und der Philosophie, namentlich der Religionsphilosophie, liefern. Auch sollen die Hülfswissenschaften in so weit berücksichtiget werden, als besondere Gegenstände derselben sich auf die herrschende Theologie beziehen". Man siehet daraus, welch' ein weites Feld der eigentlich wissenschaftlichen Forschung den Mitarbeitern offen stehe, und es hat unseren vollen Beyfall, dass der Herausg., wie er bald darauf erklärt, Beurtheilungen einzelner historisch-theologischer Schriften ausschliessen, dafür aber geschichtliche Uebersichten der über einen besonderen Gegenstand der historischen Theologie erschienenen Schriften, sowohl der älteren als der neueren, mit Angabe dessen, was die Geschichte der Religion dadurch gewonnen hat, und was ihr in dieser Hinsicht noch zu erforschen obliegt, mittheilen will. Man kann es fürwahr nicht oft und ernstlich genug den Herausgebern neuer wissenschaftlicher Zeitschriften, die nicht zur unterhaltenden Lectüre dienen, sondern wesentlich zur Förderung der Wissenschaft und zur Belebung und Erhaltung eines regen Eifers dafür im weiteren Kreise beytragen sollen, an das Herz legen, den Recensionen so wenig als möglich Raum zu gönnen. Was kann es doch frommen, wenn Prediger u. s. w. ein Dutzend Recensionen über eine neue Schrift lesen, damit sich die Zeit zersplittern, und deshalb die Schrift selbst entbehren zu können glauben? Weit nützlicher sind dagegen dergleichen Literatur-Uebersichten, wie sie uns bereits die theologischen Studien und Kritiken von *Ullmann* und *Umbreit* gegeben haben, und wir hoffen auch in dieser Zeitschrift für historische Theologie das in dieser Hinsicht von dem Herausgeber gegebene Versprechen in den folgenden Heften wirklich erfüllt zu sehen. Ausser diesen Uebersichten sollen noch

ungedruckte oder selten gewordene Actenstücke und Schriften, nicht in den Buchhandel gekommene, wichtige Abhandlungen mitgetheilt, in ausländischen Sprachen geschriebene Werke in Uebersetzungen und Auszügen berücksichtiget, Beyträge zur Berichtigung und zum Verständnisse der Quellenschriften, historische Andeutungen und Winke zum weiteren Forschen, Sammlungen und Nachweisungen glaubwürdiger Nachrichten über die neueste Religionsgeschichte u. s. w. gegeben werden. Der Umfang dieser Zeitschrift wird demnach weit umfassender seyn, als die früher erschienenen von *Paulus*, *Stäudlin*, *Tzschirner*, *Henke* u. a., und sie verdient schon deshalb allen theologischen und historischen Lesezirkeln angelegentlichst empfohlen zu werden.

Die Richtigkeit dieses Urtheiles wird die Angabe des Inhaltes der ersten beiden Hefte bestätigen; denn wenn auch das erste Heft weniger allgemein interessante Gegenstände bespricht, und bey einigen wohl etwas das in einer Zeitschrift zu haltende Maſs überschreitet, so entschädiget uns dagegen das zweyte hinlänglich durch Mannichfaltigkeit und Gediegenheit des Inhaltes. Aus der ausführlichen *Geschichte der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig*, welche das *erste Heft* eröffnet, und von S. 1 bis 90 reicht, nimmt man mit Vergnügen wahr, wie zweckmäſsig die Statuten derselben geordnet, wie unermüdet der Herausgeber in ihrer Leitung, wie ersprieſslich die Folgen sind, durch welche sie ihr seitheriges Wirken bethätiget hat. Bey dem Rec. erregte dieſs den Wunsch, daſs auch auf anderen Akademieen, an denen es noch an einem solchen Vereine junger Studirender fehlt, dieses schöne Beyspiel Nachahmung finden möge; denn wenn man auch eingewendet hat, daſs schon durch die gewöhnlich bestehenden, für den künftigen Beruf nothwendigeren anderen Seminarien Zeit und Fleiſs der Studirenden hinreichend in Anspruch genommen werde, so ging man dabey von der irrigen Ansicht aus, als müsse und solle das Mitglied der einen Gesellschaft auch an allen übrigen Antheil nehmen. Dieſs wäre allerdings nicht rathsam; allein die hohe Wichtigkeit des kirchengeschichtlichen Studiums, besonders in unserer Zeit, rechtfertiget gewiſs den Wunsch, daſs einzelnen Studirenden, die sich besonders dazu hingezogen fühlen, Gelegenheit dargeboten werde, ihre Kräfte in diesem Fache auf eine erfolgreichere Weise zu versuchen und zu üben, als dieſs durch das bloſse Besuchen der Vorlesungen oder durch Privatstudium möglich ist. — Im Zusammenhange mit der Geschichte der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig stehen die beiden folgenden, bey der öffentlichen Stiftungsfeier der Gesellschaft am 25 Juni 1830 gehaltenen Reden, und finden darin den Rechtfertigungsgrund ihres Abdrucks an diesem Orte. Die erste, von Hn. M. *Heinichen*, jetzigem Rector des Lyceums zu Chemnitz, handelt in kräftiger, reiner Sprache *de praecipuis quibusdam theologicae Melanchthonis disciplinae laudibus*. Matter, wie dieſs freylich das Thema nicht anders mit sich brachte, verhält die zweyte deutsche Rede des Hn. M. *Bräunig*, jetzt Diakonus in Oschatz; sie behandelt das Thema: *Der deutsche Gottesdienst nach seinem Einflusse auf den Fortgang der Kirchenverbesserung unter dem Volke*, befriedigend, und nur hinsichtlich unseres jetzigen kirchlichen Zustandes scheint dem Rec. gröſsere Behutsamkeit nöthig in der Anpreisung der „Reife des Volkes, des Lichtes, der hohen Stufe der Bildung" unter ihm u. s. w. (S. 123 fg.): alles sehr relative Begriffe, und keinesweges durch die Erfahrung so bestätiget, wie man dieſs vorauszusetzen scheint. — Ueber die Hälfte dieses Heftes (S. 127—318) nimmt die nun folgende Abhandlung ein: *Ephräms des Syrers Ansichten von dem Paradiese und dem Falle der ersten Menschen.* Dargestellt von D. *Friedrich Gottlob Uhlemann*, Licentiaten der Theologie und Professor am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. Der Vf. behandelt diesen Gegenstand mit einer Ausführlichkeit, welche der Wichtigkeit desselben für die Dogmengeschichte nicht zu entsprechen scheint. Oft möchte er auch wohl als Glaubenslehre oder Ansicht dargestellt haben, was bloſs der Phantasie und der bilderreichen Sprache des Syrers anheimfallen dürfte. Im Allgemeinen aber ist das gründliche Studium seiner Quelle nicht zu verkennen, und die in den reichhaltigen Noten beygebrachten Parallelen früherer oder gleichzeitiger Kirchenlehrer sind vorzüglich schätzbar, und beurkunden des Vfs. patristische Belesenheit. Die Abhandlung zerfällt übrigens in 5 Capitel: 1) Einleitung. Veranlassung. Wichtigkeit des Gegenstandes. Namen des Paradieses. 2) Schilderung des Paradieses. Schöpfung. Lage. Theile. Gegenstände. Erzeugnisse. Zusammenhang desselben mit der Erde. 3) Bestimmung des Paradieses. 4) Zustand der Bewohner des Paradieses. 5) Wiedereröffnung desselben. — Minder wichtig ist der kleine Aufsatz von D. *Georg Veesenmeyer* in Ulm: *Etwas über den Verfasser des alten Kirchenliedes: Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn.* Es wird bezweifelt, daſs *Ringwald* oder *Witzstatt* Verfasser dieses Gesanges gewesen, und derselbe muthmaſslich dem *Jörg Berkenmeyer* in Ulm beygelegt. — Die beiden angehängten, noch ungedruckten Briefe *Reinhard's* an *Leuchte* würde Rec., wegen ihres zu alltäglichen Inhaltes, der Aufnahme nicht für würdig erachtet haben.

Im *zweyten Hefte* überraschte uns sogleich der kurze, aber vortreffliche Aufsatz des sel. *Tittmann* zu Leipzig: *über die Behandlung der Kirchengeschichte, vorzüglich auf der Universität.* Es ist nur zu wahr, daſs der wahre Nutzen nicht bloſs des kirchengeschichtlichen Studiums, sondern auch der übrigen umfassenderen theologischen Wissenschaften, für das künftige wissenschaftliche oder praktische Leben des Studirenden ganz besonders bedingt werde durch die zweckmäſsige Behandlung derselben von Seiten der Docenten. Nicht der gelehrte Wust ist es, wodurch wahre Wissenschaftlichkeit und tüchtige Vorbereitung für einen künftigen Beruf gefördert wird, und sehr richtig ist der Vorschlag des Vfs., an dessen Vorlesungen sich Rec. noch immer als musterhaft in dieser Art mit Vergnügen erinnert, — daſs es endlich nöthig sey, „aus den vielen gewonnenen Materialien einmal ein wirklich zweckmäſsiges historisches Gebäude selbst aufzuführen, nicht aber immerfort bloſs die Materialien zu häufen,

die alten zu fichten und neue zusammenzutragen, und nach gewissen Fächern neben einander aufzustellen oder chronologisch zu ordnen" (S. 7). Was also insbesondere die Behandlung der Kirchengeschichte betrifft, so ist allerdings eine sogenannte Vollständigkeit, d. h. die Mittheilung der Summe alles dessen, was der Lehrer selbst weiss, oder, möchten wir hinzusetzen, was je über einen Gegenstand nur gesagt und geschrieben worden, keinesweges im akademischen Vortrage am rechten Orte; man sollte, wie der Vf. S. 13 sehr richtig sagt, nur lehren, was der Studirende zu wissen nöthig hat. Pragmatismus ist nach unserer Ansicht das belebende, jugendliche Gemüther zum wahren Studium hinziehende Princip des akademischen kirchenhistorischen Vortrages; nach ihm muss sich aller sonstige gelehrte Apparat richten. Dann werden die Studirenden, wie der Vf. S. 15 sagt, das Wesentliche im Zusammenhange richtig auffassen, eine klare Umsicht vom Ganzen nach seinen Hauptmomenten gewinnen, die Wissenschaft nach ihrem gegenwärtigen Standpuncte überhaupt kennen lernen, und ausser der Kenntniss von den wahren Quellen und Hülfsmitteln des eigenen Studiums auch die Principien der richtigen Behandlung durch Wort und Beyspiel sich zu eigen machen. Mögen die Lehrer der Kirchen- und Dogmen-Geschichte dieses letzte Wort eines so erfahrenen und geistreichen akademischen Lehrers nicht unbeachtet lassen! — Darauf folgen zwey gleich interessante philologisch-antiquarische Abhandlungen: *über Buttmanns philosophische Deutung der griechischen Gottheiten, insbesondere des Apollon und der Artemis*. Von Dr. *August Matthiä*, Kirchen- und Schul-Rathe und Director des Gymnasium zu Altenburg, und: *über eine Votivgemme mit einer äskulapischen Schlange*. Von D. *Friedr. Münter*. Aus dem Dänischen übersetzt von D. *Gottlieb Mohnike*, Consistorial- und Schul-Rathe und Pastor zu St. Jacobi in Stralsund. Die erste Abhandlung ist besonders gegen *Buttmanns* Behauptung gerichtet, dass Apollon und Artemis schon bey den älteren Griechen einerley Gottheiten mit dem Sonnengott und der Mondgöttin (Helios und Selene) gewesen seyen; was mit triftigen Gründen widerlegt wird. Angehängt sind noch Bemerkungen über die *Buttmannsche* Classification der oberen Götter, nebst dem Vorschlage einer neuen Classification (S. 39). Die zweyte Abhandlung enthält die Uebersetzung von Dr. *Münters* der kön. dänischen Gesellschaft der Wissensch. zu Kopenhagen im J. 1828 vorgelegtem Aufsatze: *Om en Votivgemme med en Aeskulapisk Slange*, und beurkundet, wie auch der Uebersetzer sehr wahr bemerkt, dieselbe grosse Gelehrsamkeit und seltene Combinationsgabe, welche allen antiquarischen Arbeiten des nun verewigten Vfs. eigenthümlich sind. Dasselbe Lob gebührt auch der folgenden Abhandlung des D. *Georg Veesenmeyer* zu Ulm: *de Diis Paciferis e Romanorum potissimum scriptis, nummis et monumentis* etc. Die einzelnen Gottheiten der Alten, welche dieses Prädicat erhielten, werden aus Inschriften, Stellen der Dichter u. s. w. nachgewiesen. — Auch literarhistorischen Werth hat die folgende Abhandlung des Dr. *Gottlieb Mohnike* zu Stralsund: *Niersses Klaïetsi, armenischer Patriarch im zwölften Jahrhundert, und dessen Gebete*. Sie zerfällt in 6 Abschnitte: 1) Allgemeine Bemerkungen über die neuere armenische Literatur, namentlich über die Verdienste Mechitars und des von ihm gestatteten Ordens um dieselbe. 2) Niersses Klaïetsi. Quellen über denselben. 3) Dessen Leben, aus dem Französischen des *St. Martin* übersetzt. 4) Erläuterungen zu dieser Lebensbeschreibung. 5) Literarhistorische Bemerkungen über die Gebete des Niersses. 6) Diese Gebete selbst, deutsch übersetzt. Da nicht jedem die Quellen zu Gebote stehen, so sind solche Zusammenstellungen recht verdienstlich. — Weniger haben unseren Beyfall die fast ins Kleinliche ausartenden Untersuchungen über die Melanchthonsche Original-Ausgabe der Augsburgischen Confession. Was kommt am Ende dabey heraus? Hr. D. *Kaiser* zu Erlangen giebt hier abermals einen *nachträglichen Beytrag zu einer kritischen Literargeschichte der Melanchthonschen Original-Ausgabe der lateinischen und deutschen Augsburgischen Confession und Apologie*; doch auch hieraus ergiebt sich noch kein bestimmtes Resultat. — Die folgende Abhandlung des Herausgebers: *De confessione Augustana utriusque Protestantium ecclesiae consociandae adjutrice, commentatio in memoriam confess. August. saecul. tertiam scripta, nunc emendatior et auctior repetita* — haben wir bereits früher in dieser A. L. Z. (1830. No. 158) beurtheilt, und bemerken daher nur, dass sie diesen abermaligen Abdruck allerdings verdiente, wenn wir auch noch immer zweifeln möchten, ob sich alle Mitglieder, insbesondere die verschiedenen Parteyen in beiden Kirchen, zu einem solchen Vereinigungsmittel gutwillig verstehen würden. Dasselbe Urtheil findet keine Anwendung auf die folgende, historisch-gründliche und umfassende Abhandlung: *Die symbolische Gültigkeit der Augsburgischen Confession für die reformirten Glaubensgenossen*. Ein Beytrag zur Kirchen- und Dogmen-Geschichte. Nebst einigen Gedanken über die Benutzung dieses Bekenntnisses für die evangelische Union. Von *Carl Heinrich Ludwig Pischon*, Prediger der evangelischen St. Petri-Kirche zu Burg. Wir wollen gern zugestehen, was der Vf. aus mehrfachen Thatsachen und Bekenntnissen von Fürsten und Theologen darzuthun sucht, dass die Augsburgische Confession auch von Seiten des Reformirten zu wiederholten Malen als für ihre Kirche gültiges symbolisches Buch anerkannt worden sey, eben so, dass die Differenzpuncte in den Lehren beider Kirchen, soweit sie sich in dieser Confession ausgesprochen finden, nicht so schroff einander gegenüber stehen, als diess bey den theologischen Zänkereyen über dieselben der Fall war, sowie endlich, dass sich aus diesen Gründen eine Vereinigung der beiden Kirchen auf den Grund dieser Confession am besten erwarten lasse: dennoch zweifeln wir, ob dadurch erwiesen sey (S. 216), dass diese Bekenntnissschrift als gemeinschaftliches symbolisches Buch für beide evangelische Kirchen betrachtet werden *müsse*. Denn allgemein, einstimmig und unbedingt ist sie doch nie von der reformirten Kirche durch deren Repräsentanten als verbindliches symbolisches Buch anerkannt

lichst vollkommene Uebersetzung des *Sh.* dereinst noch zu erreichen seyn möchte. — Wären aber auch alle anderen hohen und herrlichen Eigenschaften *Sh's* für uns verloren, so ist er doch schon als derjenige Dichter, welcher, wie kein anderer, auf die wahren Quellen einer *nationalen* dramatischen Poesie hinweist, unseres unausgesetzten Studiums würdig, und schon in dieser Beziehung — die allernothwendigste für uns Deutsche — ist es wünschenswerh, eine möglichst treue, dichterisch gleichtönende und würdige Uebersetzung von ihm zu besitzen.

No. 1. *Wolfg. Menzels* hartes Urtheil über *Joh. Heinr. Voss* ist bekannt. Dieses Kritikers Aussprüche pflegen *darum* ein Gewebe von Irrthümern zu seyn, weil er die subjectivste aller kritischen Ansichten stets mit dem Schein objectiver Wissenschaftlichkeit zu bekleiden versteht. Allein in diesem einzigen Urtheil hat er Recht. Es giebt kaum einen ungeeigneteren Uebersetzer eines romantischen Dichters überhaupt und *Sh's* im Besonderen als *Voss*. Sein Ohr, bloss für Rhythmus und formelle Wortstellung ausgebildet, überhört sowohl den Wohllaut, wie den feinen Gedankenübergang, die poetische Harmonie, wie den Gedankenschwung der Leidenschaft, und dieser sonst so verdienstvolle Mann hält mit starrem Eigensinn einen selbst geschaffenen, oder aus den alten Dichtern erlernten Contrapunct fest, und lässt die zarten Modulationen der Innigkeit, der Liebe, ja der Leidenschaft überhaupt, nebst allen Geheimnissen der poetischen Technik, ungehört verrauschen. Die fruchtbarste, die kühnste Phantasie bemüht sich umsonst, ihm vom Boden empor zu helfen, das Lachen der Verzweiflung, der Witz des Aergers, der Jubelruf beglückter Zärtlichkeit, ringen ihm nichts Anderes ab, als trockene, starre Wortformen, welche grösstentheils eine Thätigkeit des Verstandes voraussetzen, die sein Original gerade zu verbergen strebt. — Mit solchen Anlagen können wir zum Voraus annehmen, dass *Voss* kein glücklicher Uebersetzer *Sh.'s* werden konnte. Schon der Versuch, das Verlangen danach war bey *Voss* eine Verirrung zu nennen, und in der That ist fast jede Zeile, welche in diesen *neun* Bänden von ihm herrührt, ein Beweis für diese allgemeine Verirrung.

Gewöhnt an die Uebertragung jener leidenschaftlosen, vom Verstande ausgetragenen Denkmähler des Alterthums, kann *Voss* den Ton für einen Dichter nicht treffen, bey dem das Wort *Gefühl*, und bey dem der Verstand nicht Vater, sondern nur Regulator des Gedankens ist. Seine Neigung für prägnante Wortcompositionen ist nirgend unangemessener, wie bey *Sh.*, weil diese neuen Wortbildungen auf eine Operation der Verstandeskräfte hindeuten, die *Sh.* nur einigemal und ganz geflissentlich zur Schau stellt, während, wo die Leidenschaft spricht, Alles Schwung, Sorglosigkeit und Freyheit von jeder Berechnung und Absicht ist. Sein starrer Wortbau bemüht sich zwar, Alles zu umfassen, was in den *Worten* des Originals liegt; aber das Beste entgeht ihm — der *Geist*. Von dem Durchhören des Affectes ist keine Rede, seine Uebertragung ist bloss grammatisch, lexikalisch, niemals poetisch, oft unrichtig, selbst was den Sinn betrifft, und durch das Bestreben, kurz und prägnant zu seyn, nicht selten unzuverlässig, immer aber ohne Wohllaut. Unnöthig harte Verse, eine durch fremdartige und fernliegende Ausdrücke entstellte Prosa, widernatürliche Wortzusammensetzungen zerstören bis auf die letzte Spur jedes Vergnügen, das die Lectüre dieser Uebersetzung gewähren könnte; wir wenden uns davon ab, etwa mit demselben Gefühl, das uns ein an sich schönes, aber schlecht vorgetragenes Musikstück erzeugt. Wir werden diese harten Vorwürfe, so viel es in der Kürze möglich ist, an den einzelnen Arbeiten dieses Uebersetzers begründen; schon jetzt aber müssen wir bemerken, dass es schwer zu erklären ist, wie *Voss* auf diesem Wege *Sh.* übersetzen zu können meinte, noch schwerer aber, wie seine Arbeit eine Zeitlang Beyfall, ja sogar noch Nachahmung finden konnte. Eine solche Nachahmung, wo möglich noch in einem gesteigerten Grade von Unnatur, ist *Lachmanns* völlig lächerliche Verdeutschung des Macbeth, deren wir hier, als der äussersten Abirrung vom rechten Wege in *dieser* Richtung hin, gedenken müssen.

Aus allem diesem wird sich zunächst die erste und hauptsächlichste Foderung ergeben, welche wir an einen Uebersetzer des *Sh.* stellen müssen. Er muss *Dichter* seyn, wenigstens in dem Sinne des Worts, bey welchem wir die Fähigkeit, poetische Schönheit tief zu empfinden, und sie in einer anderen Gestalt wieder aus sich selbst zu reproduciren, darunter begreifen. Keins von beidem ist bey *Voss* oder seinen Nachahmern der Fall. Die Vergleichung der ersten der besten Scene des Originals mit dieser Uebersetzung genügt, diess zu beweisen. *J. H. Voss* hat in diesen neun Bänden von folgenden Stücken Uebersetzungen geliefert: vom *Sturm*; *Sommernachtstraum*; *Romeo und Julie*; *Kaufmann von Venedig*; *Was Ihr wollt*; *Wie es Euch gefällt*; *König Johann*; *Richard II*; *Heinrich V*; *Troilus und Kressida*; *Julius Caesar*; *Antonius und Cleopatra*; *Hamlet*. Alle diese Arbeiten sind sich im Wesentlichen an Werth so gleich, dass es schwer zu sagen ist, in welcher von ihnen ihre Vorzüge (äussere Treue) oder ihre verfehlten Seiten (Ungeschmack, Verkennung des inneren Gedankeneinklangs, Härte, Geschraubtheit und Missbrauch mit fremdartigen und unverständlichen Sprachwendungen) am meisten herausgestellt erscheinen. Wir verschmähen es absichtlich, uns bey dem Gebrauch oder Missbrauch einzelner Worte, wie *Gaest*, *Tinde*, *Koje*, *Prick*, *pampen*, *lummelnd* und hundert anderen, aufzuhalten. Was käme auch dabey heraus, wenn wir es rügten, dass der Uebersetzer z. B. „*ein lummelnder Schlingel*" bloss um des Vergnügens willen sagt, die Leser in einer Anmerkung zu belehren, dass *lummelnd* so viel als *schlaftrunken* sey, — er hätte dieses Wort schreiben sollen, da hätte es seiner Anmerkung nicht bedurft. Solche Einreden, wie wir gegen diese Uebersetzung vorgebracht haben,

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Brockhaus, u. Stuttgart, b. Metzler: *Shakspeare's Schauspiele.* Von *J. Heinr. Voss* und dessen Söhnen *Heinrich* und *Abraham Voss.* Mit Erläuterungen. 1ster bis 9ter Band. 1818 bis 1829. 8. (Ladenpr. 27 Rthlr. herabgesetzter Preis 9 Rthlr.)

2) Berlin, b. Reimer: *Shakspeare's dramatische Werke.* Uebersetzt von *A. W. v. Schlegel*, ergänzt und erläutert von *L. Tieck.* Bd. I u. II. 1825. Bd. IV. 1826. Bd. III. 1830. Bd. V u. VI. 1831. 8. (Pr. des auf 9 Bde. berechneten Ganzen 4 Rthlr.)

3) Berlin u. Stettin, in d. Nicolaischen Buchh.: *Shakspeare's dramatische Werke*, übersetzt von *Philipp Kaufmann.* 1 Theil. 1830. 318 S. 8. (20 gr.)

4) Leipzig, b. Göschen: *Shakespear's dramatische Werke.* Uebersetzt und erläutert von *Joh. Wilh. Otto Benda*, preuss. Regier. Rath. Erster bis neunzehnter Band. 1825. 1826. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Es ist nicht zu leugnen, dass die Versuche vieler Deutschen, unserer Sprache den grössten aller dramatischen Dichter anzueignen, achtbar und sehr ehrenwerth sind; von Einigen darunter ist Alles geschehen, was zu erwarten war; von Keinem jedoch Alles, was wir zu wünschen geneigt sind, und was wir, als noch zu erreichen, vor uns sehen. Zwischen der Treue und dem dichterischen Wohllaut liegen hundert schmale, unmerklich verschlungene Pfade, welche bey Weitem noch nicht alle versucht sind; und dass *Shakspeare* unübersetzbar sey, wie hie und da behauptet worden ist, wollen wir nicht eher glauben, als bis alle diese Wege vergeblich eingeschlagen worden. Einzelnes im *Sh.* mag für immer unübersetzbar seyn; eben solche vereinzelte Räthsel stehen in geringer Beziehung zum Ganzen, und im Allgemeinen ist des Dichters Seele der deutschen Seele allzu verwandt, als dass wir nicht glauben sollten, er sey in der That *so* wieder zu geben, dass die Eindrücke der Uebertragung denen des Originals ganz gleich kämen. Diess ist das Ziel, und danach ist zu ringen.

Es wird wenig Zweifel darüber seyn, dass unter den bis jetzt vorhandenen Uebersetzungen keine dieses Ziel ganz und vollkommen erreicht hat. Allein wenn wir die vorhandenen Arbeiten von *Eschenburg* bis auf *Kaufmann* herab vergleichend zusammenstellen, so entdecken wir eine unverkennbare Annäherung zum Ziele, die, gewissen Pendelschwingungen gleich, von den Ausweichungen rechts und links, sich allmählich der ruhigen und gesetzmässigen Oscillation nähert. Was *Eschenburg* und *Wieland* durch ihre Uebersetzungen in Prosa leisteten, ist bekannt. Ihre reine Liebe zu dem Dichter erweckte zuerst eine allseitige unter den Deutschen, doch war man damals der Meinung, dass eine strenge Beobachtung der Form zu viel vom Geist des Originals unterdrücken müsse, und blieb daher in dieser Beziehung bey einzelnen Versuchen stehen. Aber die Form ist am *Sh.* nicht minder heilig, wie der Geist, und in der That kam es auch nur darauf an, grössere Sprachgewandheit zu erlangen, um auch den formellen Bedingungen genügen zu können. Diese Sprachgewandheit ist jetzt fast zu einem Gemeingut der Deutschen geworden, und der Uebersetzer, welcher heute auch nur die Liebe und die Kenntniss jener ersten Bearbeiter mit zur Sache bringt, muss bloss deshalb schon jene weit hinter sich zurücklassen. *A. W. Schlegel* zeigte nach diesen zuerst, unter welcher Darstellungsweise dieser Dichter aufzufassen, und wie er mit Schonung der Form wiederzugeben sey. Unter allen gleichzeitigen und späteren Arbeiten befriediget ohne Zweifel die seinige in künstlerischer Hinsicht am meisten; aber freylich nur, indem man von häufigen Missverständnissen, Auslassungen und Nüancierungen des Sinnes absieht, welche gesteigerte Anfoderungen zu beachten gelehrt haben. Was *Tieck*, *Falk*, *Kessler*, *Dippold*, *Krause*, *Spiker*, *Lachmann* und Graf *Baudissin* für einzelne Werke *Sh.'s* geleistet haben, liegt für jetzt ausser dem Kreise unserer Beurtheilung, welche sich diessmal nur auf die oben angezeigten umfassenderen Arbeiten erstreckt. Eine nähere Betrachtung jeder einzelnen derselben aber wird uns Gelegenheit geben, das, was glücklich und würdig in ihnen ist, von dem zu sondern, was als verfehlt und irrig angesehen werden muss. Vielleicht, dass sich aus dieser Zusammenstellung dann ergiebt, auf welchem Wege, mit welchen Mitteln und bey welchem Verhalten eine mög-

heavy Sorrows —"
des Grams Betäubung —

Unnützes und ganz falsche Verstärkung des Gedankens!

Nurse: My lord, I'll tell my lady etc.
Gnädherr, dem Fräulein meld' ich —.

Ein nie gehörtes, sinnlos gebildetes Wort.

O riefe nicht der Freuden Freude mir,
Es wäre Gram, so kurz abscheiden dir
It were a grief, so brief to part with Thee.

Jemanden abscheiden! Ist diess deutsch, und heisst es so viel, als sich von Jemand trennen?

Durch *Vossens* Uebersetzung ist so viel unwiderleglich bewiesen, dass es weit weniger darauf ankommt, jeden Winkel des deutschen Sprachgebiets nach einem vielleicht einmal gebrauchten und wieder vergessenen Ausdruck zu durchwühlen, als auf einen geschmackvollen Gebrauch des Vorhandenen und Zugänglichen zu denken. Nicht der Deutsche soll, wie *Klopstock* irrthümlich behauptet hat, die Sprache seiner Dichter erlernen, sondern der Dichter lerne, aus der Sprache seines Volks zu machen, was sie keinem zu machen versagt. Unsere Sprache ist reich genug, und die Rettung irgend eines alten, vergessenen Worts ist ein viel geringeres Verdienst, als die glückliche Erweiterung des Sprachgebiets durch irgend eine originelle und geschmackvolle Wendung. *Voss* muthete der deutschen Sprache Eigenheiten zu, die sie nicht besitzt, und die sie schwerlich je annehmen wird, weil sie nicht, wie Jean Paul's, aus ihrem inneren Geist geschöpft, sondern von Aussen her, aus dem Griechischen und Lateinischen in sie hineingetragen werden sollten. Was aber müsste endlich aus unserer edlen Muttersprache werden, wenn jeder Liebhaber und Kenner des Indischen, Chinesischen oder Arabischen nach demselben Grundsatz mit ihr verführe? Es wäre um ihren eigenthümlichen Geist in Bau und Ausschmückung sofort geschehen. Nichts desto weniger hat *Heinrich Voss*, der Sohn, in einem Anhang zum 9ten Bande sich verpflichtet gefühlt, den sprachlichen Verdiensten seines Vaters ein Denkmal zu setzen. Dieser unglückliche Panegyrikus scheint uns nur zu beweisen, dass es leider auch ihm an dem rechten poetischen Gehör fehlen müsse, und dieses Urtheil fand Bestätigung in der Durchsicht seiner Vorrede zu dieser Uebersetzung. Er vertheidigt *Sh.* darin gegen die ohnmächtigen Angriffe englischer philologischer Pedanten, und zeigt in dieser armseligen Vertheidigung aufs deutlichste, dass ihm selbst Kunst, Seele und Geist des Dichters wenig oder nichts gelten. Hiemit aber hat diese Vorrede für uns allen Werth verloren.

Was *Heinrich Voss* eigene Arbeiten anlangt, so rührt von ihm zunächst im I Bande „*Viel Lärmen um nichts*" her. Gleich in den ersten Zeilen dieser Uebersetzung bemerken wir ein Bestreben nach einer noch wortgetreueren Uebertragung, wie selbst bey seinem Vater wahrzunehmen war, eine noch grössere Unbesorgtheit um deutschen Sprachgebrauch und ungebildete Wortstellung. Leonato sagt gleich zu Anfang: „Ein Sieg gilt doppelt, wenn der Sieger heimbringt die volle Zahl. Ich finde hier, D. Pedro erwies viel Ehre einem jungen Florentiner, Namens Claudio." — Aeusserst getreue englische Wortstellung. Wir dürfen den Vf. loben, wenn er so fortfährt. Doch Schade! Indem er hier einer stoffartigen Treue nachringt, entschlüpft ihm in demselben Augenblick eine Untreue viel bedeutenderer Art. Leonato fragt: *How many gentlemen have you lost in this action? Voss:* „Wie viel Leute verlort ihr im Treffen?" Falsch! Denn Leonato fragt nach Leuten vom Stande, wie die Antwort des Boten deutlich zeigt, indem er sagt: „*But few of any sort,*" was *Voss* wieder falsch und untreu durch: „Ueberhaupt wenige" übersetzt. — Wir haben dieses Beyspiel von der ersten halben Seite gewählt, um im Allgemeinen zu zeigen, was es mit dem Ruhm einer wörtlich treuen Uebersetzung eigentlich auf sich hat. Sehen wir nun die ersten Verse an, auf welche wir treffen.

D. Pedro: My love is thine to teach; teach it but how,
And thou shalt see, how apt it is to learn,
Any hard lesson, that may do good thee."

Voss: Mein Herz ist lehrbegierig *Dir;* belehr es,
Und du sollst sehen, wie fix vom Blatt es lernt.
Die schwerste *Lex,* recht Gutes Dir zu thun.

Wir trauen kaum unseren Augen. So viel Worte, so viel Irrthümer! „Mein Herz ist lehrbegierig Dir" — undeutsch, selbst abgesehen davon, dass der Gedanke des Originals gar nicht übersetzt ist. „Belehr es" — hier fehlt das: Nun wie? „Sollst sehn, wie fix vom Blatt" — keine Andeutung hievon im Original; Einschiebsel, ganz wider den Ton der Rede, wider den Geist des Redenden. „Die schwerste Lex." Hier verlässt uns der Muth. Scherzt der Vf. mit seiner Arbeit? Aber das ist die unselige Lust, Vers auf Vers zu stülpen! *Lection* schlug darüber hinaus, also in des Himmels Namen: Lex. — „Recht Gutes Dir zu thun": anstatt: Welche dir nützen mag. — "So viel über drey Verse, die ersten im Buch," und welche in der That auf merkwürdige Weise alle Verirrungen in sich vereinigen, in die ein Uebersetzer nur irgend verfallen kann: Sinnverfälschung, Einschiebsel, matte, tonwidrige Uebertragung, fehlerhafter Vers und Missverständniss des Gedankens.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 2.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Brockhaus, u. Stuttgart, b. Metzler: *Shakspeare's Schauspiele.* Von *J. Heinr. Voss* und dessen Söhnen *Heinrich* und *Abraham Voss* u. s. w. 1ster bis 9ter Band u. s. w.

2) Berlin, b. Reimer: *Shakspeare's dramatische Werke.* Uebersetzt von *A. W. v. Schlegel*, ergänzt und erläutert von *L. Tieck.* I — VI Band u. s. w.

3) Berlin u. Stettin, in d. Nicolaischen Buchh: *Shakspeare's dramatische Werke*, übersetzt von *Philipp Kaufmann.* I Theil u. s. w.

4) Leipzig, b. Göschen: *Shakspeare's dramatische Werke.* Uebersetzt und erläutert von *Joh. Wilh. Otto Benda* u. s. w. 1 — 19 Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nach diesem Eingange wissen wir, was wir zu erwarten haben; es genüge, zu versichern, dass der Vf. sich gleich bleibt. Wo er den Körper eines Worts erhaschen kann, da geschieht es, um den Geist ist es ihm nie zu thun. Die Irrthümer seiner Uebersetzung sind zahllos, man würde ein Buch damit anfüllen können. Z. B. Gleich auf derselben Seite sagt D. Pedro:

> Wahrscheinlich spielst du den Verliebten nur
> Und lullst uns ein mit einem Wörterbuch.

Im Original aber heisst es: „Jetzt willst du dem Verliebten gleichen, und den Hörer mit einem Schwall von Wörtern — *a book of words* — ermüden." — Gleich darauf:

> *And I will break with her* —
> *Voss:* Los brech' ich auf sie selbst und ihren Vater ..

Wo aber fand der Vf., dass *to break with one* „auf Jemand losbrechen" heisst? D. Pedro sagt bloss: ich selbst will mich ihr und ihrem Vater eröffnen, und du sollst sie haben. — Weiter:

> ... War das der Zweck,
> Dass du so hübsche Mähr zu *drehn* begannst?

„Der Zweck, dass" ... undeutsch! Weil man im Englischen sagt: *to twist a fine story*, so soll der Deutsche eine Mähr' drehen. Er *spinnt* sie aber.

Wir glauben nicht, dass es noch weiter einer auf das Einzelne eingehenden Prüfung bedarf, um darzuthun, dass auch *H. Voss*, wie sein Vater, dessen übrige Verdienste er nicht zu seiner Rechtfertigung anzuführen hat, als Uebersetzer einer falschen Bahn folgt. Immer ist er äusserst zufrieden, wenn er das lexikalisch entsprechende Wort nur gefunden hat, und so übersetzt er lexikalisch vortrefflich:

> *And take her hearing prisoner with the force*
> *And strong encounter of amorous tale.*
> Und nahm ihr Ohr gefangen durch den Sturm
> Und starken Angriff meines Minneworts.

strong: stark, encounter: Angriff, amorous tale: Minnewort. Dass es jedoch diess nicht sey, was einer Uebersetzung ihren Werth giebt, darüber wird wohl keiner unserer Leser mit uns im Zweifel seyn.

H. Voss hat ausser anderen Stücken auch den *Lear* übersetzt. Damit es nicht scheine, als hätten wir nur jenes erste Stück, vielleicht eine Erstlingsarbeit, zum Gegenstand unserer Prüfung gewählt, so mag hier noch ein Bruchstück aus der ersten Scene des Lear zur Betrachtung gezogen werden. Gleich im Anfang (Prosa) braucht der Vf. das Wort *regen*, ganz undeutsch, im activen Sinn, für rege machen. Warum *some year ein* Jahr heissen soll, sieht Rec. nicht ein, eben so wenig, warum *he was sent for:* ihm ward angesagt, zu übersetzen sey. *Remember him* heisst nicht: ehrt ihn, sondern: gedenkt seiner u. s. w. Lear's Rede in Versen gehört zu den besseren Stellen, allein auch sie bietet zu Gegenbemerkungen reichhaltigen Stoff dar. Z. B. „Wo mit Verdienst Natur ringt" — *where merit doth most challenge it.* Von Natur ist hier keine Rede, und diess Einschiebsel verdunkelt den Sinn unnöthig. „Wie je ein Kind liebt und ein Vaterherz." Kein Uebersetzer, den wir kennen, hat diesen Vers richtig wiedergegeben. Goneril sagt: ich lieb' euch so, wie je ein Kind liebte, oder ein Vater *fand*, dass er geliebt wurde. — „Voll Gluth, der arm der Hauch ist" — ganz unklar. *Sh.* sagt: Eine Liebe, die den Odem arm macht, erschöpft. Der falsche Gebrauch des lateinischen Dativs (*mihi*) ist von dem Vater auf den Sohn übergegangen. — „All dieser Land! — sey Herrin du!" Sehr unpassend für: Wir machen

dich zur Herrin dieser Lande. „Schattenwaldung," für: *shadowy forest*. „Arm Ding Cordelia" äusserst schlecht für: *Then, poor Cordelia.* Das „*dann*, alsdann" in Bezug auf die Rede der Schwester durfte keinesweges fehlen. „Empfahe ein Drittel" — unziemlich! — „Aus gar nichts wird auch nichts" — geschmackwidrig für: Von nichts kommt nichts. — „Noch eins", für *again* — ist schlecht. Die plötzliche Anrede mit *Ihr*, während Lear bisher in der zweyten Pers. Sing. sprach, ist störend und grundlos. — „Bey allen Himmelskreiseinwirkungen", ist falsch, *Operations* heisst Drehung: *the wheel operates.* „Tritt nicht dem Drachen vor und seinem Grimm" — undeutsch und unrichtig, für: *Come not between the dragon.* „Dass dem sey Kraft" für: *which to confirm*, sehr übel. „Als Herrn begleitet," falsch — denn *follow'd* ist hier weit mehr *gehorchte*, folgte, als begleitete. „Als groser Hort einschloss in mein Gebet: *as my great patron thought on in my prayers*" — beweist, wie wenig Ohr der Uebersetzer besitzt. Wer denkt bey dem „grosen Hort" an einen Beschützer, wie es der Lehnsherr für den Vasallen ist? „Grad muss die Ehr' angehen" — undeutsch und zugleich unrichtig für: *To plainness honour is bound* — der Ehre wird die Offenheit zur Pflicht. Doch diese Bemerkungen, zu welchen ein Bruchstück von nur 60 Versen den Anlass gab, mögen genügen, um zu zeigen, wie die Fehler des Vaters sich in dem Sohne zurückspiegeln, wenn wir gleich nicht in Abrede stellen wollen, dass die Arbeiten des letzten an gelungenen Stellen reicher sind, als die des ersten. Etwas mehr Fluss und Schwung der Rede steht ihm zu Gebot, und es giebt einzelne Scenen und Stellen, wo die Begeisterung des Dichters im Begriff ist, in den Uebersetzer überzufliessen, ja, wo sie in ihn übergehen würde, wenn er ihr nicht den Damm einer pedantischen Worthascherey entgegen setzte. Auch ist sein Vers im Ganzen etwas besser gebildet, als der seines Lehrers. Ihm verdanken wir in gleicher Art die Reihe von Anmerkungen und Erläuterungen, welche die Uebersetzung begleiten, von denen wir anerkennen müssen, dass sie viel materielles Studium des Dichters verkünden, und in mehr als einer Beziehung eine verdienstvolle Zugabe bilden. Wir begnügen uns mit diesem lobenden Anerkenntniss, da uns der Raum fehlt, unsere Einreden gegen Einzelnes gebührend zu begründen.

Wir kommen nun auf den dritten Mitarbeiter an dieser Uebersetzung, auf *Abraham Voss*. Dieser scheint uns im Allgemeinen das meiste Gefühl für den Dichter, die meiste Geistesfreyheit und die glücklichste Hand an die Arbeit mitgebracht zu haben; Eigenschaften, die ihn über die Schwierigkeiten des Verständnisses oft glücklich hinausgetragen haben. Er nähert sich, aus Ueberzeugung, wie es scheint, dem System, welchem *Schlegel* bey seiner Uebersetzung mit so vielem Glück gefolgt ist, und beweist diess durch eine reinere, schwunghaftere und zugleich natürlichere Diction. Dabey ist sein Ausdruck oft — was so äusserst nothwendig ist — glücklich-mildernd, meist angemessen und dem poetischen Ohre zusagend. Sein Vers, um nichts weniger treu, hat mehr Fluss, und er ist fast immer ein geistvollerer Uebersetzer, als seine Mitarbeiter es sind. Eine Probe seines Talents hat er in den ersten äusserst schwierigen Scenen von „*Mass für Mass*" abgelegt, und wir wollen unserer Gewohnheit gemäss — zum Beweise des parteylosesten Urtheils — gleich bey diesem ersten, von ihm übersetzten Auftritt stehen bleiben, um vom Beruf oder von den Fehlgriffen dieses Mitarbeiters Ueberzeugung zu gewinnen.

Der ernste und gehaltene Ton dieser Scene ist sehr glücklich wiedergegeben.

> Der Reichsverwaltung Pflichten durchzugehn,
> Das schien an mir unzeit'ge Redesucht,
> Da ich erkenn' (besser: erkannt), nur eigne Wissenschaft
> Reicht weiter hierin, als jedweder Rath
> Den ich Euch *rathen* kann. —

Warum dieser undeutsche Ausdruck? Man *räth* keinen *Rath! Sh.* sagt ganz bestimmt: den meine Kraft euch *geben* kann. — Das Folgende ist ganz gut. „Da lebt und webt ihr drin" — ist weder gutes Deutsch, noch bestimmt genug bezeichnend, für: *you are pregnant in* — ihr seid so reich daran. „Wonach ihr streng euch richten sollt" — ist vielleicht zu frey für: *we would not have you warp.* — „Wie, glaubt ihr" u. s. w. Besser und treuer: „Welch Abbild, glaubt ihr, wird er seyn von mir." „Vertrauter unserm Schreck." Unklar, wenn nicht ganz falsch verstanden. Der Herzog sagt: „wir liehen ihm den Schrecken, die Ehrfurcht, welche an unserem Amte hängt, und kleideten ihn in die Liebe u. s. w." „Ein *sonderer* Zug" — ist nicht gut. Das Folgende ist trefflich übersetzt bis: „hoch gedieh der Geist zu hohem Endzweck", was den Gedanken des Dichters gar nicht ausdrückt. *Spirits are not finely touched, but to fine issues* — heisst: „kein Geist empfängt schöne Gaben, als zu schönem Zweck." — Die folgenden schweren Verse, sehr gut. — „Der alte Escalus, zwar erst gefodert" — *Though first in question* — ist falsch verstanden. Es heisst — „Escalus, obgleich wir zuerst an ihn dachten" —. „Uns anmahnen wird" — ist eins von den kleinen Opfern am Altar der Pedanterie, die der Vf. zuweilen darbringt. „Der freudgen Ausführung" ist etwas Anderes, als: *to the hopeful execution.* — „Ein wenig mitgehn Eures Weges" für: Euch auf dem Weg begleiten — ist *J. H. Vossisch.* — „Kein Zweifel — bedenklich seyn" ist kein Deutsch — es steht geschrieben: Auch dürft ihr keinen Zweifel hegen. — „Mag aber nicht schauprangen seinem Blick" — viel prätenziöser, als der Herzog spricht. „Zwar thut es wohl, doch schmeckt es mir nicht wohl." Wir zweifeln, ob das der Gedanke sey. Der Sinn ist dunkel, doch glauben wir, der Herzog sagt: Ich lieb' das Volk, doch nicht, mich ihm zu zeigen. Wenn's *ihm* nur *wohl* geht, so frag' ich nicht nach seinem lauten Beyfall. — *It does well* heisst wohl kaum — es *thut* wohl. — So viel aus einer Scene von etwa 80 Versen. Ihre ge-

naue Durchsicht mag zu zeigen ausreichen, wie wenig auch hier *Vollkommenheit* (ein Wort, das mit einer Uebersetzung des *Sh.* wohl nie mit Recht wird in Verbindung gebracht werden können) anzutreffen ist. Wohl aber treffen wir in *Abr. Voss* Arbeiten gar häufig auf ein anerkennenswerthes Bestreben, die möglichste Treue mit einer gewissen Eleganz des Ausdrucks zu einigen. An tiefer Sprachkenntniss steht er vielleicht seinem Bruder nach; denn Sinnverstellungen begegnen uns häufiger bey ihm, wie bey jenem: dennoch stehen wir keinen Augenblick an, ihn für den besseren Uebersetzer des *Sh.* zu erklären, und seinen Beyträgen den Vorzug unter denen seiner Mitarbeiter einzuräumen. Selbst „*Mass für Mass*" ist, alles zusammengenommen, würdig und gut übersetzt. Noch besser aber ist die Uebersetzung von *Cymbeline* gelungen, am besten aber die von „*König Heinrich* VI," deren Eingangszeilen:

„Der Himmel traur' in Schwarz, Tag sink in Nacht!
Kometen, unheilvoll für Zeit und Staat,
Schwingt die krystallnen Schweife durch die Luft,
Und stäupt das aufruhrbrütende Gestirn,
Das abgestimmt Heinrich des Fünften Tod —

zu beweisen dienen mögen, wie gut der Uebersetzer dem begeisterten Redeprunk seines Dichters zu folgen versteht, treuer und besser, wie sein Bruder diess im Macbeth versucht hat, dessen so bekannte Eingangsverse er schmälig und eigensinnig verunstaltet. — Auch der heitere, witzhaschende Ton König Heinrichs gelingt ihm oft ausserordentlich, und folgende Verse (Act. V. Sc. II) scheinen uns ein Vorbild trefflicher Uebersetzung:

„Potz, wenn ihr mir befählt, Verslein für Euch,
Mein Käthchen, oder Tanz, verloren wär' ich.
Fürs eine hab' ich weder Wort, noch Mass,
Fürs andre hab' ich keine Stärk' im Mass,
Obgleich ein billig Mass an Stärke sonst.
Könnt ich ein Fräulein werben mir im Sprung,
Könnt' ichs durch Aufschwung in den Sattel, sammt
Der vollen Kampfrüstung —
Mit Nachsicht für mein Prahlen seys gesagt
Schnell spräng' ich in den Ehstand. . . .

Die männlichen Versausgänge sind, wie der ganze Ton dieser Werbe-Scene, musterhaft und im vollen Charakter des Originals, und ähnliche Scenen liefert der ganze V Band in Menge.

Hiemit entlassen wir diese grosse und mühevolle Arbeit, deren Werth gewiss nicht der darauf verwendeten Mühe gleich kommt. Warum nicht? — Weil zwey der Mitarbeiter und gerade die, denen die meisten und wichtigsten Stücke *Sh's.* zur Bearbeitung zugefallen sind, der vorzüglichsten Eigenschaft entbehren, deren ein Uebersetzer dieses Dichters bedarf, der dichterischen Mitempfindung; ein Mangel, den Gelehrsamkeit bey ihnen nicht zu ersetzen vermochte. Die kleine Anzahl *Sh*'scher Stücke, welche *A. Voss* zugefallen sind, wird sich Freunde gewinnen, und verdient sie, weil dieser Mitarbeiter, bey einer fast ausreichenden Sprachkenntniss, Gefühl und Ohr unverkümmert erhalten hat, und in die Verirrung einer bloss lexikalischen Uebertragung nur selten verfallen ist.

No. 2. Mit Recht setzen wir *Schlegels* Bearbeitung des *Sh.* als so bekannt und so vielfach gründlich und erschöpfend besprochen voraus, dass wir uns hier auf einige allgemeine Gegenüberstellungen und einige wenige Details über die unlängst erschienenen Fortsetzungen derselben beschränken können. *H. Voss* hat, wie schon gesagt, seine Rechtfertigung des Vaters, in einem Anhang zum 9ten Bande der vorigen Uebersetzung, mit Schmähungen gegen *Schlegel* verunziert, und minder grell, aber doch laut genug, sind die herben Vorwürfe, die er ihm macht, an anderen Orten wiederholt worden. Viele wohlmeinendere Kritiker haben *Schlegels* Uebersetzung den Vorwurf gesuchter Glätte, weichlichen Schmucks, willkührlicher Milderung des Ausdrucks, ja absichtlich vorenthaltener oder veränderter Gedanken gemacht. In diesen Vorwurf können wir, so wie er da steht, durchaus nicht einstimmen, wenn gleich Manches in *Schlegels* Uebersetzung von uns anders gewünscht werden möchte, als es ist. Absolute Vollkommenheit ist hier, unserer Ueberzeugung gemäss, unmöglich: die Foderungen unseres Ohrs treten mit den Ansprüchen an Genauigkeit und Worttreue in so unversöhnlichen Widerspruch, dass eins weichen muss. Welches nun? — Wir glauben, die Worttreue, und sind bereit zu beweisen, wesshalb. *H. Voss* geht in seiner Verirrung so weit, zu fragen, welches Ohr das Normal-Ohr sey. Wir sind in Verlegenheit, ob wir ihm auf diese müssige Frage im Ernst zu antworten haben. Nun, eben das Ohr, für welches er überhaupt schreibt — das *gebildete* u. s. w. Wiedererzeugung derselben dichterischen Eindrücke, welche das Original gab, ist das unbestreitbare Ziel jeder Uebersetzung. Wenn nun das Ohr uns lehrt, dass ein widerwärtiger Eindruck gegeben wird — sollen wir da nicht glauben, dass der Sinn des Worts sich geändert haben müsse? Oder sollen wir annehmen, der Dichter habe seinen Zuhörern einen widerwärtigen Eindruck geben wollen? — Nimmermehr! — Die Schuld liegt also in unserer Receptivität — wir wollen dasselbe *hören*, aber in einer Form, die unsere Empfänglichkeit schont, und *der* Uebersetzer erlangt „*omne punctum*", der an solchen Stellen einen ähnlichen Eindruck gewährt, ohne zu verletzen. Das ist es aber, worauf sich jene Vorwürfe gegen *Schlegel* in der Kürze zurückführen lassen — er spricht so, wie *Sh.* gesprochen haben würde, hätte er im 19ten Jahrhundert *deutsch* geredet; blosse und baare Umschreibungen aber, wie sie z. B. *Benda* oft giebt, sind bey ihm äusserst selten.

Wir halten *Schlegels* Uebersetzung für die befriedigendste unter allen vorhandenen, ja, manches Stück, wie z. B. seinen *Julius Caesar*, für die relativ vollkommenste Arbeit, welche in dieser Gattung überhaupt zu erwarten ist. Damit ist nicht gesagt, dass sie ohne Fehler sey. Vielmehr sollte es uns nicht schwer werden, an 60 Versen des *Schlegelschen* „Caesar" fast eben so viel mit Grund zu rügen, wie wir an dersel-

ben Anzahl *Vossischer* Verszeilen. Aber der Ton des Ganzen ist der würdigste und geziemendste, den irgend ein *Sh.* Uebersetzer noch angestimmt hat. Er hat alles — Wahrheit, möglichste Treue, so weit sie sich mit anderen eben so lauten Anfoderungen verträgt, Kraft, Pracht, wo sie verlangt wird, Weiche und Zartheit, wo diese gegeben ist, Würde — und sein Hauptverdienst — jenes mildernde Halblicht, welche Andere ihm eben zum Vorwurf machen. Neue Worte zu schaffen, die Sprache zu bereichern, lag nicht in *Schl.'s* Sinn: er begnügt sich, die vorhandenen aufs beste zu gebrauchen. Der Geist des Dichters gilt ihm; er macht diesen klar, oft mehr wie das Original. Er dringt, so zu sagen, in seine Denkwerkstatt ein, belauscht ihn, und ist ihm oft ein erklärender Dolmetsch. Viele Stellen *Sh.s* sind erst durch *Schl.* verstanden worden; denn er ist ein tiefer Kenner des Geistes der *Sh.'schen* Sprache. Die Stellen, wo der wahre Sinn des Gedankens ihm entgangen wäre, sind ohne allen Vergleich weniger zahlreich, als bey *Voss* und seinen Söhnen. In Bezug auf Sylbenmass und Reim folgt er den strengsten Gesetzen; seine Uebersetzung hat überhaupt für die Kenntniss des wahren Geistes *Sh's.* in Deutschland den wohlthätigsten Einfluss ausgeübt. Und nachdem nun *Tieck* die Revision und die Fortsetzung derselben auf sich genommen hat — ist zu erwarten, dass die wenigen Missverständnisse, welche den Gedanken betreffen, vollends daraus verschwinden, einige Halbschatten lichter werden, und hie und da der Körper des Textes mehr zur Durchsicht kommen werde. Um keinen Preis aber wünschten wir eine allgemeine Ueberarbeitung dieser Uebersetzung durch *Tieck*, oder unter seiner Anleitung.

Noch bleibt uns noch übrig, einige Bemerkungen beyzufügen, zu welchen uns die letzten und neuesten Fortsetzungen der *Schlegelschen* Uebersetzung Anlass gegeben haben. Wir wählen hiezu, da wir die älteren Lieferungen wohl mit Recht als zur Genüge bekannt voraussetzen können, „*Heinrich VIII*" in der zweyten Abtheilung des 9ten Bandes, welche jetzt, 20 Jahr nach der ersten Abtheilung, erschienen ist. Den Zweifel, ob diese Arbeit nicht möglicher Weise von einem Anderen herrühre, als von *Schl.*, müssen wir aus äusseren und inneren Gründen leugnen. Colorit und Ton, Haltung und Composition sind ganz dieselben, wie sie die ersten Bände zeigen, und *Schl.* hat diese Fortsetzung nicht desavouirt. Wen sollte diese Erscheinung, das erste Zeichen fortwachender Liebe für *Sh.* nach 20jährigem Schlummer, nicht erfreuen? Wir unserer Seits hoffen immer noch auf eine vollständige Uebersetzung *Sh's.* aus dieser Hand, und das um so fester, als die einzige, die wir bis jetzt vom *ganzen Sh.* besitzen, nur bedingungsweise befriedigend ist.

Der Uebersetzung „Heinrich VIII" liegt die des *Grafen v. Baudissin* (1818 erschienen) zum Grunde, freylich verbessert, bereichert und vervollständigt. Der Prolog ist ganz umgearbeitet, die bey *Baudissin* in der letzten Scene fehlenden 17 (verdächtigen) Verse sind hinzugefügt. Von den vielen wesentlichen Verbesserungen wollen wir nur einige auszeichnen. Der schwere Vers: *What four thron'd one's could have weighd such a compounded one*, welcher bey *Baudissin* unklar lautet: „*Und wären sies: ob vier Throneigner wohl der Doppelteinheit wichen?*" — heisst bey *Schl.*: „*Und wären sies: wo gabs vier Könige — dem doppelteinen gleich.*" Ferner: „*Till the last day, Made former wonder its: bis der letzte Tag die vor'gen Wunder einschlang*" — besser: *die vor'gen Wunder sein nennt.*" *No man's pye is freed From his ambitious finger:*

> *Er muss an jedem Brey*
> *Ehrgeizig kochen helfen —*

finden wir nicht zu loben. Der Vers liesse sich treuer wiedergeben, z. B.:

> *Bleibt kein Gericht doch frey*
> *Von seinem ehrbegierigen Finger ...*

Ferner:

> .. Ward jeder nicht
> Vom Geist erfüllt und sprach unabgeredet
> Das allgemeine Prophezein —

ist übles Deutsch: man *spricht* kein *Prophezein*. Besser:

> „Brach jeder nicht,
> Begeistert, wie er war, unabgeredet,
> In allgemeine Prophezeyung aus?"

Act. II. Sc. III übersetzt *Schl.*: „*I know, your back will bear a Dutchess*" treu, aber unverständlich: „*Euer Rücken trägt wohl auch die Herzogin?*" Hier ist der Rang, der Titel gemeint: „*Jetzt, glaub' ich, trügt ihr auch ein Herzogthum*" u. s. w. —

> „*One certes, that promises no element*
> *In such a bussiness*" —
> „Nur Einer wahrlich, der kein Geschick
> Für solch Geschäft verheisst" —

bietet einen unreinen Vers dar, und wäre auch treuer wiederzugeben:

> „Nur einen, traun, dem selbst die Anfangsgründe
> Zu solchem Auftrag fehlen ...

u. s. w. Wir könnten solcher kleinen Rügen noch mehrere vorbringen, aber zu welchem Zweck? Auch unsere Besserungen würden der Besserung immer noch fähig seyn, und in Ton und Färbung des Ganzen würden wir *Schl.* doch nicht übertroffen haben.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1832.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Brockhaus, u. Stuttgart, b. Metzler: *Shakspeare's Schauspiele.* Von *J. Heinr. Voss* und dessen Söhnen *Heinrich* und *Abraham Voss* u. s. w. 1ster bis 9ter Band u. s. w.

2) Berlin, b. Reimer: *Shakspeare's dramatische Werke.* Uebersetzt von *A. W. v. Schlegel*, ergänzt und erläutert von *L. Tiek.* 1 — 6 Band u. s. w.

3) Berlin u. Stettin, in d. Nicolaischen Buchh.: *Shakspeare's dramatische Werke*, übersetzt von *Philipp Kaufmann.* I Theil u. s. w.

4) Leipzig, b. Göschen: *Shakespear's dramatische Werke.* Uebersetzt und erläutert von *Joh. Wilh. Otto Benda* u. s. w. 1 — 19 Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

No. 3. Bevor wir die vollständigste aller *Sh.* Uebersetzungen näher betrachten, wollen wir einen Blick auf die bis jetzt *unvollständigste* unter allen, die von *Kaufmann* angekündigte, werfen. Der erste, uns vorliegende Theil derselben enthält: *König Lear* und *Macbeth*, zwey Stücke, an denen ein Uebersetzer seine Kräfte wohl zu erproben vermag. Die Arbeit wird uns als eine solche angekündigt, die den ganzen *Sh.* umfassen, und also mit der *Bendaischen* Uebersetzung von dieser Seite her den Wettkampf eingehen soll. Offenbar hat sich der sehr achtbare Uebersetzer sein System gebildet, das wir ungefähr, als mitten inne liegend zwischen *Voss* und *Schlegel*, bezeichnen können. Er geht mit grösserer Worttreue zu Werke, als der letzte, und achtet mehr auf schicklichen Ausdruck und Wohllaut, als der erste. Diese Richtung, mit Ernst festgehalten, kann zu einem sehr erfreulichen Ziele führen, wenn es, wie wir glauben, dem Vf. weder an tiefeingehender Sprachkenntniss, noch an einem genugsam gebildeten Ohre fehlt. Seine Methode ist durchaus ernst und gewissenhaft; man vermisst in seiner Uebersetzung selten auch das allerkleinste Partikelchen des Originals; dabey fehlt seinen Versen weder der nöthige Fluss, noch seiner Prosa die Eigenthümlichkeit der *Sh.'schen*, nach welcher man in äusserlich unrhythmischen Stellen doch oft den Vers durchzuhören glaubt. Treue und Wohllaut haben seinen Fleiss auf gleiche Weise in Anspruch genommen — wir haben keine offenbare Sinnverletzung bey ihm bemerkt (welche allerdings nach so vielen Vorgängern auch nicht mehr zu entschuldigen wäre), und wüssten also keine einzige allgemeine Eigenschaft auszuzeichnen, welche den Vf. von seinem Ziele abzulenken vermögend wäre. Im Gegentheil, Alles an ihm verspricht uns eine ungemein tüchtige Leistung, wie denn sein Streben unverkennbar ein sehr löbliches ist. Nichts desto weniger giebt auch diese Arbeit zu mannichfachen Ausstellungen Anlass genug; und wenn wir dem Vf. gern einräumen, dass er viel wortgetreuer übersetzt, wie z. B. *Schlegel* gethan hat: so zweifeln wir doch auf der anderen Seite, ob ihm in den hochpoetischen und schwunghaften Stellen alles das gelingen werde, was *Schl.* gelungen ist. Ein wenig Hinneigung zu *Vossischer* Härte, Pedanterie und Trockenheit ist auch nicht zu verkennen; sein Wort, sein Vers muss etwas freyer, sein Periodenbau etwas deutscher werden, und das Bestreben, nur vor allem das *Wort* wiederzugeben, muss sich etwas mehr verbergen. Der erste, beste Vers diene uns als Beyspiel:

Kent: Dein *jüngst* Kind liebt dich nicht am wenigsten,
Auch ist das Herz nicht leer, dass leiser Klang
Nicht *Hohlheit* wiederhallt.

Hier ist: „dein *jüngst* Kind" hart, und die *Hohlheit*, welche wiederhallt, ist eine zu trockene Uebertragung der englischen *Hollowness.* Wir rügen diesen Vers noch nicht gerade als einen Fehler, sondern als ein Zeichen von Hinneigung zu einem Fehler. Doch wir wollen auch hier die erste Scene des Lear etwas näher ansehen. Gleich zu Anfang übersetzt *K.*, „*his breeding, Sir has been at my charge*" — mit: „Seine *Zeugung*, Herr, war mein Geschäft." Ganz irrig: *breeding* ist *Erziehung*, wie sich aus dem Nachfolgenden deutlich ergiebt, und steht dem späteren: *making* — entgegen. Gloster will offenbar nicht sogleich mit der Sprache heraus. Weiter: „*Remember him*" — *betracht'* ihn — ist eine unnütze Freyheit. Lear: „*Attend the lords of France.*" „Empfangt die Herrn" — ebenso; *attend* ist *begleiten*, und hier offenbar *wegbegleiten*, also gerade das Gegentheil von dem,

was der Uebers. sagt. — „So sehr als je ein Kind den Vater liebte". — Auch dieser Uebers. hat das Alternative in diesem Vers übersehen (s. oben). „Da reicht die Sprache nicht, der Athem schwindet" — etwas frey, aber von *der* Freyheit, die wir gern verstatten. — „Und schätze mich ihr gleich. Mein treues Herz — Sagt mir, sie sprach ganz meine Liebe aus." — Zu frey! Im Englischen ist das: *she names my very deed of love* — von Bedeutung; *deed* — Document, Act, Zeugniss, durfte nicht so gänzlich übergangen werden. „Bey jeder Wirkung in dem Sternenlauf" ist noch übler, als *Voss* diesen Vers giebt. — „So nah gestellt, bedauert und *getröstet*"; *reliev'd* ist nicht getröstet, sondern: unterstützt, beygestanden. „Um dich zu schützen gegen Noth und Mangel", für: *diseases of the world* — ist eine unerlaubte Umschreibung. — „Was ich zu thun nicht denke (was ich Gutes will, das thu' ich ungesagt)" — ist eine Sinnverstellung. Cordelia sagt: „Wenn ich auch der Kunst entbehre, zu sprechen und nichts dabey zu *wollen* — denn was ich *fest* (*well*) will, das thue ich unbesprochen" — Hr. *K.* hat das *well* für *Gutes* genommen. „Ihres Hasses Eis — Entzündet meine Liebe glühend heiss." Sehr ungenügend. „Wie seltsam, sagt Frankreich, dass ihre Nichtachtung meine Liebe zu hoher *Achtung* entflammt." „Wir müssen das Eisen schmieden, wenn es glüht," für: *we must do something, and in the heat*" ist nicht zu rechtfertigen. Goneril sagt: „Etwas muss geschehn, und zwar *bald*" — weiter nichts. — Ausser diesen kleinen und grösseren Ausstellungen ist alles Uebrige in dieser Scene ohne Vergleich besser, als bey *Voss*, und an sich gut und würdig. — In den hochpoetischen Stellen im Lear und Macbeth trifft der Vf. den Ton vortrefflich, die humoristischen sagen uns weniger zu — das erste ist das Leichtere. Als Beyspiele sehr gelungener Partieen bezeichnen wir die Fluchscenen im Lear, und die letzten Auftritte im Macbeth. Auch der bekannte Monolog:

„Ist diess ein Dolch, den ich hier von mir seh,
Den Griff mir zugewandt. Ha! lass dich packen! (*fassen!*)
Ich hab' dich nicht und doch seh ich dich stets!
Bist du, verderbliches Gebild, nicht fühlbar
Den Händen, wie dem Auge? Oder bist du (*fehlerhaft*)
Nur ein Gedankendolch? ein Wahngebild
Erzeugt in dem von Glut gedrückten Hirn?
Noch seh ich dich und an Gestalt so greifbar,
Wie der, den ich jetzt ziehe.
Du zeigst den Weg mir, den ich wollte gehn,
Und grade solch ein Werkzeug wollt ich brauchen. —
Mein Aug' ist Narr der andern Sinne, oder
Mehr als sie alle werth ...

mag als eine günstige Probe von dem Talent des Vfs. gelten. Die Hexenscenen sind nicht so gut und das:

„Brudle, brudle, dass es sprudle
Feuer brenne, Kessel brudle —

läfst zweifelhaft, ob der Vf. nicht ein selbstgemachtes Wort für ein deutsches braucht, wie wohl alles diess immer noch besser ist, als *Vossens*:

„*Wampyrs Aas*" und seine „*Lederlippen*." —

Zum Schluss so viel, dass wir der Fortsetzung dieser viel versprechenden Arbeit, welche sich auch eines gefälligen Aeusseren erfreut, mit reger Theilnahme entgegensehen.

No. 4. Es musste allerdings überraschen, aus einer Feder, welche sich nur in einigen Mussestunden der *Shakspeari*'schen Muse widmen konnte, eine so wohllautende, poetisch aufgefasste, meistens treue und sprachkundige Uebersetzung hervorgehn zu sehn, als die von *Benda* ist. Ein solches Gelingen war ohne ein bedeutendes Talent nicht möglich, und in der That fehlt einzelnen Arbeiten dieses Uebersetzers wenig, um mit *Schlegels* um den Vorzug streiten zu können. Wir nehmen zuerst in dem allgemeinen Ton dieser Uebersetzung ein sorgsames Bestreben um Wohllaut und poetische Wirkung wahr, ein Ziel, das er vorzüglich durch jene glückliche mittlere Temperatur des Ausdrucks erreicht, in welcher *Schlegel* sein Vorbild ist. Im Fall des Conflicts zwischen Worttreue und gefälligem oder fasslichem Ausdruck nähert sich *Benda* eher dem *Zuviel Schlegels* als dem *Zuviel Vossens*, wie *Kaufmann* thut. Er zieht bisweilen eine umschreibende Sprachwendung dem Dunkel vor, das eine lexikalische Uebersetzung zurücklassen würde; allein diess geschieht nur ausnahmsweise, und neun Zehntel seiner Uebersetzung sind so treu, so sinnerschöpfend und so grammatisch genügend, als irgend eine andere. Unter diesen Umständen stehen wir nicht an, diese Uebersetzung im Ganzen genommen trefflich zu nennen. Alles abgewogen steht sie der *Schlegel*'schen nur selten in jenem glücklichen Schweben des Tones nach, dessen Verständniss wir durchaus von einem *Sh.* Uebersetzer fodern, wetteifert mit ihr an Treue, und erreicht sie beynahe an poetischem Glanz und dichterischer Würde. Daneben hat sie zwey nicht unbedeutende Vorzüge vor jener und vor allen anderen Uebersetzungen bis jetzt voraus, die sächliche Vollständigkeit und den wohlfeilen Preis. *Benda's* Uebersetzung ist die *erste*, welche mit gewissenhafter Treue den ganzen *Sh.* in seiner eigenthümlichen Gestalt darbietet. Was die materielle Vollständigkeit betrifft, so giebt sie alles das, was die neueren und neuesten Forschungen an dramatischen Arbeiten unserem Dichter mit Sicherheit zugewiesen haben (den Perikles nicht ausgenommen), und was die *Fleischer*'sche Ausgabe aufgenommen hat. Die vorliegenden 19 Bände enthalten, zu zwey und zwey, sämmtliche 37 Dramen, ziemlich in der kritisch geordneten Reihenfolge, welche die besten Forschungen festgestellt haben. Die formelle Treue ist dem Vf. durchweg ein Gegenstand von Wichtigkeit. Er giebt in Versen wieder, was der Dichter in Versen spricht, folgt ihm in der möglichsten Vermeidung weiblicher Endungen, erhebt sich zum Reim, wo dieser im Original anklingt, und geht mit unbedeutenden Ausnahmen allen Eigenthümlichkeiten seines Verses nach, strenger, freyer und absichtlich regelwidrig, wo sein Original diess ist. Alles diess zeugt von Beruf und Talent, wenn es mit so viel Geschmack, so richtigem Gefühl und so tüchtiger

Sprachkunde im Vereine auftritt, wie der Vf. sie kund giebt. Aufs innigste vertraut mit dem Geiste *Shakspeare's* vermeidet er glücklich die sprachlichen Irrthümer der *Vossischen* Uebersetzung; ohne einen einzigen groben Verstoss wider den Geschmack, und beständig bedacht darauf, dass seine Arbeit möglichst verständlich und klar sey, gelingt es ihm in zahlreichen Stellen, das Dunkel aufzuhellen, das jener so häufig zurücklässt. Hochtragische Stellen gelingen ihm vor allen; in den humoristischen dagegen zeigt sich zuweilen etwas Willkür und eine zu weit getriebene Scheu, die Meinung des Dichters gerade heraus zu sagen; am wenigsten befriedigend ist der Vf. in den Partieen, welche dem schalkhaften, neckenden und witzelnden Conversationston angehören. Hier fehlt ihm viel an *Schlegels* Rundung, an der Grazie und dem Fluss seiner Rede, und einiges an seiner Gewissenhaftigkeit.

Um dieses Urtheil zu belegen, mögen uns einige Probestellen aus *Benda's* Uebersetzung genügen. Wir haben zunächst seine *Treue* in Schutz genommen, welche von einigen Verehrern des *Vossischen* Uebersetzergeistes angefochten worden ist. Die erste Scene des „*Sommernachtstraumes*" mag uns zur Probe dienen. *Benda* übersetzt:

Thefeus. Schnell rückt nun, reizende Hippolyta,
Die Stund' heran, die uns verbindet. Vier
Beglückte Tage führen uns herbey
Den neuen Mond. Doch ach — wie träge scheint
Der alte mir zu schwinden! — Er verzögert
Die Sehnsucht mir, wie die Stiefmutter thut,
Wie eine Wittwe, die zu lange nur
An eines jungen Mannes Renten zehrt.

Hipp. Vier Tage tauchen sich in Nächte schnell,
Vier Nächte träumen schnell hinweg die Zeit;
Dann wird der Mond, dem Silberbogen gleich,
Neu ausgespannt am Himmel, schaun die Nacht
Von unsrer Festlichkeit u. s. w.

In diesen 14 Versen ist nicht allein Zeile auf Zeile, sondern Wort auf Wort in viel höherem Masse und mit ungleich mehr Geschmack treu wiedergegeben, als diess irgendwo in der, für so treu gehaltenen *Vossischen* Uebersetzung der Fall ist. Ja, in dieser ganzen Scene hat *Benda* sogar offenbar den Vorzug vor *Schlegel;* eine Vergleichung aber mit *Voss* fällt zu sehr zu dessen Nachtheil aus, als dass wir darauf bestehen wollen. — Wie trefflich diesem Uebersetzer schwierige rhythmische und gereimte Stellen gelingen, davon giebt der II Act desselben Stücks eine Probe:

Kobolt: Nun, Geist, wohin die Wanderung?
Elfe: Ueber Berg über Thal
Durch Büsche, durch Fluthen,
Ueber Wald, über Pfahl (!)
Durch Sträucher, durch Gluthen,
Wandr' ich überall mit Fleiss
Schneller als des Mondes Kreis.
Der Elfenkönigin ich dien'
Thau' ihre Kreise in das Grün';
Die schlanken Schlüsselblumen hat
Erwählt sie an Trabanten Statt.
An ihren goldgewirkten Röcken
Erblickest du die dunklen Flecken —
Sind Rubinen, Feengaben,
Und durch diese Duft sie haben.

Ich suche mir nun Tropfen Thaus hervor,
Und hänge Perl'n in jeder Blume Ohr!
Leb' wohl, du plumper Geist — Ich gehe — Bald
Kömmt meiner Kön'gin Hof in diesen Wald.

Wie dem Vf. das Hochtragische gelingt, davon können *Hamlet* und *Macbeth* zum Beweise dienen. In den Monologen: „*To be or not to be*" und „*Is this a dagger* —" steht der Uebersetzer Keinem nach, und die Hexengesänge sind eben so neu als trefflich aufgefasst. Nur der Anfang ist verunglückt. Im *Lear*, im *Othello*, sind hochtragische Stellen in Menge, die Niemand besser übersetzt hat, als *Benda*, und wer z. B. folgende Verse:

„Bey Hecates Mysterien und der Nacht,
Bey jedem Einfluss (!) der Planetenwelt,
Durch die wir sind und schwinden aus dem Seyn —
Hier sag ich allen Vatersorgen ab,
Den Rechten der Verwandschaft unsres Bluts!
Du bist mir fremd — bist meinem Herzen fremd,
Von jetzt auf ewig — Scythiens Barbar
Der Wilde, der sein Kind zur Speise macht,
Die Gier zu stopfen (!) sey nun meiner Brust
So nahe, so beklagt, so unterstützt,
Als du, einst meine Tochter" u. s. w. *Lear* I, 2.

mit dem Original und *Vossens* Uebersetzung vergleicht, wird nicht zweifelhaft seyn, wie viele Vorzüge dieser Uebersetzung vor jener zukommen, und wie viele Fehler sie glücklich vermieden hat.

So weit haben wir nur zu loben gehabt. Allein wir müssen dem Uebersetzer in den humoristischen Partieen allzu viel *Willkür*, und in dem neckenden Conversationston eine gewisse *Schwerfälligkeit*, die der Feinheit des Originals schädlich, ja tödtlich ist, Schuld geben, und diese Anklagen sind noch zu belegen. Zu den sehr missrathenen Stellen dieser Art gehört z. B. die II Scene in den: „*Two Gentlemen of Verona*", zwischen *Lucetta* und *Julia*, und die I zwischen *Speed* und seinem Herrn. Die ganze Grazie jener zuerst genannten Scene ist in der Uebersetzung völlig verloren gegangen, und andere Stellen in *Romeo* und *Julie*, in *Othello* und im *Kaufmann von Venedig* beweisen, dass der Vf. *diesen* Ton durchaus nicht festzuhalten vermag. Hier ist *Voss* glücklicher, als er: z. B.

Jul. Was dünkt, holde, Proteus dich?
Luc. . . . . o Gott!
Zu sehen, wie die Thorheit uns beherrscht!

Diess ist steif und ungelenk! Zugleich fehlt der Reim. — Hier übersetzt *Voss:*

Jul. Was hältst du von dem Proteus, Kind!
Luc. Ach lieber Gott! Wie närrisch wir doch sind —

viel mehr im Ton der Sprechenden und treuer. Auf ähnliche Art verhält es sich mit allen im gleichen Geiste geschriebenen Scenen in *Romeo* und *Julie*, im *Othello*, im *Heinrich II:* die Grazie in der Laune gelingt dem Vf. niemals. Viel besser ist er in den bloss witzigen

Stellen, wiewohl fast zu frey. Die Schauspielerscenen im „*Sommernachtstraum*" können hier zum Beweise dienen; die Wahl zwischen *Schlegel* und *Benda* scheint hier schwer; allein sieht man das Original genau an, so ist der erste bey gleichem Redeflufs doch treuer und zuverlässiger. Die schwersten Scenen im *Sh.*, die, wo eine oft dunkle und verworrene Reflexionspoesie vorherrscht, und an denen *Hamlet* und der *Kaufmann von Venedig* besonders reich sind, gelingen dem Vf. dagegen wieder ausserordentlich und fast so gut, wie die, wo die Leidenschaft schreyend und gewaltsam hervortritt. Eine solche sehr gelungene Stelle ist z. B. Gratianos Rede im ersten Act des „*Merchant of Venice*:

> Warum denn soll ein Mann mit warmem Blut
> Da sitzen, wie sein Grofspapa, gehau'n
> In Alabaster? Schlafen, wenn er wacht,
> Und in die Gelbsucht kriechen mismuthsvoll? ...
> Es giebt wohl Menschenkinder, deren Antlitz
> Gleich stehenden Sümpfen, Rahm ansetzt und die
> Verhüllt, in eigensinn'gem Schweigen harr'n ...
> . . . . .
> Als wollt er sagen: Ich, der Herr Orakel
> Eröffne meine Lippen — Belle mir
> Kein Hund u. s. w.

Man vergleiche hiemit *Vossens*: „Im Schlaf seyn *wachend*" — „die Gelbsucht sich anärgern" — „mit *Flott* bedeckt ist, wie ein stehender Pfuhl" — „*muxe* mir kein Hund" — u. s. w., und niemand kann zweifeln, welche Uebertragung deutscher, treuer, geschmackvoller, und mehr im Ton des Originals ist. — Freylich würde es uns nach allem diesem immerhin leicht seyn, auch in dieser verdienstvollen Uebersetzung eine Menge von Stellen zu rügen, wo der Gedanke klarer, der Ausdruck passender, die Färbung individueller oder charakteristischer seyn könnte, eine grosse Menge von Zweifeln anzuregen, ob der Sinn hie und da nicht einen anderen Ausdruck gefodert, oder der Geschmack eine andere Wortstellung mehr empfohlen hätte — aber wo ist die Uebersetzung eines so tiefsinnigen und um seinen Ausdruck so unbesorgten Dichters, wie *Sh.* ist, bey der diess alles nicht leicht wäre?

Wir schliessen demnach unseren, bey allem Zusammendrängen doch schon umfangreichen Auffatz mit dem Bekenntnifs, dafs wir nicht glauben, dafs so leicht eine *Shakspeare*-Uebersetzung der *Schlegel*schen den *ersten*, der *Benda*'schen den *zweyten* Rang streitig machen, oder überhaupt, indem sie alle Ansprüche befriedigt, diese beiden Arbeiten in Vergessenheit bringen werde.

Der Druck ist fehlerfrey und löblich, und die Erläuterungen, sowie der Schlusaufsatz über *Shakspeare*, sind dankenswerthe Zugaben, die von der Vertrautheit des Vfs. mit dem Dichter und seiner Zeit zeugen, und manches Neue darbringen. Das Verdienst des Uebersetzers aber und der so äusserst billige Preis lassen hoffen, dafs diese so empfehlungswürdige und zur Zeit einzige vollständige Uebersetzung in die Hände aller Freunde des grofsen Dichters kommen werde.

W. V. L.

BERLIN, b. Schlesinger: *Genossen der Mitternacht.* Novellen, von *Emerentius Scävola.* 2ter Theil. 1832. 290 S. 16. (1 Rthlr. 12 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 60.]

Zwangeid und Eidzwang, oder Glaube und Aberglaube, legt das Spukhafte in Ahnungen und fixe Ideen, die nun einmal zu wirklicher Erscheinung sich gestalten. Ein hartnäckiger boshafter Sünder wird durch den Anblick seines gestorbenen Cameraden, der weichmüthiger, wie er, seine Unthaten bereute, vom Verbrechen zurückgehalten, und auf dem Sterbebett auch halb und halb bekehrt. Die, durch Situationen und Charaktere stets das Interesse rege erhaltende Novelle hat noch ausserdem das Verdienst, das Gedächtnifs für die von vielen vergessenen Unbilden aufzufrischen, die Deutschland, als es unter französischer Botmäfsigkeit seufzte, von den Männern erlitt, welche unsere neuesten Deutsch-Franzosen als die vortrefflichsten Muster anpreisen, und kaum es für möglich halten, dafs diese Heldenseelen (in der Gesinnung ihren jetzigen heftig sprechenden Parteyhäuptern ähnlich) auch recht schwache Seiten hatten, die den Unterdrückten stark und schwer lastend däuchten. — Der Theezirkel auf dem Schlosse Aarweiler ist eine Abspiegelung *Hoffmann*'scher Geschichten, wo in den täglichen Kreislauf Irrlichter und Schwanzsterne, grausige Blitze, unruhige Beweglichkeit bringen, und die langsam schleichenden Säfte in schnellen Umlauf kommen, nicht ohne dafs bey den hiezu thätigen Stoffen sich manche verderbliche Gasart in Sumpfluft entwickelte. Wie bey *Hoffmann*, wird das geheime Grauen, das ein Individuum, scheinbar grundlos, einflöfst, durch die Enthüllung seiner Wesenheit gerechtfertigt.

Der selig gesprochene Verdammte stellt die Rohheit der Officiere während und nach dem dreyfsigjährigen Kriege, die List und Habsucht der Pfaffen im grellesten Lichte dar. Dem Stoff, ans Burleske streifend, hätte es vielleicht wohl gethan, altväterisch scherzhaft behandelt zu werden. Wenn phantastische Masken gegen Gefühl und Humanität sich auflehnen, beleidigt es des Menschen Stolz auf sein Geschlecht nicht; wenn aber mit und ohne Ironie jeder edleren Empfindung Hohn gesprochen wird, dann sucht man eine Gesellschaft zu vermeiden, die trotz ihrer gelungenen Schilderung uns widerwärtig bedünkt.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

THEOLOGIE.

München, b. Franckh: *Kirchenzeitung für das katholische Deutschland*, herausgegeben im Verein mit mehreren katholischen Gelehrten von *Jakob Sengler.* Januar bis September 1831. 156 Numern u. 624 S. (5 Rthlr.)

Diese Zeitschrift will (Januarheft S. 3) „das Kirchenthum in seiner Wahrheit und Lebendigkeit und hohen Bedeutung für die wahre Bildung und Erziehung der Menschheit und für das ungehemmte Fortschreiten in der Wahrheit, damit der objective Christus und sein Geist zu jedem Einzelnen in seiner Kindheit komme, und *seine* alles belebende Seele und sein alles beherrschender Geist sey." Dieser Geist scheint in dem ersten Aufsatze: „*über das Verhältniss dieser Zeitschrift zur Zeit und ihre Hoffnungen und Bestreben*, von *J. Sengler*, dem Vf. um so mehr der richtige und einzig nothwendige zu seyn, als sich die katholische Kirche „*in die Aeusserlichkeit* verloren (S. 4) und in die *Leiblichkeit* veräussert habe, ein Seyn ohne Werden darstelle, während in der protestantischen sich ein Werden ohne Seyn zeige." — Das Fortschreiten im Sinne der katholischen Kirche soll darin bestehen, dass die ganze Vergangenheit immer nach allen Momenten in die Gegenwart hereintrete, und sich in ihr verjüngt und in höherer Entwickelung über sich hinausgetrieben in der Gegenwart darstelle. „Der Protestantismus, indem er die Fortbildung und Entwickelung und stete Verwirklichung des Urchristenthums in der Kirche nur als eine Entstellung desselben ansieht (S. 6), und daher nicht in und aus dem Leben und Geiste aller Zeiten dieses Leben und diesen Geist erkennt, muss das Urchristenthum aus einer einzelnen Zeit, einem bestimmten Moment der Gegenwart betrachten, in die aber nicht die entwickelte Vergangenheit übergegangen ist; sondern bey der gerade von der entwickelten Vergangenheit hinweggesehen, abstrahirt, und sie somit von den früheren Zeiten isolirt und losgerissen wird, und da er sie nicht im Geiste und Leben aller Individuen betrachtet, so bleibt nichts weiter übrig, als es aus seinem individuellen, subjectiven Bewusstseyn zu betrachten und zu bestimmen." — — „Die katholische Kirche (S. 20) als erscheinende braucht daher nicht ausser sich hinauszugehen, um eine andere zu werden, sondern sie muss nur tiefer in ihre Substanz und in ihren Geist hineingehen, und in sich selbst zurückgehen, um sich nach allen Momenten ihrer Persönlichkeit in sich selbst zu erfassen. Sie muss daher nur in Bezug auf ihre Erscheinung eine andere werden, in Bezug auf diese soll sie nur werden, was sie ihrem Wesen nach ist. — Je mehr aber die erscheinende Kirche in dieser ihrer Erscheinung ihr Wesen dargestellt, je mehr sie in das Wesen zurückgegangen und sich in demselben erfasst hat, desto mehr ist die Anfoderung an den Protestantismus gemacht, auch aus seiner die Kirche negirenden Stellung heraus und in das Wesen der Kirche einzugehen. Denn gegen was will er protestiren? Will er Christus und den heil. Geist wahrhaft, so muss er auch die Kirche wollen, welche Christus und den heil. Geist, wenn auch nicht ganz vollkommen, doch wesentlich darstellt." — — „Daher irren auch (S. 11, Kritik des Lebens Jesu von *Paulus*) die Supernaturalisten, welche das durch Jahrhunderte sich fortbestimmende Bewusstseyn der Kirche für entbehrlich zum Verständnisse des Christenthums halten, und meinen, der heil. Geist sey nur in Christus und seinen Aposteln erschienen, und aus diesem Grunde sey alle weitere Bestimmung des Urchristenthums eine Trübung desselben, da doch im Gegentheile der heil. Geist um so bestimmter erkannt wird, je mehr man ihn als Geist der Kirche erkennt, mithin je grösser die Vermittelung ist, durch welche er als durch seine eigene Vermittelung zu uns gelangt. In der Einfachheit, in welcher das Reich Gottes durch Christus in die Welt gebracht und durch die Apostel verkündet wurde, konnte es sich freylich in den folgenden Zeiten nicht erhalten, aber man würde sich sehr irren, wenn man daraus auf einen Rückschritt schliessen wollte, vielmehr ist die Kirche in einem fortwährenden Fortschritt begriffen. Da aber der Geist, den Christus der Welt verheissen hat, sich nur dadurch verwirklichen kann, dass er den Geist dieser Welt überwindet, so wird die Kirche, von Seite des zu erlösenden Menschengeistes angesehen, keine heilige Erscheinung darbieten, sondern vielmehr der Erlösung bedürftig erscheinen; aber von Seite des in ihr sich verwirklichenden und die Menschheit erlösenden Geistes betrachtet, wird sie sich als das sich nach allen Seiten immer neu und weiter bestimmende Reich

Gottes darstellen. Es ist aber unvernünftig, die Kirche nach ihrer erscheinenden Seite aufzufassen und zu beurtheilen, da sie, sofern sie erscheint, nicht ist, oder nur ist, um zu verschwinden, und sich nach ihrem Wesen, d. h. nach ihrem Geiste, zu offenbaren. So ferne die Kirche der Erlösung durch den Geist bedürftig ist, ist sie eben nicht Kirche, sondern erscheint nur als Kirche, und verschwindet in dieser Erscheinung, um das zu werden, was sie ihrem Wesen nach ist, und dieses ist der Sinn ihres Fortschreitens."

Wir haben absichtlich hier mehrere Stellen mitgetheilt, weil gerade diese den Schlüssel zu den Ansichten des Vfs. enthalten, und uns die sicherste Grundlage darbieten, ein gediegenes Urtheil über diese Zeitschrift zu fällen.

Ausser dem schon gedachten Aufsatze finden sich im *Januarheft* noch folgende Abhandlungen: *Die politische Stellung der Katholiken* S. 12. 27. 44. (Aus *l'Avenir* wörtlich übersetzt.) *Ueber den Einfluss der Musik, besonders des Gesanges auf die Sitten des Volkes.* (Ein klarer und schön stilisirter Aufsatz, der den Wunsch ausspricht, dass der Gesang vorzüglich in Schulen wieder eingeführt werden möge.) *Ueber Religions- und religiöse Philosophie im Gegensatze sowohl der Religionsunphilosophie als der religiösen Philosophie*, von *Franz v. Baader*. — *Ueber das Jahr 1830* (aus *l'Avenir*). — Den Schluss jedes Heftes bilden Recensionen (hier auch eine von *Paulus* Leben Jesu), deren Angabe dem Zweck unserer Blätter nicht gemäss ist. Hierauf folgen jederzeit mehrere *Aphorismen*, *Gedichte* und *kirchliche Nachrichten*.

Das *Februarheft* liefert an Abhandlungen: *Ueber die gegenwärtige Zeit in religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht.* („Dass die höchste Tendenz unserer Zeit nichts Anderes sey, als das wissenschaftliche Denken, und dass nur auf diesem Wege zum Besseren fortgeschritten werden könne, diess zeigt sich negativ an der Unlebendigkeit des Formglaubens und an der Willkührlichkeit und schlechten Autonomie der Aufklärung; positiv aber durch die Erweiterung und Vertiefung des Bewusstseyns, welche unsere Zeit vor der früheren auszeichnet, und die Wahrheit und Wirklichkeit dessen ist, was früher nur geahnet oder wovon nur gesprochen wurde. Nur durch diese Erweiterung und Vertiefung des Bewusstseyns ist es auch möglich, die Religion wieder in das Leben einzuführen, und den weltlichen Sinn und Verstand, der an die Stelle der religiösen Gesinnung getreten ist, dem Glauben unterzuordnen".) (S. 86). — *Von der Freyheit der Kirche.* (Aus *l'Avenir*.) *Winke zur Anleitung im katechetischen Unterrichte über das heil. Sacrament der Beichte.* (Um den Geist dieses Aufsatzes kennen zu lernen, wählen wir den Artikel: *Genugthuung*, die also definirt wird: „Sie ist das Wiedergutmachen des durch die Sünde gestifteten Bösen. — Da nun aber das menschliche Leben Ein Ganzes ist, so dass eine Zeit desselben immer auf die andere hinweist, und mit ihr auf das Innigste zusammenhängt, wie kann der Mensch jetzt ein anderer, d. h. ein neuer, durch die Wiedergeburt verherrlichter Mensch seyn, ohne dass diese Gesinnung auf das ganze vorherige Leben zurückwirkt und es neu gestaltet? — Geht also das Bussgeschäft in der Gemeinschaft Christi, des heil. Geistes und aller Glieder der Gemeinde der Heiligen vor, so dass alle Kräfte thätig sind und zusammenwirken, so gewinnen wir den wahren Begriff der Genugthuung, die sich auf Gott, auf uns selbst, auf die Gemeinde der Heiligen und auf alle Menschen erstreckt. Hierin ist auch die wahre, tiefe, lebensfruchtbare Bedeutung des *Ablasses* gegen die schiefe, der Wurzel des göttlichen Lebens feindselige, enthalten.") — *Ein Wort über das Mittelalter, die Gegenwart und die Zukunft.* (Aus *l'Avenir*.) *Ueber die politische Lage Irlands, wie sie war und ist.* (Aus *l'Avenir*.)

Das *Märzheft* enthält sieben Abhandlungen: 1) *über Priestererziehung*, welche in mehreren Heften fortgeführt ist. Der Vf. spricht zuerst über die Elemente der Erziehung überhaupt und der Gelehrtenerziehung mit vorzüglicher Berücksichtigung der Priestererziehung insbesondere, und bedient sich hiezu der kritischen Beurtheilung der Gymnasialbildung in Würtemberg als eines Spiegels, der neben den Lichtpuncten auch die Schattenseite aufweiset, und führt nun dieses Bild fort, indem er von den sogenannten Convicten desselben Landes handelt; giebt hierauf den Standpunct an, von dem aus eine katholisch-theologische Lehranstalt zu beurtheilen sey, betrachtet den christlichen Geist im Verhältnisse zu den Andersglaubenden, und sein Verhalten zur Philosophie, und schliesst damit die ganze Abhandlung, welche wir eine der gelungensten in dieser Zeitschrift nennen müssen, sey es in Hinsicht vieler treffender Bemerkungen aus dem Gebiete der Pädagogik, sey es in Hinsicht der historischen Nachweisungen, welche eine reiche Belesenheit im Felde der Patristik beurkunden, sey es endlich in Hinsicht der Freymüthigkeit und Unbefangenheit, mit welcher der ganze Aufsatz geschrieben ist. 2) *Ueber den Katholicismus in Irland.* (Ein in 3 Heften fortlaufender Artikel aus *l'Avenir*.) 3) *Ueber einige Formen des weltlichen und religiösen Bewusstseyns.* „Das menschliche Bewusstseyn hat zunächst zwey Formen, in denen es sich bewegt: die Form der Sinnlichkeit und die der Vernunftanschauung. Das Umgehen des göttlichen Princips wird zum Materialismus, Rationalismus, das einseitige Versenken in das göttliche Princip zum Pietismus, während die höchste Blüthe dieses Princips der ächte und wahre christliche Mysticismus ist". — Ein sehr dunkler und höchst abstruser Aufsatz, der wenige Leser anziehen wird. 4) *An diejenigen, welche an der Vergangenheit hängen.* (Aus *l'Avenir*.) 5) *Winke zur Anleitung im Unterrichte des heil. Abendmahls.* („Das heil. Abendmahl ist das Verherrlichungsfest der Gemeinde der Heiligen im Himmel und auf Erde, indem sie in der unsterblichen Liebe, im Vater, Sohne und heiligen Geiste den Triumph über die Welt und das Fleisch feiert, und in ihm der Fürst dieser Welt gerichtet und

überwunden ist immerdar".) 6) *Ueber den Unterschied der parteylichen und wissenschaftlichen theologischen Kritik.* Der Vf. fodert in diesem trefflich geschriebenen Aufsatze, dass man jeden Schriftsteller von seinem eigenen Standpuncte aus bestreite. 7) *Ueber den Zustand der Kirche zu Baltimora und der Diöcese.* (Theils aus *Catholik Miscellany*, theils aus *Annales de la propagation de la foi.*)

Aprilheft: 1) *Rede an die Mitglieder des theologischen Vereins in München, am Schlusse des Wintersemesters,* von *J. Sengler*, *vor dessen Abgang als Professor auf die Universität zu Marburg.* Wenn sich diese Rede durch Gediegenheit der Gedanken und energische Darstellungsgabe auszeichnet, so ist dagegen der folgende Aufsatz: *Der theologische Verein an der Universität München, von mehreren Mitgliedern des Ausschusses desselben,* den historischen Theil abgerechnet, höchst verworren und schwülstig. *Ueber Katholicismus und Protestantismus. Als Einleitung zu einer Reihe Charakteristiken protestantisch christlicher Denkweisen,* von Dr. *F. Herbst* — eine Abhandlung, die sich wieder in mehreren Heften hindurchzieht, und nach und nach folgende Gegenstände behandelt: *Johann Georg Hamann*, über Christenthum und Heidenthum; *Lessing* über Schrift und Tradition; *Lavater* über Religion und Christenthum; Erinnerungen an *Herder*. Der Vf., selbst Protestant, sagt in der Einleitung: „Die nächste Anfoderung (S. 238) an den Protestantismus, um eine befriedigende Versöhnung vorzubereiten, möchte wohl diese seyn, dass er den formlosen Widerspruch, womit er zum Theil noch behaftet ist, aufgebend, sich tiefer als inhaltsvollen Gegensatz begründet. Als Widerspruch ist der Protestantismus, weil alles Positiven ermangelnd, durch und durch unkirchlich; als Gegensatz kann er sich nur begründen vermittelst des positiven kirchlichen Princips. — Der christliche Geist ist der heilige Geist; die Mittheilung des heiligen Geistes ist Bedingung der Aufnahme des Christenthums, und nur das Leben im heil. Geiste ist das christlich-kirchliche Leben. Nur auf diesem Standpuncte erscheint die Kirche als eine göttliche Stiftung, als ein lebendiger Organismus, aus dessen innerer Lebenseinheit successive Lebensentwickelungen erfolgen, und dieser Standpunct ist es, den auch der Protestantismus festhalten muss, wenn er nicht das Wesen der Kirche leugnen will. Erst durch dessen Anerkennung steht er mit dem ächten Katholicismus auf gleichem geweihtem Boden, wo er sich als eine eigenthümliche Form des Christenthums gestalten kann, und das eben verstehen wir unter Gegensatz, nämlich die Darstellung desselben Wesens in anderer Form. — — Die katholische Kirche aber zeige im Sinne des Vincentius von Lerina, dass fortwährend göttliche Kräfte in ihrem Schosse ruhen; in diesem Sinne fodere sie auch, dass der Protestantismus es aufgebe, entweder vom blossen Buchstaben das Christenthum abhängig zu machen, oder in ein blosses Vernunftwissen seinen positiven Gehalt aufzulösen. Dagegen werde von Seite der Protestanten mit Nachdruck der Weg freyer Forschung behauptet; denn auf diesem Wege wird eine Erfahrung gemacht, deren Resultate grossartig genug seyn werden, um den Raub zu versöhnen, der vielfach auf diesem Wege am Heiligen begangen worden ist. Nur die *christliche Philosophie* selbst kann hier das letzte bleibende Resultat seyn." — *Ueber die vorgebliche Prophezeyung des Erzbischofs Malachias zu Armack in Irland,* welche durch Symbole, wie z. B. *peregrinus apostolicus* (Pius VI), die Reihenfolge der Päpste voraus zu bestimmen sucht, wird gezeigt, dass sie ein Beweis menschlicher Schwachheit und Albernheit sey.

Das *Maiheft* liefert, ausser Fortsetzungen, folgende Abhandlungen: 1) über *die Stiftung des Christenthums,* aus einem Manuscripte *Chateaubriand's* betitelt: *Etudes historiques*; 2) *Leben und Wirken des h. Ephräms des Syrers;* 3) *über Kirchenmusik.* Es wird geeifert gegen die Tändeleyen der Musik in der Kirche und auf Einführung des alten Kirchenstiles gedrungen.

Juniheft: 1) *Ansichten und Wünsche eines Landgeistlichen in der vielseitig besprochenen Katechismenangelegenheit unserer Zeit.* (Grösstentheils überschwenglichen Inhalts.) 2) *Ueber den Katholicismus in Schweden.* Der Herausgeber verwahrt sich zwar einige Blätter später gegen die Meinung, als ob er alle kleingedruckten Aufsätze ihrem Inhalte nach durchaus in Principien mit den seinigen für verwandt erkläre, aber der vorliegende Aufsatz enthält vieles Grelle. „Schon, heisst es, haben wir unseren Lesern enthüllt, was der Katholicismus in Irland gelitten und gesiegt hat. Belgien hat durch seinen Aufstand die lange Geschichte der Unbilden bekannt gemacht, die sein Glaube erlitten," (und so etwas schreibt man ohne alle Berichtigung in die Welt hinein in der *Senglerschen* Kirchenzeitung??) „und Polen schreibt jeden Tag dieselbe Geschichte mit dem reinsten heiligsten Blute. — (Man höre nur!!) Wir haben uns nun entschlossen, den Katholiken Frankreichs zu sagen (der Aufsatz ist von *Merode*), was ihre Brüder in Schweden sind. Da ist der Sieg der Häresie schon lange Zeit vollständig, und zwey Jahrhunderte sind vorübergegangen, seit sich ein Phantom, von Menschen geschaffen, kühn mit dem Raube des Katholicismus geschmückt, im Triumphe auf seine Ruinen gesetzt hat." — Ein herrliches Compliment für Protestanten! — 3) *Ueber den Urmenschen.* Enthält nichts Neues, und nimmt an, dass der Urmensch seine Entstehung einer göttlichen Schöpfung, so wie seine Entwickelung einer besonderen göttlichen Wirksamkeit zu danken habe. 4) *Geschichte der Entzifferung der Hieroglyphenschrift.* (Aus einer Rede des Archäologen *Champollion*, der nun seine Entdeckungen auf einem der Katheder des Collegiums von Frankreich mittheilt.) 5) *Gethsemane, oder die Juden zur Zeit unseres Herrn.* Eine Parabel.

Das *Juliheft* enthält: 1) *Ueber die Zukunft der Gesellschaft,* von *de la Mennais.* 2) *Ueber das Verhält-*

nifs des Theismus zum Christenthum. Ein durch andere Hefte noch fortlaufender Artikel, der uns jedoch wenig Interesse darbot. 3) *Bekehrung der Otaitier zum Christenthume.* Aus *Revue Britanique.* 4) *Ueber Römer I, 11. 12.* (Von Prof. *Staudenmaier.*) Diese Stelle, meint der Verfasser, müsse nach 1 Kor. 12—14 erklärt werden.

Augustheft: Ueber moralische Gesetzmässigkeit, Genialität, Religiosität, und ein *Vorschlag zu Errichtung von Pfarrbibliotheken.*

Im *Septemberhefte* stehen folgende Aufsätze: 1) *Stimme eines Protestanten in Angelegenheit der Katechismen.* Der Vf. preist vor allen den kleinen lutherischen Katechismus, meint jedoch mit Recht, dass eigentlich tüchtige Lehrer leisten sollen, was der Katechismus nicht leiste. „Nur um Lehrer zu bilden, heisst es, und etwa um den gebildeten Laien ein Lesebuch in die Hand zu geben, bedarf es der Schriften, welche die Wahrheit des Katechismus aus einander setzen; aber nicht für die Wahrheit förderlich wäre es, wenn hier (wie man in Baiern beabsichtigt) ein solches Buch als Norm allen Lehrern vorgeschrieben würde." — — 2) *Basis und Bedingung der biblischen Exegese und einer wahren Uebersetzung der heil. Schriften des alten Bundes.* (Aus *l'Avenir.*) 3) *Was der Katholicismus in der neuen Gesellschaft seyn wird.* (Von *de la Mennais.*) 4) *Nur wer sich von der Welt der Erscheinung abhängig fühlt, kann sich davon befreyen.*

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. *Hamburg*, b. Perthes: *Einfältiger Hausvaterbericht über die christliche Religion*, an seine Kinder. Nach der heiligen Schrift. Von *Matthias Claudius.* (Ohne Jahrzahl.) 66 S. 8. (4 gr.)

Einfältig kann dieser Bericht mit Recht im schlimmsten Sinne des Wortes heissen; denn man stösst in demselben auf die krassesten dogmatischen Begriffe, dergleichen kaum ein *Hutten* oder *Hollatz* aufweisen können, meist mit Worten der lutherischen Bibelübersetzung ausgedrückt. Gott pflanzt einen Garten Eden, schafft einen grossen Strom und vier andere Hauptströme, und macht den Bewohnern Edens Röcke von Fellen, welche er ihnen sogar selbst anzieht. Der Messias wird schon im Paradiese verheissen, und Moses legt das Symbol des Brotes und Weines im Abendmal in die Bundeslade nieder. Gut, dass der Vf. diesen Religionsbericht nur für *seine* Kinder bestimmt hat; denn ausser ihm selbst möchten wohl wenige Eltern für *ihre* Kinder daran Wohlbehagen finden.

Kg.

KIRCHENGESCHICHTE. *Leipzig*, b. Hartmann: *Kurze Beleuchtung der Nachrichten und Betrachtungen über die ungarische Nationalsynode* (der römisch-katholischen Kirche) *vom Jahre* 1822. — 1828. IV u. 244 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf., sonst nur gewohnt, über literärische Ereignisse am Horizonte seines Standes und Berufes, besonders, wenn sie, — wie das seit 1817 an der Tagesordnung zu seyn schien, — polemischen Inhalts sind, zu seiner eigenen Uebung und Belehrung seine Bemerkungen niederzuschreiben, wurde dieses Mal durch einige vertraute Freunde, denen er Einiges daraus mittheilte, ermuntert, dieselben dem Publicum zu übergeben, und wünscht nur mit dieser Schrift ein kleines Scherflein dazu beyzutragen, dass der noch immer fortglimmende Zunder der grollenden, oft unmenschlich wüthenden Unduldsamkeit in seinem Vaterlande immer mehr gedämpft und erstickt, oder doch an dem Ausbruch zur wüthenden Flamme auf Immer gehindert werde. — Mit vieler Freymüthigkeit zeigt er, wie die ungarische Nationalsynode, aus dem katholischen Klerus bestehend, weit entfernt, die in ihrer Kirche herrschenden Missbräuche zu verbannen, nur darauf ausgehe, sie in Schutz zu nehmen, und durch Zurückrufung der Jesuiten zu befestigen, die Protestanten in Ungarn zu unterdrücken u. s. w., und sich dabey selbst offenbare Verletzungen der Constitution erlaube. Er folgt dabey der Vertheidigungsschrift des Hn. Dr. *Facius*, dessen seichte Gründe er mit leichter Mühe widerlegt, wobey denn auch der bekannte Hr. *Hohenegger* nach Verdienst abgefertigt wird, und man sieht aus dem, was er anführt, dass ungeachtet der menschenfreundlichen Gesinnung des Kaiser Franz, und ganz gegen die Absicht desselben, die Protestanten in Ungarn in einer sehr traurigen Lage sich befinden. — Was über den Geist und die Tendenz der römischen Curie gesagt wird, und wie wenig die Fürsten, die mit derselben Concordate abschliessen, auf diese sich verlassen können, ist zwar schon längst bekannt, kann aber nicht oft genug gesagt werden. — Mit einer Kirche, deren Klerus es unverhohlen gesteht, dass er alle den sogenannten Ketzern zugestandenen Rechte unter den jetzt geltenden Umständen nur zugebe, aber weit entfernt sey, sie für gegründet anzuerkennen, und sie nur für usurpirt halte, lassen sich überall keine rechtskräftigen Verträge eingehen.

Rec. wünscht, dass der Vf. nicht vergebens geschrieben haben möge, und bemerkt nur beyläufig, dass, wo derselbe sich auf eigentlich philosophische Untersuchungen, z. B. über das Verhältniss der Vernunft zur Offenbarung u. s. w., einlässt, er weniger auf seinem Platze zu seyn scheint, und dass in der Sprache manche Fehler sich finden. So wird z. B. *ohne* beständig mit dem Dativ verbunden.

— z — m — x —.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

THEOLOGIE.

München, b. Franckh: *Kirchenzeitung für das katholische Deutschland*, herausgegeben von *Jakob Sengler*. Januar bis September 1831 u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass diese Zeitschrift eine ehrenvolle Ausnahme unter vielen ihrer katholischen Schwestern macht, und es gereicht ihr zu nicht geringem Ruhme, dass sie durch wissenschaftliche Gediegenheit vor allen übrigen sich auszeichnet, und vorzüglich durch das philosophische Moment, welches in ihr das vorherrschende ist. Sie erkennt mit edler Offenheit die Versunkenheit der katholischen Kirche in das Aeusserliche, und macht die Foderung an letzte, den Protestantismus kennen zu lernen, und durch eine Polemik zu bestreiten, die, nicht zufrieden, nachzuweisen, dass es mit der Gegnerin schlecht stehe, aus dem Wesen der Kirche selbst mit rücksichtsloser Hingebung an die Interessen der Wahrheit sich zu behaupten sucht. Sie ladet die Protestanten ein, in dieser Zeitschrift die Angelegenheiten der Kirche Christi frey zu besprechen, und hat also schon dadurch sich über die Befangenheit ihrer Mitschwestern empor gehoben. Aber dessen ungeachtet glauben wir, dass diese Zeitschrift zu einer viel grösseren Klarheit und Popularität, mit welcher die philosophische Tiefe allerdings wohl bestehen kann, sich hinanringen müsse, wenn sie einen grösseren Kreis von Lesern gewinnen will, als die philosophisch gebildeten Theologen aus der neuesten Schule und die jüngeren Kleriker der Katholiken überhaupt, welche mit der *Baader*'schen, *Hegel*schen oder *Schellingi*'schen Philosophie vertraut sind. Da aber auf den grossen Kreis des katholischen Klerus und auf die Laien zugleich Einfluss gewonnen werden soll, damit ein Fortschritt zum Besseren möglich werde, so dürfte auch unsere vorausgegangene Warnung nicht ganz überflüssig seyn. Denn alle grösseren Aufsätze und bedeutenden Recensionen leiden an dem schweren Gebrechen, dass selbst der geübte Denker oft allzu lange im Kreise des Allgemeinen hingehalten wird, und vergebens sich nach einer entschiedenen Lösung der Räthsel sehnt. Wir dürfen also wohl hier die Worte (S. 554 Septemberheft), welche bey einer anderen Gelegenheit in dieser Zeitschrift ausgesprochen worden sind, auf sie selber anwenden, dass sie nämlich zu dem Bewusstseyn erwacht sey, es müsse anders und besser werden, auch zugleich im *Allgemeinen* die Mittel angegeben habe, durch welche es besser werden solle; aber dessen, was besser und anders werden soll, sich entweder noch nicht deutlich bewusst geworden, oder es wenigstens nicht klar ausgesprochen habe. Sobald sie in das Besondere eingeht, so finden wir, dass ihre eigenen Ideen in Conflict mit der geschichtlichen Grundlage des Katholicismus kommen. Da nämlich Hr. *Sengler* durch Beybehaltung des Ablasses, der Heiligenverehrung u. d. gl. deutlich zeigt, dass er von den Lehren der katholischen Kirche nicht die geringste aufzugeben Lust habe, und das Heil derselben Kirche nur in der Idealisirung des Anstössigen sucht: so sind wir begierig, in welches Meer der Vergessenheit er den ganzen überflüssigen Ballast des Geschichtlichen versenken werde, welches uns über jene Lehren den richtigen Aufschluss giebt. Jener Conflict wird desto grösser durch die stete Berufung auf das Historische und durch die Foderung, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zu verbinden, um das Wesen der Kirche nicht zu verlieren, während die Concilienacten und die Satzungen der symbolischen Schriften ganz ausdrücklich oft eine Lehre in ein ganz anderes Licht stellen, als es Hr. *Sengler* gethan hat. So ist diess, um nur Ein Beyspiel anzuführen, mit dem *Fronleichnamsfeste* und dem *Ablasse* beschaffen; das Tridentinum und die Einsetzungsbulle jenes Festes wissen nichts von jener Verherrlichung, die der Vf. ihm beygegeben hat, und so ist es mit dem Ablasse, dessen Wesen in den päpstlichen Bullen, den Hauptquellen dieses Artikels, durchaus nicht so zu finden ist, wie Hr. *S.* es darzustellen sucht. Wenn aber diese Auffassungsweise wirklich in dem Wesen des Christenthums liegen sollte, so müssten doch historische Keime für dieselbe in der Urzeit des Christenthums sich finden lassen; und da diess unmöglich ist, so wird der Katholicismus des Hn. *S.* zu nichts Anderem, als zu einem subjectiven Gebilde, welches doch der Herausgeber als das eigentliche Zerstörungsprincip der Kirche selber darstellt. Oder woher hat Hr. *S.* den historischen Maassstab genommen, dass er den *Katholicismus* gerade so seinem Wesen nach richtig auffasse? Aus der Bibel? Dann widerspricht er sich ja selbst. Aus der Tradition?

Dann hat er alle historischen Documente gegen sich. Ebenso ist die Behauptung unrichtig, dass durch das Zurückgehen auf ein Urchristenthum aus den Zeiten der Apostel die stets lebendige Gemeinschaft des heil. Geistes, wodurch die Kirche allein sich stets fort und fort baue, aufgehoben werde. Denn, muss der Vf. selber zugestehen, dass die katholische Kirche ihrem Wesen nach zwar die wahre geblieben, aber der Form nach als eine der Erlösung bedürftige, d. h. als eine unvollkommene und mangelhafte Kirche, sich entwickelt habe, so kann keine andere Ansicht aus seinem Zugeständnisse gewonnen werden, als dass ihm alle Auswüchse des katholischen Lehrsystems, welche in der Schrift keine Haltbarkeit haben, für das Wesen des Katholicismus selber gelten, und dass er in der philosophischen Umgestaltung aller dieser zufälligen und entbehrlichen Menschensatzungen dem Katholicismus seine ursprüngliche Reinheit wieder zu geben wähnt; und es bleibt nach Abstreifung der philosophischen Einkleidung nichts weiter übrig, als die gehaltlose Behauptung, dass die späteren Zusätze und Erweiterungen des Katholicismus schon *implicite* ursprünglich vorhanden waren, aber nur des Anlasses harrten, um sich entfalten zu können. Da zu dieser Behauptung nimmermehr eine historische Nachweisung, selbst nicht aus den Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte, beygebracht werden kann (es sey denn, dass man hier wieder die nämliche falsche Hypothese voraussetzt): so ist es einleuchtend, dass Hr. *S.* gegen das Zurückgehen auf ein sogenanntes Urchristenthum eigentlich nichts Beachtenswerthes vorgebracht hat, um so mehr, als man den Cultus der Gegenwart consequent gleichfalls für ein Product des göttlichen Geistes erklären müsste. Eine noch weit grössere Schwäche verräth die Behauptung, der Katholicismus, in sofern er erscheine, *sey nicht*, oder nur, um sich nach dem Geiste der Kirche zu offenbaren. — Diess heisst nichts Anderes, als Schwierigkeiten liegen zu lassen, statt sie zu beseitigen. Auch wäre so nie eine Reform der Kirche denkbar, weil sie = x würde. Endlich ist nicht abzusehen, wie der Katholicismus in einer solchen philosophischen Form, wie der Herausgeber sie erstrebt, noch eine für jeden Christen ohne Ausnahme fassliche Religion bleiben könnte; höchstens möchten die Anhänger *Baaders*, *Schellings* und *Hegels* sich damit befreunden, für die sogenannten Reflexionsphilosophen würde er gänzlich fruchtlos bleiben. Sonderbar ist es, dass ein in dieser Zeitschrift aufgetretener Protestant, dem die Modephilosophie gleichfalls das Haupt umnebelte, in jenen Ansichten das Heil für die protestantische Kirche sucht, und die Schrift des Hn. *S.* über das Abendmahl für das *non plus ultra* speculativer Höhe und geistiger Tiefe erklären mag, da es doch (S. 121 Februarheft) heisst, der Mensch, in dem ursprünglichen Zustande, *sey das vollkommene Abbild der heil. Dreyeinigkeit gewesen;* und auf diese sogenannte Idee ist Hn. *S.* ganze Theorie von dem Abendmahle gebaut. Man staunt, wenn man auf solche Schwindeleyen das Heil des Christenthums erbauen sieht, und es kann nur bedauert werden, dass man sich so weit von dem Geiste Christi verirrt hat, wofern man die Göttlichkeit seiner Lehre nur in solchen mystischen Verworrenheiten zu retten glaubt, von denen Jesus in allen seinen Reden und Vorträgen auch nicht die mindeste Spur gezeigt hat. Es ist überhaupt sehr leicht, mit philosophischen Kunstsprüngen sich zu behelfen, und mit breiten glänzenden Floskeln die Gebrechen zu überdecken, anstatt geradezu der nackten Wahrheit in das Gesicht zu sehen, und an die schlichten Worte Jesu und an die Leuchte der Dogmengeschichte sich zu halten, um die sichtbare Kirche aus dem Labyrinthe zu führen, in welches sie sich verirrt hat. Sobald die Tradition verworfen ist, schreyt man über Subjectivität, über Verachtung des göttlichen Geistes und Vernichtung der Kirche, während man nicht bedenkt, dass, wenn die Interpretation der Schrift auch nimmermehr an die Autorität der Väter gebunden ist, dennoch immerhin der Forschende schon das gegebene Göttliche als Objectives vor sich hat, und da gewiss nicht ein wesentlich Verschiedenes an die Stelle desselben setzen kann. Freylich wird man noch millionenmal vergebens rufen, dass nur die Theologen Glaubensspitzfindigkeiten geschaffen, von denen die ersten Christen nichts wussten, und die daher, weil sie nicht fruchtbringend für die Regeneration der Menschheit sind, auch für die Gegenwart nicht gehören; aber es scheint, dass man, geleitet von der Weisheit der Ueberschwenglichkeitsphilosophie, wo möglich das Labyrinth der Dogmen noch mehr verwickele, um desto mehr von den Geheimnissen des Christenthums sprechen zu können. — Ausserdem ist es zu tadeln, dass diese Zeitschrift verhältnissmässig allzu viele Artikel aus dem *Avenir* entlehnt, zu weit bey Recensionen ausholt, und dadurch unmöglich gleichen Schritt mit der Literatur halten kann, dass sie zu viel mit mancherley *Aphorismen* sich befasst, und sogar *Gedichte* aufnimmt, die gar nicht zum Wesen einer solchen Zeitschrift gehören. Unbequem ist es gleichfalls, dass die Recensionen nicht von den Abhandlungen gesondert sind.

Möchte übrigens Hr. *S.*, der so schön begonnen, noch einen Schritt weiter gehen, und zur Ueberzeugung gelangen, dass die Kirche Jesu wohl in mehr als idealischem Glanze strahle, und Gottes Geist wehe in dem, was Christi ist, dass aber weder im römischen Papstthume, noch in den verkehrten Satzungen der Concilien und ihren Widersprüchen Heil zu finden sey, wenn man auch alle mögliche Verklärung damit versucht, sondern in Gottes Wort, einfältiglich dem Herzen näher gebracht, in demüthigem Ablegen des stolzen Uebermuths, als ob man Gottes Wesen je in überschwenglichen Abstractionen durchschauen könne, in dem aufrichtigen Geständniss, dass man nicht zur Unfehlbarkeit einer sichtbaren Kirche seine Zuflucht zu nehmen brauche, um Jesu Werk zu sichern, sondern dass über den Sternen throne, der dieses Werk gegen alle menschlichen Irrthümer schütze: diess wird eine bessere Morgenröthe für jegliche Kirche herbeyführen.

Zum Embleme seiner Kirchenzeitung, von wel-

cher nun hoffentlich auch das October- bis December-Heft erschienen ist, hat Hr. *S.* an der Spitze das mit einer *Dornenkrone* umflochtene, auf dem Kelche ruhende Kreuz zwischen die *dreyfache Papstkrone* und die mit *Edelsteinen* besetzte bischöfliche Inful gesetzt. Ist diese Satire nicht zu eindringlich?

Sch......r.

Neustadt a. d. O., b. Wagner: *Stimmen aus der katholischen Kirche Deutschlands.* Erstes Heft. 62 S. Zweytes Heft. 75 S. gr. 8. 1831. (18 gr.)

Die Herausgeber dieser Zeitschrift, ein Verein katholischer Geistlichen, deren Verhältnisse (nach S. 18) es nicht gestatten, sich zu nennen, haben sich den schönen Zweck gesetzt, für eine Reformation der katholischen Kirche thätig mitzuwirken, da es mit der genannten Kirche in Deutschland nicht besser werden könne, wofern nicht viele Einrichtungen, Anstalten und Gesetze entweder ganz aufgehoben werden, oder doch eine zeitgemäfse und dem deutschen Volke zusagende Umgestaltung erfahren. Das öffentliche religiös-kirchliche Leben im katholischen Deutschlande, wie es ist und den Foderungen einer vorangeschrittenen Zeit gemäfs seyn soll, wird der alleinige Gegenstand seyn, mit dessen Betrachtung sich diese Zeitschrift befafst. Der Grad der religiösen Bildung des katholischen Volkes in den verschiedenen Staaten Deutschlands, der Geist, welcher die kirchlichen Obern und die Geistlichkeit beseelt, und in welchem sie wirken, die Einrichtung der Bildungsanstalten zur Erziehung des Klerus, die Art und Weise des öffentlichen Gottesdienstes und besonderer Andachten, das Verhältnifs der verschiedenen Regierungen zu ihrer katholischen Landeskirche, und was immer in den Kreis des öffentlichen religiös-kirchlichen Lebens im katholischen Deutschlande fällt, sowie begründete Vorschläge zu nothwendigen und nützlichen Verbesserungen — diefs Alles wird hier in möglichster Vollständigkeit besprochen.

Im *ersten Hefte* befinden sich folgende Abhandlungen: 1) *Die theologische Journalistik des katholischen Deutschlands* (enthält eigentlich nur eine allgemeine kritische Würdigung derselben). 2) *Die bischöfliche Büchercensur im katholischen Deutschlande.* 3) *Was ist ein Vicarius apostolicus?* (Mit näherer Beziehung auf Sachsens Verhältnisse in katholischer Hinsicht.) Die Miscellen liefern eine Zusammenstellung merkwürdiger Erscheinungen aus der neuesten Tagesgeschichte, und zwar: 1) *Professor v. Reichlin-Meldegg und seine Wirksamkeit.* 2) *Die katholisch-theologische Facultät zu Giessen und ihr gegenüber die Zeitschrift „der Katholik“*, dessen Unzufriedenheit mit der genannten Facultät nach dem Octoberhefte 1830 (S. 75—79) dargelegt wird. 3) *Correspondenz über die oberrheinische Kirchenprovinz.* Liefert einen Angriff aus *de la Mennais l'Avenir* auf *Reichlin-Meldegg*, der *jeune homme égaré* genannt wird. 4) *Was der Hochschule Münchens Noth thut.* (Aus *C. v. Rottecks* allg. polit. Annalen 1830. 4 B. 3 Heft. „Es scheint nöthig, dafs nicht der Congregation das Wort geredet, die Anmafsung der römischen Curie frey aufgedeckt, die verderbliche Verwaltungsform der Mönchsorden in helles Licht gesetzt, der Wunderglaube und Aberglaube in Behandlung der Kranken von Grund aus zerstört, und das Recht der Selbstforschung, die Verirrung in Glaubenssachen, die Abscheulichkeit der Spürgerichte enthüllt werde.“ —) 5) *Hohenlohe und die Kantische Philosophie.* (Eine Apologie des Wunderglaubens: *„Aegrotorum per orationem curatio“*, welche erster mit *Kantischer* „Nomenclatur“, jedoch auf eine erbärmliche Weise zu führen sucht. Aus d. Würzburger Religionsfreund Maiheft 1830.)

Das *zweyte Heft* ist nicht so reich ausgestattet, und enthält die einzige, jedoch sehr lesenswerthe Abhandlung: *„Die oberrheinische Kirchenprovinz in ihren Beziehungen zu Kirche und Staat.“* (S. 3—47.) Ferner an *Miscellen:* 1) *Professor D. Freyherr v. Reichlin-Meldegg; seine Ankläger und Vertheidiger.* 2) *Die katholisch-theologische Facultät an der Universität zu Marburg.* Gröfstentheils Bekanntes!

Im Ganzen können wir diese Zeitschrift um so mehr willkommen heissen, als sie von katholischen Geistlichen selbst ausgeht, und zwar nicht von einem einzelnen Individuum; ein erfreuliches Zeichen der Zeit, dafs es stets lichter wird auch in der katholischen Kirche, und dafs es noch aufrichtige Männer in derselben giebt, die sich nicht mit einer idealischen Ueberkleidung der verfallenen Ruine begnügen, sondern einen von Grund aus neuen Bau des Tempels wünschen.

Sch.....r.

Neustadt a. d. O., b. Wagner: *Karl und sein Oheim*, oder *der aufrichtige Katholik.* Allen aufrichtigen Katholiken, besonders den 127 gleiches Glaubens und Sinnes, wie auch allen redlichen Protestanten, gewidmet. Herausgegeben von *Timotheus Christianus.* 1831. VI u. 290 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. sucht freundliche Annäherung der Katholiken an die Protestanten durch diese Schrift zu erzielen, aber freylich nur unter der Voraussetzung, dafs erste sich nach dem Beyspiele der 127 Dresdner Katholiken, die Unhaltbarkeit des römischen Glaubens-Systems anerkennend, der Autorität des Papstes entziehen wollen. Er glaubte daher am besten an dem Inhalte des Augsburger Glaubensbekenntnisses nachweisen zu können, wie nahe sich *aufgeklärte* Katholiken und Protestanten in ihren Glaubens-Ansichten stünden. Indefs dürfte es, wenn gleich auf die Freyheit der Meinungen unter Protestanten Rücksicht genommen ist, dennoch des Gegensatzes wegen ein verfehltes Streben genannt werden, dafs zu viel von den Misbräuchen und gröberen Auswüchsen des Katholicismus in dieser Schrift die Rede ist. Freylich scheint es der Vf. mit seiner Belehrung blofs auf die gewöhnliche Volksclasse angelegt zu haben: was soll aber am Ende das Auftreten

eines Professors zu solchem Zwecke? Es scheint wirklich von mehreren Schriftstellern der neueren Zeit, die sich mit populären Darstellungen der Glaubensdifferenzen zwischen Katholiken und Protestanten beschäftigt haben, zum grosen Nachtheile der guten Sache nicht beachtet worden zu seyn, dass man sich an die symbolischen Bücher der katholischen Kirche, als da sind das *Decret Eugens IV* an die Armenier, das *tridentinische Glaubensbekenntniss* und die *Acten des Concils zu Trient* — welche als allgemein gültige, von der katholischen Kirche sanctionirte Normen betrachtet werden, ganz unverbrüchlich halten müsse, wenn man nicht einerseits der Unkenntniss des Katholicismus, andererseits der Lieblossigkeit von Seiten der Gegner beschuldigt werden wolle. Möge der Vf., dessen Absicht allerdings eine lobenswerthe gewesen, diese Erinnerung beherzigen!

Sch.....r.

Kassel u. Marburg, b. Krieger: *Die wichtigsten Lehren und Vorschriften der christlichen Religion in katechetischer Form.* Ein Hülfsbuch für Lehrer in niederen Schulen, um die Kinder auf einen ausführlichen Unterricht vorzubereiten; auch zum Selbstunterrichte für manche erwachsene Christen brauchbar. Von *Friedrich Josias Geisse*, Prediger des Kirchspiels Nieder-Möllrich und Metropolitan der Classe Felsberg in Kurhessen. Zweyter Theil, die Sittenlehre enthaltend. 1820. LIV u. 160 S. 8. (18 gr.)

(Vgl. Jen. A. L. Z. 1824. E. B. No. 77.)

Dass der Vf. im katechetischen Fache sehr geübt und geschickt sey, sieht man aus dem ganzen Buche. Allein, bestimmt und genau ausgedrückt haben wir doch nicht alles gefunden. So lesen wir gleich auf dem ersten Blatte die Frage: wenn unsere Handlungen mit Gottes Willen oder Gesetze übereinstimmen, wie verdienen wir dann genannt zu werden? Tugendhafte Menschen. (Ist Wille und Gesetz vollkommen einerley? Musste diess also nicht gehörig unterschieden werden? Ein Gesetz enthält zwar den Willen eines Höheren, es ist aber der Wille nicht selbst, sondern der Ausdruck des Willens, der erklärte Wille. Die Antwort ist auch nicht genau. Denn tugendhafte Menschen sind eigentlich die, deren Handlungen mit dem Vernunftgesetze übereinstimmen, und religiöse, deren Handlungen mit Gottes Gesetz übereinstimmen. Nun sind zwar die Vernunftgesetze auch Gottes Gesetze; aber dafür werden sie nicht allgemein erkannt. Und Religion und Tugend muss doch durch ein charakteristisches Merkmal unterschieden werden. In den folgenden Fragen wird von Handlungen und Gesinnungen gesprochen, und nicht gesagt, dass auch Gesinnungen Handlungen sind, nämlich innere. Dieses war um so nöthiger zu bemerken, weil der Vf. auf diesem Wege am leichtesten zu seinem Zwecke kommen konnte, wenn er etwa so fragte: Wie stimmen unsere Handlungen mit Gottes Willen überein? Bloss äusserlich oder auch innerlich? Wie heisst die innere Handlung? Die Gesinnung. Was muss also mit Gottes Willen auch übereinstimmen? Nicht nur die äussere, sondern auch die innere Handlung, und welche vorzüglich? Die innere. Warum? Weil die äussere daraus fliessen soll. Wie wird die äussere Handlung im Gegentheil der inneren genannt? That. Was muss also mit Gottes Willen auch übereinstimmen? Die That. Und so könnte in Hinsicht der Genauigkeit und Bestimmtheit der Erklärung und des Ausdrucks noch Vieles bey diesen Katechisationen erinnert werden. Wir begnügen uns aber hiemit, um nicht den Schein zu gewinnen, als ob wir den hellen und scharfsinnigen Vf. belehren wollten, den wir auf diese kleinen Fehler nur aufmerksam zu machen wünschten. In Hinsicht des Ganzen bemerken wir, dass die Fragen uns oft zu umständlich zu seyn scheinen, und nicht alle geeignet sind, den Faden so auszuspinnen, dass er überall sichtbar bleibe, und das Kind bemerke, wovon eigentlich die Rede sey. Auch ein Erwachsener und im Denken Geübter wird oft Mühe haben, den Faden überall zu finden, und die Nebenfrage von der Hauptfrage zu unterscheiden, und zu sehen, wovon der Vf. ausging, und wohin er führen wollte. Nur der mit der Katechisirkunst hinlänglich bekannte Lehrer wird ihm hier folgen können. Aber dieser wird dieser Anleitung nicht bedürfen, und der unwissende und ungeschickte Lehrer wird sie nicht benutzen können, ja sie zu lesen wohl nicht einmal Lust haben. Denn wirklich ermüdet man bey einer solchen Lectüre. Und wie viel Zeit würde der Lehrer nicht nöthig haben, wenn er so umständlich fragen wollte! Es ist besser, man fragt Kinder über abstracte Gegenstände nicht früher, als bis sie die dazu nöthigen Worte verstehen, wozu ein Vorbereitungsunterricht erfoderlich ist, damit die eigentlichen oder Haupt-Fragen durch so viele Nebenfragen und Erklärungen nicht unterbrochen werden dürfen, und der Unterricht durch Fragen und Antworten kurz gefasst, leicht übersehen und behalten werden kann. In öffentlichen Schulen lässt sich ein so umständliches Fragen der Kürze der Zeit wegen nicht einmal anbringen; auch fehlt es darin gemeiniglich an der gehörigen Aufmerksamkeit und Stille. Ein fähiger Lehrer wird davon bloss für sich Gebrauch machen, und sein natürliches Geschick dazu durch diese grösstentheils sehr treffenden und passenden Fragen und Antworten erhöhen und vervollkommnen können.

Φ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

RÖMISCHE LITERATUR.

Wien und Prag, b. Haas: *L. A. Senecas Tragödien nebst den Fragmenten der übrigen römischen Tragiker.* Uebersetzt und mit Einleitungen versehen von *W. A. Swoboda*, k. k. Professor der zweyten Humanitäts-Classe am Kleinseitner Gymnasium in Prag. Erster bis dritter Band. Der dritte Band, den kritischen Commentar enthaltend. 1825. 8. (4 Rthlr.)

Die erste Uebersetzung von Senecas Tragödien und von den Fragmenten der übrigen römischen Tragiker! In der That ein nicht geringes Verdienst auch dann noch, wenn man diesen Tragödien keinen so hohen Werth beylegen kann, da bekanntlich dieser Zweig der römischen Literatur noch nicht gründlich bearbeitet ist. Um über den Werth der Uebersetzung zu urtheilen, scheint es nothwendig, zunächst die Grundsätze, nach welchen der Vf. arbeitete, zu beleuchten. — S. VIII der Vorrede zu Bd. 1 erklärt sich derselbe dahin: „Die Uebersetzung muss *Geist* und *Form* des Originals so wiedergeben, dass sie auf das Gemüth des Lesers denselben Eindruck mache, die das Original auf die sprachkundigen Leser hervorbringt. — Unter Geist verstehe ich, was der Vf. des Originals dachte und bezweckte, *unter Form alle Motive der Darstellung*, deren er sich zur Erreichung seines Zweckes bediente. — Dass indessen der Geist wichtiger sey, als die Form, und der letzten nie aufgeopfert werden dürfe, wohl aber im Nothfalle sie ihm, unterliegt keinem Zweifel. Dem zufolge muss, wenn treue Uebertragung der *Wortformen* die Idee nicht gleich lebhaft ausdrückt, das Bild deutlicher ausgemalt werden, doch nur in soweit, als es die vom Autor gebrauchten Motive erheischten. Was hingegen im Originale blosses Beywerk ist, zufällig vom Rhythmus und anderen Rücksichten herbeygeführt, kann unbeschadet weggelassen werden. Zu dem kommt noch die Verschiedenheit der Sprache zu betrachten, und der Uebersetzer muss so sprechen, wie der Verfasser mit seinen Ansichten und seiner ganzen Eigenthümlichkeit in der Sprache würde gesprochen haben, in welche seine Schöpfung übertragen werden soll." — Diese Grundsätze tadelt ein Rec. in der Darmstädter Schulzeitung (Jahrgang 1828. II. IV. 38); dagegen sucht sich Hr. *S.* im dritten Bande zu rechtfertigen. Doch scheint uns jener Gelehrte Recht zu haben, wenn er behauptet, dass das Original als gewissenhafte Urkunde angesehen werden müsse, und dass nach den Principien, die Hr. *S.* befolgt, Willkühr bey Behandlung des Textes um sich greifen werde. Eine gute Uebersetzung muss so beschaffen seyn, dass das Antike dem Geiste und der Form nach wiederstrahle, wie *Voss* in seinem Ovid und Virgil, namentlich in den *Georg.*, und in seinem Homer im Allgemeinen so rühmlich bewiesen hat. Nur da, wo eine Metapher, ein Bild in unserer Sprache aus Gründen wörtlich nicht wiedergegeben werden kann, oder wo die deutsche Sprache keinen Einzelbegriff hat für den in der fremden Sprache, darf der Uebersetzer vom Original abweichen, und den Genius der Muttersprache berücksichtigen; so lange aber wörtliche Treue möglich ist, ist er verbunden, das Original treu wieder zu geben. — Die Bemerkung, dass man von einer Uebersetzung nichts Anderes verlangen könne, als dass sie den fremden Mann vorführe, damit man ihn als einen Landsmann sprechen höre, kommt uns vor, als wenn der Vf. behauptete, die alten Römer sollten uns in unserer Kleidung und in unserer Denkweise erscheinen. Wir wollen aber einen Augenblick den obigen Grundsatz gelten lassen: der Uebersetzer muss so sprechen, wie der Verfasser mit seinen Ansichten und seiner ganzen Eigenthümlichkeit in der Sprache würde gesprochen haben, in welche seine Schöpfung übertragen werden soll; dann hat Hr. *S.* durch seine eigene Uebersetzung seine Grundsätze widerlegt. Seneca's Streben, wenn er anders der Vf. ist, ist auf Kürze, Schwulst, erkünstelten Affect gerichtet, er hascht nach Bildern, lässt überall gelehrten Prunk durchschimmern, obgleich manche Schönheit sich unverkennbar findet. Wenn nun Seneca deutsch gedichtet hätte, so würde seine Schreibart eben so kurz und eben so schwülstig gewesen seyn. Allein Hr. *S.* übersetzt oft ein einziges Wort durch einen ganzen Vers, wodurch jene Kürze sowohl als das Schwülstige verloren geht. Würde nun wohl Seneca so breit und so matt gesprochen haben, da er stets Affect, Pathos, tragische Erhabenheit affectirt? — Hr. *S.* verlangt ästhetische Treue (Bd. 3. S. VIII), und bemerkt, sie sey ohne grammatisch genaue Analysis unerreichbar, und mit Recht; wenn er aber hinzufügt, die grammatische Interpretation sey der ästhetischen unterzuordnen, so ist diese Ansicht of-

fenbar verwerflich; der Grundsatz ist vielmehr umzukehren. Ehe man nicht einen Schriftsteller grammatisch richtig verstanden hat, ist eine ästhetische Uebertragung unmöglich, oder sie wird sich wenigstens bloss auf ein dunkles Gefühl einschränken. Ist dann zufällig das Wahre getroffen worden, so hat der Uebersetzer wenigstens keinen sicheren Grund dafür. Zwar gesteht der Vf. ein, dass beide Methoden zu vereinigen seyen; allein wenn die Grammatik untergeordnet bleibt, dann wird sie durchaus abhängig gemacht. Dazu liefert auch wirklich der Vf. den Beleg. Oefters scheint ihm Seneca nicht passend geschrieben zu haben, er verändert daher nach seinem ästhetischen Gefühle, z. B. den 2ten Chor des Hippolytus, ferner den 2ten Chor des Thyest. Bd. 3. S. 270 u. s. w.

Mit den *Einleitungen* kann man kaum zufrieden seyn. Eine Einleitung in die Tragödien der Alten hat vor allen Dingen nachzuweisen, welchem Mythus der früheren Dichter folgt der Verfasser, wie führt er ihn aus, wen wählt er sich zum Führer, einen oder mehrere, oder schafft er sich die vorhandenen mythischen Erzählungen nach seinem eigenen Zwecke um. Mithin musste Hr. *S.* entweder den Mythus aus dem Stücke selbst entwickeln, und, weil Seneca mehr nach Gelehrsamkeit hascht, und verschiedene Erzählungen einmischt, die verschiedenen Mythen einweben und zugleich seine Vorgänger vergleichen; oder die verschiedenen Mythen, die sich bey den Alten finden, zusammenstellen, und nun zeigen, wie der Dichter überall das wählte, was ihm von besonderem tragischem Interesse zu seyn schien. So hat Hr. *S.* z. B. in der Einleitung zur Medea den Mythus vom Jason und seine Schicksale vorgetragen, ohne anzugeben, woraus diese Darstellung geschöpft ist. Nur einmal wird S. 8. Bd. 1 Apollon. Rhod. III. V. 846 und 1042 erwähnt, ohne zu bemerken, ob nach diesem Gedichte die Erzählung mitgetheilt sey, da doch diesen Mythus Hyginus, Fulgentius, Valerius Flacc., Apollodorus, Diodorus Sic., Pindar, Ovid, Horaz, Euripides und zwar zum Theil widersprechend oder wenigstens abweichend erzählen. So wird S. 5 erwähnt, die Helle sey, als sie über der Meerenge, die Asien von Europa trennt, in Lüften geschwebt habe, schwindelnd von des Widders Rücken in das Meer hinabgefallen, wovon Apollodor 1, 8 nichts weiss.

Was den Versbau in der *Uebersetzung* selbst anlangt, so ist im Allgemeinen zu bemerken, dass die Verse fliessend und wohlgefällig, obgleich auch mehrere darunter sind, deren Structur nicht ganz zu loben ist, wohin Rec. die *häufige* Anwendung des Daktylus und Anapäst im jambischen Verse rechnet, sowie die häufige Zerlegung des fünffüssigen Jamben in zwey oder drey gleiche Theile. Der Uebersetzer hat nämlich statt des antiken Trimeters im Dialog den fünffüssigen Jamben gewählt mit 11 und 10 Sylben ohne Reim. Ob nun gleich dieses an und für sich ihm nicht als Fehler angerechnet werden kann, so entsteht doch hiedurch der Nachtheil, dass das Original nicht treu wieder gegeben werden kann, d. h. nicht durch eben so viel Verse, als im Originale sind. Hr. *S.* wollte eigentlich mehr eine paraphrastische Uebersetzung geben, und von diesem Standpuncte aus kann man sie als gelungen betrachten. Einige Verse, die schwerlich zu loben sind, wollen wir hier aus der Medea anführen. V. 35:

„Die Fackel entschüttl' ich der Hand dem Himmel sein Licht."

Untermischt findet sich auch ein Vers 46:

„Verglühter Meere zween" (in den Anmerkungen Bd. 3 wird *zwo* corrigirt).

V. 54: „In den unwirthbar'n Kaukasus hülle dich."

Die zweyte Scene enthält den Chorgesang korinthischer Frauen mit Asklepiadeischen Versen (worüber vergl. *Grotefend* Gr. Th. II. S. 107 und: Anfangsgründe der deutschen Prosodie von Dr. *Grotefend*. Als Anhang zu den Anfangsgründen der deutschen Sprachlehre und Orthographie zum Gebrauch in Schulen entworfen von Dr. *Roth* S. 101. §. 55). Diese Verse sind gut gebaut. Dagegen findet sich V. 76 *Rindin*, anderwärts *Hirschin*. V. 127: „Schüttle denn festliche Gluth in weingeschwelleten Händchen". Oefters sind des Verses wegen die Deminutive gebraucht. Eigenheiten im Ausdruck s. Troad. V. 25. 29. 145. 161. 361. 363. 369. 415. 501. 1126. Auch lässt sich Mehreres über die Orthographie erinnern. — In dem Chor der dritten Scene der Medea Act. 2 sind die Anapästen so wiedergegeben, dass nicht einmal ein ähnlicher Sylbenfall sichtbar ist, wenn auch der Uebersetzer Bd. 3. S. XXIV diesen Vorwurf als ungerecht betrachtet; seine Vertheidigung ist nicht genügend. Die Abtheilung in Strophe und Antistrophe ist ebenfalls willkührlich. Obgleich, wie schon oben angedeutet, der fünffüssige Jambe auch in zwey und drey Reihen zerfallen kann, so ist doch eine Häufung solcher Verse in zwey oder drey gleichen Abschnitten durchaus nicht zu loben, weil sie zu einförmig klingen, wie Medea V. 602. 603. 604. 605. 608. 615. 617. 618. 619. 621. 623. 625. 633. 635. Besonders im Oedipus. Im dritten Chore der Medea finden sich sapphische Strophen. In sieben derselben (vergl. *Grotefend* a. a. O. Th. 2. §. 134 S. 145) gehen wie gewöhnlich 3, in den anderen 7 ächt sapphische Verse vor dem adonischen her. Anders verhält es sich in unserer Uebersetzung. In der ersten Gegenstrophe gehen 8 und 6 vor dem adonischen, in der Epode 9, eben so in der zweyten Strophe, in der zweyten Gegenstrophe 7, in der zweyten Epode 10. Auch in der Sprache, obgleich Hr. *S.* viel Gewandtheit besitzt, ist Mancherley, was Rec. nicht billigen kann. Ausser den obigen Bemerkungen vergl. Medea V. 10: „Ihr all', *zu den* mir Jason einstens schwur". V. 18: „Herbey mit grausig-losem Schlangenhaar." V. 45: „Korinth beut dir verglühter Meere zween", s. oben; V. 111: „So die Hände verbirgt dichter Plejaden sich." 154: „Dass sie der Jammervater einzeln suche". 210: „Wess Schlage klang die Pforte des Pallasts". 307: „Mein Elend ich bewein, ein schlechtes Holl". Bd. 3 verweist Hr. *S.* auf *Adelung*. 635: „Die Heimathlose

— jagst du in Acht". 678: „Für Strafe also Gnade. Ich hielts die Acht"?

Wir theilen noch einige längere Proben aus der Uebersetzung selbst mit, um über den Werth derselben zu urtheilen. Da der Vf. selbst erklärt, dass er öfters ein Wort durch einen ganzen Vers übersetzt habe, so darf man sich nicht wundern, wenn die Uebersetzung 1380 Verse enthält, während das Original deren nur 1026 hat.

V. 37—39. *Hoc restat unum: pronubam thalamo feram*
Ut ipsa pinum; postque sacrificas preces
Caedam dicatis victimas altaribus.

V. 47. Was bleibt mir, sonst? die Fackel trüge ich,
Ich selbst wohl vor zum duftgen Brautgemach,
Und nach den Festgebeten müsste ich
Die Sühnungsopfer schlachten am Altar?

V. 47. *Mens intus agitat, vulnera et caedem et vagum*
Funus per artus.

54. und sinnet Wunden
Und Mord und Tod, durch alle Glieder starr.

49. *Gravior exsurgat dolor.*

V. 62. Schwerer treffe nun mein Arm.

V. 110. *Rara est in dominos justa licentia.*

124. Selten läfst ja das Glück spielen mit Herrschern uns.

V. 116. *Occidimus.*

V. 131. O mir! Ich bin verloren! Wehe! Weh!

V. 131. — *et nefandae virginis parvus comes*
Divisus ense, funus inceptum patri;

V. 151. den kleinen
Gefährten, verruchte Dirne, den dein Schwert
Zerstückt, dann Glied für Glied im Meer verstreut,
Dafs sie der Jammervater einzeln suche.

164. *Abiere Colchi, conjugis nulla est fides.*

Fern sind die Kolcher, treulos dein Gemahl.

168. Med. *rex meus fuerat pater.*

Mein Vater ist mein König.

173. *Vindex sequetur.* Med. *Forsan inveniam moras.*

205. Dir folgt dann Rache. *Medea.* Der entspring ich wohl.

194. Med. *Si judicas, cognosce: si regnas jube.*

132. Wenn du mir Richter bist so richte denn!
Wenn Willkühr dein Gesetz — gebeut Tyrann.

341. *cum duo montes,*
Claustra profundi, hinc atque illinc
Subito impulsu, velut aetherio
Gemerent sonitu:

451. Als die zwey Felsen-
Hüther des Ponts sie,
Hierher, dorther,
Wie von Donnerschlägen
Getroffen zumal
Jäh' erstöhneten, als
Sternelein rollte
Und Wolken auch
Das empörte Meer.

349. *Ipsaque vocem perdidit Argo.*

und
Argo vermifst die
Leitenden Stimmen.

V. 520. *Fortuna semper omnis infra me stetit.*

712. Das Glück war stets mein Knecht.

Vorzuziehn ist *intra*, das der Vf. in den Anmerkk. Bd. 3. verwirft.

548. *Pietas vetat. Namque istud haud possim pati:*
Non si ipse me cogat et vexet socer.
Haec causa vitae est, hoc perusti pectoris
Curis levamen: spiritu citius queam
Carere, membris, luce.

Es sträubt sich das Vaterherz.
Das könnt ich nicht ertragen, wenn auch selbst
Mit seiner ganzen Macht der Schwieger zwänge.
Für sie nur leb' ich, sie sind der einz'ge Trost
Für diese gramverzehrte Brust. Eh' kann ich
Dem Leben selbst entsagen.

V. 679. *Namque ut attonito gradu etc.*

877. Denn wie mit wankem Schritt.

678. — *atque omnem explicat*
Turbam malorum; arcana, secreta, abdita

881. und alle Urtheilskräfte
Entfaltet sie, selbst die verborgensten.

Act. V, V. 1.

Periere cuncta. Concidit regni status.

Weh'! Weh'! wir sind verloren allzumal!
Hin fiel des Reiches Hort! Das Königskind,
In Asche liegt es sammt dem Vater.

885. Nunt. *Avidus per omnem regiae partem furit*
Ut jussus, ignis: jam domus tota occidit;
Urbi timetur. Chor. *Unde flamma opprimat.*

1195. Ein fressend Feuer
Als wär's von einer höhern Macht gesandt,
Ergriff mit Wuth die ganze Königsburg,
Darnieder liegt der Bau, nun droht's der Stadt.
Chor.
Bringt löschend Wasser schnell herbey!

Agamemnon. Act. I. Scen. I. 19.

Et inter ustas fervida exustus siti
Aquas fugaces ore decepto oppetit etc.

V. 27. In heifsem Durst verschmachtet, nach den Wassern
Mit trocknem Munde stets vergeblich hascht,
Die seiner Qualen spottend jach entfliehn u. s. w.

51. *Quid ipse temet consulis, torques, rogas,*
An deceat hoc te?

74. Was überlegst du, quälst mit Zweifeln dich,
Ob du *denn* darfst und sollst?

Der darauf folgende Chor in Anapästen ist in freyen Rhythmen, in denen man das ursprüngliche Metrum nicht wieder findet, übersetzt. Die Abtheilung in Strophe und Antistrophe ist höchst willkührlich; namentlich begreift man nicht, warum mitten im Verse nach einem Komma 86, wo derselbe Gedanke fortgeht, V. 140 der Uebersetzung, die Epode beginnen soll.

V. 107. *Quid segnis anime, tuta consilia expetis?*
Quid fluctuaris? Clusa jam melior via est.

V. 190. Ha feiges Herz, nun suchst du Plane auf,
Zu sichern dich, zu wahren vor Gefahr?
Was schwankst du noch? Der Pfad der Tugend ist
Dir schon versperrt.

V. 154. *Et inter istas mentis obsessae faces*
Fessus quidem et dejectus et pessundatus
Pudor rebellat. Fluctibus variis ager.

230. — Und zu den Flammen,
Die all' mein Herz durchglüh'n, gesellet sich
Noch des Gewissens Sturm, und, wiewohl matt,
Kämpft noch die fast erlosch'ne Scham empor.
Ich schwank' umher im Sturm der Leidenschaften.
u. s. w.

146. *Perlucet omne regiae vitium domus.*

250. Der Fürsten Sünden leuchten weit hinaus.

157. — *praestitit matri fidem.*

262. Oh! er hat schön der Mutter Wort gehalten!

180. *Inter ruentis Graeciae stragem ultimam.*
Sine hoste victus marcet ac Veneri vacat
Reparatque amores.

300. *Dieweilen* Griechenland darnieder sinkt
Im äussersten Verderben, liegt er da,
Der Fürst, vom Wollustdienst erschlafft, besiegt,
Eh er den Feind gesehn; nur Venus Dienste
Lebt er und knüpft stets neue Buhlschaft an.

Sehr unpassend sind in der zweyten Scene dieses Actes V. 240 die Worte: *Nam rara nunquam est ad bonos mores via*, der Amme zugetheilt, die füglich dieser ganzen Scene nicht beywohnen kann. Der Vf. hat es selbst gefühlt; denn in der Ueberschrift wird bemerkt: Klytämnestra. Aegisthus. Amme, die sich zurückzieht. Uebersetzt sind die vorigen Worte:

Wer seine Schuld bereut, ist fast entsühnt.

294. *Quem nocte subita frena revocantem sua*
Coelo expulistis, quid deo probro advocas etc.

Den ihr zwangt zurück den Wagen
Zu lenken, dass den Erdkreis jähe Nacht
Umgab? Was mengst die Götter du mit ein
Zu deiner Schmach?

Aus den hier mitgetheilten Stellen ergiebt sich, dass eine paraphrastische Uebertragung nach den Grundsätzen des Vfs. keinesweges genügen kann. Einmal erkennt man selten das Original wieder, dann wird die Uebersetzung oft breit und matt, wo das Original den kurzen und affectvollen Ausdruck liebt, und den etwaigen Sinn ausdrücken, heisst noch nicht ein Conterfei des Originals wiedergeben; zudem sind oft des Verses wegen Flickwörter eingeschoben, und endlich hat sich hie und da der Vf. von seinem zu feinen Gefühle verleiten lassen, geradezu etwas Anderes wiederzugeben, weil Seneca nach seiner Meinung nicht so schreiben konnte.

Wenden wir uns nun zum dritten Bande, der den kritischen Commentar enthält. Vorausgeschickt ist eine Abhandlung: *Ueber die Tragödie der Römer und ihre Tragiker*, auf 24 Seiten. In einer fast bombastischen Sprache, in Sätzen mit *Constr. invers.* entwickelt der Vf. recht gut die geschichtlichen Verhältnisse des römischen Staates in den verschiedenen Zeiten, und sucht dadurch folgende Sätze herzuleiten, die im Ganzen nichts Neues enthalten, wie er selbst gesteht. Die Tragödie konnte in Rom kein Glück machen; denn der Hass und die Feindschaft zwischen Patriciern und Plebejern liess Sage und Lied verhallen. Der Plebejer, setzt der Vf. hinzu, konnte nicht mit Liebe singen das Lied zum Preise des Helden, in dem er daheim seinen Unterdrücker sah. Hätte er (S. 7) feiern wollen den Ahnherrn des Mannes, der ihm das Recht verweigerte, das er mit feuriger Begier sich ersehnte? Konnte andererseits der Patricier hinhorchen auf das Lied, das den Plebejer pries, den Räuber verjährter Rechte, durch die er über ihn geherrscht? — Dieser Satz beweist weniger. Denn in vielen Staaten der neueren Zeiten finden ähnliche Verhältnisse Statt, und das Drama macht doch Glück. Die Bemerkung S. 8 ist etwas grell: „Ein Volk, dem seine Vorzeit nicht heilig ist, oder nicht seyn darf, dem jedes warme Gefühl dafür verwehrt wird und verfehmt, dessen Väter man ächtet und verhöhnt, muss sicherem Verderben völliger Entsittigung entgegen gehn." Der zweyte Grund, warum in Rom die Tragödie nicht in Aufnahme kam, war, weil man griechische Sage, in griechischer Sprache oder in ungelenker Uebersetzung der Römer, bot S. 9. 10. Drittens: Der kriegerische Römer mochte sich mehr an Gladiatorspielen ergötzen, als an dem mit sich selbst coquettirenden Schmerze, wie ihn des Euripides Tragödien häufig vorführten. Diese Ursache hat der sel. Rector *Lange* zur Genüge widerlegt in seinem Programma: *Vindiciae Tragoediae Romanae* (Leipzig, b. Vogel 1822). Eine wichtige Schrift für diesen Zweck ist noch: *Meierotto*, über Sitten und Lebensart der Römer in verschiedenen Zeiten, C. VII. S. 114. Vor allen Dingen verdient eine sorgfältige Beachtung, was *G. Bernhardy* in seinem Grundriss der römischen Literatur (Halle, b. Schwetschke und Sohn 1830) Abschnitt 1 über die Tragödie der Römer beygebracht hat. Wir wollen hier uns einige Andeutungen erlauben über die Ursachen, warum die Tragödie in Rom kein Glück machte, trotz dem, dass eine so grosse Menge Tragödiendichter und Tragödien angeführt werden. Vergl. *Lange* a. a. O. S. 9. *Bernhardy* S. 170. *Meierotto* Bd. 1. S. 107. *Ge. Jo. Voss Fragm. Tragic.*

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

RÖMISCHE LITERATUR.

Wien und Prag, b. Haas: *L. A. Senecas Tragödien nebst den Fragmenten der übrigen römischen Tragiker.* Uebersetzt und mit Einleitungen versehen von *W. A. Swoboda* u. s. w. Erster bis dritter Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Frage, warum die Tragödie nie in Rom ihr Glück machte, wird am besten beantwortet werden, wenn man eine Parallele mit den Griechen zieht, da ja die Römer die Tragödie von Griechenland überkamen. Bey den Griechen war die Tragödie, sowie das Drama im Allgemeinen, eine Nationalidee; sie diente theils zum Nationalverband, theils zur Unterhaltung gleicher Religionsideen und gleichen Religionscultus; die Tragödie im Dienste der Aristokratie verherrlichte die Helden der Vorzeit, die Urahnen der Aristokraten, deren Leben und Charakter durch die Meisterhand Homers im Epos gezeichnet waren, und sie erinnerte an eine schöne Heldenzeit, welche den Grund gelegt hatte zu der inneren Verzweigung und Ausbildung der Griechen. Dadurch wurde die Tragödie ein Anregungsmittel des Patriotismus und eine Schule der Tugend und Weisheit. Unterstützt wurde sie durch die praktische Philosophie der Griechen. Dann war sie ein Wettkampf für die besten Tragödiendichter, über welche jeder feine Athener, der Geschmack und Bildung in sich vereinte, sich als vollgültigen Richter ansah. Die gefügige Sprache der Griechen, ihre Ausbildung, und der freye Tact in Schilderung der Charaktere von Seiten der Dichter, machten die Tragödie zur Lieblingsunterhaltung. Hebel derselben waren die Schicksalsidee und die Festchöre, die in der engsten Beziehung mit dem Dialog standen. Dazu kommt noch die Neugierde des Griechen, der sich für alles Neue interessirt, sollten es auch Lügen oder Mährchen seyn. Ganz anders verhält es sich bey den Römern. Zu ihnen kommt die Tragödie von den Griechen zu einer Zeit, da sie selbst weder literarische Bildung noch Empfänglichkeit dafür haben, entweder in griechischer Sprache, die sie nicht verstanden, oder in einer ungelenken Uebersetzung, oder in Ausdrücken und Bildern, die ihre Fassungskraft überschritten, oder in Mythen, die ihnen fremd und desshalb unverständlich waren, mit Religionsideen, die mit den ihrigen wenigstens nicht vollkommen übereinstimmten. Ihnen sollte die Tragödie eine Unterhaltung gewähren, die an nichts mehr Unterhaltung fanden, als an Unterjochung der Völker, an immerwährenden Kämpfen; sie, die fremde Cultur verabscheuten, sollten durch sie gebildet und unterhalten werden. Die Philosophie war eben so wenig günstig. Dazu kam noch, dass verachtete Sclaven sie überbrachten. Noch gab es keine eigentliche Geschichtschreibung, keine mythischen Erzählungen, kein gefeiertes Epos, der ewige Krieg hatte die Beschäftigungen mit den Musen verdrängt. Noch ein Umstand war in späterer Zeit nicht günstig. Virgil hatte in seinem Epos nicht das römische Volk, sondern des Augustus Geschlecht verherrlichet. Diese Schmeicheley finden wir auch in einigen Tragödien wieder. Besonders gefährlich war es unter den Kaisern Tragödien zu schreiben, da gewöhnlich Grundsätze gepredigt wurden, die gegen die Tyranney sprachen, wovon fast in jeder Tragödie Beyspiele vorkommen. Man übersehe dabey aber auch nicht das missfällige Streben und Haschen nach Gelehrsamkeit, die der Römer nicht verstand, den schwülstigen Vortrag, das Gekünstelte in Erregung des Affects. Uebrigens gab es keinen Zeitraum, in dem eine Partey so ganz geherrscht hätte, dass sie bey derselben hätte Eingang finden sollen; keinen Zeitraum weder vor noch nach August, in dem man mit Musse diesen Zweig der Literatur hätte vollkommen ausbilden, und den Römern wahres Vergnügen verschaffen können. In sofern lässt sich also weder die Geschichte der Römer mit der der Griechen, noch mit der eines anderen Volkes vergleichen. Wenn übrigens Cicero doch mit Lob der tragischen Spiele gedenkt, so kann man schwerlich an eine allgemeine günstige Aufnahme denken, sondern es ist vielmehr kaltes Räsonnement eines Gebildeten für Gebildete, der sich durch einzelne Scenen oder Stellen angezogen fühlte. Doch wir kehren zu unserem Commentar zurück.

Sehr passend führt der Vf. S. 23 eine *Medea* an, die ganz aus Virgilianischen Versen zusammengesetzt ist, und verschiedenen Verfassern beygelegt wird. S. 44 werden die verschiedenen Dichter der Griechen, Römer und Deutschen angeführt, die ebenfalls die Medea zum Gegenstand hatten. Man vergleiche hier-

über noch *Scriver. Collect. vett. Tragg. p.* 64. *p.* 98; und Dr. *Blümner*: Ueber die Medea des Euripides, S. 1—10.

S. 33—48 enthält eine vergleichende Würdigung der Medea des Euripides und des Seneca. Im Oesterreichischen werden nämlich auf den Gymnasien auch einzelne Tragödien des Seneca erklärt, und mit Recht hält der Vf. für nothwendig, daſs eine Vergleichung der römischen Tragödien mit den griechischen angestellt werde, weil man nur so den Werth und die Vorzüge des Einen vor dem Anderen am besten kennen lerne. Ob aber die Vergleichung, wie er sie anstellt, instructiv genug sey, darüber möge der Leser urtheilen. Er geht nämlich die einzelnen Scenen beym Seneca und Euripides durch, und nicht ohne Vorliebe wird jenem der Vorzug zugestanden. Wir wollen hier wörtlich die Vergleichung der ersten Scenen des ersten Acts hersetzen:

„Bey Euripides macht uns Medeas Amme in einem langen, keineswegs motivirten Monologe oder Prologe mit den bisherigen Schicksalen ihrer Herrin, mit Jasons Untreue bekannt. Wäre nicht die Argo gen Kolchis geschifft, so wäre auch Medea nicht nach Griechenland gekommen, und hätte alle die Verbrechen nicht begangen, um derentwillen sie nach Korinthos floh. Nun aber hat sie Jason verrathen, sie klagt und schmachtet und wird sich gewiſs rächen.“ „Ein Greis kommt mit Medeas Kindern, und von dem erfahren wir, daſs Medea verbannt werden soll samt den Kindern. Er geht ab, von der Amme gewarnt, daſs er ja die Kinder nicht in Medeas Nähe bringe. Jetzt erschallt Medeas Klage aus dem Inneren des Hauses.“ „Verdirb, ruft sie, der verhaſsten Mutter Brut!“ Der Chor, bestehend aus korinthischen Frauen, stürzt von der Stadtseite herzu, fragt nach Medea und wünscht sie zu sehn und zu trösten; die Amme geht, um sie zu holen. — Der Römer führt uns das beleidigte Weib unmittelbar vor die Augen Rache dürstend, Rache von den in ihr beleidigten Göttern erflehend, Rache durch eigene Kraft ersinnend. Die Verbrechen, die sie dem treulosen Gatten verbanden, erfüllen ihre Phantasie, und die Erinnerung daran spornt sie zu gleichen Thaten, um sich an dem zu rächen, zu dessen Gunsten sie den früheren Frevel gewagt hatte. Da unterbricht sie der Chor, gleichfalls Korinthier, (ob Männer oder Frauen, ist ungewiſs, wahrscheinlich jedoch das erste) der Jasons und Creusas Hochzeitgesang singt, mit schonungslos hämischer Beziehung auf die Verstoſsene. Damit endet der erste Act beym Römer, der sein Gedicht streng in fünf Abschnitte, Acte, theilt. Empört von dem Chorgesange, flammt Medea von Neuem auf; doch mitten durch die furchtbaren Gluthen der Rache sehen wir das sanfte Feuer der Liebe zu dem, der sie so schwer beleidigt. Noch sucht sie den Geliebten zu entschuldigen; ihn will sie gerettet wissen, auf Creon wälzt sie alle Schuld, auf ihn will sie all ihren Grimm schleudern. Warnend und besänftigend tritt die Amme hinzu, doch vergebens. Nun erscheint Creon mit Gefolge, Medeen, deren Tod er beschlossen, als Gnade auf Jasons Vorbitte, Verbannung anzukünden. Medea vertheidigt sich fest und kühn, und fodert ihren Gatten. Ihr Hohn spricht sich auf etwas unzarte Weise in den Schlagreden aus. Endlich erbittet sich die zweyfach Verstoſsene einen Tag Frist, und Creon geht zum Hochzeitfeste.

Der Chor besingt den Argonautenzug als ein tollkühnes, frevelhaftes Unternehmen, das die Götter durch lange Irrsaal und mancherley Ungemach und durch Medea bestraft, und sieht ahnend noch gröſserer Wagniſs entgegen. — Beym Euripides tritt, nach kurzem Chorgesange, Medea zu den Frauen von Korinth, „weil sie es wünschen, um nicht von ihnen getadelt zu werden. Sie schildert ihre Lage, beklagt im Allgemeinen das Loos ihres Geschlechts, bittet sie verschwiegen zu seyn, wenn sie sich an dem treulosen Gatten rächt und am Vater seiner neuverlobten Braut. Jetzt kommt Creon, ihr Verbannung anzusagen, und gewährt endlich, von ihrem sich selbst erniedrigenden Flehn erweicht, einen Tag Frist“ u. s. w. „Wollen wir nun, fährt der Vf. fort, das bisher Durchgegangene vergleichen, so wird unbezweifelt der Vortheil auf des Römers Seite stehn. Medea's Entrüstung ergreift unser Gemüth stärker, als der Amme Erzählung. Durch den Chorgesang ist Medea's Zorn motivirt, ja vor unseren Augen gewissermaſsen gerechtfertiget, weil, uns sichtbar, die Beleidigung vor sie hintritt. Ueberdieſs ist der Chor in der Tragödie des Römers weit inniger (*sic?*) mit der Handlung verbunden, als beym Griechen. Dieser nimmt zwar auch Theil daran, aber nur sehr schwachen, etwa wie redselige Frauen überhaupt, ist der Kolcherin Freund, und setzt alle Interessen der Landsmannschaft, die doch dem Hellenen so heilig war, um der Barbarin willen zurück. — — Der Zug von Liebe gegen Jason mitten im Sturme der Rache ist so wahr, als schön, ist ganz dem weiblichen Herzen abgelauscht, das so gern den Gegenstand seiner Liebe (den treulosen?) entschuldigt, und allen Haſs auf das Wesen wirft, das ihm den Geliebten entzog. Kaum wird der Grieche diesem Meisterzuge etwas Aehnliches entgegen zu stellen haben.“ Doch genug! Rec. erlaubt sich nur Eine Frage: Wenn man den Werth zweyer Stücke beurtheilen will, fragt man da nach einzelnen gelungenen Schilderungen oder nach der ganzen Anlage des Stücks, nach der psychologischen Durchführung der Charaktere, nach der Wahrheit und Treue in der Schilderung? Ist es wohl denkbar, daſs eine Person, wie die Medea, in stetem Affect begriffen ist? Wird so ein Charakter Mitleid und Theilnahme erwecken, oder Widerwillen, Abscheu? u. s. w.

Die beygegebenen *Anmerkungen* sind dem Zwecke angemessen; doch haben sie viel Aehnlichkeit mit denen in der Ausgabe *cum notis Farnabii*.

Fassen wir nun unser Urtheil über dieses Werk zusammen, so können wir ihm zwar kein entschiedenes Lob ertheilen; dagegen verkennen wir nicht,

dafs der Vf. gute Kenntniffe in der lateinifchen Sprache befitzt, fowie Gewandheit im Ueberfetzen, wobey er blofs durch falfche Principien irre geleitet worden ift. Sollte diefe Ueberfetzung eine neue Auflage erleben, was Rec. fehr wünfcht, fo wird er gewifs Mancherley ändern, wie fchon in dem Commentar hie und da gefchehen ift. Da er übrigens fich mit diefem Zweige der Literatur fo vertraut gemacht hat, fo wäre es wünfchenswerth, wenn er die literarifche Skizze im 3ten Band über die Tragödie der Römer im Einzelnen weiter durchführte, mit Zuziehung aller hieher gehörigen Hülfsmittel.

D. A.

Hannover, in d. Hahnfchen Hofbuchhandl.: *M. Tullii Ciceronis orationes pro Sexto Roscio Amerino, pro lege Manilia, IV in L. Catilinam, pro L. Murena, pro A. Licinio Archia Poëta, pro T. Annio Milone, pro M. Marcello, pro Q. Ligario et pro Rege Dejotaro.* Ad fidem optimarum editionum recognitas in ufum fcholarum edidit *Anton. Moebius.* 1829. 8. (8 gr.)

Hr. *Möbius*, der fchon früher eine gröfsere Ausgabe Ciceronifcher Reden mit Anmerkungen beforgt hatte, (vergl. J. A. L. Z. 1829. No. 171), liefert jetzt eine kleine Ausgabe ohne Anmerkungen. Man glaube nicht, dafs fie ein blofser Textesabdruck aus der gröfseren fey; fie ift vielmehr forgfältiger gearbeitet, als die letzte; daher auch mannichfache Abweichungen von derfelben vorkommen, die Rec. zum grofsen Theil mehr begründet fand, als die frühere Schreibart. Zum Beleg diene folgende Vergleichung. *Pro Roscio Amerino, ed. min. c. I: Sim cum his, qui; edit. maj. cum iis, qui. C. II. ed. min.: fefe dicit emiffe; maj.: fe dicit emiffe. C. II. ed. min.: licet hercules; ed. maj.: hercule. C. 12.: Chryfogono, non eft ferendum; ed. maj.: Chryfogono num eft ferendum. C. 29. ed. min.: Quid poftea? Nefcis etc.; ed. maj.: Quid poftea? Nefcimus; ibid.: qui omni tempore in praeda et in fanguine verf.; ed. maj.: qui omni tempore in praeda et fanguine verf. Oratio I in Catil. c. 3 ed. min.: continere vocem conjurationis; ed. maj.: continere voces conjurationis. C. 3: quod ego non modo audiam, fed non videam planeque fentiam; ed. maj.: quod ego non modo non audiam, fed etiam non videam pleraeque fentiam. C. 5: magno me metu liberaveris; ed. maj.: magno me metu liberabis. C. 6: novis nuptiis domum vacuam feciffes; ed. min.: novis nuptiis domum vacuefeciffes. 6: fed ad fummam rei publicae; ed. min.: fed ad fummam rem publicam.* Von den übrigen Ausgaben find die Abweichungen noch häufiger, und überall erkennt man die beffernde Hand. Diefe Ausgabe kann daher mit Recht den Schülern empfohlen werden, da auch der Verleger einen billigen Preis geftellt hat. Einige Anmerkungen hätte übrigens Rec. fehr gewünfcht.

D. A.

Leipzig, in d. Hahn'fchen Verlags-Buchhandlung: *Praxis der lateinifchen Syntax in zufammenhängenden deutfchen Beyfpielen aus der alten Gefchichte*, nebft den nöthigen lateinifchen Redensarten nach *Ramshorns* gröfserer Grammatik, mit vergleichender Hinweifung auf *Bröder*, *Grotefend* und *Haupt*, in einem grammatifchen und einem rhetorifchen Curfus für die höheren Claffen der Gymnafien, von Dr. *C. Ch. Gottlieb Wifs*, Confiftorialrathe, Director und Profeffor des Gymnafiums zu Rinteln, einiger gelehrten Gefellfchaften Mitgliede. Erfter oder grammatifcher Curfus. *Zweyte* verbefferte *Auflage*. 1829. 179 S. 8. (10 gr.)

Mit einem günftigen Vorurtheile nahm Rec. diefes Buch zur Hand, da es in fo kurzer Zeit eine zweyte Auflage erlebt hat; doch findet er fich weniger befriediget. Es ift zwar fehr lobenswerth, dafs eine Anleitung zum Ueberfetzen nach *Ramshorns* trefflicher Grammatik gegeben wird; auch verdient es rühmliche Anerkennung, dafs Hr. *W.* nach Einübung der Regel eine allgemeine Wiederholung Statt finden läfst, und dafs im Allgemeinen gute Redensarten untergelegt find; im Ganzen genommen findet fich jedoch Mehreres zu erinnern. Rec. ift nämlich weder mit dem Stoffe, noch der Form, noch mit der Stufenfolge zufrieden. Zwar hat Hr. *W.* feinen *Stoff* entweder aus der alten Gefchichte oder Archäologie gewählt, doch fo, dafs der Schüler entweder keine genügende oder nur eine halbe, ja oft auch gar keine Kenntnifs fchöpfen kann. Der Stoff mufs aber ftets belehrend und intereffant für den Schüler aus der oberen Claffe feyn, mag man nun auf erften Unterricht oder blofs auf Wiederholung dabey fehen. Wer weifs nicht, mit welchem Nutzen und mit welcher Umficht *Bauer*, *Sintenis*, *Döring*, *Kraft*, *Weber*, *Grotefend*, *Dronke*, *Strik* u. f. w. den Stoff gewählt und behandelt haben! Sollte übrigens der Stoff aus der alten Gefchichte und Archäologie für erfchöpft erachtet werden für folche Zwecke, wie es nicht gefchehen kann, fo giebt fowohl die Mythologie, als Kunftarchäologie, Literärgefchichte u. f. w. noch eine fo reiche Ausbeute, dafs man fich wundern mufs, darauf fo wenig Rückficht genommen zu fehen. Aber alles, was gegeben wird, mufs gründlich, intereffant und belehrend feyn, damit der Schüler feine Penfa mit Luft und Liebe und warmem Eifer ausarbeite. Diefes alles wird hier vermifst. Rec. führt einige Belege an. Man vergl. 98: Ermahnung zum Fleifse, 99: Herrmann und die Germanen, 105: Kriege der Römer mit den Deutfchen, 108: der ältere Plinius, 112 und 113: Folgen der Trägheit, 119 und 120: der Kampf der Neugriechen, 148: Homer, 165: die Iliade u. f. w. Was die *Form*, in welcher der Stoff gegeben wird, anlangt, fo hat fich der Vf. von der Folge der Regeln in *Ramshorns* Grammatik leiten laffen, wodurch die Verbindung und die Gedanken-

folge so gezwungen ist, dass man oft in Verlegenheit kommt. Es bedarf hiezu um so weniger eines Belegs, da er sich selbst in der Vorrede zur zweyten Auflage dagegen zu rechtfertigen sucht. Hier musste er wohl zunächst fragen: Darf ein Uebungsbuch sich ganz an die Grammatik anschliessen? Kann derselbe Gang beobachtet werden, den die Grammatik befolgen muss? Oder ist es nicht zweckmässiger, einen eigenen methodischen Weg einzuschlagen, wo der Schüler von Stufe zu Stufe in das ganze Gebiet der lateinischen Grammatik eingeführt wird? Oder glaubt etwa der Vf., dass durch die auf 160 weitgedruckten Seiten gegebenen Beyspiele die Grammatik vollkommen eingeübt werden könne? Ist es überhaupt rathsam, dass alle nur gedenklichen Ausnahmen mit aufgeführt werden, wie hier geschieht? Ferner ist diese Praxis für höhere Gymnasialclassen geschrieben, also doch wohl für *Secunda* und *Prima*, oder, wie man anderwärts sagt, für *Prima* und *Selecta*. Was sind für Ansprüche an Secunda zu machen? Die Grammatik muss hier als geschlossen betrachtet werden. Also soll wohl in Secunda keine Grammatik mehr getrieben werden? Im Gegentheil. Rec. hält das Studium der Grammatik für unablässig, und sie muss beym Exponiren und Componiren unaufhörlich in Anwendung gebracht werden. Doch ist es nöthig, dass hier eine andere Rücksicht in den Plan aufgenommen wird, nämlich die, dass jetzt Anleitung zum periodischen Stile und zur Satzverbindung gegeben werde, wie dieses, um nur ein Buch anzuführen, in *Grotefends* Materialien so rühmlich geschehen ist. In solchen Uebungen muss stete Rücksicht auf die Grammatik genommen werden, aber ohne den höheren Zweck zu vernachlässigen. Darauf ist von Hn. *W.* bloss in der Lehre von den Moden und Participien Rücksicht genommen worden. Der obere Schüler muss mit den gewöhnlichen Regeln der Grammatik vertraut seyn, und nun zum wirklichen Stil hingeführt werden. Die Prima hat es dann ausschliesslich mit dem periodischen und eleganten Stile zu thun. — Eine andere Frage kommt noch in Betracht. Nach welcher Stilart der Alten soll sich der Schüler bilden? Rec. gehört nicht zu denjenigen, welche ihre Schüler zu Ciceronianern, Livianern u. s. w. machen wollen. Denn das läfst sich von einem Schüler nicht erwarten; und Ciceronische Formen und Wendungen nachahmen, ist deshalb noch nicht Ciceronisch schreiben. Die Redensarten, wenn sie aus dem besten Zeitalter der Latinität genommen sind, können unbedenklich dem Schüler gegeben werden; lernt er erst selbstständig gehen, dann mag er den Geist und die Form eines Schriftstellers auffassen und seinen Stil nachbilden. Aber die Anleitung zum Uebersetzen muss in einem gleichmässigen Stile fortlaufen, namentlich anfangs dem historischen Stile z. B. des Livius nachgebildet seyn, und nach gleichmässigen Gesetzen des Stiles arbeite der Schüler fort. Hr. *W.* stimmt dieser Ansicht in Bezug auf die Latinität bey S. VIII: „Ich bin der Meinung, dass Cicero und die Schriftsteller des goldenen Zeitalters mehr in Absicht des Geistes, der sie durchdringt, als des Buchstabens, den sie schreiben, ausschliessliche Vorbilder seyn müssen, indem u. s. w." Doch müssen Redensarten aus den Dichtern, so lange prosaische vorhanden sind, vermieden werden, was Hr. *W.* nicht gethan hat, indem er aus Horaz, Virgil, Lucil und anderen Redensarten aufgenommen hat, die durch passendere ersetzt werden konnten. Ein wesentliches Verdienst muss aber gerühmt werden, das bey einer neuen Auflage immer mehr hervorgehoben werden kann, dass oft Redensarten angegeben werden, wo der Schüler das Deutsche so lange drehen und wenden muss, bis es mit dem Lateinischen harmonirt, wodurch das Nachdenken geschärft und das Vergleichen der deutschen Sprache mit der lateinischen angeregt wird. Der Vf. hat mehrere Stücke aus Cicero und Plinius genommen. Hier zeigt sich freylich ein grosser Unterschied im Stil. Wir heben nur heraus S. 78: das Papier wird nicht roth, und S. 80: die Christenverfolgung in Bithynien; *Cic. ad div. V.* 12. *Plin. ep. X,* 96 und 97. Die Erfahrung des Rec. in dieser Beziehung war nicht die erfreulichste, weil die Schüler sich zu sehr an die Vorbilder hielten, und allerdings erhalten sie nicht bloss Wörter und Redensarten, sondern die Sätze. Der Vf. kann sich gegen diesen Vorwurf nicht wohl rechtfertigen, so sehr er es in beiden Vorreden versucht. Ein anderer Vorwurf trifft ihn, dass er zu wenig den *Stufengang* befolgt hat; man vergl. die 10 ersten §§. Mit der Phraseologie kann man mit Ausschluss einzelner Redensarten und Ausdrücke sehr wohl zufrieden seyn. Nur wäre grössere Sparsamkeit wünschenswerth. Namentlich mussten alle Ausdrücke, die aus Regeln der Grammatik genommen sind, weggelassen werden. Auch muss man den Schülern gestatten, dass sie Ausdrücke und Redensarten aus ihrer eigenen Lectüre anwenden, was ihnen so viel Freude macht, wenn sie das Rechte getroffen haben; ingleichen müssen sie das Lexikon zweckmässig gebrauchen lernen, obgleich Rec. nicht will, dass sie das deutsch-lateinische Lexikon zu sehr gebrauchen, weil sie zur Bequemlichkeit und Faulheit gewöhnt werden. Dass der Vf. nicht bloss auf die *Ramshornsche* Grammatik aufmerksam macht, sondern auch noch auf die Grammatiken von *Bröder*, *Grotefend* und *Zumpt*, verdient Lob; nur hätte Rec. die Vergleichung lieber über jedem einzelnen §., wie in *Rost's* Anleitung, gesehen.

Bey einer neuen Auflage kann dieses Buch, wenn der Stoff reichhaltiger und die Darstellung der Latinität angepasst wird, sehr zweckmässig werden. Ein zweyter Cursus ist, so viel wir wissen, zur Zeit nicht erschienen.

C. f. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

ZWANZIGSTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich - sächsischen Zeitungs - Expedition.
1832.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

GRIECHISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Deutsch-Griechisches Wörterbuch*, von Dr. *Val. Chr. Friedr. Roſt.* Vierte rechtmäſsige, vermehrte und verbeſſerte Auflage. 1829. Erſte Abtheilung. A—L. XX u. 387 S. Zweyte Abtheilung. M—Z. 485 S. gr. 8. (3 Rthlr. 6 gr.)

Wenn es verwunderſam erſcheinen kann, daſs vorliegendes Werk jetzt erſt *) zum Gegenſtand der literariſchen Converſation gemacht werden ſolle, nachdem es ſchon ſo viele Jahre mit Gleichmuth in den Händen von Jung und Alt umhergezogen iſt, ſo glaubt Rec. gar Manche zu finden, welche geneigt ſeyn möchten, mit ihm den Ausdruck lauter Verwunderung vielmehr auf die Langmuth derer zu münzen, die dem nunmehr viermal neu aufgelegten Werke unbedingten Eingang vergönnt haben. Denn in einer Zeit, welcher entſchieden der Vorzug gebührt, jeden Zweig der Wiſſenſchaft mit der Fackel vielſeitiger Kritik beleuchtet, und nicht minder die Alterthumswiſſenſchaft auf einen Höhepunct gebracht zu haben, auf welchem ſie nun mit leichteren Schritten ihrer allſeitigen Vervollkommnung entgegenrücken kann, wenn nur die Kräfte der Forſcher mit Umſicht auf den jedesmaligen Punct der Unterſuchung verſammelt werden, zur Schöpfung groſser Reſultate —, in der ferner die Lexikographie durch *Paſſow's* Bemühungen ſo trefflich gediehen, und die griechiſche Grammatik durch einige tüchtige Männer ein längſt gewünſchtes Licht gewonnen hat: da läſst ſich kaum begreifen, wie die Arbeit des Hn. *R.* nicht ſchon längſt durch glänzendere Erſcheinungen verdrängt worden ſey. Man könnte einwenden, daſs ja ſelbſt von den Koryphäen in dem philologiſchen Chor Einige ihr Wort zurücknehmen, und vermöge einer ſehr bequemen Kritik darzuthun bemüht ſind, wie irrig die Meinung derjenigen ſey, welche behaupten wollten, daſs die Grundlagen der griechiſchen Sprache ſchon feſt begründet wären. Allein man darf hier in den meiſten Fällen an einen Kunſtgriff denken, mit welchem entweder eine unklare Anſicht beſchönigt, oder der Waffe eines Gegners wohlgefällig ausgewichen wird, wenn man auch nicht leugnen kann, daſs die wiſſenſchaftliche Sprachlehre ſich noch nicht über einzelne Beobachtungen und Berichtigungen erheben konnte. Jeder ächte Philolog indeſs fühlt einen ſolchen Mangel um ſo weniger, je lebendiger das Bild der griechiſchen Sprachkunſt iſt, welches er durch raſtloſes Studium und gründliche Lectüre und auf dem Wege einer mehr eindringlichen Praxis reproductiv in die Fächer ſeines Geiſtes gleichſam auszuprägen wuſste; ja Rec. iſt der Ueberzeugung, daſs von der griechiſchen Sprache als ſolcher gar keine eigentliche Grammatik im Sinne lateiniſcher Sprachlehren erwartet werden dürfte: welche Anſicht ihm nicht ſowohl das bisherige Miſslingen griechiſcher Grammatiken beygebracht, als vielmehr der ununterbrochene Umgang mit den griechiſchen Muſen gleichſam als ein neidloſes Geheimniſs eingeflöſst hat.

Am geiſtloſen Buchſtaben blieben die meiſten Ausleger des Alterthums hangen, und noch in unſerer lichthellen Zeit darf man fragen, wann die Verſöhnung der Wortkrämer mit den geiſtreichen Nachahmern des claſſiſchen Alterthums ſich wohl zeigen möge. Erſt im Anfang der Siebziger trat noch ein drittes Geſchlecht hervor, ohne Zweifel, ſich zu meſſen mit der nur durch *Klopſtock*, *Leſſing* und *Winkelmann* ſtoſsweiſe erhellten Zeit, ein weit verderblicheres, als die früheren ſogenannten Humaniſten erzeugen konnten. Es wollte das Alterthum begriffen haben ohne Sprachkenntniſs, und vertheidigte ſich mit dem Schilde des Sonnengottes. Aber das Studium des claſſiſchen Alterthums ſoll Humanität erzielen, ſoll zur Veredelung deſſen anfeuern, was uns zum Menſchen macht. Wir ſtreben, vergra-

*) In unſerer A. L. Z. iſt daſſelbe bereits 1829. No. 106—109 weitläuftig recenſirt worden, auch in anderen Blättern, und ſoviel wir wiſſen, durchgängig mit Beyfall. Gern aber nehmen wir auch dieſe neue Beurtheilung auf, um unparteyiſch die verſchiedenen Stimmen abhören zu laſſen. Mit gleicher Unparteylichkeit aber müſſen wir der Meinung begegnen, als ob das früher von zwey einſichtsvollen Männern gefällte Urtheil durch gegenwärtige Recenſion völlig aufgehoben oder für ungültig erklärt werden ſolle. Der freymüthige und gelehrte Vf. derſelben wird ohne Zweifel ſelbſt zugeben, daſs die Beurtheilungen eines Wörterbuches ſehr verſchiedenartig ausfallen können, je nachdem die einzelnen Belege des Urtheils aus einem ſo viel umfaſſenden Werke zuſammen gebracht werden.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

ben in einem dunkelumstrickten Zeitalter, unsere Kräfte auf den reichhaltigen Räumen des Alterthums zu vertheilen, um ungeblendet vor dem Glanz der verwaisten Phantasie, im regen ernsten Forschen treu den Unsrigen zu werden, was Jene den Ihrigen waren.

Den Pfad dahin haben allerdings frühere Forscher oft unwegsam gemacht. Oft müssen wir zur Räumung des ungehöriger Weise Herbeygeschafften Hand anlegen; aber was zur Seite liegt, leere Phantasiebilder und dunkle Träumereyen, sie anzusprechen wäre nichtiger Zeitaufwand.

Kritik des Textes der Alten aus einem Apparat von Membranen, *editiones principes*, Adversarien, durch gründliche Collation, auch durch genialische Conjectur, geben die ersten Humanisten mit tiefer Gelehrsamkeit; und von Undankbarkeit zeugt' es, wenn man den holländischen Fleiss blos im Sinne von Pedanterie interpretiren wollte. Die verbrüderte Sprach- und Sachkenntniss erhellte nur einen Theil der Sechziger, verstummte aber bald wieder, bis *Reiz*, *Wolf*, *Voss*, *Hermann* eine neue Welt schufen. Freylich verschiedene Wege führten sie zu ihrem Ziel. Und sieht man auf des Weges Frische und Geradheit, so kann man unbedingt die beiden neueren Philologen *Lobeck* und *Böckh* als die glücklichsten Alterthumsforscher preisen.

Die Hauptzüge einer Schilderung nun, wie der Philolog, als Sprachkenner betrachtet, sich des gegebenen Schatzes in allen seinen Theilen bemeistern könnte, mögen hier selbst zur Förderung der Ansicht über die deutsch-griechischen Wörterbücher kurz mitgetheilt werden, zumal da eine bequeme Geschäftigkeit in gefälliger Selbstliebe gewöhnlich sich schon da zu überreden sucht, mit der Sprache fertig zu seyn, wenn sie einen Autor zur Noth in's Deutsche übersetzen und erklären kann.

Die Sprache eines Volkes ist der reinste Abglanz seiner Individualität, seines inneren Typus. Wer wollte sich rühmen, diesen Typus inne zu haben ohne die lebendigste Anschauung des gesammten Sprachgebäudes? *Herder* hat Recht, wenn er sagt: „Die Literatur wuchs in der Sprache und die Sprache in der Literatur. Wie getäuscht ist das Auge, welches eines ohne das andere sehen will! Wer mit fremden Augen sieht, und mit barbarischer Zunge von den griechischen Heiligthümern schwatzen will, den sieht Pallas nicht an, der ist ein Ungeweiheter in dem Tempel des Apollo." Dass die Kenntniss der classischen Sprachen die Thüre zur Kenntniss des gesammten classischen Alterthums öffnet, muss also als Grundsatz gelten, woraus folgt, dass der Philolog zuerst auf vollkommene wissenschaftliche Auffassung derselben hinzuarbeiten hat. Da die lateinische Sprache die Schwierigkeiten der griechischen nicht an sich trägt, und in Vergleich mit dieser gewissermassen nicht unter die ausgestorbenen gerechnet werden kann, so sprechen wir hier ausschliesslich von der griechischen Sprache, unseren Hauptzweck verfolgend. Diese ist nun allerdings ursprünglich reine Gesangsprache. Sie entwickelte ihre Elemente in dem Blüthenkleid der Poesie, und es galt für Neuerung und Kunst, sie zur Prosa herabgestimmt zu haben. Freylich wurde sie diess so, dass sie nie ganz die poetische Farbe verlor. Wer könnte aber wagen zu glauben, wir im rauhen Norden geboren, erzogen in einer ganz anderen Welt, wo die romantische Natur erstarrt, wo kalte, ruhige Betrachtung sich gelagert, wo überdiess die Zeit in reger Umwandelung uns zum Bewusstseyn der inneren Entzweyung gebracht, und vernichtet hat, was etwa eine Zunge zum Naturgesange lösen könnte, wir vermöchten da bey der Erlernung der griechischen Sprache denselben Weg mit Erfolg zu wiederholen, den sie von der Zeit ihrer Entwickelung an durchgemacht hat? Wir müssen vielmehr, eingedenk unserer kalten Natur, die herabgestimmte Wärme der griechischen Sprache classischer Zeit, die Prosa, uns zuerst anzueignen suchen, und so stufenweise auf analytischem Wege hinaufsteigen zu dem Tempel Apollons. Und abgesehen von der Nothwendigkeit, den geschichtlichen Gang der Entwickelung der griechischen Sprache rückwärts zu verfolgen, so verbirgt sich in einem entgegengesetzten Streben stets eine vornehme Gelehrsamkeit, die keine Stütze hat. Den Beweis dafür liefern manche geistreiche Gelehrte, welchen mit einiger Mühe gelingt, erträgliche Verse in griechischer Sprache (ob in griechischem Geiste?) zu verfertigen, ohne den Geist der antiken Ausdrucksweise in prosaischer Form ausgeprägt an's Licht bringen zu können. Und doch kann erst der sein Recht auf den vollkommenen Besitz der griechischen Sprache geltend machen, welcher sich in beiden Formen auf eine altgriechische Weise auszudrücken vermag. Die allmähliche Erwärmung des schlummernden Sinnes ist dann Nahrungsflamme für die Poesie des wahren Philologen, der allerdings rege Phantasie, gewandte Ahnung des Möglichen, unterstützt durch ein treues Gedächtniss, mitbringen muss, leiblich frey von Uebeln, unbehaftet mit Unterleibsbeschwerden oder Hypochondrie! So nur strebt er wahrhaft seinem Ziel entgegen, erstarkend an der lebendigen Anschauung des Geistes des Alterthums. Denn was nützt es, einen Schriftsteller antiquarisch erklärt zu haben, und ihn gleichsam todt, wie er ist, liegen zu lassen, ohne seinen Geist zur klaren Auffassung zu bringen? Es kommt Rec. vor, als versäume man so, über dem Spiel mit dem Schatten das Licht zu entdecken, oder als wolle man sehen ohne Augen und hören ohne Ohren. Anders dachte *Jos. Scaliger*, anders *Budäus*, welchen nur die Unzeit missgönnte, sich ganz glänzend zu zeigen. Oder sollte man in unseren Tagen noch daran denken, dass die wahre Philologie in der Fertigkeit bestehe, grosse Bände über einen Schriftsteller zu schreiben, ihm Ideen unterzulegen, welche sich zwar oft hören lassen, aber nur innerhalb des Studirzimmers geboren werden konnten, seine Gedanken zu meistern, oder gar zu behaupten, so und so hätte er sich ausdrücken sollen, um das Rechte zu sagen? Wir sprechen hier keinesweges denen das Wort, welche ohne Kritik das Alterthum erfassen zu können glauben. Aber wer ist denn ein tüchtiger Kritiker, der, der im Geiste

der Sprache urtheilt, oder der, welcher bey halber Kenntnifs derfelben nur Grillen fängt?

Da nun der Atticismus, der die Mäfsigung und Schärfe des griechifchen Volkscharakters trefflich ausprägte, fich zur folgereichften Schriftfprache erhob, welche zuerft zwar talentvolle Dichter geftalteten, dann aber geiftreiche Profaiften mit tiefer Kunft durchbildeten: fo wird dem angehenden Philologen das Studium diefer Profa zunächft Hauptaufgabe feyn, fo jedoch, dafs er durch ununterbrochenes lautes Lefen eines profaifchen Schriftftellers, dann durch fleifsiges Nachahmen feiner Eigenthümlichkeiten im Stil, den Geift deffelben in Urtheil und Anficht mit lichter Klarheit aufzufaffen und wiederzugeben fich in den Stand fetze. So wird er aber mit jedem einzelnen der bedeutenden Autoren verfahren, und immer mit der Feder in der Hand die Grundeigenthümlichkeiten feines Redefyftems aufzunehmen fuchen. Diefes ganze ὕφασμα mufs fodann gleichfam mit den feinen attifchen Fäden des Ariftophanes durchwirkt werden, indem man deffen Stücke fleifsig dem Gedächtniffe einprägt. Die Lefung der Tragiker kann dann, mit Umficht vorgenommen, den einzelnen Theilen feiner Kunft die gehörigen Schattirungen geben. Man wird wenigftens durch das vorausgehende Studium in den Stand gefetzt feyn, den Tragikern die Feinheiten attifcher Diction, fo weit ihnen in Profa ein Platz gebührt, abzulaufchen, wo *freylich* die Diverbia des Euripides, in denen die gewöhnliche kunftlofe Sprache mit einem gemäfsigten Stil der Poefie verbunden erfcheint, den Uebergang zu Sophokles und Aefchylos für das praktifche Ohr vorzüglich erfpriefslich machen möchten, — wiewohl auch des Aefchylos Einfachheit in dem Gefprächston fich nur felten über eine glänzende Profa hinaus erhebt.

Allerdings gehört zur glücklichen Aufnahme folcher Uebungen nicht wenig Liebe für die Sache und Ausdauer, und vor allen die Ueberzeugung, dafs man keine wahre lebendige Anficht von dem durchaus klaren und lebendigen Alterthum gewinnen könne, wenn man nicht deffen geiftige Schöpfungen in Saft und Blut verwandelt habe. Schon das Wefen des Griechenthums an fich verlangt eine folche Anfchauung, deren Möglichkeit hier nur in wenigen Zügen dargelegt ift, deren Vervollkommnung aber freylich durch das Zufammentreten von literarifchen Freunden, die fich zur Erreichung eines höheren Zweckes in der Kenntnifs des Alterthums verbänden, und den Buchftaben auf dem Papier zur lebendigen Rede unter fich erhöhen, trefflich befchleunigt werden würde.

Rec. behält fich eine ausführlichere Darftellung feiner Anfichten hierüber für ein andermal vor. Hier mufste ihm genügen, nur die Vorhalle der Grundfätze zu öffnen, mit welchen der angehende Philolog fich als würdigen Jünger der von aller Zeit angeftaunten claffifchen Welt bewähren möchte, und dabey das Bedürfnifs eines tüchtigen deutfch-griechifchen Wörterbuches durchblicken zu laffen.

In der Ferne von den angegebenen Grundfätzen ftehen zwey Gegnerinnen, denen Rec. die Rede aus dem Munde nehmen zu müffen glaubt, damit *fie* leichter und *er* freyer werde. Es ift die Behauptung auf der einen Seite, dafs ja griechifche Stilübungen in den Schulen fchon längft im Gange feyen, und auf der anderen Seite die Anficht, man könne diefe Uebungen auch ohne deutfch-griechifche Wörterbücher bewerkftelligen.

Rec. fprach von jungen Philologen, welche der Schule entwachfen, und den wahren Weg zur Erkenntnifs des Alterthums einzufchlagen ftrebend, darauf ausgehen, die dunkeln Begriffe im Bereich ihres Wiffens zu zerftäuben, und einzugehen in die tiefen Schachten griechifcher Denkart. Denn die Schulübungen erheben fich nie über das Formelle der Sprache hinaus, fie berühren immer die Grenzen der Grammatik. (Und wohl der Schule, in der diefs gefchieht!) Daher auch hier allerdings das Bedürfnifs eines deutfch-griechifchen Wörterbuchs weniger fühlbar ift; denn entweder liegt hier ein Uebungsbuch zum Grunde, welches die meiften griechifchen Vocabeln und Nachweifungen enthält, oder der Lehrer dictirt deutfche Sätze, zu denen er die nöthigen Bemerkungen über die Art der Ueberfetzung, gewöhnlich aber doch die griechifchen Bezeichnungen angiebt. Aber ift man denn mit der Sprache fchon fertig, wenn man einige grammatifche Regeln eingeübt hat? Oder wie viele Lehrer giebt es, welchen es vergönnt ift, fich auf diejenige Höhe in der Kenntnifs der alten Sprachen zu fchwingen, von wo aus fie den Sinn für ruhige und leidenfchaftliche Gedankenfolge, für Periodenbau, für Wohlklang des rednerifchen Vortrags und des poetifchen anzuregen und zu bilden wiffen? Faft möchte man glauben, es herrfche hie und da die Meinung, als könne ein Lehrer in der Schule Alles, wenn er nur wollte.

Vielleicht ift aber die angeregte Behauptung doch nur von dem harten Verhängnifs entftanden, welches über den früheren Verfaffern lateinifch-griechifcher und deutfch-griechifcher Wörterbücher fchwebte, Schreibern, die allerdings ausgerüftet waren, die unumftöfsliche Anficht nur noch fefter zu begründen, dafs ein Lexikograph, der durch glückliches Talent, tieffinnige Auffaffung und lebendige Gelehrfamkeit fich der gegebenen Maffe in allen ihren Eigenthümlichkeiten und Gefetzen bemeiftern wolle, geboren werden müffe. Und man darf fich nicht wundern, wenn diefer Grundfatz bey Verfertigung eines wiffenfchaftlichen deutfch-griechifchen Wörterbuches in einem nicht geringeren Grade geltend gemacht wird. Gutmüthige Sammeley fördert hier gar wenig, wenn gleich auch da der verftändige Sammler dem leichtfinnigen fagen kann, dafs z. B. die Ahle der Schufter nicht ἱμάφιον, fondern ὀπήτιον (ὄπεας, Herodt. IV, 70) heifst, f. Poll. VII, 83. X, 141 — und dafs es nicht gleichgültig ift, ein deutfches Wort mit einer Menge fchlechter griechifcher Ausdrücke zu erklären, wo man eine einzige gute Phrafe anzuführen hat, um mit dem Artikel fertig zu feyn. Aber für taufend Wendungen der deutfchen Sprache hilft der Sammlerfleifs nichts, die Benennungen neuer Erfindungen und Gebräuche gar nicht zu erwähnen. Des Lexikographen griechifcher Sprachfchatz mufs ge-

ordnet und parat im Gedächtnisse zu jedesmaligem Gebrauch und zu lebendiger Entwickelung vorliegen, so dass, wenn er z. B. *Gefasstseyn auf etwas* zu erklären hat, er sich nicht begnüge mit Vorlegung der alltäglichen Phrase παρεσκευάσθαι πρός τι, ὡς πεισόμενόν τι, was oft gar nicht angewendet werden kann, sondern ihm werde eine Stelle, wie die *Plat. rep.* I, 327, C. ὡς τοίνυν μὴ ἀκουσομένων οὕτω διανοεῖσθε, lebendig im Gedächtnisse, welche er sogleich in regelrechter Form anwende mit Beyziehung der synonymen Wendungen, οὕτως ἔχειν τὴν γνώμην u. dergl. Ein solcher Lexikograph wird daher über die griechische Erklärung abgelegener deutscher Wendungen nicht in Verlegenheit kommen, und wird, wenn ihm z. B. die Redensart *alles gebrannte Herzeleid anthun* aufstösst, sie ohne weiteres Zögern mit dem eben so eigenthümlichen Ausdruck λυπεῖν τινα τὰς ἐξ ἀνθρώπων λύπας wiedergeben. Solche Gewandtheit im Wiedererkennen des Aehnlichen und im Ahnen des Möglichen wird mit Recht von dem gefodert, der sich anschickt, ein zeitgemässes und für längere Zeit lebendes deutsch-griechisches Wörterbuch zu verfertigen. Dabey wird er nicht versäumen, das ionische Material gehörig zu verarbeiten. Denn wie viel wird nicht bey Hippokrates besprochen, was anderwärts vergebens gesucht wird! Aber auch da wird er bisweilen in die Nothwendigkeit sich gesetzt sehen, einen Ausdruck zu schaffen mit beygesetzten Sternchen. So z. B. die *Blattern*, *Pocken*, welche nach arabischen Schriftstellern zuerst aus Aethiopien gegen das J. 572 n. Chr. nach Arabien gebracht worden sind, von wo aus sie sich im 13 Jahrhunderte nach Europa, zunächst nach Spanien und Frankreich, dann aber auch in die übrigen Länder verbreiteten, diese werden doch wohl nicht mit dem Worte φλύκταιναι abgespeisst werden sollen! Will sich nun der Lexikograph mit dem nach σατυρίασις u. dergl. gebildeten Worte ἐκφλυδίασις nicht begnügen, (denn mit der neugriechischen Benennung ἐκφλογία, oder, wie sie aussprechen, εὐλογιαῖς, kann man weiter nichts anfangen) so wird er nach dem arabischen Ausdrucke sehen, und eingedenk, wie oft die Griechen persische und fremde Ausdrücke (z. B. ἀναξυρίς) mit einer geringen griechischen Modification sich aneigneten, dem arabischen Namen griechischen Anstrich geben; also جدري χαδαρίδες.

Auf ähnliche Weise, lässt sich behaupten, ist für mancherley andere neue Erfindungen zu sorgen, z. B. *Bürste*, was nach Hn. *Rost* σάρωθρον heissen soll; also *Bürste = Besen!* Wir sind gewiss, dass die alten Griechen, wenn sie ein fremdes Wort βούρζα oder βούρτζα gehört hätten (ein Wort, das sich in den neueren Sprachen überall zeigt, im Französischen *la brosse*, im Italiänischen *la brossa*, im Spanischen *la bruza*, im Englischen *a brush*, woher unser *Bürste*), sich dieses Wort sammt der Erfindung mit einiger Veränderung angeeignet haben würden, etwa βόρυζα, wenn sie sich nicht mit ὕστριχον (ξύστρον) u. dergl. begnügen wollten.

Doch diess auf dem Brachfelde neuer Nomenclatur! Von älteren und alten Benennungen wird er immer am meisten die wählen und aufzeichnen, welche dem classischen Zeitalter am nächsten stehen, nur im Nothfalle mit späterer Autorität sich begnügend. Am schwierigsten ist die Aufgabe, nach synonymischen Grundsätzen zu verfahren; und so sehr die griechische Synonymik an sich gewiss nicht Sache des Lexikographen ist, so macht sie sich doch von einem gewissen Gesichtspuncte aus geltend. Wo aber die Angabe des Unterschiedes von synonymen Wörtern nicht so leicht gemacht werden kann, ohne dem Verständnisse selbst das Licht zu rauben, da wird ein kurzes Beyspiel, ja selbst nur ein einziges Wort, als Object hingestellt, weit erspriesslicher seyn und angenehmer für den Schüler; z. B. *Bekommen*, I) trs. etwas von Aussen her erhalten, λαμβάνειν (irreg.), τί, z. B. ἀργύριον; durch Erbschaft, παραλαμβάνειν, wie: πότερον ὧν κέκτησαι τὰ πλείω παρέλαβες, ἢ ἐπεκτήσω; Plat. Im Sinne: a) davon tragen, z. B. Geschenke, κομίζεσθαι, φέρεσθαι, δῶρα, b) in Empfang nehmen, δέχεσθαι, τί, z. B. Lohn, μισθόν, auch ἄρνυσθαι, μισθόν, Plat. und uneigentlich παραδέχεσθαι, wie: σκέψαι τοίνυν οἵους αὐτοὺς παρ' ἐμοῦ παρεδέξατο πρῶτον (wie er sie von mir zuerst bekommen) Aristoph. Sonst Schulden, ἀπολαμβάνειν, τὰ ὀφειλόμενα. c) Durch Zufall, durch Geschick erlangen, τυγχάνειν, τινός, z. B. συγγνώμης, auch bisweilen durch γίγνεσθαι, z. B. jeder bekam drey Stücke, ἐγένετο ἑκάστῳ τεμάχη τρία. Sonst λαγχάνειν, z. B. μέγιστα γέρα Plat. oder μεταλαμβάνειν, μετασχεῖν, τινός. Wohlthaten, ἀξιοῦσθαι εὐεργετῶν, εὐεργετεῖσθαι etc. etc. Die Angabe der Structurweise eines Verbi wird aber nie unterbleiben dürfen, am allerwenigsten da, wo durch Beyfügung von τί oder τινά dem Achtsamen ein Wink gegeben werden kann, ob das jedesmalige Verbum gerne Personen oder Sachen als Object annimmt, z. B. *Abholen lassen*, Jem. etwas, μεταπέμπεσθαι, τινά, μετέρχεσθαι, τινά, τί, oder κελεύειν μετελθεῖν, τινά, τί.

Es giebt indess Wörterbücher, welche Vocabularia oder Glossaria genannt zu werden verdienen, die bloss einen subjectiven Zweck verfolgen und sich begnügen, einen deutschen Ausdruck mit einem oder mehreren griechischen gegenüber wiederzugeben, ohne Rücksicht auf die Autorität der griechischen Bezeichnungen oder auf synonymischen Gehalt und Scheidung der Bedeutungen und des Gebrauches. Da nun bey dem oben angezeigten deutsch-griechischen Wörterbuche an eine wissenschaftliche Methodik nicht zu denken ist, so will Rec. prüfen, ob es den Grundsätzen eines Glossarium entsprechend ausgearbeitet ist.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUN

1 8 3 2.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Göttingen, bey Vandenhöck und Ruprecht: *Deutsch-Griechisches Wörterbuch*, von Dr. *Val. Chr. Friedr. Rost.* Vierte rechtmässige, vermehrte und verbesserte Auflage. 1ste und 2te Abtheilung u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ein Glossarium ist ein Verzeichniss von Wörtern und auch wohl Redensarten, welche nach subjectiven Ansichten zusammengestellt sind, und in einer anderen Sprache erklärt werden. Es hat aber die Aufgabe, das zu erklärende Wort richtig zu erklären, wenn auch ohne Rücksicht auf die Güte und Autorität des erklärenden Ausdruckes. Es hat ferner die Aufgabe, die prosaischen und gemeinen Wörter nicht mit den poetischen zu vermengen, wenn auch ohne besondere Rücksicht auf Synonymik. Es hat endlich die Aufgabe bey einer Sprache, wie die griechische ist, die Dialekte fleissig zu scheiden, und sich an den Hauptdialekt, an den attischen, einzig zu halten. Dabey würde sich ein Vocabularium empfehlen, wenn namentlich in der griechischen Erklärung Kürze erstrebt würde, so dass ein passender griechischer Ausdruck dem deutschen oder lateinischen gegenüber vielen weit hergeholten und minder passenden vorgezogen würde.

Dass Hr. *Rost* solche Zwecke verfolgte, wird theils aus S. XIV der Vorrede klar, theils aus der Behandlung der griechischen Erklärungen, nur dass durch die Brauchbarkeit der griechischen Auslegungen in den meisten Fällen die kluge Einrichtung in der mangelhafteren Aufnahme deutscher Phrasen und Wörter sattsam bekundet wird. Wir wollen daher dem Verfasser nicht vorwerfen, dass so viele deutsche Wörter und Redensarten in seinem Buche vergebens gesucht werden, da diese Mangelhaftigkeit als ein nothwendiges Resultat der einseitigen Anlage des ganzen Wörterbuches sich ergeben musste, und räumen ihm ein, dass seine Schöpfung ein Vocabularium sey, mit der einfachen Bemerkung, dass, wenn er S. XIV sagt: „Denn alles aufzunehmen, was nur deutsch klingt, verderbte Provinzialismen, tadelhafte Auswüchse der niederen und gemeinsten Sprechweise aufzuzählen, und so gleichsam die Hefe der Sprache auszuschöpfen u. s. w. — dünkt uns immer mehr tadelns- als dankeswerth," diess offenbar die Frage nach dem nothwendig Aufzunehmenden nur für den Augenblick in den Hintergrund [...] Wie viel lag noch zwischen der Grenze, die sic[h] *Rost* gezogen in Bewirthung deutscher Wörter [...] Redensarten, und der Linie, welche die entfern[...] Provinzialismen und tadelhaften Auswüchse der [...] deren und gemeinsten Sprechweise abscheidet!!

Aber was der Vf. S. IV sagt: „Der gröste un[d ein]zige Zweck ist vielmehr, umfassendere und gründli[chere] Kenntniss der griechischen Sprache zu befördern, besonders hellere Einsicht und deutlichere Ansch[auung] ihres Geistes", diess lautet so schön, dass es un[...] thut, die Bearbeitung des Vocabularium in einem a[uffal]lenden Widerspruch mit jenem Princip zu f[inden]. Eben so einladend spricht Hr. *Rost* S. VIII: „Sol[l] gründliche und sichere Kenntniss der griechischen [Spra]che befördert werden, so ist nothwendig, dass der [Ler]nende zuerst mit Einem Dialekt vollständig bekan[nt ge]macht und in Anwendung desselben hinlänglich [...] werde. Hiezu ist aber sicher kein Dialekt taug[licher] als der attische u. s. w. Nach dieser Ansicht [...] der attische Dialekt hier allein berücksichtigt, un[d jede] Form einer anderen Mundart sorgfältig ausgeschie[den]. Es wäre höchst dankenswerth gewesen, wenn [das] Vocabularium sich in einem reinen attischen D[ialekt] bewegte, und man konnte es nach Obigem erw[arten]. Aber während der Arbeit wird die Farbe anders. [Rec.] wird nun die zwey Schattenseiten dieses Wörterb[uches] zur Schau ausstellen, und zwar einmal die auffa[llend]sten Mängel im Bereich des Formalen, dann d[ie ta]delnswürdigsten Gestalten aus dem Materiale vorz[eigen]. Er wird diess mit derjenigen Gewissenhaftigkeit [und] Treue thun, die einem Wahrheit liebenden Fo[rscher] ziemt, ohne Ansehn der Person. Denn es gil[t ein] Buch, welches in der Vorrede (S. VII) viel versp[richt] und wenn ihm gleich regsamer Eifer nicht abgespr[ochen] werden kann, doch in keinem wünschenswerthe[n Ver]hältnisse zu den billigen Foderungen unseres Zei[talters] steht. Es gilt ein Buch, welches früherhin in no[ch ge]ringerem Umfange allerdings mit Freude aufgeno[mmen] werden musste, in Ermangelung eines ausführlic[hen] Werkes aber leider mit seinen Mängeln und Gebr[echen] aufwuchs, weil kein Widerstand sich zeigte. [Es gilt] endlich ein Buch, welches, eben weil es das E[inzige] der Art ist, auch in die meisten Hände kommt, [und je] unerfahrener die jungen Leute sind, desto grö[sseren] Schaden anzurichten im Stande ist, wenn ma[n nicht] vor unvorsichtigem Gebrauche desselben warnt.

A. Fehler wider Grammatik und den versprochenen Dialekt.

S. 31. *Andonnern*, an etwas, σφόδρα κρούειν oder κόπτειν τι. Einen andonnern, κάρτα ἐπιτιμᾶν oder ἐπιπλήττειν τινί. Hier ist κάρτα kein attisches Wort. Nur die Ionier und die Dichter brauchen es. Hiebey ist die Armuth zu bemerken, die öfter sich zeigt, wo ein deutsches Kraftwort durch Umschreibung im Griechischen erklärt wird. *Andonnern an etwas* heisst ἐμβάλλεσθαι, τινί, Aristoph. Ran. 39. Und *Jemanden* andonnern mit gräslicher tadelnder Stimme, ἐξαράττειν τινὰ κακοῖς καὶ αἰσχροῖς λόγοις, Aristoph. Nub. 1373, auch ἐκπλήττειν τινὰ λόγοις.

S. 46. *Anthun — angethan*, ἀμφιειμένος, η, ον. — Was soll das für ein attischer Spuk seyn? Attiker schreiben ἠμφιεσμένος. Fragt man nach Beweisstellen in klaren Sachen, so ist Lys. κατὰ Ἀγοράτου §. 40 Zeuge und der ganze Aristophanes.

S. 72. *Aussehen*, wie sieht es in der Stadt aus? πῶς ἔχει τὰ περὶ τὴν πόλιν; statt τὰ κατὰ τὴν πόλιν. S. *Isocr. de Pace* p. 169.

S. 135. *Damit* — ὄφρα — (ἵνα und ὡς geben, so wie das bey den Attikern selten gebrauchte ὄφρα u. s. w.). Welcher attische Prosaiker braucht denn das ὄφρα?

S. 139. *O dass*, αἴθ᾽ ἄλε! Wie kann dieses Kallimachische Wort für attisch gelten?

S. 104. *Beschuldigt werden*, αἰτίαν ἔχειν ἀπό τινος, für ὑπό τινος.

S. 163. *Einernten*, λαβέσθαι καρπόν, doch wenigstens λαβεῖν! Eben so falsch S. 288 λαβέσθαι τινὰ τῆς χειρός, statt λαβεῖν (oder λαβέσθαι τινὸς τοῦ ἱματίου).

S. 114. *Beweisen*, unter anderen φανερὸν oder καταφανὲς ποιεῖσθαι, statt ποιεῖν; vergl. S. 372. Laut, wo derselbe Fehler.

S. 142. *Denken, — ich dachte ich flöge*, διενοησάμην ὡς πετόμενος, statt διενοήθην.

S. 186. *Erde*, unten πέσειε aus einer falschen Leseart des Eurip. Alcest. 478 für πέσοι; dieselbe Flucht des Wahren S. 51.

S. 261. *Geschweigen*, μὴ λέγω, ein graunvoller Ausdruck!

S. 310. *Hierin*, im Beyspiel: *Wenn ich auch hierin gefehlt habe, so gestehe ich, dass ich Unrecht habe*, welches ein Schüler von Hn. *Rost* übersetzt mit ἢν καὶ ταῦτα ποιῶ ἁμαρτάνω, ὁμολογῶ ἀδικεῖν; und der Lehrer übersieht den Fehlerschwall, den jener mit dem natürlichen Gedanken εἰ δὲ ταῦθ᾽ ἡμάρτηκα ὁμολογῶ ἀδικεῖν verfippt, nicht zu gedenken des ungrammatischen ἁμαρτήσω. S. unsere Bemerkung zu Lysias p. 300. Nicht weniger ungrammatisch ist die immer wiederkehrende Anwendung der Partikel οὐ beym Infinitiv wie S. 373 οὐχ ἐλέσθαι ἐπὶ παντὶ τῷ βίῳ oder S. 165 οὐκέτι γίγνεσθαι, für μή, μηκέτι. Denn der attische Gebrauch von οὔ φημι, οὐκ ἐῶ macht sich bey blosser Angabe von ungleichartigen Phrasen noch nicht geltend. Eben so auffallend muss erscheinen, wenn man S. 199 οὐδεὶς οὐπώποτε τολμήσειεν ἂν findet, in Vergleich mit S. 330, wo doch unter *Jemals* die Regel bey οὐπώποτε gelehrt wird. — Zw. Th. S. 99, *Reissen*, aus der Noth, ἐρύεσθαι τῶν κακῶν. Welcher attische Prosaiker sagt diess? — Doch wenden wir uns hinweg von dergleichen Fehlern.

B. Vielleicht finden wir im Materiale weniger Tadelnswerthes.

S. 3. *Aas*, νεκρὸν σαρκίον, τό, νεκρός, ὁ, πτῶμα und πέτημα, auch πτώσιμον, τό. Die erste Erklärung gehört einer schlechten Gräcität an, die letzten theils den späteren Schreibern, theils Dichtern. Νεκρὸς würde noch eher sich halten, wenn wir mit dem Begriff *Aas* auch den von Leichnam verbänden. — Der Artikel sollte etwa so heissen: *Aas*, das, 1) als thierischer todter Körper, κνίσματα, τά, Aristoph. Poet. σῶμα, τό, Hom. 2) Was Thieren zur Nahrung dient, βορά, ἡ. Poet. ἔλωρα, σκῦλον, θοίνη, θοινατήριον, ἕλωρ, ἐλώριον, κύρμα, Hom.

S. 36. *Anhänglichkeit*, εὔνοια, ἡ, πίστις, εως, ἡ, προθυμία, ἡ, προσκόλλησις, ἡ, σπουδή, ἡ, γλυκυθυμία, ἡ. Es beweist Jemand eine Anhänglichkeit, γλυκυθυμία ἐστὶν ἀπό τινος. Wie traurig sieht es hier aus! Muss denn durchaus Gutes mit Schlechtem vermischt seyn, Altes mit Spätem? Was sollen denn προσκόλλησις und γλυκυθυμία? Was ist denn γλυκυθυμία ἐστὶν ἀπό τινος für ein griechisches Ding?

S. 37. *Anklammern*, wird mit dem faden ἔχμασι συμπεριλαμβάνειν, oder dem ungenügenden ἐνδεσμεύειν erklärt.

S. 83. *Befallen*, ἐπιλαμβάνειν τινά — ἐμπίπτειν τινί — καθάπτεσθαί τινος. — Hievon gehört nur ἐμπίπτειν hieher, aber nur von Krankheiten. Hat nun der Schüler zu übersetzen z. B. es befällt mich ein Schreck, der mir die Worte raubt, (ἀφασία με λαμβάνει) wozu wird er sich entschliessen?

S. 125. *Botschaft*, glückliche Botschaft bringen, εὐαγγελίζειν. Sollte doch nach dem attischen Sprachgebrauch εὐαγγελίζεσθαι heissen.

S. 153. *Durchgreifen*, 1) durch etwas greifen, διατείνειν τὴν χεῖρα. 2) kräftig, mit Nachdruck handeln, σπουδάζειν, — οὐ φείδεσθαι. — κρατερῶς ἐπιτάττειν. — ἐπὶ πᾶν ἔρχεσθαι. — διανύειν πράττοντα. — κατακρατεῖν. — Nicht durchgreifen, ἀνειμένως πράττειν. In der eigentlichen Bedeutung soll es heissen διιέναι τὴν χεῖρα διά τινος. In der zweyten weiss man nicht, was mit οὐ φείδεσθαι zu thun sey, und muss erst an das Homerische κρατερὸν δ᾽ ἐπὶ μῦθον ἔτελλεν erinnert werden, (τίς ἀχώ, τίς ὀδμὰ in diesen prosaischen Winkeln!) bis man auf etwas stösst, was brauchbarer ist. Aber an βιάζεσθαι, an ἐντείνεσθαι, an πᾶν ποιεῖν ὅπως kein Gedanke!

S. 178. *Enge werden*, wird durch στενοχωρίαν λαμβάνειν wiedergegeben. Wer versteht diess?

S. 202. *Erwerben*, ich erwerbe mir, κτῶμαί τι, wenigstens doch wohl περιγίγνεταί μοι, und dann λαμβάνω und Med. sollte erst erwiesen werden, in wiefern diese Bedeutung in diese Wörter gelegt werden kann.

S. 335. *Jubel*, ἀγαλλίασις, ἀγαλλίαμα, was sind das für pfäffische Ausdrücke? Welcher Grieche gebraucht sie? Ein Anklang kommt wieder S. 387.

S. 346. *Kleeblatt*, bildl. s. v. a. innige Vereinigung von Genossen, ἑταιρία, ἡ, ἑταῖροι, οἱ, συστάσεις ἑταίρων, ἡ. So sollte man Kleeblatt übersetzen können? Welche Uebersetzungskunst!

S. 347. *Klettern*, ἀναρριχᾶσθαι ἀναρριχᾶσθαι. Freylich ist es

nichts Schweres, so manche Redensarten durch Umschreibung wiederzugeben. Hier sollte man doch erwarten dürfen etwa: Klettern, neutr. kriechend, ἑρπύζειν; hinauf — ἀναρριχᾶσθαι; herab — καθέρπύζειν.

S. 349. *Kneten*, das, φυρμός, ὁ, welches dem besseren ἐγερμὸς hätte weichen sollen.

S. 350. *Können*, 1) möglich, gestattet seyn, οἷόν τε εἶναι, ἔχειν. Wie kann ἔχειν in diesem Sinne vorkommen?

S. 351. *Köpfen*, Jemanden, ἀποτέμνειν τινὶ τὴν κεφαλήν, ἀφαιρεῖν τινα τὴν κεφαλήν, πελεκίζειν τινά, τραχηλοκοπεῖν τινα, καρατομεῖν τινα, διχοτομεῖν τινα. — Die erste Erklärung ist nicht richtig, die zweyte lächerlich, und die letzten wenigstens nicht gleich attisch, sondern der schlechten späteren Gräcität entnommen. S. *Lob. ad Phryn.* p. 341. Wozu braucht man denn eine Masse schlechter Wörter aufzuhäufen, wo man mit Einem guten durchkommt?

S. 361. *Krone*, sie ist die Krone der Frauen, πασῶν ἐκείνη γυναικῶν, ist wenigstens nicht attische Prosa.

S. 361. *Krücke*; ἐρεισμα, ἔδρανον, ἔδρασμα, ganz untaugliche Wörter, gegen das einzige richtige βακτηρία, ἡ.

S. 365. *Kurzsichtig*, neben ἀσθενὴς τὴν ὄψιν steht ἀμβλὺς τὴν φύσιν ungeschieden. Ein Kenner sieht freylich die vermengte uneigentliche Bedeutung des deutschen Ausdruckes.

Das. *Kusshand*, Jemanden zuwerfen, φίλημα διὰ τῶν δακτύλων πέμπειν, τινί. Wenn ja φίλημα πέμπειν gesagt werden könnte, so hiesse der Gedanke, die Hand vor den Mund legen, und indem man dabey die Finger aus einander streckt, zwischen den Fingern einen Kuss durchschicken. So leicht ist der Fall in der alten Sprache, wenn man nur in den neuen lebt.

S. 366. *Lähmen*, heisst nach Hn. *Rosts* Erklärung in der metaph. Bedeutung, συστέλλειν, κολάζειν, κατέχειν. Wir wollen diesen drey andere gegenüberstellen, κολούειν, τρύχειν, κατατρύχειν, τί. Sie können selber mit einander um die Stelle streiten.

Das. *Lärm machen*, soll heissen ταραχὴν ποιεῖσθαι, wie das Buch nämlich spricht!

S. 368. *Landesverwiesener*, ὁ φυγών. Der Gebrauch aber verlangt zuerst ὁ φεύγων.

S. 369. *Landsturm*, etwa ὀχλοστράτευμα, τό; zu stürmisch für attische Schreibart!

S. 371. *Lauf*. Den Lauf einer Sache hemmen, συγκόπτειν τὸ τάχος τινός, ἔχειν, ἐπέχειν τὸν δρόμον τινός, συστέλλειν τι. Wie seicht ist der breit flutende Wortstrom, wie ganz ohne griechische Farbe!

S. 374. *Lebhaft*, etwas betreiben, προθύμως ποιεῖν oder ποιεῖσθαι, ohne Beyspiel. Es ist aber öfter eine Verwechselung des Med. und Act. anzutreffen. So soll S. 375 *Legen*, Jem. die Worte in den Mund, ὑποβάλλεσθαι τοὺς λόγους τινί heissen. So steht S. 377 *Leid*, es thut mir etwas leid, μεταμέλομαι ποιησάμενός τι, noch sonderbarer. Nicht anders S. 380 *Leumund*, διαβάλλεσθαι.

Aber wir finden kein Ende in dergleichen Nachweisungen, und gerne würden wir uns gefallen lassen das Nichthalten des S. X. der Vorrede gegebenen Versprechens: „*die Construction der Wörter ist sorgsam und genau angegeben*" u.s. w., wenn nur die griechischen Bezeichnungen dem deutschen Worte entsprächen; allein so finden wir Artikel wie: S. 5 *Abdringen*, ἐκβιάζεσθαι, βίᾳ ἐξαιρεῖν oder ἐξάγειν, ἐξαναγκάζειν, ἐκπιέζειν. Hier wäre die Structur höchst wünschenswerth gewesen, wenn nicht alle diese Wörter hier am unrechten Platze wären. Vergl. *Abnöthigen*, wo ein Gleiches der Fall ist. Ἐκβιάζεσθαι heisst *entwinden mit Gewalt der Hände*. Ebenso βίᾳ ἐξαιρεῖσθαι, τινός τι. Das Wort ἐξάγειν steht ganz unglücklich mit dem noch wo möglich unpassenderen ἐκπιέζειν. Und ἐξαναγκάζειν verbannt seine eigene Structur. Es heisst *abnöthigen, etwas zu thun*, wie Soph. El. 610, oder auch *heraustreiben*, wie bey Xen. ἐξαναγκάζειν πληγαῖς τὴν ἀργίαν. Wo ist nun abdringen, Jem. etwas, erklärt? Der Grieche kann es nicht anders geben als mit καταναγκάζειν τινὰ ἀποδοῦναι, τί τινι.

S. 165. *Sinken*, ὀλισθαίνειν, δῦναι, δύεσθαι, καταδῦναι, καταδύεσθαι, πίπτειν, ὑποπίπτειν, ῥέπειν, καταρρέπειν, κατιέναι. Was macht nun der Schüler mit dem Wortschwall? Wie kann er ὀλισθαίνειν gebrauchen, ohne zu fehlen, wie κατιέναι? Und auch καταρρέπειν gilt nur für einen Fall, nämlich von der Wagschale, δύεσθαι nur etwa von den Sternen. Aber ὑποπίπτειν gehört gar nicht hieher, und πίπτειν wird vor dem einzig richtigen ἵζεσθαι (Plat. Tim. 25. D.) zurücktreten müssen.

Zu nicht geringerem Missbehagen sehen wir fast überall die poetischen Ausdrücke und die prosaischen vermengt. Ein buntes Gewirr in Bezirk alt- und neugriechischer Dissonanz. So, um nur Einiges aus dem ersten Theil anzuführen:

S. 243. *Gefälligkeit*, — erzeigen ἦρα φέρειν, ἐπιφέρειν (τίνειν, κομίζειν?), τινί. — S. 350. *Können*, — σθένειν. — S. 351. *Körper*, entseelter, νεκρὸν δέμας, νέκυς. — S. 352. *Kommen*, gegangen, στείχοντα προσελθεῖν. — S. 360. *Kriegsgefangener*, zum Kriegsgef. machen, δορὶ ἑλεῖν. — S. 363. *Kundig*, ἴδρις. — *Lächeln*, μείδημα. — S. 367. *Lager*, λέχος. — S. 372. *Laune*, ἦθος, was eigentlich gar nicht in den Artikel gehört. — S. 372. *Laut*, αὐδή. So auch: einen Laut von sich geben, αὐδᾶν. — S. 375. *Ledig*, ἀδμής, ἀδάμαστος. — S. 376. *Leib*, δέμας. — S. 377. *Leichnam*, νεκρὸν δέμας. — Das. *Leicht*, s.) ὠκύς, εῖα, ύ. — S. 387. *Lust*, γῆθος, γηθοσύνη.

Wenn wir nun nach diesen Beobachtungen über den ersten Theil gelernt haben, wie viel vom Wesen des Vocabularium bey der Prüfung abgegangen, so werden wir uns nicht wundern, wenn wir auf Angabe feiner griechischer Wendungen keine Ansprüche machen dürfen. Wir wählen gleich das Wort *Anspruch*. Der Artikel heisst: *Anspruch*, ἀξίωμα, δικαίωμα, τό. ἀξίωσις, δικαίωσις, ἡ. Anspruch auf etwas machen, ἀξιοῦν τι. Anspruch an Jem. machen, ἀξιοῦν τινος. Ansprüche an Jem. zu machen haben, ἀξιώματα ἔχειν πρός τινα. Wer nun nicht selbst schon tüchtig Griechisch versteht, wird, wenn er *Anspruch auf etwas machen* zu übersetzen hat, nicht leicht absehen, was mit ἀξιοῦν τι anzufangen sey. Unter τι nämlich, sagt die Exegese, muss man den möglichen Infinitivgedanken fassen, so dass der geschickte Entzifferer dieser Wortkargheit sich einen Satz

vorstellt, wie der ist: *er macht Anspruch auf Rettung*, ἀξιοῖ σωθῆναι. Sonst sollte aber im Ernste ἀξιοῦν τυχεῖν τινος gesetzt seyn, und im Sinne, den Besitz einer Sache auf eine mittelbare Weise behaupten, μεταποιεῖσθαι, τινός, wie ἐφίεσθαι Thucyd., was sonst auch ἀντέχεσθαι, τινός, ἀμφισβητεῖν, τινός, oft bey Platon. Aber räthselhafter ist das folgende: *Ansprüche an Jem. machen*, ἀξιοῦν τινος. Diese Erklärung erklärt selbst der Verständigere nicht, er müsste denn conjiciren, dem Herausgeber zu Ehren, der Setzer habe τυχεῖν τινος παρά ausfallen lassen, also ἀξιοῦν τυχεῖν τινος παρά τινος. Jenes letzte ἀξιώματα ἔχειν πρός τινα hinkt wenigstens.

So sagt der zweyte Theil S. 26: *Mögen*. Ich mag nicht erwähnen, οὐ λέγειν, παραλείπω λέγειν. Wer diess nachahmt, ahmt wenigstens nichts Gutes nach, noch weniger etwas Attisches. Die Infinitive λέγειν stehen an einem ungeschickten Orte, und wer wollte sie vertheidigen? Oder S. 102. *Rettung*, verzweifelnd daran, ἀπορεῖν τῆς σωτηρίας. — ἀπελπίζειν τοῦ σώζεσθαι. — ἀποβάλλειν τὴν σωτηρίαν. — Wäre doch statt der ungleichartigen neumodischen Ausdrücke so leicht ἀπογνῶναι τῆς σωτηρίας zu setzen gewesen! Oder S. 165. *Sinken*. 2) metaph. s. v. a. erniedrigt, vermindert werden, μειοῦσθαι. — ἐλαττοῦσθαι. — συστέλλεσθαι. — ταπεινοῦσθαι. — ἔρρειν. — Den Muth sinken lassen, μεῖον φρονεῖν. — ἀποβάλλειν τὸν θυμόν etc. Jeder Einsichtsvolle würde hier statt der zwey letzten Phrasen lieber δουλοῦσθαι τὴν γνώμην aus Thucyd. oder ἀθυμεῖν, καταθυμεῖν aus Xenoph. sehen, wenn er auch nicht hoffen durfte, das sonst so gangbare ἀπειπεῖν zu finden. Aber wundern würde er sich nicht, wenn ein spitzfindiger Mann zu den verwahrlosten Wörtern μειοῦσθαι, ἐλαττοῦσθαι u. s. f. folgende möglicher Weise in den Schulheften sich findende Beyspiele beybrächte, τὴν μειωθεῖσαν γυναῖκα, τοὺς τεταπεινωμένους νόμους, ἡ συσταλεῖσα πόλις, ἡ ἐρρωμένη δύναμις!

S. 322. *Vor*, 1) zur Angabe des Früherseyns in Raum und Zeit: πρό mit Genit. Vor der Stadt πρὸ τῆς πόλεως; vor diesem Kriege, πρὸ τοῦδε τοῦ πολέμου. Vor Kurzem, νεωστί. ἀρτί. Vor der Thüre seyn, προκεῖσθαι. Vor etwas stehen, προΐστασθαί τινος u. s. f.

Aus dem zweyten Beyspiel geht hervor, dass man also z. B. vor drey Jahren auch mit πρὸ τριῶν ἐτῶν geben könne. So lehre es denn Lysias, wie man sich in solchen Fällen ausdrücke, *Orat.* ὑπὲρ τοῦ ἀδυνάτου §. 6 τὴν δὲ μητέρα τελευτησάσης πέπαυμαι τρέφων τρίτον ἔτος τουτί, ἀλλ' ἕτερον. Vor der Thüre war der Jäger und der Hund lag auch dabey. Das hiesse nach Hn. *Rost*: ὁ μὲν κυνηγέτης προὔκειτο, ὁ δὲ κύων παρέστη! Und endlich *vor etwas stehen* soll heissen προΐστασθαί τινος. Nicht doch! προστῆναι, ja! Jenes aber heisst: sich vor etwas hinstellen.

S. 334. *Vorübergehen*, 1) eigentlich von Personen, παρέρχεσθαι. — παραπορεύεσθαι. — παράγειν. — παραλλάττειν. — Vor etwas vorübergehen. — ἀμείβειν τι. — παραλλάττειν. — An etwas vorübergehen, παρελθεῖν, τί. Wir werden hier mit einem Vorübergang gespeist. Das Beste dabey ist, dass die Worte vor uns vorübergehen; nur Schade, dass sie auch in manches Gedächtniss hineingehen. Dem παραπορεύεσθαι und παράγειν wollen wir einstweilen den Ausgang zeigen, und dafür παριέναι einsetzen. Das παραλλάττειν verschwindet aus der Prosa, wie παραλλάξαντα διὰ χερῶν βέβαιον ἴχνος — Aesch. Ag. 414. Aber eben so steht es mit ἀμείβειν τι. Wie grausam seyd ihr, Dichter! Vorübergehen vor etwas heisst in Prosa παραμείβεσθαι, τί, auch τινά, Xenoph. Doch weil wir in diesem Artikel sind, was heisst denn wohl z. B.: das Schauspiel ging vorüber —? Wir sehen nach: Es heisst 2) *von der Zeit*: a) s. v. a. zu Ende gehen, παρέρχεσθαι, ἐξέρχεσθαι. b) *s. v. a. fliehen*, οἴχεσθαι, φεύγειν — 3) *von Ereignissen*, παύεσθαι. — καταπαύεσθαι. — λωφᾶν — παραλλάττεσθαι (?). — Nun sollte uns doch der §. a vergönnen ein Wort, welches passend wäre für unseren Satz: *Das Schauspiel ging vorüber*. Allein dort gaukelt nur die Zeit, ebenso §. 6. Wir müssen uns schon bequemen, aus alten Schriftstellern das rechte Wort zu holen; die sagen aber von Sachen, die in der Zeit vorübergehen, διιέναι, διέρχεσθαι. Darum Aristoph. Ran. 920 τὸ δρᾶμα δ' ἂν διῄει.

Wir sehen, dass auch da, wo Wortreichthum zu prangen scheint, Gedankenarmuth verborgen liegt. Und wie gut es sey, lieber wenige entsprechende Worte aufzuzeichnen, als mehrere schlechte und unpassende, zeigt unter sechs Seiten gewiss immer die dritte. Wohlan, schlagen wir einmal das Buch auf! Was als das Erste uns in die Augen fällt, soll vorgelegt werden.

Vergebens, μάτην. — εἰκῇ. — δωρεάν. — ἄλλως. — διακενῆς. Was sollte δωρεάν hier machen? Und in der That, Rec. macht sich anheischig, auf jeder Pagina Ungehöriges aufzuweisen und Anomalien, die in einem umgekehrten Verhältnisse ἀλγηδόσιν ὀφθαλμῶν sind, als die schönen Frauen Alexander dem Grossen. Doch lassen wir die übrigen Erscheinungen sanft vor uns hingleiten. Vielleicht, dass sie mit einem anderen Winde ruhig abziehen.

Rec. kann sich es, bey näherer Betrachtung des ganzen Werkes, nicht verhehlen, dass, so sehr der Sammlerfleiss zu loben ist, es ihm doch bedünken wolle, als sey das Ganze ein Werk strebsamer Jünger, die sich unter dem Namen des Lehrers neckend verbergen. Gleichwohl, wenn er dann wieder an den griechischen Spuk denkt, der unter dem Namen des Hn. *Rost* sich herumtreibt, und dass dessen viermal neu aufgelegtes deutsch-griechisches Wörterbuch bisher so ungerügt seine Wanderschaft gemacht, so regt sich wieder dem Widerstrebenden der Glaube, und er wird versöhnt mit dem Gedanken, vor unvorsichtigem Gebrauche des zum Unterricht des Zeitalters angewachsenen und harmlos sich eindrängenden Buches gewarnt zu haben.

Johannes Franz.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1832.

JURISPRUDENZ.

Frankfurt a. M., in der Andräischen Buchhandlung: *Annalen des katholischen, protestantischen und jüdischen Kirchenrechts.* Herausgegeben, in Verbindung mit vielen Gelehrten, von Dr. *Heinrich Ludwig Lippert.* Erstes Heft. 1831. 248 S. 8. (1 Rthlr.)

Wenn wir der Schicksale, welche das Studium des Kirchenrechts getroffen, und wie man eine Zeitlang dasselbe fast ganz vernachlässigte, uns erinnern; wenn wir erwägen, wie sehr dagegen in unseren Tagen dasselbe an Wichtigkeit wieder gewonnen: so erscheint eine demselben gewidmete Zeitschrift als ein wahres Bedürfnis. Ob die hier angezeigte diesem zu entsprechen geeignet sey, wird am besten durch eine Mittheilung des Planes und Inhaltes aus dem 1sten Hefte erkennbar werden, obgleich schon der Name des Herausgebers, der durch seine Schrift über das Patronatrecht hinreichend als Canonist sich legitimirt hat, nur günstige Vermuthungen erregen kann.

Es sollen nämlich nach der sehr lesenswerthen Vorrede in Einem Jahre (in fortlaufender Zahl, wie Bände,) vorläufig zwey Hefte erscheinen, jedes von etwa 15 Bogen, welches in folgende 3 Hauptabtheilungen zerfällt: I. Abhandlungen aus dem katholischen, protestantischen und jüdischen Kirchenrechte, zunächst aus dem *gemeinen*, zugleich aber auch mit Berücksichtigung der particularrechtlichen Bestimmungen, welche in den einzelnen deutschen Bundesstaaten gelten. Die Abhandlungen sollen vorzüglich aus dem *positiven* Kirchenrechte entnommen, aber auch das natürliche Kirchenrecht und die Philosophie des positiven berücksichtigt werden. Sie sollen zunächst der *Dogmatik* des Kirchenrechts gewidmet seyn, aber auch der Geschichte, jedoch nur, in sofern ein historischer Gegenstand für das noch *praktische* Recht von Interesse ist. Sie sollen nur dem deutschen Kirchenrechte gelten, und nur in Vergleichungen dem ausserdeutschen Raum bieten. Endlich sollen in dieser Abtheilung auch wichtige *Rechtsfälle* mitgetheilt werden. — II. Die neueste Literatur aus dem Gebiete des katholischen, protestantischen und jüdischen Kirchenrechts. In dieser Abtheilung sollen sämtliche in dem angegebenen Gebiete während eines Jahres erschienene Schriften, auch die von nur geringem Umfange, in den Heften der Annalen, welche in *demselben* Jahre ins Publicum gelangen, eine kritische Anzeige finden. — III. Die neuesten, von den in und für Deutschland bestehenden weltlichen und geistlichen Gewalten erlassenen, das Gebiet des katholischen, protestantischen und jüdischen Kirchenrechts berührenden Verordnungen, in sofern solche für *ein ganzes* Staatsgebiet erlassen wurden. Doch wird der Herausgeber sowohl die Literatur als auch die Gesetzgebung von dem Jahre 1830 mittheilen, es aber bald zu bewerkstelligen suchen, dass nur vom laufenden Jahre beide den neuesten Heften einverleibt werden.

Rec. findet diesen Plan sehr zweckmässig, und ist überzeugt, dass durch Befolgung desselben den Anfoderungen unserer Zeit entsprochen werde. — Zum Schluss der Vorrede erklärt der Herausgeber, dass diese Zeitschrift durchaus von aller Parteyträgerey entfernt bleiben, allen Meinungen Raum bieten solle, und dass er nichts aufnehmen werde, was nach Intoleranz schmecke.

Was nun die in dieser ersten Abtheilung enthaltenen einzelnen Abhandlungen betrifft, so sind es folgende: No. I. *Betrachtungen über die Concordate mit dem römischen Stuhle*, von Prof. Dr. *Brendel* in Würzburg, eine sehr anziehende Abhandlung, aus welcher wir nur hervorheben wollen, dass der Vf. der Ansicht ist, es sey am besten, jeder Religion ihre Organisation selbst zu überlassen, keiner das Privilegium einer Staatsreligion zu geben, und daher auch von der Abschliessung von Concordaten sich entfernt zu halten. — II. *Ueber das römische Pallium in der katholischen Kirche*, von einem *Ungenannten.* Der Vf. weiset nach, dass das erzbischöfliche Pallium seine reelle Bedeutung nicht mehr behalten könne, wenn man dem, nunmehr ziemlich allgemein als das einzig wahre anerkannten Episcopalsystem folge, dass es dagegen als ein Ehrenvorzug, wie z. B. ein Orden, forthin ertheilt werden dürfe, dass daher die Erzbischöfe nicht mehr desselben *bedürfen*, um ihre Functionen ausüben zu können. — III. *Praktische Bemerkungen über einige kirchenrechtliche Materien*, von Dr. *Lauk*, Privatdocenten in Würzburg. Es sind 3 kleine Aufsätze: 1) über die Eidesleistung durch Stellvertreter bey jüdischen Glaubensgenossen; 2) über die Heiligkeit des Beichtsiegels bey einer, einem katholischen Geistlichen von einem Protestanten angeblich in der Beichte gemachten

Eröffnung; 3) betrifft die Nichtigkeitserklärung der Ehe wegen zu frühzeitiger Schwangerschaft. Der Vf. erzählt in diesen Aufsätzen kurz drey interessante Rechtsfälle, wobey er sich Gelegenheit zu einigen guten Bemerkungen nimmt. — IV. *Ueber die Grenzen der geistlichen und weltlichen Gewalt*, von dem Decan und Pfarrer *Pfeifer* in Steinheim. Nachdem der Vf. darauf aufmerksam gemacht hat, dass, ehe man zur Beantwortung der Frage: geht der Staat der Kirche, oder die letzte erstem vor? sich wende, die Grenzen der geistlichen und weltlichen Gewalt abgesteckt werden müssten, weil (ganz richtig) gar keine Collision zwischen Staat und Kirche existire, wo eine von beiden Gesellschaften *allein*, rechtlich eine Veranstaltung zu treffen, im Stande sey, giebt er zuerst im Allgemeinen, dann in der Anwendung auf Einzelheiten, eine Abgrenzung der Befugnisse des Staates und der Kirche, eine Bearbeitung, über die wir uns im Ganzen beyfällig aussprechen können. Nur hätten wir gewünscht, dass der Vf. dem Aufsatz einen grösseren Umfang und hiemit mehr Vollständigkeit gegeben hätte. — V. *Historisch-dogmatische Abhandlung über das Zehntrecht*, von Dr. *F. W. Chr. Steiner*, Grossherzogl. Hessischem Hofrathe und Historiographen, Ehrenmitglied des Nassauischen Alterthumsvereins, zu Kleinbrotzenburg bey Seligenstadt. Auch diese Abhandlung, deren Anfang hier geliefert wird, ist gewiss den Bedürfnissen der Zeit angemessen, obgleich wegen der grossen Zahl von Stimmen, die gegen die Zehnten sich vernehmen lassen, vielleicht Mancher an eine baldige Aufhebung des ganzen Instituts denken möchte. — VI. *Darstellung eines merkwürdigen Ehescheidungsprocesses*, vom *Herausgeber*. Es werden hier die Facta, welche ein Ehemann zur Begründung seiner gegen seine Ehefrau gerichteten Ehescheidungsklage, und die, welche von der Ehefrau als Wiederklägerin gegen jenen, ebenfalls um die Scheidung der Ehe zu erzielen, geltend gemacht wurden, mit den verschiedenen gerichtlichen Verfügungen gegeben. Die Sache selbst ist sehr interessant, und vom Herausgeber klar und bündig geschildert worden. — VII. *Beyträge zur Lehre von den Ehescheidungen nach den Grundsätzen des protestantischen Kirchenrechts*, vom *Herausgeber*, begreift zuerst eine ausführliche Abhandlung über die Frage: worauf stützt sich die Zulässigkeit der Ehetrennung wegen böslicher Verlassung? Der Vf. widerlegt zuerst die Ansicht, dass aus dem römischen Rechte dieser Ehescheidungsgrund sich rechtfertigen lasse, indem er zeigt, dass alle dafür citirten Stellen sich gar nicht darüber verbreiten; dann widerlegt er die gewöhnliche Ansicht, dass aus 1 Corinth. 7, 15 eine Sanctionirung dieser Ehetrennungsursache sich ergebe, und zeigt endlich, dass, wenn überhaupt der Grundsatz der Auflösbarkeit der Ehe in einer Kirche gelte, aus dem Zwecke und Wesen der ehelichen Verbindung die Ehescheidung auf jene Thatsachen hin sich begründen lasse. Der Vf. hat in diesem Aufsatze Gründlichkeit, Gewandheit und Scharfsinn beurkundet.

Hieran schliesst derselbe eine grosse Abhandlung *über das durch Klagen auf Ehescheidung wegen böslicher Verlassung provocirte Verfahren*. Er zeigt, welches Verfahren in diesen Fällen zu beobachten sey, und giebt ausführliche Erörterungen über den Gerichtsstand für die Ehescheidungsklagen, und über die Frage, ob auch dann, wann der Aufenthaltsort des der böslichen Verlassung angeschuldigten Ehegatten bekannt ist, der Desertionsprocess Statt finden, und Trennung der Ehe folgen könne: Fragen von grosser Wichtigkeit, welche der Vf. da, wo die Grundsätze der protestantischen mit denen der katholischen Kirche nicht harmoniren, mit grosser Delicatesse behandelt.

Die 2te Abtheilung, welche Recensionen enthält, übergehen wir dem Plan unseres Instituts gemäss, welcher nicht erlaubt, eine Recension über Recensionen zu liefern.

In der 3ten Abtheilung werden die von der weltlichen und geistlichen Gewalt, in Hessen und Nassau während des Jahres 1830 erlassenen, ins Kirchenrecht einschlagenden Verordnungen mitgetheilt. Man kann demnach erwarten, dass das nächste Heft die in anderen Bundesstaaten in demselben Jahre erschienenen kirchenrechtlichen Verordnungen enthalten werde.

Die wackere Verlagshandlung, welche freylich auf einen starken Absatz dieser Zeitschrift rechnen konnte, hat derselben ein ausgezeichnetes Aeussere gegeben. Der Druck ist grösstentheils correct. Möge der Herausgeber uns recht bald mit der Fortsetzung seiner Annalen erfreuen!

— R.

MATHEMATIK.

Halberstadt, b. Brüggemann: *Geometrische Aufgaben*, von *August Richter*. Erster Theil. *Lawson's* Aufgaben über das rechtwinklige Dreyeck. 1829. 196 S. 8. Nebst 6 Figurentafeln. (1 Rthlr. 8 gr.)

Was die Alten geleistet haben, ist in keinem Fache weniger veraltet, als in der Geometrie. Mannichfaltige Methoden haben in derselben keinen Spielraum, die Symbole leiden keine bedeutende Abkürzung, die Sprache keine Verschönerung, ihr Ansehen ist fast *so* unwandelbar wie das der Erde; und wenn auch hie und dort noch ein Inselchen entdeckt wird, so ist diess doch gegen die grosse Masse des längst Bekannten nur ein Sandkorn. Desshalb ist es ein schätzbares Verdienst der neueren Zeit, die halb vergessenen und vermoderten Schriften der Geometer der alten und mittleren Zeiten hervorzuziehen, und Hr. *Richter* ist einer von den, wie es scheint, jungen Gelehrten, welchen in dieser Rücksicht der grösste Dank gebührt. Wir haben seine fleissige und klare Behandlung solcher Gegenstände schon bey der Uebertragung der Raumschritte des Apollonius von Pergä kennen lernen, und müssen derselben bey dem vorliegenden Werke noch viel mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Möchten so gründliche

Kenner der Wissenschaft und bescheidene Urtheiler, wie Hr. *R.*, recht oft gehört und gelesen werden!

Die Aufgaben über das rechtwinklige Dreyeck sind, laut der Vorrede, dem grösseren Theile nach aus einem von *John Lawson* 1773 zu Rochester herausgegebenen Verzeichnisse von Aufgaben über die Construction des Dreyecks genommen. *Lawson* hat aber zu diesen Aufgaben keine Auflösungen, sondern höchstens Citate aus anderen mathematischen Schriften gegeben. Da nun hier alle Aufgaben mit Determination und Auflösung nach der Methode der Alten versehen sind, so erkennen wir, wie viel von dem Werke Eigenthum des deutschen Bearbeiters ist. Hr. *R.* nennt *Lawson's* Sammlung besonders anziehend wegen der Bezeichnung der einzelnen Stücke eines Dreyecks mit Buchstaben. H bezeichnet die Hypotenuse des rechtwinkligen Dreyecks; V den Winkel in der Spitze (irgend eines Dreyecks); B die Basis oder die Gegenseite des Winkels V; A und a die Winkel an der Basis; P den Perpendikel aus V nach B oder die Höhe des Dreyecks; S und s die Seiten, welche V einschliessen, S die grössere, s die kleinere; m und n die Segmente der B, welche P bildet, m das grössere; Ar den Inhalt (Area); Per. den Umfang (Perimeter); L die Linie aus V nach B, welche V halbirt; λ eine Linie aus V nach B, welche die B nach einem gegebenen Verhältnisse theilt; l eine andere näher bezeichnete Linie; R den Radius des eingeschriebenen Kreises; ⊙ Kreis; □ Quadrat (nämlich in das Dreyeck eingeschrieben). Die drey letzten Symbole wollen Hn. *R.* nicht gefallen, weil R für rechter Winkel gebraucht werde, Kreis und Quadrat aber besser durch den Radius und die Seite bezeichnet würden. Dass R so allgemein für rechter Winkel gebraucht werde, kann jedoch Rec. nicht zugestehen, die meisten Neueren setzen vielmehr ℜ, welches sich freylich in lateinisch gedruckten Schriften, wie die vorliegende, etwas seltsam ausnimmt. Doch sind darum die Vorschläge des Hn. *R.* nicht zu verwerfen: r sollte den Radius des umschriebenen, ϱ den des eingeschriebenen Kreises bedeuten, q die Seite des eingeschriebenen Quadrates. Dabey macht Hr. *R.* darauf aufmerksam, welch ein schätzbares Verdienst um die Erleichterung des Unterrichts sich derjenige erwerben würde, welcher für möglichst viele Bestimmungs-Stücke des Dreyecks eine systematische Zeichensprache aufzustellen, und diese auch für Aufgaben anderer Art brauchbar zu machen versuchte. Wir möchten diesen Wunsch noch etwas verallgemeinern, und die Männer, deren Talent und Gelehrsamkeit in den Augen des Publicums Gewicht haben, auffodern, der Sprache und Schrift, als Dolmetscherinnen der mathematischen Wahrheiten, eine grössere Sorgfalt zu widmen, als bisher geschehen ist. Wir sehen noch allzu häufig, wie die gelehrtesten Mathematiker mit der Unbequemlichkeit des Ausdrucks ringen, oder durch ihre Unbeholfenheit in der Sprache Anderen den Zugang zu ihrer Wissenschaft erschweren; wir sehen auf der anderen Seite, wie unberufene Halbwisser neue Wörter erfinden, ohne die Begriffe gehörig zu kennen, und die Unsicherheit durch ihre Neologismen vermehren. Wie viel würde sich hier durch Verständigung und wechselseitiges Nachgeben erreichen lassen! Und wie viele Proselyten liessen sich der Wissenschaft gewinnen, wenn man ihnen eine leichtere Prüfung zugestände!

Die Aufgaben zerfallen in zwey Classen. Die erste enthält bestimmte Aufgaben, bey denen zwey von einander unabhängige Data das gesuchte Dreyeck der Grösse und Gattung nach bestimmen; die andere dagegen enthält unbestimmte Aufgaben, bey denen ein gegebenes Verhältniss das gesuchte Dreyeck nur der Gattung oder der Form nach bestimmt. Die letzten lassen sich sämmtlich darauf zurückführen: eine der Lage und Grösse nach gegebene g. Linie in Segmente zu theilen, deren Quadrate oder Rechtecke (einzeln oder in verschiedenen Verbindungen) ein gegebenes Verhältniss zu einander haben. Aufgaben der letzten Art enthält das Buch 38, der ersten 149, welche aber in etwas weniger Auflösungen zusammengezogen sind. Vorausgeschickt sind 28 Lemmata, grösstentheils aus Euklids Schriften entlehnt, und eine Uebersicht der Aufgaben, wozu auch noch ein Verzeichniss solcher Eigenschaften des rechtwinkligen Dreyecks kommt, welche bey Auflösung der Aufgaben gebraucht werden. Diese zweckmässigen Einrichtungen machen das Buch zum Privatstudium für junge Leute besonders geeignet, und wir hoffen mit dem Vf., dass, wenn auch nicht die Regierungen, doch wenigstens die Lehrer bald das Privatstudium der Mathematik in gleichem Masse empfehlen und unterstützen werden, wie das der alten Sprachen, und wir wünschen, dass recht viele das Motto dieses Werks lesen und beherzigen mögen, welches aus der Vorrede zu *Karstens* vortrefflichen Anfangsgründen entlehnt ist: „In keiner Wissenschaft sind eigene Uebungen mehr nothwendig als in der Mathematik; und wenn der eigene Fleiss des Zuhörers nicht hinzukommt, so mag derselbe immer die Hoffnung aufgeben, es in der Wissenschaft auch nur bis zum Mittelmässigen zu bringen."

Zur Empfehlung des Buchs glaubt Rec. nichts Weiteres hinzufügen zu dürfen, als aus der grossen Masse von Aufgaben einige in ihrer kurzen Bezeichnung anzuführen. Vielleicht findet mancher Leser sich dadurch zur Auflösung angeregt.

Für die Aufgaben von der Theilung der Linie heisse die der Lage und Grösse nach gegebene Linie H, ihre Abschnitte m und n; man soll nun die Abschnitte so bestimmen, dass 1) $m^2 = 2n^2$; 2) dass $m^2 - 2n^2$ gleich einer gegebenen Fläche sey; 3) dass $Hm : n^2$ gleich einem gegebenen Verhältnisse sey; 4) $Hm : H^2 - m^2$; 5) $Hm : H^2 + m^2$; 6) $Hm : Hn + n^2$; 7) $Hm : mn - n^2$; 8) $Hm : n^2 - mn$; 9) $H^2 + Hm : m^2$; 10) $H^2 + Hm : mn$; 11) $H^2 + Hm : Hm + mn$. In dieser Art gehen die Aufgaben weiter. Die äusserst klare Analysis wird den fähigeren Schülern sicherlich das Mittel werden, die Synthesis selbst zu finden, wenn es auch nicht gar vielen gelingen sollte, aus den blossen Datis die Auflösung zu gewinnen. Doch räth Hr. *R.* mit Recht je-

dem Leser, diesen Versuch vorher zu machen. Ein einziger gelungener Versuch belohnt ja für zwanzig misslungene. Zugleich wird der Lehrer, der das Buch zur Uebung seiner Schüler benutzt, nicht versäumen, ihnen die algebraische Lösung der Aufgaben als Nebenübung und oft als Hülfsmittel, um die geometrische zu finden, anzuempfehlen. — Als Symbole für die zweyte Art von Aufgaben: „nach Daten ein rechtwinkliges Dreyeck zu construiren", gelten ausser den oben angeführten *Lawsonischen:* Δ = Inhalt des Dreyecks; U = Umfang des Dreyecks. Wir heben folgende Data aus: 1) H, HP + P^2; 2) H, $P^2 - n^2$; 3) H, P : m — n; 4) H, $m^2 - P^2$; 5) H, S + m; 10) H, $S^2 + m^2$; 11) H, $S^2 + n^2$; 13) H, $m^2 - n^2$; 14) H, Linie halbirend einen spitzen Winkel; 17) HP : $S^2 + n^2$; 26) ½ H + P, S + s; 40) HS, s; 52) H — S, m; 80) H + m, s; 90) $P^2 : m^2 + n^2$; 120) $P^2 - n^2 : m^2 + 2n^2$; 141) $s^2 + n^2 : m^2 - n^2$; 149) gegeben eine Kathete; sodann eine ihr parallele Linie zwischen der Hypotenuse und der anderen Kathete, und drittens das Rechteck aus H und der Linie, welche aus dem an der gegebenen Kathete liegenden spitzen Winkel nach dem in der anderen Kathete liegenden Endpuncte der Parallele gezogen wird.

Wir wünschen recht sehr, dass die Fortsetzung des Begonnenen bald folgen möge, zumal da das Werk, das uns wahre Achtung gegen den Vf. eingeflösst hat, um so mehr auf allgemeinen Beyfall rechnen kann, als auch die Verlagshandlung ihrerseits allen billigen Anfoderungen der Leser genügt hat.

Ns.

Berlin, b. Oehmigke: *H. P. Hamilton's System der Kegelschnitte analytisch dargestellt.* Aus dem Englischen übersetzt von *J. H. Benckendorff*, Professor und Oberlehrer am Friedrichs-Werderschen Gymnasium zu Berlin. Mit vier Figurentafeln. 1828. 175 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Original führt folgenden Titel: *An analytical System of conic Sections, designed for the use of students in the university; by the Rev. H. P. Hamilton etc. Cambridge* 1828. Da dasselbe Rec. nicht zu Gebote steht, so kann er nicht beurtheilen, in wiefern die Uebersetzung getreu ist.

Der Lehre von den Kegelschnitten geht als Einleitung in dieselbe eine Abhandlung über die gerade Linie und eine über den Kreis voran. Nachdem der Vf. gezeigt hat, wie man durch zwey Coordinaten die Lage irgend eines Punctes bestimmt, löset er die in Abhandlungen über die gerade Linie und über den Kreis gewöhnlich vorkommenden Aufgaben; nach den nothwendigen Vorbereitungen nämlich entwickelt er die Bedingungsgleichungen für den Parallelismus, für die Perpendicularität, Entfernung u. s. w. zweyer Linien. Er zeigt ferner die wesentliche Form der Gleichung des zweyten Grades, die einen Kreis darstellt, bringt die gerade Linie mit dem Kreise in Verbindung u. s. w. Um eine Tangente an den Kreis zu ziehen, zieht der Vf. erst eine Secante, und verwandelt diese dadurch in die Tangente, dass er die Coordinaten der Durchschnittspuncte beziehungsweise einander gleich stellt. Er vermeidet also hiemit die Betrachtung des Unendlichen oder der Grenzen; diese Darstellung sagt Rec. sehr wohl zu. Grösstentheils behandelt man in den Lehrbüchern die Tangenten nach einem Verfahren, welches im Grunde eine verkappte Differentialrechnung ist; diess sollte man nie thun. Will man bey den Lernenden die Anfangsgründe der Differentialrechnung als bekannt voraussetzen, so kann man die Tangenten geradezu nach dieser behandeln; und will man das nicht, so sollte man immer die Tangenten aus den Secanten ableiten.

Der Vf. geht nun von der Definition aus: Ein Kegelschnitt ist der Ort eines Punctes, dessen Entfernungen von einem festen Puncte, und einer geraden, der Lage nach gegebenen Linie, zu einander in einem constanten Verhältnisse sind; welche er, wie es in der Vorrede heisst, *Boscovich* verdankt. Darauf werden die drey Kegelschnitte der Reihe nach vorgenommen, und zwar zuerst die Parabel, dann die Ellipse, und zuletzt die Hyperbel. Jeder dieser Kegelschnitte wird verschiedenartig abgehandelt. Ein ganzes Capitel handelt von der Parabel auf ihre Achse bezogen, ein anderes von der Parabel auf den Focus bezogen, und noch ein drittes von der Parabel auf irgend einen Diameter bezogen; ebenso werden Ellipse und Hyperbel behandelt, nur dass diese Curven, statt auf Einen Diameter in den resp. Capiteln, wie sich von selbst versteht, auf irgend ein System conjugirter Diameter bezogen werden; für die Hyperbel kommen noch die Asymptoten hinzu. Nachdem dieses alles sehr umständlich abgehandelt worden, wird von der allgemeinen Gleichung der drey Curven auf zwey Seiten geredet, und ein Capitel von den Schnitten des Kegels macht den Schluss.

Rec. glaubt nicht, dass dieses Buch besonders viel Nutzen stiften werde, obgleich die Materie gut abgehandelt ist. Es klebt demselben zu viel von der alten Form an, die man nicht mit Unrecht verlassen hat, seitdem das Gebiet der Analysis beträchtlich erweitert worden ist.

a.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 3 2.

MEDICIN.

Berlin, b. Enslin: *Geschichte der Heilkunde.* Nach den Quellen bearbeitet von Dr. *J. F. K. Hecker*, Professor der Heilkunde an der Universität zu Berlin, ausübendem Arzte daselbst und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede u. s. w. Erster Band. 1822. X u. 529 S. Zweyter Band. 1829. VIII u. 463 S. 8. Mit einer chronologischen Uebersicht des ersten und zweyten Bandes. (4 Rthlr. 16 gr.)

Die Anzeige dieses Werkes ist in unserer A. L. Z. durch zufällige Umstände, und vorzüglich dadurch, dass Rec. dieselbe mehrere Jahre als in Stocken gerathen betrachtete, etwas verspätet worden. Nicht allein aus dieser Ursache, sondern wegen der Beschaffenheit des Werkes selbst, würde Rec. es unpassend finden, jetzt eine umständliche Anzeige davon zu liefern; ohnediess hat Hr. Prof. *Hecker*, der, wie bekannt, seit mehreren Jahren Herausgeber eines medicinischen Journales ist, nicht allein in seiner eigenen Zeitschrift, sondern auch in verschiedenen anderen Recensionen solche Lobsprüche erhalten, dass Rec. sich derselben ganz enthalten und sich somit kürzer fassen kann. Er will daher den Lesern nur eine Idee von dem Werke zu geben suchen, zugleich aber nur ein paar Bemerkungen beyfügen.

Um zuerst von dem Titel des Werkes zu sprechen, so scheint dieser uns wunderlich, wo nicht anmassend zu seyn; denn muss nicht eine jede Geschichte der Heilkunde, welche mit Recht diesen Namen führen will, „nach den Quellen bearbeitet" seyn? Oder hat *Sprengel*, der vorher sein Meisterwerk schrieb, dasselbe nicht aus den Quellen geschöpft? Das Quellenstudium kann verschiedene Resultate herbeyführen, aber die Nothwendigkeit desselben versteht sich von selbst.

Die *Einleitung* hat nur drey Paragraphe; im ersten wird der Nutzen der medicinischen Geschichte so angegeben, als ob er kein anderer seyn könne: „als durch das Beyspiel der Vergangenheit das Gute zu befördern, und den Irrthum zu verhüten." Diese Meinung werden schwerlich Viele mit dem Vf. theilen; denn durch sie würde offenbar der Begriff einer Geschichte sehr beschränkt: nicht zu gedenken, dass sie von ganz anderem und grösserem Nutzen seyn muss, hat sie ganz gewiss ihren Zweck an sich. Jener Nutzen, den der Vf. ihr als den alleinigen beylegt, kommt uns ganz so vor, als ob man den Zweck einer guten Komödie in der darin enthaltenen Moral suchen wollte. Der zweyte Paragraph enthält die Literatur der Geschichte der Arzneykunde, von welcher Hr. Prof. *H.* sagt: sie wäre an Werken nicht zahlreich. Freylich ist sie bey ihm dürftig genug ausgefallen, aber viele Arbeiten wären hier zuzufügen; Rec. will nur einige angeben: *Prosper Alpinus, de medicina Aegyptiorum.* — *W. Hillary, Inquiry into the means of improving medical knowledge by examining all those methods wich have hindered or increased its improvement, London.* 1762. — *N. D. Riegels, de fatis faustis et infaustis Chirurgiae, Hafniae.* 1787. — *R. Scuderi, Introduzione alla storia della Medicina antica e moderna, Napoli.* 1794. — *E. Tourtelle, Histoire philosophique de la Médecine, depuis son origine jusqu' au commencement du dishuitieme siècle.* 2 *B. Paris* 1804. — *M. Skjelderup, historia studii anatomici in universitate Hafniensi, Hafniae.* 1811. — *J. D. Herholdt, Selecta ex historia artis medicae, Hafniae.* 1812. — *J. D. Herholdt, Archiv for Laegevidenskabens Historie.* Erstes Heft. Kopenhagen. 1823. — Nicht einmal *C. Windischmann*, Versuch über den Gang der Bildung in der heilenden Kunst; *C. F. Burdach*, Literatur der Heilkunst, und *F. A. B. Puchelts* treffliches Werk: Literatur der Medicin seit 1750 hat Hr. Prof. *Hecker* angeführt; mehrerer späterer Schriften nicht zu gedenken. — Der dritte Paragraph enthält die Eintheilung des Werkes. Die gesammte Geschichte der Arzneykunde zerfällt nach dem Vf. in fünf Hauptperioden: 1) von den Urzeiten bis auf Hippokrates; 2) von Hippokrates bis auf Galen; 3) von Galen bis Paracelsus; 4) von Paracelsus bis Harvey, und 5) von der Entdeckung des Blutumlaufs bis zur neuesten Bearbeitung der Arzneykunde. Ein jeder Sachkundiger sieht leicht ein, dass sich Manches gegen diese Eintheilung einwenden läst; auch sagt der Vf. in dieser Beziehung: „diese Perioden sind zwar an Jahren sehr ungleich, doch schliesst jede von ihnen eine Hauptveränderung der Medicin in sich." Aber so wie die allgemeine Geschichte uns die geistige Entwickelung der Menschheit darstellen soll, so muss die Geschichte der Medicin nothwendig dasselbe für die Heilkunde thun. Man muss daher gewiss das Unternehmen gewagt nennen, bey Ausarbeitung einer Geschichte der Medicin sich nicht an die Zeitabschnitte der Weltgeschichte zu halten, sondern eigene zu bilden, gegen welche sich ohnediess Manches anführen liesse. Doch muss Rec. bekennen, dass Vieles hiebey auf die Ausführung der ganzen Arbeit ankommt; sollte diese wirklich erfolgen, so wird Rec. erst Veranlassung finden, sich umständlich darüber zu äussern.

Die *erste Periode*, vom Ursprunge der Medicin bis zu ihrer wissenschaftlichen Gestaltung, enthält *fünf* Abschnitte: Zustand der Heilkunde vor ihrer Ausübung in den Tempeln des Aesculap; Ausübung der Heilkunst in den Tempeln des Aesculap; Ausbildung der Heilkunde durch die ältesten Philosophen; gymnastische Medicin der Griechen; wissenschaftliche Heilkunde durch Hippokrates. Zwar hat der Vf. die Entstehung der Arzneykunst hier auf anderthalb Seiten abgehandelt; aber von dem eigentlichen Ursprung der Medicin, in sofern er sich in Mythen verliert, ist hier nicht die Rede; und doch war solches, insbesondere von einer Geschichte der Heilkunde, welche sich selbst als „nach den Quellen bearbeitet" ankündigt, zu erwarten. Denn wie viele Mythen sind nicht Naturansichten, bildliche Darstellungen wirklicher Erscheinungen und Thatsachen der Natur, welche nur einer Deutung bedürfen, freylich aber der eines geistigen Auges! Auch hätte sich manches Eigenthümliche hinsichtlich des Ursprungs der Medicin im hohen Norden anführen lassen. (S. z. B. hierüber: *Jon Gisleson — Disputationes quatuor ed. Joannes Gislii Filius.*) Auch die vier Seiten, die der Vf. hierauf über die indische Medicin zum Besten giebt, genügen nicht: die Quellen, der Sanskrit und mehrere neuere, selbst deutsche Arbeiten, sind ganz unbenutzt geblieben. Bey der am Schlusse dieses Paragraphs angeführten Rhinoplastik finden wir eine sonderbare Probe von Eitelkeit, indem der Vf. in einer Note nicht das deutsche Werk des Hn. *v. Gräfe*, sondern seine lateinische Uebersetzung davon citirt, während die übrigen, hieher gehörigen Arbeiten von *Benedict*, *v. Schönberg*, *Wattmann*, *Delpech*, *Persy* u. s. w. gar nicht erwähnt sind. Die Medicin der Juden (§. 8) ist ebenfalls auf drittehalb Seiten sehr dürftig ausgefallen; hier sind weder der Talmud, noch mehrere andere wichtige historische Werke benutzt.

§. 10, Ursprung der Heilkunde bey den Griechen, ist eben so wenig befriedigend ausgearbeitet; der Vf. giebt zum Theil den Grund an, indem er in einer Note sich folgendermaßen äußert: „Eine ausgeführte medicinische Mythologie ist in einer Geschichte der Arzneykunde, die die Fortschritte der Kunst unverwandt im Auge halten muss, nicht an ihrem Orte, und wird passender in einem eigenen Werke abgehandelt. Deßhalb ist auch bey den übrigen Völkern alles Mythologische übergangen, und aus der Heroengeschichte nur so viel angeführt, als der Zweck nothwendig erfodert". Nach dem, was Rec. vorher geäußert hat, wird schwerlich jemand diese Ansicht des Vfs. billigen, um so weniger, als sie an sich ungeschichtlich ist. Mehrere musterhafte, hieher gehörige Werke besitzen wir auch in Deutschland, welche der Vf. bey einer allgemeineren Bildung nothwendigerweise hätte benutzen müssen. Dieser Mangel einer allgemeineren Bildung ist überhaupt in diesem Werke überall fühlbar. Deßhalb ist z. B. der Vf. auch gar nicht in den Geist der hier abgehandelten Zeit eingedrungen, sondern er scheint im Gegentheil sie ganz missverstanden zu haben, während er sie nach seiner Ansicht vom Aberglauben und Priesterdespotie beurtheilen will.

Im *zweyten Abschnitt*: „Ausübung der Heilkunst in den Tempeln des Aesculap", hätte der medicinische Tempeldienst überhaupt, sowie die Orakelsprüche u. s. w., näher beleuchtet werden müssen.

Im *dritten Abschnitte*: „Ausbildung der Heilkunde durch die ältesten Philosophen" ist es sehr zweifelhaft, ob Pythagoras (§. 14) und seine Nachfolger in die vom Vf. angeführte Reihe gehören; gewiss aber ist es, dass Empedokles (§. 16) nicht zu den Eleaten zu rechnen ist. Dem Demokritus (§. 19) wird ein besonderer Werth beygelegt; Heraklitus (§. 20) hingegen kurz abgefertiget, und nicht hinreichend gewürdigt.

Ob der *vierte Abschnitt*: „Gymnastische Medicin der Griechen" eine eigene Abtheilung verdient hätte, bezweifelt Rec.; auch macht sie nur vier Seiten aus.

Im *fünften Abschnitt*: „Wissenschaftliche Begründung der Heilkunde durch Hippokrates" wird von diesem großen Arzte von S. 111 bis 176 gehandelt, also umständlich zwar, aber nicht befriedigend: denn der Geist des Unsterblichen wird aus des Vfs. Worten nicht erkannt.

Die bloße Ueberschrift der *zweyten Periode*: „Von der ersten wissenschaftlichen Bearbeitung der Medicin, bis zu ihrer höchsten theoretischen Vollendung im Alterthum, oder von Hippokrates bis auf Galen", muss dem Kundigen Zweifel erregen. Wer wird glauben, dass die Medicin theoretisch mehr von Galen als von Hippokrates ausgebildet worden? War Galen ein Naturphilosoph wie Hippokrates? Kann jener als praktischer Arzt diesem zur Seite gestellt werden?

Erster Abschnitt: „Schule der Dogmatiker". Platos Naturphilosophie (§. 36) ist auf dreyzehn Seiten abgehandelt worden, aber wenig genügend; der Vf. ahndet kaum den Flug dieses tiefen Denkers. Man wird sich daher auch nicht wundern, zu erfahren, dass der Vf. mit den hieher gehörigen Arbeiten des berühmten *Schleiermacher* ganz unbekannt ist. Im *zweyten Abschnitte* ist dagegen die „Schule der Peripatetiker", Aristoteles und seine Nachfolger, mit besonderer Vorliebe behandelt worden (von S. 228—269). Die Lobsprüche über den Aristoteles gehen so weit, dass wir unmöglich versuchen können, davon eine Idee zu geben; nur muss Rec. bemerken, dass der Vf. das Materielle der Ansichten dieses Philosophen übersehen, wo nicht ihm solches zur Ehre gerechnet hat. Eine Darstellung des Schadens, welchen diese Lehre — wie bekanntlich — angerichtet hat, sucht man daher hier vergebens.

Im *dritten Abschnitte* wird die Schule der Erasistratäer, im *vierten* die der Herophileer, im *fünften* die der Empiriker und im *sechsten* die der Methodiker abgehandelt. Im §. 57 des letzten Abschnittes sind gewiss die Verdienste des *Cälius Aurelianus* nicht gehörig gewürdiget; auch widerspricht der Vf. sich hier an verschiedenen Stellen. Der *siebente Abschnitt* handelt die Bearbeitung der Heilkunde außer den Schulen, der *achte* die Schule der Pneumatiker, der *neunte* endlich die vom Vf. sogenannte Vollendung der theoretischen Heilkunde im Alterthum durch den Galen ab. Obschon letzter weitläuftig ist (von S. 472 bis Ende des ersten Theiles), so ist er doch nicht vollständig; obwohl der Vf. S. 489 eine eigene kleine Schrift, vermuthlich seine Doctor-Dissertation: „*Sphygmologiae Galenicae Specimen*", citirt.

Der *zweyte Band* umfaſst in 7 Abſchnitten einen Theil der *dritten Periode*, die beym Vf. von Galen bis Paracelsus geht; der hier enthaltene ſiebente Abſchnitt ſchlieſst jedoch mit der Heilkunde der Griechen von der Einnahme Conſtantinopels durch die Franken bis zum Fall des griechiſchen Kaiſerthums (1453); folglich iſt die dritte Periode nicht hier geſchloſſen. *Weltgeſchichtliche Angaben* und *Chronologie der Heilkunde* in tabellariſcher Form ſchlieſsen den Band. Dieſe Zugabe iſt, wo nicht ganz unnöthig, doch auf jeden Fall zu weitläufig (von S. 359—448); mancher wird wohl gar auf den Gedanken kommen, ſie wäre bloſs zum Ausfüllen des Bandes da; denn wem ſollen eigentlich dieſe Angaben beſtimmt ſeyn, da ſie im Buche ſelbſt und in den beyfolgenden Regiſtern im Weſentlichen ſchon enthalten ſind? Sollte übrigens dieſes Buch noch beendiget werden, ſo wird Rec. nicht unterlaſſen, alsdann umſtändlicher ſeine Meinung über das Ganze zu äuſsern.

Papier und Druck ſind untadelhaft.

N. I. B.

ILMENAU, b. Voigt: *Die Verirrungen des Geſchlechtstriebes, deren Urſachen, Folgen, Verhütungs- und Rettungs-Mittel.* Ein Buch für Eltern, Erzieher, Aerzte und alle Freunde der Jugend. Von *J. C. Fleck*, Dr. und ausübendem Arzte in Rudolſtadt. Mit 3 Kupfertafeln. 1830. VIII u. 223 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Zuvörderſt müſſen wir geſtehen, daſs wir alle Schriften, die einzig und allein über den Miſsbrauch der Geſchlechtsorgane, beſonders über Onanie, geſchrieben werden, für unnütz halten. Sie helfen nichts, ſchaden aber nicht ſelten unendlich. Seitdem man ſo viel über Onanie u. dergl. ſchwatzt und ſchreibt, iſt dieſes Laſter ſo verbreitet worden. In undurchdringlicher Unwiſſenheit ſollte man die Jugend über dieſen Punct erhalten: dieſs iſt das einzige Mittel, das Laſter zu mindern.

Der Vf. entſchuldigt in der *Vorrede* dieſe Schrift damit, daſs er ſie nicht, um die Schwächen ſeiner Nebenmenſchen aufzudecken — wer wird auch dieſs? — nicht, um die Unglücklichen zu verdammen — dieſs wäre höchſt verwerflich! — die durch fehlerhafte Leitung oder durch böſes Beyſpiel und Umgang auf Abwege geriethen, geſchrieben habe, ſondern wiederholt aufgefodert von mehreren Freunden, die über dieſen Gegenſtand ein zweckmäſsiges Buch und ärztliche Beleuchtung und Rathſchläge wünſchten, weil er den vielfachen Bitten doch endlich nicht mehr widerſtehen konnte. Wären wir in des Vfs. Lage geweſen, ſo hätten wir einige Dutzend ſolcher geſchriebener und gedruckter Büchlein von Leipzig kommen laſſen, und ſie dieſen Freunden zur Auswahl vorgelegt. Aber der Vf. ſcheint gar keine Bücherkataloge, Anzeigen u. dergl. zu leſen; denn er ſagt: „Es iſt wohl dringend nöthig, daſs wir auch dieſes heimliche Laſter zur öffentlichen (!!) Sprache bringen". Iſt dieſs denn nicht bereits im Uebermaſse geſchehen? Daſs übrigens der Vf. der Mann nicht iſt, der als Volksſchriftſteller Wirkung machen wird, geht aus folgender Stelle hervor: „Zwar kann ich es gar nicht bergen, daſs die Bearbeitung gerade dieſes Gegenſtandes mir manche Sorge verurſacht hat, da ich ſo viele Schwächen, ſo viele Lieblingsthorheiten unſerer Zeit zur Sprache bringen muſste, wodurch man ſtets nur wehe thut, und Feindſchaft (!) und Verfolgung (?!) ſich oft als ſicheren Lohn erwirbt u. ſ. w." Wenn ſich nun gar noch die Aerzte fürchten, die Wahrheit auszuſprechen, wer ſoll es dann thun?

Wenden wir uns nun zu dem Inhalte dieſer Schrift. *Einleitung.* Lehre und Warnung für meinen Sohn Leonardo (warum nicht *Leonhard?*). Dieſe Lehren und Warnungen enthalten gerade das, was ſie ihrer Natur nach enthalten können. Nur Unrecht iſt es, daſs der Vf. bloſs einen Studenten im Auge hat, als wären dieſe für dergleichen Sünden privilegirt. Auch fällt es auf, daſs das Bild eines Onaniſten von einem Paſtorsſohne hergenommen iſt, ſo wie daſs das Mädchen von einem Adelichen verführt wird.

Das *1ſte Cap.* handelt von den Urſachen der Verirrungen des Geſchlechtstriebes, welche ziemlich gut aufgeſtellt ſind. Uebrigens glauben wir darin, daſs ſich Aerzte und Erzieher mit vereinten Kräften bemühten, der ferneren Verbreitung der Verirrungen des Geſchlechtstriebes Einhalt zu thun, daſs ſie mit Ernſt und Liebe die Eltern und die Jugend warnten, und mit den lebendigſten Farben die furchtbaren Folgen dieſes heimlichen Laſters darſtellten, die Urſache der ſo weit um ſich greifenden Onanie zu finden.

2tes Cap., die moderne Erziehung unſerer weiblichen Jugend. Dieſe ſchildert der Vf. genügend; nur trägt er die Farben etwas zu ſtark auf, und geht andererſeits nicht tief genug. Was will die Mutter mit ihrer theatraliſch erzogenen Tochter? — Einen Mann! Es waren inzwiſchen hier noch manche andere Puncte zu erwähnen; ſo namentlich das häufige Beſuchen der Bäder u. ſ. w.

Das *3te Cap.* liefert das Abbild eines heimlichen Sünders. Wir erinnern hier den Vf., daſs es eine ganz irrige Anſicht iſt, den Samen für den wahren Lebensſtoff zu halten, als hänge von ihm alle Kraft des Geiſtes und des Körpers ab. Der Same hat für den Organismus keine andere Bedeutung, als jede andere Secretion. Wird dieſe Secretion im Uebermaſs hervorgerufen, ſo entſtehen die ſchlimmen Folgen für die Reproduction. Eine anhaltende Diarrhöe ſchwächt eben ſo, wie anhaltende Verſchwendung des Samens. Was jedoch letzte verderblicher macht, iſt der Actus der Ausſonderung ſelbſt, wo das Nervenſyſtem beſonders ſtark in Anſpruch genommen wird, und vorzüglich bey der Onanie. Es iſt ganz falſch, den Samen als den edelſten von allen Stoffen des Organismus anzunehmen, und zu ſagen: erſt mit dem Eintritt der Pubertät beginne die eigentliche Menſchwerdung. Ueberhaupt legt man der Pubertät eine zu groſse Bedeutung unter, und ſchreibt der Geſchlechtsfunction alles mögliche Gute zu. Sie iſt aber für den Organismus ſtreng genommen nur etwas Zufälliges. Daher entſteht ſie ſo ſpät, und verſchwindet ſo frühe, und alle ihr dienenden Organe können ausgerottet werden ohne Nachtheil für den Organismus. Der Arzt darf den Laien nicht durch Unwahrheiten und Irrthümer wiſſentlich täuſchen. Ein ſolches Verfahren kann nur ſchaden. — Ueberhaupt iſt wohl nicht zu leugnen,

dafs die häufigeren geschlechtlichen Ausschweifungen tief in unseren jetzigen politischen und bürgerlichen Verhältnissen begründet sind. Die Töchter der mittleren und zum Theil auch der höheren Stände werden in der Regel erst spät verheirathet. Dem natürlichen Geschlechtsgenuss dürfen sie sich nicht hingeben; wenigstens ist er immer für sie mit der gröfsten Gefahr verbunden: daher Onanie, zumal da sie von so vielen Seiten her zum Geschlechtsgenufs gereizt werden. Anders ist es in Frankreich, wo durch eine zweckmäfsige Erziehung für die strengste Sittlichkeit gesorgt wird. Und mit Recht sagt *Heusinger*: „Wenn eine Französin der höheren Stände nur Eine von den Liebeleyen gehabt hätte, deren unsere Mädchen, wenn sie heirathen, zu Dutzenden gehabt haben, so würde sie sehr befürchten müssen, je einen Mann zu bekommen." Dafs fast alle jungen Männer der höheren Stände erst spät heirathen können, ist leider allgemeine Klage; die Folgen davon sind bekannt.

Das 4te *Cap.* giebt die Folgen solcher Verirrungen. Es war leicht, hier ein gutes Bild aufzustellen, da diese Folgen schon nach allen Richtungen geschildert worden sind.

Im 5ten *Cap.* lesen wir die Mittel, die Jugend vor solchen Verirrungen zu schützen, Vorbauungsmittel, Verhütungsmittel. Die erste Erziehung des Kindes ist eine Hauptsache, und hier gerade finden wir einen faulen Fleck. Der Vf. hätte hier physiologisch zu Werke gehen, und die Entwickelung der Seele darstellen sollen, sowohl für Pädagogen, als für Psychologen, die immer nur mit der Seele spielen, als sey sie ein vom Körper unabhängiges Wesen, das nur so durch Zufall mit ihm verbunden worden sey, und herausgenommen werden könne, so bald es beliebt. Richtig bemerkt der Vf. unter anderen: „Ich wüfste unserer Jugend nichts Besseres zu wünschen, als dafs man sie in ihrer seligen Kindheit liefse, bis die Natur den inneren Trieb von selbst erweckt. Denn alle jene pädagogischen Kunststückchen, wodurch fast jeder Erzieher den Knaben anders, und im Grunde doch nur immer nach sich selbst zu modeln gedenkt, können nur dazu dienen, die heilig zu schonende Individualität aus der jugendlichen Seele zu verdrängen, den naturgemäfsen Entwickelungsgang des Geistes zu hemmen, oder gar irre zu leiten." — Die Frage, ob und wann man den Kindern über das Geschlechtliche Aufschlufs geben solle, beantwortet er mit Modificationen. Allgemeine Regeln lassen sich hier nicht aufstellen. Will man aber dem Kinde etwas der Art sagen, so thue man es offen, klar und derb. Vor der Pubertät inzwischen wird es in jedem Falle ungeeignet seyn, Sachen über das Geschlechtliche zur Sprache zu bringen. Das Turnen wird mit Recht in Schutz genommen. Es war Unrecht, dasselbe in Deutschland zu verlästern.

Im 6ten *Cap.* erhalten wir die Diät und Lebensordnung für Kinder und Jünglinge. Sie ist ziemlich kurz ausgefallen und vorzüglich in folgenden zwey Puncten enthalten: Nie überhäufe man die Jugend mit solchen Speisen und Getränken, die durch zu viel Nahrungsstoff und gewürzhafte oder andere erhitzende Bestandtheile als Reize auf die Genitalien wirken können; und nie lasse man die Jugend früher zu Bette gehen, als bis wirkliche Müdigkeit und das Bedürfnifs des Schlafes sie dazu nöthigt.

7tes *Cap.* Behandlung der durch Verirrung des Geschlechtstriebes entstandenen übeln Folgen. Mit Recht richtet der Vf. die Hauptsache zuvörderst auf die Kur der kranken Psyche, aber er hätte diese psychische Kur näher entwickeln sollen. Dann greift er zu mechanischen Verhinderungsmitteln, deren Gebrauch an sich schon mit unangenehmen körperlichen Empfindungen verbunden ist. Kindern läfst er ein Paar Handmüffchen von ziemlich hartem Leder anziehen, in welchen sie die Finger nur wenig krümmen und die Genitalien nicht ohne schmerzhaftes Gefühl berühren können. Kennen wir die Sache recht, so helfen solche Handschuhe nichts. Besser gefällt uns folgende Ansicht: man solle die Lieben von zarter Kindheit auf so bilden, dafs alles Unanständige und Unsittliche ihnen verächtlich erscheint, dann werden sie gewifs auch alles Unsittliche nur häfslich und verabscheuungswürdig finden, und ihr vernünftig geleiteter veredelter Wille werde sie vor solchen niedrig sinnlichen Verirrungen wohl zeitlebens sichern. Was die Kur bey Jünglingen und Mädchen betrifft, so wissen wir nur Ein Mittel, wenn sie sich der Onanie hingeben — die Ausübung des Beyschlafs. Wenn alle Mittel nichts fruchten — dieses Mittel fruchtet. Der Vf. schlägt hier wieder mechanische Zwangsmittel vor. Die Infibulation verwirft er gänzlich. Nach unserer Ansicht ist das Corset von Jalade Lafond das beste Mittel der Art. Die Taschenmüffchen müssen wir bey Jünglingen noch mehr verwerfen, als bey Kindern. Die diätetische Behandlung ist hier etwas zu unbestimmt angegeben, so verwerfen wir die weissen Weine gänzlich, mit Ausnahme alter Frankenweine, geben aber um so zuverlässiger die rothen Weine.

Im 8ten *Cap.* ist die Fortsetzung dieser Behandlung enthalten, und zwar vorzüglich in medicinischer Hinsicht. Der Vf. giebt zwey Indicationen: 1) die in dem Magen und Darmkanale entstandenen Unreinigkeiten durch passende Mittel zu entfernen; 2) alsdann den geschwächten Reproductionsorganen ihre verlorene Kraft und Energie durch schickliche Stärkungsmittel wieder zu verschaffen. Die Realisirung dieser Indicationen ist gut aus einander gesetzt.

Das 9te *Cap.*: „Ein Wort an Frauen und Jungfrauen" hat uns nicht eben angesprochen. Wir würden dieses Wort durchaus keiner Jungfrau zu lesen geben, von deren Unschuld wir überzeugt wären.

Das 10te *Cap.* giebt noch einen allgemeinen Abrifs der Behandlung der aus Verirrung des Geschlechtstriebes entstandenen Nervenschwäche. Voraus gehen einige specielle Bemerkungen über die heutige weibliche Erziehung. Dann geht der Vf. zur Behandlung der Nervenschwäche über, und stellt folgende Indicationen: 1) die bisher gewirkten (gewirkt habenden) schädlichen Einflüsse zu entfernen, 2) die verlornen und verschwendeten Säfte und Kräfte wieder zu ersetzen, und 3) solche Mittel anzuwenden, welche die Nerven wieder zu ihrer früheren, normalen Kraft und Festigkeit erheben können.

Die Kupfertafeln stellen die obigen Zwangsmaschinen dar. Unter der oben angegebenen Einschränkung glauben wir diese Schrift vor mehreren anderen der Art empfehlen zu können.

a. b.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2

THEOLOGIE.

1) Halle, b. Anton u. Gelbke: *Handbuch beym Religionsunterrichte für Lehrer in Bürger- und Land-Schulen*, von *A. Ludewig*, Pastor und Inspector zu Wolfenbüttel. 1830. XVI u. 227 S. 8. (12 gr.)

2) Cassel u. Marburg, b. Krieger: *Katechetische Unterweisung in den Lehren des Christenthums*, zum Gebrauch in Landschulen, von *Georg Wilhelm Eichenberg*, Metropolitan zu Lichtenau in Kurhessen. 1829. II u. 172 S. 8. (3 gr.)

Der Vf. von No. 1 bemerkte bey den unter seiner Leitung angestellten Versuchen der Seminaristen und Präparanden häufig, dass diese die im Katechismus enthaltenen Wahrheiten durchaus nicht auf die rechte Weise zu behandeln verstanden, unter anderen auch der eine Katechet die streng orthodoxen Lehren zu schonungslos angriff, und der andere es nicht wagte, mit seinen helleren Ueberzeugungen hervorzutreten, sondern gegen seine Ueberzeugung am Buchstaben des Lehrbuchs kleben blieb. Er suchte diesem Uebel dadurch vorzubeugen, dass er seinen Schülern beständig zeigte, welche Wahrheiten sie beym Jugendunterrichte besonders hervorzuheben, welche dagegen sie weniger weitläuftig zu behandeln, wo sie dieselben anzuknüpfen, und wie sie dabey des veralteten Katechismus zu schonen hätten, ohne gegen ihre Ueberzeugung sprechen zu müssen. Indem er das bisher nur seinen Schülern Mitgetheilte allen Lehrern in Bürger- und Land-Schulen vorlegt, will er die ungeübten vor ähnlichen Missgriffen und Mängeln sichern, und den geübten besonders durch einen reichlichen Vorrath von Materialien und passenden Bibelstellen nützlich werden, wobey er noch den Nebenzweck hat, dem auch in Seminarien jetzt häufig um sich greifenden Mysticismus und frömmelnden Wesen entgegen zu arbeiten.

So weit hat Rec. Nichts einzuwenden. Wenn aber der Vf. in einem Handbuche für Lehrer in Bürger- und Land-Schulen, wenn auch nur in der Vorrede zu demselben, hinzufügt, dass er den Grundsätzen des Rationalismus streng folge, so kann Rec. diese Aeusserung durchaus nicht billigen, weil dadurch die Lehrer in Bürger- und Land-Schulen, die doch keine eigentlichen Theologen sind und seyn sollen, in eine Controverse hineingezogen werden, welche an und für sich schon sehr unnütz und unerfreulich ist, und wenigstens nicht für Lehrer in Bürger- und Land-Schulen gehört, denen es auch an den nöthigen Vorkenntnissen fehlt, um darüber zu urtheilen.

Die Einrichtung des Buchs ist folgende. Zuerst werden die wesentlichen Lehren der Religion vorgetragen, wobey auf die eigentlich kirchlichen Lehren Rücksicht genommen, und diese mehr oder weniger ausführlich beurtheilt werden, worauf eine Anweisung folgt, wie sie beym Unterrichte zu behandeln sind. Mit der Art und Weise, wie der Vf. die einzelnen Lehren behandelt, ist Rec. im Ganzen zufrieden, und muss dem Vf. das Zeugniss geben, dass er dabey mit vieler Mässigung verfährt, obgleich manche Systemslehren noch schonender hätten behandelt werden können und sollen.

Nach einer *Einleitung* über Religion überhaupt und über christliche Religion insbesondere werden im *ersten Haupttheil* die Glaubenslehren, und zwar im *ersten Abschnitt* die Lehre von Gott in 5 Cap. und zwar *Cap.* 5. B. Besondere Wirkungen Gottes zum Wohl der Menschen insbesondere, auch die Lehren von Christo, dem Worte Gottes und den Sacramenten, und im *zweyten Abschnitt* die Lehre von der Unsterblichkeit vorgetragen. Der *zweyte Haupttheil* enthält Sittenlehren. *Abschn.* 1. Allgemeine Sittenlehre. *Abschn.* 2. Lehre von den Pflichten insbesondere, die in Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst, gegen andere Menschen, gegen die Thiere und gegen die leblose Schöpfung überhaupt eingetheilt werden. *Abschn.* 3. Lehre von den Beförderungsmitteln der Tugend. Die beliebte Unterscheidung zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion findet Rec. im Volksunterrichte nicht zweckmässig. Natürliche oder richtiger Vernunft-Religion muss nach den Grundsätzen des Vfs. in Ansehung ihres Inhalts mit dem Christenthum identisch seyn, und sie ist es ihm auch, indem der Unterschied nur darin bestehen soll, dass sie dem Menschen auf eine ganz gewöhnliche Weise, dagegen die geoffenbarte Religion ihm auf eine aussergewöhnliche Weise zu Theil werde. Danach würde aber in unseren Zeiten von einer geoffenbarten Religion nicht mehr die Rede seyn können, da jetzt die Religion dem Menschen nur auf dem gewöhnlichen Wege zu Theil wird. — Wenn es S. 5 heisst, dass allen göttlichen Gesandten, selbst unserem Heilande, die Religionskenntnisse, welche sie der

Menschheit mittheilten, nicht auf eine unbegreifliche, geheimnissvolle, übernatürliche Weise mitgetheilt werden, und sie dazu nur auf dem gewöhnlichen Wege hätten gelangen können: so ist Rec. der Meinung, dass allerdings bey ihnen die Empfänglichkeit, die Religionswahrheiten aufzunehmen, vorausgesetzt werden müsse, aber daraus die Unmöglichkeit, dass sie ihnen auf eine unbegreifliche, geheimnissvolle, übernatürliche Weise von der Gottheit mitgetheilt worden, noch nicht folge. Auf jeden Fall möchten die Seminaristen, welche Hr. *L.* zu unterrichten hat, schwerlich die Männer seyn, die darüber entscheiden können, und er hätte also wohl besser gethan, wenn er sich damit begnügt hätte, ihnen zu zeigen, dass das Christenthum im höchsten Grade vernunftmäsig sey, ohne sich auf jene Subtilitäten, worüber selbst die Theologen nicht mehr streiten sollten, einzulassen. — Auch was §. 17. 18 über die Integrität und Authentie der heil. Schrift und über Inspiration gesagt wird, scheint uns nicht für sie zu gehören. Was §. 19 über die praktische Anwendung dieser Wahrheiten angedeutet wird, ist zweckmäsig, bis auf die Foderung, dass der Lehrer seine Schüler auf den Unterschied zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion aufmerksam machen solle. Die Kritik über die Beweise für das Daseyn Gottes hätte sich der Vf. ersparen können. Rec. würde alle diese Beweise nur zur Belebung des Glaubens an Gott benutzt, und sich übrigens darauf eingeschränkt haben, seine Schüler darauf aufmerksam zu machen, dass man, ohne seine Vernunft zu verleugnen und seine Menschenwürde aufzugeben, an dem Daseyn Gottes nicht zweifeln könne. Warum der Vf. in der praktischen Anwendung §. 27 von dem historischen Beweise beym Jugendunterricht keinen Gebrauch gemacht wissen will, begreift Rec. nicht, da dieser Beweis, obgleich er nicht als eigentlicher Beweis gelten kann, sich doch für den oben angeführten Zweck recht gut populär machen läfst, und gerade der *Consensus gentium* für den gröfsten Theil der Menschen ein grosses Gewicht hat. — *Cap. IV*, von der Dreyeinigkeit, hätte der Vf. sich mit der Bemerkung begnügen können, dass dieser Ausdruck in der heil. Schrift nicht vorkomme. In der praktischen Anwendung §. 38 empfiehlt er Schonung und Vorsicht beym Vortrage dieser Lehre, und gegen die Art und Weise, wie er sie vorgetragen wissen will, kann mit Grund Nichts eingewendet werden. — Die Lehre von den Engeln wird §. 40 und 41 recht gut vorgetragen. Dasselbe gilt auch von der Lehre von Jesu, obgleich Rec. §. 51. S. 72 die Undenkbarkeit einer physischen Erzeugung desselben von Seiten der Gottheit nicht berührt haben würde. Auch über die Beweise für die Unsterblichkeit und über die Beschaffenheit des Zustandes nach dem Tode, wovon wir so wenig wissen, würde er sich nicht so weitläuftig verbreitet haben. — Unter den besonderen Tugendmitteln werden auch die Sacramente, die schon oben unter den Glaubenslehren abgehandelt wurden, angeführt, aber hier so wenig, wie dort, wird bemerkt, dass die Kindertaufe die Eltern verpflichte, ihre Kinder christlich zu erziehen.

No. 2 ist nicht für die Lehrer, sondern für die Schüler bestimmt. Die Bemerkung, worauf den Vf. sein Geschäft der Schulvisitation in seinem Bezirke führte, dass es noch hie und da in den Schulen auf dem platten Lande an einem Leitfaden beym Religionsunterrichte fehle, welcher fortschreitend mit dem auf die Ausbildung der Landschullehrer verwendeten Eifer auch die Jugend auf dem Lande in den Stand setze, sich der Gründe ihres Glaubens und sittlichen Handelns bewufst zu werden, hat diesen Versuch veranlafst. Der Vf. ist der Meinung, dass man die Gründe für die katechetische Methode, das heisst hier nichts weiter, als die Abfassung des Lehrbuchs in Fragen und Antworten, überwiegend finden werde, wenn man mit dem Unterrichte in Landschulen vertraut sey. Rec. jedoch, der mit dem Unterrichte in Landschulen sehr vertraut zu seyn glaubt, hat diese Gründe noch immer nicht überwiegend finden können, und das eigene Geständniss des Vfs., dass bey dem an möglichst wohlfeilen Preis gebundenen Umfang dieses Leitfadens nicht alle Antworten darin durch Entwickelung der Mittelbegriffe so an die Fragen angereihet stehen, wie es bey Katechisationen über einzelne Gegenstände der Religion erfoderlich sey, hätte ihn schon in Ansehung des Werths dieser Methode bedenklich machen sollen. Wenn hinzugesetzt wird, dass eben diess den Lehrer vom blofsen Abfragen abhalte, ihn erinnere, analytisch auszufüllen, und zu erweitern, nämlich aus den zuerst dem Gedächtniss übergebenen, in den Antworten enthaltenen Begriffen neue Fragen zu bilden, um der Denk- und Urtheils-Kraft ihr Geschäft anzuweisen, und so mechanisches Gedächtnisswerk zu verhüten: so scheint es, als ob dieser Leitfaden von den Kindern auswendig gelernt werden solle, und da möchten die armen Kinder sehr zu bedauern seyn. Rec. ist auch beym Religionsunterrichte sehr für das Auswendiglernen, aber er läfst nur kraftvolle Bibelsprüche, erhebende Liederverse, und kurze, in der Form von Vorsätzen und Bekenntnissen ausgesprochene, möglichst verständlich ausgedrückte Sätze auswendig lernen. Sind die Katechismen in Fragen und Antworten abgefafst, so wird das Kind, ungeachtet aller Ermahnungen des Lehrers, auch die Fragen mit zu lernen, oft nur die Antworten auswendig lernen; oder wenn es auch die Frage gelernt, aber wieder vergessen hat, so wird es mit der Antwort Nichts anzufangen wissen. Noch wünscht der Vf. durch diese katechetische Unterweisung zu den geringen Hülfsmitteln des Landmanns, sich an Sonntagen nach geendigter kirchlicher Gottesverehrung die Erbauung durch häusliche Andacht so zu verschaffen, dass diese als Fortsetzung der kirchlichen mit derselben ein Ganzes bilde, ein Scherflein beyzutragen. Rec. ehrt die gute Absicht, zweifelt jedoch, dass sie werde erreicht werden. Auch für diesen Zweck dürften Lehrbücher in der vorhin angedeuteten Form weit geeigneter seyn. — In Ansehung der Glaubenslehre hält der Vf. an den positiven Lehren des Christenthums fest, jedoch gehört er zu den gemäsigten Supernaturalisten. Oft möchte aber doch wohl mehr Theologie, als Religion vorgetragen werden. In der

Pflichtenlehre hätte auch von den Pflichten in Ansehung der Thiere und in Ansehung der leblosen Schöpfung die Rede seyn sollen, deren hier gar nicht erwähnt wird. Wenn es S. 17. Anm. 2 heisst; „Die apokryphischen Bücher bilden gleichsam die Scheidewand zwischen dem alten und neuen Testament, welche andeutet: „das Alte ist vergangen, es ist Alles neu worden — das Erste ist nur der Schatten von dem Licht, das nachher kam:" so sieht Rec. nicht ein, was damit gesagt werden soll, und fürchtet, dass diejenigen, für welche die Schrift des Vfs. eigentlich bestimmt ist, es noch viel weniger einsehen werden. — S. 170. Von den christlichen Sacramenten. „*Fr*. In anderen Religionen ausser dem Christenthume finden viele äusserliche Religionsgebräuche Statt; was sagt aber Jesus von solchen äusserlichen Religionsgebräuchen in Beziehung auf das Christenthum? *A*. Dass im Christenthum *weder viele*, *noch* beschwerliche äusserliche Religionshandlungen Statt finden sollen. Matth. 11, 28. 30." Wenn auch bey dem Ausspruche: „Mein Joch ist sanft, meine Last ist leicht," der Erlöser an das mosaische Ceremonialgesetz dachte, so möchte doch die Beziehung auf das, wofür es hier zum Beweise dienen soll, den Kindern schwerlich klar seyn.

S. i. R.

Kreuznach, b. Kehr: *Die Bibel im Auszuge. Kern und Geist der heiligen Schrift alten und neuen Testaments*, in Beziehung auf das Christenthum. Herausgegeben von *Ludwig Christian Kehr*. 1830. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Durch die gute Aufnahme, welche der im Jahre 1829 von dem würdigen Vf. herausgegebene Auszug aus dem N. T. unter dem Titel: „Das einzig wahre Christenthum, oder das reine Christenthum, wie uns solches Jesus und seine Apostel selbst lehrten" u. s. w., gefunden hat, und durch das günstige, in öffentlichen Blättern darüber ausgesprochene Urtheil wurde derselbe ermuntert, auch einen Auszug aus dem alten Testamente nachfolgen zu lassen. Die Einwendungen, welche man auch jetzo noch nicht selten gegen das Lesen der Bibel macht, haben ihn zu der etwas mühevollen, aber zugleich verdienstlichen Arbeit veranlasst, den Kern und Geist der ganzen heiligen Schrift, in ihrer Beziehung zum Christenthum, möglichst vollständig zu liefern, und dadurch der Lauheit, der Gleichgültigkeit und selbst der Bequemlichkeit derer zu Hülfe zu kommen, welchen, um hier nur *eines* Scheingrundes zu erwähnen, die Bibel ein zu weitläuftiges Buch ist. Mag es auch seyn, dass ein grosser Theil des Inhalts derselben nur Jahrhunderten gilt, welche in ihrer besonderen Eigenthümlichkeit nicht mehr zurückkehren können, so ist doch die Bibel allein dasjenige Buch, welches uns den einzig sicheren Weg zu unserem zeitlichen und ewigen Wohl zeigt. Schon als geschichtliches Werk behält dieselbe ihr grosses Interesse für alle diejenigen, welche ihre Einsichten, Kenntnisse und Ueberzeugung durch das, was die Vergangenheit lehrt, erweitern und begründen wollen, ganz vorzüglich aber für diejenigen, welche das Christenthum mit dem Judenthum vergleichen, und den wahren Unterschied beider Religionsstiftungen genau kennen zu lernen wünschen.

Da jedoch das Geschichtliche dieses Buchs nicht jeden anspricht, und die vielen Geschlechtsregister in den Büchern Mosis, der Könige, der Chronika u. s. w. nur von wenigen wiederholt gelesen werden möchten, das viele Lehrreiche, Erhebende und für jeden wahren Christen Wissenswerthe aber in den vielen Büchern, aus welchen die Bibel besteht, zerstreut ist: so glaubte der Herausgeber einem grossen Bedürfnisse abzuhelfen, wenn er die Menge einzelner Perlen sammelte, um aus ihnen einen herrlichen Kranz zu winden. Auf diese Weise entstand ein Bibelwerk im Auszuge, und als solcher in möglichster Vollkommenheit in drey Abtheilungen, nämlich I. das einzig wahre Christenthum oder das reine Christenthum, wie uns solches Jesus und seine Apostel selbst lehrten. Für Gelehrte und Nichtgelehrte, für Gebildete und Nichtgebildete, für Glaubende und Zweifler. II. Jesus Sirach und der König Salomo. Ein Spiegel für alle Stände, für Christen, Juden und Heiden. Oder Stimmen aus dem Morgenlande für alle Zeiten und Völker. III. Kern und Geist des alten Testaments, in Beziehung auf das Christenthum.

In der Einleitung sagt Hr. K. (S. VII): „Die 5 Bücher Mosis, das Buch Josua, das Buch der Richter, das Buch Ruth, die Bücher Samuelis, der Könige, der Chronika, das Buch Esra und Nehemia konnten mir nur Weniges bieten, was sich zu dem Zwecke eignete, den ich vor Augen hatte." Bey den 5 Büchern Mosis hätte gleichwohl der hohe Werth des ersten und zweyten dieser Bücher, in sofern das erste derselben die Geschichte der Schöpfung der Welt, des Sündenfalls des ersten Menschenpaars, der Sündfluth, der Urväter des israelitischen Volks und Josephs, und das zweyte die Jugendgeschichte Mosis, die Erzählung der Befreyung der Israeliten von der Knechtschaft der Aegyptier, ihres Zuges durch die arabische Wüste und der feierlichen Gesetzgebung auf Sinai enthält, nicht unerörtert bleiben dürfen. Nur aus dem Buch Esther, dem letzten historischen Buche des A. T., welches die Errettung vieler Juden durch eine Jüdin, Namens Esther, in der Gefangenschaft erzählt, und aus dem hohen Liede Salomos, welches von treuer Liebe handelt, sind, nach weiser Ueberlegung, keine Auszüge mitgetheilt. Aus den Psalmen hat der Herausgeber nur dasjenige beseitigt, was einzig und allein Bezug auf das damalige Judenthum oder auf Davids Persönlichkeit hatte, sowie diejenigen Stellen und Psalmen (z. B. Psalm 38), in welchen Gott als ein zürnender, eifernder und grimmiger Herrscher vorgestellt wird, und welche allzu sehr mit dem väterlichen und barmherzigen Gott der Christen in Widerspruch stehen. Den 119 Psalm, der durch seine vielen Wiederholungen die Aufmerksamkeit des Lesers etwas ermüdet, hat Hr. K., so weit derselbe für die Christen aller Zeiten Werth und Bedeutung behält, vollständig geliefert. Aus den Sprüchen und aus dem Buche der Weisheit Salomos, sowie aus dem Buche Jesus Sirach, hat er alles dasjenige aufgenommen,

was in der vorhin gedachten Schrift: „Jesus Sirach und der König Salomo", der Hr. *K.* den Prediger Salomo vollständig beygefügt hat, nicht enthalten ist. Auf diese Weise sind beide, Salomo und Jesus Sirach, mit Ausnahme sehr weniger Stellen, vollständig geliefert worden. In diesem Auszuge des A. T. wird wenig oder nichts gefunden, was auch nur einige Beziehung auf die Juden der damaligen Zeit hatte; eben so wird man auch nicht leicht etwas vermissen, was für die Christen aller Zeiten wichtig seyn könnte. Bey der Abfassung desselben ist der Herausgeber einzig und allein der kräftigen Uebersetzung Luthers gefolgt; und wenn er auch überall, wo es anders geschehen konnte, Verse und oft ganze Capitel zusammenzog, so hat er doch die Capitel-, und Vers-Eintheilung jedesmal mit Genauigkeit angegeben. Dass von dem Inhalte des 1 Cap. im 1 B. Mos. nur 4 Verse beybehalten worden sind, scheint befremdend zu seyn, weil man weiss, dass die Erzählung von der Schöpfung der Welt für jeden denkenden und fühlenden Menschen grosses Interesse hat. Diess bemerkt man hauptsächlich in einem sehr hohen Grade bey der zarten Jugend, wenn diese mit dem Lesen dieses so lehrreichen und unterhaltenden ersten Abschnittes der heiligen Schrift beschäftigt ist.

C. a. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Giessen*, b. Heyer: *Das Beichtgeld in der protestantischen Kirche, seine Entstehung und die Nothwendigkeit seiner Abschaffung.* — Ein Versuch von *Ferdinand Friedrich Fertsch*, evangelischem Stadtpfarrer zu Friedberg im Grossherzogthum Hessen. 1830. VI u. 72 S. 8. (8 gr.)

In dem Vorworte bemerkt der Vf., dass er gern mehr von geschichtlichen Nachweissungen, besonders aus den Zeiten vor der Reformation, beygebracht hätte, ihm aber dazu die nöthigen Hülfsmittel fehlten, und er sich also nothgedrungen darauf habe einschränken müssen, das Wenige, das ihm zu Gebote stand, mit möglichster Sorgfalt zu benutzen. Dass er unter den angeführten Schriften, von denen er Ausbeute erwartete, die von *Grellmann*, *Flügge* und *Walch* sich nicht verschaffen konnte, hat Rec. befremdet, da sie erst in neueren Zeiten erschienen sind, und in keinem Falle zu den seltenen Schriften gehören. — Nach dem Vorworte folgen: I. *Kirchenbusse, Beichte, Ablass.* — II. *Beichte und Abendmahl in Verbindung gesetzt, Ablassgeld — Beichtgeld.* III. *Beichtgeld in der protestantischen Kirche; Aeusserungen Luthers; — Urtheile älterer Theologen und versuchte Rechtfertigung des Beichtgeldes.* IV. *Gründe gegen dasselbe;* (,) *aus den Grundsätzen der protestantischen Kirche genommen; es hindert das sittliche Fortschreiten des christlichen Volks* u. s. w. V. *Nachtheile desselben in Beziehung auf den Stand der Geistlichen.* VI. *Abschaffung; — ältere misslungene Versuche; Grundsätze, von welchen dabey auszugehen wäre; — Art und Weise der Ausführung; — was in einzelnen Ländern bereits geschehen, namentlich im Herzogthum Nassau, Grossherzogthum Hessen.*

Wenn man es dem Vf. auch zugiebt, dass das Beichtgeld ursprünglich dem Ablasse sein Daseyn zu verdanken habe, so hat sich doch das Andenken an den ersten Ursprung desselben aus den meisten Köpfen verloren, und schwerlich wird es noch, wie hier behauptet wird, selbst von ungebildeten Christen als eine Bezahlung für die ertheilte Absolution angesehen, was auch nicht viel auf sich haben würde, da der besonnene Prediger schon in der Art, wie er diese ertheilt, nicht vergessen wird, sie von der Besserung abhängig zu machen. — Rec. ist mit Hn. *F.* in der Hauptsache einverstanden, glaubt aber doch, dass er Manches übertrieben habe. So ist es z. B. sehr schwach, was S. 21 gesagt wird, dass der gebildete Christ durch das Beichtgeld in seiner Andacht gestört werde. Diesem Anstosse könnte leicht abgeholfen werden, wenn dieser dem Prediger den Antrag machte, ihm das Beichtgeld erst nach vollendetem Gottesdienste, oder an anderen Tagen zu entrichten, was dieser sich ohne Zweifel gefallen lassen würde. — Was gegen die Einwendung, dass man sich bey dem Beichtgelde Nichts denke, gesagt wird, möchte auch nicht haltbar seyn. Wie Vieles, was durch das Herkommen eingeführt ist, thun nicht selbst gebildete Menschen oft, ohne dass sie sich des Grundes dieses Herkommens deutlich bewusst sind! Allerdings denkt sich auch der Ungebildete Etwas bey dem Beichtgelde; er betrachtet es als eine Abgabe, die dem Prediger als *pars salarii* mit angerechnet werde, oder die er für seine gehabte Mühe erhalte. — Dagegen findet Rec. ganz richtig, was der Vf. wider den Beichtzwang sagt, sowie das, was unter V. von der widrigen Empfindung, mit welcher der Prediger selbst das Beichtgeld entgegennehmen müsse, gesagt wird, obgleich dieses auch von dem, im Vaterlande des Rec. wenigstens, noch üblichen Opfer bey Kindtaufen u. s. w. gilt. Einer der wichtigsten Gründe wider das Beichtgeld möchte auch der seyn, dass dadurch der Prediger abgehalten werden könnte, zur fleissigen Theilnahme an dem heiligen Abendmahl zu ermuntern. Vieles, was der Vf. wider das Beichtgeld anführt, trifft mehr oder weniger alle Accidenzien, z. B. S. 44. dass das Beichtgeld besonders da, wo mehrere Prediger an einer Kirche stehen, von sehr nachtheiligem Einflusse seyn könne. Der angeführte Vorschlag, dem Prediger ein Aequivalent für das Beichtgeld zu verschaffen, indem man die Zahl der Köpfe in der Gemeinde berechnet, und von jedem etwas Bestimmtes erlegen lässt, hat die Schwierigkeiten nicht, welche der Vf. darin findet. Diejenigen, die noch am heiligen Abendmahl Theil nehmen, pflegen doch in der Regel jährlich einmal zu communiciren, und die Ausgabe des gemeinen Mannes an den Prediger — in dem Vaterlande des Rec. ½ gr. — ist so unbedeutend, dass die Erlegung derselben keinen drücken wird. Die sogenannten höheren Stände müssten verhältnissmässig mehr bezahlen. Der Einwurf, dass dadurch Einigen Unrecht geschehe, weil Viele überall nicht zu communiciren pflegen, hat gar nichts zu bedeuten; denn von Jedem, der noch zur christlichen Kirche gehören will, kann man es doch mit Recht verlangen, dass er wenigstens einmal im Jahr an der Abendmahlsfeier Theil nehme. Aus demselben Grunde könnte auch der, welcher nicht zur Kirche geht, sich der Pflicht entziehen, zu der Erhaltung der kirchlichen Gebäude etwas beyzutragen. Von dem Prediger selbst dürfte diese Abgabe freylich nicht eingefodert werden, sondern von dem Staate, und der Prediger erhielte sie aus der Staatscasse. — S. 67 bemerkt der Vf., dass, wenn diese Reform zur Ausführung käme, zweyerley zu wünschen sey, 1) dass der Name „Beichtgeld" ganz verschwinde, und 2) dass man nicht versäumen müsse, zugleich die übrigen Accidenzien abzuschaffen, und in eine ständige Besoldung zu verwandeln. Im Herzogthum Nassau sey das schon ausgeführt; im Grossherzogthum Hessen gleichfalls vorgeschlagen, aber *bis* jetzt noch nicht zur Ausführung gebracht. In den meisten deutschen Ländern wird diese Abschaffung der Accidenzien wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben.

S. i. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, im Verlage des Waisenhauses: *Neuere Geschichte der evangelischen Missions-Anstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien*, aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionarien herausgegeben von D. *Hermann Agathon Niemeyer*, Director des kön. Pädagogiums und sämtlicher Franckeschen Stiftungen, Prof. der Theologie auf der Universität Halle-Wittenberg. 78 Stück, oder 7 Bandes 6 Stück. 1831. VI u. 437—513 S. 4. (10 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1831. No. 115.]

Die Originalnachrichten der Missionarien an den Herausgeber werden von Jahr zu Jahr spärlicher; dem gegenwärtigen Stücke mangelt es ganz daran, was auch wir mit demselben bedauern. Aus den mitgetheilten anderweitigen Originalbriefen der Missionarien an Verwandte u. s. w., sowie aus den gegebenen, von Hn. Prediger D. *Hesekiel* bearbeiteten Auszügen aus gedruckten Werken, wird im Allgemeinen ersichtlich, dass noch immer der Erfolg des Missionswesens in jenen Ländern keinesweges weder dem Kostenaufwande von Seiten der Anstalten, noch den rastlosen Bemühungen der in ihrem Dienste wirkenden Missionarien entspricht. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen nicht fern. Der Methodisten-Missionarius *Elias Hoole* sagt selbst in seinem Reiseberichte (S. 477): „Durch diese Erfahrungen veranlasst, habe ich oft darüber nachgedacht, wie die Hindus wohl am besten zu bekehren seyen. Wunder machen auf sie keinen Eindruck; deshalb dienen auch die Wundergeschichten der heiligen Geschichte zu nichts. Sie finden derselben in ihren religiösen Büchern weit mehr, und werden nur an die Taschenspielerkünste ihrer Jongleurs erinnert. Dazu steht der Kastenunterschied und das Alterthum der Braminenreligion ihrer Bekehrung sehr im Wege, und es muss als einer der grössten Siege der Wahrheit betrachtet werden, wenn die Hindus das Joch des Christenthums tragen. So bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, dass nur durch Verbreitung einer heilsamen Erkenntniss, auf dem Wege der Erziehung, und durch das Beyspiel eines tadellosen Lebenswandels von Seiten der in Ostindien wohnenden Europäer die Bahn gebrochen werde."

Und gewiss ist nun für die Entwickelung des Christenthums in der Geschichte der Menschheit die Zeit gekommen, da es nicht bloss unter den Heiden nur durch Verbreitung einer heilsamen Erkenntniss auf dem Wege der Erziehung und durch das Beyspiel eines tadellosen Lebenswandels von Seiten der Christen Eingang und Verbreitung finden, sondern auch in den christlichen Staaten ein religiöses Leben der Menschen im Grossen, in allen Ständen und Verhältnissen der Gesellschaft, begründen kann und soll, durch welches die christlichen Staaten den nichtchristlichen vorleuchtend, weit mehr, weit kräftiger und schneller auf diese einwirken, und der Aufnahme des Christenthums unter ihnen Bahn brechen werden, als diess durch einzelne Missionarien geschehen kann, denen ja immer noch der Rath des Herrn gilt, das Heilige nicht vor die Hunde, die Perlen nicht vor die Säue zu werfen. So lange aber in christlichen Staaten die Quellen des Krieges und Aufruhrs noch nicht versiegt sind, so lange christliche oder unchristliche Politik jene heidnischen Völker im Drucke planmäsig angelegter Despotie zu erhalten sucht, was soll die Stimme einzelner christlicher Missionarien unter Menschen fruchten, die durch die Christen ihre Menschenrechte verloren? Zumal da diese Glaubensboten noch immer Wege der Bekehrung einschlagen, durch unvorbereitetes Reden und Predigen, Austheilen von Tractätlein u. s. w. unter den Heiden — an welche die ältesten, ersten Verkünder des Evangeliums unter den Griechen und Römern nicht gedacht haben. Auch das vorliegende Stück liefert hiezu neue Belege.

Wir erhalten nämlich in demselben folgende Mittheilungen: I. zwey Originalbriefe der Missionarien *B. Schmid* in Palamkottah, und *Kayser* zu Buffelorivier. Der erste giebt Nachricht über einige Sitten und Gebräuche der Hindus; der zweyte einiges über die Lage des Vfs. auf seinem gefahrvollen Posten. Dann folgt II. desselben Missionars Tagebuch zu Buffelorivier in Africa, als Fortsetzung und Beschluss vom J. 1829. Wir ehren den rastlosen und frommen Eifer dieses Missionars, zweifeln aber, ob Predigten über Jer. 11, 3 — 11: Ps. 37, 5 u. a., wenn sie noch so oft wiederholt werden, unter den Kaffern genügen, den Samen des Evangeliums auszustreuen. — III. *Nachrichten aus den neuesten Jahresberichten der verschiedenen englischen, in Ostindien thätigen Missions-Gesellschaften.* 1. Aus dem Jahresberichte der Gesellschaft zur Beförderung

christlicher Erkenntnifs (vom J. 1830). Giebt erfreuliche Nachricht über das Bestehen und Gedeihen der Schulen zu Calcutta, Madras u. s. w. 2. Aus dem Jahresbericht der Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Landen (vom J. 1830). Wir erfahren, dafs mehrere englische Missionarien Bildungsschulen für Heiden anzulegen beabsichtigen, um denselben zuvörderst einen gewissen Grad europäischer Bildung beyzubringen; mit der sehr wahren Bemerkung (S. 453): „Es ist mit Gewifsheit zu erwarten, dafs diefs in ihnen nach und nach eine völlige Abneigung gegen das Heidenthum und seine Irrthümer hervorbringen werde. Und ist einmal die Thorheit in ihrem ganzen Umfange erkannt, so ist auch damit der wahren Weisheit des Evangeliums eine Pforte in den Herzen geöffnet". Ferner Nachricht über den guten Zustand und den Lehrplan des Bischofscollegiums zu Calcutta. — 3. Aus dem Jahresberichte der Kirchen-Missionsgesellschaft (für das J. 1830). Ueber den Zustand der nord-, süd- und westindischen Mission, in denen es überall an reger Thätigkeit in Schulen, Druckereyen u. s. w. nicht mangelt, wenn auch der Erfolg nur langsam ist. Dasselbe lehret der Auszug 4. aus dem Jahresberichte der Londonschen Missionsgesellschaft. — Mehrfach interessante Notizen gewährt IV. die Fortsetzung aus den *Mittheilungen aus der Missionsreise* des Methodisten-Missionarius *Elias Hoole* durch den Süden von Ostindien. Wir haben schon oben eine wichtige Stelle aus denselben mitgetheilt, und ebenso verdient die Erfahrung, welche er auf seinen Reisen gemacht hatte, S. 476 Beachtung: „Es ist nicht genug, dafs ein Glaubensbote durch das Land reiset und die Heiden auffodert, seine Predigten anzuhören; er mufs sich auch mit ihnen unterreden, sie zu freyer Aeufserung ihrer Gedanken veranlassen, ihre Fragen beantworten, die oft weit abliegen von dem Gegenstande, auf welchen er ihre Aufmerksamkeit lenken will". Man siehet daraus, wie nothwendig es sey, jene Heiden erst auf diesen und ähnlichen Wegen zur Humanität zu leiten, und dadurch Abneigung gegen die die Fortschritte zur Humanität hemmenden Institute, z. B. das Kastenwesen, ihnen einzuflöfsen, um dann ihren Geist für das Christenthum empfänglich, ja dessen bedürftig zu machen. Aber auch diese Vorbereitung wird Schwierigkeiten haben, da man den Hindus zugleich ihre äufsere Lage zu erleichtern suchen müfste; sie sind zum Theil nicht unempfänglich für Belehrung, allein, was *Hoole* a. a. O. weiter erzählt, giebt Aufschlufs über ihre Verhältnisse. „Oft schweifen sie auf eine seltsam Weise von dem Gegenstande ab, auf den man sie aufmerksam machen will. Wenn der christliche Lehrer über die ehrwürdigsten und wichtigsten Dinge gesprochen, vernimmt er wohl die unerwartete Frage: Wollten Sie mich nicht zu einem kleinen Amte dem Collector oder der Regierung empfehlen? Ich bin sehr arm, und werde es mit Dank annehmen, wenn Sie diefs für mich thun wollen. Sie sind dann in der Regel nicht sehr erfreut, wenn man sie darauf aufmerksam macht, dafs ungeregelte Sorgen für das Irdische dem nicht ziemen, der vor allen Dingen nach dem Reiche Gottes trachten soll": Und was sollen auch wohl jene guten Leute dabey denken, wenn ihnen ihr Glaubensbote in diesem Zusammenhange vom Reiche Gottes vorpredigt? Aehnliche Mifsgriffe in der Art und Weise, die Hindus zu bekehren, finden wir in diesem Reiseberichte auch anderwärts, z. B. S. 484. 485, wo *Hoole* ihnen die Geschichte des Sündenfalls und der Erlösung durch Jesum Christum erzählt; wenn er ihnen eine klare Ansicht von der Heilsordnung zu geben sucht, die Sünder zur Busse ruft u. s. w. Schwerlich möchten diese Einleitungen geeignet seyn, als Anknüpfungspuncte zu weiterer Belehrung zu dienen. Uebrigens enthält dieser Bericht noch manche interessante Reisenotiz über örtliche Merkwürdigkeiten u. s. w. — Angehängt ist V. das Verzeichnifs der milden Beyträge zur Unterstützung der Mission.

L. L.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Jugendgeschichte eines Landpredigers*, aus dessen Tagebuche und Erinnerungen. Eltern, Erziehern, Lehrern und der heranwachsenden Jugend insbesondere gewidmet. Auch unter dem Titel: *Selbstbiographie eines Landpredigers*, aus dessen Tagebuche und Erinnerungen. Eltern, Erziehern, Lehrern und der heranwachsenden Jugend insbesondere gewidmet. Erster Theil. *Jugendgeschichte*. 1831. 8. (12 gr.)

Diese in einer angenehmen Schreibart abgefafste Schrift, die als eine verdienstliche Arbeit anerkannt werden mufs, ist die Frucht eines, nicht vom Egoismus befangenen Freundes der Wahrheit, welcher laut der Vorrede die Geschichte seines inneren, religiösen und sittlichen Lebens liefern, d. h. zeigen wollte, dafs, wie und wodurch Gott ihn, von seiner Kindheit an, zu sich zog, dafs und wie er religiös erzogen, zur Gottseligkeit geführt wurde, wie er einfältig glaubend, liebend und hoffend seine Kindheit verlebte, dann anfing, zu klügeln, zu zweifeln, zu irren, zu sündigen, und also das Paradies der Kindheit verlor, endlich aber durch Gottes Gnade zur Busse, zum Glauben und zur Gottseligkeit zurückgeleitet wurde; wie er hauptsächlich das Christenthum auffafste, wie diese oder jene Lehre und Geschichte desselben auf ihn wirkte, je nachdem er sie recht verstand oder mifsdeutete; wie ihm in der Schule nur der Buchstabe desselben, aber nicht sein Geist mitgetheilt wurde; wie er späterhin die Göttlichkeit des Christenthums bezweifelte, und wie es endlich in Uebereinstimmung mit seinem ganzen inneren Leben, seinen Geist erleuchtend, sein Herz erwärmend, seinen Willen zu allem Guten stärkend, wie es Gegenstand seines inneren Vernehmens, seiner inneren Erfahrung, seine innigste Ueberzeugung, sein Licht und Weg geworden ist. Die äufseren Begebenheiten seines Lebens werden in diesem Werke nur dann angegeben, wenn durch sie erwiesen werden kann, dafs sie auf sein Gemüth eingewirkt haben. Um das Mifslingen

seiner jedesmaligen Bestrebungen zu erklären, klagt der Vf. eines Theils sich selbst an, dass er sich dessen, was er gewollt habe, nicht klar genug bewusst gewesen sey; anderen Theils klagt er darüber, dass der Religionsunterricht in seiner Schule mit der Wärme des Herzens und mit dem Eifer für die Beförderung religiösen Sinnes und der Tugendübung keineswegs ertheilt worden sey, wie diess nothwendig geschehen müsse. Möchte doch diese Anklage allen denen zur furchtbaren Warnung dienen, deren Beruf es ist, durch gemeinschaftliches Wirken für das Wohl der Menschheit thätig zu seyn!

Der vorliegende erste Theil dieses nützlichen Werks enthält die Jugendgeschichte des Vfs. Wenn dasselbe in die Hände der aufblühenden Jugend kommt, so wird es gewiss viele derselben für Religion und Tugend gewinnen oder in der Liebe dazu stärken, manche Eltern und Lehrer und Vorsteher blühender Lehr- und Erziehungs-Anstalten aufmerksam machen auf den Hauptgrund des Verfalls der Religion und Sittlichkeit, worüber man in unseren Tagen allgemeine Klage führt, auf die schädlichen Folgen eines nicht eindringenden Religionsunterrichts, auf die Irreligiosität der Erziehung, und wie eben damit die Geistesbildung der Jugend und die Behauptung ihrer Würde in christlichem Wandel alle Einheit verliert, und zwecklos, ja, was noch mehr ist, eigentlich für die Jugend selbst und ihre Kreise verderblich wird. Durch diese Jugendgeschichte wünscht der Vf. hauptsächlich, die heranwachsende Jugend zu belehren, und alle kindlich glaubigen Christen zu erbauen. Wenn er aber damit den Zusatz verbindet: „Doch die Fortsetzung der Geschichte meines Lebens dürfte sich wohl nicht ganz für jene Leser eignen; das ist der zweyte Grund, der mich bestimmt hat, diesen ersten Theil meiner Selbstbiographie von dem folgenden zu trennen": so hält Rec. diese Trennung nicht für nöthig, weil alles, was vom Vf. vorgetragen wird, zur Warnung und Zurechtweisung dienen soll, und er kein Vernunfthasser, kein Finsterling, kein blosser Gefühlstheolog, sondern ein Freund des Lichts und der Wahrheit ist. Davon zeugt namentlich auch, was unter folgenden Rubriken vorkommt, und was dem Religionslehrer nicht minder als der Jugend grossen Nutzen gewähren wird: Der Eidschwur. Der innere Beruf zum geistlichen Stande. Abschied und Abgang zur hohen Schule. Der Umgang und sein Einfluss. Die Sprachen und Wissenschaften und der Einfluss ihres Studiums auf meine Bildung. Der Ruf und die Führung Gottes zur Busse. Der betende Greis. Abgang von der hohen Schule. Anhang. Schulzeugniss. Der angehende Prediger wird sich durch das Lesen dieser Schrift ermuntert fühlen, den Unterricht, welchen er den Confirmanden zu ertheilen hat, nicht nur mit frommem Eifer für die heilige Sache, sondern auch mit warmem Herzen zu geben, da man weiss, dass dieser so wichtige Unterricht in so manchen öffentlichen Lehranstalten immer noch nur oberflächlich ertheilt zu werden pflegt. Wir sehen daher der Fortsetzung dieses Werkes mit Vergnügen entgegen.

C. a. N.

Augsburg, in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung: *Anweisung zur gründlichen Erlernung der Schneiderkunst*, nebst einem vollkommenen (!?) Unterricht über *das Zuschneiden* aller Arten von Kleidungsstücken; einer genauen detaillirten Uebersicht des Ellenmasses in den verschiedenen Ländern und Städten, nebst Reducirung derselben gegen einander; einem tabellarischen Verzeichniss, welches dem Käufer und Verkäufer einen bestimmten Massstab an die Hand giebt, wie viel Stoff (Zeug) von jeglicher Breite zu irgend einem Kleidungsstücke nach den verschiedenen Grössen der Personen in Anwendung kömmt (*gebraucht wird*). Es (*Sie*) enthält ferner: das Massnehmen nach dem Finger; die detaillirte (*umständliche*) Beschreibung einer Zuschneidmaschine nach (*von*) eigener Erfindung; und (*einen*) Unterricht über das Netzen und die Decatirung des Tuches. Ein unentbehrliches Hülfsbuch für Schneider und Nichtschneider (*Nichtprofessionisten*), von *F. B. Niedergesees*, Schneidermeister in Augsburg. Mit 2 Steinabdrücken in Folio. 1830. V u. 56 S. gr. 8. in Umschlag. (18 gr.)

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, dass die mächtig wirkende Aufklärung uns auch die sogenannten Handwerksgeheimnisse verdrängen hilft; es ist aber doppelt lobenswerth, wenn ein Mann vom Fach sie nicht bloss enthüllt, sondern auch Besseres und diess nur aus eigener vielfach erprobter Erfahrung bietet, wie solches bey dem Vf. nach dessen Versicherung der Fall ist, wenn auch die Schreibart — wie schon der Titel zeigt, nicht rein ist. Doch das kann man schon übersehen, wenn nur die Sache gut ist. Dass aber der Vf. seine Kunst (eigentlich Handwerk!) für nichts Kleines erachtet, geht aus folgenden Anfangsworten seines Werks hervor: „Es liegt in der Natur der Sache, dass — obgleich manche dafür halten, das Kleidermachen beruhe überhaupt auf mechanischen Fertigkeiten — es von einem jeden Schneider, er mag sich der Manns- oder Frauen-Arbeit widmen, mit Recht gefodert werden könne, dass er wenigstens die Anfangsgründe der Planzeichnung sich eigen gemacht haben müsse, wenn er auf den Namen eines Meisters auf irgend eine Weise Anspruch machen will." — Das wird freylich manchen, der sich Meister nennen lässt, gar wunderbar dünken, und wohl möchte unter hunderten nicht einer wissen, was Planzeichnung für ein Ding ist. — Die bisherige Methode, nur nach sogenannten Patronen zu arbeiten, wird scharf getadelt und nachgewiesen, warum dadurch so Vieles verpfuscht wird, auch überhaupt mancher Handwerksmissbrauch gerügt. Als Typus alles Zuschneidens und zugleich „als Kennzeichen eines gründlich unterrichteten Zuschneiders" wird die Aermelweste genannt, welche ohne Wattirung u. s. w. mit einem Worte gut sitzen muss. Dann wird das Zuschneiden des Fracks gelehrt. Statt „*Gesees*" muss hier *Gesäss* ge-

hen, sowie *der* Schoss statt „*die* Schoss“ im folgenden Abschnitt, von den Beinkleidern nicht „*Pantallons*“, sondern *Pantalons*. Im vierten Abschnitt wird von der Eintheilung (des Zeugs) im (beym) Schneiden der Ueberröcke, „Fräcke“ (*Fracks*) und Pantalons gehandelt. Der fünfte lehrt das Zuschneiden der Uniformen und Mäntel. Dann folgt die Uebersicht der Ellenmasse und deren Reducirung auf den Pariser Stab, der zu vier Schuhen oder 426 französischen Linien angenommen wird, die meisten oder doch die gangbarsten nach des Vfs. eigenen Erfahrungen, „nicht aus Büchern“ genommen. Wenn wir nicht irren, hatte man aber vor der Revolution in Paris dreyerley Ellen, zu Seidenwaaren von 528 — zu Tuch von 526, zu Leinwand von 524 Linien Länge. Da nun der Vf. z. B. bey Venedig die Elle für *wollene* Waaren richtig zu 295 (eigentlich 295°) Pariser Linien angiebt, so geht daraus hervor, dass 426 ein Druckfehler ist, deren sich viele in dem Buche finden, wodurch namentlich hinsichtlich der Masse grosse Irrthümer entstehen müssen. — In der Einleitung zum 6ten Abschnitt, welcher angiebt, wie viel Zeug von bestimmter Breite man für eine Person von bestimmter Grösse brauche, wird der gewöhnliche Irrthum gerügt, als ob diese Rechnung nur eine einfache Reduction sey; denn es sey „bey der grössten Genauigkeit unmöglich, einen schmalen (Stoff) auf eine gleich nützliche Weise (wegen der mehreren Abfälle) zu schneiden, wie einen breiten, ein mittelbreiter hat wieder andere Verhältnisse.“ — Im siebenten Abschnitt wird das Massnehmen nach dem Finger gelehrt, eine Erfindung des Vfs. An Personen, die grobe Handarbeit zu verrichten haben, kann man dieses Mass nicht nehmen; wir möchten behaupten, dass es überhaupt bey nicht regelmässig gebildeten Personen trügen müsse. Der Mittelfinger der linken Hand wird gemessen; ist die Länge z. B. 52 Linien, so misst die Person vom Scheitel bis Fusssohle 4 Fuss 6 Zoll u. s. w. Die Weite, in der Mitte des ersten Gelenks 30 Linien, giebt an der Brust 2 Fuss 2 Zoll, Unterleib 2 Fuss 1 Zoll u. s. w. Diess trügt gewiss!? Die im 8ten Abschnitt beschriebene Zuschneidmaschine passt nur für Fabriken, und ward im Grossen noch nicht ausgeführt, im Modell aber bewährt gefunden. — Der zehnte Abschnitt handelt vom Netzen und Decatiren, und einem neuen vortheilhaften Verfahren des Netzens, welches das Decatiren ersetzt.

Nach diesen Mittheilungen wird sich ergeben, dass der Vf. für sein Werkchen allen Dank verdiene, dass aber auch die Auffoderung an ihn ergehen müsse, bey einer zweyten Auflage sein auf dem Titel gegebenes Versprechen besser zu erfüllen, denn die Frauen- und Kinder-Kleider sind ganz übergangen. Wir trauen ihm aber soviel Kenntniss der *Schneider-Anatomie* zu, dass wir voraussetzen, er wisse, wie sehr der menschliche Körper mit den Jahren sich verändert. Die Verbesserung der Druckfehler, namentlich in den Tabellen, mag er sich ernstlich angelegen seyn lassen.

Tchn.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Leipzig*, b. Wienbrack: *Der scharfsinnige Kopfrechner*, oder *Aufgaben zum Kopfrechnen für Stadt- und Land-Schulen (?)*. Von *J. A. Haferkorn*, Schullehrer in Sitzenroda. Erster Theil. Enthaltend Aufgaben zum Kopfrechnen. Zweyter Theil. Enthaltend Erläuterung (en) zu den Aufgaben zum Kopfrechnen. 1830. Zusammen 96 S. 8. (6 gr.)

Ein Büchlein, das in der Schulwelt wahrscheinlich nicht bekannter werden wird, als Sitzenroda in der geographischen. Zwar ist der Vf. durch die dreymalige Auflage seines früher herausgegebenen Kopfrechners zur Herausgabe dieses *scharfsinnigen* Kopfrechners aufgemuntert worden; aber Rec. besorgt, dass der Ruhm des Vfs. durch diesen Comparativ von Kopfrechner keinen grossen Zusatz erhalten wird. Denn es gehört wohl nicht viel Scharfsinn dazu, 282 Aufgaben aus der niederen Algebra in trivialen Einkleidungen zusammenzustellen, die sich weder durch gute Ordnung, noch durch Correctheit auszeichnen. Trivial nennt Rec. die Einkleidungen, weil sie fast bloss in der Beybringung von Bauernnamen und kindischen Geschäften bestehen; uncorrect, weil sich zahlreiche Sprachfehler darin finden, z. B. die *Liebeln* statt *Liebelin*, und diess statt *Frau Liebel*. Wieviel *waren es Pflaumen?* statt: *Wieviel Pflaumen* u. s. w. — Wieviel Schock hatte er *erstlich*, statt: *anfangs* — Steiger *steuerte* (?) für seine Söhne ein Lotterieloos, und vieles Aehnliche. Uncorrect nennen wir auch überflüssige und folglich leicht irre leitende Bestimmungen der Aufgaben, z. B. 257: „Das Alter einer Familie .... machte zusammen 100 Jahr (e). Das Alter der Tochter war noch einmal so gross als das ihres jüngsten Bruders, und nur zweydrittelmal so gross, als das älter des älteren Bruders; und das Alter der Mutter war so gross, als das Alter aller 3 Kinder und dreyviertelmal so gross, als das des Vaters; denn der Vater war 10 Jahr älter als die Mutter und achtmal so alt als sein jüngster Sohn.“ Die letzten Bedingungen sind bloss Folgerungen, und könnten allenfalls als Probe dienen. — Gut geordnet können wir die Aufgaben nicht nennen, da die Ordnung derselben eine ganz willkührliche ist, und das ganze Büchlein nennen wir übel geordnet, weil der Vf. die Erläuterungen und Auflösungen von den Aufgaben getrennt hat, während sie doch nur für Lehrer geschrieben sind, und weil er alle Auflösungen zweymal gegeben. Druck und Papier sind vorzüglicher als der Inhalt.

Ns.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1832.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Barth: *Allgemeine Hauschronik der Deutschen, oder ausführliche Erzählung der Begebenheiten, Thaten und Schicksale des deutschen Volks.* Verfasst zur Lehr und Lust für Leser aller Stände von Dr. *Rauschnick.* Erste Abtheilung: Aeltere Geschichte. XVI u. 288 S. Zweyte Abtheilung. XIV u. 579 S. 1829. 8. (3 Rthlr.)

Schon der Titel zeigt, dass die Anlage des Werks in *Johannes v. Müller's* Chronikenstil gemacht ist. Da aber der Vf. weniger als *Müller* in die schönen Wissenschaften abschweift, so bleibt sein Chronikenstil reiner. Er hat übrigens viel gelesen, und urtheilt mit Besonnenheit.

Abtheilung 1. Die ersten 6 Capitel reichen bis zum Könige Ariovist. Unsere Abstammung von den Scythen ist nicht unwahrscheinlich. Bis zum 14ten Capitel reichen Hermanns Kämpfe und Tod, während er Deutschland vom Römer-Joch errettete. Bey der geringen Masse der historischen Nachrichten enthalten die folgenden Capitel, bis zu Bonifacius Bekehrung der Norddeutschen zum Christenthum, (Cap. 29) von den Völkern, welche das jetzige Deutschland bewohnen, nur wenig; desto mehr aber von den ausgewanderten Franken und deren Thaten, der frechen Herrschaftsgier in beiden Geschlechtern der Merovinger, die das Heiligste dem Eigennutze opferte. Kein anderer Regentenstamm büsste so auffallend die Blutschuld seiner Ahnen in bedeutungslosen schwachsinnigen Nachkommen, die sich erst zu Puppen auf dem Thron und dann zu Mönchen herabwürdigen liessen, um von desto usurpatorischeren Reichshofmeistern (den Karolingern) verdrängt werden zu können. Sehr richtig ist die Bemerkung, dass die politische Anerkennung der Gnade Gottes statt der Gnade der Aristokratie, die sich Pipin erlaubte, weil er den Papst für zu fern und zu schwach hielt, um die eingeräumte Oberhoheit zu missbrauchen, den Thronen und den Völkern gleich verderblich geworden ist. Besser hätte Pipin für seine Franken gesorgt, wenn er den Einfluss der Macht der Kirche und der grossen Lehnsvasallen geschmälert, die Untrennbarkeit des Frankenreiches und die Amalgamirung der verschiedenen Nationen gesichert hätte. Aber schon in sehr frühen Zeiten hatte die Politik den Fehler, sich nicht mit grossem Blick um die Segnungen der Enkel zu bewerben; sondern sich nur aus augenblicklichen Nothfällen herauszuwickeln, welche gemeiniglich neue Verlegenheiten schufen. — Die Bekehrung der Deutschen zum Christenthum ist ganz nach geschichtlichen Vorgängen dargestellt. — Im 30sten Capitel stellt der Vf. die richtige Ansicht auf, dass der aus der Aristokratie der Franken hervortretende Pipin dem Eigennutze der Vasallen im königlichen Interesse, durch die März- und nachherigen Mai-Versammlungen des allgemeinen Volks, ein Gegengewicht gab; er benutzte also den Schutz der Demokratie wider den Ungehorsam der Aristokratie, eine Weisheit, die nicht allen Thronfolgern einleuchtete. — Im 31sten Capitel ist irrig angegeben, dass die Wagrier Holstein besassen; sie regierten nur ein Viertel desselben zwischen der Suentin und Trave, aber wahrscheinlich erst nach der Eroberung von ganz Holstein durch Karl den Grossen, der Wagrien den allürten Obotriten (einem Slavenstamm) liess, um die Sachsenmacht zu brechen. Es ist ferner ein Irrthum, dass Sachsen sehr öde war. Jedes Flussthal und jeder See der Gauen hatte sporadische Einwohner in jeder Mark, aber in den Marken war nur ein kleiner Theil angebauet, und dieser war fast immer der sandigere an den Flüssen, weil er leichter zu pflügen war. Ferner erbte ein Sohn im Lande der Sachsen die Wehre, das heisst die Grundstücke der Familie, die sich nach Frankenrecht darein theilten, daher war das Volk der Franken zahlreicher als jenes der Sachsen und früher zur Vervollkommnung des Landbaues gelangt; auch machten die Franken nicht so viele Raubzüge als die Sachsen ins Gebiet der Nachbaren, weil die Sachsen mehr unversorgte Jünglinge zählten, und ihren Boden nicht so kräftig als die Franken in Vegetation gesetzt hatten. Die Thätigkeit und der Einfluss der ersten christlichen Geistlichen sind sehr treu im Ganzen dargestellt. Der Gartenbau und die Teichfischerey der christlichen Geistlichen waren sehr lobenswerth; desto weniger leisteten sie im Feldbau, daher waren sie so gierig nach den Zehnten im Lande der Slaven, weil diese viel Getreide lieferten. Das 42ste Capitel schliesst mit dem Frieden von Verdun (543), der Deutschland und Frankreich völlig von einander trennte.

Zweyte Abtheilung. Cap. 1—6. Auch unter den deutschen Wahlkönigen verrieth die öftere Anfeindung in den Dynastien selbst die Rechtlosigkeit des Mittelalters. Freylich sucht der Eigennutz auch bey höherer Aufklärung das Recht zu umgehen, verfährt aber doch nur nach aufgelöseten Gesetzen der Staatsgesellschaft so

frevelhaft eigenmächtig als z. B. Napoleon. Gerade deswegen ist aber jede Anarchie so gefährlich, weil sie dem nachherigen Ordner zu viel Willkühr läſst, und diese zügelt sich nur bey sehr edeln Menschen. Dennoch giebt es jetzt Viele, welche aus Aerger über die unvollkommene neue Ordnung der Dinge einen Mann sehr hoch stellen, den nur eitler Ruhm und weder seine Vaterlands- noch Menschen-Liebe beseelte, der mit seiner Macht das Gröſste auf der Erde vollbringen konnte, und so wenige ihn überlebende Werke hinterlieſs! Deutschlands Könige hatten niemals eine Hauptstadt, und der Staat selbst nie eine so ausgeartete Adelsherrschaft und keine so schwerlastende Königsgewalt als Frankreich und England; er erhielt Herzöge, weil barbarische Völker den Norden und Osten stets durch Einfälle beunruhigten. Der erste König Ludwig I muſste im J. 843 einen Bauernaufstand in Sachsen wider Adel und Geistliche dämpfen. Die Raubzüge der Normannen waren die erste Ursache der vom Adel angelegten, den Bauernstand drückenden Burgen. Der Vertrag von Marsau (870) gab Deutschland Ostlothringen, welches, als Ludwig der Deutsche solches wieder abtrat, durch Erbschaft noch einmal an Deutschland fiel (875). Seine Söhne erlangten auch noch West-Lothringen. 911 erlosch der Stamm der Karolinger mit Ludwig dem Kinde. — Cap. 7 — 18 enthalten die schweren Kämpfe, die dem Könige Konrad I die Rechte der einzelnen Nationen, gepaart mit Eigennutz und Eifersucht der Groſsen wider den König und andere Volksstämme als den ihrigen, veranlaſsten. Die Einfälle kriegerischer Nachbaren, der Todeskampf des deutschen Freythums auf den Wehren mit dem immer weiter um sich greifenden Lehenthum, und die einseitige Aufklärung des christlichen Priesterthums, das nur einem fernen Obern gehorchen, einen Staat im Staat bilden, über die Laien herrschen und ohne Vaterlandsliebe und Familienzuneigung walten wollte, verbitterten dem Könige das Leben. Der gewiſs sehr rechtliche Monarch erfuhr, wie schwer es ihm als Grafen geworden war, das damalige deutsche, dem vormaligen Polen ähnliche Reich nach Recht und Billigkeit zu regieren, und empfahl auf seinem Todbette, zum Könige seinen persönlichen Feind, den Herzog Heinrich von Sachsen, zu wählen; was auch 920 geschah. Das erste groſse Werk dieses Monarchen war die häufige Anlegung ummauerter Städte, deren Bemannung zur Vertheidigung sich mit sorgfältigem Ackerbau und Gewerbesbetrieb nebenher ernährte, auſser den Naturallieferungen der Landleute. Sachsen schützte er dadurch vollkommen, aber weniger das übrige Deutschland, weil es in Stämmen abgetheilt, immer geneigt war, die besten Einrichtungen gemeiner Beschlüsse seiner Regierungen nur theilweise oder gar nicht zu vollziehen; er änderte die Waffenübungen der schweren Reiterey ab, damit sie der leichten Reiterey der Ungarn besser widerstehen könne; gründete durch Einfälle gezwungen ein Markgrafthum Nordsachsen und Schleswig als eine deutsche Militärgrenze mit Colonisationen aus Sachsen, brachte 933 den Ungarn eine Totalniederlage bey Merseburg bey, und starb 936. — Ihm folgte sein zweyter Sohn Otto I nach blutigen Familienkriegen, die fast seine ganze Regierung begleiteten. Fast alles, was in Deutschland und Italien von ihm gestiftet wurde, vernichtete die Zeit; aber auffallend bleibt, wie man in einer so frevelhaften Zeit sich einen Thron wünschen konnte. Sein Thronfolger und Sohn Otto II, dessen Krone so viel deutsches Blut kostete, starb in Italien; und sein Enkel Otto III gab sich dem griechisch byzantinischen Stolze hin, wodurch er das Zutrauen seines Volks entfernte. Der letzte des sächsischen Königstammes, Heinrich II, war gegen Verwandte seiner frommen Gemahlin und gegen die Kirche zu freygebig.

Cap. 19 — 45. Die Dynastie Konrad des Saliers, in welcher Konrad II die Erblichkeit des Lehenthums in dienender Art in Deutschland und in Italien durchsetzte, Heinrich III sein Sohn den Plan, die Erblichkeit der Kaiserwürde und die Nichterblichkeit der reichsständischen Aemter einzuführen, scheitern sah, und Heinrich IV die Willkühr seiner Jugendjahre im Alter aufgab, dagegen aber mit Undank von seinem aufrührerischen Sohn Heinrich V behandelt wurde, dessen Versuch zur Einführung einer allgemeinen Steuer miſslang, dagegen er der Belehnung der Geistlichen mit Ring und ihrer Wahl entsagen muſste, und die Belehnung ihrer Güter mit dem Scepter erhielt. Die Dynastie der Salier erlosch mit ihm 1125. Während solcher begann der Fanatismus der Kreuzfahrer und Judenmörder. Nur das Kreuzheer Gottfrieds von Bouillon, der Jerusalem eroberte, hielt treffliche Mannszucht. Der Haſs der abend- und morgenländischen Christen wider einander war fast allgemein, eben so der Haſs der Normannenfürsten in Unteritalien wider den flandrischen *Grafen Balduin*, Stifter des Fürstenthums Edessa. Ritterthum und Turniere entstanden. Die Sitten waren in den Städten sehr verwildert, selbst unter der Geistlichkeit. — Cap. 46. Lothar II Herzog der Sachsen gab als Kaiser die von Heinrich V erfochtene Unabhängigkeit vom päpstlichen Stuhl auf, und seine einzige Tochter Gertrude dem Herzog Heinrich; er schadete übrigens seinem Reiche durch Anfeindung der mächtigen Hohenstaufen. — Cap. 47 — 63. Thronbesteigung Konrads III aus dem Hause Hohenstaufen und dessen Fehde mit Heinrich, Herzog von Sachsen und Baiern. Unter dem Neffen Kaiser Friedrich I erfolgte Heinrich des Löwen Achtserklärung und Auflösung der beiden groſsen Herzogthümer und der Vertrag mit den lombardischen Städten über die Rechte des Kaisers, welcher das römische Recht, weil es die absolute Monarchie förderte, in Italien ausdrücklich wieder einführte, und indirect zur Einführung in Deutschland manche Vorbereitung traf, was die Sammlung mancher deutscher Rechtsbücher veranlaſste, die man gern erhalten wollte. Sein Sohn, Kaiser Heinrich VI, erbte durch seine Gemahlin Unteritalien, regierte in Italien strenge, in Deutschland milde. Dessen Bruder und Thronerbe Philipp regierte nur bis 1208. — Cap. 64. Gegenkaiser Otto IV. Heinrich des Löwen Sohn war nach verlorener Schlacht bey Bovines wider die Franzosen ohne Ansehen und starb 1218. — Cap. 65 — 81. Friedrich II, Heinrichs V Sohn, wurde 1215 als Gegenkaiser in Aachen gekrönt. Da er

meistens in Italien lebte, so herrschte manche Fehde in Deutschland, und sein Kreuzzug nach Palästina war merkwürdig durch die Verrätherey, welche von der Geistlichkeit selbst ausging. Im Jahre 1220 erlangten die geistlichen, 1231 die weltlichen Reichsfürsten die Landeshoheit, letztes durch den römischen König Heinrich, welches Statut der Kaiser 1232 zu Udine bestätigte. Zum Schaden des Kaisers war er kein Freund freyer Reichsstädte. Auch er erlebte von seinem Sohne und römischen Könige Heinrich Aufruhr. Der Vater liess den Sohn verhaften, der nach 7 Jahren in der Gefangenschaft starb, nachdem er der Königswürde entsetzt worden war. Der blutige Sieg der Mongolen bey Liegnitz 1241 zwang dennoch die Sieger wegen sehr grossen Verlustes zur Rückkehr. Anstössig war der Christenheit die offene Fehde des Kaisers und der Päpste, die sich auch der unedelsten verbrecherischen Mittel wider ihren Feind bedienten, auch dass der mächtige Kaiser sich vor allem in Italien festsetzen wollte. Er starb 1250 und sein Sohn Konrad 1251, in seinem Erbkönigreiche, mit Hinterlassung des zweyjährigen Konradin. Dieser fiel unter dem Beil des Henkers 1268 zu Neapel mit seinem Freunde, Herzog Friedrich von Oesterreich. So erlosch das Haus Hohenstaufen. Die noch von Konradin nicht verkauften Familiengüter in Schwaben fielen an die Häuser Habsburg und Würtemberg (Beutelsbach). Die Reichsstädte behaupteten, wie die Ritterschaft in Schwaben und Franken, ihre Unmittelbarkeit. Fast wider Willen der Hohenstaufischen Kaiser blüheten die Städte auf, ihre Freyheit und ihr Gilden- und Zunft-Wesen hätten sie ohne viele äussere Fehden und Zwietracht im Inneren noch weiter geführt. Seit 1241 trat der Bund der Hansa ins Leben, der bis zu 81 Städten anwuchs, und um eben diese Zeit der rheinische Bund, der über 70 Städte zählte. — Cap. 82. Wahre Anarchie herrschte nach Friedrichs II Tode in Deutschland während des Zwischenreichs; jeder mächtige Reichsstand riss die noch vorhandenen Krongüter an sich. Den König Wilhelm von Holland erschlugen die Friesen 1256. Ihm folgte Herzog Richard von Cornwall 1257, st. 1272, ohne im Reiche viele Macht zu besitzen, welche der Gegenkaiser Alphons König von Kastilien noch weniger besass. — Cap. 83 — 85. 1273 wählten die Kurfürsten mit Ausnahme des Königs von Böhmen Grafen Rudolf von Habsburg zum König der Deutschen, der 1283 seinen Sohn Albrecht mit Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain belehnte, und den Landfrieden herstellte, dagegen sich um Italien wenig bekümmerte, das er nicht betrat. Cap. 86 — 91. Ihm folgte Graf Adolf von Nassau, den der Gegenkönig Herzog Albrecht von Oesterreich 1298 bey Gelheim tödtete. Unter dem letzten, der die Schweizer Edelleute und Bauern nicht bewegen konnte, ihre reichsunmittelbaren Verhältnisse aufzugeben, und sich Oesterreich zu unterwerfen, entstanden die Schweizer-Unruhen, welche später das Haus Habsburg um seine dortigen Lehn- und Erb-Güter brachten. In deutschen Angelegenheiten änderten er und sein Nachfolger Heinrich VII aus dem Hause Luxemburg sehr wenig. Letzter wollte vergebens die Kaisermacht in Italien herstellen, und starb dort, wahrscheinlich vergiftet, 1313 im Kloster Buonconvento. Fehden herrschten in Deutschland, während Herzog Otto von Niederbaiern seinen meisten Edelleuten, Geistlichen und Städten die niedere Gerichtsbarkeit über ihre Güter und Landsassen verkaufte. Diese trieben aber die Kaufgelder von den Hintersassen, obgleich sie dadurch an Freyheit verloren, bey. So verbreitete sich die Hörigkeit immer weiter. — Cap. 92. Zwey Könige, Friedrich Herzog von Oesterreich, und Ludwig, Herzog von Niederbaiern, traten gegen einander auf und kriegten 7 Jahre. Beide waren sehr edle Fürsten, doch Friedrich wohl der edlere; denn in der Vermehrung der Dotationen seines Stammes zeigte sich Ludwig eigennützig. Durch Kabalen des Papstes und Königs Johann von Böhmen wählten die mit Ludwig unzufriedenen Kurfürsten 1346 den Markgrafen Karl von Mähren zum Gegenkönig. Aber vor dem Ausbruch einer Fehde mit Karln starb er 1347, wahrscheinlich an Gift. Ludwigs sämtliche Erwerbungen für sein Haus gingen binnen einem Jahrhundert wieder verloren. Die Ruchlosigkeit der Sitten und die öfteren Streitigkeiten der Patricier und Stadträthe wider die Gemeinden waren empörend. — Nach Ludwigs Tode und des Grafen Günther von Schwarzburg Rücktritt von der Königswürde, die ihm eine Partey ertheilt hatte, regierte Karl IV ruhig, vergrösserte seine Hausmacht, gab die goldne Bulle, wodurch die Kurfürsten grosse Macht erlangten. — Sein Sohn Wenzel regierte Deutschland so eigennützig als sein Vater, und Böhmen nicht so gut als dieser. Die Kurfürsten setzten ihn im J. 1400 ab, und erwählten statt seiner den Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz zum Kaiser. Beide thaten wenig Gutes als Regenten, Ruprecht wegen seiner geringen Macht und Wenzel aus Fahrlässigkeit. Ruprecht starb 1410. Wenzel bestätigte 1387 den Bund der fränkisch-schwäbischen Städte, und hob solchen 1389 auf. Weil wegen einer Umänderung der National-Stimmen die deutschen Studirenden in Prag sich verletzt glaubten, auch unter den Böhmen Wickleffs Lehren Beyfall fanden, aber nicht unter den Deutschen, so wanderten die letzten nach der 1409 vom Markgrafen Friedrich dem Streitbaren errichteten Leipziger Universität von Prag aus. Nach Ruprechts Tode blieb ein Theil der Reichsstände dem Könige Wenzel gehorsam; ein anderer wählte König Sigismund in Ungarn und ein dritter den Markgrafen Jodocus von Mähren. Als letzter 1411 starb, wählten die Kurfürsten Sigismund einstimmig zum Könige. Damals hatte die Kirche zu gleicher Zeit drey Päpste. Daher gelang dem Kaiser die Eröffnung der Kostnitzer Kirchenversammlung 1414. In und selbst ausser Westphalen wütheten die Vehmgerichte, welche die spätere Aufklärung ihrer Missbräuche halber vernichtete. Im J. 1417 erlangte der Burggraf Friedrich von Nürnberg die Belehnung mit der Mark Brandenburg gegen 400,000 Goldgulden. Schon vor Wenzels Tode 1419 begannen die Hussitenkriege, da die Hussiten dem Kaiser Sigismund den Gehorsam aufsagten. Erst 1436 gelangte der Kaiser zum ruhigen Besitz von Böhmen, und starb im folgenden Jahre zu

Znaym; mit ihm erlosch das Haus der Luxemburgschen Kaiser. Unter diesen erhoben sich besonders die Häuser Brandenburg, Sachsen und Oesterreich; es stieg die Macht der deutschen Landstände, weil die Fürsten die glänzende Hofhaltung, die Landesbedürfnisse und Söldner ihrer Kriege aus den Domänen und Regalien nicht mehr bestreiten konnten, und daher von den Landständen Steuern sich bewilligen liessen. Dennoch stieg die Macht der Landesherren. Die Rechtspflege wurde regelmässiger, aber die Fehden der Fürsten und Städte verschwanden nicht. — Cap. 111—125. Nach Sigismund bestieg Albrecht II, Herzog von Oesterreich, den deutschen Königsthron, starb aber schon 1439. Seine Gemahlin gebar nach seinem Tode einen Sohn Ladislaus: die Kurfürsten wählten nun den Herzog Friedrich von Oesterreich zum deutschen König. Er schadete dem Reiche, als er die Armagnacs aus Frankreich zur Hülfe wider die Schweizer berief, und 1448 zu Wien mit dem Papst ein nachtheiliges Concordat schloss, statt sich der muthigen Baseler Kirchenversammlung anzuschliessen, Die deutschen Reichsstädte vereinigten sich häufig wider die oft fehdelustigen Fürsten; und da diese theils uneinig waren, theils sich durch die Landestheilungen schwächten, so waren die Städte oft die Sieger. Die Buchdruckerkunst kam in Uebung und verbreitete sich schnell. Der deutsche Orden in Preussen verlor an Polen in Kriegen sein westliches Gebiet als einen Freystaat durch den preussischen Bund, und musste das östliche von Polen zu Lehn nehmen im Thorner Frieden von 1466. Friedrich III war der letzte in Rom gekrönte Kaiser. 1453 am 29sten Mai eroberten die Türken Constantinopel, weil das christliche Abendland das duldete. Eigenmächtig verfuhr Herzog Karl der Kühne von Burgund, und fiel 1477 in der Schlacht bey Nancy wider die Schweizer mit Hinterlassung seiner Tochter Maria. Frankreich ergriff Besitz vom Herzogthum Burgund, und war geneigt, noch mehr in Anspruch zu nehmen. Am 20sten August 1477 erfolgte ihre Vermählung mit dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich, und die reiche burgundische Erbschaft fiel an den Stamm der Habsburger. Der König starb 1493, und Kaiser Maximilian I war sein Nachfolger. Er gründete endlich einen ewigen Landfrieden und zugleich das Reichskammergericht 1495, sowie 1501 den Reichshofrath. Durch des Erzherzogs Sigismund Tod 1496 vereinigte Maximilian alle österreichischen Erblande und selbst Tyrol mit einander; aber er musste die Unabhängigkeit der Schweiz im Baseler Frieden von 1499 anerkennen. Der Bauernaufruhr im J. 1501 wurde blutig unterdrückt, die Landshut-Baierische Erbfolge Herzogs Georg 1507 verglichen; 1512 wurde Deutschland in 10 Kreise getheilt. Unter seiner Regierung wurden die besoldeten Krieger eingeführt, das Ansehen der Kaiser war gesunken, dagegen das der Kurfürsten und der Landstände in den deutschen Landen durch Steuerbewilligung und andere Vorrechte fortgehend gestiegen. Doch sahen die Reichsstände häufig die gegen den Kaiser gewonnene Macht im Verhältniss zu ihren Landständen wieder geschmälert. Konnten nun die kleinen Fürsten ihre Hörigen nicht mehr beliebig zu Angriffsfehden aufbieten, und keine Söldner bezahlen, so mussten die Fehden auch ohne Stiftung des ewigen Landfriedens aufhören. Mit der Macht des Kaisers sank auch die päpstliche Obermacht in Deutschland. Die Gottesurtheile verschwanden am Schlusse des Mittelalters, und das römische Recht kam immer mehr in Gebrauch mit seinen Vorzügen und Nachtheilen. Die rohe Sitte und Lebensweise verschwand, aber auch die Einfachheit unserer Vorfahren. Die Turniere und geräuschvollen Feste des Adels und der Fürsten hörten auf. Man lebte im Reichthum stiller, bequemer und behaglicher bey der Jagd und im Trunke, und beförderte Künste und Wissenschaften. Der gelehrte Stand gelangte zu Ansehen, deswegen widmete sich der Adel solchem zugleich mit dem Bürgerstande, und sie verdrängten die Geistlichen aus hohen Aemtern. Mathematik und Astrologie wurden sehr geschätzt. Der deutsche Handel und Gewerbe blüheten ungemein, und wurde seit 1506 durch die Posten unterstützt. Ackerbau und Weinbau wurden mit Umsicht betrieben. Doch gab es in unserem nördlichen Vaterlande und in Baiern noch viele Wüsten. Der Bergbau der Böhmen und Sachsen fing schon an abzunehmen.

Beide Bände schliessen mit einer Zeittafel, einem Verzeichniss der benutzten Schriften und mit einem Namenindex. Das Buch verdient den bisherigen Beyfall des Publicums.

R.

KURZE ANZEIGEN.

CHEMIE. *Kopenhagen*, b. dem Verfasser: *Veiledning til at foretage chemiske Analyser* (Anleitung, chemische Analysen zu unternehmen). Von Dr. *J. G. Burman Becker.* 1828. 110 S. 8. (12 gr.)

Die Abhandlung ist in zwey Abschnitte getheilt: im ersten wird die qualitative, im zweyten die quantitative Analyse der verschiedenen Substanzen angeführt. Die Chemiker, welche der Vf. benutzt hat, sind: *Berzelius, Stromeyer, Rose, Du Menil, Fischer, Philips* und *Arfvedson.* Wird man auch nichts Neues hier suchen, so ist doch die Arbeit als gelungen zu betrachten; nur wäre zu wünschen gewesen, der Vf. hätte nicht mehrere Kunstwörter gebraucht, die bis dahin kein Bürgerrecht in der dänischen Sprache gewonnen haben, und die schwerlich denjenigen, denen das Buch bestimmt ist, verständlich seyn möchten. Die auch sonst gut ausgestattete und mit einer netten Kupfertafel versehene Schrift ist dem berühmten Physiker, dem Oberkammerherrn Hn. v. *Hauch*, zugeeignet.

N. J. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

NATURWISSENSCHAFT.

München, in Comm. b. Lindauer: *Lieblingsobjecte im Felde der Naturforschung.* Versuche in kleinen Aufsätzen von Dr. *Fr. P. Gruithuisen.* 1817. 144 S. gr. 8. (16 gr.)

Diese Schrift, die nicht so bekannt worden zu seyn scheint, als sie es in der That verdient, enthält folgende Abhandlungen: I. *Die Weltschöpfung ist noch nicht vollendet.* S. 1—8. II. *Von den Geschichtsspuren der Anfänge des Menschengeschlechts.* S. 8—60. Gehören eigentlich zusammen. An sich nicht neu, aber wichtig gerade für diese Zeit, in welcher man geneigt scheint, die Geltung der historischen (menschengeschichtlichen) Daten, oder der Tradition, in manchen Stücken zu überschätzen. *Gruithuisen* beweist, dass die Tradition über das Alter und die Bildungsgeschichte des Menschengeschlechts weder so viel aussagt, noch aussagen kann, als die Physik, indem sie auf Denkmäler und ihre Verhältnisse zum Ganzen, sowie zu einander, hinweist. Nicht nur die Erde führt in den Lagern von Versteinerungen, die sie enthält, auf frühere Epochen zurück, in denen andere organische Generationen herrschten; es giebt auch in allen Welttheilen menschliche Denkmäler einer Zeit, die über unsere Geschichte, ja über eine auszusprechende Zeitrechnung, hinausreichen. Das steinerne Denkmal zu Tornea in Lappland, dessen *Maupertuis* erwähnt, — der Seehafen mit eisernen Ringen zum Anhängen der Schiffe im Bergwerke Fahlun in Schweden (nach *Justi*), — Schiffsanker in den schwedischen Gebirgen, — beym Graben des Bromberger Kanals, in Indien, — 20 Fuss tief unter der Erde, — beym Bau der von der See entlegenen Stadt Ancyra in Phrygien u. s. w.; — Ruinen in der arabischen Wüste; — die ungeheueren, auf grosse technische Cultur und Kraft hindeutenden Arbeiten auf Ceylon, in Indien, in Aegypten; — Inschriften, deren Schriftzüge nirgends mehr gefunden werden, Pyramiden am Flusse Tzulim in einer Steppe ohne Spur eines Steinbruchs, — ganz vermoderte Menschenschädel in den Gräbern von Abakan (nach *Pallas*); da doch menschliche Gebeine, erwiesener Massen, über 2000 Jahre unvermodert sich erhalten können, — Ruinen im südlichen Afrika, — ein mit Ziegeln gemauerter Brunnen, 20 Fuss tief unter der Erde, beym Bau einer Stadt am Delaware in Amerika aufgegraben, — *Humboldts* Entdeckungen in Südamerika; — ähnliche Ueberreste auch in Polynesien, — keine Geschichte reicht dahin, und die Zeit, welche die Erde brauchte, solche Denkmäler so tief mit Erde zu decken, ist, wie sich aus dem langsamen Fortgange der Bildung der Erdoberfläche schliessen lässt, eben so unermesslich, als die, welche das Menschengeschlecht brauchte, bis es sich zu der Stufe der Cultur erhob, die solche Denkmäler und die Idee derselben erzeugen konnte. Es gilt also auch von der ältesten Menschengeschichte, was sich von der Geschichte der Gebirge und ihrer fossilen, organischen Ueberreste sagen lässt: „Wer vermöchte es wohl während seines ganzen Lebens nur die Zahl der Muscheln und Austern, die in der von Philadelphia an bis Florida, und von dem östlichen Meeresufer in Nordamerika bis an den östlichen Fuss der Aleghany — und Apalachischen Gebirge sich erstreckenden Muschelbank liegen, auszusprechen?" — Auf ähnliche Resultate führt die Betrachtung der Stalactitenbildung, deren Ringe der Vf. scharfsinnig den Jahrringen der Bäume vergleicht. Sie zeigen eine mehr contrahirte (dichtere) und eine lockere Hälfte, wie das Jahr in Sommer und Winter offenbar entgegengesetzte Schöpfungsperioden hervorbildet. Schon bey 5—6 Zoll Dicke über 200 Ringe. Wie viele also wohl bey Säulen, die 4 Mann nicht umklaftern können, und von 40 Fuss Höhe, wie in der Feengrotte in Languedoc? (Denn auch die Höhe kommt in Anschlag, und die zunehmende Dicke bey gleicher Wassermenge, die herabrinnt, vermindert den Jahrwuchs.) Man steht immer wieder an einer nicht auszusprechenden und nicht zu berechnenden Zahl, obgleich der Vf. behauptet: „Er wolle den Tag herausbringen, an welchem der erste incrustirende Tropfen auf den Leichnam des ersten Menschen gefallen wäre, fände er ihn in einem Tropfstein." Und darin hat er auch gewiss Recht, vorausgesetzt, dass er die letzten (äussersten) Ringe unterscheiden und vor Verlauf seines Lebens mit Abzählen fertig werden könne; denn ob die Ringe Jahre bedeuten, darüber kann die Erfahrung Gewissheit schaffen. Man sollte in Tropfsteinhöhlen experimentiren.

Wie unterhaltend ist es aber nicht, der Erfahrung auf solchen Wegen bis dahin zu folgen, wo sie die höchste Idee mit einem: Wenn (welches wir = — Endlichkeit setzen müssen) als absolut erweislich ausspricht! Man denke sich nun einen jener Urmenschen aus Kobi, wie er, nach dem Standpuncte, den wir

eben genommen, — ein wilder Höhlenbewohner, sterbend der Kern einer Tropfsteinsäule geworden, und wir haben das schönste Sinnbild einer Chronologie des Menschengeschlechts nach rein kosmischen Zählungen. Wie nun die Erfahrung den Menschen als fingirten Kern der alten Säule in den dunklen Mittelpunct hineinzählt: eben so fühlt sie sich getrieben, ihn aus dem Tode wieder durch die Anschauung des fortgehenden Schaffens der Welt herauszuwickeln; daher der Satz: „Das Werden des Thiers im Mutterleibe gleicht dem des Thieres überhaupt" (der Mensch bleibt noch schonend im Hinterhalte). Ueber die Vergleichungstafel: 1) Infusorienbläschen im Wasser. 1) Bläschen im flüssigen Ey. — 2) Polypen; gleichartig, beweglich, ohne Muskelfasern, 2) Punctum saliens, ohne Nerv- und Muskelfaser beweglich (?); — 3) Würmer, Schaalthiere, Krustenthiere, mit Muskel, Nerv, Kreislauf, Verdauungsorganen und einigen Sinnen, 3) gleichgültige Bildung dieser Organe im Ey am dritten Tage; 4) Fische: Gehirn, inneres Knochensystem, höhere Vollkommenheit der anderen Organe, 4) Hühnchen von 9 bis 15 Tagen; — 5) Amphibien und Centaceen, mit Lungen, 5) der Vogel zwitschert im aufgepickten Ey, geht aus dem Wasser heraus; 6) Amphibien und Säugthiere, die in der Luft leben, Vögel, Thiere mit Hufen, Klauen, Flügeln, Händen, 6) der Vogel kriecht aus dem Ey; — über diese Vergleichungstafel bey einer anderen Gelegenheit. Die Insecten fehlen, die Amphibien können nicht wieder bey 6 stehen, obgleich nicht alle im Wasser leben können. Aber scharfsinnig sind nun Belege gehäuft für die Folgerung, dass, wie das Thier im Ey aus dem Feuchten ans Trockene heraufsteigt, so auch zeitlich und äusserlich die Thierheit aus dem Wasser ans Land hervorgegangen sey, und noch weiter hervorgehen werde, so dass, um es gleich in einem Beyspiel deutlich zu machen, der Seehund im Baikalsee, falls dieser austrocknen sollte, nicht etwa durch den Jenissey ins saure und kalte Eismeer wandern, sondern lieber, das Land gewohnend, sich, wie die Otter und Biber, nur neben Flüssen aufhalten und mit den Hinterfüssen zu gehen von Generation zu Generation immer wirksamer versuchen werde. Hier wird es sehr anschaulich, wie jede unter Zeitbedingungen gestellte Idee am Ziel auf Widersprüche stösst, oder zu Postulaten gezwungen wird, die weit schwerer zuzugestehen sind, als wenn das speculative Denken sich einfallen liesse, von seinen Gegnern zu verlangen, dass sie ihm seine absoluten Principien vorläufig einräumen sollten. Wir wollen sehr gern zugestehen, dass des Bibers Schwanz noch etwas vom Fisch sey, wie der Zerkarien-Schweif, nach *Nitsch's* schöner Bemerkung, ein ganzer Vibrio am Leib eines Distoma, aber *als* Biberschwanz ist er, seiner Idee nach, uranfänglich über dem Wasser, und war gewiss nie mehr Fisch, als er es jetzt noch ist; denn die Idee der Metamorphose hält alles, was sie unter sich begreift, durch dieses Begriffenseyn zugleich fest, und die Empirie wird nie vor Excentricität sicher seyn, so lange sie sich nicht dieser ewigen Schranke einer unendlichen Wandelbarkeit klar bewusst ist. Dann erst kann und darf sie kühn mit ihren Combinationen schalten, und den Witz spielen lassen. Zu solchen prophetischen Anspielungen des Witzes rechnen wir die Erwähnung des Fisches Sambia auf Amboina, der mit den 4 unteren Flossen auf dem Sande umherläuft, sich zähmen lässt, und seinem Herrn nachfolgt, — des Monitors, der nach älteren Nachrichten im Wasser lebte, und jetzt das Land bewohnt, — des amerikanischen Crocodils, das in dem austrocknenden Schlamme der amerikanischen Gebirge Sommerschlaf hält, — der natürlichen Metamorphosen niederer Thiere. Auch an die Vergangenheit wird erinnert: „Noch jetzt suchen die wiederkäuenden Thiere die Säure des Meersalzes, welches aus dem Urwasser herstammt, mit Begierde auf (S. 53). Wie gerne badet sich der Vogel, das Pferd u. s. w. Wie stark ist nicht die Fressbegierde der Katze, des weisskopfigen Adlers u. a. nach Fischen, ob sie gleich das Fischfangen nicht mehr verstehen! — Jene menschenähnlichen, *zahmen, zuthunlichen* Thiere, die glaubwürdige Personen schon in allen Meeren sahen, haben vielleicht, in menschlicher Anlage, der Fischnatur ihr Hintertheil nur noch nicht entreissen können." „So vermag die Natur ihre Möglichkeit in Wirklichkeit zu verwandeln, aber sie lässt sich Zeit dazu, und schont ihrer eigenen Bildungen nicht: es lässt sich behaupten, dass in der Urwelt tausendmal mehr Generationen von Arten und Gattungen organisirter Geschöpfe erloschen sind, als gegenwärtig noch auf der Erde leben und vegetiren."

Auch die Furcht vor gewaltigen und immer wiederkehrenden Räubern soll wohl manchen Wasservogel zum Landvogel gemacht haben. (S. 55. Anmerk.)

Wir haben diese Abhandlung etwas weitläuftig behandelt, um Thatsachen nicht gerechtet, ob sie wahr oder falsch seyn mögen, und auch die gefälligen Gründe der Metamorphose, deren diese Methode zu schliessen bedarf, nicht unberührt gelassen, um den Geist, in welchem diese Abhandlungen geschrieben sind, zu zeigen. Niemand wird leugnen, dass hier auch das Paradox-Scheinende bey näherer Betrachtung tieferen Sinn hat, oder doch sehr beziehungsvoll auf die grosse Idee der zeitlichen Metamorphose, die hier versinnlicht werden soll, anspielt, so, dass man nur das Zeitliche recht zu deuten braucht, um sich einer klaren Einheit anschaulich bewusst zu werden.

II. *Kleine kritische Registratur der Vorurtheile in der Wissenschaft.* Unbedeutend. Ueber Mesmerismus schief, obgleich treffend für manche Anhänger desselben. IV. *Ueber die Elkysmometrie, als neuem* (neuen) *Zweig* (der) *für die Landescultur höchst wichtigen Meteorologie.* S. 69—98. Enthält sinnreich ausgedachte Pendel und andere Werkzeuge, um die kleinsten Störungen der planetarischen Erdbewegung zu beobachten, und leidet keinen Auszug. Die sehr grosse Reizbarkeit solcher Instrumente, die selbst die Störungen durch Mars, Jupiter und Saturn anzugeben im Stande wären, wird nicht allein ihren Gebrauch schwierig, sondern die Resultate, bey ihrer Subtilität, immer zugleich auch schwankend machen. Doch wünschten wir sehr, Reihen solcher Beobachtungen zu erleben, die gewiss für die Physiologie der Erde von

fruchtbaren Folgen seyn werden. Bey den vorausgeschickten Sätzen über die Beschleunigung und Hemmung der Bahnbewegung der Erde durch die Axendrehung sind die Abstände eines Puncts der Oberfläche vom Mittelpunct der Schwere nicht in Anschlag gebracht, wodurch die Voraussetzungen der Resultate der Pendelversuche bedeutend modificirt werden dürften. V. *Ueber den Werth einer guten Witterungskunde.* Sollte vielmehr heissen: Empfehlung der Witterungskunde bey den Grossen und Mächtigen der Erde, die Geld für grosse Versuche hingeben und von den Resultaten Gewinn hoffen können. An *Lavoisier* wird einnert und auf die Wichtigkeit chemischer Erforschung der atmosphärischen Zustände für die Vorhersagung kleinerer und beschränkter Veränderungen der Witterung aufmerksam gemacht. (S. 99 — 103.) — VI. *Ueber die Proteusartigkeit des Begriffes von Kraft und seine Festhaltung.* Eine Rhapsodie. S. 104 — 106. Kraft ist *allenthalbige, selbstwiderstehende Thätigkeit.* Man wird nichts gegen diese Begriffsbestimmung einzuwenden haben, aber Hr. *Gr.* wird auch nicht in Abrede stehen, dass ein Anderer dieses übersetzen könnte: Kraft ist der Gegensatz, der in einem dritten eins ist. Denn die Thätigkeit A. und der Widerstand, als Thätigkeit B., sind in dem „*allenthalben*", als ihrem Grunde, absolut, d. h. ihrer Existenz nach, nothwendig. Was aber in dem Grunde der Nothwendigkeit existirt, hat Kraft, daher man sich durch Ruhe und Bewegung nicht irre machen lassen darf, noch weniger annehmen, der Stein, welcher aus der Ruhe zum Fall kommt, *gewinne* Zuwachs an Kraft. Er verliert nämlich, was er an intensiver Existenz besitzt, in demselben Verhältniss, in welchem er durch Bewegung der Zeit, d. h. der Beziehung aufs Ganze, heimfällt. Daher die beschleunigte Geschwindigkeit und die damit in Verhältniss stehende Vermehrung der Wirkung. — VII. *Die praktische Logik meines Staars.* (S. 107 — 126.) Diese mit Laune geschriebene Abhandlung hat mehr im Hinterhalt, als sie im Schilde führt. Die Seitenhiebe sind nicht immer gut angebracht, aber die Hauptsache, der Beweis, dass die Denkformen in den Handlungen der Thiere real liegen, oder dass diese, unter jene subsumirt, aus ihnen erklärt werden können, ist aus den Sitten und der Lebensweise eines gezähmten Staars recht sinnvoll abgeleitet. — VIII. *Die grosse Ausdehnung des Erdbebens über den Erdboden.* Hr. *Gr.* spürte das Erdbeben zu Kingston in Jamaika (*5 U. 50'* frühe) in München am grossen Elkysmometer, das doch noch nicht einmal ganz zweckmässig für die Angabe der Erschütterungen der Erde eingerichtet ist, um 11 Uhr, oder, nach der Ausgleichung der Längendifferenz, um 5 Uhr Morgens in der Richtung von S. O. nach N. W. Die Stärke der Oscillation betrug wenigstens einen Zoll. Hr. *Gr.* glaubt, dass solche Fortpflanzungen der Erderschütterungen und Schwingungen der Erde gleich denen, die ein tiefer Schall in der Luft oder in einer Glocke erregt, betrachtet werden können. — IX. *Ueber Erwerbung und Mittheilung philosophischer Grundsätze.* (S. 130 — 144.) Schliesst sich an No. VII an, holt aber etwas zu weit aus, um zu dem einfachen Resultat zu gelangen: „dass jeder abstrahirte Satz ohne Erfahrung ein leerer Schall sey, und dass man ihn nur dann eigenthümlich besitze, wenn man ihn selbst gebildet hat", woraus denn weiter folgt: „dass jeder anderen Methode der Mittheilung die nur allein ursprünglich fruchtbringende analytische" (durch einen seltsamen Druckfehler steht im Text gerade hier *synthetische*) „vorausgehen müsse." Das Missverständniss, welches Hn. *Gr.* zu diesem Windmühlengefecht gegen die Annahme angeborner (ursprünglicher) Ideen und gegen die darauf sich beziehen sollenden synthetischen Mittheilungen verleitet, wird daraus klar, dass er die synthetische Mittheilung unter Philosophen zulässt. Alle Wissenschaft ruht lediglich auf der *Wechselwirkung* der Synthesis und Analysis, und die Methode, von welcher hiebey so oft die Rede ist, thut gar nichts zur Sache. Ob der Mathematiker zwey Triangel von Holz vor sich sieht und vergleicht, oder ob er ihre Anschauung rein innerlich erweckt und combinirt, ist für die wissenschaftliche Evidenz ganz gleichgültig, und nur das Bewusstseyn der Nothwendigkeit, das die Anschauung in ihm gebärt, ist das Wissenschaftliche dabey. Es giebt aber nichts Lächerlicheres, als wenn sich manche Gegner des speculativen Denkens einbilden, dasselbe wolle die Erfahrung neu, als solche, oder Gott weiss, wie sonst, aus und durch sich *machen.* Ist doch noch keinem eingefallen, zu glauben, dass die Empirie damit umgehe, Vernunft zu machen, oder dass sie, um der Metaphysik nichts nachzugeben, der Vernunft entbehren wolle, weil jene, ihrer Meinung nach, die Erfahrung für entbehrlich hält!

A. s.

THEOLOGIE.

KREUZNACH, b. Kehr: *Das einzig wahre Christenthum,* oder *das reine Christenthum, wie uns solches Jesus und seine Apostel selbst lehrten.* Für Gebildete und Nichtgebildete, für Glaubende und Zweifler. 1829. XVI u. 116 S. 8. (12 gr.)

Den Anfang dieser nützlichen Schrift macht ein kräftiges Gebet, welches an Gott gerichtet ist; nur der in demselben enthaltene Gedanke: „Du weisst es, ob ich in guter oder sträflicher Absicht diese Blätter geschrieben habe. Du wirst sie untergehen lassen, wenn sie nutzlos oder gar schädlich seyn sollten" u. s. w. — ist überflüssig, weil der würdige Herausgeber durch Abfassung dieses Buchs keine andere als eine gute Absicht zu erreichen suchte. Hierauf erklärt er sich über den hohen Werth, welchen die Bibel für ihn schon in seiner zarten Jugend gehabt, wie so oft und mit welcher Begierde er sie gelesen habe. Wie verschieden jedoch seine Meinung von ihr, nach Zeit und Umständen, und ihr nachheriger Gebrauch gewesen sey, diess ergiebt sich aus dem, was er S. IX sagt: „Aber leider las ich ohne Ordnung und Auswahl, Alles, was mir vorkam, und so überfüllte ich mich, ohne in meinem

jugendlichen Alter und bey einem regellosen Wissen es gehörig verarbeiten und verdauen zu können. Es konnte nicht fehlen, dass bey dem krausen und bunten Allerley, das meine Lectüre ausmachte, auch Schriften über theologische und religiöse Gegenstände mit unterliefen, die ich besser ungelesen gelassen hätte. — Ich verlor mich endlich in ein Meer von Zweifeln, und unter meinen Füssen schwand der Boden, denn der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ging mir verloren. Zum Glücke für mich waren mir die inhaltschweren Worte, welche *Paulus* an die Galater schrieb Cap. 6. V. 7: Irret euch nicht, Gott lässt sich nicht spotten. Denn was der Mensch säet, das wird er ernten — noch zu fest eingeprägt, als dass ich mir selbst hätte Spöttereyen über das Heiligste erlauben können. War ich auch auf Abwege gerathen, so hielt mich doch das Bessere in mir vom Abgrunde zurück. Nie machte ich mit den Spöttern gemeine Sache; und wenn ich auch meine Ohren ihren Spöttereyen nicht entschloss, so stimmte ich doch in ihren Frevel nicht mit ein, eingedenk der Worte *Petri* 1 Brief, 3 Cap., 10 V.: Wer leben will und gute Tage sehen, der zähme seine Zunge, dass sie nichts Böses rede, und seine Lippen, dass sie nicht trügen." So hat Hr. *K.* hier den religiösen Zustand seines Gemüths in den verschiedenen Epochen seines Lebens mit gewissenhafter Treue dargelegt; er zeigt, wie kindlich-fromm er in seinem Knabenalter die heilige Schrift auffasste; wie er späterhin durch unreife Grübeleyen auf beklagenswerthe Abwege gerieth; wie er einige Jahre darauf alles mit Gleichgültigkeit betrachtete und behandelte, was Bezug auf die Bibel und auf religiöse Gegenstände hatte, und wie es endlich durch ein aufmerksames, besonnenes und ernstliches Forschen in der heiligen Schrift zu der klaren Ueberzeugung gelangte, dass sie der einzige Wegweiser zur Seligkeit, und dass ausser ihr kein wahres Heil zu finden sey. Nächst diesem spricht er einige Worte der Liebe und des Ernstes zu denen, welche den grossen Werth der Bibel immer noch verkennen; auch ertheilt er eine Beantwortung der Einwendungen, welche Einzelne gegen die Bibel machen. Nicht weniger gedenkt er der Ursachen, auf welche die öfteren Klagen über den Verfall der Religiosität und den Mangel am Kirchenbesuche in der neueren Zeit begründet seyn möchten, und warnt vor der Hinneigung zum Mysticismus und zur falschen Frömmeley. Zuletzt giebt er die Gründe an, welche ihn zu der Herausgabe dieses Werkes bestimmten, und sagt: „Ich habe es aus dem Munde Mehrerer, welche eben nicht unter die Spötter gehören, dass die vielen Wiederholungen und das Ueberflüssige und Entbehrliche, wie sie sich ausdrückten, sie von dem Lesen des neuen Testaments zurückhielten, von dem sie übrigens, einer sehr unvollkommenen Kenntniss desselben ohnerachtet, mit gebührender Achtung sprachen. Viele, welche während ihrer Schulzeit zwar das neue Testament durcharbeiten mussten, haben nach einer Reihe von Jahren, bey vielfachen Zerstreuungen und bey der Erfüllung ihrer Berufsgeschäfte, das Meiste wieder vergessen, und finden nicht die Zeit, oder mögen sie nicht finden, das Ganze wiederholt zu durchlesen, um dadurch die geschwächten Eindrücke aufs Neue zu beleben. Für solche kann ein Auszug des neuen Testaments, welcher das Wesentliche der Glaubens- und Sitten-Lehre enthält, nicht anders als zuträglich und Manchem von ihnen vielleicht sehr erwünscht seyn." Bis jetzt hat man noch keinen Auszug aus dem neuen Testamente, welcher in einer fortlaufenden Reihenfolge nach den einzelnen Büchern das Wesentliche der Glaubens- und Sitten-Lehre in einer solchen Vollständigkeit enthält, als der vorliegende. Bey diesem Auszuge ist Hr. *K.* nur sehr selten von Luthers Uebersetzung, welche sich durch Einfachheit und Kraft so sehr auszeichnet, abgewichen. Und gewiss wird dieses Buch, welches der Vf. mit vieler Liebe zur Sache angefangen und vollendet hat, nicht ohne Segen bleiben.

E. a. N.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Hamburg*, b. Hoffmann u. Campe: *Przebracki, der Russische Polizey-Spion.* Ein Zeitbild von *August Lewald.* 1832. 280 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nur locker zieht sich der Faden der Erfindung durch die Geschichte, doch fest genug, um die einzelnen Bilder zusammen zu halten, und zu einem Ganzen zu binden. Die Hauptpersonen, zumal die schöne junge Polin Rozalka, deren tragischer Tod vorauszusehen war, flössen sogar Interesse ein, was bey einer Erzählung, in welcher der eigentliche Roman nur die Nebensache ist, selten der Fall ist. Man erhält von den Zuständen in Polen, der Gesinnung, Denkweise, den Sitten und Interessen der verschiedenen Stände, eine deutliche Veranschaulichung. Die für Polen so wichtigen Juden, die auch da einwirkten, wo man sie völlig ausser dem Spiel wähnte, sind in verschiedenen Exemplaren, mit starken Zügen, jedoch ohne Geschmack und Gefühl zu verletzen, hingestellt. — Dabey hat die Erzählung das grosse Verdienst der Unparteylichkeit. Nur ein eingefleischter Polenenthusiast könnte meinen, dass die Russen zu glimpflich behandelt wären; der ruhige Beobachter wird auf Andeutungen stossen, die den Vf. von dem Verdacht der Vorliebe vollständig reinigen, und nur bestätigen, dass er wisse, wie kein Licht ohne Schatten, kein Schatten ohne Licht denkbar sey.

P. E.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1832

GRIECHISCHE LITERATUR.

LONDON, b. Valpy: ΘΗΣΑΥΡΟΣ ΤΗΣ ΕΛΛΗΝΙΚΗΣ ΓΛΩΣΣΗΣ. *Thesaurus linguae graecae* ab *Henr. Stephano* constructus. *Editio nova*, auctior et emendatior. — *Pars XXIX.* i. e. *No. XXXIV.* 1825. Fol. [mit der Bemerkung: The work will be completed within the year 1825.] pag. 9719 bis 10086 = ed. vet. To. III. p. 1695 bis To. IV. p. 137 vom Worte τυπάς bis παραφθέγγομαι. *Pars XXX.* i. e. *No. XXXV.* 1825. Fol. — [Mit der Bemerkung: Total subscriptions 1086. — The prices will be mised *to new subscribers* to 1. L. 75. shill. *small paper*; and 2. L. 15. sh. *large paper*: and will continue to be advanced te future subscribers. Subscriptions always remain at the price, at which they are first entered.] Von p. 10087—10454 = ed. vet. To. IV. p. 138—406 von χειλοποτέω bis χειλοτομία. *Pars XXXI.* i. e. *No. XXXVI.* 1825. Fol. — von p. 10455 bis 10822. = ed. vet. To. IV. p. 407—690 von ἀγχυλόλειχος bis ψαίζω. *Pars XXXII.* i. e. *No. XXXVII.* 1826. Fol. von p. 10823 bis 11002. = ed. vetus To. IV. p. 691 bis 832. ὠχρόω. *Pars XXXIII.* i. e. *No. XXXVIII* und *XXXIX.* *Index in Thesaurum L. Gr.* ex nova edit. Lond. 1828. Fol.

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1822. Dec. — Erg. Bl. 1825. No. 29. — 1826. No. 92 ff.]

Diess ist denn der Schluss dieses weitschichtigen Thesaurus, welchen überhaupt 33 Hefte ausmachen. Dazu kommen 3 Hefte Prolegomena, und 3 Hefte alte Glossarien: so dass das Ganze aus 39 Heften besteht, welches über 300 Rthlr. kostet. In England haben 1086 subscribirt.

Im 37sten Hefte folgen sonderbarer Weise S. 11003 *Supplementa ad to. 1 ed. vet.*, wie sie in der alten Ausgabe S. 1826 wörtlich stehen, und gleich Anfangs am gehörigen Orte hätten eingeschaltet werden sollen. Es heisst nämlich da [nach Beendigung des Buchstaben Iota]: „*Lectori huius thesauri linguae Graecae.* — *Quum quarto et ultimo huius operis tomo colophonem imposuissem, et voces quae eo continentur recensuissem, ... index eas voces mihi recensuisset alphabetica serie ... consulto vocabula in indicem reiiciebantur, sc. ea, quae socio carebant, solivaga, quorum origo Oedipo investigatore opus haberet; quod de peregrinis et γλωσσηματικοῖς dici potest. — Quum mihi propositum esset, ea demum vocabula intra huius operis pomoeria recipere, quorum unumquodque pro stirpe haberi posset, eique familiam adiungere, minime consentaneum fuisset instituto meo locum hic dare peregrinis etc. — Verum elapsa mihi sunt et paucula quaedam vocabula, ex quibus multa germina provenire videmus. Ex. gr. to. II quum diu de κράτος et κάρτος dubitassem, utri priorem sedem darem, accidit ut κράτος priorem locum occuparet, tanta stipatum caterva, ut ... competitorem suum ex memoria detruderet. — Quum to. 1 post νοῦς collocassem ἀγνοῶ, deinde γνώσκω (v. Heraclidem grammat.), contigit ut aliorum derivatorum h. v. ingens numerus memoriam meam obrueret etc. — Huius generis vocabula non indici inserui, sed suis tomis adiungere visum est.*“ — Und so folgt denn S. 1827 sqq. γνώσκω, mit seinen Ableitungen, bis S. 1869 *ed. vet.* — Sodann δάπεδον mit seinen Derivaten, bis S. 1874. — Hierauf ἀκατάω — ἀτρεκής — ἄσωτος — u. s. w. Hier erscheint also *blosser Abdruck.* Dann folgen S. 11097. = *ed. vet. to. II. p.* 1593 *sqq.* — *Adiicienda tomo II. huius thes. L. Gr.*, wobey auf die *epistola to. 1. p.* 1826 (die desshalb von uns excerpirt wurde) verwiesen wird. — Hier folgt also (*pag. cit.*) ΚΑΡΤΟΣ mit seinen Ableitungen, bis S. 1599 *ed. vet.* — Sodann ΚΕΥΘΩ. — S. 1603. ΜΕΘΥ. — S. 1607. ΜΕΙΔΑΩ u. s. w. Den Schluss dieser Nachträge macht ὈΣΣΑ mit dem Zeitworte ὀσσέω = βοηθῶ· aber ohne beweisende Stellen, wie so oft! Hiemit schliesst das 37ste Heft S. 11184.

Schwerlich möchten gute Lexikographen des *Henr. Stephanus* Entschuldigungsgründe gelten lassen: weil er sein Manuscript umarbeiten, und die fehlenden Wörter an gehöriger Stelle eintragen musste; welches auch durch eingeklebte Zettel geschehen konnte. Am wenigsten können deutsche Philologen es den englischen Editoren verzeihen, dass sie diese *Adiicienda* nicht nachtrugen, wohin sie gehörten; denn so nehmen die Nachträge kein Ende, bey der Menge beygeschriebener Notizen!

Der Genauigkeit wegen geben wir noch beym Originaltexte der Britten Nachricht vom Inhalte eines bey Heft 37 vorgeklebten Blattes: „*The editors* [*Barker, and Valpy*] *are happy to announce the termination of their labors! — The lexicon, glossaries, and*

Henry Stephan's commentary on the dialects etc. are now completed. And as the index will refer divertly to every word (?), *it will be evident, that the printing of it could not be commenced until the whole of the lexicon should be finished. It is how ewer expected, that the Nro containing it, will be published in the automn* [1825 — aber Heft 37 erschien erst 1826, und Heft 38 und 39 fehlen noch!]. — *The work will thus be comprised in* 39 *Nros, ac specified, and as the old edition hat been intirely reprinted, with the addition of about one-third more of new matter, it is presumed that the advantages* (?) *of the new over the old, should preeminent!*" — Die Vortheile der neuen Ausgabe konnten gross werden, wenn ein Plan fest durchgeführt wurde. So aber, wie die Beyträge hier gegeben sind, können sie den Verfassern derselben unmöglich gefallen; sie können niemanden nützen, dem theils die citirten Bücher, theils die Zeit, sie nachzuschlagen, fehlen, wobey die Leser viele, nicht hieher gehörige, Citate zu überschlagen, und viel Zeitverlust zu bedauern haben werden. — Wohlgeordnet und dadurch lehrreich hätte der *new Stephen* auf jeden Fall werden sollen. Die Editoren machten es sich zu bequem!

Uebersehen wir nun überhaupt das bisherige Ganze des Londoner Abdrucks der ersten Ausgabe des Stephanischen Thesaurus, als Totalansicht griechischer Wortfülle, so werden wir den grossen Unterschied englischer und deutscher Lexikographen deutlich gewahr. — Denn wie ganz anders würde *Schneider, Schleusner, Sturz, Beck* u. a. einen solchen allgemeinen Sprachschatz bearbeitet haben! — Die deutschen Grammatiker und Lexikographen arbeiten nach bestimmten Planen, für bestimmte Leser. Sie würden also unfehlbar den Thesaurus der classischen Griechensprache, nach den Hauptdialekten, durchaus von den Thesauren fremder und unerwiesener griechischer Wörter geschieden haben. Wir ehren die Verdienste von *Blomfield, Gaisford, Elmsley;* aber diese in ganz anderer Hinsicht; als Lexikograph und Grammatiker hat noch kein Engländer es den Deutschen zuvor gethan!

Ein deutscher Philolog kann sich die Anlage zu einem Universallexikon der Hellenensprache nicht anders denken, als dass er ein Vierteljahrhundert erst dazu sammelt; dass er in dieser Zeit alle gedruckten griechischen Classiker in grammatischer und hermeneutischer Hinsicht durchliest; dass er die Glossatoren mit den Classikern vergleicht, und berichtigt; dass er die gelehrten Commentare zum Hesychios, Suidas, Pollux, Möris, Phrynichos, Thomas Magister u. a. m. sichtet, und für seinen Zweck benutzt, und Alles in Einen Zusammenhang bringt.

Dass *Niclas* einen solchen Plan hatte, haben wir im zweyten Hefte der *Wolfischen* Analekten gezeigt; wir haben selbst ein Menschenalter hindurch einen solchen Plan verfolgt; aber jeder Fortschritt zeigt uns, dass es noch nicht Zeit sey, damit hervorzutreten; ja dass ein solcher Thesaurus in der Ausführung auch nicht Eines Mannes Sache sey. Die einsichtsvollesten Zeitgenossen verlangen Resultate, nicht blosse Compilationen oder Repertorien; am wenigsten solche räthselhafte, wie dieser Londoner Thesaurus darbietet. — Es bleibt uns jetzt noch übrig, die oben genannten Hefte durch einige ausgehobene Proben näher zu beschreiben und zu prüfen.

Im 29sten Hefte, welches No. 34 entspricht, (die vier Zwischenhefte enthalten alte Glossarien und lexikalische Abhandlungen) finden wir folgende Notizen bemerkenswerth.

ὑποτύπωσις. — Um dieses spätere griechische Kunstwort zu erklären, ist der seltene *Dionysius Areopagita* S. 154. 161. 166. 276 citirt. — (Es musste hier aber gleich die Bedeutung angegeben und bewiesen werden: 1) *adumbratio.* — 2) *descriptio.*) — Nachher ist citirt: *Clemens Alex.* S. 277. 474 — (wo denn? — Es ist die Ausgabe *Coloniae* 1688. Fol. — vielmehr *Lipsiae* — gemeint; dort steht S. 277. 8. *medio:* ἁρμόζει .... τῇ τῶν ὑπομνημάτων ὑποτυπώσει τὸ γλαφυρὸν τῆς θεωρίας· *h. e. splendor contemplationis descriptioni commentariorum convenit.*) — Dort steht auch S. 474 (*stromatum L. IV. init.*) μεθ' ἣν ὑποτύπωσιν .... ἔκθεσις παραδοθήσεται· *h. e. post hanc adumbrationem ... expositio tradetur.* — Nachher citirt der *new Stephen: Origenes contra Celsum* S. 182. — Wir hatten die citirte, muthmassliche Ausgabe nicht zur Hand! — Ferner: *Sextus Empiricus, a princ.* — Hier war doch wohl die Hauptausgabe des *Joh. Alb. Fabricius* zu benutzen! Etwa so: „Ὑποτύπωσις *est:* 1) *adumbratio,* Entwurf, Uebersicht. — 2) *institutio brevis,* Inhaltsanzeige — *opposita uberiori et accuratiori disputationi. v. Theophrast. de ironia.* — 3) *adv.* ὑποτυπωτικῶς· *h. e.* συντόμῳ λόγῳ· in aller Kürze. — 4) Ueber den N. T. Gebrauch vergl. *Wetsten. N. T.* To. II. S. 320 zu 1 Timoth. 1, 16. — 2 Timoth. 1, 13. — *Schleusner Lex. N. T.* (*ed.* 4) To. II. S. 1235 sq. — *Valesius ad Euseb. hist. eccles.* S. 95. — *Zonaras ed. Tittm.* S. 1778. — *Suicer Thes. eccles.* To. II. S. 1398. Fol. — 5) zu ὑποτυπόω sehe man: *Aristot. eth. ad Nicom.* 1, 7 *ed. Zell.* — Ferner ist citirt: *Valck. ad Chrysost.* S. 3. — Es ist nämlich *Joa. Chrysost. orat. in laudem Pauli apost.* gemeint! Dort steht: ὑποτύπωσις λειμῶνος δίκην πεποίκιλται· — diese Redensart gehört aber eigentlich dem *Clem. Alex. stromat.* L. VI. S. 936 *ed. cit.*, und der musste hier citirt werden; die Quelle, aber nicht der Ablauf! — Nun wird citirt: *Zeune ad Cyrop.* S. 681. — Man schlägt nach und findet zu II, 7. 30 die rhetorische Figur Hypotypose angeführt. *Schneider* liess diese *Zeunische* Note mit Recht als ungehörig aus.

Bey τύμπανον oder ανον finden wir die Citate: [1) *instr. music.* —] *ad Lucian. I,* 193. 134. — *Bergler ad Alciphr. p.* 51. — *ad Thom. Mag. p.* 140. — *ad Gregor. Cor. p.* 119. — *ad Herod. p.* 316. — *Jacobs ad anthol. VI,* 272. — *VII,* 85. 247. 249. 405. — *VIII,* 127. — *Schier* (!) *ad somn.* — *ad Charit.* 787. — *Brunck ad Apoll. Rhod.* 217. — *Hemst. ad Plut.* 134. — *Küster ad Aristoph.* 9. — 2) *genus cruciatus. Jacobs ad anth.* 9, 468. — *ad Lucian.* 1, 627. — 3) τύμπανον· *Jacobs anth.* 7, 375. — 4) *tabula cavata. Schleus-*

ner Lex. V. T. — *Varro R. Rust.* 3, 5. 15. — So die Notizen!

Das Wort τύμπανον oder ανον mußte viel deutlicher bestimmt werden. Die Sache ist diese: Die Hetären der Hellenen trugen ein Tympanon, *tambourin, tambour de Basque*, Schellentrommel. Dieß Instrument war klein und bequem zu schlagen. — Dahin gehören die *ambubajae* (*Horat. sat.* 1, 2. *pr. ed. Heindorf p.* 29). Wir finden auch für Kenner der orientalischen Sprachen eine Erklärung in *Castelli Lex. Syriac. ed. Michaelis, s. v. gabut.* — Auch vergl. man die alten Erklärer *Catull's eleg.* 63, 8, wo τύμπανον aus den Alterthümern erklärt wird. — — Statt des Grammatikers *Thom. Mag.* [*ed. Bernard L. B.* 1757. *p.* 140] hätte lieber *Aristoph. Plutus*, und daselbst *Hemsterhuys p.* 135 citirt werden sollen. (Vergl. denselben zu Lucian. To. I. p. 627.) Dort giebt der Scholiast Aufschluſs: τύμπανα] ἃ ἐπιτήδεια τυμπανισθῆναι. vergl. *Hesych. s. v.* τύμπανα] τὰ ξύλα, ἐφ' οἷς ἐτυμπάνιζον. — Die Anthologie (im Epigr. *Alcaei Messen. Nr.* 8 und *Antip. Sidon. Nr.* 27) sagt: τύμπανον ἐξ ἱερᾶς ἐκλατάγησε πάλης. — Zur Anschauung vergleiche man die Abbildung einer Gemme beym *Casaub. de sat. poësi, I, p.* 67 (vergl. *Rasche, Eckhel, Beger*) — *Burm. ad anthol. lat. To. II. p.* 503. — *Perizon. ad Aelian. var. hist.* 9, 8. — *Photii Lex. Gr. s. v.* βέμβος.

τυμπανία. — Hier ist Alexander Tralles VIII, 136. 139 citirt, statt die Stelle des seltenen Buchs, und die Bedeutung anzugeben! — Ferner ist zu ordnen:

τυμπανίζω, 1) todt prügeln. — 2) elend leben. — *v. Ruhnk. ad Timae. Lex. Plat. ed.* 2. *p.* 10 (*ed. pr. p.* 7), wo aus dem Eustathius zur Odyssee 17. S. 1824. Rom. angeführt wird: Διονύσιος τυμπανιζόμενος, ἢ τύμπανον κρούων, οἰκτρῶς βίον κατέστρεψεν.

τυμπανοειδής· — Die alten Hellenen dachten sich nämlich die Erde gestaltet wie eine Bajaderentrommel. *v. Diog. Laert.* 9, 30 (*p.* 567. *ed. Menagii*) σχῆμα τυμπανοειδὲς τῆς γῆς.

ἀποτυμπανίζω, — 1) *proprie: fidiculis extendo.* — 2) *metaph. fustibus concido. Demosth. co. Philipp. p.* 126. *Reisk.* ἀπετυμπανίσαι. — *ib. de falsa legat. p.* 383. ἀποτετυμπανισμένους.

Fernere Citate: τυπέω, — κτυπέω, — *Quint. Calab.* 1, 677. — *Nonni Jon.* 247. — *Hesiodi* ἔργα 1, 79. *theog.* 388. 818.

τύραννος, — 1) *rex. v. Gesn. index Orph. s. v.* βασιλεύς. — [Hier liegt ja aber die Hauptstelle des Sophokles viel näher. Vergl. *schol. Tzetzae ad Lycophr. v.* 83 ἔσται ἀνήρ, ἢ κοίρανος, ἢ τύραννος, ἢ βασιλεύς, ὃς κ. τ. λ. — *v. Fragm.* 26. *ed. Gesn. p.* 396. — 2) kommt τύραννος κατὰ νόμον vor beym *Aristot. polit.* 3, 3. — 3) Fürstensohn. *Pind. Pyth.* 4, 19. — *Herodot.* 3, 52. — *Strabo* 7. *p.* 476. *Almel.* — *Burm. ad Val. Flacc. I,* 174.] *Staveren ad Nepot.* 9. 383. — *Valck. ad Ammon. praef. XX.* — *Pluta. S. N. V.* 38. — *Markland suppl.* 166. 429. — *Argum. Soph. Oed. Tyr.* — 2) *oppos.* βασιλεῖ· — *Plato Polit.* 276. — 3) τύρ. ἀλός· *Valck. ad Hippol. p.* 288. — 4) *de stirpe regia. Soph. Brunck To. II. p.* 333. — 4) τύραννος et κοίρανος *confusi. v. Schaefer ad Apoll. Rhod. To. II, p.* 229.

Es würde uns aber zu weit führen, einen Commentar über solche Notizen des *new Stephen* zu geben; wir wollten nur zur richtigen Ansicht dieser neuen Auflage des alten Stephanus beytragen. Leider halten viele falsche und dunkle Citate sehr auf.

Es kommen auch reichhaltige neue Notizen vor; z. B. bey ὑγρός 31 Bedeutungen: ΥΓΡΟΣ. — 1) *humidus.* — *Beck commentation. p. XVIII.* — *ad Lucian.* 1, 360. — *Brunck ad Antig.* 1337. — *Trachin.* 849. — *Valck. Phoen. p.* 486. — *Toup opusc.* 1, 286. — 2) *mollis. v. Heyn. ad Virg.* 1, 56. — *Wakef. Silv. crit.* 3, 55. — *Valck. ad Theocr. X. p.* 16. — 3) *flexilis*; gebogen. *v. Brunck ad Phoen.* 1448. — 4) *in aquis degens. v. German. Caes. epigr.* — 5) *de consonantibus. v. Herodian.* 459. *Piers.* — 6) *de oleo. v. Alberti peric. crit. p.* 81. — *Callim. Valck.* 205. 233. — 7) *de oculis. v. Bergler ad Alciphr.* 117. — 8) *de lacrymis. v. Wakef. ad Eur. Jon.* 1369. [κατ' ὄσσων ὡς ὑγρὸν βάλλω δάκρυ. — Aber daselbst V. 105. 295. 796 sind in der ersten Bedeutung zu nehmen.] *Cic. N. D.* 2, 57 *oculi lubrici, i. e. mobiles* — wie bey *Martial* 9, 57. 11.] — 9) *de signis Zodiaci.* — *ad Charit.* 231, 293. — 10) *epith. maris.* — *Valck. schol. ad N. T.* 2, 584. — *Aristoph. Vesp.* 678. — 11) ὑγροὶ ὄρνιθες· — *Boissonade ad Philostr. p.* 642. — 12) ὑγρὰ δεδορκώς· *Wakef. ad Jon.* 94. — *Jacobs ad anth.* 7, 96 — 8, 67. — *Callim. Fragm.* 107. *p.* 230. *Blomf.* — 13) ὑγρή· *F. A. Wolf ad Hesiod. theog. p.* 105. — 14) *de undis.* — *Mitsch. ad hymn. in Cerer.* 127. — 15) *de aqua. Musgr. ad Helen.* 1077. — *Jac. anth.* 7, 302. — *Heyne Iliad.* 6, 13. — 16) *de carne.* — *Aristot. phys.* 78. [*succosus.* = *LXX. Iob.* 8, 16.] — 17) *de flumine.* — *Dionys. Perieg.* 919. — 18) *de lascivis oculis.* — *Julian.* 350. [*adde Horat. Od.* 1, 19. 8. *ibi intpp.*] — 19) *flexibilis*; biegsam. a) *in amorem. v. Appian.* 2, 722. — b) *in misericordiam. v. Pluta.* 3, 146. [*To.* 3. *p.* 146. *Reisk.*] — *Suidas* 1, 384. — 20) *instabilis. v. Pluta. To.* 2. *p.* 558. — 21) *tener. v. Aristid. ap. Quint.* 1. 77. — *Aelian. hist. anim.* 391. — *var. hist.* 569. — 22) *facilis in moribus. v. Pluta.* 1, 421. — 23) πᾶσα ὑγρά· *universa humida substantia. v. Philostr.* 127. — 24) ὑγρὰ λέξις· *Dionys.* [*Halicarn.*] *de vi dicendi. Demosth.* 20. *p.* 1013. = *dictio fluida, quae molliter aures tangit, olei instar, sine strepitu et rumore in aures influens.* — *Ergo:* ὁμαλή· *oppos.* τραχεῖα, πικρά, γενναία. — 25) ὑγρὸς Δημοσθένης. *Longin.* 34, 3. *tractabilis, mollis*, nachgiebig. — Dazu wird eine ganze Stelle aus *Ern. lex. technol.* wörtlich ausgeschrieben; wo nur das Resultat zu geben war! — *Cic. de orat.* 2, 15. = *cum lenitate aequabili.* — *Schleusner Lex. V. T.* [*To.* 3. *p.* 483. *ed. vet.* in der Stelle *Judic.* 16, 7 nach der LXX vom Simson: ἐὰν δήσωσί με ἐν ἑπτὰ νευρίαις ὑγραῖς· *si vinciant me funibus septem humentibus.* Luther verstand Stricke von frischem Baste, die den Simson schwerlich festgehalten hätten. Es sind aber angefeuchtete Hanfstricke, von frischem Hanfe.] — *Bekk. anecd. p.* 115. — 26) ὀρχηστής. *Anal.* [*Brunck*] 1, 229. — 2, 26.

— 27) ὑγρὸν ἀείδειν· *Homer hymn.* 19, 33 [ein falsches Citat, wie viele andere.] b) ὑγρὸν δίεχεσθαι· *Aelian. hist. anim.* 6, 44. — c) ὑγρὸν ὀξύ· *Oppian. halieut.* 2, 412. — 28) ὑγρὸς πόθος. — *Pluta. Brut.* 29. [*Homer. hymn. in Panem v.* 33. *ed. Wolf. To. IV. p.* 399 θάλε γὰρ πόθος ὑγρὸς ἐπελθὼν, νύμφῃ ... φιλότητι μιγῆναι.] — 29) *proclivis. v. Aelian. hist. an.* 7, 9 πρὸς τοὺς συνήθεις ὑγρότεροι τῷ γελοίῳ. — 30) ὑγρὸν νεοττοῖς· *Nonni Dionys.* 1, 4. [*ed. Graefe. Lips.* 1819. *ap. Vogel.* = εἰπὲ δὲ φύτλην | Βάκχου διssοτόκοιο, τὸν ἐκ πυρὸς ὑγρὸν ἀείρας | Ζεὺς βρέφος, ἡμιτέλεστον ... λόχευε.] — 31) ὑγρὸν ἅλμα· — *Anthol. Palat. VII,* 214. *v.* 4. [*ed. Jacobs To. I. p.* 368 — *To. III. p.* 267, wo *Orphei Argon.* 456 ὑγρὸν ἅλα τύπτον, passend verglichen wird. — Auch vergl. *Jacobs delect. epigr. Graec.* 1826. gr. 8. S. 397, wo dieser Ausdruck zu erklären übrig bleibt.]

Man sieht aus dieser Probe den Reichthum dieser neuen Ausgabe in Rücksicht des Stoffes, der aber zu ordnen, lexikalisch zu prüfen und zu verarbeiten ist.

φωσφόρος, — *Musgr. ad Eur. Iphig. Taur.* 21. — *Jacobs anth.* 7, 159. — *Aristoph. Fragm.* 278. 289. — *Dorville ad Charit.* 228. — *Pluta. Moral.* 1, 384. — 2) φωσφορία, — *Pluta. To.* 10. *p.* 604. *Reiske.*

φωσφορέω, — *Manetho* 1, 65. — *Creuzeri initia philos.* 2, 12.

Aus *Pars XXX* (= Nr. XXXV) bemerken wir nun auch Einiges; damit der Leser wisse, was er aus dem *new Stephen* lernen könne.

προσφθέγγομαι, — 1) *anteloquor. v. gloss. vet.* — *Locell. ad Xenoph. Ephes. p.* 187. — 2) *assono. v. Soph. Oed. Colon.* 121. — *Wakef. ad Eurip. Alc.* 338.

προσφθείρομαι, — *Dionys. Halic. de causis verbor.* 129. — *Wakef. ad Eur. Herc. fur.* 934. — *ad Aeschyli Eumen.* 833. — *Silv. crit.* 4, 139.

φθείρω, — *Herodot.* 8, 116. [*ed. Schweigh. To. IV. p.* 116. *lin.* 12 *sq.* λοιμὸς τὸν στρατὸν κατ' ὁδὸν διέφθειρε· *interemit.* — Hier liest *edit. Wesseling.* ἔφθειρε und darauf bezieht sich jenes Citat! — *Borheck, Schäfer* und *Schweighäuser* zogen mit *Cod. Arch.* [*h. e. archiepiscopi*] διέφθειρε vor. Den Grund hätte nun *Schweighäuser* im *Lexicon Herodoteum* S. 163 oder 356 erklären sollen; aber dieser Index ist nachlässiger gearbeitet, als der zum Polybius, welcher weit brauchbarer ist.

προσφθείρομαι, — [1) *accedo cum meo malo, amore depereo.*] — 2) *muto, corrumpo. v. Eurip. Herc. fur.* 932. — [*ed. Matthiae To.* 3. *p.* 326. *mai.* ἐν στροφαῖσιν ὀμμάτων ἐφθαρμένος.] *v. ibi Musgr.* 3) *de pictoribus. v. Hemsterh.* a) *ad Lucian. T.* 1. *p.* 215. *orig.* — b) *ad Aristoph. Plut. p.* 156. — *Toup emendat.* [*in Suidam*] *To.* 1. *p.* 97. — *Küster ad Aristoph. p.* 10. — *Aeschyli Choëph.* 1002. — 4) *medium: vitiose tendo, perditus vagor. v. Pluta. To.* 3. *p.* 591. *Reisk.* — *Dio Chrysost. To.* 1. *p.* 252. *Reisk.* — *Barker ad Etymol. Magn. p.* 1101.

φθάρμα, — *corruptio. v. Joseph. bell. Judaic.* 5, 10. 5. — *LXX. Levit.* 22, 25 ὅτι φθάρματα [מָשְׁחָת] ἐστὶν ἐν αὐτοῖς.

διαφθείρω, — 1) *perdo. v. Platon. apolog.* 12. — *Anton. Liberal.* 74. *Verheyk.* — 2) *stupeo. v. ad Moeridem p.* 310. — *ad Thom. Mag. p.* 151. — *Phrynich. ecl.* 23. — *Callim.* 1. 579. — [*ed. Ern. ad Fragment.* 457. *ex schol. Aeschin. orat. contra Timarch. p.* 78 αὑτοῦ θυγατέρα διεφθαρμένην .... διεφθαρείσης τὴν παρθενίαν.] — 3) *interficio. u. Herodot.* 732. — 4) *de foetu. v. Lennep ad Phalarid. p.* 98. — 5) *amitto. v. Brunck ad Eurip. Hippol.* 391. — 6) *muto.* — *v. Musgr. ad Eur. Herc. fur.* 932.

Aus *Pars XXXI* ist uns Folgendes bemerkenswerth: S. 10457 (zu To. IV. S. 408 *ed. vet.*) χείρ, — 1) *manus.* — *v. Jacobs anth.* 6, 228. — 7, 179. — 9, 39. — *Charit.* 420. 659. 688. — *Markl. suppl.* 217. 1101. — 2) *scriptura, chirographum,* Handschrift. *v. Artemidor.* 38. — *Charit.* 472. — *Fischer ad Weller* 1, 233. — 3) *mensura.* — *Ilgen.* εἰρεσ. *p.* 24. [*opusc. philol. To. I. p.* 169. *not.* 62. χεῖρα πρόσδοτε κριθῶν· *tantum date hordei, quantum manu comprehendi potest.*] — *v. Hesych. s. v. et* δράξ. — 4) *copiae, exercitus. v. Barnes ad Eur. Elect.* 629. — *ad Dionys. Halic.* 1, 49. 529. *Reisk.* — *Thucydides* [2, 312. *Bipo.* πολλῇ χειρὶ ἐπιθέσθαι πάντες.] — *Herodot.* 7, 20. — 5) *brachium, cum manu. v. Heyn. Homer.* 6, 466. — *Schneider ad Aristot. hist. anim.* 252. — 6) *metaphorice. v. Boissonade ad Philostr.* 574. 612. — 7) *in ianua; manubrium. v. ad Charit.* 472. — 8) *de artificibus. v. ad anthol.* 9, 311. — 9) *dextra.* a) *absolute. v. Brunck ad Apoll. Rhod.* 62. — *Ruhnk. ep. crit.* 205. — b) *dextra iungenda dextrae. v. Bachet ad Ovid.* 1. *p.* 131. — *Jacobs exercitt.* 2, 134, wobey die Bemerkung: *hinc Philostratus est corrigendus loco, ibi ... tentato!* — 10) *de furibus. v. Valck. Adoniaz. p.* 359. — 11) *abundat. ap. Soph. Ajac.* 1384. [*ad v.* 27 *vide Herm.* und Jen. A. Lit. Zeit. 1815. nr. 48 *de* χειρί *et* χερός.] — Es folgt noch eine Menge anderer Citate für den Liebhaber.

χέρνιψ, — *Thom. Mag.* 729. — *Musgr. Iph. Taur.* 58. 335. — *Brunck Aristoph.* 1, 72. — 3, 147. — *Theogn.* 977. *not.* — [*sc. in gnomicis Brunck.*]

χερνιβεῖα, — *Bentley epist. ad Hemsterh. p.* 96.

καλλίχειρ, — *Athen.* 13. *p.* 608. — *Porson ad Eurip. Hecub. ed. sec. p. XXXVI.*

πολύχειρος, — 1) *multis manibus munitus.* — 2) *multum valens. v. Heraclid. alleg.* 25. *p.* 88.

πρὸς χειρός, — *Athen.* 4, *p.* 149.

ἀποχειρίζομαι, — *impedio. v. Dion. Cass. p.* 38. 159, 14.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

GRIECHISCHE LITERATUR.

London, b. Valpy: ΘΗΣΑΥΡΟΣ ΤΗΣ ΕΛΛΗΝΙΚΗΣ ΓΛΩΣΣΗΣ. *Thesaurus linguae graecae* ab *Henr. Stephano* constructus. *Editio nova*, auctior et emendatior. — *Pars XXIX — XXXIII.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Reichhaltig sind die Notizen zu χρύσεος, οῦς — *p.* 10780. [*ed. vet. To. IV. p.* 657.] 1) *aureus, ex auro factus. v. Lucian.* 2, 31. — *Wakef. ad Eur. Jon.* 471. 1173 etc. — 2) *de capillis. v. ad Xenoph. Ephes.* 135. — *Anthol.* 9, 248. — 3) *pulcher. v. ad Antonin. Liberal.* 243. — 4) *auro ornatus. v. Xenoph. Ephes.* 169. — 5) *nummus aureus; substantive. v. ad Diodor.* 2, 503. — *Alciphr.* 194. — 6) *homo bellus. v. Bergler ad Alciphr.* 314. 444. — 7) *de felicitate. v. Boissonade ad Philostr. p.* 300. — *ad Lucian.* [*Hemst.*] 1, 725. — 8) *de forma poëtica. v. Brunck ad Apoll. Rhod.* 180. — *Heyne ad Iliad.* 4, 464. — 5, 88. — 9) *de forma* χρυσῆ. *v. Jacobs ad anthol.* [*epigr. Asclep.* 6. — *Antip. Thess.* 3.] — *Steph. dial.* 63. — *Valck. Adon. p.* 393 etc. — 10) *fabula Eupolidis. v. Priscian. de metris Terentii* 3, 26. — *etc.*

χρυσεοβόστρυχος, — *Eurip. Jon.* 905. *ibi Wakef.* — *Valck. Diatribe in Eur. p.* 14. — *ad Phoen.* 198.

χρυσεόκμητος, — *Schütz ad Aeschyli choeph.* 613.

χρυσεοκόμης, — *Aristot. rhetor.* 3, 8.

χρυσεόμαλλος, — *Eurip. Elect.* 724. — *Orph. argon.* 1016. — *Pind. pyth.* 4.

χρυσίαιος, — *Diog. Laert.* 262.

χρυσήεις, — *Oracul. Sibyll.* 156.

χρυσήν, — *Orph. argon.* 1278. — *Schneid. anal. crit.* 77. — 2) *nom. propr. v. Toup. opusc.* 2, 90.

Auch von *Pars XXXII* (*p.* 10823 = *ed. vet. To. IV. p.* 691 *sqq.*) einige Beyspiele: ψῆφος, ἡ — *v. Herodot.* 3, 12. — *Markl. ad Eur. Suppl.* 481. — *Wakef. ad Jon.* 616. — *ad Eumen.* 738. — *Schol. Eurip. p.* 59. *To. IV. ad Hecub.* 256. = ψῆφον, 1) ἀπόφασιν, κρίσιν. — 2) ἀρσενικῶς ὁ ψῆφος, ὁ λογισμός, ... ἐκ τούτου ψηφίζω, ἐνεργητικῶς. — 3) ἡ — ψῆφος, — ὁ καιρικὸς νόμος, — τὸ κῦρος. Ἐκ τούτου, ψηφίζομαι, παθητικῶς — ἀποφαίνομαι. — *De calculo suffragii v. Bergler. ad Alciphr.* 188. — *de calculo Minervae v. Stanley ad Aeschyl. Eumen.* 738. 786. — 4) *praestigiator. v. Casaub. ad Athen.* 46. — *Toup. opusc.* 1, 580. — 5) πληρής *Wyttenb. select.* 408. [*ad Xenoph. hist. gr. p.* 215. *chrest. Wyttenb.* μιᾷ ψήφῳ· *h. e. simul.*]

ψυχή — (*p.* 10893 = *To. IV. p.* 747. *ed. vet.*) — 1) *anima, Hauch. v. ad Phalar.* 304. — *ad Diod.* 1, 412. — *Wakef. Alcest.* 308. 849. — *Sylv. crit.* 5, 66. — *Thom. Mag.* 928. — *ad Charit.* 487. 671. 681. — *Brunck Aristoph.* 2, 96. — *Soph.* 3, 533. — *Jacobs anth.* 6, 76. — 7, 302. — 12, 275. — *animadv.* 138. — *Huschk. anal.* 41. — *Wyttenb. S. N. V.* 104. 122. 133. — 2) *vita. v. Muncker ad Anton. Liber.* 138. — *Valck. Hippol. p.* 212. — 3) *papilio. v. Muncker l. cit.* 149. — *ad Moerid.* 397. — *Toup opusc.* 2, 80. — *emendatt.* 2, 520. — *Schneid. peric. crit. p.* 9. — 4) *cupiditas. v. Steph. ad Xenoph. p.* 9. — 5) *appetitus edendi. v. Xen. M. S.* [1, 2. 4. ὅσα ἡδέως ἡ ψυχὴ δέχεται. *ed.* 3 *Schneid. p.* 12.] — *Wyttenb. hist. sel.* 377. [*ad Xen. Cyrop. p.* 131. *Wytt.* μέτρον αὐτῷ, οὐ ψυχὴ (*cupiditas*) ἀλλ' ὁ νόμος. — 6) *homo. v. Wasse ad Sallust. addend. p.* 305. — 7) *periphrastice. v. Jacobs animadv. ad Eurip. p.* 4. — *etc. etc.*

Nun folgt der letzte, doppelt starke, Heft: *Pars XXXIII* (= No. XXXIX), welcher ein sehr vollständiges, bündig abgefasstes, Wörterverzeichniss dieser neuen Ausgabe aufstellt, das mit vielem Fleisse gearbeitet ist. Einiges wird hier auch nachgetragen, was vergessen war.

Den 39sten Heft (oder *Pars* 33) eröffnet S. 11185 bis 11252 die *Hermann'sche* Abhandlung von der Partikel ἄν und κέν, in jeder Beziehung ihres Gebrauches, welche auch im *classical Journal* 1826. No. 68 und 69 abgedruckt ist.

Den Inhalt der einzelnen Hauptmomente können wir füglich in folgende sechs Leistungen zusammenfassen: 1) genaue Bezeichnung der grammatischen und lexikalischen Bedeutung der Partikeln ἄν und κέν. — 2) Bestimmung der richtigen Construction derselben. — 3) Verbesserung vieler Stellen, (die in Handschriften und Ausgaben verdorben erscheinen,) nach richtigen grammatischen und lexikalischen Ansichten. — 4) Verdrängung falscher grammatischer Ansichten älterer und neuer Sprachlehrer. — 5) Bezeichnung gleichbedeutender Partikeln, und deren Sprachgebrauch. — 6) Feststellung des Sinnes und Gebrauchs einzelner Redetheile, in Beziehung auf diese Partikeln.

Was zuerst die richtige *Begriffsbestimmung* betrifft, so kennen wir kein grammatisches Werk anderer Gelehrten über die griechische Sprache, welches so viel

leistete. — Freylich ist ein solcher Stoff unerschöpflich, da immer neue Ansichten gewonnen werden; aber hier geschah das Möglichste! Mit der Schwierigkeit der Untersuchung wird angefangen, und die Grenzen des Wissens in dieser Kenntniss bestimmt. — „*Quamquam optandum est, ut quis usum harum particularum secundum tempora, et gentes, et genera scribendi, deinceps ordine persequatur, tamen haec res tam infiniti operis est, ut ego quidem mihi ab ea abstinendum putaverim, satisque duxerim, veteris tantum sermonis, et eius qui cultissimus habetur, consuetudinem respicere: ex iis autem, quae labescens Graecitas sibi indulsit, nonnisi hic illic aliquid delibare.*“ Der spätere Sprachgebrauch, zur Zeit der Alexandriner und nach Christus, giebt also künftigen Bearbeitern noch viel nachzuholen. Woher entstanden die bedeutungsvollen und beziehungsreichen Partikeln ἂν und κὲν? — Der Britte *Geo. Dunbar* leitete ἂν willkührlich ab, von einem fingirten Verbum ἀμὶ = ἰάω. Und κὲν vom Imperativ des Verbum κίω. — So spielten einst auch *Lennep* und *Hezel*; weil sie die gewagten Ansichten von *Hemsterhuis* und *Valckenaer* zu weit trieben. Hr. *Hermann* dagegen hält sich an das Historisch-Grammatische. Er lehrt: 1) dass eine Partikel von der anderen abstamme, z. B. ἀμφὶ von ἄναφι. — περ von περὶ. — μὲν von μὴν. — δὲ von δή. — τε von τοι. — So auch unser deutsches *doch*, aus *da auch*. — *noch*, aus *noch auch*. — 2) Stammen Partikeln von Adjectiven, Pronominen, Adverbien, Verben her, z. B. ἀμέλει, *omnino!* Gerade so unser *zwar*, statt: es ist wahr! — Die Resultate geben wir am bestimmtesten mit des Vfs. eigenen Worten: „*Particula* ἀνὰ, *quae recisa ultima littera* (ἂν), *mansit in Germanica lingua* (*an*), *primum ac proprium usum habet in iis, quae in alicuius rei superficie* (*ab imo ad summum eundo*) *conspiciuntur.* — *Motus significationem ei adhaerere, intelligitur, quod non est apta visa, quae cum* εἶναι *componeretur: dein docet usus adverbialis; ut,* ἀλλ' ἄνα ἐξ ἑδράων. — *Ceteri significatus* (*secundum, sursum, per, retro,*) *ex primo explicari possunt.*“ — *Lib.* 1. §. 7 sagt: „*Particula* κε *ita rem saepius factam significat, ut non tam ad ea quae deinceps, quam ad id quod a pluribus simul factum sit, referatur.*“ — *Lib.* 1. §. 8. „*Potestas part.* ἂν *saepe percipitur, sed vix latine et germanice exprimi potest.*“

Zweyte Leistung: Die genaue Nachweisung und Erörterung der Construction dieser Partikeln. „*Construi dicimus verba, quae coniuncta plenam sententiam efficiunt.*“ — Dieser Hauptbegriff der Structur der Worte wird nun auf ἂν und κὲν als Bedingtheitszeichen angewendet. — „*Recte dicas, construi eas cum indicativo, optativo, participio, infinitivo.*“ — Davon werden im Laufe dieser Abhandlung viele Beyspiele gegeben, erklärt und berichtigt. Dieses Alles lässt sich aber nur im Zusammenhange richtig auffassen, und bleibt dem eigenen Studium der Freunde der feineren griechischen Grammatik überlassen.

Dritte Leistung: Berichtigung der Handschriften und Ausgaben, wo diese Partikeln falsch gestellt sind. — Hier wird *Reisig*, und andere Grammatiker, zurecht gewiesen! — Z. B. *Lib.* 1. §. 8. Buch 1. §. 10 redet *Hermann* vom Aorist in vergangener Zeit. Diess giebt ihm Anlass, eine dunkle Stelle im Herodot aufzuhellen. — *Herodot.* 1, 42 [*To.* 1, *p.* 48. *Schweigh.*] steht: ὦ βασιλεῦ, ... πολλαχῇ τε ἀνεῖχον ἐμεωυτόν' *h. e. etiam alias saepe me continui.* — In den *var. lect.* (*To.* 1. *pars* 2. *p.* 39) bemerkt *Schweighäuser*: ἀνεῖχον] ἂν ἴσχον *legit Ald. Pass. et Remig.* — So auch die erste *Stephanische* Ausgabe! Diese Lesart billigte *Wesseling*, und nahm sie auf. Dagegen *Schweighäuser* ἀνεῖχον aus der zweyten *Stephanischen* Ausgabe, und der Vulgate überhaupt, vorzog. — *Hermann* sagt durchdringend: „*Adrastus non libenter se regis iussa facere ostendit. — Male* (*igitur*), *et contra sententiam loci, novissimus editor* [*Schw.*] ἀνεῖχον *dedit!* — Nun wird noch ein Anderer belehrt. — „*Imperfecto* ἦϊα, (*Buttmann. nondum vidit* ἦϊα *imperf. esse*) *utitur Herod. propter* πολλαχῇ. *v. Aristoph. Av.* 786 — 789.“ *Lib. II.* §. 3 dieser Abhandlung stellt den ächten homerischen Stil her. — „*Iliad.* ο, 550 *scribendum est* κῆται.“ Es kam hier auf die richtige Ansicht des Conjunctivs an. — Wie viel ist in diesem Stücke noch in unseren Commentaren über Homer zu berichtigen, und nachzuholen! So etwas verstand *Köppen* am wenigsten! vergl. *Hermanni opuscula. Vol. II. p.* 18 bis 58 *de legibus subtilioribus sermonis Homerici, duae dissertationes.* Ferner: „*Eurip. suppl.* 451. *Aldus male legit* ὃς, *pro* (*vero et indubitato*) ὡς.“ — [*Markland p.* 107 *ed. Lips. ubi est v.* 461 *legit:* ὡς τῷ τύρ. *et obs.*“ *pro* ὃς *Mss. A. B. C.* ὡς, *quod admisi.*] — *Lib. II.* §. 4. (*p.* 11213. *thes. Lond.* = *class. Journ. nr.* 70. *p.* 210) sagt *Hermann* ferner: „*Deliberativo coniunctivo, in obliquis interrogationibus et dubitationibus, vix ullus scriptor saepius usus est Herodoto; ut 1,* 75 εἰ στρατεύηται. — 6, 25 *corrige:* ποιῇ.“ — *etc. Lib. II.* §. 7. *Herm.* — „*Grammatici* (*vulgares*) *statuunt: Particulam* εἰ *Atticis non iungi coniunctivo, nisi accedente* ἂν. (*v. Bast. epist. crit. p.* 129. — *Thom. Mag. p.* 267.) — *Inane commentum!* *v. Herm. de praeceptis Atticistarum.* — *Lobeck ad Phryn. p.* 724. — *Herm. ad Ajac.* 491. —“ *ibid.* — „*Soph. Oed. Rex* 198 ἤν τι νὺξ ἀφῇ' *h. e. Si quid forte nox reliquerit* = *forte relinquet aliquid; forsitan non relinquet.* — 2) εἴ τι νὺξ ἀφῇ' *si quid nox reliquerit; vix autem relinquet.* — *Atqui hoc ipsum dicere voluit h. l. Sophocles. Nam* ἤν *est Atticistae correctio.*

Vierte Leistung: Widerlegung falscher Ansichten der Grammatiker alter und neuer Zeit. — *Lib.* 1. §. 7. — „*Quod a quibusdam traditum est: particulas* ἂν *et* κὲν *cum praeteritis in re facta constructas ita usurpari, ut quid non semel sed iterum iterumque factum indicent; in eo est aliquid veri: sed multo latius patet harum particularum usus. Nam his conditio aliqua significatur, quam ipsum factum impletam esse monstrat; ut,* ἔλεγεν ἄν, *dicebat, si dicebat.* — ἂν *fortuitum factum indicat. v. Odyss.* 2, 104. — 24, 139. — 19, 149. — *Male in his locis postrema Wolfii editio* (1807) καὶ *praebet. v. Schaefer praef. ad Juliani orat. in Constant. p. XVIII.* — *Additum* κὲν *hoc sensu:* „*Non quotidie telam texuisse Penelopam, sed plerumque pro lubitu.*“ — Vergl. *Lib.* II. §. 1 gegen Apollonius Syntaxis. — Ferner, gegen *Reisig*: — „*Attici* ἂν *non in-*

dicativo iungunt. v. Aristoph. Nub. 1152 κἂν παρῶσι [nach den besten Handschriften, statt des gewöhnlichen παρῆτε —] *quae tamen lectio simplicius interpretanda, quam visum Reisigio p.* 104. — *Nam,* κἂν παρῶσι *dicit Socrates, quia etiam illa — ὅστ' ἀποφύγοις ἂν ἥντιν' ἂν βούλῃ δίκην, de praesente vel futuro dixit in Lysistrata v.* 1025, *ubi codd. recte:* κἄν με μὴ λυπῇς. — *Lib.* 1, 12. — „*Vulgaris est opinio, verba quaedam, ut* ὤφελον, ἔμελλον, ἐχρῆν, ἔδει, προσῆκει, *aliaque, carere posse partic.* ἂν, *et plerumque ea carere. v. Matthiae Gr. gr.* §. 510. 6 *et Schaeferi melet. p.* 130. — *Non tamen hoc fieri, v. Matthiae p.* 508. *not.* 1. *sed debebat eam rationem amplius persequi! — Nam, ubicunque aliquid etiam sine conditione verum est, abesse debet* ἂν· *ubi autem aliquid nominamus, quod nonnisi certa conditione verum est, necessaria est particulae adiectio, ut Soph. Elect.* 1505. — *Oed. R.* 255. 1368. — *Xen. M. S.* 2, 7. 10." — Dahin gehören ferner die Bemerkungen L. I. §. 10 und 14. — L. II. §. 1. 7 und 13. — L. IV. §. 2 und 7.

Fünfte Leistung. — Vergleichung gleichbedeutender Partikeln mit ἂν — z. B. *Lib.* 1. §. 10. — „*Eadem ratio est particularum finalium:* ὄφρα, ὡς, ὅπως, ἵνα· *Aristoph. eccles.* 151. — *Vesp.* 961. — Ferner: *Lib.* II. §. 3. — „*Homerus (Iliad.* 4, 259. — ξ, 522) *iungit coniunctivo, sine* ἂν — 1) ὅτε. — 2) ἦμος· *Odyss.* 4, 400, *ubi male recentissima ed. Wolfii* (1807) *indicativum habet* [*p.* 85 ἀμφιβεβήκει.] — 3) ὅπη· *Odyss.* θ, 45. — ο, 452. — 4) ὁππότε, — *Odyss.* ξ, 139. [*ib. p.* 31 ὁππότ' ἐπέλθῃ.] — 5) πρὶν, *Iliad.* 18, 190. [*ed. Wolf* 1817. γ, 177 πρὶν … ἴδωμαι.] — κ, 175. 6) ἐπεί· *Odyss.* υ, 85. *ubi male cod. Hartig. futur. habet.* — 7) ὅπως, — *quemadmodum, ut Iliad.* ψ, 324. — *Odyss.* α, 349. — 8) ἐπειδή· — *Iliad.* π, 473. — 9) ὄφρα, *quamdiu. Iliad.* 4, 386. — ψ, 47. — 10) εἰ, — *Iliad.* α, 340. — δ, 261. — 11) ὅς, *et* ὅστις, — *Iliad.* α, 230. 543. — ι, 407. 747. — θ, 391. — 12) ὅσσα, — *Iliad.* α, 454. — 13) ὁπότερος, — *Iliad.* γ, 71. 92. — 14) ὅσσα, — *Odyss.* 12, 191. —" *Lib.* IV. 3. — „*Eadem omnia, quae de infinitivo dicta sunt, quadrant etiam in participium, cui iisdem prorsus conditionibus iungitur* ἂν. — *Multiplex est particularum usus: non ubique* ἂν, *sed* ὅτε, εἰ, ὅτι, *adhibendae particulae; vel participium simpliciter in verbum finitum cum* ἂν *solvendum. v. Aeschyl. choeph.* 346. λιπὼν ἂν *i. q.* ἔλιπες ἄν. — *Soph. Oed. R.* 523 *sq.*"

Sechste Leistung. — Erklärung des Sprachgebrauchs einzelner Redetheile in Beziehung auf diese Partikeln. — z. B. *Lib.* II. §. 1: — „*ut indicativus veritatem facti, ita coniunctivus atque optativus ea quae possunt fieri, significant: ita tamen, ut coniunctivus illa indicet, quae propter aliquam ipsarum rerum conditionem eveniant; unde totus ad experientiam refertur: optativus autem cogitabilia significat, et quae fieri nequeunt. Uterque modus pendet ab alia parte orationis.*" — *Lib.* I. §. 2. — „*Neutra particula in principio orationis poni potest. Utrique inest quaedam sententiae dubitatio.*" — Vergl. *Lib.* I. §. 10. — II, 4, 13. — III, 3. 4. 5. — IV, 5.

So viel von dieser Abhandlung, deren wesentlichen Inhalt wir nicht kürzer und genauer zu bezeichnen wussten, als auf diese Art.

Hierauf folgt hinter dem Schmutztitel mit dem Namen *Index* die Dedication an Lord *Grenville:* — „*Gulielmo Wyndham Grenville* | *Baroni de Grenville* | *qui suas Athenas* | *alumnus* | *moribus, ingenio, doctrina;* | *cancellarius* | *fide, gravitate, beneficiis,* | *ornavit:* | *qui etc.* | *hoc opus,* | *illius consilio susceptum,* | *liberalitate adiutum, patrocinio perfectum,* | *tantorum meritorum,* | *tantae laudis, virtutisque rite memor, summa observantia* | *D. D. D.* | *A. J. Valpy.*"

Dann folgt die Vorrede zum Generalindex. Diese hebt so an: „*Iamque opus exegimus: magnum sane, et haud scimus an ex humanis operibus longe maximum!! Per XV saltem annos, grande mortalis aevi spatium, onus Aetna gravius* (!) *nobis videmur sustinuisse; etc. etc. Londini idib. Nov.* 1828." — Leuten, die Lust und Kraft haben, pflegt nichts zu sauer zu werden!

Hierauf ein (sehr nützlicher) *Conspectus eorum, quae in hac thes. Steph. editione continentur.* — Diese Uebersicht ist von uns im Laufe unserer Rec. von Heft zu Heft getreu gegeben worden; sie bedarf hier bloss eines Totalüberblickes.

Vol. I. Pars 1. 2 und No. XII umfassten (im Jahre 1815—1818 gedruckt) 568 Seiten, die *Prolegomena.* — Diese bestehen theils aus den Vorreden und Abhandlungen, die *Henr. Steph.* selbst vorausgeschickt hatte; theils aus neuen Beyträgen, z. B. *ex Fabric. bibl. Gr.* — *Küster de verbis mediis* [welche unreife Arbeit für unsere Zeiten gar nicht mehr passt] — *Ern. de vestigiis L. Hebr. in graeca.* — *Lexicon vocum peregrinarum.* Dieses ist als Grundlage recht brauchbar. — *Sturz de dial. Alex. etc.*

Vol. II. 1819—1821 umfasst den Schluss der P. 2. Pars 3. 4. 5. 6 bis p. 1346 [*ed. vet. p.* 127]; s. Rec. 1822. No. 226. S. 346.

Vol. III. 1820 und 1821 begreift Pars 7. 8. 9. 10 bis p. 2870. [*ed. vet. p.* 803.]

Vol. IV. 1822 bis p. 4437 enthält Pars 11. 12. 13. 14 bis p. 4437. [*ed vet. p.* 1666.]

Vol. V. 1822 und 1823 umschliesst Pars 15. 16. 17. 18 bis p. 5968. [*ed. vet. To. II. p.* 811.]

Vol. VI. 1823 und 1224 enthält die Pars 19. 20. 21. 22 bis πέρας.

Vol. VII. 1824 geht durch Pars 23. 24. 25. 26 bis συνδυστυχέω.

Vol. VIII. 1824 und 1825 enthält Pars 27. 28. 29. 30 bis p. 10454. [*ed. vet. To. IV. p.* 406.]

Vol. IX. 1826 bis 1828 umfasst Pars 31. 32. 33 den *Index.*

Diese Abtheilung haben die Editoren im letzten Hefte durch drey Probetitel bezeichnet. Sie waren selbst in Verlegenheit, wie diese 39 Hefte (der Thesaurus macht 33 Hefte aus) zu binden seyen. Jetzt sagen sie in einer Beylage: „*Subscribers wishing to bind the work, may be assisted with instructions, as to ending the volumes etc. by an application at Red. Lion court.* — *It is recommended to bind the glossaries, commentary on the dialects etc. in one volume; and*

to place the index at the end of the Lexicon." — Man mag aber diese 39 Hefte binden lassen, wie man will, so wird doch kein Band gerade mit einem neuen Buchstaben beginnen können!

Als Vol. X (ohne diese Bezeichnung) gelten die *Glossaria Labbaei*, deren Titel und Umfang in Jen. A. L. Z. 1822. No. 223. S. 322 angegeben ist.

Nun ist noch übrig, vom *Index* (dem Generalverzeichnisse aller im Thesaurus vorkommenden griechischen Wörter, nicht der Sachen,) einige Beyspiele zu geben. Die Ansicht des Anfanges und einiger Zusätze (aus *Scott* u. A.) wird zur richtigen Beurtheilung führen. — Zuvor von *Scott:*

London, b. Bettenham: 1745. 1264 S. und 1746. 1312 S., 2 Voll. Fol. *f. tit.* — „*Appendix ad thesaurum Gr. L. ab Henr. Steph. constructum; et ad Lexica Constantini, et Scapulae. — Studio et labore Danielis Scott, f. v. d.*

Die Vorrede sagt: „*Tanta est Henr. Stephani apud eruditos auctoritas, ut inter primarios L. Gr. cultores merito habeatur; tantaque eius Lexici aestimatio, ut summae eruditionis monumentum, aere perennius, optimo iure dicatur. — Herculeum opus, sed non omnibus numeris absolutum. Reconditos L. Gr. thesauros non exhausit Stephanus etc., spicilegium reliquit. — Ingens verborum numerus supplendus.*" — Nun fügte *Scott* aus den seit *Stephanus* gedruckten Ausgaben und Wörterbüchern vieles hinzu; wies viele citirte Stellen genauer nach, und beobachtete die alphabetische Ordnung, die für Anfänger bequem, aber für Sprachforschung selbst nicht die rechte ist; denn der Thesaurus selbst muss etymologisch seyn. *Scott* hatte als Sammler seine Verdienste, aber viel ist nicht durch ihn gewonnen.

Die Kürze und Bestimmtheit des neuesten Index der Londoner Editoren wird aus folgenden Beyspielen erhellen:

A. *pag.* 1. — | ἆ. *p.* 17. *b.* | ἀ. *p.* 18. *c.* — 23. *b.* | ἆ ἆ. *p.* 26. *b.* | ἆ ἆ. *p.* 28. *b.* | ἆ ἆ, σύστημα ὕδατος. *p.* 318. *not. r.* | α *et* δ *confusae.* — *p.* 491. *a.* | α *et* λ *confusae.* *p.* 5521. *b.* | α *et* χ *confusae.* *p.* 10335. *b.* | α *pro* ἅμα. *p.* 13 *b.* | α *pro* δμός· *p.* 14. *a.* | α, ἀθροιστικόν. *p.* 12. 13. *c.* | α, ἐπιτατικόν· *p.* 9. | α, στερητικόν· *p.* 5. *d.* — 8. *b.* | α, ὑπερστερητικόν· 8 *a.* | ἆα, *p.* 27. *b.* | ἀάατος *p.* 86. — 11. — 2393. *a.* | ἀάβακτος, *p.* 2860. *a.* || *etc. etc.* Erläuternd und ergänzend sind folgende:

ἀάλιον, — 1) *inordinatum.* ἄτακτον *Hesiodi et Suidae, qui addit* ἀκρατές. — 2) ἅλιον, τὸ μάταιον. — *In Lex. vetere anon. est:* Ἀάλιον, ἄτακτον, ἀκρατές· ἀπὸ τοῦ ἀλῶ, = κρατῶ· καὶ στερήσει τοῦ α, — ἀάλιον.

ἀάμυς, θος, ἡ — *instrumentum aucupii;* = ἰξευτήριον *in epigr. vel. ames. v. VV. LL. p.* 2. — *Abellio. Belus. p. CCCXXVII. a. — CCCLXXVIII. b.*

ἀβελτήριον, — *vox suspecta p.* 2662. *c.*

ἄβεος, — *forma vitiosa. p.* 414 (oder genauer CCCCXIV des Vol. I).

ἀβέρβηλος, — *vanus, inconstans. — Hesych. explicat:* 1) μάταιον. — *Suidas:* ἀκατάστατος. — *Rursum Hesych. explicat:* 2) πολὺ, ἐπαχθὲς, μέγα, βαρύ· = ἀχάριστον.

ἀβύρβηλος, *inanis. — Hesych. expl.* μάταιον, = δασὺ, συρφετῶδες, πολὺ, ἀναίσχυντον, ἐπαχθές. — *Suidas exp'.* ἀναίσχυντον.

p. 11. ἀδὴν, ενος, ὁ. — *glandula; pars corporis simplex; mollis, modo spongiae; rara et spirabilis, ut Horraeus definit. — Duplex eius genus. v. Galen. defin.* = συστροφή τις ξηρὰ, καὶ σαρκώδης ... περὶ τὸν τράχηλον, καὶ βουβῶνας. — *Ergo.* ἀδένες = *glandulae, convoluta carnis durities, sub alis, etc. — Alexand. Aphrodis. probl.* 2, 12 οἱ ἀδένες· σώματά εἰσι σμικρὰ, σφαιροειδῆ, χαῦνα, μεταξὺ τῶν μεγάλων φλεβῶν, κ. τ. λ. — *Unde Galen.* ἀδενώδης σάρξ· *corpus glandulosum etc.*

So viel vom Generalindex und von diesem letzten Hefte des Thesaurus.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Bremen* und *Schwelm*, in d. Falkenberg'schen Verlagshandl.: *Kritik des St. Simonismus*, ein Beytrag zur richtigen Würdigung dieser Secte in ihren gefährlichen Folgen für Kirche und Staat. Von Dr. *Karl Wilhelm Wiedenfeld.* 1832. IV u. 52 S. gr. 8. (4 gr.)

Wem die grösseren Schriften, welche in Deutschland über den Simonismus erschienen, namentlich die von uns neulich (Jen. A. L. Z. 1832. No. 145) recensirte *Bretschneider*sche, nicht zugänglich sind, der wird in dieser Kritik einen befriedigenden Aufschluss über jene merkwürdige Secte und deren Verhältniss zum Christenthum und zum Staate erhalten. Der Vf. stellt ihre wesentlichen Grundsätze der Reihe nach, zuerst die religiösen, dann die politischen, auf, ihnen gegenüber die Lehren des Christenthums und eines vernünftigen Staatslebens, und zeigt das Unhaltbare und Verderbliche dieser neuen Lehre; alles in verständiger und kräftiger Darstellung. Sehr wahr sagt er am Schlusse seiner Schrift: „Ihr Dogma ist dualistischer Pantheismus, ihre Moral Eudämonismus, ihr Cultus Coquetterie und ihre Politik Rebellion". Allein zu hart urtheilt er wohl, wenn er S. 51 die Simonisten einen verkappten Demagogenklubb nennt, der unter der Maske der Religiosität die Welt aus ihren Angeln heben, und an ihrem Blute den brennenden Durst des scheusslichsten Egoismus löschen möchte. Denn wenn auch dieses letzte aus der Consequenz der richtig durchgeführten Simonistischen Grundsätze hervorgehen sollte, so lag diese Consequenz doch nicht zunächst in der Absicht des Stifters derselben. Begeistert für seine Idee, übersah es dieser, wie diess ja so oft bey neuen Theorieen der Fall ist, dieselbe an der Erfahrung, an dem bereits Bestehenden zu prüfen, und so jener Consequenzen inne zu werden. Möge der Simonismus auch jenen deutschen Theologen eine Warnung seyn, welche ihre Philosophie über Bibel und Christenthum stellen, und eine Art Pantheismus predigen, den die heilige Schrift nicht kennt, und der zu ähnlichen Folgen führen kann! Auch Hr. *Wiedenfeld* hat einen schätzbaren Beytrag geliefert, um unter den prahlerisch hervortretenden, den trügerischen Glanz des Genialen verbreitenden Verirrungen menschlicher Philosophie die Würde und Vollkommenheit der einfachen Lehre des Evangeliums immer mehr zur Anerkennung zu bringen, und wir wünschen seiner Schrift recht viele Leser aus allen Ständen.

L. L.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1832.

GRIECHISCHE LITERATUR.

London, b. Valpy: ΘΗΣΑΥΡΟΣ ΤΗΣ ΕΛΛΗΝΙΚΗΣ ΓΛΩΣΣΗΣ. *Thesaurus linguae graecae* ab *Henr. Stephano* constructus. *Editio nova*, auctior et emendatior. — *Pars XXIX — XXXIII.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wer es unternimmt, einen Auszug aus dem Londoner Stephanus zu machen, der gebe uns doch ja mehr, als blos die nackte Wiederholung dieser Citate! Er lasse alle nichtlexikalischen Stellen aus, und erläutere die hieher gehörigen bestimmt und deutlich; so wird ein grosser Theil des alten Stephanus wegfallen können!

Wie ist demnach das Chaos aller zum neuen Stephanus von vielen Gelehrten beygesteuerten, kurzen und verworrenen Notizen zu benutzen? — Nicht anders als von Männern, die der Wortforschung und Worterklärung fähig, und in lexikalischen Arbeiten geübt, an einer grossen Bibliothek sich befinden, wo sie alle citirten Bücher nachschlagen können. Diesen Apparat aber auch vorausgesetzt, werden sie Vieles verschrieben oder verdruckt finden; sie werden aus vielen Citaten sich gar nicht zu finden wissen. Es gehört eine grosse Kenntniss der alten Literatur dazu, den ganzen Londoner Stephanus zu verstehen, und in Ordnung zu bringen. — Eine blosse Wiederholung in dieser Form kann kein verständiger Epitomator mit gutem Gewissen geben. Man wird also viele Jahre lang nachschlagen müssen, um das rein Lexikalische dieses Repertoriums auszumitteln. Die gewonnenen Wortformen und alle Wortbedeutungen müssen chronologisch und logisch geordnet werden; dazu die besten Beweisstellen. Von dem Homerischen Sprachgebrauche muss hier Alles ausgehen. Dann folgt der Sprachgebrauch der Lyriker, Elegiker, Dramatiker, Philosophen u. s. w. — Wie viel ist hier noch planmässig zu sammeln und zu verarbeiten übrig!

Die Gräcität der Alexandrinischen Bibelübersetzung und die des N. T. gehört zu den *vocibus peregrinis* in ein besonderes Lexikon: dazu haben *Dahler* und *Schleusner* gut vorgearbeitet. — Der jetzige Standpunct der classischen Philologie und der Alterthumswissenschaft der Griechen erheischt einen *Thesaurus Graecitatis classicae, per omnes aetates linguae Graecae; inde ab Homero, usque ad Agathiam, Sec. VI p. Chr. nat. scriptorem Byzantinum.* — So denken wir uns den Plan eines solchen Sprachschatzes bestimmt und deutlich. — Das Gesagte wird zur Charakterisirung des *new Stephan* hinreichen.

Wir verbinden mit dieser Anzeige noch ein paar lexikalische Werke:

Venedig: ΛΕΞΙΚΟΝ ΕΛΛΗΝΙΚΟΝ .... ΑΝΘΙΜΟΥ ΓΑΖΗ· πρὸς χρῆσιν τῶν περὶ τοὺς παλαιοὺς συγγραφεῖς ἐνασχολουμένων. 1809. 8.

Dieses Werk gleicht unserem *Schneiderschen* Griech. Wörterbuche. Es enthält drey Bände, und ist ganz griechisch, wenige eingeschaltete deutsche, französische und lateinische Wörter ausgenommen. — Der Verfasser, *Anthimos Gaza*, nennt sich: ὁ ἀπὸ Μηλιῶν, τοῦ Πηλίου ὄρους, ... ἐν Βιέννῃ τῆς Αὐστρίας. — Er schrieb dieses in Wien, τῇ α Ἰανουαρίου 1809. — — Das Buch ist für Neugriechen geschrieben. — Wir geben ein paar Proben. — Zuerst aus der Vorrede an die jetzt Studirenden in Griechenland:

Τοῖς παισὶ τῶν Ἑλλήνων χαίρειν· — Ἡ ἔφεσις, τὴν ὁποίαν πρὸ πολλοῦ ἐν ἐμαυτῷ ἔτρεφον, εἰς τὸ νὰ ἴδω τὸ γένος μου πεπλουτισμένον μὲ ὅσον τὸ δυνατὸν ἐντελὲς Ἑλληνικὸν λεξικὸν, πολλάκις με ἐνεθάῤῥυνεν εἰς τὸ νὰ κινήσω πάντα λίθον πρὸς ἐντέλεσιν τοῦ τοιούτου ἔργου· ἤρξατο πάλιν νὰ ἀναζωπυρήσῃ εἰς τὴν καρδίαν μου ὁ ἄσβεστος ἐκεῖνος σπινθὴρ τῆς τοῦ λεξικοῦ ἐκδόσεως. — pag. ή. Φράσιν μετεχειρίσθην εἰς τὴν ἑρμηνείαν τοῦ λέξεων τὴν εὐληπτοτέραν, καὶ τοῖς παισὶ κατανοουμένην.

pag. ιγ'. — Ἀττικὴ διάλεκτος ὑπέφερε τρεῖς μεταβολάς· 1) ἡ παλαιά. — 2) μέση· — 3) ἡ νέα· = Solon's — des Thucydides — des Demosthenes.

To. 1. p. 1446. — Ἐντελέχεια, — διάφορος ἀπὸ ἐνδελεχείας, — σημαίνει· 1) ἐνέργειαν, πρᾶξιν, τὴν ἀληθινὴν ὕπαρξιν, τελειότητα, ὀντότητα πράγματος = *Actus, activité*, Thätigkeit. *v. Sext. Empir.* 1, 3. 40. — 2) κίνησις. *v. Aristot. de anima.* c. 20. — *Cic. Tusc.* 1, 10.

To. 1. p. 1042. διάνοια· — ἡ δύναμις τοῦ συλλογίζεσθαι καὶ στοχάζεσθαι (Thucyd.) — 2) δύν. τοῦ διανοητικοῦ μέρους τῆς ψυχῆς (Xenoph.) — 3) θέλησις, νόημα. (Plutarch.)

L.

Oxford, aus d. Clarendon. Presse: *Jo. Caravellae, Epirotae, Index Aristophanicus*; ex codice Bodlejano nunc primum editus. 1822. VIII u. 368 S. 8.

Caravella's, eines Neugriechen aus Epirus, *Indices* über *Aeschylus*, *Callimachus*, *Dionysii periegesis*; *Nicandri theriaca, et alexipharmaca*; *Nonni Dionysiaca*; *Oppiani cynegetica, et halieutica*; *Philae iambos de animalium proprietate*; *Tryphiodori excidium Troiae*, und über *Aristophanes* gehörten ursprünglich dem bekannten Kritiker *Taylor*; wie man aus *Nichol's literary anecdotes. To. IV. p.* 510 sieht. *Taylor* hatte sie dem Herrn *Askew* vermacht; und nachher wurden sie mit *Askew's* Nachlass verkauft. — Die Bibliothek in Cambridge kaufte den Index zum Aeschylus. Alle anderen genannten *Indices* sind in die Bodlejanische Bibliothek gekommen, wo man sie jetzt findet. — Der *Index Aristophanicus* erscheint hier zum ersten Mal, sehr schön gedruckt, und verdient in Deutschland wiederholt zu werden.

NOVALIS.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *M. T. Ciceronis Laelius*, sive *de amicitia dialogus*, recensuit et scholiis *Jacobi Facciolati* suisque animadversionibus instruxit *Aug. Gotth. Gernhard*, Ph. D. AA. LL. M. Magniduc. Sax. Vimar. Consistorio a consiliis ill. Gymn. Guilielmo-Ernest. Director, Soc. lat. Jen. Sod. 1825. LVI u. 280 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dem Herausgeber, dem wir bereits eine neue und brauchbare Ausgabe von *Ciceros Cato* verdanken (Jen. A. L. Z. 1820. No. 151. 152), standen bey der vorliegenden Edition des *Laelius* mehrere kritische Hülfsmittel zu Gebot: namentlich die drey *Codd. A. B. C.*, welche früher *Joh. Gottlieb Ernesti* besass, von dem verstorbenen Rector *Müller* in Zeiz mitgetheilt und mit dessen Urtheile über dieselben begleitet, ferner die Lesart zweyer Dresdner (*Dr. a et b.*) und eines Weimarischen *Cod.*, durch Hn. Prof. *Osann*, und zwey Gothaische *Codd.* (*Goth. a.*, welcher schon von *Joh. Aug. Ernesti* verglichen zu seyn scheint, und *Goth. b.* durch Hn. GHR. *Jacobs.*) — Von den alten Ausgaben benutzte er, ausser den schon in der *Praef. ad M. Catonem p. IX* und zwar namentlich bis zu der *Ernesti*schen Ausg. 1776 angegebenen Ausgaben, auch noch die Leipziger Ausg. 1483, sowie die Ausg. von M. *Jo. Georg Lenz*, Hildburghausen 1778. 8., nebst *Carol. Langii etc. in Cic. Annotatt.* 1615. — Die in diesen und anderen kritischen Quellen dargebotenen Lesarten beurtheilt Hr. *G.* scharfsinnig und genau mit steter Rücksicht auf die Ciceronianische Schreibart, und zieht fast durchgehends diejenigen vor, welche sich aus inneren und äusseren Gründen am meisten empfehlen. — Es werden daher 1) mehrere überflüssige *Zusätze* weggelassen, z. B. Cap. I, §. 4 *his* vor *proximis*. Cap. IV, §. 14 *de* nach *moerere*. Cap. V, §. 19 *et* vor *propinqui*. Cap. VI, §. 20 *nihil* vor *quicquam*. Cap. X, §. 33 *utrique* nach *expediret*. Cap. XI, §. 39 *scio* nach *si contendisset* — Cap. XII, §. 42 *magna aliqua re* vor *in rempublicam* (der Vf. hat *in republica pecc.*); *que* bey *propterque invidiam*. §. 44. *sanciatur* bey *lex amicitiae*, jedoch ohne Angabe irgend einer Autorität der MSS. ; eben so auch §. 46 *ii, qui putentur* zwischen *quam* — *beati*. — Cap. XVI, §. 58 *nimis* vor *exigue*, mit Angabe mehrerer Stellen, wo *nimis* wegzulassen sey, z. B. *de Leg. I*, 19, 50. *extr. de Orat. II*, 71, 288. — Cap. XVI. §. 59 *sed* vor *impuri cujusdam* — so wie auch *necesse erit* nach *commodisque amicorum*, wofür allerdings die Aut. des *Cod. Ox.* ɳ und der Zusammenhang des ganzen Satzes spricht. Cap. XVII, §. 62 *est* nach *difficile* — Cap. XIX, §. 70 *ea* nach *impertiant*. Eben so auch *quidem est* zwischen *Quod* — *multo profecto* — auf die Aut. von *VI Codd. Oxx.* In dem *Goth. b. Vim. et A. B.* fehlt *quidem*, und in *Goth. a. Ox.* ɩ. fehlt *est*. Hr. *G.* hat diese beiden Worte unter anderen auch desswegen weggelassen, um die Stärke des *multo* durch die zu grosse Entfernung vom Anfange und durch die Setzung in die Mitte nicht schwächen zu lassen. Von dieser Schwächung kann sich aber Rec. nicht überzeugen. Cap. XX, §. 70 ist *oportet* nach *necessarios habere* weggelassen, eben so auch *colendi* nach *alio quodam modo* — als ein hier unpassendes Verb., welches sich auch übrigens in mehreren MSpten nicht finde, z. B. in *IX lib. Ald.*, in 2 *Codd. Oxx. Dr. b. et Vim.* — Cap. XXI, §. 77 *est* vor *turpius*. §. 78 *est* nach *tribuendus*, auf die Aut. des *Goth. b. Dr. b. et A.*, sowie auch der *Ed. Lugd. et Patav.* — Cap. XXII, §. 82 *se* vor *colent* — mit Anführung mehrerer Stellen aus Cic., wo *se* vor *inter se* weggelassen sey. — Cap. XXIII, §. 86 *sentiunt* nach *vitam esse nullam* und zwar auf die Aut. 3 *Ald. Goth. b. Erfurt. b. et Ed. Suffrid. Ed. Graev. min.* 1691. — Cap. XXIV, §. 93 *amici* zwischen *quod* — *genus* eingeklammert; besser wäre *amicitiae*, nach Rec. Meinung, was in 5 *Oxx.* und 2 alten Ed. vorkommt. — §. 96. *non comitem* weggelassen nach dem *Cod. Pithoean.*, welchem auch *Graev.* hier folgte, indem er *populi Romani comes* mit Recht hier ungereimt fand; denn mit *Schütz* zu erklären: *qui populo R. obsequitur* ist gegen den Sinn dieser Stelle. Der Vf. nimmt mit Recht auf das vorherstehende *facile* Rücksicht. — Ferner *Ita re magis* (nicht *itaque*), was allerdings diesem Nachsatze angemessener ist.

In gleicher Art hat Hr. *G.* 2) auch einige *Zusätze* aus jenen oben angegebenen Gründen aufgenommen. Z. B. Cap. III. *extr. Deos.* Cap. VIII, §. 26 *in* zwischen *ut* und *dandis*. — Hr. *G.* hält übrigens diese Worte mit *Facciolati* nicht für nothwendig an und für sich in dieser Stelle; sie konnten aber in dieser traulichen Schreibart dem Cicero entfallen. Die besseren MSS. bleiben hier freylich Hauptführer, und der Herausg. führt daher 7 *Codd. Manut.*, den *Goth. a.*

und *Ox. E.* nebst der *Ed. Antwerp.* 1671 an; nur hätte aber auch deren Unabhängigkeit von einander nachgewiesen werden sollen. — Cap. XI, §. 37 findet der Herausg. den Zusatz *inquam* nach *Etienne* für angemessen und zwar auf Aut. *Dr. a. et vett. lib. pleriq. cum Lambino* und in Angemessenheit der Unterredung mehrerer Personen unter einander, vergl. *de Fin. I,* 4, 14. *II,* 3, 9. *IV,* 1, 2. — Eben so hat er auch Cap. XIII, §. 48 den Zusatz: *quandam* nach *ferream.* Cap. XVI, §. 59 *in* zwischen *inducatque* und *spem.* Cap. XXVII, §. 101 *ex alia* nach *alia aetas oriatur.*

3) In der Stellung der Worte hat Hr. *G.* sich ebenfalls Aenderungen erlaubt. Z. B. Cap. XIII, §. 47 *qua nihil a diis imm.* Cap. XV, §. 52 *Haec est enim.* Die dabey Statt findende Bemerkung: *Constanter enim Cicero verbum substantivum (?) unius syllabae non tertio loco ponit post partic. enim, autem etc. Altera vero sedes post graviorem vocem in primo loco tenuiorem copulam adsciscit* — ist nicht ohne Einschränkung wahr. Cap. XVI, §. 63 *Imbecilla est enim* — *Vim. Cod.*

Ueberhaupt aber 4) weicht Hr. *G.* in der Behandlung der Lesarten aus nicht zu verkennenden Gründen von *Ernesti*, *Schütz* und *Wetzel* hie und da ab, z. B. Cap. I, §. 4 *praeter caeteros* — ferner *Cato quia.* — Cap. II, §. 8 *invalitudinem causam* —; zu der aus *Epist. ad Attic. VII, 2. pr.* bey *invalitudo* angeführten Stelle heisst es nicht recht deutlich: *ubi vitanda erat ambiguitas, ut nostro loco moestitiae oppositio monere potuit, ut invalitudinem scriberet: Nihilominus.* — Uebrigens wird bemerkt, dafs der *Cod. Pithoeanus* nicht, wie *Ernesti* angiebt, *invalitudinem*, sondern *valetudinem* habe. — Cap. III, §. 11 *etiamnum* — wird treffend als hier hinlänglich in der Bedeutung: *noch immer* gegen den stärkeren Ausdruck: *etiam nunc, auch jetzt noch,* in Schutz genommen. — Cap. IV, §. 13 *ut plerique.* So wenig auch Rec. *ut plerique* hier missbilligt, eben so wenig würde er *ut in plerisque* mit dem Vf. auf die Unterredungen des Sokrates beziehen. Warum soll denn *ut in plerisque* nicht heifsen können: wie *bey* — *an* Vielen zu bemerken ist?

§. 14. *Quod idem,* nicht *item.* — Ferner *fit idem, quasi,* nicht *si.* — *mecum venisses,* und führt dabey an *de Republ. c. 12: Tum Scipio — Laelium advenientem salutavit et eos, qui una venerant etc.* — §. 19. *quia sequantur.* — §. 21 nicht *cui vita vitalis* sondern *qui i. e. quomodo.* — §. 22. *quae non in amici.* — Cap. VIII, §. 23 *bonam spem.* — §. 25 *est filum* (treffend!), nicht *expetimus filum.* — Eben so *Tu magis id diceres,* nicht *Tum m. etc.* — Cap. VIII, §. 26. *Utrum propter* — nicht *num propter.* — Ferner *id et verum et vol. etc.*

Eben so weicht auch der Herausg. an mehreren Stellen von der Interpunction der *Wetzel*schen Ausgabe ab; z. B. Cap. I, §. 2 erklärt sich der Vf. gegen die Parenthese bey *Wetz.* (*cum is tr. pl. vixerat*); nur scheinen die in der Anmerkung stehenden Worte: *Ad concinnitatem Cicero cum duae caussales enunciationes essent, alteram et eo magis — multum verbis meministi — Attice — occupato Sulpicii nomine, adjunxit, alteram admirationis caussam cum is tr. pl. vixerat primariae enuntiationi quanta querela ut solet, praeposuit* zu gesucht und dieser Stelle nicht recht angemessen zu seyn. Cap. II, §. 4 wird die von *Schütz* angenommene Interpunction *habebant;* — *ferebantur. Propterea* — von dem Vf. getadelt und dafür interpungirt: *habebat. Multa ejus — ferebantur propterea.* — Vor mehrere Stellen setzt der Vf. einen Punct, wo z. B. in der *Wetzel*schen Ausgabe ein Semikolon steht, z. B. Cap. V, §. 18 vor *Neque id ad viv. res.* — §. 19 vor *Namque hoc* — §. 23 *extr. Ex quo* — Cap. IX, §. 30 vor *Auxit benevolentiam* — Cap. X, §. 33 vor *Quamquam ille* — §. 37 vor *Nam, cum conciliatrix* — §. 38 *Sed loquimur* — Cap. XIII, §. 44 vor *Plurimum in amicitia* — §. 46 läfst der Vf. auch mit *Wetzel* das Punctum stehen vor *Itaque ut quisque minimum — ita — maxime;* Rec. würde jedoch diesen Satz als von *ajunt* abhängig durch ein Kolon bezeichnet haben. Cap. XVI, §. 56 ist ein Punct gesetzt vor *De quibus tres* —, so wie auch Cap. XVII, §. 59 vor *Cujus generis est* — Cap. XVIII, §. 65 ist der Satz: *Quae omnia pertinent ad fidelitatem* als ein selbstständiger Satz angenommen. Cap. XIX, §. 68 ein Punct vor: *Nec modo in hoc* — und §. 70 vor *Ut in fabulis etc.* Cap. XXIII, §. 86 vor *Multi divitias.* — Hingegen hat der Vf. auch an mehreren Stellen ein Semikolon, auch ein Kolon u. s. w. gesetzt, wo in der *Wetzelschen* Ausgabe ein Punctum steht, z. B. Cap. V, §. 18 ein Kolon vor: *nos autem ea* — §. 19 vor: *cum his enim* — §. 21 vor: *his communis* ein Semikolon. §. 24 vor *stantes* ein Ausrufzeichen. — §. 30 interpungirt der Vf. *Quid enim? Afric.* — §. 31 wird richtiger die Parenthese von *neque enim* — bis — *ad liberalitatem sumus* ausgedehnt. — §. 38 steht vor *ex hoc numero* nicht Punct, sondern Semikolon. §. 46 hat der Vf. den Satz *ex eo fieri etc.* angemessen durch ein Kolon mit dem vorigen Satze in Verbindung gesetzt. — Cap. XVII, §. 64 steht vor *ubi enim istum invenias* ein Kolon; die *Wetzelsche* Interpunction dürfte wohl dem Zusammenhange der Stelle angemessener seyn. §. 67 setzt der Vf. nach *Indigna homine dubitatio* ein Kolon und eben so auch an einigen anderen Stellen. — Rec. fügt noch einige Stellen hinzu, wo er sowohl in Ansehung der kritischen als der erklärenden Bemerkungen des Hn. *G.* anderer Meinung ist, z. B. Cap. 2, §. 6 möchte Rec. lieber mit *Balduin scimus,* als mit *Facciolati* und dem Vf. *existimant* wiederholen. Cap. III, §. 10 wird der verneinende Gebrauch der Partikel *quam* bey *recte* angedeutet; dieser findet aber nicht überall Statt; selbst in diesem Cap. folgt: *quam corpus,* Cap. XVI, §. 98 *quamque amabilis sit.* — Cap. XV, §. 52 spricht die Bemerkung: *Constanter enim Cicero verbum substantivum unius syllabae non tertio loco ponit post partic. enim, autem etc. Altera vero sedes post graviorem vocem in primo loco tenuiorem copulam adsciscit* Rec. nicht an. —

Cap. XIX, §. 68. So wenig auch Rec. die Lesart: *Atqui in ipso equo* für die einzig richtige hält, eben so wenig leuchtet ihm von der anderen Seite die Nothwendigkeit der von dem Vf. aufgenommenen Lesart *Quin ipso equo* hier bey diesem Beyspiele ein. Einfacher und der Ciceronianischen Schreibart nicht unangemessen dürfte *Atque in ipso equo* zu lesen seyn. — Die Bemerkung: *Sequentia vero in ipso equo non possunt a superioribus Maxima est enim vis (quam locutionem paulo mutatam mox repetunt verba Nec modo in hoc valet) pendere, nisi aut anacoluthon statuas esse, cum sequatur eo — utatur, aut plenius interpungas post feci vel impediat* scheint Rec. unnöthig und zu gesucht zu seyn.

Uebrigens schien Rec. hie und da eine Bemerkung nöthig, wo Hr. *G.* nichts gegeben hat. Z. B. Cap. II, §. 7 zu *omnia tua in te posita.* — §. 8 *ab isto officio, quod semper usurpavi.* — Eben so zu *nec ullo casu — posse contingere* — wo *Facciolati* die Worte *nec ullo casu* durch *nec ulla perturbatione animi* erklärt. So allgemein sagte diess Cicero wahrscheinlich nicht, sondern vielmehr in Beziehung auf besondere Fälle, welche einen Mann betreffen können. §. 11 hätte Rec. *quid* bey *juvare potuisset* berührt gewünscht, eben so auch, in wiefern *quasi natus non esset* — ohne *quis* und nicht *esses* stehe. — Cap. V, §. 19 wird bey *major autem, ut quisque proxime* — des *Manutius* Erklärung angeführt, für welche wir lieber *quo propior quis* — erklären würden. — Cap. VI, §. 22 ist zu den Worten *in fortunae temeritate* nichts bemerkt worden. Gegen Ende des Cap. VII hätte Rec. eine Bemerkung zu *Quid amicitiam?* von Hn. *G.* erwartet. — Die bey den Worten *ut in dandis etc.* Cap. VIII, §. 26 stehende Bemerkung: *nec equidem intelligo, cur adposita sint, nisi ad significandam beneficiorum, quae exquisito vocabulo merita dicuntur, vicissitudinem,* scheint jedoch Rec. sich nicht so recht für das gemeine Motiv irgend eines Interesses bey dem Schliessen der Freundschaften zu eignen. Uebrigens ist auch *ut* nicht ganz eng mit *in dandis* u. s. w., sondern mit *acciperet,* vermittelst eines Kommas vor *in d.*, in Verbindung zu setzen. — Zu *amor princeps,* wie auch §. 28 zu *memoriam usurpet,* ist nichts bemerkt. — Cap. XI, §. 37. Rec. giebt die Frage *sed si voluisset?* lieber dem Laelius, indem Blossius die Partikel *sed* wohl nicht würde gebraucht haben; denn er äusserte ja so eben, diess sey dem Tib. Grach. *gar nicht* zuzutrauen gewesen. — Die §. 38 zu den Worten: *perfecta quidem sapientia simus* gegebene Anmerkung: *At transversa part. si Cicero dixisset si sumus* (Parenthese — über den Indicativ) *nihil habeat —, a quo non magnopere differt sumus, si nihil habet,* steht ohne Nachsatz. — Zu Cap. XII, §. 42 bemerkt der Vf. zu der Lesart *in republica* unter anderen auch Folgendes: *Apparet, cur latine accusativum hominis, qui peccando laeditur, praetulerint ablativo. Qui casus de rebus inanimatis aptior videri debet ad fines, intra quos peccatur, describendos.* — Allein die Republik ist ja nicht als unbelebtes Wesen, sondern vielmehr als die Gesammtheit aller Bürger zu betrachten. Rec. hält die Lesart *in rem publicam* hier für weit bestimmter und bedeutender. — Cap. XVII, §. 63 hätte Rec. eine Anmerkung zu *Imbecilla — ad contemnendam potentiam* für nicht überflüssig gehalten. — Zu den Worten *obscuratum iri arbitrantur* bemerkt der Vf., dass nicht *potentiam,* sondern vielmehr der ganze zunächst vorhergehende Satz die Stelle des Subjectes vertrete. *Wetzel* hat fast dasselbe bey der anderen, wahrscheinlich aus einer Glosse entstandenen Lesart *excusatum iri* bemerkt, jedoch nicht recht angemessen gesagt: *non potentiam, sed qui consecuti sunt potentiam.* Rec. ergänzt sich dabey: *τὸ negligi amicitiam,* und erklärt *neglecta amicitia* durch: *ita ut negligeretur.* — Cap. XIX, §. 67 erklärt sich der Vf. gegen *Schellers* und *Wetzels* Erklärung des Wortes *debent* durch: *aequum, consentaneum est,* wozu wir keinen hinreichenden Grund finden. Zu *munus amicitiae expletum* würde gewiss jeder Leser des Laelius eine Anmerkung des Vfs. wünschen; es steht bloss dabey: *intellige jungendae amicitiae.* Ebenso hätte Rec. Cap. XXIV, §. 88 zu *multaeque causae dantur* etwas angemerkt erwartet. — Was die erklärenden Anmerkungen von *Facciolati* betrifft, so hätten wohl mehrere unerhebliche ganz weggelassen werden können, z. B. zu Cap. VI. *Hinc apparet inter heterodoxos amicitiam esse non posse.* — Cap. VIII, §. 27 zu *ad quoddam tempus* —. Cap. IX, §. 29 wird zu *moveantur* bemerkt *ad benevolentiam,* zu *studio voluntate et propensione animi.* — §. 32 *certatio* — *qua uterque plus dare velit, quam reposcere.* — Cap. XV, §. 55 zu *vincit viribus: Haec auferri possunt a potentiore: amicitiae auferri non possunt.* — u. d. gl.

Hr. Director *Gernhard* hat der Ausg. des *Lael.* eben so, wie seiner Ausg. *de offic.*, *Cat. Maj. et Parad.*, ein Verzeichniss der verschiedenen Lesarten der *Edit. Olivet.* und aus 10 *Oxx. MSS.* — nebst zwey sehr lehrreichen *Excurs. de formula aequius fuerat et huic similibus ad Cic. Lael. cap.* 4, §. 15 und *de formula nescio an vel haud scio an ad Cic. Lael. cap.* 6, §. 20, und ein Inhaltsverzeichniss beygefügt. *Corrigenda* und *Addenda* sind viel von S. 274—280 angegeben.

Das Papier ist weisser, als in der Ausg. des *Cato Major.*

C. St.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1832.

THEOLOGIE.

Wien, b. Wimmer: *Neue theologische Zeitschrift.* Herausgegeben von *Joseph Pletz*, Domherrn an d. Metropol. Kirche z. h. Stephan, Prof. der Dogmatik an d. Wiener Hochschule, Conf. Rath und Ordinariats-Examinator. *Zweyter Jahrgang.* 1829. *Dritter Jahrg.* 1830. *Vierter Jahrg.* 1831. (Jeder besteht aus 4 Heften zu 11—12 Bogen gr. 8., und kostet 3 Rthlr. 8 gr.)

(Vergl. Jen. A. L. Z. 1830. Ergänzungsbl. No. 65.)

Diese Zeitschrift gehört unstreitig zu den besseren, welche von Katholiken herausgegeben werden. Es weht in ihr grösstentheils ein ächt wissenschaftlicher Geist, der nur von einer engherzigen Polemik gegen die protestantische Kirche verdrängt wird. Uns liegt es ob, über den Inhalt der neuen Jahrgänge zu berichten, hauptsächlich um das protestantische Deutschland näher damit bekannt zu machen.

Zweyter Jahrgang. Erstes Heft. I. *Bedingungen zu einem seligen Tode des Priesters.* S. 3. (Von Dr. *J. Frint*, Bisch.) Sie sind: a) ein so menschenfreundlicher Lehrer zu seyn wie J. C. „Niemand war ihm zu gering, zu arm und zu schlecht, um sein Lehramt an ihm auszuüben.“ „Er steht liebreich und segnend im Kreise armer Kinder.“ b) Ein solch erhabenes Beyspiel der Tugend zu geben, wie J. C. „Es ist ein himmelweiter Unterschied, über religiöse und moralische Gegenstände bloss aus dem Gedächtnisse und Verstande reden, und reden aus eigener, lebendiger Erfahrung, reden mit einem erwärmten, durchglühten Gemüthe. O die kalte Amtssprache verballt wirkungslos“ u. s. w. c) Mit dem Heilande zu heilen (?). „Wehe uns, wenn wir den geistig Kranken die himmlische Arzney versagen, sie ungehört von uns weisen u. s. w.“ d) Mit ihm dulden. — II. *Biographie des Amira*, berühmt durch seine syrische und chaldäische Grammatik Rom 1596. — III. *Predigt über Glaube, Hoffnung und Liebe, gehalten zur Einweihungsfeier der katholischen Capelle zu Bradford* in der Grafschaft York, den 27 Jul. 1825, von *Pet. Aug. Baines*, Bisch. von Siga u. s. w. Aus dem Englischen. S. 26. Blendende Beredsamkeit, „um“, wie die Vorerinnerung sagt, „das Wohlwollen der Protestanten für die Katholiken des Ortes dadurch zu gewinnen, dass der Vf. ihnen zeigte, wie alle ihre Vorurtheile auf irrigen Ansichten von den Glaubensfätzen und Religionsgebräuchen der Katholiken beruhen“. Nur einige Stellen daraus: „Man hat auch gesagt: Die Katholiken beten, wie die Heiden, Bilder an, und geben diesen die dem ewigen Gott gebührende Ehre. Ich kenne die Allgemeinheit dieses Vorwurfs, und es ist mir nicht unbekannt, wie ehrenwerth in anderem Bezuge die Quellen sind, von denen er ausgeht; wäre diess nicht, so würde ich fürchten, euren Verstand zu beleidigen, indem ich einen aus euch fähig glaubte, solche Dinge wahr zu halten. Aber richten wir nicht unser Gebet an die Heiligen? Beten wir sie nicht an? Wir beten kein Geschöpf an, und darum auch nicht die Heiligen.“ „Ihr habt vernommen, dass die katholische Priesterschaft sich des göttlichen Rechts der Sündenvergebung anmasst; dass für Geld der Schuldige Verzeihung erwirken kann u. s. w. Ich erröthe vor der Wiederholung solcher Anklagen, und vor dem Gedanken, dass Einer aus euch einer so plumpen, so ungereimten, so unglaublichen Verleumdung gegen die grosse Mehrheit der christlichen Welt Raum gegeben haben könne“ u. s. w. Wie ächt jesuitisch! Nur selten fällt der Hr. Bischof aus seiner Rolle, wie S. 68, wo er seine protestantischen Zuhörer sich selber sagen lässt, dass sie ihren Verstand verloren hätten, indem sie sich nicht zu der römisch-katholischen Kirche hielten. — IV. *Ueber das göttliche Ansehen der Bücher der Maccabäer nach Augustin*, von Dr. *J. Scheiner*. S. 72. Nichts beweisend. — V. *Von der Grundhandlung der Kirche.* (Angeblich) *von einem Laien.* S. 86. Für Protestanten unlesbar, und wir hoffen, auch für die hellerdenkenden Katholiken. — VI. *Die Ehre Christi — das Losungswort der katholischen Kirche.* S. 132. Beschluss. — VII. *Erziehungswesen. Eine Buchanzeige.* VIII. *Verschiedenes.* S. 165. *Diöcesan-Nachrichten.* S. 167.

Zweytes Heft. X. *Gedanken über Pastoral-Klugheit.* Von *J. Handschuh*, S. 169. Die ächte Pastoral-Klugheit ist dem Vf. die, welche den Zweck der christlichen Seelsorge, Heiligung der Menschheit in und durch die Wahrheit, unverrückt vor Augen hat, und alle von der katholischen Kirche, als der einzigen Anstalt des Heils, dargebotenen Mittel, unter beständiger Berücksichtigung der menschlichen Beschaffenheit, mit Umsicht, Beharrlichkeit, Sanftmuth und Selbstaufopferung anwendet. Die Mittel dazu sind ihm: die grosse Idee des geistlichen Berufes, gründliche Kenntniss, viel-

seitige Bildung des Verstandes, Seeleneifer, Gebet, bescheidenes Denken von sich. Nur einige Gedanken daraus: „Es kann zwischen Katholiken und Akatholiken über die P. K. kein Einvernehmen Statt finden, weil uns vieles als wesentliches Christenthum gilt, was dem Protestanten als ausserwesentlich erscheint, was also dieser als blosses Mittel zur Erreichung eines (imaginären) höheren Zweckes Preis geben kann." S. 171. — „Zwar führt die Geschichte des Pastoral-Amtes oft über Egoismus und Nepotismus Klage; wie oft wird aber erst in jenen Confessionen die wahre P. K. gegen Weltklugheit das Kürzere ziehen müssen, wo der Seelsorger mit Weib und Kindern, und einer zahllosen Sippschaft, mit hundert Banden an die Welt und ihre Rückfichten gebunden ist." S. 175. Hr. *H.* war offenbar niemals in einem protestantischen Lande. Sehr wahr dagegen und beherzigenswerth ist, was S. 176 gesagt wird: „Die allergrellste Verletzung der P. K. ist, wenn Seelsorger über Pastoralführungen Anderer, oder gar Pastoralverordnungen, oft in Gegenwart von Laien den Meister spielen, und durch Aufdeckung der vermeinten Fehlgriffe ihrer Amtsgenossen und Amtsobern die Ehre ihres eigenen Amtes nicht zu verletzen glauben." — XI. *Stephan Borgia.* S. 179. Eine sehr anziehende und gutgeschriebene Biographie. — XII. *Ueber das hohe Alter und die Glaubwürdigkeit der Genesis.* Von *F. X. Pritz*, regulärem Chorherrn und Prof. in Linz. S. 206. Diese Abhandlung läuft bis zum Schlusse des 4ten Jahrganges fort, und ist mit vieler Gelehrsamkeit und Kenntniss der morgenländischen Literatur, mit reifer Umsicht, scharfem Urtheile, und dabey mit seltener Anmuth geschrieben. Wir bedauern, ihr wegen des zu grossen Umfanges nicht Schritt für Schritt folgen zu können, hoffen aber, dass sie noch besonders für das theologische Publicum erscheinen werde, wo wir uns dann weiter über dieselbe zu verbreiten gedenken. — XIII. *Blüthen- und Dornen-Lese für Prediger.* Von *J. E. Veith.* S. 229. Nur einige Pröbchen daraus: „O jammervolle, sieche, phthisische Moral ohne Dogma! Wen belebt sie? wen regiert sie? wem sitzen ihre schönstilisirten Grundsätze anderswo, als auf der Zunge? Es ist die Ehre der katholischen Geistlichkeit, dass sie die hohle philosophistische Moral verlassen hat." S. 232. — „Hat nicht schon der alte Pindar gesagt oder gesungen: Das Wasser sey aller Dinge bestes, doch keines auch geringer geschätzt um seiner Menge willen?" S. 233. Von dem: „doch keines u. s. w." steht wenigstens in des Rec. Ausgabe des Pindar nichts. — XIV. *Ueber das Ehehinderniss des Ehebruches, als Beytrag zur Erläuterung des §. 67 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches aus Anlass eines besonderen Rechtsfalles.* Von Dr. *J. Helfert*, Prof. zu Prag. S. 245. Der unterliegende Fall ist interessant, aber die mit Gründlichkeit herbeygeführte Entscheidung nur in der römisch-katholischen Kirche anwendbar. — XV. *Beschreibung des im Monat September 1828 begangenen 2 Säcularfestes der Einweihung der hohen Metropolitan-Kirche zu Salzburg.* Von *J. S. u. M.* S. 269. Die Zahl der dabey Communicirten wird auf 50,000 angesetzt. Uns war folgende Bemerkung S. 290 neu: „Man bediente sich zur Renovirung der Kirche italiänischer Stoccator- und Maurer-Leute, von welcher Nation überhaupt angenommen wird, dass sie zu architektonischen Arbeiten, besonders bey grösseren Gebäuden und in einem höheren Prachtstile, eine besondere Fertigkeit besitzen, nicht nur wegen der grösseren Uebung, sondern vielleicht aus klimatischen Ursachen. Man glaubt, dass sie dem Schwindel weniger unterliegen, als die Deutschen, daher es auch kommen mag, dass sie der beschwerlichen und sehr kostspieligen stehenden Gerüste nicht bedürfen, da sie auch in einer bedeutenden Höhe bloss in Körben oder Aufzugsgerüsten, oder auch auf hohen Leitern zu arbeiten im Stande sind." — XVI. *Die Leopoldinen-Stiftung für die Amerikanischen Missionen im Kaiserthume Oesterreich.* Vom *Herausgeber.* S. 299.

Drittes Heft. I. Des Bisch. Dr. *J. Frint Abhandlung über einige dringende Verbesserungen bey dem Unterricht und der Erziehung der Jugend.* S. 3. Gehört zu dem Vorzüglichsten, was diese Zeitschrift liefert, und verdiente auch in protestantischen Tagesblättern wieder abgedruckt zu werden, wenigstens der Hauptsache nach. S. 5 steht eine sehr treffende Schilderung der Jugend, wie sie jetzt im Allgemeinen sich zeigt, mit ihrer hohlen Vielwisserey, ihrem Selbstdünkel, Hang zur Insubordination u. s. f., und danach richten sich die den wohlmeinenden Eltern gegebenen Rathschläge, welche Rec. dringendst empfehlen zu müssen glaubt. Besonders will Hr. *Fr.* fromme Mütter als die Hauptpersonen bey einer besseren Erziehung der Nachkommenschaft betrachtet wissen. Er verwirft auch mit Recht die zu einseitige Bildung der Verstandeskraft in den Kindern, die nur gescheite, auch wohl bloss *naseweise*, aber nicht gute Menschen und Bürger machen kann; und sagt schön S. 27: „Nicht die Vernunft, sondern das Gedächtniss ist in dem kindlichen Alter die hervorstechende Anlage; ein deutlicher Fingerzeig der Natur, dem man nicht ungestraft entgegen wirken kann, dass das kindliche Alter die Periode ist, Materialien zu sammeln, welche die später erwachende und sich allmählich entwickelnde Vernunft zu einem ordentlichen Gebäude verarbeiten soll." — II. *Borgia's Leben und Schriften.* Anhang. S. 38. — III. *Von dem Glanz und der Erhabenheit der katholischen Kirche.* Von *J. P. Silbert*, Prof. Diesem Aufsatze haben wir keinen Geschmack abgewinnen können. Ob unsere Leser? — darüber mögen sie folgendes Pröbchen sich vorlegen lassen: (S. 62) „Blickt einer unserer getrennten Brüder (ein Protestant) mit prüfendem Auge um sich, so nimmt er in seiner Confession beynahe eben so viele einzelne Secten als Pfarreyen wahr. Nicht unbewusst ist es ihm auch, dass seine Voreltern mit den Bischöfen und mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche vereint waren; und er nun getrennt ist. Noch sieht er Tempel, Kreuze und andere Wahrzeichen, die ihm zurufen: dein Glaube ist nicht der ursprüngliche! Beynahe in jeder Predigt vernimmt er Erinnerungen an diese Aenderung, und manche Worte, ja Schmähungen, müssen wenigstens Zweifel in ihm erregen" u. s. w. Wie blind, wie gedankenleer sind doch schon

seit 300 Jahren die Protestanten! — IV. Fortsetzung der *Pritzischen* Abhandlung *über die Genesis* S. 71. — V und VI. *Bücheranzeigen.* — VII. *Das erste hundertjährige Jubelfest der Canonisation des heil. Nepomuck, im J. 1829.* Es dauerte 4 Wochen (!!) lang. — VIII. *Etwas über Leo XII literarisches Wirken.* S. 150. Sehr wenig liess sich hier der Natur der Sache nach sagen, ungefähr nur, wie folgt: „Er, Leo XII, selbst besuchte die Akademie (das Archigymnasium) zu Rom *mit feierlichem Gepränge.* Eben so besuchte er das römische Seminarium" u. s. w. S. 152. — IX. *Verschiedenes.* S. 157. „Ein *sicherer J. P. Pellens*" u. s. w. Der Schreiber sollte doch erst die deutsche Sprache besser erlernen, oder nicht in derselben schreiben. Es werden hier einige Theses aus dem J. 1828 von *C. A. Hase* in Leipzig mitgetheilt, die hiedurch in ein lächerliches Licht gestellt werden sollen. Theses sind ja aber doch nur *Theses.* — X. *Diöcesan-Nachrichten.* Erfreulich, denn es werden Gedenkbücher, oder Pfarrprotokolle angeordnet, wie in mehreren Ländern längst bestanden haben.

Viertes Heft. XI. *Fortsetzung der Printischen Abhandlung über Erziehung.* S. 161. — XII. *J. A. von Widmanstadt's Biographie.* S. 184. Nebst Angabe seiner 5 gedruckten Werke, und der 10 von ihm noch bekannten Manuscripte. Mit grosser und verdienstlicher Genauigkeit wird dessen syrisches N. T. Wien 1555 beschrieben. — XIII. *Fortsetzung* von *Pritz. Die Genesis.* S. 218. — XIV. *Iris.* Von *J. E. Veith.* S. 250. „Wenn in die schwarze (!) Finsterniss der erste Strahl des Lichtes *sich einsenkt* (sonst: fällt), und durch das *auf*-(!)schimmernde Morgenroth das Blau des Himmels wieder hervorgerufen wird, alsdann *vermählen* sich (wie grandios!) Morgenroth, Tiefblau und nächtliches Dunkel (also eine Polygamie) zu (*J. H. Voss:* merke dir diesen Gebrauch der Präposition *zu* an!) jener untersten Stufe (Vermählung mit einer Stufe!!) des Lichts, welche am Regenbogen im violblauen Saume erscheinet. Wo war tiefere, schwärzere Nacht, als auf dem Kalvarienberge, nicht noch (wie neu!) in der äusseren Natur, sondern in den Herzen der Menschen?" Verstehen das unsere Leser? Wir nicht.

Dritter Jahrgang. Erstes Heft. I. *Schluss der Frintischen Abhandlung über die Erziehung.* S. 3. — II. *Erasmus Frölich.* Biographie. S. 26. Fehlt im *Pierer*'schen Encyklop. Wörterbuche, weshalb wir unsere Leser um so mehr auf diese kurze Lebensbeschreibung des gelehrten Jesuiten, geb. d. 2 Oct. 1700 zu Grätz in Steyermark, und gestorben d. 7 Jul. 1758 zu Wien, verweisen. Von ihm werden 20 oder vielmehr 24 meist in die Numismatik und Geschichte einschlagende, im Druck erschienene Werke angeführt, worunter die *Annales Compendiarii Regum et rerum Syriae, numis veteribus illustrati etc.* Wien 1744 in Fol. das Trefflichste sind. — III. *Einleitung in das Eherecht.* Von *J. Ritter v. Rauscher,* Weltpriester und Prof. zu Salzburg. S. 66. Ziemlich undeutsch, z. B. S. 92: beirren oder zu beirren scheinen. Auch fehlt es sehr an der Präcision der aufgestellten Begriffe, z. B. S. 67: „Die Verbindung zweyer oder mehrerer Personen zur Erreichung desselben Zweckes ist eine Gesellschaft. Die Ehe ist daher eine Gesellschaft u. s. w. — IV. *Berichte über den neuesten Zustand der französischen aussereuropäischen Missionen.* Aus französischen Zeitschriften zusammengetragen von *F. M. Werthheim.* S. 92. — VI. *Buchanzeige.* S. 107. — VII. *Fortsetzung von Pritzens historischen Betrachtungen der Genesis.* S. 129. — VIII. *Ueber die Gleichnissreden des Herrn vom Reiche Gottes.* Von *Richter,* Priester und Univers. Bibliothekar zu Ollmütz. S. 153. Bis S. 160 oder §. 8. *incl.* vortrefflich. Von da an treten wir in völlige Discrepanz mit dem Vf., der nur einen alten Kohl aufwärmt. Warum immer das Servile mit so vielem Gepränge zur Schau tragen, und als das einzige Heil der Menschheit aufstellen wollen? — VIII—X. Literarische und andere *Anzeigen.* S. 168.

Zweytes Heft. XI. *Ueber Kleinkinderschulen.* Von *L. Chimani.* S. 185. Gut gemeint, aber nur Allbekanntes; die Sprache hie und da undeutsch, z. B. S. 186: „Jährlich verunglücken unüberwachte Kinder durch Feuer u. s. w." „Unglücksfälle, die ich erlebt und die Kinder betroffen haben." — XII. *Eduard Corsini's Biographie.* S. 196. Unterhaltend und lehrreich. — XIII. *Glossen zu einem Gleichnisse Jesu vom Reiche Gottes.* Von *Richter.* S. 221. Nach Mark. 11, 26—29. Schöne Gedanken! — XIV. *Berichte über die französischen Missionen.* Fortsetzung. S. 229. Unterhaltender als im vorigen Hefte, aber auch viel Mährchenhaftes. Z. B. Ein Elephant fasst einen Anamesen bey den Haaren, hebt ihn 6 Schuh hoch vom Boden, bereitet mit einem Fusse eine Grube, legt ihn hinein, scharrt Erdreich über ihn und trabt fort. Der Anamese macht sich wieder heraus, der Elephant kommt wieder, verscharrt ihn noch ungleich tiefer; aber die heil. Jungfrau Maria führt auf sein Anrufen seine leibliche Mutter zu dem frischen Sandhügel, und diese gräbt ihr Kind wieder heraus. S. 264 wird schon im J. 1822 der *Cholera Morbus* gedacht: „Das Elend der malayischen Bevölkerung übersteigt alle Beschreibung; zu den entsetzlichen Grausamkeiten ihrer siamesischen Zwingherrn gesellten sich Krankheiten aller Art, worunter die fürchterliche Cholera Morbus". S. 170 lesen wir sehr Unglaubhaftes von einer Prinzessin, die den Missionar heirathen will, und von dem Erfolge der Ausschlagung ihrer Hand: die Mutter der Prinzessin nebst dieser wurden Christinnen, und nahmen den katholischen Geistlichen in den Pallast auf. Auch bezweifeln wir die Wahrheit von mehrerem Erzählten, unter anderen die S. 274 beschriebenen Ceremonien bey einer Audienz: „Ich musste mich der Länge nach auf einer für mich ausgebreiteten Matte niederlegen. Bald darauf erschien der Radscha, und legte sich auf seiner Matte unfern von mir nieder. Als er in meine Nähe kam, erhob ich mich, ihn zu begrüssen; diess war ein Verstoss, der augenblicklich gerügt wurde." — XV. *Darstellung der jeweiligen Regulirung des Ehe-Contractes.* Von weil. *P. N. Weigel.* Gut gesagt und sehr beherzigenswerth ist, was S. 282 steht: „Der Staat, der unthätig zusieht, wie man die Stützen der Unschuld und Schamhaftigkeit wegräumt, die versioh-

lenen Ausbrüche immer mehr, unter der Maske der Liebe, begünstiget, sündiget eben so an sich selber, als wie der einzelne Wollüstling." Lächerlich dagegen klingt, was S. 284 also heisst: „Die ersten Römer gingen ihre Verträge mit den sabinischen Weibern auf eine äusserst unordentliche Art ein, und man muss erstaunen, wie diese misshandelten Geschöpfe dennoch kurz darauf ihren Räubern sich so ganz hingeben konnten." Das Ganze ist zu weitläuftig für einen speciellen Gegenstand. — XVI—XIX. *Literarische und andere Nachrichten*, z. B. über die Leopoldinen-Stiftung, sammt Briefen aus der Mission. Sind S. 331 ff. die Auszüge aus protestantisch-amerikanischen Zeitschriften getreu, dann ist es unleugbar, dass es entweder manchen protestantischen Missionären an der nöthigen Klugheit sehr fehle, oder vielmehr, dass der eigentliche Geist des Protestantismus für den am Geiste noch kindischen Wilden in allen Welttheilen weniger geeignet sey, als das Pomphafte der römisch-katholischen Kirche.

Drittes Heft. I. *Eine Antwort auf die Frage: warum ist die Verirrung vom Glauben schädlicher, als praktische Verletzung des Sittengesetzes?* Von *J. Handschuh*, Dir. des Taubstummen-Instit. zu Brünn. S. 3. Eine sehr uninteressante Antwort auf eine sehr interessante Frage. — II—V sind theils *Fortsetzungen*, theils literarische Anzeigen. — VI. *Ueber die Emancipation der Katholiken in England.* S. 90. Nur als *Minister* vertheidiget *Peel* die Emancipation, *für seine* Person hält er es für natürlich und billig, alle Katholiken in England zu einer Sclaverey zu verdammen. Woher diese Feindseligkeit gegen die katholische Kirche, die der anglikanischen in Hierarchie und Liturgie am nächsten steht? Die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen führt bis zum Ursprunge der englischen Reformation, oder Heinrich VIII zurück, der nun breit erzählt wird, und zwar meist nach einem im J. 1808 zu Hamburg erschienenen *Nachdrucke der*, wie der Vf., aber ausser ihm sonst Niemand, weiss, „*anerkannt besten originaldeutschen Geschichte von England des weil. Prof. Heinrich in Jena.*" — VII. *Missionsberichte aus Amerika.* S. 145. Arge Spöttereyen über die protestantischen Missionen und Anfeindungen derselben f. S. 152 f. — VIII. *Ueber die erste Kinderwartanstalt in Wien*, vom Pf. *J. N. Lindner.* S. 160. Sie wurde am 12 Febr. 1830, als am 62 Geburtsfeste des Kaisers, begründet, und am 4 Mai desselben Jahres eröffnet, und nimmt alle 2—6-jährigen Kinder armer Leute den Tag hindurch in Aufsicht: ihrer waren in Kurzem 130. In der That, ungemein erfreulich! — IX—XI. *Literarisches. Verschiedenes;* viel Bitterkeit gegen Akatholiken. *Lied nach dem h. Abendmahle*, vom Prof. *Aug. Zimmermann.*

Viertes Heft. XII. *Welche Eigenschaften soll derjenige besitzen, der ein Kirchenamt begleitet?* Von *P. Kis*, Weltpriester. S. 193. Unbedeutend. — XIII. *Nikolaus Kopernik.* S. 202. „Koperniks Lehre wurde endlich im J. 1821 für eine annehmbare Meinung erklärt." — XIV—XVII. Fortsetzungen früherer Abhandlungen und Aufsätze von *Weigl*, *Pritz* und *Veith.* — XVIII. *Literarische Anzeigen* S. 306, unter anderen von *F. H. Ch. Schwarz's* Erziehungslehre, dessen mangelhafte Philosophie hier in das Licht gestellt werden soll. — XIX. *Leopoldinen-Stiftung* S. 335. — XX. *Etwas aus der Zeit für die Zeit.* S. 339. *Gegen Dr. Hoffmann's* in Balingen *christliche Glaubenslehre*, welche zu Stuttgart 1829 erschienen ist. — XXI. *Nekrolog des Max. Verhovacz* u. s. w., Bisch. von Agram. Von *L. Hohenegger.* S. 346.

Vierter Jahrgang. 1stes Heft. I. *Ausblicke zum kirchlichen Horizont am St. Stephanstage* 1830. Von *J. E. Veith*, Cooperat. S. 3. Gegen die St. Simonisten mit vieler Laune geschrieben. — II. *Peiresk's* Biographie, von *V. Seback*, Chorherrn von Klosterneuburg S. 24. *Peiresk* fehlt im *Brockhausschen* Conversationslexikon, steht aber in *Pierer's* Enc. W. B. Bd. 16. S. 12: nur muss daselbst das Geburtsjahr berichtigt werden. N. C. Fabri oder Fabricius ist den 1 Dec. 1580 geboren worden. Die hier gegebene Lebensgeschichte ist recht gut abgefasst. — III. *Ueber die Emancipation* u. s. w. Fortsetzung. S. 68. — IV. *Ueber die Einigung der christkatholischen Kirchen mit der Kirche zu Rom.* S. 123. Von Prof. *C. Keppler* in Wien. Das 10,000 Mal Gesagte wird hier wiederholt. — V. *Gregorius XVI P. M.* S. 163. Ungemessenes Lob; sonst nichts. — VI. *Notizen über den neuen Orden der Klosterfrauen des heiligsten Erlösers in Wien.* S. 168. „Leichtsinnige Mädchen, lang auf bösem Wege, sehnten sich nach Rettung. Allein theils der Arbeit durchaus nicht gewohnt, theils den Gehülfen ihrer Vergehungen verschuldet, waren sie ohne Hülfe. Da fassten einige am Geist eben so gebildete, als in ihren Sitten makellose Jungfrauen den Entschluss, in einen religiösen Verein zusammen zu treten, und jener Mädchen sich zu erbarmen, mit heroischer Aufopferung ihres Vermögens und guten Rufes. Eine im Rufe allgemeiner Achtung stehende Dame übernahm die Leitung dieses Vereines 1820. Im J. 1824 gewann er ein eigenes Haus sammt grossem Garten, und am 25 Jan. 1831 wurden 4 ältere Schwestern, 4 jüngere, so wie am 8 des darauf folgenden Monats 10 Novizinnen eingekleidet. — VII. *Stand des Piaristen-Ordens in Mähren.* S. 181. Er besitzt allda 21 Collegien und 5 sogenannte Residenzen. Die Schülerzahl beträgt 7994 Köpfe. — VIII. *Verschiedenes.* S. 184. — IX. *Centralverein für Kleinkinderwartanstalten in Wien.* S. 188. — X. Lied *am Fronleichnamstage.* S. 191.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

THEOLOGIE.

WIEN, b. Wimmer: *Neue theologische Zeitschrift.* Herausgegeben von *Joseph Pletz* u. s. w. 2—4ter Jahrgang.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zweytes Heft. XI. *Ueber den biblischen Inhalt des römisch-katholischen Missale.* Von Dr. *J. B. Jettmar*, Chorherrn. S. 193. Ein guter Gedanke, welcher auch im Ganzen gut ausgeführt ist, und wodurch dargethan werden soll, dass die römisch-katholischen Christen die Bibel entbehren könnten, da sie bey dem Hören der Messe, und zwar auf eine weit lebhaftere und eindringlichere Weise, mit dem Hauptinhalte der heil. Schrift bekannt gemacht würden, als durch das häusliche Lesen geschehen kann. Nur über Einzelnes haben wir ganz andere Ansichten, als der Vf. „Der Einfluss der heil. Schrift auf die gesammten Vorstellungen und das ganze Leben der Menschen ist nicht zu berechnen. Darin stimmen alle (?) überein, und es bedarf nicht erst eines langen Erweises.“ So beginnt Hr. *J.* sehr wahr und am rechten Orte. Aber was sogleich darauf folgt, kann auch umgekehrt behauptet werden: „Sprichwörter, Bilder, Vorstellungs- und Redens-Arten, ein bleibendes Eigenthum der Völker, sind aus den heil. Urkunden entlehnt.“ Die Bibel betrachten *wir* als die Hauptsammlung aller Wahrheit, die unter dem Volke lebt, und mit göttlicher Hülfe aufgefunden und darin zusammengestellt worden ist. Darum ist die Bibel das Hauptvolksbuch, welches als solches nie übertroffen werden kann. „Aber nicht nur in der Bibel ist die heil. Schrift enthalten, sondern — in den Werken der heil. Väter“ u. s. w. Siehe da die Tradition! Es wird nun S. 196 angeführt, dass aus dem Pentateuch 29 Cap., aus den Sprüchen 6, Buch der Weish. 8, Eccles. 12 entlehnt sind. Von den 150 Psalmen fehlen nur 20 im Missale. Jesaias liefert 31 Cap., die anderen Propheten verhältnissmässig eben so viel. Das N. T. ist beynahe ganz in dem jetzt noch gültigen Missale abgedruckt; sogar aus der Apokalypse 9 Cpp. — Diese Bruchstücke können die der Theologie Beflissenen auf eine jede der theologischen Wissenschaften beziehen; denn sie gewähren einen mannichfaltigen Nutzen 1) dem Bibelforscher, welcher durch ihre Stellung entdecken kann, z. B. was die Kirche für Weissagung auf Christum hält u. s. w.; 2) dem Forscher der Religions- und Kirchen-Geschichte, z. B. hinsichtlich des Werthes, den sie auf die heil. Schrift legt u. s. w.; 3) dem Dogmatiker; 4) dem Forscher der christlichen Moraltheologie; 5) dem Homiletiker. — XII. *Peireske Schriften und literarischer Nachlass.* S. 213. Er hinterliess mehr als 10,000 Briefe, von ihm oder an ihn geschrieben. Viele derselben verbrauchten seine Erben und seine Nichte zum Einheizen und zu Papilloten. Noch sollen 86 Bände seiner Handschriften in der bischöflichen Bibliothek zu Carpentras vorhanden seyn. — XIII. *Ueber den wohlthätigen Einfluss der Kirche im Mittelalter auf die Verminderung der Unwissenheit, Rohheit und Gesetzlosigkeit des Zeitalters.* Von Dr. *F. Währer*, Cons. Rath und Prof. zu Linz. S. 219. Zeichnet sich durch den gemässigten Ton und die klare Diction sehr vortheilhaft aus. Mit vielem Glücke und mit grosser Achtung hat Hr. Dr. *W.* mehrere protestantische Werke benutzt, und dargethan, dass die Hierarchie im Mittelalter die wohlthätigsten Institute aller Art ins Leben gerufen habe, und das Rettungs- und Erhaltungs-Mittel der Künste und Wissenschaften in der Nacht der grössesten Unwissenheit, eine Sicherungsanstalt für Milde und Recht in den Zeiten der zügellosesten Gewalt u. s. w. geworden sey. — XIV. Fortsetzung *über die Genesis.* S. 258. — XV. *Das Volksschulwesen auf dem Lande unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia.* Von *L. Chimani.* S. 275. Beym Durchlesen dieses unterhaltenden Aufsatzes war es dem Rec. oft, als ob die hier gelieferte Geschichtserzählung nicht in dem Oesterreichischen, sondern in einem sächsischen Herzogthume niedergeschrieben worden sey, und nicht von der Regierungszeit der Maria Theresia, sondern vom J. 1832 handele. Auch in den protestantischen Ländern, selbst heute noch findet sich der glühende Hass aller Verbesserungen in den Schulen nicht bloss bey dem Volke, sondern auch bey den Geistlichen, die das unwissende Volk kräftigst unterstützen, so wie bey den Schullehrern selber. Warum findet sich nicht auch da ein *Chimani*, der uns von den Gemeinden A—Z erzählt wie hier, S. 276: „Wo eine Schule bestand, war der Lehrer mehr Küster und Kirchdiener als Kinderlehrer. Der Schulmeister wurde als ein Diener der Herrschaft, des Pfarrers und der Gemeinde angesehen, und als solcher behandelt. Der Dienst wurde nur auf ein Jahr verliehen, und der Lehrer musste jährlich am Martinstag mit dem Viehhirten des Dorfes die

versammelte Gemeinde um die Fortdauer ihres Amtsgenusses bitten." Oder wie S. 280: „In manchen Dörfern wurde in der nämlichen Stube, wo die Familie des Lehrers wohnte, wo die Hühner und Gänse brüteten und die Ferkel grunzten, auch Schule gehalten. Es mochten viele oder wenige Kinder in der Schule gegenwärtig seyn u. s. w." Eine Bemerkung des Vfs. erlauben wir uns noch anzuführen und zu empfehlen S. 283: „Zum gründlichen Auffassen eines Gegenstandes und zur vollen Uebersicht desselben ist die tabellarische Methode, da sie das Skelet desselben darstellt, gewiss sehr dienlich, und es ist Schade, dass sie, welche Lehrer und Schüler in Thätigkeit und Aufmerksamkeit erhielt, verbannt worden ist." — XVI. Literarische Anzeige. S. 294. — XVII. *Ueber die vom Abbé de la Mennais projectirte Trennung der Kirche vom Staate.* S. 328. Von *Richter.* Aus dem Journal *l'Avenir* wird die Stelle angeführt und besprochen: „Wir müssen es laut sagen, es ist keine Freyheit für die Kirche möglich, als unter einer Bedingung, die ohne Zweifel sie wenig aufhalten wird. Diese Bedingung ist die Aufhebung der Besoldung, die der Staat jährlich der Geistlichkeit zugestehet". Zur näheren Verständigung über diese Angelegenheit werden die 3 Begriffe: 1) die Trennung zwischen Kirche und Staat (nicht unrecht mit der Trennung einer Ehe verglichen); 2) die Kirchenfreyheit oder Unabhängigkeit, und 3) die der Geistlichkeit zugemuthete Verzichtleistung auf die Besoldung des Staats geschickt erörtert. — XVIII. *Petri Nachfolger unter dem Namen Gregorius.* Vom *Herausgeber.* S. 340. Vom Gregor I wird hier S. 349 ein wahrhaft grosses Wort angeführt, welches nicht zu oft wiederholt werden kann: „Ich bin bereit, alle zu hören, die mich tadeln wollen; und ich zähle nur jene unter meine Freunde, die Muth haben, mir die Mittel an die Hand zu geben, wie ich mich von meinen Flecken reinigen kann." — XIX. *Einiges über das* (seit 102 J. bestehende) *Collegium der Chinesen zu Neapel.* S. 366. Von *Seback.* Dankeswerth.

Drittes Heft. I. *Die Eucharistie, das einige, unblutige und wahre Opfer des neuen Bundes.* Von *H. Oesterreicher*, Chorherrn und Pfarrer. S. 3. Geht von Prämissen aus, wie folgende: „Alle Religionen hatten ihre Opfer, denn das Höchste des Gottesdienstes, die Blüthe der Religion und des Cultus (!) ist das Opfer, und in ihm reflectiren sich alle übrigen religiösen Gebräuche." — II. *Alexius Symmachus Mazocchi*, Canonicus zu Neapel. Von *Seback.* S. 46. Fehlt mit Unrecht bey *Pierer.* Er ist den 22 Oct. 1684 zu St. Maria bey Capua geboren, und den 12 Sept. 1771 gestorben. Berühmt durch seinen vortrefflichen *Commentarius in mutilum Campani Amphitheatri titulum etc.* und noch mehr durch die *commentarii in aeneas tabulas Heracleenses.* 1754 und 55 Fol., als Orakel seiner Zeit für alle Forschungen des Alterthums, hinterliess er 25 gedruckte und 29 ungedruckte Werke. Er war es, der die Papyrusrollen des verschütteten Herculanums, die man für Holzstöcke hielt, weil sie schwer und sehr hart, rund und länglicht waren, fast wie etwas längere Stücke eines runden, an beiden Enden abgesägten Baumastes, erkannte, und späterhin erklärte u. s. w. Rührend ist, was S. 66 von seiner Altersschwäche erzählt wird. Merkwürdig schien uns auch, was von dem Pulse des *M.* erzählt wird, dass jener nämlich immer, wenn er sich am wohlsten befand, intermittirend, hingegen, wenn er sich unwohl fühlte, ordentlich war, nie aber mehr, als in seiner letzten Krankheit, wo er immer am regelmässigsten schlug. — III. *Die Mystik der göttlichen Offenbarung und die mystische Theologie.* S. 83. Von *A. Schlör*, Studienpräfect zu Wien. „Nur in der Kirche wird das specifische Gegenmittel gefunden, welches alle pantheistische Verirrung des forschenden Menschengeistes unmöglich macht. Denn da alles Philosophiren nichts Anderes zur Aufgabe hat, als sich selbst in der Idee zu gewinnen, diese Idee aber nichts anderes seyn kann als der Gedanke Gottes von uns, indem wir uns in den unleugbaren Thatsachen des Selbstbewusstseyns als Creatur erkennen, folglich nach dem Creator fragen müssen, so kann die Creatur nur aus Gott richtig erfasst und begriffen werden, indem sie nämlich als die reale Contraposition Gottes, als die realisirte Idee des göttlichen absoluten Nicht-Ichs, als das Du des göttlichen Ichs erkannt wird. Aber nur das Christenthum liefert den hierüber Aufschluss gebenden Begriff von der Gottheit, die sich entfaltet zu einer Trias von Personen" u. s. w. Unsere Leser wissen nun, wie sie mit dieser in dem Jahrgang 1831 unvollendet gebliebenen Abhandlung daran sind. — IV. *Ueber das deutsche Kirchenlied.* Von *J. P. Silbert.* S. 110. Eigentlich eine literarische Anzeige, wie auch V. S. 123 mehrere aufstellt.

4tes Heft. IX. *Etwas über die Mystik der Kirchenmusik, dargestellt in einer Homilie am Pfingstmontage* 1831 *zur Jahresfeier der Gesellschaft für Beförderung der Kirchenmusik und des Choralgesanges.* Von *J. E. Veith*, Dompred. S. 177. „Wir wollen zuerst das erhabene, in dem Ev. Joh. 3, 16 ausgesprochene Thema betrachten, sammt seinem Contrapuncte und dem Schlüssel seiner Auflösung; wir wollen dann zweytens in Erwägung ziehen, wie dieses grosse Thema sowohl in unserem sittlichen Leben als in der christlichen Tonkunst durchzuführen sey." Hier das Ganze dieser Predigt, sammt dem Tone, in welchem sie gesprochen worden ist. — X. *Joh. Mabillon*, Benedictiner. Von *V. Seback.* S. 190. Noch unvollendet. — XI. *Schluss über die Genesis.* S. 211. — XII. *Das Volksschulwesen auf dem Lande in Oesterreich unter der Regierung Josephs II.* Von *L. Chimani.* S. 243. Eine sehr erfreuliche Schilderung der Wirkungen des verbesserten Schulunterrichtes in Oesterreich steht S. 254 f. Wir bedauern sehr, aus Mangel an Raum nichts weiter als ihren Anfang hieher setzen zu dürfen: „Die Generation ist verständiger, besser, lenksamer und glücklicher geworden. Da man vor 60 Jahren noch ganze Dörfer antraf, in welchen nicht *ein* Mann lesen noch weniger schreiben konnte, so wird man jetzt selbst auf dem flachen (?) Lande kaum einen Menschen, der unter 40 Jahren alt ist, mehr finden, der nicht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet ist. Bey den Regimentern wurden früher die

Unterofficiere gewöhnlich aus Ausländern gewählt, weil der österreichische Soldat weder lesen noch schreiben konnte. Jetzt" u. s. w. — XIII. *Die Mystik* u. s. w. Von *Schlör*. Fortsetzung. S. 258. — XIV. *Ueber Toleranz, Intoleranz und Inquisition.* Von *J. Beer*, Dr. und Prof. in Prag. S. 290. Was der Vf. in dieser noch unvollendeten, aber aller Aufmerksamkeit würdigen, Abhandlung leisten will, giebt er gleich in dem Vorworte also: „Es soll vorläufig der Begriff der Toleranz und Intoleranz, und der Unterschied zwischen bürgerlicher und religiöser Duldung und Nichtduldung aufgestellt; dann die Gründe aus der Vernunft und der Offenbarung, die zur religiösen Nichtduldung und zur bürgerlichen Duldung verpflichten, aufgestellt; hierauf die Grenzen der letzten näher bestimmt; nach diesem die Möglichkeit einer Vereinigung der widersprechenden Begriffe, Toleranz und Intoleranz, dargethan; endlich einige Grundsätze aufgestellt werden, an denen man festhalten müsse, wenn man über das Inquisitionstribunal, welches von jeher als eine factische Verletzung der Pflicht der bürgerlichen Toleranz angesehen werden, ein richtiges und gerechtes Urtheil fällen will." Dem Vf. ist die religiöse Intoleranz das beharrliche Ausschliessen eines jeden religiösen Irrthums, verbunden mit einem eifrigen Festhalten an der einen als wahr erkannten Religion. Er beweiset die Pflicht dazu aus dem Grunde, weil nur Eine Religion objectiv wahr seyn könne, und irrige Vorstellungen von Gott auch ein irriges Betragen zur Folge haben; weshalb die Weisen aller Zeiten, sobald sie im Besitze der wahren Religion zu seyn glaubten, die Pflicht der religiösen Intoleranz anerkannt haben. Aegypten übte sie, nach *Juvenal Satir.* XV. 33—38 vergl. 115—119; Athen nahm jedem Bürger einen Eid ab, dass er die Landesreligion gegen Jeden vertheidigen wolle, *Stobaeus de republ. ferm.* 41; *Plato de legg. l.* 10. *Diodor. Sicul. XVI*; Rom holte seine Weisheit grossen Theils von den Griechen, auch in seinen Gesetzen *Tabul.* 9. *leg.* 6. *Cicero de legg.* 2, 8. *Dio Cassius* in seiner *hist. rom. L.* 52. *Livius IX. XXV. XXXIX.* Ferner sucht der Vf. aus Joh. 3. Matth. 13. Joh. 10. Matth. 28, 19. 20. Marc. 16, 16. Apost. Gesch. 14, 11. 12. Ephes. 4, 5. Tit. 3, 10. 11 u. a. Stellen das Gebot der religiösen Intoleranz darzuthun. — XV. *Literarische Anzeigen.* S. 310. — XVI. *Petrus Fourer. Ackermann.* Eine Biographie von *V. Seback.* S. 329. — XVII. *Das Weltengericht.* Von *J. B. v. Passel*, Magistrats Rath zu Wien S. 373. Bruchstück, zu klein, als dass ein Urtheil darüber gefällt werden könnte. — XVIII. *Verschiedenes.* S. 375. — XIX. *Diöcesan - Nachrichten aus Wien.* S. 386.

Wir wünschen die Fortsetzung dieser Zeitschrift, sobald sie ihren etwas leidenschaftlichen Ton gegen die Akatholiken und ihre allzugrosse Einseitigkeit in Besprechung der allervielseitigsten Wissenschaft, der Theologie, abgelegt haben wird.

XHC.

PÄDAGOGIK.

ILMENAU, b. Voigt: *Literaturzeitung für Deutschlands Volksschullehrer*; oder kritischer Quartalbericht von den neuesten literarischen Erscheinungen im Gebiete des Schul- und Erziehungs-Wesens; nebst Abhandlungen und Aufsätzen. Herausgegeben von einer Gesellschaft thüringischer Schulmänner. Zwölfter Jahrgang. 1830. I—IV Quartalheft. Dreyzehnter Jahrgang. 1831. I—IV Quartalheft. (Der Jahrgang 2 Rthlr.)

Diese nützliche Zeitschrift behauptet auch nach einer 13jährigen Fortdauer mit zunehmender Wirksamkeit ihren Werth. Der wackere und umsichtige Herausgeber ermüdet nicht, die wichtigsten, im Bereiche der Pädagogik hervortretenden, Erscheinungen nicht nur sorgfältig aufzusammeln und in einer historischen Uebersicht mitzutheilen, sondern er befähigt auch durch Mittheilung eigener, vortrefflicher Aufsätze der Pädagogik, sowie ausführlicher Beurtheilungen pädagogischer Schriften für Volksschullehrer, das Urtheil der letzten, und verschafft ihnen dadurch zur Erlangung einer zeitgemäfsen Schulbildung hinreichende Veranlassung und Gelegenheit. Rec. gesteht, dass ihm in dieser zwiefachen Hinsicht vorliegende Zeitschrift, vorzugsweise vor mancher anderen, namentlich für Volksschullehrer immer recht brauchbar geschienen habe; und dass es darum wünschenswerth wäre, wenn sie von der Mehrzahl derselben mit Fleiss beachtet würde. Doch, wir wenden uns ohne Weiteres zu einer näheren Anzeige.

Was die ins Leben getretenen Verbesserungen und Fortschreitungen im Felde der Pädagogik betrifft, so dürften solche auf folgende Puncte zurückzuführen seyn. 1) Was sich im Jahre 1829 in Sachen des Schulunterrichts und Erziehungswesens im deutschen Vaterlande begeben, als: *Heiligenstadt* hat seit 1826 eine neue Bürgerschule; *Köln* eine Armen- und Elementar-Schule mit 6000 Kindern; *Nassau* hat 820 Schulen mit 816 Lehrern; in *Dessau* ist eine 1803 gegründete, seit 1823 verbesserte Erwerbschule; die *nassauische* Landesregierung bewirkte seit 1828 eine Trennung der Glöckner- und Küster-Dienste vom Lehramte; in *Coblenz* nahm die königl. Regierung auf die Verbesserung der Schulconferenzen vorzüglich Bedacht; in *Münster* ward mit der Gewerbschule auch eine Sonntagsschule verbunden; in *Coblenz* bestimmte man für das Volksschulwesen nur geprüfte Schulamtscandidaten; in *Münster* wurden 1828 12844 veredelte Stämme verkauft und vertheilt, und 20 Lehrer erhielten Prämien, so wie auch *Gotha* zur Obstcultur sich ermuntert gefühlt hat. Die Beschreibung der Einrichtung der Armenschule in Leipzig von 1825—29 ist sehr beherzigungswerth. Auch die Schweiz ist gegen Deutschland nicht zurück geblieben. Seit 1798 schon wurde im Canton Basel für die Hebung des Landschulwesens gesorgt, seit 1825 wurden noch bedeutendere Fortschritte gethan und 1826 eine neue Instruction für Lehrer eingeführt, welche die Hauptpuncte der Methodik und Unterrichtsgegenstände umfasst. Das Institut in *Hof-*

wyl hat Veredlung des Menschengeschlechts im Allgemeinen zum Ziele, und hat nichts mehr und nichts weniger als einen reinen philanthropischen Zweck begründet in dem Gedanken: durch Erziehung zur Versittlichung der entarteten Menschheit mitzuwirken. Der Plan der *Heinemannischen* Unterrichtsanstalt für Töchter gebildeter Eltern in Berlin ist beherzigungswerth. In *Baden* wurde mit 1829 ein Taubstummeninstitut errichtet und in *Nassau* ein solches seit 1828 verbessert. In *Naumburg* wurde (1830) eine Sonntagsschule errichtet, in *Zittau* das Chorsingen (?) abgeschafft, in *Hohenzollern* die Aufsicht der Geistlichen auf die Schulen verordnet, in *Baiern* ein Privatverein zur Verbreitung guter Bücher errichtet, in *Berlin* eine Erwerbschule gestiftet und in *Minden* eine Dienstvorschrift der Schulvorstände (die letzten, mit Recht, beschränkt) gegeben. *Gotha* erfreut sich seit 1830 der Begründung einer Anstalt zur Beaufsichtigung für verwilderte Knaben und deren Unterbringung (ein hochwichtiger Gegenstand der Zeit, und allenthalben beherzigungswerth) mit den darüber höheren Orts ertheilten *Statuten*. In *Frankfurt* und *Lübeck* wurden die Stiftungsfeste einer Sonntags-, sowie einer Industrie-, Zeichnen- und Gewerks-Schule gefeiert. Ausserdem hat Gotha nicht nur eine preiswürdige Waisenversorgungs-Anstalt, sondern erfreut sich auch mehrerer schätzbarer Einrichtungen und Verbesserungen im Fache des Schul- und Unterrichts-Wesens.

Nicht minder reichhaltig und interessant sind die Abhandlungen und Aufsätze über Unterricht und Erziehung. Unter denselben sind jedoch durch Gediegenheit des Inhalts, Gedankenfülle und Diction ausgezeichnet die vom Herausgeber selbst. Wir rechnen dahin: Monologe über die Bildung der Menschheit zur Humanität, den Kern einer christlich religiösen Aufklärung enthaltend. Ueber die Einrichtung von Industrieschulen und deren Verbindung mit unseren Volksschulen, und ob und wie eine dergleichen Verbindung zu bewirken sey. Lehrreich. Ferner: Gedanken und Reflexionen aus dem Nachlasse des Lorenz Kraft, über Leben, Amt und Lehre, welche die geistige und sittliche Durchbildung des Schullehrers bezwecken. Ueber den Aberglauben unter dem Volke und dessen Vertilgung, mit trefflichen Ansichten und tief geschöpften Erfahrungen über diesen Gegenstand. Ausserdem fehlt es auch hier nicht an Mannichfaltigkeit der Materien über Gegenstände des Unterrichts und der Erziehung von anderen Verfassern in grösserer und geringerer Ausdehnung und nach verschiedenem Werthe; jedoch ist keine darunter an unrechter Stelle. Darunter sind Miscellen: Verhältniss des Christenthums und der Bibel zur Erziehung, naturhistorischer Unterricht, Luther über sittlich religiöse Volksbildung an die Pfarrherren, Christliches und Unchristliches, Zeitgeist, Musik und Religion, Leben und Lehre, Bildungsgang — Geschichte meines Schullebens vom alten Schulmeister M. Confirmationsfeier von *Bauriegel* in Pulgar bey Leipzig. Ueber Schulzucht. Eine Conferenz-Vorlesung von *Berlin* in Schleusingen. *Richters* Rede bey seiner Anstellung als Rector in Bergedorf bey Bremen. Pädagogische Blätter von *Willemer*. Die Rechtsverhältnisse der Schule von D. *Rudolph*. Was hat ein Schullehrer zu thun, um mit dem Pastor in einem guten Vernehmen zu leben? Ueber die Vortheile der Verbreitung der Aufklärung von *Göpp* in Paris. Ueber die Grundlage und das Ziel der Volksschule und der Schulbildung von D. *Rebe*. Was der Bildung unseres Volkes zu dieser Zeit besonders Noth thut. Von der sittlich-religiösen Bildung unseres Geschlechts, von *Willemer*. Dessen Erziehungs-Ansichten. Ausserdem kommen, wie früher, auch hier theils einzelne, theils aber in die Recensionen verflochtene pädagogische Andeutungen und Winke vor, die namentlich dem Volksschullehrer lehrreich werden können.

Wir wünschen, dass der würdige Herausgeber dieser Zeitschrift auch ferner Zeit und Kraft behalten möge, sein verdienstliches Unternehmen fortzusetzen, und insbesondere dem Volksschullehrerstande so nützlich zu werden, wie er es bisher gewesen ist.

D. R.

KURZE ANZEIGEN.

KIRCHENGESCHICHTE. *Wurzen*, beym Verfasser, und *Leipzig*, b. Serig: *Rückblicke auf die Geschichte der Reformation*, von M. *Heinrich Gottlieb Kreussler*, Archidiaconus in Wurzen. Mit 55 Abbildungen, Luthers Leben und Wirken darstellend. 1830. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Diese Schrift schliesst sich an die von dem Vf. 1817 herausgegebenen „*Denkmäler der Reformation*" an, und giebt in der *ersten* Abtheilung gesammelte Gedichte berühmter Dichter, wie z. B. *Cramer*, *Voss* u. s. w., über das grosse Werk der Reformation. In der *zweyten* Abtheilung werden die 55 Abbildungen, welche fast alle von dem Künstler Hn. *Frick* sehr gut gearbeitet sind, in gebundener Schreibart erklärt. Die *dritte* Abtheilung giebt den neuen Abdruck des Briefwechsels der damaligen Gottesgelehrten bey Gelegenheit des Reichstages 1530 und Luthers Schrift: „Das Papstthum mit seinen Gliedern". Wir glauben, dass diese Schrift vorzüglich wegen der bildlichen Darstellungen aus Luthers Leben, dergleichen wir zu einem so billigen Preise noch keine ähnliche haben, für Kinder recht passend sey, und können sie Eltern und Lehrern bestens empfehlen. Druck und Papier sind ebenfalls gut.

Ks.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

FORSTWISSENSCHAFT.

Mainz, b. Kupferberg: *Neue Jahrbücher der Forstkunde.* Herausgegeben von *G. W.* Freyherrn *von Wedekind*, Grossherzogl. Hessischem Oberforstrath u. s. w. Mit mehreren Tabellen und Kupfertafeln. 1stes Heft. 150 S. 2tes Heft. 183 S. 3tes Heft. 200 S. 4tes Heft. 200 S. 1828. 5tes Heft. 174 S. 6tes Heft. 168 S. 1829. 8. (1stes Heft 18 gr. 2tes bis 5tes Heft jedes 1 Rthlr. 6tes Heft 20 gr.)

Die *Wedekindischen* Jahrbücher schliessen sich an die früher von *Laurop* unter ähnlichem Titel herausgegebene Forst-Zeitschrift an, und sind im engsten Wortsinn eine Fortsetzung derselben. Wir haben jene in No. 16 und 17 der Erg. Bl. unserer A. Lit. Zeit. 1826 ausführlich beurtheilt; dabey auch angezeigt, dass sich *Laurop* aus Mangel an guten Beyträgen genöthiget sah, seine Jahrbücher künftig bloss als forstwissenschaftliche Hefte erscheinen zu lassen. Damals sprachen wir den Wunsch aus, dass es jenem Redacteur, bey der grossen Zahl neuer Forstzeitschriften und anderer Literaturblätter, sowie bey der bemerkbaren Lauheit, mit welcher viele und selbst wissenschaftlich ausgebildete Forstmänner, denen es an Zeit, Kraft und Stoff nicht mangelt, Beyträge zu solchen Zwecken zu liefern, ihr Fach dann in wissenschaftlicher Beziehung hintenansetzen, sobald sie nur darin erst ihr Brod gefunden haben, — nicht an guten Mitarbeitern fehlen möge, um seine neue Zeitschrift mit reichhaltigen und gründlichen Arbeiten auszustatten. Leider ist unsere Besorgniss in Erfüllung gegangen; denn schon mit dem 3ten Hefte ist jene Zeitschrift wieder erloschen. Da sich nun vorliegende Jahrbücher an die *Lauropschen* Forstzeitschriften anschliessen, so dürfen wir jetzt jenen Wunsch wiederholt aussprechen, dass es dem Herausgeber derselben nicht an Beharrlichkeit und Kraft gebrechen möge, dasjenige eine längere Reihe von Jahren vollständiger zu erfüllen, was unserem um die Forstwissenschaft so verdienten *Laurop* unmöglich war.

Ueber den Plan dieser neuen Jahrbücher spricht sich Hr. *v. Wedekind* dahin aus: Da die Menge der gleichzeitig erscheinenden forstlichen Zeitschriften den Nutzen, welchen sie stiften können, sehr beeinträchtigt haben, so würde der Zweck weit sicherer und besser erreicht werden, wenn man darüber einig werden könnte, sich nur auf zwey Zeitschriften für die Forst- und Jagd-Literatur zu beschränken. Der Herausgeber will, dass die eine als Chronik aller Ereignisse in der Literatur, der Wissenschaft, in der Gesetzgebung, dem Haushalte der Verwaltung gewidmet, als allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung täglich und in Monats-Heften erscheine, die andere aber als Jahrbücher der Forstkunde zur Sammlung aller Beyträge für die Weiterbeförderung der Wissenschaft und Vervollkommnung ihrer Ausübung dienen solle. Es sind aber, seitdem Hr. *v. W.* diese Absicht aussprach, *vier* Jahre vorübergegangen; auch *Laurop*, dem das Directorium der Societät der Forst- und Jagd-Kunde von dem Herzog von Meiningen übertragen ist, hat sich dafür im 2ten Hefte dieser Zeitschrift erklärt: aber leider ist des Herausg. Absicht, seine Jahrbücher auf diesen Standpunct der Forstliteratur zu erheben, noch nicht erfüllt. Wir tragen auch grosses und gerechtes Bedenken, ob dieser Plan, so lange noch in vielen deutschen Staaten solche Leute, welche mehr die Geburt als ihre Kenntnisse zu hohen Stellen erhoben hat, bey der Forstverwaltung ihren Einfluss mächtig ausüben, sich verwirklichen werde; es wäre denn, dass die Wichtigkeit desselben, sowie überhaupt die Pflege und Erhaltung von Deutschlands Wäldern, von der hohen Bundesversammlung nicht bloss erkannt, sondern auch in nähere Betracht gezogen, und kräftige Massregeln zu Vervollkommnung der Forstwissenschaft ins Leben gerufen und unterstützt würden. Denn nur dann erwarten wir das von einer Societät der Forst- und Jagd-Kunde, was Hr. *v. W.* sich von ihr verspricht.

Was nun den Inhalt dieser Zeitschrift betrifft, so enthält das *erste* Heft S. 1—20 eine Abhandlung *über die Hessischen Waldpflanzspaten*, von dem *Herausgeber*. Er sucht darzuthun, dass mittelst eines solchen Pflanzspatens die sichersten und wohlfeilsten Waldpflügungen gemacht werden können. Sein Urtheil gründet er hauptsächlich auf die Autorität des Revierförsters Dr. *Heyer* zu Giessen, welchen wir aus seiner Schrift über das Roden stehender Bäume (vergl. J. A. L. Z. 1828. No. 199) von einer vortheilhaften Seite kennen gelernt haben. Auch hier treten wir der Autorität dieses wissenschaftlichen Forstmannes bey, können jedoch die Form des Spatens nicht für alle Bodenarten empfeh-

len. Rec. selbst hat ihn auch gebraucht, sah sich aber genöthigt, ihn mit einem mehr schaufelartigen, ganz aus Eisen gefertigten und mit guter Stahlplatte belegten zu verwechseln, weil ihm die Pflanzung mit jenem, da er seine Pflanzen zum Versetzen aus Saaten nimmt, wegen des steinigten Bodens viel zu kostspielig war. Für das Versetzen zu junger Pflänzchen, welchem hier wegen des wohlfeileren Culturaufwandes sehr das Wort geredet wird, stimmt Rec. nicht so unbedingt, ja er hat dasselbe sogar in rauher Lage, und auf grosen von Unkraut ausgemagerten Flächen, sehr nachtheilig gefunden, und musste zugeben, dass die mit solchen Pflänzchen bebauten Flächen noch einmal in Anschlag aufgenommen wurden, weil der Frost die Pflänzchen getödtet hatte. Ausserdem übersteigt der Nutzen, den uns 6—10jährige Pflanzen für die Folge durch vermehrten Zuwachs oder um mehrere Jahre früheren Abtrieb gegen jüngere gewähren, die Vortheile der ersten gar sehr, hauptsächlich da, wo es auf baldiges Emporkommen eines höheren Ertrags verheerter Wälder ankommt. In solchen Fällen dürfen weder erhöhte Kosten, noch die vermehrte Aufmerksamkeit oder Vorsicht, welche grössere Pflänzlinge beym Versetzen erfodern, gescheut werden. — S. 20—36. *Beschreibung der Grossherzogl. Hessischen Forstlehranstalt zu Giessen*, von Dr. *Klauprecht* daselbst. Sie ist ein Nachtrag zu der Zusammenstellung der deutschen Forstlehranstalten, die wir bereits im 1sten Hefte der *Beyträge zur Kenntniss des Forstwesens* (Leipzig 1819) erhalten haben. Es erhellt daraus, dass diese Lehranstalt ganz gut eingerichtet ist. — S. 37—48. *Nachricht von der Preisaufgabe, betreffend die Benutzung der Waldstreu*. Hr. *von Wedekind* machte im Jahr 1826 in mehreren Zeitblättern diese Preisfrage bekannt, und legte darin die Bitte zu Beyträgen für die zu bestimmenden Preise vor. Schon im Monat Mai 1827 waren die Beyträge bis auf 588 fl. 18 kr. gestiegen; allein es fand sich Niemand, der diese Frage ausführlich lösen wollte. Wir sind jedoch geneigt, zu glauben, dass diejenigen Männer vom Fache, von denen man diess erwarten konnte, sich nicht zutrauten, diese Frage genügend zu lösen. Denn ihre Lösung ist zu sehr local; sie setzt unbedingt eine Menge Beyspiele voraus, welche aus der Erfahrung, und zwar aus verschiedenen Gegenden Deutschlands genommen sind, und kann nur, auf diese gestützt, befriedigend beantwortet werden. Unseren Forstgelehrten, denen es nicht an Zeit und Fähigkeit gebricht, sich einer solchen Arbeit zu unterziehen, gehen diese Localkenntnisse mehr oder weniger ab, und so wird es klar, warum sie sich mehr auf das Herausgeben von *Forstlehrbüchern* legen, als auf die Lösung so wichtiger Fragen. — Durch die S. 49—55 gegebene *Statik der Forstkunde* giebt Hr. *v. W.* das Thema zu den Verhandlungen, welche er darüber in seinen Jahrbüchern gepflogen haben will. Je mehr der Verkehr in Deutschland zunimmt, und dadurch die verschiedenen Staaten verschwistert werden, desto lebhafter muss auch der Vaterlandsfreund wünschen, dass wir nicht nur gleiches Mass und Gewicht, sondern auch gleichen Münzfuss erhalten. Tritt das neuerlich begonnene constitutionelle Leben in wohlthätige Kraft, so zweifeln wir keineswegs, dass die Absicht unseres Vfs. sich immer mehr verwirklichen, und dass wir über den angeregten Gegenstand noch mehr in seinen Jahrbüchern lesen werden. — S. 56—142. *Anleitung zur Forststrafgesetzgebung*, vom *Herausgeber*. Wir sind mit dem Vf. überzeugt, dass das Bedürfniss, die Gesetzgebung den veränderten Verhältnissen, Sitten und Ansichten anzupassen und nach dem Fortschreiten der Zeit umzubilden, auch hinsichtlich des Forststrafwesens so fühlbar geworden ist, dass die meisten europäischen Staaten, insbesondere die des deutschen Bundes, in neueren Zeiten verbesserte Gesetze und Verordnungen über Gegenstände der Forststrafjustiz theils schon erlassen, theils in Berathung gezogen haben, und wir wünschen deshalb, dass da, wo diess noch geschehen soll, die hier mitgetheilten Vorschläge, welche zwar von einem Nichtjuristen, doch mit vielem Scharfsinn und Sachkenntniss gegeben sind, bey Bearbeitung dieses Gegenstandes als Massstab dienen mögen. — S. 142—150. *Vorschläge zur Begründung der Durchforstungen, der Schlagführung und der Ertragsbestimmung in Hochwaldungen*, vom Oberforstrath *Zamminer* in Darmstadt. Der Vf. hat zwar in dem Wenigen, was er über dieses wichtige Thema sagt, bewiesen, dass er auf diesem Felde der Forstwissenschaft bekannt ist; etwas Erprobtes und Neues haben wir jedoch nicht gefunden.

Das *zweyte* Heft handelt S. 1—6 über den *Werth und die Behandlung der Forststatistik*, vom *Herausgeber*. Rec. bekennt, dass ihn dieser Gegenstand in der Forstlitteratur am meisten interessirt, und bedauert daher, dass dafür in Deutschland noch so wenig gethan ist. Das Wenige, was hier darüber gesagt wurden, ist eine Aufmunterung zu Verfolgung desselben; es ist recht gut bearbeitet, und verdient Berücksichtigung. — S. 6—16. *Ueber Benutzung der Waldstreu*, von dem Oberforstrath *Zamminer*. Blosse Andeutungen giebt der Vf. auf diesen wenigen Seiten; sie hätten bey Erörterung der aufgeworfenen Frage einer genaueren Prüfung und Widerlegung gewürdigt werden sollen. Wir bemerken hier nur, dass der Vf. die Waldstreubedürfnisse nicht in dem ganzen Umfange zu kennen scheint. — S. 16—118. *Frankreichs Forstgesetzgebung*. Sie ist im Jahr 1827 durch die Deputirtenkammer so vollständig geworden, wie solche schwerlich ein deutscher Staat aufweisen kann. Das kommt vorzüglich daher, weil der Entwurf zu diesem Gesetz nicht bloss früher den Deputirten, sondern auch allen Beamten des Reichs, die nur einiger Massen in ihrer amtlichen Stellung mit diesem Staatsverwaltungszweige in Berührung kommen, zur Prüfung und Begutachtung vorgelegt wurde. Werden die deutschen Regierungen dasselbe thun, so stehen wir künftig Frankreich in dieser Beziehung gewiss nicht mehr nach, zumal da wir in Deutschland eine grössere Zahl wissenschaftlich gebildeter Forstleute, als

die Franzosen, nachweisen können. Die Rede des damaligen Regierungscommissärs, welche im Auszug hier mitgetheilt wird, sowie eine Stelle aus dem Vortrage des Berichterstatters bey der Pairskammer, geben klar zu erkennen, wie man in jenem Reiche alle Gegenstände, die auf die Vollständigkeit dieses Gesetzes Einfluss haben, rücksichtslos beleuchtete, und hauptsächlich bemüht war, das verwaltende Forstpersonal, welches für das Gute, das es zu wirken berufen ist, gewöhnlich mit Hass belohnt wird, nicht nur gegen alle Angriffe sicher zu stellen, sondern auch die Hindernisse zu vermindern, welche ihre Wirksamkeit hemmen, damit die Kammern dahin gelangen, der Forstverwaltung die Achtung zu verschaffen, ohne welche sie nicht im Stande ist, Gutes zu stiften. Rec. erlaubt sich deshalb, unsere Regierungen nicht nur darauf aufmerksam zu machen, sondern ihnen auch das französische Forstgesetzbuch bey etwaniger Bearbeitung dieses Staatsverwaltungszweigs zur Benutzung zu empfehlen. — S. 118—161. Fortsetzung der im ersten Hefte abgebrochenen *Abhandlung zur Forststrafgesetzgebung*. — S. 161—184. *Beleuchtung der Gesetzgebung über Landescultur für das Königreich Baiern*, vom *Herausgeber*. Der Vf. sucht darzuthun, dass diese Gesetze, in soweit sie den Wald betreffen, noch sehr unvollständig sind, und erwartet von Baierns Ständen, dass sie die in der dortigen Forstverwaltung fortbestehenden Mängel baldigst entfernen mögen.

Drittes Heft. S. 1—40. *Musterbeschreibung des Urwaldforstes Bielowiezo in Litthauen.* Der Herausg. hofft durch die Uebersetzung dieser Musterbeschreibung dem deutschen Forstpublicum einen interessanten Beytrag zur Kenntniss des ausländischen Forstwesens zu liefern, und wir nehmen diese dem Kaiser Nicolaus gewidmete lesenswerthe Abhandlung gern als solchen auf. — S. 40—46. *Die königl. franz. Forstschule zu Nanci.* Sie ist durch königl. Ordonnanz vom 1 August 1827 begründet, und das hier darüber von dem Herausgeber Gesagte handelt von dem Zwecke der Anstalt, den Gegenständen des Unterrichts, der Lehrmethode, den Hülfsmitteln, der Bildung, den Bedingungen zur Aufnahme und den Ansprüchen, welche sie giebt. — S. 46—153. Beschluss der im zweyten Hefte abgebrochenen *Anleitung zur Forststrafgesetzgebung*. Sie enthält die Vollziehungsordnung; der Vf. hat auch hier viele Einsicht bewährt. — S. 153—172. *Forstliche Journalistik im Allgemeinen und vom Jahr 1827 insbesondere*, vom *Herausgeber*. Wer auf wenig Seiten eine kurze und gut geschriebene Uebersicht über diesen Gegenstand nachschlagen will, dem empfehlen wir diesen Aufsatz. Der Vf. verspricht, dass er künftig fortfahren werde, dieses Feld in seinen Jahrbüchern anzubauen, und wir sind ihm für diese mühevolle Arbeit in der That sehr verbunden. — S. 172—200. *Begründung und Bestimmung der Schlagführung, des Ertrags und der Erfahrungstabellen in Hochwaldungen.* Enthält den Beschluss der im ersten Hefte abgebrochenen Abhandlung.

Viertes Heft. S. 1—22. *Einige Versuche mit Borkenkäfern*, vom Professor *Krutzsch* in Tharand. Sie beschränken sich darauf, dass der Vf. zu erforschen sucht, ob der Käfer nur kranke oder auch gesunde Bäume angeht, und sind gleichsam eine Fortsetzung seiner unter diesem Titel erschienenen Schrift. (J. A. L. Z. 1831. E. Bl. No. 21.) Die Naturforscher, welche die Sache ganz genau nehmen, und Gelegenheit hatten, ausreichende Beobachtungen über Borkenkäfer anzustellen, sind allerdings mit Hn. *K.* darüber einig, dass der Käfer nur kranke Bäume angehe. Am überzeugendsten hat sich für das letzte *Thiersch* in seiner Schrift *über Forstkäfer* (Tübingen b. Cotta 1830) ausgesprochen, und durch seine genauen Beobachtungen über die Oekonomie des Borkenkäfers diese alte Streitfrage entschieden. — S. 22—102. *Ueber Einführung der Siegenschen Haubergwirthschaft*, von *K. Schenck*. Diese Art Baumfeldwirthschaft ist für die Forstwissenschaft nicht von allgemeinem Interesse, und wird sich schwerlich weit über die Grenze jener Berge verbreiten. — S. 102—183 enthält die Fortsetzung der Ergebnisse der *Journalistik* vom ersten halben Jahre 1828. — S. 183—214 ist unter der Ueberschrift: *Staatsforstadresshandbuch* eine kurze Darstellung des Forstdienstpersonals mehrerer Staaten Deutschlands enthalten, doch ohne specielle Angabe ihrer Wirkungskreise; die Fortsetzung wird in den nächsten Heften versprochen.

Fünftes Heft. S. 1—30. *Ueber Anleitung zur Weidenholzzucht.* Der Inhalt dieser gelungenen Abhandlung hat nur für solche Localitäten Werth, wo in fetten Niederungen öfter wiederkehrendes Austreten der Flüsse und Bäche den Boden überschwemmt und düngt, wie das namentlich an den Ufern der Saale und der Unstrut im flachen Thüringen häufig der Fall ist, und wo die Weidenzucht einen sehr reichen jeder anderen deutschen Holzart nachstehenden Ertrag liefert. — S. 30—46. *Ueber Abschaffung der Privatbacköfen.* Der Herausgeber spricht sich darin sehr entschieden über die damit verbundene Holzverschwendung und gegen diese häufig noch vorkommenden Einrichtungen aus. — S. 46—58. *Ueber Holzmagazine als Angelegenheit der Ortspolizey und Gemeindeverwaltung*, vom *Herausgeber*. Sie sind hauptsächlich da, wo in der Nähe der Ortschaften Waldungen vorkommen, zu Erhaltung derselben ganz unerlässlich nothwendig, und der Staat hat nicht allein deshalb, sondern auch überhaupt des guten Haushaltes wegen, darauf zu sehen, dass dergleichen Magazine überall ins Daseyn treten, was auch der Vf. ausgeführt hat. — S. 58—71. *Ueber Wildschaden im Allgemeinen und in Waldungen insbesondere*, vom *Herausgeber*. Ueber keinen Gegenstand der Jagd ist wohl soviel Papier vergeblich verschrieben worden, als über diesen. Nichts ist auch relativer als die Ermittelung von dergleichen Schaden, hauptsächlich da, wo es der Jagdberechtigte mit Menschen zu thun hat, welche der Sache — wie das hier

so oft der Fall ist — aus Parteyhass entgegen treten. Auf der anderen Seite erscheint aber auch dieser Schaden nicht selten sehr empfindlich, und darum ist wohl für Deutschland die Zeit, in der es einen hohen Wildstand zum blossen Vergnügen vornehmer Herrn in den Wäldern und auf den Feldfluren ernähren musste, mit dem Dahinscheiden unserer jagdlustigen Fürsten vorüber. — S. 71 — 85. Nachträge zu der in vorhergehenden Heften gelieferten *Forststrafgesetzgebung*, mit Tarifen und Hülfstafeln, vom *Herausgeber*. — S. 85 — 97. *Ueber die morgenländischen Erdgruben*, von *Fr. Höss*. — S. 97 — 130. *Ueber den Holzhauereybetrieb in den Waldungen des Grossherzogthums Hessen*, vom *Herausgeber*. — S. 130 — 152. *Ueber die summarischen Klastern* nebst Tabellen, vom *Herausg*. Dann eine Revision der *Hossfeldschen* Mathematik. — S. 152 — 165. Am Schlusse die Fortsetzung des *Staatsforstadressbuchs*. Alles lobenswerthe Gegenstände.

Sechstes Heft. S. 1 — 15. *Die Forstlehranstalt des Königreichs Polen*, nebst Blicken in dessen Forstdienstverfassung. Welchen Begriff man sich in Russland von den Kenntnissen eines Forstmannes mache, sieht man daraus, dass die neue *Forstschule* in drey Classen getheilt ist. Zur ersten gehören diejenigen Schüler, welche nur die Elementarschulbildung besitzen; zur zweyten diejenigen, welche die Universitätsreife haben; zur dritten diejenigen, welche — eine höhere — *die Magisterwürde* besitzen! Die Einrichtung der Schule ist übrigens eine Nachbildung unserer deutschen Forstlehranstalten. Davon, dass diese Schule dem Schicksal der neuesten Zeit unterlegen hat, haben wir nichts Bestimmtes vernommen. — S. 15 — 21. *Beytrag zur Erleichterung der Reduction bey forstmännischen Rechnungen*, von *Reissig*. Der Beytrag ist gut abgefasst. Aber das allersicherste Mittel, die forstmännischen Rechnungen zu erleichtern, besteht darin, dass der unsäglichen Vielschreiberey, in welcher sich mehrere Staaten gleichsam zu übertreffen suchen, billige Schranken gesetzt werden. Das kann am sichersten erreicht werden, wenn man sich ernstlich bestrebt, die Leitung des Forstverwaltungspersonals Localchefs in die Hände zu geben, welche mit den Einzelheiten des praktischen Forstdienstes vertrauter sind. Vertraun erweckt wieder Vertraun, und wo der Mann von Wort seines Gleichen findet, da kann er unbedingt die sogenannten Leistenarbeiten gar sehr reduciren. — S. 21 — 86. Fortsetzung des Ergebnisses der *Journalistik* vom zweyten Halbjahr 1828. Der Herausgeber hat auch diese Arbeit mit vieler Sorgfalt zusammengestellt, und sie nimmt daher eine sehr ehrenvolle Stelle in unseren Jahrbüchern ein. — S. 86 — 115. *Ueber Benutzung der Eichenlohrinde*. Diese Abhandlung des Herausgebers bezieht sich hauptsächlich auf das Grossherzogthum Hessen; für die Gesammtwissenschaft ist sie von wenigem Interesse. — S. 115 — 129. *Ueber die Cultur der Lärche* (*P. larix*). Der Herausgeber redet dem Anbaue dieser nützlichen und sehr schnellwüchsigen Holzart das Wort. Den Grund der vielen schlechten Erfolge mancher Versuche mit Saaten, die von Lärchensamen gemacht sind, der aus Tyrol bezogen wurde, findet er darin, dass wir bisher aus jenen Bergen durch die Speculationssucht gewinnsüchtiger Samenhändler zu viel halb und ganz verdorbenen Samen erhalten haben. Das Culturverfahren, das der Vf. hier beym Lärchenbaumanbau vorschlägt, ist auch das unserige, und führt auf günstigem Boden sicher zum Zweck. — S. 129 — 144. *Ueber den Forstcultur-Betrieb in dem Grossherzogthum Hessen*, vom *Herausgeber*. Wir sehen, dass die Forstverbesserungen in jenem Staate nicht nur mit vieler Umsicht, sondern auch mit allem Ernste und Fleisse betrieben werden. — S. 144 — 162. *Ueber die Ausmittelung des Durchforstungsertrags nach einem Durchschnitte des ganzen Umtriebes*, von dem K. B. Forstmeister *Zimet* in Nürnberg. Nichts ist in unserer deutschen Forstwirthschaft noch so sehr im Dunkel als der Gesammtertrag der Durchforstungen auf den ganzen Umtrieb, sowie der Einfluss, welchen sie auf die Beförderung des Holzwuchses haben. Papier-Regeln und dergleichen Resultate haben wir zwar über Einzelheiten genug, aber es geht diesen meist die Wirklichkeit ab, denn alles, was für den Forstbetrieb der Durchforstungen auf dem Papier entworfen ist, setzt in der Regel einen durchgängig vollkommenen Holzbestand voraus, welcher aber unseren deutschen Forsten meist noch abgeht. Selten finden wir ein Revier, auf welchem Alles so beschaffen ist, wie es in den Forstlehrbüchern geschrieben steht; nirgends aber einen Forstbezirk von nur einigem Belang, der für eine Musterwirthschaft in den Durchforstungen als Massstab dienen könnte. Die Vorschläge des Vfs. zeigen zwar, dass sie ein Mann von praktischen Einsichten geschrieben hat; sie enthalten aber durchaus nichts Neues. Am befriedigendsten hat *Cotta* in seiner Anweisung zum Waldbau (Dresden b. Arnold, 1828; vgl. A. L. Z. 1831. No. 150) diesen Gegenstand abgehandelt. Aus dieser Lehrquelle muss der junge Forstmann seine Kenntnisse über Durchforstungen zu vervollkommnen suchen. — S. 162 — 16[illegible]. Fortsetzung des im fünften Hefte abgebrochenen *Staatsforstadressbuchs*.

Druck und Papier sind sehr gut.

Ta.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

PÄDAGOGIK.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Philologie und Mathematik, als Gegenstände des Gymnasialunterrichts betrachtet, mit besonderer Beziehung auf Sachsens Gelehrtenschulen.* Von *M. W. Drobisch*, Professor der Mathematik zu Leipzig. 1832. 103 S. 8. (14 gr.)

Schon seit geraumer Zeit haben die preussischen Gymnasien ein grosses Gewicht auf den mathematischen Unterricht gelegt; auf jedem derselben findet man wenigstens Einen zu diesem Unterrichte angewiesenen Lehrer. Auch pflegt derselbe nicht geringer angesehen, oder besoldet zu werden, als der Philolog. Und dieses alles von Rechtswegen.

In mehreren Gelehrtenschulen Sachsens wurde bekanntlich der mathematische Unterricht von alten Zeiten her gering geachtet; und so gross und ausgezeichnet auch die Leistungen im philologischen Wissen waren, so weit standen sie im mathematischen hinter billigen Anfoderungen zurück. Die Zeit hat auch hier vieles gut zu machen versucht; und die vorliegende Schrift giebt Zeugniss davon, wie wichtige Stimmen sich für eine zweckmässige Anordnung in dieser wichtigen Angelegenheit erheben.

Der Vf. handelt in derselben in vier Abschnitten über philologisch-historische und mathematisch-physische Wissenschaften in ihrem Gegensatze, über Philologie und Mathematik als Grundlagen des gelehrten Unterrichtes, über den Zustand des mathematischen Gymnasialunterrichtes im Königreich Sachsen, und macht Vorschläge zur Verbesserung dieses Unterrichtes in den sächsischen Gelehrtenschulen und allen ihnen ähnlichen Anstalten.

Nachdem er in dem ersten die Berührungspuncte zwischen Mathematik und Naturwissenschaften einerseits, und den philologisch-historischen Wissenschaften andererseits kurz dargelegt, auch die Philologie in ihrem Umfange nach der grossartigen Ansicht von *Wolf* kurz geschildert hat, sucht er durch eine Charakteristik des Geistes jener Wissenschaften die Gegensätze ihres Ursprunges, ihrer Richtung, ihrer Methode und ihres Einflusses zu bezeichnen. Ueberall hört man jedoch den Lehrer der Mathematik sprechen, welcher der Philologie einen untergeordneten Platz anweiset. Denn das Object derselben nennt er einen schönen Leichnam, welchen sie zergliedern, ohne ihm Leben geben zu können; das Ziel, ein möglichst anschauliches Bild von dem Leben der gebildeten Völker des Alterthums nach allen Beziehungen zu gewinnen, nennt er ein rein beschauliches, und den Nutzen dieses Studiums bezeichnet er als einen mehr formalen, als materialen, aber keinesweges als einen geringen. Er zeigt, welchen mächtigen Einfluss auf unsere geistige Ausbildung schon die Mittel haben, welche man zu Erreichung jenes Zieles anwenden muss, welche Wichtigkeit namentlich dem Studium der Grammatik, als einer vortrefflichen Formalphilosophie, der Kritik, zur Uebung der Urtheilskraft und des Combinationsvermögens, der Metrik, als dem Bildungsmittel des Gefühls für Ebenmass und Wohlklang, beyzulegen sey. Er entwickelt, welche eigenthümlichen Vorzüge das Studium der abgeschlossenen und ausgebildeten Sprachen der Griechen und Römer gewähre, welche bewundernswürdige Vielseitigkeit, welch' tiefer Schönheitssinn, nüchterner Forschergeist, milde Lebensweisheit, kühne Phantasie u. s. w. in den Schriften jener Alten selbst gefunden werde. Er schildert das Fruchtbringende des Studiums der Geschichte, indem er auf sie als das grosse Buch der Weisheit hinweiset, in welchem die Schicksale der lebenden Geschlechter geschrieben sind, und die Geschichte in ihrer Verbindung mit der Erd- und Völker-Kunde betrachtet, auch den Einfluss derselben auf die Erweiterung unserer Kenntnisse, auf Wohlstand und gegenseitige Beglückung der Völker bezeichnet.

Im Gegensatze mit dem Gesagten geht er nun zu der Schilderung des eigenthümlichen Werthes mathematisch-physikalischer Studien über, zeigt zuerst, welche Wichtigkeit sie für das praktische Leben haben, wie der Sternkundige sich nicht bloss in die Betrachtung der funkelnden Himmelslichter vertiefe, sondern auch dem Schiffer die Bahn über das Meer vorzeichne, die Mechanik nicht bloss die Hieroglyphenschrift des Himmels enträthsele, sondern auch durch Maschinen Wirkungen hervorbringe, welche die die Pyramiden bauende Macht der Pharaonen eben so wenig, als die die himmelanstrebenden Dome gründende Hierarchie des Mittelalters hätte erreichen können, wie die Auf-

klärungen der Physik und Chemie über die Natur des Lichtes durch ein neues Beleuchtungssystem die Nacht fast mit dem Lichte des Tages erhellen, aber die Wärme den Winter aus den Wohnungen verbannen, den spröden Metallen Weiche und Bildsamkeit verleihen, wie die Akustik durch das Stethoskop der leidenden Menschheit zu Hülfe komme, und die Chemie der Natur die Bildung der Heilquellen ablausche.

Er geht darauf über zur Entwickelung des mächtigen Einflusses des mathematisch-naturwissenschaftlichen Studiums auf die formelle Geistesbildung, zeigt, wie die Mathematik die beste praktische Logik sey, wie sie den Hochgenuss einer vollständigen Ueberzeugung gewähre, wie sie, zu Abstractionen nöthigend, die Einbildungskraft des Jünglings vor verderblichen Träumereyen bewahre, durch ihre einsilbige, leidenschaftslose, aber präcise Darstellung jeder Lüge und Verstellungskunst entfremde, und mit Liebe zur Wahrheit erfülle, mit welcher Sicherheit die grossartigen Hypothesen des Physikers durch Mass und Zahl geprüft werden, wie die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften durch das stete Uebergehen vom Mannichfaltigen zur Einheit, von der Verwickelung der Erscheinung zu der Enthüllung ihrer Ursachen die Steifigkeit und Ungelenksamkeit, Aengstlichkeit und Umständlichkeit des puren Mathematikers wieder ausgleiche, wie das Studium der Astronomie auf Geist und Gemüth wohlthätig wirke u. s. w., und fügt nun eine vergleichende Betrachtung zwischen philologisch-historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien hinzu, welche er mit der Bemerkung schliesst, dass die letzten in keiner Hinsicht ärmer an Mitteln zur vielseitigen Entwickelung, Uebung und Bildung des Gemüthes, zur Förderung wahrer Humanität und Religiosität seyen, als die ersten.

An diese nicht ohne Beredsamkeit durchgeführte Darstellung knüpft der Vf. im zweyten Abschnitt die unbestreitbare Behauptung, dass die gelehrten Unterrichtsanstalten beiden Zweigen menschlichen Wissens gleiche Rechte einzuräumen hätten. Nach den durchgeführten Bemerkungen, dass die philologischen Lehrer auf die Versuche schmähen, Realunterricht in die Gymnasien aufzunehmen, dass in der Philologie in vielen Gymnasien zu viel geschehe, und durch übermässige Foderungen der Schüler geistig und körperlich zu Grunde gerichtet werde (?), als wohin er Vorlegung kritischer und poetischer Aufgaben, Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische rechnet; nachdem er ferner gegen den Brauch der neueren Zeit, die Lehrstellen für alte Literatur nur durch Philologen, nicht durch Theologen zu besetzen, den Vorwurf der Einseitigkeit der Ausbildung und Bestrebung der Philologen geltend gemacht, und der in gewissem Masse zu erstrebenden Vielseitigkeit der Ausbildung des künftigen Mannes der Wissenschaft das Wort geredet hat, giebt er als leitenden Grundsatz, wodurch die Nothwendigkeit, in den Gelehrtenschulen neben der Philologie auch Mathematik in aller Strenge zu lehren, ausser Zweifel gesetzt wird, folgenden an: „Als Lehrgegenstände in den Gymnasien müssen diejenigen Zweige der Wissenschaften ausgewählt werden, welche die Grundlagen vieler anderen sind." Dazu gehören aber ohne allen Zweifel Philologie und Mathematik, welche letzte also zur harmonischen Ausbildung unserer Geisteskräfte, und als Bedingung zur Eröffnung der Naturwissenschaften unumgänglich nothwendig sey. Er knüpft daran die wichtige Bemerkung, dass man ein sehr gelehrter Sprachkenner, ein umfassender Polyhistor, ein scharfsinniger Dialektiker seyn könne, ohne sich in mathematische Vorstellungen finden zu können, und führt alles dieses mit hohem Interesse und überzeugender Kraft durch.

In dem dritten Abschnitt wird der klägliche Zustand des mathematischen Unterrichts in den meisten sächsischen Gelehrtenschulen geschildert. Und in dem vierten werden Vorschläge zur Verbesserung desselben gemacht. Rec. überhebt sich eines Auszuges aus dem dritten Abschnitte, und hält sich an den vierten, als den wichtigeren um so lieber, da die Vorschläge, welche hier gemacht werden, ein allgemeines Interesse erwecken.

Der Vf. fodert zuerst für jede Classe eines Gymnasiums wöchentlich wenigstens 4, höchstens 6 Lehrstunden. Rec. stimmt damit ganz überein, dass in allen Classen 4 Stunden das rechte Mass halten, und nur in den oberen für den physikalischen Unterricht zwey andere hinzukommen müssen. Der Vf. erklärt sich dabey gegen alle Combinationen der Classen, für die Verlegung der mathematischen Unterrichtsstunden auf den Vormittag, für die Berücksichtigung des mathematischen Standpunctes der Schüler bey Bestimmung der Rangordnung, und für eine besondere mathematische Classeneintheilung. Letztes hat grosse Schwierigkeiten bey der Ausführung, und führt leicht zu mancherley Collisionen und Confusionen, scheint auch Rec. überflüssig. Vielmehr macht Rec. an den mathematischen Lehrer die Foderung, dass er mit dem Philologen gleichen Schritt halte. Und die Erfahrung hat es ihm bestätiget, dass in gut besorgten Gymnasien die Schüler, welche sich in den philologisch-historischen Fächern hervorthaten, in der Regel auch am meisten in der Mathematik leisteten, ja dass eine genaue Classification der Schüler nach dem einen einen ziemlich zuverlässigen Massstab nach dem anderen abgab, und dass, wo diess nicht Statt fand, die Schuld nicht in der Wissenschaft, nicht in den Schülern, sondern in den Lehrern, am häufigsten in den Lehrern der Mathematik lag.

Als Minimum von mathematischen Unterrichtsgegenständen führt der Vf. gemeine Arithmetik, Buchstabenrechnung und Lehre von den Gleichungen des ersten und zweyten Grades, Elementargeometrie, Anwendung der Algebra auf die Berechnung geometrischer Aufgaben, und ebene Trigonometrie auf. Rec. würde damit völlig übereinstimmen, wenn damit auch das Maximum bestimmt seyn sollte. Ihm scheint es sehr verderblich, wenn dem Lehrer des Gymnasiums erlaubt, oder gar zur Pflicht gemacht ist, über diese Grenze hin-

aus welchem s bis Disciplinen beschaffen beständigen Kreis, in welchem sich der jugendliche Geist zu bewegen hat, und bieten den allgemein angemessenen Stoff zu selbstständigen Bearbeitungen und höchst anziehenden Uebungen dar. Ueber diese Grenze hinaus kann der eine oder der andere Schüler dem Lehrer noch folgen; aber es wird nur ein Ablernen, nicht ein *in fuccum et sanguinem* Vertiren, es muss sich doch auf die ersten Elemente des Höheren beschränken, und erzeugt Aufgeblasenheit beym Schüler und Anmaßung beym Lehrer. Man untersage dem Lehrer, als nicht dahin gehörig, alles, was von höheren Gleichungen, dem binomischen Lehrsatze in seiner Allgemeinheit, höheren arithmetischen und recurrirenden Reihen, Functionenentwickelung, Umkehrung der Reihen, sphärischer Trigonometrie, Kegelschnitten u. s. w., welche der Vf. als Maximum statuirt, handelt, und mache ihm besonders in den oberen Classen eine Anwendung der geometrischen Lehren auf die Construction geometrischer Aufgaben nach Art der Alten zur Pflicht. Nichts ist wichtiger, als dieses, nichts geistbildender, und den Jüngling anziehender beschäftigend; und mit Recht legt der Vf. auch darauf den grössten Werth. Und darin concentrirt sich das Wesen einer guten Methode, wie der würdige Vf. richtig bemerkt; heuristisch soll sie seyn, analytisch in dem Sinne der Alten, nicht der Neueren, aufsteigend von den Folgen zu den Gründen, von dem Bedingten zu der Bedingung, anhebend bey dem zu Leistenden, und zurückgehend zu dem, wovon dasselbe abhängt, und nun rückwärts synthetisch verfahrend. Freylich da ist leicht vorschreiben, und im Allgemeinen befehlen. Da hilft es nicht einmal viel, einige Bücher zur Anleitung zu empfehlen. Es gehört dazu eigene mannichfaltige Uebung. Es reicht nicht hin, dass der junge Mathematiker auf der Universität je eher je lieber zu dem Calcul und seinen Abstractionen übergehe, und sich in den höheren Rechnungen verliere. Er muss Geometrie lernen, muss die Schriften der alten Geometer studiren, muss geometrische Analysis treiben. Leider findet sich dazu in unserer die Franzosen nachahmenden Zeit nicht leicht Gelegenheit auf unseren Universitäten, vielleicht nicht einmal Auffoderung, am Ende gar Abmahnung davon. Wurden doch, so viel Rec. weiss, seit *Pfleiderers* Tode nur noch auf einer einzigen deutschen Universität, einer preussischen, Vorlesungen über geometrische Analysis gehalten, und geometrisch-analytische Uebungen angestellt. Würde man den geometrischen Unterricht wieder den Griechen ablernen, und nicht den Franzosen, so würde man bey der deutschen Jugend nicht über Mangel an Theilnahme an dem mathematischen Unterricht zu klagen haben; Mathematik würde ein Gemeingut der Nation, nicht das Eigenthum Einzelner werden, und es würde der Einrichtung besonderer Seminarien nicht bedürfen.

Dwg.

KLEINE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, gedruckt b. Bördinge: *Laesebog og Veiledning ved den förste Religions Undervisning*, (*Lesebuch und Begleitung beym ersten Religionsunterrichte*, von) *Daniel Laplan*, Cand. der Theol. (1816.) 58 S. 8. (2 Mk. 8 S.)

Als *erstes* schriftstellerisches Product eines dem christlichen Religionslehrgeschäfte sich widmenden jungen Mannes verdient diese Schrift Beyfall und ihr Vf. Ermunterung. Die Zueignung an (*H. G.*) *Clausen* — einen der bravsten und tüchtigsten Prediger in der Residenz — lässt auch vermuthen, dass Hr. *L.*, indem er sich ein so gutes Vorbild wählte, das Bedürfniss der Nachbildung für ihn — selbst fühlte. Und dieses Gefühl täuscht ihn nicht; wie eine nähere Bezeichnung des vorliegenden, mit Recht sogenannten, *Versuches* zeigen wird. — Die Schrift ist zwar für den *ersten* Religionsunterricht bestimmt; aber wie frühe oder wie spät derselbe, nach des Vfs. Absicht, ertheilt werden solle, oder welcherley Vorkenntnisse, welcher Grad von Bildung dabey vorausgesetzt werde, oder ob der Leitfaden zum Privat- oder öffentlichen Gebrauche bestimmt sey, darüber erklärt sich derselbe nicht: ob dieses gleich, um über die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit eines Lehrbuches zu urtheilen, nothwendig in Anschlag gebracht werden muss. Nach einigen physikotheologischen Betrachtungen über Gottes Daseyn, die Welt, die göttlichen Eigenschaften, den Menschen und dessen Verhältniss zu Gott (S. 1—22), die zwar der Fassung für 8 bis 10jährige, nicht ganz verwahrlosete, Kinder recht angemessen sind, neben denen man aber doch die Hinweisung des Kindes auf sich selbst und auf das, was in seinem Inneren für seine höhere Bestimmung und für seine Verbindung mit einem heiligen Schöpfer und Regenten der Welt so laut spricht, ungern vermisst — folgen von S. 23 bis zu Ende der Schrift lauter längere oder kürzere, meist allgemein bekannte, Erzählungen, deren jede bald eine Regel der Klugheit, bald eine Foderung der Pflicht zur Aufschrift hat, und die dann dazu dienen sollen, entweder die Regel zu erläutern, oder zur Befolgung der Vorschrift zu ermuntern. Manche dieser Erzählungen sind ganz zweckmässig; manche steht aber gar nicht an ihrem rechten Orte; wie z. B. S. 38, wo die Erzählung von einem bisher *fleissig* gewesenen Handwerksgesellen, der in schlechte Gesellschaft gerieth, liederlich wurde, mit Räubern sich verband und zuletzt aufgeknüpft wurde — zur Aufschrift hat: *Müssiggang ist die Ursache vieles Bösen*: obgleich, zufolge der eigenen Erzählung, der Müssiggang nur eine der Folgen von des jungen Mannes Verbindung mit schlechten Leuten, seine Schwäche und Nachgiebigkeit gegen ihre Verführung aber die Hauptursache seines Verderbens war. Mehrere solcher Missgriffe liessen sich anführen. — Möge übrigens die jetzt so beliebte Art des Unterrichtens durch Erzählungen für das zarteste Kindheitsalter

ihr Gutes haben, Rec. [illegible] des Mislichen aller blofsen Cafuiftik, kann fie nicht unbedingt billigen. Auch Hr. L. wird bey gröfserer Uebung im Unterrichtgeben bald finden, dafs es leichter fey, mittelft diefer Methode das Kind auf eine angenehme Art zu unterhalten, und deffen Neugier zu befriedigen, als daffelbe für Gott und feinen Willen auf eine dauerhafte und die Probe beftehende Art zu gewinnen. Dafs aber der Vf. in diefer Schrift der Bibel nicht mit einem Worte erwähnt, nicht eine einzige der, auch für Kinder fafslichen, Stellen, deren fie fo viele enthält, anführt, viel weniger in feinen Erzählungen irgend eine biblifche Gefchichte oder eine der lehrreichen Gleichnifsreden Jefu zu feinem Zwecke benutzt: das ift in des Rec. Augen der gröfste Fehler in dem Religionslehrbuche eines Mannes, der damals entweder fchon *chriftlicher* Religionslehrer war, oder doch zu werden gedachte.

— G. [illegible]

BERLIN, b. Amelang: *Pantheon deutfcher Helden.* Ein hiftorifches Lefebuch für die Jugend zur Belebung der Vaterlandsliebe und des Eifers für die Wiffenfchaft. Von *F. P. Wilmfen.* 1830. VI u. 476 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auf feine *Heldengemälde* läfst der Vf. diefes *Pantheon* folgen, um folche ausgezeichnete hiftorifche Monographieen gemeinnütziger zu machen, und nennt dabey feine Quellen, insgefammt aus der Zeit feit 1819. Das Pantheon enthält fechs Biographieen: I. *Heinrich der Löwe, Herzog der Sachfen und Baiern.* Seine Schickfale find allbekannt. S. 28 fteht irrig *Lütkenburg* ftatt *Lütjenburg*. S. 29 *Ems* ftatt *Ems*. S. 34 *Monza* ft. *Monza*. S. 40. Eine Graffchaft Dannaberg und zwey Bisthümer, Schwerin und Ratzeburg, ftiftete Heinrich damals; das übrige Mecklenburg aufser Stargart gab er des Fürften Niclots Söhnen zu Lehn, deren 21fter Nachkomme, der Grofsherzog Franz zu Schwerin, jetzt in feiner Ahnen heidnifchem Urgebiet und in der Graffchaft, fowie im Bisthum Schwerin und dem Danneberg-fchen am rechten Elbufer, regiert. Die zweyte Linie Mecklenburgs befitzt dagegen von dem Gebiet der Ahnen Stargart und Ratzeburg. S. 40. Hätte die vom Vf. vorgefchlagene Verfetzung der Mailänder aus Italien nach Deutfchland Statt gefunden, fo würde fie diefe Republikaner noch mehr erbittert haben; auch konnte der Kaifer ohne ungeheure Koften des Transports fie in fein Erbland und deffen unbewohnteren Theil, der im Gebirge lag, nicht verfetzen. Dabey pflegte es dem Kaifer ftets an Gelde zu fehlen, das die Truppen ftellenden Söld-[illegible] Regeln nicht [illegible] der [illegible] [illegible] Löhnung öfter [illegible] als erhielten. S. 44. Heinrich verlegte auch Lübeck das Stift, das früher in Oldenburg in Wagrien, einer ehemaligen Seeftadt, feinen Sitz hatte. S. 45 *Malchin* ftatt *Malchow*, *Wrechen* ftatt *Wurchem* an der jetzigen Stargarter Grenze. Heinrich ftarb den 6 Aug. 1195. II. *Franz von Sickingen, Reichsritter*, deffen thatenvolles Leben bis zum Todestage den 7 Mai 1523 fehr würdig befchrieben ift. III. *Herzog Bernhard von Sachfen-Weimar*, ftarb 1639 im Juli zu Neuburg am Rhein, wie richtig bemerkt wird, nicht am Gift des Cardinals Richelieu, fondern an einer peftartigen Lagerkrankheit. IV. *Albrecht Graf von Wallenftein*, der auch nach den jüngften Forfchungen wirklich mit den Schweden in Unterhandlungen ftand, um fich felbft in Böhmen Unabhängigkeit zu verfchaffen, und den 25 Febr. 1634 ermordet wurde, weil er dem kaiferlichen Hofe verdächtig war, dafs er fich in Böhmen unabhängig machen wolle. Doch ift noch immer das Oxenftiernfche Kriegsarchiv, das in den Händen der Familie Wrangel und Brahe ift, weder von einem fchwedifchen noch von einem deutfchen Gelehrten unterfucht, obgleich daffelbe wahrfcheinlich manche Begebenheiten des 30jährigen Krieges aufklären könnte. V. *Hans Joachim von Zieten.* Der ausgezeichnete fefte Charakter diefes Helden ift trefflich gefchildert. VI. *Fürft Blücher von Wahlftadt*, geb. den 16 Dec. 1742. Er und fein Bruder nahmen zuerft fchwedifche Dienfte. Der fpätere Fürft wurde von den Preufsen gefangen, aus Schwedens Dienften entlaffen, und ging dann unter die preufsifchen fchwarzen Hufaren. Tapfer, aber nicht fubordinationsmäfsig handelnd fuchte er 1773 feinen Abfchied, und lebte als Ritterfchaftsrath in Pommern, wo ihm König Friedrich II manche Gunft erwies, und wurde dann nach Friedrich II Tode 1787 Major im Regiment, aus dem er entlaffen war. Seine erfte Gemahlin, eine Polin, ftarb. Er nahm an dem preufsifchen Feldzug wider die Holländer Theil, wurde im J. 1790 Befehlshaber des Regiments, machte die Feldzüge wider die Franzofen im Kriege wider die Republik und in den drey Kriegen wider Napoleon mit. Ihm befonders verdankt Europa die völlige Zertrümmerung des napoleonifchen Reichs. Er ftarb den 2 Sept. 1819. — Im Anhange Wallenfteins Brief an den Oberften von Arnim, vom [illegible] Nov. 1627, fo räthfelhaft als die Apokalypfe und [illegible] als alle Plane diefes abergläubigen Mannes, der überall und befonders im Haffe der [illegible] die an Ferdinands II Hofe regierten, Tillys Gegenftück war.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1832.

JURISPRUDENZ.

1) LEIPZIG, b. Hartknoch: *Systematische Darstellung des im Königreiche Sachsen geltenden Kirchenrechts*, von D. *Karl Gottlieb Weber*, königl. sächsischem Oberconsistorialrath, (jetzt Vicepräsidenten des königl. sächs. Appellationsgerichts) des Civil-Verdienst-Ordens Ritter. Zweyter Theil. 2te Abtheilung. 1828. Mit fortlaufenden Seitenzahlen. VI u. S. 291—824. 3te Abtheilung. 1829. VIII u. S. 825—1413. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

(Vergl. Jen. A. L. Z. 1825. No. 222. 223 u. 1828. No. 126.)

2) HANNOVER, b. Hahn: *Ueber das Beichtgeheimniss und das Recht der Obrigkeit, dessen Revelation zu fodern.* Eine Monographie, von *G. C. Breiger*, General-Superintendenten zu Harburg. 1827. 74 S. 8. (8 gr.)

3) GIESSEN, b. Heyer: *Das Beichtgeld in der protestantischen Kirche, seine Entstehung und die Nothwendigkeit seiner Abschaffung.* Ein Versuch von *Ferd. Friedrich Fertsch*, evangel. Stadtpfarrer zu Friedberg im Grossherz. Hessen. 1830. VII u. 72 S. 8. (10 gr.)

[Vergl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1830. No. 58.]

4) LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Gedanken, die Parität der Rechte zwischen den katholischen und nicht katholischen Unterthanen der deutschen Bundesstaaten betreffend.* Von *Wilhelm* Grafen *v. Hohenthal*, auf Falkenberg. 1831. 58 S. 8. (6 gr.)

Mit Vergnügen berichten wir, dass das unter No. I angegebene, jedem Freunde dieser Wissenschaft unentbehrliche Werk mit den beiden vorliegenden Bänden nunmehr glücklich beendigt ist. Wir wollen den Inhalt eines jeden derselben in möglichster Kürze darstellen, damit die Aushebung einzelner Merkwürdigkeiten verbinden, und einige Schlussbetrachtungen über das Ganze beyfügen.

Theil II. Abth. 2. Ohne hier die verschiedenen *Unterabtheilungen, Abschnitte, Unterabschnitte, Hauptstücke* und *Capitel* nambaft zu machen (über deren Werth und Nothwendigkeit die Stimmen wohl sehr getheilt seyn dürften), wird es uns erlaubt seyn, die Reihenfolge der hier vorgetragenen Gegenstände mit einfachen Zahlen ihrem wesentlichsten Inhalte nach anzudeuten, und die Freunde einer umfassenderen Uebersicht auf die dem Werke vorstehende ausführlichere Inhaltsanzeige zu verweisen.

I. Vom *Kirchenpatronat.* (Gelegentlich werden mehrere dahin gehörige Behauptungen früherer Kirchenrechtslehrer berichtigt.) II. Von der *Anstellung in Kirchen- und Schul-Aemtern.* Prüfung, Vocation, Ordination, Verpflichtung und Confirmation. — Kein Geistlicher soll der Regel nach vor erreichter Altersmündigkeit angestellt werden, und kein Lehrer soll sich vor dem 22sten Jahre seines Alters zu einem öffentlichen Schuldienste melden (S. 352). Die Prüfungen der Predigtamts-Candidaten sind gesetzmässig auf die Kenntniss in den Grundsprachen der heil. Schrift, in der Religionslehre überhaupt und der Symbolik insbesondere, wie auch in der Kirchengeschichte, zu richten, und mit einer Probe im Predigen und Katechisiren zu verbinden (S. 361). Hier werden mehrere Leser schmerzlich Kenntniss der Sittenlehre und Pastoral-Klugheit vermissen. Die höchsten Behörden selbst scheinen diesen und ähnliche Mängel der Prüfungen in neuerer Zeit lebhaft gefühlt zu haben. Durch ein hoh. Rescript vom 30 Aug. 1800 wurde dem Kirchenrath aufgegeben, ein neues Regulativ dieser Prüfungen zu entwerfen. Der verewigte *Reinhard* übernahm die Bearbeitung, wurde aber durch Krankheitsumstände daran verhindert (S. 378). Der Andrang zu diesen Prüfungen ist so gross, dass neuerlich 20 und mehrere junge Theologen, welche sich ausser den jährlich admittirten 24 bis 30 Examinanden zu dem halbjährlichen Examen gemeldet hatten, zu den Prüfungen des folgenden Halbjahres verwiesen werden mussten (S. 360). Auch hier sind die Prüfungen öffentlich (S. 360), gewiss eine Einrichtung, welche in jedem anderen Hauptfache Statt finden sollte. Zu weiteren Vorübungen sind in grösseren Städten Privatvereine der Candidaten oder sogenannte Prediger-Collegien unter Leitung des Superintendenten oder mit dessen Vorwissen eines Stadtgeistlichen — ohne Concurrenz der weltlichen Coinspection errichtet (S. 364). III. *Von den Rechtsverhältnissen der Kirchen- und Schul-Diener: a) Pflichten.* Das Formular der sogenannten Eidesnotuln wurde durch hoh. Rescript vom 4ten Sept. 1811 in einer zum Theil verbesserten Gestalt vorgeschrieben, in welcher es S. 400 und 401 mitgetheilt wird. Der darin enthaltene Religionseid bezieht sich bloss auf den Vortrag der Lehre, unter deren Normen die heilige Schrift mit Recht vorangesetzt wird. Nach geleistetem Handschlag und Eide müssen alle Geistlichen, sowie auch die Stadt-

schullehrer der oberen Classen, „gesetz- und observanzmäſsig" die Augsburgische Confession und die *Concordienformel* (!), die Elementarschullehrer hingegen nur die erste und den lutherischen Katechismus eigenhändig unterschreiben (S. 403). Der Kirchenrath, auf dessen Bericht die Abänderung des älteren Formulars erfolgte, hatte die Nothwendigkeit derselben u. a. dadurch begründet, „daſs dieses Formular weder mit dem jetzigen *statu publico*, noch mit dem dermaligen Geiste der Duldung und Entfernung von allem Sectenhasse und Herabwürdigung anderer christlicher Confessionen übereinstimme, theils die heil. Schrift selbst, als die Urquelle aller evangelischen Lehre, gar nicht ausdrücklich erwähne, theils aber auch Beziehungen enthalte, welche einen lästigen, dem Geiste des Protestantismus eben so, als der wahren Aufklärung, zuwider laufenden und das Fortschreiten der Menschheit in ihrer moralischen Ausbildung beschränkenden *Gewissenszwang* herbeyzuführen vermöchte" (S. 398). Ob dieser Gewissenszwang nicht von einer anderen Seite durch die erwähnte Unterschrift wieder herbeygeführt werde, dürfte wohl kaum zweifelhaft seyn. Ganz in der nämlichen Linie mit geistiger Ausbildung stehen die Anfoderungen auf strenge Sittlichkeit des Betragens. Moralität, bemerkt der Vf. (S. 460) — unzweifelhaft das erste Erfoderniſs bey dem *Menschen* — muſs es auch um so mehr bey den Kirchen- und Schul-Beamten seyn, als dieselben mit den Grundsätzen der Religion und Moral am genauesten vertraut, deren Achtung hauptsächlich begründen und befördern sollen. Die in ächtevangelischem Geiste aufgestellte Stufenleiter geistlicher Strafen findet sich S. 450. Gefängniſsstrafe (priesterlicher Gehorsam) kann nach Befinden der Umstände vom Consistorium (ohne Zweifel im Namen des Landesherrn) ganz oder theilweise in Geldstrafe verwandelt werden (S. 451). Die Beybehaltung eines Kirchen- oder Schul-Dieners, der nur durch einen (vielleicht schon an sich selten oder nie zulässigen) Reinigungseid der bürgerlichen Strafe entging, ist von jeher aus staats- und kirchenpolizeylichen Rücksichten für unräthlich und bedenklich gehalten, und daher dessen Entfernung vom geistlichen Amte für nöthig erachtet worden S. 461. (Ob nicht auch aus den nämlichen Gründen im Fall einer Verurtheilung zu einer nicht ganz unbedeutenden Gefängniſsstrafe eine ähnliche Ausschlieſsung — versteht sich mit Vorbehalt der Anstellung in einem weniger Rücksichten erfodernden Fache — räthlich erscheinen könne, dürfte, mindestens als Frage, einer weiteren Beherzigung nicht unwürdig seyn.) Die früherhin übliche kanonische Strafe der Versetzung auf eine sogenannte Pönitenzstelle, gegen welche schon *J. H. Böhmer* u. a. sich erklärten, ist in neuerer Zeit von dem Gesetze verworfen S. 457. — Die den Predigern vorgeschriebene Mittheilung ihrer (merkwürdigsten) Amtserfahrungen an den Superintendenten (S. 429) scheint wegen der Möglichkeit eines Miſsbrauchs — wie wir glauben, ganz mit Unrecht — auſser Uebung gekommen zu seyn. — Ueber die *Obliegenheiten* der Kirchen- und Schul-Diener werden S. 440 u. ff. beachtungswürdige Vorschriften angeführt. Mit welcher Strenge das unbedingte Verbot „des Sachwaltens und Curirens" noch im Anfange dieses Jahrhunderts gehandhabt worden sey, zeigt u. a. das S. 443 mitgetheilte Beyspiel eines Geistlichen, welcher im J. 1804 wegen Verbreitung eines Mittels gegen den Biſs toller Hunde in eine Untersuchung gerieth, die ihm Geldstrafe und viele Kosten zuzog, während sie in manchem anderen Lande ihm Ansprüche auf die öffentliche Dankbarkeit begründet haben würde. Einen ganz anderen Geist athmet die S. 433 mitgetheilte Verordnung, nach welcher den Geistlichen, die sich durch besonderen Eifer und vorzügliche Thätigkeit für die Beförderung der Schutzpocken-Impfung auszeichnen, absonderliche Bezeigung allerhöchster Zufriedenheit zugesagt wird. Selbst die Kleidung der Geistlichen und Schullehrer und ihrer Familien ist der wohlthätigen Vorsorge der Gesetzgebung nicht entgangen. Nach der Kleiderordnung vom 21 Febr. 1750 soll nämlich alles dazu Erfoderliche *lediglich in Landeswaaren* bestehen (S. 441: gewiſs eine Vorschrift, die auch in allen anderen Ständen befolgt werden sollte, und bey deren Vollziehung das Beyspiel der Fürsten und ihrer Höfe auf die vaterländische Betriebsamkeit den wohlthätigsten Einfluſs beweisen würde). IV. *Von den Rechtsverhältnissen der Kirchen- und Schul-Diener.* b) *Amtsrechte und Vortheile.* Zur Zeit der Reformation wurde zum nothdürftigen Auskommen eines Geistlichen eine Summe von 40—50 fl. als erfoderlich angesehen, — im J. 1703 aber schon eine Summe von 200 fl. und von 50 fl. jährlich für Schullehrer. Seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts wurde der Grundsatz eines gewissen Normalquantum des Diensteinkommens der Geistlichen und confirmirten Schullehrer angenommen, welches dasselbe als geringsten Betrag erreichen *müsse*, und welches daher im entgegengesetzten Falle aus eigends dazu bey der kirchlichen Oberbehörde, dem Kirchenrathe, errichteten Cassen, so wie, in sofern die Fonds nicht zureichten, durch rechtliche Anhaltung der betreffenden Gemeinden zu zweckmäſsigen Gehaltsverbesserungen mittelst Anlagen unter sich aufzubringen sey. Als Minimum des gemeinjährigen Amtsgehalts an Substantial- und Accidental-Einkommen (die freye Wohnung ungerechnet) wurde demnach „für jetzt" die Summe von 200 Thalern bey Pfarrern und Diakonen, und von 80 Thalern bey confirmirten Elementar-Schullehrern festgesetzt, und zugleich die Erhöhung dieser Summe nach Beschaffenheit der Umstände bis auf 100 und resp. 150 Thl. jährlich nachgelassen. Für den Gehalt der Lehrer an den sogenannten lateinischen Stadtschulen ist bis jetzt, ohngeachtet eines vom Kirchenrathe dahin gerichteten Antrags v. J. 1810, kein niedrigster Satz ausgemittelt worden. (S. 550 ff.) — Nach einem officiellen Anschlage des Amtseinkommens sämmtlicher Kirchen- und Schul-Diener des Königreichs sind von 917 *geistlichen Stellen*

53 welche nur 200 bis 250 Thl. Gehalt haben,
57 zu 250 — 300 —
174 zwischen 300 — 400 —
175 zwischen 400 — 500 —
451, die über 500 — 1000 und 1200 Thl. Gehalt haben;

und von 1125 confirmirten *Elementarschullehrern*

11 mit einem Gehalt von nur 80 Thl.
68 — — — — — — 81 bis 100 Thl.
183 — — — — — — 100 — 150 —
226 — — — — — — 150 — 200 —
384 — — — — — — 200 — 300 —
186 — — — — — — 300 — 400 —
und 56 zu mehr als 400 bis 700 Thl. Gehalt.

Die Einnahme ist, wie fast überall, aus festen und zufälligen, Geld- und Naturalien-Leistungen gemischt. Nur in einer einzigen Gemeinde, — Deutsch-Neudorf, Inspection Freyberg — einer erst 1799 errichteten Parochie — ist der Pfarrer auf eine *fixe Besoldung* gesetzt. (S. 637.) Die Nachtheile der bisherigen Einrichtung sind dem Scharfblicke des Vfs. nicht entgangen. Ueber den (leider) „aus der israelitischen Verfassung auch unter den Christen eingeführten und bey der Kirchenreformation als ein alter Gebrauch beybehaltenen „Zehnten" verweist er auf eine kleine Schrift: *Ueber den Pfarrzehent*. Leipzig 1819. Seine Ansichten über das *Beichtgeld* haben wir schon in der Anzeige des ersten Bandes mitgetheilt. Auch hier bemerkt er, es sey fast nur Eine Stimme darüber, dass dasselbe als ein Uebelstand in der evangelischen Kirche anzusehen sey, der zu vielen Missbräuchen und Aergernissen Anlass gebe (S. 642). Ungern wird man S. 646 unter den Einkommensquellen manche durchaus nicht dazu geeignete Geschäfte, namentlich die *Ablesung von Edictalcitationen* von der Kanzel und die darüber zu erstattende Anzeige, finden. — Merkwürdig, auch in vielfach anderer als kirchenrechtlicher Hinsicht, ist die S. 596 u. ff. vorkommende Beschreibung der sogenannten *Pfarrdotalen* (Pfarrbauern, Windmuthsleute, *dotales vere tales*). Man versteht unter diesen Ausdrücken solche Grundstücksbesitzer, Pferdner, Gärtner oder Häusler, welche dem jedesmaligen Pfarrer nicht nur zu Frohndiensten und Zinsen verpflichtet, sondern demnächst ihm überhaupt als Lehns- und Gerichts-Herrn untergeben sind. Die Zinsen können in jährlichen Leistungen an Geld oder Naturalien bestehen. Die Lehnsbarkeit hat die Folge, dass bey Veränderungen der Besitzer — durch Kauf, Erbfälle u. s. w. — theils Bestätigungs-Urkunden über die Translation des Besitzes ausgefertigt werden, theils Lehngelder — Laudemien — an den jedesmaligen Pfarrer zu entrichten sind. Ebenderselbe hat von der Gerichtsbarkeit über dergleichen Dotalen die sämmtlichen Gerichtsnutzungen zu beziehen, und dagegen die Verbindlichkeit auf sich, seine besonderen Pfarrgerichte mit einem Gerichtshalter oder Actuarius, auch gehörigen Gerichtsbeysitzern — Richter und Schöppen — zu versehen und zu besolden, auch den nöthigen Raum zur Haltung der Gerichtstage und Aufbewahrung der Gerichtsacten zu schaffen. Als Gerichtsherr steht er nicht unter der geistlichen Behörde, sondern lediglich unter der landesherrlichen Civil-Oberbehörde. Hin und wieder scheinen die Pfarrdotalen ihm sogar den Unterthanen-Eid leisten zu müssen, und selbst die Kinder derselben ihm zu Zwangsdiensten verpflichtet zu seyn. (S. 600.) Wenn man es, wie wir schon im Auszuge aus B. 1. S. 504 (in No. 222 dieser A. L. Z. v. J. 1823) bemerkten, schon im 16 Jahrhundert den geistlichen Beysitzern der Consistorien zum Vorwurf gemacht hat, sie wollten den einen Fuss auf der Kanzel, den anderen in der Kanzley haben, so sehen wir hier auf eine anschauliche Weise, dass auch die untergeordneten Geistlichen hierin nicht zurückgeblieben sind. „Sie hätten gern, wie sich schon ein Jahrhundert früher Kurfürst Albrecht von Brandenburg über die Geistlichen seines Zeitalters ausdrückte, das weltliche Schwert zu dem geistlichen." Wie wenig dieses dem Geiste des evangelischen Lehramts entspreche, bedarf wohl keines Beweises. Wir haben Ursache zu glauben, dass auch dieser Uebelstand einer Amalgamation von Pfarrherren und Gerichtsherren in dem Lichte der neueren Gesetzgebung seine Beseitigung finden werde. Wäre uns bis dahin ein Vorschlag erlaubt, der sich einerseits auf das Bedürfniss des Staats, andererseits auf den bey der Geistlichkeit vorausgesetzten Charakter von höherer Sittlichkeit gründet, so dürften es *Muster-Gerichte*, nach dem Vorbilde der in mehreren Gegenden eingeführten Musterwirthschaften, seyn. Jeder Pfarrer nämlich, dem eine solche Gerichtsbarkeit als Theil seiner Einnahme zustände, sollte seinen Ruhm darin suchen, dieselbe — ohne ihren Umfang weder zu schmälern, noch zu erweitern — nach den Grundsätzen einer *geläuterten* Rechtspflege verwalten zu lassen. Die Pfarrgerichte sind freylich nur klein, doch könnten manche selbst den grössten Gerichtshöfen nur zu häufig abgehende Vortheile in denselben erreicht werden — Schnelligkeit — Wohlfeilheit — Oeffentlichkeit. — V. *Von den Rechtsverhältnissen der Parochianen*. — Rechte der Individuen, Autonomie der Gemeinden durch Concurrenz bey kirchlichen Localeinrichtungen und bey Verwaltung des geistlichen Vermögens ihres Kirchspiels — Anordnung der kirchlichen Verhältnisse jeder einzelnen Parochie durch Kirchen-, Pfarr- und Schul-Matrikeln, bey deren Revision, Berichtigung und zeitgemässen Modification geistliche und weltliche Behörden einander die Hand bieten, und von denen S. 722 u. ff. ein auf den Antrag des Kirchenraths von der höchsten Staatsbehörde genehmigtes Schema mitgetheilt wird.

Theil II. Abth. 3. I. *Von den in Ansehung der geistlichen Institute und Stiftungen und deren Güter bestehenden Rechtsverhältnissen:* a) im Allgemeinen: Erwerbung — Verwaltung — Vorrechte — Veräusserung. Hier u. a. S. 861 und 862 Fälle, in denen eine Verzinsung von 6 pCt. zugelassen und der Anspruch der Stiftungen auf Zinsen auch über das *alterum tantum* für gültig angesehen wird. b) In Bezug auf die einzelnen Gattungen von geistlichen Stiftungen — Gebäude — sonstige Grundstücke — bewegliches Vermögen. Hier findet sich eine Menge zweckmässiger Vorschriften und Vorsichtigkeits-Massregeln vereinigt. Angehängt ist S. 1381 das Schema zum Capitalbuche eines Kirchen-Aerarium, und S. 1382 ff. das vorgeschlagene Schema zu den jährlich abzulegenden Kirchenrechnungen. — II. *Von den Rechtsverhältnissen der milden Stiftungen*, so weit sie zum Kirchenrechte gehören: a) überhaupt, b) insbesondere von den Stipendienstiftungen, namentlich von den landes-

herrlichen und von den Privat-Stipendien. Die Wohlthätigkeit der Einwohner hat auch hier ihren segensvollen Einfluss bewiesen. Nach einer auf höchsten Befehl verfertigten Liste v. J. 1826 giebt es 1031 Local-, Provinzial- und allgemeine *Privat-Stiftungen* im Königreich Sachsen und 500 dergleichen im Herzogthum Sachsen, sowie ausserdem 162 Familienstiftungen im Königreiche und 69 dergleichen im Herzogthume Sachsen. Unter jenen 1031 Privatstiftungen sind 525 geistliche Localstiftungen für Kirchen, Pfarreyen, Schulen und Hospitäler begriffen — die übrigen 506 sind lediglich zu Unterstützung armer oder sonst hülfsbedürftiger Personen bestimmt. (S. 1319.) Die öffentlichen oder landesherrlichen Beneficien für Studirende bestehen hauptsächlich in 102 königl. Convictstellen zu Leipzig, sowie in 77 königl. Stipendien und mehreren auf die neue königl. Stiftung von den vormaligen deutschen Ordensgütern gewiesenen Stipendien für Studirende katholischer und reformirter Confession. (S. 1338.) Im Ganzen kommen jährlich auf der Universität Leipzig über 30,000 Thl. an Stipendien-Geldern in Umlauf. (S. 1334.) Die Vergebung dieser sämmtlichen landesherrlichen Stipendien auf einen Zeitraum von resp. 4 und 2—3 Jahren ist verfassungsmäsig, mit Ausnahme einer Summe von 500 Thl., dem Kirchenrathe übertragen, welcher dazu Expectanzen ertheilt, deren Perception zum Theil von dem Resultate der von den Expectanten zu bestehenden Prüfungen abhängt. (S. 1339.) Bey mehreren Familienstiftungen vereinigt der Kirchenrath das dreyfache Verhältniss als Administrator, Collator und Inspector. (S. 1322.) Bey Vertheilung der königl. Stipendien soll auf das schriftliche Specimen = eine an Ort und Stelle zu liefernde lateinische (nicht auch deutsche?) Ausarbeitung, vorzügliche Rücksicht genommen werden. Wer zweymal hinter einander „*vitiose*“ geschrieben, *sollte*, einem Rescripte des Kirchenraths vom 19 Dec. 1788 zufolge, aus der Liste der Expectanten gestrichen werden. (S. 1341.) Familienstiftungen, die an eine bestimmte Confession gebunden sind, gehen durch den Uebertritt des bisherigen Percipienten zu einer anderen Confession sofort verloren, und verbinden zum Ersatz der vor dem Uebertritt bezogenen Nutzungen. (S. 1335.) Ob hier auch der Uebertritt von einer protestantischen Confession zur anderen gemeint sey, wird in dem dahin gehörigen Mandat vom 20 Febr. 1827 nicht bemerkt, vermuthlich weil man voraussetzte, dass niemand so thöricht sey, durch einen förmlichen Uebertritt von einer dieser, im Geist und Glauben doch wohl in unseren Tagen völlig identischen Confessionen Aufsehen erregen zu wollen. (Wir haben diesen Abschnitt, welcher den letzten im ganzen Werke ausmacht, unmittelbar auf No. I folgen lassen, weil es uns schien, dass derselbe hier mehr an der seinem Inhalte angemessenen Stelle gewesen seyn würde.)

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. 1) *Breslau*, b. Pelz: *Elementar-Lese- und Sprach-Büchlein*, nach pädagogischen Grundsätzen für den vereinten Sprech-, Schreib-, Lese- und Sprach-Unterricht gearbeitet von Dr. *Ernst Fibel*. I. *Das Laut- und Sylben-Büchlein*. 1831. 8. (2½ Sgr.) II. *Das Wörterbüchlein*. (5 Sgr.)

2) Ebendaselbst: *Sammlung von Aufgaben zu Satz- und Aufsatz-Uebungen*. Erster Lehrgang: mündliche und schriftliche Satzübungen. Nebst einem Anhange, enthaltend einen gedrängten Leitfaden zum eigentlichen Sprachunterrichte, Beides für Lehrer und Schüler zusammengestellt von *E. G. Röhricht*. Zweyte verbesserte Auflage. 1831. 84 S. 8. (6 gr.)

Die beiden ersten Elementar-Lese- und Sprach-Büchlein umfassen die zwey ersten Stufen des Lesens, nämlich: Laute, Sylben und Wörter, welchen noch ein drittes: Sätze, folgen, und damit sich der Lesecursus schliessen soll. Bey näherer Durchsicht ergiebt sich, dass der Vf. nach einem einfachen und naturgemässen, von dem Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreitenden Gange gearbeitet, dabey aber nicht nur die Fortschritte unserer Sprache, sondern auch hauptsächlich die Methodik derselben, berücksichtigt hat. Für das Laut- und Sylben-Lesen werden die Buchstaben zuvörderst nach ihrer natürlichen Entstehung und Abstammung einfach und doppelt und mit nöthiger Versetzung aufgestellt. Erst nachdem das Kind jeden einzelnen Buchstaben in vielfacher Verbindung kennen gelernt hat, erhält es am Ende seiner Fibel die Uebersicht des Alphabets.

Im *Wörterbüchlein* findet man, wie dem Lesestoffe nach ebenfalls methodisch, d. h. vom Einfacheren und Leichteren zum Zusammengesetzteren und Schwereren fortgeschritten, zugleich aber auch Dehnung und Schärfung der Vocale, sowie Tonstärke und Tonwechsel, berücksichtiget wird. Alles zur Vorbereitung für das Lesen im vollen Umfange. Zugleich ist auf Ableitung und Abstammung der Wörter Bedacht genommen, um in dem Gemüthe des Kindes eine Ahnung für das Innere seiner Sprache zu erwecken. Rec. hält daher diese Anweisung zum Lesen für empfehlungswerth.

Nicht minder vortheilhaft erscheint unter No. 2 die *Satz- und Aufsatz-Lehre*, deren zweyte Auflage allein schon ein günstiges Zeichen für ihre gute Beschaffenheit seyn möchte. Zwar fehlt es uns, bey dem erhöhten Interesse unserer Zeit für Sprachforschung und Bildung, keineswegs an Anleitungen und Unterweisung zur Behandlung unserer Sprache; aber wenn man erwägt, dass sich fast die Mehrzahl jener Schriften mehr zu dem theoretischen als praktischen Gesichtspuncte hinneigt, dass es hiebey am meisten um Verlebendigung, weniger um Erforschung zu thun ist, kurz, dass mehr der *pädagogische* Weg noch geebnet und befestigt werden müsse, um zu dem erwünschten Ziele zu gelangen: so wird eine Schrift, wie die vorliegende, noch immer einem Bedürfnisse abhelfen können, und namentlich solchen Lehrern empfohlen werden dürfen, denen eine praktische Unterrichtsweise der deutschen Sprache noch abgeht. Einrichtung und Anordnung der Schrift hat übrigens der Vf. nach *Harnisch's* fasslichen Anweisungen gemacht, und auf dieses pädagogische Fundament gebaut. Der erste Lehrgang enthält mündliche und schriftliche Satzübungen. Rec. ist der Meinung, dass der deutsche Sprachunterricht, besonders anfänglich, immer mehr mündlich, anregend, heuristisch geschehen müsse. Daher lässt man von dem Schüler vorher Dinge nennen, wählen, die *Theile* und *Verhältnisse* der Dinge mündlich angeben, sodann schriftlich wiederholen. Dabey sind die Aufmerksamkeit anregende, zur Auffindung verschiedener Gedanken führende Fragen am gehörigen Orte, wie: worauf, worin, wovor, worüber, worunter u. s. w. befindet sich ein Gegenstand? Die Gestalt und Eigenschaft eines Dinges, aber auch sein Zustand in mehrfacher Hinsicht, Farbe, Grösse, Nutzen eines Dinges, Zweck und Mittel. Alles in passenden Beyspielen erläutert. Angehängt ist ein gedrängter Leitfaden zum eigentlichen Sprachunterricht.

D. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 3 2.

JURISPRUDENZ.

1) Leipzig, b. Hartknoch: *Systematische Darstellung des im Königreiche Sachsen geltenden Kirchenrechts*, von D. *Karl Gottlieb Weber* u. s. w. Zweyter Theil. 2te u. 3te Abtheilung u. s. w.

2) Hannover, b. Hahn: *Ueber das Beichtgeheimniss und das Recht der Obrigkeit, dessen Revelation zu fodern.* Eine Monographie, von *G. C. Breiger* u. s. w.

3) Giessen, b. Heyer: *Das Beichtgeld in der protestantischen Kirche, seine Entstehung und die Nothwendigkeit seiner Abschaffung.* Ein Versuch von *Ferd. Friedrich Fertsch* u. s. w.

4) Leipzig, b. Baumgärtner: *Gedanken, die Parität der Rechte zwischen den katholischen und nicht katholischen Unterthanen der deutschen Bundesstaaten betreffend.* Von *Wilhelm* Grafen *v. Hohenthal* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

III. *Von den Rechtsverhältnissen des Schulwesens.* Fürst und Stände haben in dem edelsten Einklange dafür gesorgt, dass es weder an Elementarschulen für die Volksjugend im Allgemeinen, noch an wissenschaftlichen Bildungsanstalten mangelt, und an der zeitgemäsen Verbesserung derselben wird mit täglich regerem Eifer gearbeitet. Für gelehrte Ausbildung dienen a) die beiden *Land- und Fürsten-Schulen* zu Meissen und Grimma, welche den seltenen Vorzug haben, nicht bloss Lehr-, sondern auch Erziehungs-Anstalten zu seyn, und von welchen jede 120 Frey- und Kost-Stellen besitzt, die nur an Knaben von 13—15 Jahren verliehen werden dürfen, und zu deren Genuss eine durch vorgängige Prüfung erprobte Tauglichkeit zum Studiren, ingleichen — bis jetzt wenigstens — die evangelisch-lutherische Confession Bedingungen ausmachen, von deren letzter es in einem sächs. Kirchenrechte des folgenden Jahrhunderts aller Wahrscheinlichkeit nach gelten dürfte, was der Vf. (S. 1030) von der aus einer alten Landesordnung aufgestellten Verfügung (dass der dritte Theil der zu Freystellen zu designirenden jungen Leute von Adel seyn soll) bemerkt: es sey längst ausser Uebung gekommen. b) Die Lyceen und sogenannten *lateinischen Stadtschulen;* schon im 16ten Jahrhundert so zahlreich, dass jede Mittelstadt ihr Gymnasium hatte, deren Zöglingen die unmittelbare Beziehung der Universität nach vollendetem Lehrcursus unbenommen war. Es wurde noch überdiess Inhalts der Schulordnung vom J. 1580 als vortheilhaft und wünschenswerth angesehen, dass sogar auch *auf den Dörfern (!)* lateinische Schulen eingerichtet werden könnten. Durch weise Regierungs-Massregeln neuerer Zeit ist eine bedeutende Anzahl dieser Unterrichtsanstalten in *deutsche* Stadt- oder Bürger-Schulen umgewandelt worden, so dass jetzt im gesammten Königreiche nur noch 12 dergleichen gelehrte Schulen vorhanden sind (S. 1026). Für den Elementarunterricht in *Volksschulen* ist in allen Städten und in allen Kirchdörfern gesorgt. Noch im J. 1805 wurde von den Landständen ausdrücklich der Grundsatz aufgestellt: „dass das *Schul- und Erziehungs-Wesen* nicht bloss als eine Sache derer, die Kinder haben, sondern als allgemeine *Staatsangelegenheit* zu betrachten sey; daher sie sich auch gedrungen fühlten, die Schulanstalten aus den Landessteuer-Cassen werkthätig zu unterstützen" (S. 1031). Als Lehrgegenstände des öffentlichen Unterrichts, an welchem die gesammte Volksjugend Theil nehmen soll, und welcher nicht mehr, wie früher, zum Theil für die Privatstunden, die nur von einigen Kindern benutzt wurden, vorbehalten bleiben darf, sind ausdrücklich vorgeschrieben, vor allem das Christenthum, sodann deutsches Lesen, Schreiben (mit deutscher Sprachlehre und Orthographie) — Rechnen — Singen und das Nöthigste und Wissenswürdigste aus der — Erdbeschreibung — der Geschichte, besonders des Vaterlandes — der Naturlehre und — Naturgeschichte — der Oekonomie und — Technologie — der vaterländischen Gesetzkunde u. s. w. (S. 1050), zu denen, hoffentlich recht bald, Kenntniss der neuen, nach den Foderungen der Zeit, zu berichtigenden Masse und Gewichte hinzukommen wird. Winkelschulen, d. h. solche, die nicht mit ausdrücklicher Bewilligung der Bezirks- und Local-Behörden bestehen, werden nicht geduldet (S. 1034). Alle Eltern und Vormünder, für deren Kinder und Pflegebefohlne nicht auf anderem Wege gesorgt ist, sind verpflichtet, dieselben vom 6ten Lebensjahre bis zu Erfüllung des 14ten die öffentliche Schule ihres Wohnorts unter Entrichtung des Schulgeldes an die daselbst besonders bestellten Einnehmer desselben ununterbrochen fleissig besuchen zu lassen. Jede

dieser Schulen ist in zwey Classen getheilt, in denen sämmtliche Lehrgegenstände nach einem festgesetzten Lectionsplane mit zweckmässiger Abwechselung vorgetragen werden. Zur Beförderung des eigenen Fortschreitens in Erlernung nützlicher Kenntnisse sind an einigen Orten eigene Schulbibliotheken gestiftet, an anderen werden sie sehnlich erwartet. Am Schlusse eines jeden Halbjahres sind öffentliche Prüfungen, wobey die im Laufe desselben gelehrten Materien mit sämmtlichen Kindern wiederholt werden sollen, und Censurtabellen über den Fleiss und die Fortschritte eines jeden einzelnen Schulkindes nach einem vorgeschriebenen Schema ertheilt werden. Eine jährlich an zwey verschiedenen Sonn- oder Fest-Tagen zu haltende Schulpredigt giebt den Geistlichen Gelegenheit, sich in ihrem Beruf auf eine ausgezeichnete Art nützlich zu beweisen. Eine vollständige Instruction für Volksschullehrer wurde bis jetzt vergeblich gewünscht. „Man hat neuerlich, heisst es S. 1080, Anweisungen für Forstbediente wegen der *Holzzucht* gefertigt und öffentlich bekannt gemacht. Sollte die Kinderzucht, sammt dem, was ihr anhängig ist, weniger specielle Sorgfalt für die Sicherung und Beförderung der diessfalsigen gesetzlichen Einrichtungen verdienen? Die an einigen Orten bestehenden Schulconferenzen zwischen den Pfarrern und Schullehrern benachbarter Parochien können bey weiterer Verbreitung und zweckmässiger Einrichtung manche Vorarbeit dazu liefern. Die in Gemässheit der Schulordnung und der besonderen Localverhältnisse jeder einzelnen Schule abgefassten *Gesetze für die Schulkinder* werden gedruckt oder mit Fracturschrift geschrieben in der Schulstube aufgehängt. Ueber *Mädchenschulen* findet sich S. 1054 eine für die Wichtigkeit des Gegenstandes viel zu summarische Nachricht. — IV. *Von den kirchenrechtlichen Verhältnissen der Ehe.* Schon Th. 1. §. 55 hatte der Vf. gezeigt, dass der kirchliche Charakter dieses an sich weltlichen Geschäfts als ein Erbstück der päpstlichen Hierarchie den Grundsätzen unserer ersten Reformatoren offenbar widerstreite, und durch Begünstigungen von Seiten der Staatsgewalt sich in mehreren protestantischen Ländern fortdauernd erhalten habe. Die dadurch entstehenden Schwierigkeiten in der Auffassung und dem Vortrage dieser Verhältnisse sind seinem Scharfblicke nicht entgangen. „Nicht zu verkennen ist es, heisst es (S. 1096), dass die vierfache Behandlung der Lehre von den Rechtsverhältnissen der Ehe im römischen, im kanonischen, im deutschen und in dem Particular-Rechte (nicht auch im jüdischen?) den angehenden Juristen die Uebersicht und richtige Auffassung derselben im Ganzen ungemein erschwert, auch an sich wegen der Spaltung der verschiedenartigen, dahin einschlagenden, Materien keinesweges vortheilhaft ist.“ Was nach diesen verschiedenen Quellen als geltendes Eherecht angesehen werden kann, hat der Vf. mit Beschränkung auf kirchliche Verhältnisse nach der Ordnung der ausgezeichnetsten Lehrbücher sorgfältig zusammengestellt. In zweifelhaften Fällen wird auf den Gerichtsgebrauch und auf den ausführlichen *Entwurf* einer neuen Eheordnung verwiesen, welcher seit dem J. 1824 durch vereinte Thätigkeit der oberen Landescollegien abgefasst und dem Oberconsistorium zu nochmaliger Begutachtung zugefertigt wurde (S. 1098), und vielleicht nur noch die — bey einem Entwurfe dieser Art doppelt wünschenswürdige — Bekanntmachung auf dem Wege höherer Publicität erwartet, um zu einem vollendeten Landesgesetze erhoben zu werden. Bestimmungen, wie die S. 1314 aus demselben mitgetheilte, dass eine beständige Scheidung vom Tisch und Bette alle bürgerlichen Wirkungen einer gänzlichen Ehescheidung haben soll — dürften manchen Missgriff der bisherigen Gesetzgebung aussöhnen; ob auch das unbedingte Verbot einer Ehe mit einer Person, die nicht der christlichen Religion zugethan ist (S. 1148), dürfte von der Vorfrage abhängen, ob hier eine unduldsame Praxis oder das Ansehen des Apostels Paulus vorherrschen soll. — Angehängt von S. 1369 — 1380 findet sich eine Reihe nachträglicher Bemerkungen zu allen fünf Abtheilungen des vorliegenden Werks, das mit einem allgemeinen Register beschlossen wird. — Den — hier benutzten — Beyträgen zu dem letzten, welche wir am Schlusse unserer Anzeige der beiden ersten Abtheilungen bezeichneten, können wir jetzt noch folgende, zufällig bemerkte, hinzufügen. *J. H. Böhmer* I, 1, 77. 118. (Auch der Sohn desselben, *G. Ludwig B.*, über dessen allgemein geschätztes Lehrbuch eine lange Reihe von Jahren hindurch kirchenrechtliche Vorlesungen zu Leipzig u. s. w. gehalten wurden, hätte hier eine Stelle verdient.) *Gemeinde-Rechte* II, 2, 388. 467. *J. S. Göbel*, I, 1, 128. *Gleichstellung* s. christl. Religionen. *Kirchenpatronatrecht.* Dessen Verjährung II, 2, 298. *Normalquantum* des Diensteinkommens. (Minimum) II, 2, 552. *Prüfungen in den Volksschulen* 1034. 1077. 1084. *K. Heinr. v. Römer* I, 1, 128. *Schullehrer-Prüfungen*, setze hinzu: II, 2, 389. *Verneinende Stimme* der Gemeinden bey der Wahl ihrer Seelsorger and Schullehrer II, 2, 388. 392. *Chr. Glo. Wabst* I, 1, 128.

So wäre demnach dieses durch Vollständigkeit, durch mühevolle gründliche Forschung, durch Reichthum an literarischen Kenntnissen, durch besonnene Kritik und durch den Geist ächtchristlicher Humanität ausgezeichnete Werk glücklich zu seinem Ende gediehen. Wir bezeugen dem, so viel wir wissen, seitdem zu einer Stelle in dem höchsten Landesgerichte beförderten Vf. in unserem und im Namen des ganzen deutschen — gewiss damit einstimmigen — Vaterlandes von ganzem Herzen die lebhafteste Erkenntlichkeit für diese Bereicherung der vaterländischen Literatur, und blicken zugleich mit Dank auf die Staatsregierung und die höchsten Landes-Collegien hin, ohne deren Unterstützung ein Werk von diesem Umfange das Ziel der Vollendung nicht erreicht haben würde. Wenn wir bey der Anzeige des ersten Bandes (1823. N. 223. S. 340) mit Sicherheit vorherzusehen glaubten, die Zeit werde ihre Rechte behaupten, und früher oder später mit einer durchweg consequenten Gesetzgebung den vollständigsten Einklang des Staats und der Kirche herbeyführen, so haben die neuesten Ereignisse in diesem

Königreiche die Realisirung dieser Aussicht gar sehr beschleunigt. Mehrere wohlthätige Verfügungen in Kirchensachen sind bereits ins Leben getreten, und eine totale Revision aller und jeder Zweige des Bestehenden ist durch eine in vielfacher Hinsicht ausgezeichnete *Verfassungs-Urkunde* möglich geworden. Welch ein Reichthum von Materialien bietet sich auch hier der Bearbeitung eines nach Folgerichtigkeit strebenden Gesetzgebers dar! Wie bald dürfte, bey zweckmäßsigen Wahlen zu diesem wichtigsten aller Geschäfte, die noch im ersten vorliegenden Bande (Th. II. Abth. 2. S. 602) erhobene Klage verstummen, „dass in hiesigen Landen seit der Kirchenordnung vom J. 1580 so häufig nur über einzelne specielle Gegenstände des Kirchenrechts *abgesondert* gesetzlich entschieden worden sey, ohne mehrere wesentlich zusammenhängende und auf denselben Gründen und Verhältnissen beruhende Gegenstände zusammen zu fassen." Noch erlauben wir uns rücksichtlich der Form einer neuen Ausgabe den doppelten Wunsch, die Bände des Ganzen nicht nach Theilen *und Abtheilungen*, sondern schlechtweg nach Theilen, von 1—5, zu bezeichnen, und den Columnentitel: *Zweytes Buch. Privatkirchenrecht im engeren Sinne*, welcher in den drey letzten Bänden ohne Beysatz und Veränderung fortläuft, mit einem angemesseneren zu vertauschen.

No. 2 ist eine, wie der Vf. selbst bemerkt, „etwas schnell" bearbeitete Gelegenheitsschrift, die mehr für eine vorübergehende Unterhaltung als für den Zweck einer gründlichen und erschöpfenden Belehrung berechnet zu seyn scheint. Betrachtungen über Beichte, deren Geschichte und möglichst nützliche Einrichtung gehen denen über das sogenannte Beichtsiegel in einer nicht ganz lichtvollen Ordnung und in einer, zuweilen an Homilie grenzenden Sprache zur Seite. Die Missbräuche dieses Instituts in der katholischen Kirche werden gezeigt, und die Mittel dagegen angedeutet. Die Privatbeichte wird mit Lebhaftigkeit vertheidigt, und, in Ermangelung derselben, die zutrauliche Mittheilung im Hause des Predigers unter gleichmäßsiger Verschwiegenheits-Pflicht wie bey der ersten empfohlen. (Die Bemerkung, dass die Apologie der Augsburgischen Confession die Vorstellung von einem Sacrament der Beichte gleich anfangs verworfen und bestritten habe (S. 24), wird durch den Augenschein widerlegt. *Vera sunt sacramenta*, heisst es daselbst (C. VII. S. 269 der Pfaffischen Ausgabe), *baptismus, coena domini, absolutio quae est sacramentum poenitentiae*. Auch in Luthers grösserem Katechismus wird dieses Institut als eine Rückkehr zur Taufe unter der, an sich nichts entscheidenden, Benennung eines Sacraments angeführt. (Bey *Pfaff* a. a. O. S. 646.) Noch in seinem Sterbejahre (1546) schrieb Luther: „dass die *Busse*, sammt der Gewalt der Absolution oder Löseschlüssel, ein *Sacrament* sey, bekennen wir gern. Denn sie hat die Verheissung und giebt Vergebung der Sünden um Christi willen" (T. VIII. Jenens. f. 382 a). Nur in zwey Fällen wird der weltlichen Obrigkeit das Recht eingeräumt, nach einem Beicht- oder Amts-Geheimnisse zu fragen, wenn nämlich 1) Verbrechen in der Beichte bekannt würden, deren Wirksamkeit zum Schaden eines oder mehrerer noch *fortdauerte*, und durch den Thäter sehr gut aufgehoben werden könnte, und 2) bey dem Bekenntniss von Verbrechen, die jemand erst *begehen will*. Hier würde, wie S. 68 bemerkt wird, das behauptete Beichtgeheimniss eine Entweihung des Predigtamts seyn. Auch im Kreise seiner Familie soll dem Geistlichen das Amtssiegel heilig seyn. Predigerfrauen, welche ihr Verhältniss missbrauchen, um ihren Ehegatten Amtsgeheimnisse zu entlocken, werden S. 52 und 53 ihre Zurechtweisung finden. Lächeln mussten wir, wenn es ebendaselbst heisst: „man möchte nicht in Abrede seyn, dass der katholische Geistliche als Einzelner mehr Zutrauen bey Einzelnen finde, die ihm etwas zu offenbaren haben, weil er allein steht und keiner ihm so nahe ist, dass man eine Eröffnung an diesen fürchten dürfe." Hat denn der katholische Geistliche keine geistlichen Schwestern?

Die Schrift No. 3 spricht abermals gegen die Erhebung des Beichtgeldes, eine trotz der vielfachen missbilligenden Aeusserungen der achtbarsten Männer und der vereinten Wünsche eines grossen Theils der Geistlichen bis zu unseren Zeiten in den meisten Ländern evangelisch-lutherischer Confession beybehaltene Abgabe. Der Vf. hatte die Absicht, diesen Gegenstand als einen durchaus unanständigen, höchst nachtheiligen und folglich verwerflichen Besoldungstheil der Geistlichen aufs Neue zur Sprache zu bringen, und wir zweifeln nicht, dass seine Schrift wesentlich dazu beytragen werde. Nach einigen geschichtlichen Bemerkungen über den Ursprung dieser Abgabe und den Zusammenhang derselben mit der, selbst von Katholiken laut getadelten, *Ablasskrämerey*, welche die nächste Veranlassung der gesegneten Kirchenverbesserung wurde, stellt der Vf. die Ansichten mehrerer Juristen und Theologen, besonders aus den beiden letzten Jahrhunderten, darüber zusammen, und entwickelt sodann ausführlich die daraus entstehenden Nachtheile nicht nur für den Geber und den Empfänger, sondern auch für das kirchliche Leben und die Sittlichkeit überhaupt. Mit grosser Wahrheit wird namentlich S. 20—22 der widerliche Eindruck geschildert, welchen dieser Andacht störende Tribut auf die Seele des erleuchteten Christen hervorbringen muss. Auch die Unangemessenheit dieser Abgabe für den Geistlichen selbst wird mit lebhaften Farben geschildert. Der Vf. gesteht (S. 36), dass er während einer 20jährigen Amtsführung noch niemals ohne innere Beschämung das Beichtgeld empfangen habe; das Unschickliche und durchaus Anstössige, das in der Verknüpfung einer ernst religiösen Handlung mit einer so kleinlichen, leicht zu missdeutenden und durch ihren Ursprung verdächtigen Abgabe enthalten sey, habe ihn mit peinlichen Empfindungen erfüllt. Selbst die Fortdauer des mit dem Ideale der evangelischen Freyheit streitenden *Beichtzwanges*, nach welchem jedes Mitglied einer evangelischen Gemeinde hinsichtlich der Beichte und des Abendmahls an seinen bestimmten Geistlichen gewiesen ist, hängt nach S. 29

besonders in grösseren Städten mit diesem *Sündengelde* (wie wir es nennen möchten) zusammen. Die in einzelnen Gemeinden (auch der Vf. von No. 2 bemerkt S. 39, dass es ihm vor mehreren Jahren schon gelungen sey, das Beichtgeld in seiner *damaligen* Gemeinde gegen eine anderweitige Vergütung abzuschaffen), wie in einzelnen Ländern, angewandten Bemühungen, diesen Besoldungstheil durch einen angemessneren zu verdrängen, werden angedeutet und namentlich das Herz. *Nassauische* Edict vom 24 Jan. 1818 erwähnt, nach welchem diese Abgabe aufgehoben und den betreffenden Pfarrern — zu ihrer und der Zufriedenheit ihrer Parochianen — die volle Entschädigung dafür aus dem Localkirchenfonds und, bey dessen Unzulänglichkeit, durch Erhebung von *Kirchensteuern* geleistet wird. Ob Steuern dieser Art sich überall mit gleicher Leichtigkeit einführen lassen, dürfte zweifelhaft seyn. Unserer Ueberzeugung nach beruht das ganze Geheimniss einer allgemeinen Abschaffung dieses Uebelstandes im ganzen Umfange des deutschen Bundes auf folgenden beiden gleich wesentlichen Bedingungen. *Die erste:* Entschlossener Wille der Staatsregierung, demselben, als einem die Sittlichkeit und das Ansehen eines zur Beförderung derselben unentbehrlichen Standes gefährdenden Missgriffe, abzuhelfen. *Die zweyte:* Anwendung des §. 35 des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25sten Febr. 1803, nach welchem alle Güter der fundirten Stifter, Abteyen und Klöster, *in den alten sowohl als in den neuen Besitzungen*, denen in diesem Hauptschlusse selbst nicht eine besondere Bestimmung gegeben wurde, der freyen und vollen Disposition der respectiven Landesherren, sowohl zum Behufe des Aufwandes für den Gottesdienst, Unterricht und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen, überlassen werden. — Eine aus dieser reichhaltigen Quelle abzuleitende Besoldungszulage zur verhältnissmässigen Entschädigung für das fragliche Sündengeld — unter dem Rathe und der verfassungsmässigen Mitwirkung getreuer Stände — würde mit wenigen Federzügen alle Schwierigkeiten beseitigen, und gewiss grössere Ansprüche auf den Dank des Landes begründen, als die ungeheueren Schenkungen an einzelne Lieblinge, die derselben nicht bedürfen, und die Verwendung auf einen Luxus, der alle Schranken durchbricht. — Wegen einiger zum Theil auch hieher gehöriger Bemerkungen über Accidentialbesoldungen im Allgemeinen beziehen wir uns auf die gleich folgende Schrift, und bemerken nur noch, dass der Vf. der vorliegenden Schrift auf *Vollständigkeit* um so weniger Anspruch mache, als er selbst (Vorr. S. 5) gesteht, mehrere dahin einschlagende Schriften von *Grellmann*, *Flügge* u. a. sich (in der Nähe von Frankfurt a. M.!) nicht haben verschaffen zu können.

Die Schrift No. 4 enthält Bemerkungen und Wünsche — grösstentheils mit den Worten anderer freysinniger Schriftsteller ausgesprochen — über die noch immer sehr unvollkommene Vollziehung des 16ten Artikels der deutschen Bundesacte in mehreren Bundesstaaten, namentlich in den österreichischen Staaten und im Königreiche Sachsen. Die in diesen Ländern der katholischen Kirche beygelegten Begünstigungen hält der Vf. für unverträglich mit der in diesem Artikel den verschiedenen christlichen Religionsparteyen zugestandenen Gleichheit der Rechte. So bemerkt er z. B. mit den Worten eines zu seiner Zeit in diesen Blättern (1828. No. 126) mit Auszeichnung angezeigten Werkchens des seitdem verstorbenen K. S. Appellationsraths *Fleck*, im Königreiche Sachsen werden *alle* zum Dienst der *katholischen* Kirchen, Schulen und Stiftungen angestellten *Diener aus den Landes-Einkünften* oder doch wenigstens aus den Landes-Ueberschüssen besoldet; auch werde überhaupt der gesammte Aufwand des katholischen Cultus aus eben dieser Quelle bezogen; die *protestantischen* Geistlichen hingegen seyen, wenn sie auch hin und wieder einige Besoldung aus dem Kirchenvermögen geniessen, oder die Naturalnutzung der der Kirche zugehörigen Güter zu beziehen hätten, hauptsächlich und an vielen Orten ausschliesslich auf das sogenannte *Accidentialeinkommen* und die Stolgebühren gewiesen; ihre Subsistenz sey daher grösstentheils von den Glaubensgenossen ihrer Dioces abhängig, während der katholische Geistliche seine Subsistenz *vom Staate* gesichert wisse; *ihre* Parochien entrichten für Taufe, Beichte, Ausspendung des Abendmahls u. s. w. theils freywillige, theils durch Observanz oder Gesetz bestimmte Beyträge, der *katholische* Glaubensgenosse habe alle diese geistlichen Verrichtungen *frey*. Die *protestantischen* Unterthanen seyen verbunden, ihren Glöckner, Küster und Jugendlehrer zu unterhalten, und ihnen Wohnung, Heizung u. s. w. zu verschaffen; sie müssen ein gesetzlich bestimmtes Schulgeld entrichten, wenn sie auch ihre Kinder nicht in die Schule schicken, so weit sie nicht das Gesetz hievon dispensire; die *katholischen* Glaubensgenossen kennen auch diese und ähnliche Lasten nicht, der *Staat* trage diese Lasten für sie u. s. w. (S. 29. 30). Wir hoffen, dass die Zeit und der edle Wille der Regierungen nach und nach die beste Art der Ausgleichung herbeyführen wird. — Als ein *kirchenrechtliches Curiosum* theilt der Vf. von S. 42—52 in italiänischer und deutscher Sprache das am 27 Nov. 1712 von dem damaligen Kurprinzen Friedrich August II zu Bologna in seinem 16ten Jahre knieend in die Hände des Jesuiten Salarni abgelegte Glaubensbekenntniss mit, von welchem er in dem Nachlasse eines in Italien viel gereisten Verwandten eine Abschrift fand, nebst den Censuren, welche diesem Fürstensohn zur Strafe für seine angebliche Ketzerey aufgelegt wurden.

R. S. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1832.

THEOLOGIE.

Hildburghausen, in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung: *Praktische Predigerzeitung.* Als Beyblatt zur allgemeinen Kirchenzeitung. Herausgegeben von *Friedr. Wilh. Lomler*, Dr. der Theologie, Superintendent, Hofprediger und Oberpfarrer zu Saalfeld. 1ster Jahrgang. 1829. Julius bis December. 2ter Jahrgang. 1830. Januar bis December. 3ter Jahrgang. 1831. Januar bis December. 4. (Der Jahrgang 4 Rthlr.)

„*Beyblatt zur allgemeinen Kirchen-Zeitung.*" Solche Aushängeschilder sind selten günstig; sie erregen nur zu leicht den Verdacht, dass unter fremder Firma eine Waare, die sich nicht selbst empfiehlt, Käufer anlocken soll. Im vorliegenden Falle steht das Beyblatt mit dem Hauptblatte in keiner besonderen Verbindung; beide ziehen eigene Bahnen unter eigenen Führern. Der nun verstorbene Redacteur der *Allgemeinen Kirchen-Zeitung* hat an der *Praktischen Prediger-Zeitung* nicht mehr Antheil, als jeder andere Mitarbeiter; der Mann sass ohnehin am Steuerruder zweyer gewaltiger Fahrzeuge, deren jedes einen ganzen Mann in Anspruch nimmt; es wäre seiner Gefälligkeit viel zugemuthet gewesen, wenn er auch noch dieses schwerfällige Schiff mit dem vielen Ballast am Schlepptau hätte nachziehen sollen. Doch war diessmal die vorgebliche Anschliessung der neuen an eine ältere, vielgelesene Zeitschrift gut berechnet; die *Praktische Prediger-Zeitung* hat, wie es scheint, schnell ein grosses Publicum gewonnen, um so leichter, als sie fast Jedem, der Lust hat, sich öffentlich auszusprechen, die Pforte öffnet. Da nun viele ihre Gedanken und Worte gern gedruckt sehen, so ist die Zeitung, die ihnen diese Freude macht, überall gern gesehen, und fehlt dann wohl nicht leicht in einem geistlichen Lesezirkel.

Wenn solcher Erfolg eines Unternehmens hinreichend beweisen kann, dass selbiges einem vorhandenen Bedürfniss entspricht, so ist das vorliegende gerechtfertigt. Auch haben wir gegen dessen Idee, die, richtig aufgefasst und tüchtig durchgeführt, dem Predigtamt sehr förderlich seyn könnte, nichts einzuwenden; wohl aber Manches gegen den Plan und die Ausführung. Der Herausgeber hat für die aufzunehmenden Beyträge angeblich fünf, aber eigentlich sieben Rubriken gestellt: 1) für den unmittelbaren (?) Gebrauch in der Kirche berechnete Bibelerklärung; 2) Predigtentwürfe über alle älteren und neueren Jahrgänge von Texten, jedesmal wenigstens 4 Wochen vor den betreffenden Sonn- und Festtagen; 3) Tauf-, Beicht-, Trauungs- und Grab-Reden; 4) Beyträge zur Liturgie; 5) Materialien zu Katechesen; 6) Vorarbeiten zu allen übrigen Geschäften des Geistlichen; 7) Vorschläge zu Verbesserungen des Cultus u. s. w. — Die erste Abtheilung: Praktische Bibelerklärung, wäre die wichtigste; aber gerade in *dieser* ist am wenigsten geleistet worden; sie eröffnet die Zeitung in etwas gar zu umständlicher Weise, geht aber hernach meist leer aus. Dagegen füllen die Predigtentwürfe den meisten Raum; ihrer ist eine unzählbare Menge, and doch haben wir der Repertorien und anderer Sammlungen, die mit solchen Vorarbeiten ideenarme oder bequeme Pfarrer unterstützen, bereits eine übergrosse Menge, so dass in dieser Hinsicht die *Praktische Prediger-Zeitung* völlig überflüssig ist. Es stände in der That auch sehr schlimm um unsere Kirche, wenn es den Pfarrern Noth wäre, auf die Zeitung zu warten, dass sie ihnen regelmässig 4 Wochen vor dem Termin mittheile, was sie predigen sollen! Setzen wir lieber voraus, dass sie solchen Trostes nicht bedürfen! — Noch dazu finden wir hier eigentlich nur eine nicht ausgewählte, sondern wie zufällig zusammengewürfelte Sammlung von Dispositionen, deren viele besser im verschwiegenen Pulte geblieben wären. Die übrigen Rubriken bieten wenigstens Raum zu zweckmässigen Mittheilungen dar.

Die Eröffnung eines solchen Uebungsplatzes scheint nicht ganz unbedenklich zu seyn. Wer sonst an seinem stillen, segensreichen Wirken sich genügen lassen, nie sich versucht gefühlt hätte, als Schriftsteller aufzutreten, wird, wenn er die Menge unbedeutender Beyträge, die hier vorliegen, überschaut, von Eitelkeit, oder von dem Bewusstseyn, dass er leicht Besseres leisten könne, gereizt, auch etwas einzusenden; ja Mancher möchte ehrenhalber nicht zurückbleiben, sondern schleunigst auch eine Arbeit zur Schau stellen. Manchem scheint das zur Gewohnheit und zum Bedürfniss zu werden; wir finden mehrere oft wiederkehrende Namen, die für ihren Ruhm besser gesorgt hätten, wenn sie in der Mittheilung ihrer für den nächsten Kreis vielleicht hinreichend geeigneten und brauchbaren Reden grösserer Sparsamkeit sich beflissen hätten. So empfängt aber die amtliche Wirksamkeit mehr, als nützlich ist, eine Richtung auf Veröffentlichung; man fasst bey der

Ausarbeitung seiner Amtsreden zu wenig die nächste Umgebung, das Bedürfniss der Gemeinde, zu viel das grössere Publicum ins Auge, und freut sich im Voraus, die schönen Worte gedruckt zu sehen, da man sich doch mehr freuen sollte, sie tief in die Herzen der Hörer zu schreiben. Wir wollen nicht in Abrede stellen, dass Einige durch die Aussicht auf den Abdruck ihrer Reden in der *Praktischen Prediger-Zeitung* angetrieben werden, um so besser zu arbeiten; aber es ist nicht gut, wenn man eines *solchen* Antriebes bedarf, wenn die Begeisterung für den Lehrerberuf nicht stark genug ist, alle Kräfte in Bewegung zu setzen, und zu der möglichst besten Leistung zu ermuntern. Dazu kommt, dass Andere durch die leichte Möglichkeit, was sie schreiben, auch drucken zu lassen, sicher werden, eitel und selbstgefällig, darum träger zur Selbsterkenntniss und zur kräftigen Fortbildung. Es setzt schon viel Eitelkeit voraus, wenn man jede Amtsrede für würdig hält, aus dem engen Amtskreise auszugehen in die Welt. Dieser Ehre sollte nur Ausgezeichnetes theilhaft werden; sieht man aber die Menge sehr mittelmässiger, ja schwacher Productionen, die gleichwohl für werth geachtet worden sind, sie öffentlich auszustellen, so erhellt, dass Viele einen sehr geringen Maasstab an ihre Arbeiten legen. Doch hat dieser Sprechsaal das Gute, dass hier Jedem Gelegenheit dargeboten ist, vor einem weit grösseren Publicum, als gewöhnlich besondere Abdrücke von Amtsreden finden, sich auszusprechen, dass daher weniger einzelne Reden und ganze Sammlungen unter dem Vorwande, man wolle die Stimme der grösseren Gemeinde, einsichtsvoller Richter vernehmen, erscheinen können. Erwägt man, dass viele Prediger nie ein gründliches Urtheil über ihre Vorträge vernehmen, darum selbst bey redlichem Eifer und Fleiss, leicht sich verwöhnen, einseitig werden, in eine ungünstige Manier verfallen: so mag es erwünscht scheinen, dass hier ein Sprechsaal aufgethan ist, der auch eine Rennbahn für Wettkämpfer werden könnte. Aber wo sind die Kampfrichter? — Nicht bloss die allgemein wissenschaftlichen, auch die auf besondere Fächer berechneten kritischen Institute können unmöglich dieser Zeitung Schritt vor Schritt, Blatt vor Blatt folgen, und alles Einzelne gehörig würdigen. Wir wissen keinen anderen Rath als *den*, dass der Herausgeber der Zeitung eine kritische Anstalt stifte, in der ein Mitarbeiter den anderen recensire, und jeder statt des Honorars für seine Arbeit eine Kritik derselben, doch ja nicht eine gedruckte, erhalte.

Der allgemeine Eindruck, den diese Zeitung auf den Beurtheiler macht, ist sehr gemischt. Man bemerkt vielen guten Willen, redliche Amtstreue, Einsicht und Erfahrung, dazu praktischen Tact, Darstellungsgabe und Sprachgewandheit, und man mag nach Durchsicht dieser drey Jahrgänge sich wohl freuen, dass es in der evangelischen Kirche so viele Geistliche giebt, denen es mit ihrem heiligen Berufe ein heiliger Ernst ist. Auf der anderen Seite aber kann man sich auch nicht bergen, dass der gute Wille zum Theil schwach und unergiebig ist, dass man an sich selbst sehr mässige Ansprüche macht, sich gar zu leicht an schönen, leeren Worten genügen lässt. Wie viel Oberflächliches, ja Fades hat man abdrucken lassen, wie viele Schaalen ohne Kern, wie selten goldene Aepfel in silbernen Schaalen, wie viele Schlacken unter feinpolirtem Neusilber! Wir wollen hoffen, dass im Allgemeinen besser gelehrt und gepredigt wird, als aus dieser Zeitung zu erhellen scheint; gewiss, es ist mehr Kraft, Wärme, Leben in den mündlichen Vorträgen unserer Pfarrer! Da hier aus allen Gegenden Deutschlands sich Stimmen vernehmen lassen, so könnte man versucht seyn, ein Gesammturtheil über die theologische Bildung unserer Zeit daraus zu abstrahiren. Man würde aber darin sehr irren; denn es ist doch nur die Minorität, die sich hier vernehmen lässt, und wir dürfen getrost voraussetzen, dass die weniger laute Majorität, die ihr Wirken auf die mündliche Rede beschränkt, eine bedeutende Zahl wackerer Arbeiter im Weinberge des Herrn umfasst. Von theologischen Notabilitäten und *public Charactrs* finden wir nur sehr wenige unter den Mitarbeitern; das gereicht jedoch der Zeitung nicht zum Vorwurf. Einiges ist mitgetheilt, was die berühmtesten Sprecher nicht besser geben könnten, und gerade *das*, was einige namhafte Männer beygesteuert haben, zeichnet sich nicht besonders aus.

Soll ein aufrichtiges Urtheil über die ganze Sammlung, wie sie in drey Jahrgängen vor uns liegt, abgegeben werden, so kann man nicht bergen, dass, abgesehen von dem ganz Gehaltlosen und Unbedeutenden, das viele Blätter ausfüllt, des Mittelmässigen gar zu viel, des Vorzüglichen gar zu wenig ist. Wir suchen in solchen Zeitschriften gerade nicht Gelehrsamkeit, obwohl diese besonders in der Rubrik: Praktische Bibelerklärung, sich trefflich bewähren könnte; aber auch ächtwissenschaftlichen Geist, gründliche philosophische, philologische und theologische Durchbildung finden wir nur sparsam, und können um so weniger die *Prakt. Pred. Zeit.* als Maasstab für den Umfang und die Tiefe der wissenschaftlichen Cultur unserer Geistlichen gelten lassen. Das Lehrsystem der meisten Mitarbeiter (so fern ein solches sich wahrnehmen lässt,) ist rationalistisch, hält sich aber bey Vielen lediglich auf dem Standpuncte eines flachen Negativismus, wie derselbe dem Positivismus (wenn anders diesem Wortungeheuer in die deutsche Sprache sich einzubürgern vergönnt ist,) entgegen steht. Was ausser der alltäglichen Moral zu predigen, was von den Thatsachen des Christenthums zu halten, wie die Kirchenlehre zu behandeln, was von dem alten Volksglauben noch niederzureissen oder zu bewahren, was mit den unseren kirchlichen Gebräuchen zu Grund liegenden Dogmen anzufangen sey, darüber scheinen viele nicht klar und mit sich einig werden zu können. Daher entbehrt ihre Lehre eben so sehr der Tiefe und Haltung, wie der überzeugenden und belebenden Kraft. Von Busse, Glauben und Selbsterneuerung ist selten, desto öfter von Besserung und Tugend die Rede; aber die Besserung ermangelt des rechten Lebensquells und des kräftigen Anfangspunctes, die Tugend des durchgreifenden Princips. Das zeigt sich besonders in zahlreichen Beichtreden, in denen von der Busse kaum die Rede ist, und nur

leise angedeutet, oder wenn einmal etwas nachdrücklicher, doch möglichst höflich den Beichtenden zu verstehen gegeben wird, dass sie, obwohl übrigens vortreffliche Leute, doch eigentlich Sünder sind, aber eben nur, wie es andere Menschen auch sind, damit Keiner denke, es gehe speciell auf *ihn*. Ja eigentlich sind es doch nur einige Mängel und fehlerhafte Gewohnheiten, kleine Schwachheiten, verzeihliche Uebereilungen, deren die guten Leute sich anzuklagen haben; ihnen ins Angesicht zu sagen, dass sie mit Sünde und Schuld belastet sind, das wäre nach dieser modernen Pastoralklugheit gar zu hart. Darum wird denn auch die Lehre von der Sündenvergebung fast nirgend scharf urgirt, die rechte Bedeutung und Grundbedingung derselben nicht hervorgehoben, die Menge der Vorurtheile und irrigen Meinungen, welche in dieser Hinsicht unter dem Volke herrschen, nicht berichtigt. Ja diese Beichtreden sind zum Theil nur kürzere, nicht disponirte Predigten, die in höchst vager Allgemeinheit sich herumtreiben, und weder zur eigentlichen Beichthandlung, noch zum heiligen Abendmal in einer eigenthümlichen Beziehung stehen. Fast noch oberflächlicher und bedeutungsloser, ja ohne wesentliche Beziehung zu dem Wesen der heiligen Handlung sind viele *Taufreden*, zwar meist recht eigentlich casuell, die betheiligten Personen und ihre häuslichen Verhältnisse berücksichtigend, aber zum Theil auch darauf sich beschränkend, und *das*, was doch immer nur Nebensache *ist*, *so* zur Hauptsache machend, dass Wesen und Bedeutung der Taufe selbst ganz in den Hintergrund tritt, und dass man schlüsslich höchstens erfährt, sie sey eine Einweihung zum Christenthume, oder etwa das Symbol der Läuterung, von der man aus diesem niederen Standpuncte kaum begreift, warum sie bey dem neugebornen unschuldigen Kindlein nöthig sey. Hier Wasser genug, aber nicht der Geist dabey! In der That beweisen gerade diese Casualreden auf eine beklagenswürdige Weise, wie wenig nicht wenige Geistliche, die ganz dreist und selbstgefällig solche leichte Waare in die Welt hinaus senden, das Wesen der heiligen Handlungen begriffen haben, noch dieselben wahrhaft erbaulich und fruchtbar zu machen wissen. In dem allerengsten Ideenkreise sich bewegend, wiederholen sie immer nur mit anderen Worten und mit gelegentlicher Benutzung einiger Localverhältnisse dieselben beschränkten Ansichten und Empfindungen. Wir dürfen diess um so unbedenklicher aussprechen, als damit den wirklich guten, nach Gehalt und Form gediegenen Beyträgen nicht zu nahe getreten, und Niemanden gewehrt wird, dazu auch die seinigen zu rechnen.

Der Herausgeber versichert bey Eröffnung der *Praktischen Prediger-Zeitung*, sie werde keine anderen, als „wahrhafte und früher nicht gedruckte Musterpredigten unserer ersten Kanzelredner vollständig aufnehmen," ausserdem aber nur längere und kürzere Entwürfe liefern; — ein Compliment für Hn. Dr. *Zimmermann*, mit dessen Predigt: „*Die Feinde Christi im Schoosse seiner eigenen Kirche*," die Zeitung beginnt, und für die wenigen Anderen, denen dieselbe Ehre widerfuhr, gewiss nicht ganz ohne Verdienst. Eine der merkwürdigsten Predigten im ersten Jahrgange ist die vom Superintendent *König* in Dransdorf, über das Evangelium am 2 Weihnachtstage (Joh. 1, 1—18): „*Die Vereinigung des menschgebornen Heilands mit Gott*." In unseren Tagen wird ein solches Thema wohl selten auf die Kanzel gebracht; hier ist es auf eine sinnreiche, und wenn nicht durchaus befriedigende, doch anziehende und zu weiterer Betrachtung anregende Weise geschehen, was billig anerkannt werden muss, obwohl Inhalt und Form dieser Predigt, die wir lieber ganz, als im Auszuge gelesen hätten, manche Ausstellungen zulassen.

Der Predigtentwürfe ist eine so unübersehbare Schaar, dass wir auf dieselben unmöglich eingehen können, wie wir uns überhaupt enthalten müssen, die einzelnen Beyträge zu würdigen, und nur Einiges andeuten dürfen. Im Allgemeinen können wir bemerken, dass unter den Entwürfen, wie sich von selbst versteht, mehrere gute, auch sehr gute, aber viel mehr mittelmässige sich finden, auch ganz verwerfliche, die der Herausgeber wohl hätte ausscheiden sollen, wenn er an denselben nicht etwa anschaulich machen wollte, wie man nicht disponiren soll. Wir wissen, dass er Einsicht genug hat, anzuerkennen, dass so, wie die mitgetheilten Predigten keineswegs alle „wahrhafte Musterpredigten" sind, und dass er also in dieser Hinsicht sein Versprechen nicht ganz gelöst hat, auch viele und sehr viele der Entwürfe den Abdruck nicht verdienen. Vor Unwahrheiten, wie die S. 26 des ersten Jahrganges: „Man glaube ja nicht, dass sie (*die Feindesliebe*) von einer anderen Religion (als der christlichen) gelehrt werde," sollte man sich hüten. Bekanntlich dringt unter anderen die bramanische Religion sehr nachdrücklich auf Feindesliebe; allerdings aber hat Christus allein die höchsten Antriebe und Beweggründe aufgestellt. — Der wunderliche Entwurf auf derselben Seite: „*Was ist von dem Bekehrungseifer unserer Zeit zu halten?*" a) er ist unbiblisch; b) unsittlich; c) nach aller Erfahrung sehr schädlich; — scheint einen Beweis liefern zu wollen, wie eine so gestaltete Predigt jene drey Prädicate vollständig verdiene, und eben so sehr gegen die christliche Liebe, wie gegen die *prudentia pastoralis*, sündigen kann. Dagegen enthält der bald darauf folgende Auszug aus einer Busstagspredigt von *Greiling*: „*Der Busstag für uns alle ein Erinnerer an unsere Sünden*," sehr viel Gutes, sollte aber den Christentrost, der allein Kraft zur Selbsterneuerung gewährt, mehr ans Herz legen.

Die „*Mittheilungen aus meinem Ideenmagazin*," haben einen wunderlichen Anstrich von Genialität, machen aber seltsame Gebehrden. Dass Christus seiner Mutter zu ihrem Trost nicht am Kreuz noch seine bevorstehende Auferstehung versprach, *das* soll ein Beweis seyn, dass Er selbst von seiner Wiederbelebung nicht so fest überzeugt war, als man gewöhnlich annimmt!! — In wenigen Worten viel absprechender Unverstand! — Derselbe Vf. hat: „*Wie sehr die fehlen, welche in dem Menschen das Gefühl seiner gänzlichen Unwürdigkeit vor Gott erwecken wollen*," durch

einen Vers aus *Schillers* Göttern Griechenlands zu beweisen versucht. — Und solche Abgeschmacktheit läfst die *Praktische Prediger-Zeitung* unbedenklich sich aussprechen!

Rügen müssen wir auch den Unfug, dafs bey Mittheilung von Amtserfahrungen die Namen solcher Gemeindeglieder, welche als Kirchen- und Abendmals-Verächter, oder durch unchristlichen Lebenswandel Anstofs geben, hier öffentlich genannt werden; *das* sollte doch jeder Pfarrer wissen, dafs er dazu kein Recht hat, dafs er wegen solcher Rücksichtslosigkeit und Anmafsung von den Betheiligten oder deren Verwandten gerichtlich belangt werden könnte, und dafs in jedem Fall das Vertrauen und die Aufrichtigkeit der Gemeindeglieder gefährdet ist, wenn diese besorgen müssen, dafs ihr Seelsorger die Geheimnisse ihres persönlichen und häuslichen Lebens an den Pranger der Publicität stellen möchte. *Das* ist freylich nur armen und geringen Leuten geschehen, welche die *Prakt. Pred. Zeit.* schwerlich lesen; aber sie haben doch in dieser Hinsicht ganz gleiche Rechte mit den Vornehmsten, und wohl Mancher, der solche indiscrete Schaustellung wahrnimmt, wird die plauderhaften Geistlichen lieber fern von sich halten. Zur Belehrung jüngerer Pfarrer und zur Förderung der Seelenheilkunde bedarf es auch keinesweges der Namen, sondern nur einer treuen Darstellung der Thatsache und des versuchten Heilverfahrens. — Wir wollen gleich hier auf die in Nr. 102 Jahrg. 1830 vorgelegte Frage: „Ob es wohlgethan sey, unkirchliche Gemeindeglieder auf dem Lande, welche ungeachtet aller Ermahnungen vom Gottesdienst und Abendmal sich ausschliesen, bey Gelegenheit, in Predigten *namentlich* zu bezeichnen, oder sie bey der oberen Behörde zu verklagen," kürzlich erwiedern: Erstes wäre nicht minder unklug, als unzweckmäfsig, und würde dem unbesonnenen Eiferer leicht einen Injurienprocefs zuziehen; letztes kann in manchen Fällen Pflicht seyn, wird aber immer nur mit Vorsicht und Schonung, und wenn alle anderen Mittel erschöpft sind, versucht werden dürfen.

Der Jahrgang 1830 beginnt mit sehr oberflächlichen Entwürfen; gleich der erste, obwohl einem ausgezeichneten Kanzelredner angehörend, ist völlig auf Sand gebaut, und hat nirgend Halt. — In demselben Jahrgang wird auch die schon längst von *Nebe* sehr weitläuftig verhandelte „*Gefahr sich auszupredigen*" wieder zur Sprache gebracht, wohl zum Trost für schwache oder faule Arbeiter im Weinberge. Für *den*, welcher je vom Geist des Evangeliums durchdrungen und von heiliger Begeisterung für das Predigtamt beseelt worden ist, — ein Anderer sollte überhaupt nicht predigen wollen! — sind jene Andeutungen mehr ärgerlich, als lehrreich und erbaulich. Doch können allerdings auch wackere Geistliche gerade in den ersten Amtsjahren von der Furcht, es möchte ihnen endlich der Stoff fehlen, um immer *neu* zu seyn, ergriffen werden, weil sie vielleicht so allgemeine und allumfassende Themata wählen, dafs sie schnell ihre Dogmatik und Moral erschöpfen. In sofern ist wohl eine weise Oekonomie zu empfehlen, aber zugleich der gewisse Trost zu gewähren, dafs, wenn sie nur redlich das Ihre thun, fleifsig fortstudiren und forschen, ihnen zur rechten Stunde nie fehlen wird, *was* und *wie* sie predigen sollen. — Die in No. 14 angeregte *Erörterung der Zweckmäfsigkeit der noch üblichen Circularpredigten*, verdient weiter entwickelt zu werden. — „*Die Freuden und Leiden am Schreibtisch des auf seine Predigt Studirenden*", von *Gundobert*, geben ein sehr anschauliches Bild, das nur zu viel Schatten hat; es sollte die Lichtseite mehr herausgehoben seyn. — Derselbe achtbare Verfasser hat in No. 26: „*Vorbereitung eines zum Tode verurtheilten Verbrechers*," einen der ausgezeichnetsten Beyträge geliefert, der ganz vorzüglich zur sorgfältigsten Beachtung zu empfehlen ist, — als ein Zeugnifs ächter Pastoralweisheit, tief eindringend, anziehend, sehr lehrreich. — Wenn es ein fast mühseliges Geschäft ist, durch 3 Jahrgänge dieser *Praktischen Prediger-Zeitung* sich durchzuarbeiten, um eine gewissenhafte Anzeige zu liefern, so gewährt dieser Aufsatz Erholung und Entschädigung. Dank dafür dem würdigen, übrigens uns ganz unbekannten Verfasser! — Unter den mit △ unterzeichneten Beyträgen zur Pastorallehre ist manches Beachtenswerthe. — Wir zeichnen ferner eine beredte Abschiedspredigt von *Kröger* aus, in der nur der Mittelpunct des evangelischen Predigtamts mehr herausgehoben, Christo mehr die Ehre gegeben seyn sollte. — Zweckmäfsig ist der Abdruck der im Jahr 1730 am Jubelfest der Augsburger Confession von *Mosheim* gehaltenen Predigt, — ein treffliches Zeugnifs der Wahrheit im würdigsten Gewande, wohl geeignet, die Dürftigkeit anderer Beyträge recht anschaulich zu machen, aber auch die Freude, „dafs wir es denn zuletzt so trefflich weit gebracht", etwas zu mäfsigen. Durch die beygefügten Anmerkungen, die zum Theil sehr abgeschmackt sind, gewinnt der Leser nichts. — Der Aufsatz: „*Wie und wodurch können wir uns unser Predigtamt sehr erleichtern?*" enthält zwar nur Allbekanntes; es mag aber wohl Noth thun, wieder daran zu erinnern. Diefs ist mit Ernst und Einsicht geschehen, und fruchtet gewifs mehr, als einige Dutzend von den Predigtentwürfen, mit denen auch dieser Jahrgang überladen ist. Wir bemerken in vielen derselben eine sehr künstliche Heuristik, nämlich die feine Kunst, aus einem gegebenen Text alles Mögliche zu machen, in ihn alles Mögliche hineinzutragen, wobey es mit den Sünden gegen die Hermeneutik nicht so ganz genau genommen wird. Besonders bey den Festperikopen ist häufig viel Scharfsinn aufgeboten, den wesentlichen Gegenstand des Festes zu umgehen, von der Hauptsache nichts zu sagen, und an deren Stelle irgend ein beliebiges moralisches Thema zu setzen. Zu den besseren Entwürfen gehören die aus dem Nachlafs des sel. Super. *Fritsch* in Quedlinburg; der Verstorbene hätte aber schwerlich alles selbst abdrucken lassen, und die Mangelhaftigkeit mehrerer anerkannt.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1832.

THEOLOGIE.

HILDBURGHAUSEN, in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung: *Praktische Prediger-Zeitung* u. s. w. Herausgegeben von *Friedr. Wilh. Lomler* u. s. w. 1ster — 3ter Jahrgang.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Aus der Fluth von Gelegenheitsreden taucht eine Confirmationsrede vom Pf. *Seifert* in Mangenheim bemerkenswerth hervor, auch eine Taufrede von Dr. *Schwabe* (No. 74). Ein paar durch gute Gedanken und eigenthümliche Behandlung sich empfehlende Reden von den allzufreygebigen Mitarbeitern, *Lampert* und *Sünderhoff*, eine Rede von *Bulle* in Pösneck bey Einführung eines Schullehrers, bey der wir nur die Weihe des Gebets und Bibelworts vermissen, die Beichtrede vor der Militärcommunion in Borna vom Diac. *Klemm*, welcher in diesem wie in anderen Beyträgen das wackere Streben und die gediegene Bildung eines jungen Geistlichen bewährt, mit seiner einfachen, aber warmen Beredsamkeit zu schönen Hoffnungen berechtigt, und hoffentlich nicht ablassen wird, in das Verständniss des Evangeliums tiefer einzudringen, von den Banden einseitiger und beschränkter Zeitansichten sich freyer zu machen, — sind auszuzeichnen. Diess gilt auch von *Eichenbergs* Predigt „bey Auflösung einer liebevollen collegialischen Verbindung". Aber die „Schulpredigt von der rechten Kinderzucht" hat ein gar zu weitschichtiges Thema, und fehlt schon damit gegen die Grundregeln einer guten Homiletik. Noch dazu ist die Hauptsache: Erziehung zu einem christlich-religiösen Leben fast übergangen, obwohl von Anempfehlung der Religion, und fleissigem Anhalten zum Schul- und Gottes-Hause, nebenbey und sehr matt und oberflächlich geredet wird. — Als eine homiletische Verirrung müssen wir rügen, dass in einer Traurede (No. 61) aus *Schillers* Lied an die Freude die Worte: „*Brüder! über'm Sternenzelt muss ein guter Vater wohnen,*" recitirt sind. Stand denn dem Verfasser, der auch sonst an solchen Wunderlichkeiten Gefallen zu haben scheint, kein kräftigeres und bestimmteres Bibelwort, das keine störenden Reminiscenzen hatte, zu Gebote? Die Rede ist auch ungebührlich lang, obwohl der Redner versichert, den Verlobten „nur kurz den rechten Weg gezeigt zu haben!" — Ihm hat auch beliebt, das Brautpaar nur im Namen Gottes des Vaters zusammenzusprechen. Ist ihm die kirchliche Formel anstössig, so sollte er wenigstens nicht durch willkührliche Aenderung Anderen Anstoss geben. — Tadeln müssen wir auch, dass er und andere Mitarbeiter von der alten löblichen Sitte, Einsegnungen durch Gebet und Bibelworte zu krönen, abgewichen sind.

Die „*Ideen für die Feyer des 300jährigen Jubiläums der Augsburger Confession*" (Nro. 46—49) sind, wie andere Beyträge desselben Vfs., Beweise von Scharfsinn und löblichem Eifer, aber auch von grosser Befangenheit. Wir bitten den talentvollen Mann, (Einen von denen, die im blinden Eifer für *ihren* Protestantismus das Evangelium selbst zur Kirche hinaus protestiren könnten,) für die Presse etwas sparsamer zu arbeiten, und desto fleissiger mit Geschichte und Philosophie sich zu beschäftigen. — In Nro. 54 protestirt ein Geistlicher gegen die Abschaffung der Accidenzien und Verwandlung derselben in ein Fixum, weil dadurch die Pfarreinkünfte im Fall der Vermehrung der Gemeinde vermindert würden. Allerdings hat auch diese Sache zwey Seiten; gering besoldete Pfarrer können bey vermehrten Ansprüchen und Bedürfnissen von den herkömmlichen Einkünften nicht füglich etwas entbehren; gleichwohl darf man nicht ablassen, auf Abstellung eines alten Missbrauchs zu dringen. — Die *Bemerkungen über Betstunden und Kinderlehre* von *L.* in *M. E.* bezeugen den redlichen Berufseifer des Verfassers, erregen aber um so mehr das Bedauern, dass die Erkenntniss des Einen, was Noth ist, ihm noch etwas fern zu liegen scheint. — Die vom Diac. *Käferstein* in Jena angeregte Frage: „*Was und wie der Prediger am Grabe übelberüchtigter Verstorbenen zu reden habe?*" möge zur Belehrung, besonders jüngerer Geistlichen, gründlich beantwortet werden. Die beygefügte Proberede ist, wenn nicht eine Musterrede, doch sehr zweckmässig und durchaus der Pastoralklugheit entsprechend. — „*Ueber die Theilnahme der Schullehrer an der Confirmationsfeyer*," ein beachtenswerther Beytrag; nicht minder, nur etwas zu gedehnt, „die Gedanken über den Aufsatz des Hn. Adjunct *Ritter* gegen *Dräseke's* Ansicht von „*Jesu Thränen am Grabe des Lazarus*;" — eben so die „*Bedenken über persönliche Theilnahme des Geistlichen an häuslichen Festen seiner Kirchkinder*," nicht erschöpfend, aber verständig

und finnreich. — Der lange Auffatz von Dr. *Wohlfarth*: „*Was liegt der Kirche ob, um den Geist des Aufruhrs zu dämpfen?*" ist nicht blofs gut gemeint, fondern auch gut gedacht, ein fchätzbares Repertorium biblifcher Zeugniffe in Beziehung auf den Gegenftand. Die eingewebten kräftigen Worte Luthers konnten dem Verfaffer als Beyfpiel dienen, wie man mit wenigen Worten viel fagen kann. — Ueber denfelben Gegenftand hat viel kürzer, freylich nicht ganz genügend, aber doch belehrend, Dr. *Schwabe* fich vernehmen laffen, und zwey zweckmäfsige Predigtentwürfe beygefügt. — Ausnahmsweife giebt No. 89 eine umftändliche Anzeige von Dr. *Zimmermanns* 3 Predigten beym Regierungswechfel, und fpendet dem Protector der *Praktifchen Prediger-Zeitung* Weihrauch in gröfserer Fülle, als ihm felbft lieb feyn mochte. — Zweckmäfsiger ift der Verfuch von *Exter* über „*einige der Hauptursachen der Verbreitung der Unzucht*" (nämlich der Hang zur Ehelofigkeit, die Geringfchätzung des ehelichen Lebens, und die vielen Hinderniffe des Eintritts in daffelbe). — Die *Amtserfahrungen eines Predigers*, No. 83. 92. 95. 96 fortgefetzt im Jahrgang 1831, find der Aufmerkfamkeit jüngerer Geiftlichen fehr zu empfehlen. — Die Ehrenrettung der Stelle 1 Joh. 5, 7. 8 ift fehr dürftig, und enthält auch nicht Ein entfcheidendes Moment. — Von der zweyfachen Beantwortung der Frage: „*Ift die künftige Seligkeit Gefchenk oder Belohnung?*" (No. 97 und 98) fcheint der erften der Vorzug zu gebühren, obwohl die zweyte tiefer einzugehen verfucht. Eine dritte Beantwortung fteht in No. 46 vom Jahr 1831.

Die Bemerkungen „*über die Beftimmung des öffentlichen Gottesdienftes für Alle ohne Unterfchied*," haben Ueberzeugungskraft, eben fo, obwohl nur das Bekannte wiederholend: „*Ueber den Einflufs des moralifchen Verhaltens des Religionslehrers auf fein Amt.*" Unter der Auffchrift: „*Seltene Fälle*", hat ein denkender und gewiffenhafter Geiftlicher zwey eben fo beachtenswerthe als feltene Beyfpiele von Angefochtenen mitgetheilt. Der Einfender ift im letzten Falle allerdings mit fich felbft in Widerfpruch gerathen, da er die Kranke, die einen Selbftmord verfuchte, erft überreden wollte, dafs gar keine Zurechnung, keine Sünde dabey Statt gefunden, dann aber ihr, als einer groben Sünderin, eine erfchütternde Strafpredigt hielt, noch mehr aber, da er die untröftliche und verzagende Kranke auf das Verdienft Chrifti, als auf den alleinigen Troft, an den er aber felbft nicht glaubt, verwies. So gewifs das Eingehen auf die fixen Ideen einer Angefochtenen zur Seelenheilkunft gehört, und an fich durchaus nicht unmoralifch ift, fo möchten wir doch nimmer die falfche Accommodation, welche, um zu tröften, einen Irrthum, eine Behauptung, die man felbft nicht billigen kann, unterfchiebt, uns erlauben. In vorliegendem Falle täufchte der Seelforger in guter Meinung; aber das bleibt doch immer eine Täufchung, und — doch täufchte er in der That nicht. Eine Imputation fand allerdings bey dem im Schmerz der Krankheit, doch nicht ohne Bewufstfeyn, ja recht geflifsentlich intendirten Selbftmorde Statt; die Gerettete klagte alfo mit Grund fich als Sünderin an, und der Seelforger hätte nicht verfuchen follen, ihr alle Schuld hinweg zu demonftriren. Da aber diefer falfche Troft nicht anfchlug, was konnte er als chriftlicher, evangelifcher Prediger Anderes thun, als die Geängftete auf den verföhnenden Tod Jefu verweifen? *Die* aber, welche an eine Rechtfertigung des bufsfertigen Sünders durch Jefus Chriftus felbft nicht glauben, haben kein Recht, fich diefes Troftes zu bedienen, der für fie, eben weil fie nicht daran glauben, eine Täufchung, eine Lüge ift. Wir können daher den ehrenwerthen Einfender nur bitten, mit dem tiefen und reinen Sinn diefes nicht blofs zum Troft der verzagenden Sünder, fondern auch zur Belebung kräftiger Sittlichkeit hochwichtigen Artikels fich zu befreunden. — Was in No. 102 „*über die Pflicht des Geiftlichen, auch bey anfteckenden Krankheiten den Leidenden Troft zu bringen*", gefagt wird, das, follte man meinen, verftehe fich von felbft; es mag aber wohl nöthig feyn, diefe Pflicht einzufchärfen, und das ift hier zweckmäfsig gefchehen. Um fo mehr befremdet es, dafs im Jahrgang 1831 eine Stimme *gegen* diefe Pflicht fich erhebt, und fie nicht nur in Zweifel ftellt, fondern fophiftifch hinwegdemonftrirt. Wir bemerken zu diefem Jahrgange nur noch, dafs die fparfam mitgetheilten geiftlichen Lieder wenig poetifchen Werth, und zum Theil viele Mängel und Härten in der Form haben. Eine Ausnahme macht ein Ofterlied von *Wenderoth*.

Der Jahrgang 1831 beginnt mit einem in fchwerfälliger Breite durch 10 Blätter fich hindehnenden Auffatz von D. *W.* „*über den Myfticismus.*" Der Vf. hat fich gegen diefes Ungethüm gewaltig ereifert, aber gerade den faulen Fleck deffelben nicht berührt, fondern an dem oberflächlichen Gerede von Phantafiefpiel und Gefühlsfchwärmerey fich genügen laffen. Wunderlicher Weife richtet fich fein Kampf vornehmlich gegen die Fundamentaldogmen der evangelifchen Kirche, und fo mangelhaft ift die philofophifche und hiftorifche Erkenntnifs des Gegenftandes, dafs er jeden Myftiker für einen Orthodoxen, und jeden Orthodoxen für einen Myftiker zu halten fcheint. Es verdient eine ernfte Rüge, dafs mit folcher dilettantenartiger Oberflächlichkeit eine Frage behandelt wird, welche ein tieferes Studium und eine geiftigere Unbefangenheit, als dem Vf. eigen zu feyn fcheint, in Anfpruch nimmt. Die Krankheit, die er bekämpft, erfodert ein rationelleres Heilverfahren. Den gutgemeinten Eifer des rüftigen Streiters wollen wir nicht verkennen; es ift aber doch gar zu abgefchmackt, wenn in die Rede über eine fo wichtige Angelegenheit elende Perfönlichkeiten, z. B. dafs ein antimyftifcher Superintendent von einem myftifchen Gaftwirth mit fchlechtem Wein betrogen worden fey u. f. w., eingemifcht, und den Myftikern alle möglichen Dummheiten und Schlechtigkeiten nachgefagt werden! — Beachtenswerther ift der Auffatz: „*über Charakter und Einrichtung unferer kirchlichen Gebäude.*" — Dagegen find die „*frommen Sprüche bey Einfegnung der Confirmanden,*" von *L.*, doch gar

zu dürftige gereimte Prosa. Was läfst man doch Alles drucken! — So mufs man nur zu oft ausrufen, auch bey der Menge flacher und haltloser Predigtentwürfe, mit denen dieser Jahrgang, wie die früheren, überschwemmt ist; nicht minder bey mehreren der Beyträge zur Pastorallehre, unter denen auch breite Superintendenturprotocolle sich finden, — bey den exegetischen Fragmenten und Uebersetzungen von einem *Pastor emeritus*, dessen Theologie billig in Ruhestand versetzt werden sollte. Eine ehrenwerthe Ausnahme machen die „*freymüthigen Geständnisse eines Landpfarrers nach 14jähriger Amtsführung;*" (aus Kurhessen) — Männer *dieser* Art wirken gewifs in Segen, ob auch die Früchte so treuen Strebens und Mühens nicht alsbald in die Augen fallen! So auch Mehreres, aber nicht Alles aus dem (nur gar zu umständlichen) „*Tagebuche eines Stadtpfarrers*," der als ein sehr gewissenhafter Seelsorger anzuerkennen ist. — Die Beyträge „*zur richtigen Beurtheilung des Dogma von der Erbsünde*" zeigen von Fleifs und Nachdenken, aber nicht von unbefangener und tiefeingehender Forschung. — Zwar mit der ihm eigenen Breite, doch auch mit Sachkenntnifs hat D. *Wohlfarth* „*Bemerkungen über die Abfassung von Lebensläufen der Verstorbenen*" mitgetheilt. Wir möchten aber die von ihm verworfenen Leichenpredigten, die, recht behandelt, sehr fruchtbar werden können, in Schutz nehmen. — Jüngeren Predigern sind desselben Verfassers sehr richtige Bemerkungen „*über die Anreden an die Gemeinde in Predigten*" zu empfehlen. — Der Aufsatz: „*über das Gebet beym Katechumenenunterricht*," macht auf einen wichtigen Gegenstand aufmerksam, mit Wärme und Einsicht; die beygefügten Gebete sind nicht mifslungen, aber zu wenig kindlich. — Mehrere wackere Mitarbeiter haben „*über den Confirmandenunterricht*" Aufsätze mitgetheilt, welche beweisen, wie lebendig die hohe Wichtigkeit dieses Unterrichts anerkannt, und wie eifrig er in der evangelischen Kirche behandelt wird. — Die lange Abhandlung *über den Confirmandenunterricht* (in No. 62—65) bringt manches Gute bey, aber mehr redselig als erschöpfend. Der Vf. irrt, wenn er einen 6—8wöchentlichen Unterricht für hinreichend hält; selbst wenn in der Schule ein guter Grund gelegt ward, gehört mehr Zeit dazu, dafs der Seelsorger mit den Kindern, diese mit ihm sich befreunden. In den Confirmanden erzieht er sich eine empfängliche, heilbegierige Gemeinde. Als Beweis, dafs der Unterricht rationalistisch seyn *müsse*, nicht blofs *dürfe*, ist viel Flaches gesagt, und ein grofses Stück abgeschrieben. — Zu dem Aufsatz: „*über Eidespredigten*," drängt sich die Bemerkung auf, dafs die Anordnung zweyer jährlichen Eidespredigten, und zwar am 2 Weihnachtsfeiertage Vormittags und am 2 Osterfeiertage Nachmittags, nicht zweckmäfsig erscheint. Nicht nur nehmen beide Festtage eine andere Feier in Anspruch, sondern man kann auch die Leute, und gerade die, denen man den fraglichen Gegenstand aufs dringendste ans Herz legen möchte, nicht sicherer von der Kirche entfernt halten, als wenn man sie vorher wissen läfst: Heut hat der Pfarrer ein Thema, das schon oft da gewesen ist. — „*Philosophie und Religion im innigen Bunde mit einander*," von *Thiel* in Gotha, bringt ein von vielen Geistlichen versäumtes Studium verständig in Erinnerung. — „*Der Brief Pauli an die Epheser*, von einem *Rationalisten* übersetzt," — ein feines Aushängeschild! Die Uebersetzung selbst ist gut, als Probe, wie man die Bibel nicht übersetzen soll. Was würden Kenner dazu sagen, wenn Jemand auf den wunderlichen Einfall käme, einen alten Classiker *so* zu übersetzen! — Die „*heroische Arzeney in gefährlicher Krankheit*," ward wohl von einem redlichen Seelenarzt angewendet; wir möchten sie aber nur für sehr seltene Fälle empfehlen. — *Hagens* „*Parabel am Schlusse einer Erntepredigt*," ist eigentlich keine Parabel, sonst aber nach Inhalt und Form lobenswerth. — Das „*metrische Gebet eines kranken Geistlichen kurz vor seinem Tode*" ist, tief aus dem Herzen gequollen, eins der besten Lieder dieser Zeitung. — In No. 66 finden wir die Frage: „warum man bey der Einsegnung des heil. Abendmahls da, wo das Vater Unser gesungen wird, die Doxologie wegläfst?" — Diese Gewohnheit scheint keinen anderen Grund zu haben, als die Ueberlieferung. Da Luther die „*deutsche Messe*," nach welcher die ganze Abendmahlshandlung in unserer Kirche eingerichtet ist, herausgab, behielt er die alte Form nach Luc. 11, 4, wo das Vater Unser mit der siebenten Bitte schliefst, bey, weil er besonnener, minder rasch reformirte, als die Weisen unserer Zeit. — Dem wackeren Einsender der „*Predigtrecapitulationen*" und vieler Reden empfehlen wir gröfsere Sparsamkeit sowohl in der öffentlichen Mittheilung seiner Amtsarbeiten, als in der Anwendung von Liederversen bey denselben. Die jugendliche Neigung bedarf weiser Beschränkung. — In einem zweckmäfsigen Auszuge aus einer trefflichen psychologischen Erörterung *Heinroths* hat irgend Wer (in No. 70) zu dessen tief bedeutsamen Worten: „Die *erste* Einwilligung des Kindes in die *erste* Sünde und der *erste* Stofs des Mannes mit dem Degen hängen zusammen," u. s. w. — die fade Anmerkung gemacht: „dann müfsten alle Menschen Mörder werden"!! — das heifst doch recht ohne Noth aberwitzig werden! — „*Ueber die seelenärztliche Behandlung der Cholera*" haben die Herren *Schwabe* und *Wohlfarth* sehr ausführlich, aber verständig sich vernehmen lassen. Letzter hat sich ein besonderes Verdienst erworben durch die Auswahl und Anzeige einer reichen Menge von Bibelsprüchen zum Gebrauch bey geistlichen Amtshandlungen in der Zeit der Seuche. — In No. 80 dringt ein kühner Reformator auf Abschaffung der vorgeschriebenen Kirchengebete, und auf Ermächtigung der Geistlichen, solche Gebete nach dem jedesmaligen Bedürfnifs, mit Rücksicht auf die Perikopen und den Predigtinhalt, selbst auszuarbeiten. Der Vorschlag, wie er hier sehr weitläuftig erörtert wird, hat Manches für sich, aber mindestens eben so viel wider sich. Die Gebete, welche viele, selbst gute Predigten begleiten, beweisen zur Genüge, wie Wenige die Kunst verstehen,

öffentlich vor und mit der Gemeinde zu beten; wie würde, wenn jener Vorschlag durchginge, gar oft nur der Predigtinhalt Gott vordemonstrirt werden! Schwerlich möchten solche Gebete erbaulicher und fruchtbarer seyn, als die vorgeschriebenen allgemeinen Kirchengebete, welche, ungeachtet ihrer öfteren Wiederkehr, dem rechten Kirchgänger doch immer wieder Ermunterung zum Gebet sind. Seltsam ist's, dass derselbe Reformator, — möcht' er seinen Vorschlägen mehr Zeit zum Reifen vergönnen! — nachdem er den vorgeschriebenen Gebeten den Krieg erklärt hat, gleichwohl Probegebete verspricht, die wahrscheinlich alles bisher Vorhandene der Art übertreffen sollen! — „*Ueber die Entwickelung des Predigtvortrags auf den verschiedenen Bildungsstufen des Predigers,*" theilt ein Hr. *Sünderhoff* verständige Bemerkungen mit. Wir möchten aber Vorträge nach einem blossen, wenn auch etwas ausgeführten Entwurf *nur für Nothfälle* gelten lassen; in der Regel sollte *jede* Predigt sorgfältig ausgearbeitet, wenn auch nicht wörtlich memorirt werden. Die „*merkwürdige Amtserfahrung*" von *Exter* bezieht sich auf einen nicht so gar seltenen Fall. Der Seelsorger hat dabey redlich das Seine gethan, und es scheint ihn durchaus kein gegründeter Vorwurf zu treffen. In der Kranken aber mochte Selbstgerechtigkeit und geistlicher Stolz bis zum Wahnsinn sich gesteigert haben. — Eine *Abendmahlsfeier*, wie die von *Lampert* (No. 103), möchte mehr zerstreuen, als erbauen. Nehme der Einsender an der körnigen Einfalt unserer alten Agenden sich ein Beyspiel! — Die *Schulpredigt* (No. 104) ist reichhaltig, aber auch mit Stoff überladen. — Aus den „*Amtserfahrungen eines Landgeistlichen*" heben wir nachträglich noch die sehr beherzigenswerthen „Wahrnehmungen und Bemerkungen bey Eideserklärungen" hervor, wobey man nicht umhin kann, zu beklagen, dass diese in manchen Ländern fast ganz ausser Brauch gekommen sind, und dass die Geistlichen bey Eidesleistungen fast gar nicht mehr zugezogen werden. Uebrigens möchten wir auch, wie der Einsender, die Unterredung und Ermahnung im Hause des Seelsorgers der öffentlichen im Gerichtszimmer weit vorziehen. — Zu den besseren Beyträgen gehören zwey *Grabgebete* von *Popitz* in Oranienbaum. — Unter der Menge von Reden zeichnen wir in diesem Jahrgange aus eine von *Rösler* in Merseburg, bey der Taufe eines Juden, eine von *Hagen*, bey der sehr bedenklichen, aber gut behandelten Confirmation eines (nicht unterrichteten) Taubstummen; eine von *Schmidt* in Ilmenau No. 71, von *Fischer* (No. 72), nur jene zu wortgekünstelt, diese zu breit; auch sollte der trefflichen Braut an heiliger Stätte nicht mit „engelgleicher Güte" u. s. w. geschmeichelt, der Trauact selbst aber nicht als ein Anhängsel nach dem Amen der Rede in Schatten gestellt werden, — eine Confirmationsrede von *Küchler* in Auma, einfältig, zum Herzen sprechend; — zum goldenen Hochzeitsfeste *Wedekinds* von Dr. *E. Zimmermann*, in kraftvoller Kürze wahrhaft beredt und innig, nur zu wenig christlich.

Rec. meint sowohl die Aufmerksamkeit, welche er den drey Jahrgängen der *Praktischen Prediger-Zeitung* gewidmet, und die Unbefangenheit, mit welcher er sie betrachtet hat, als auch die Ausbeute, welche die ganze Sammlung darbietet, hinreichend bewiesen zu haben, und schliesst mit dem Wunsche, dass sie immer reicher werden möge an *guten* Früchten.

K. L.

KLEINE SCHRIFTEN.

MINERALOGIE. *Düsseldorf*, in der lithographischen Anstalt von Arns und Comp.: *Carta geognostica de los principales distritos minerales del Estado de Mexico formada sobre observaciones astronomicas, barometricas y mineralogicas,* hechas por *Frederico de Gerolt* y *Carlos de Berghes*. *Geognostische Karte der vorzüglichsten Bergwerks-Districte des Staates von Mexico nach astronomischen, barometrischen und mineralogischen Beobachtungen,* bearbeitet von *Friedrich von Gerolt* und *Carl de Berghes*. Bestehend aus der Karte in zwey Blättern und vier Blättern Profile. 1827. 16 S. 4.

Die Karte mit ihren Profilen ist ein interessanter Beytrag zur geognostischen Länderkunde. Bey der Situationszeichnung sind die bekannten, von *A. von Humboldt* gegebenen Materialien zu Grunde gelegt. Die genaueren geognostischen Ermittelungen rühren aber von den Verfassern, beide noch in Mexico lebende Rheinländer, her. Die Karte selbst deutet durch ihre Illumination nur die Hauptformationen an; die Profile, nach den Erhöhungen in 10mal grösserem Maassstabe gegen den der Karte aufgestellt, gehen aber in ein grösseres geognostisches Detail ein; sie geben die einzelnen Glieder der Formationen, die erzführenden Lagerstätten, Krater u. s. w. an.

Der deutsche kurze Text, wovon aber auch eine französische Uebersetzung erschienen ist, enthält nur einen allgemeinen Ueberblick der geognostischen Constitution des Staates von Mexico, d. i. derjenigen Provinz des Landes, worin die Hauptstadt liegt. Etwas mehr Ausführung wäre hier gar nicht schädlich gewesen.

Es wäre zu wünschen, dass die vielen zu geognostischen Ermittelungen und Mittheilungen fähigen Deutschen, welche noch in dem Lande sind, wozu, ausser den Verfassern, *Burkart*, *Stein*, *Noeggerath* u. A. gehören, mehr Beobachtungen nach Europa zur Publicität befördern möchten, als bisher geschehen ist.

K. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1832.

MATHEMATIK.

1) Kempten, b. Dannheimer: *Lehrbuch der Arithmetik zum Gebrauch in den Schulen und zum Selbstunterricht*, von *Johann V. G. Bundschue*, Dr. der Philosophie und Professor der Mathematik an der königl. baierischen Lycealclasse zu Kempten u. s. w. 1ster Theil. 3te Auflage. 1825. 295 S. 2ter Theil. 3te Auflage. 1823. 317 S. 3ter Theil. 3te Auflage. 1824. 286 S. 4ter Theil. 2te Auflage. 1823. 380 S. 8. (3 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie zum Gebrauche in den Schulen und zum Selbstunterrichte*, von *Joh. V. G. Bundschue* u. s. w. Zweyte Auflage. Erster Theil. 1826. 262 S. 8. Mit 9 Tafeln. Zweyter Theil. 1832. 356 S. Mit 7 Tafeln. (2 Rthl. 4 gr.)

Wir besitzen über die mathematischen Anfangsgründe eine solche Menge zum Theil recht guter Lehrbücher, dass Jemand, der sich entschliesst, die Zahl der schon vorhandenen noch um Eins zu vermehren, wohl bedenken sollte, ob es ihm möglich sey, das schon hundertmal Gesagte auf eine deutlichere, gründlichere oder, wenigstens in Beziehung auf seine Schüler, zweckmässigere Weise vorzutragen, als es von seinen Vorgängern geschehen ist. Findet er sich bey genauerer Erwägung dazu nicht fähig, so sollte er seine Zeit auf nützlichere Gegenstände verwenden, als auf die Abfassung mathematischer Anfangsgründe. Rec. glaubt, dass dieses letzte sich mit dem vollesten Recht auch von dem vorliegenden Lehrbuch sagen lässt. Die Lehren der Arithmetik werden in demselben mit einer unerträglichen Weitläuftigkeit, und unter einer zahllosen Menge von Wiederholungen vorgetragen, so dass die Schrift, obschon sie ausser den Regeln der gewöhnlichen Rechenkunst nur die ersten Anfangsgründe der Buchstabenrechnung enthält, doch bis zu 4 Theilen angeschwollen ist. Ungeachtet dieser Weitläuftigkeit sind die Beweise doch oft unvollständig und mangelhaft; die Definitionen unrichtig und selbst die Vorschriften hin und wieder dunkel und unbestimmt.

Der *erste* Theil enthält auf nicht weniger als 295 Seiten weiter nichts als die 4 Species in ganzen (unbenannten und benannten) Zahlen. Die Regeln für das Numeriren nehmen allein 23 Seiten ein. S. 19 Anmerk. sagt der Vf.: „das Decimalsystem war fast bey allen Nationen von jeher üblich, und ist wegen der Anzahl der Finger das anschaulichste und natürlichste.“ Allein er unterscheidet hiebey nicht deutlich genug die Art zu zählen von der Art, die Zahlen zu schreiben. In dieser letzten Hinsicht ist das Decimalsystem spät genug eingeführt worden. Bey den Regeln für die Addition ist ganz unnöthiger Weise eine Menge von Fällen, ob zwey oder mehrere Summanden, dann wieder, ob jeder aus einer, zwey oder mehreren Ziffern besteht, unterschieden, so dass auch hiemit 38 Seiten gefüllt werden. Dasselbe gilt von der Subtraction, Multiplication und Division. Ungeachtet der grossen Weitläufigkeit ist bey der Multiplication der Satz, dass durch die umgekehrte Ordnung der Factoren das Product sich nicht ändert, nur für zwey Factoren bewiesen. Eben so fehlt der Beweis für den Satz, dass man aus mehreren einzelnen Factoren Partialproducte bilden, und durch die Multiplication derselben das Hauptproduct finden kann. Der Rechnung mit benannten Zahlen sind (S. 122—152) Erklärungen und Tabellen über die Eintheilung und Grösse der in verschiedenen Ländern üblichen Masse und Gewichte beygefügt. Auch im zweyten und dritten Theil hat der Vf. den Leser durch solche Tabellen über die Masse verschiedener Völker erfreut. Was die Mittheilung derselben, bey der Rechnung mit benannten Zahlen, ehe die Lehre von den Brüchen und Proportionen erläutert ist, sonderlich nützen könne, ist nicht einzusehen. Ueberhaupt aber sollten solche Tabellen in Rechenbüchern, wo auf die Correctur selten die grösste Sorgfalt verwendet werden kann, äusserst sparsam, und nur in soweit es nöthig ist, um Beyspiele daraus zu entnehmen, mitgetheilt werden. — Nach der Rechnung mit benannten Zahlen kommen im ersten Theil S. 194—258 Vorschriften über das Kopfrechnen vor. Der Vf. beginnt dieses ebenfalls unerträglich weitläuftige Hauptstück mit einer Anrede an die Schüler, wie sie etwa ein Elementarlehrer an die ersten Anfänger halten könnte. Zum Schluss dieses Theils kommt dann noch eine Tabelle über die würtembergischen und badischen Masse, nebst einer Sammlung von Beyspielen (S. 272—295) über die vier Species in benannten und unbenannten Zahlen. Mit Beyspielen ist das Buch zum Uebermass versehen; nur unterscheiden sie sich meistens weiter nicht, als dass

Husaren und 3 Husaren 5 Husaren, und 2 Gulden und 3 Gulden 5 Gulden ausmachen.

Der *zweyte* Theil enthält die Lehre von den gemeinen Brüchen, nebst der einfachen und zusammengesetzten Regel de tri. Als Zugabe ist eine Tabelle über die in einigen Kantons der Schweiz üblichen Masse nebst einer Sammlung unaufgelöster Beyspiele beygefügt. In der Lehre von den Brüchen (S, 1—92) ist S. 7. §. 5 der Beweis für den wichtigen Lehrsatz, dass jeder Bruch auch als Quotient, den Nenner als Divisor und den Zähler als Dividendus betrachtet, angesehen werden kann, dunkel und nicht logisch schliessend. Bey Gelegenheit der Verkleinerung der Brüche (der Methode, die Brüche durch kleinere Zahlen auszudrücken) kommt auch Einiges von Primzahlen, von dem grössten gemeinen (sollte heissen: gemeinschaftlichen) Mass von zwey Zahlen ohne Beweis vor. S. 37 trägt der Vf. eine Aufgabe: Brüche durch Annäherung zu verkleinern, vor. Die Erklärung, die er von dem Zweck dieser Aufgabe, welche in die Lehre von den Kettenbrüchen gehört, giebt, ist dunkel und unrichtig. Der Beweis für die Richtigkeit der Auflösung fehlt natürlicher Weise. Uebrigens ist die Lehre von den Brüchen ebenfalls mit der gewohnten Weitläuftigkeit des Vfs. — sie nimmt 92 Seiten ein — behandelt. Nach der Lehre von den gewöhnlichen Brüchen sollte man, der natürlichen Ordnung gemäss, die von den Decimalbrüchen erwarten. Allein der Vf. trägt diese letzte erst nach der Lehre von den Proportionen im Anfang des dritten Theils auf 40 Seiten vor. Am Schluss desselben Theils folgt dann noch die Lehre von den Sexagesimalbrüchen. Dann werden nach den Brüchen die gewöhnlichen kaufmännischen Proportionsrechnungen, die einfache und zusammengesetzte Regel de tri, die Kettenregel, die Rabat- und Alligations-Rechnung u. s. f. erklärt; nur die Arbitragerechnung kommt nicht vor. Bey der unerträglichsten Weitläuftigkeit ist hier dennoch Manches dunkel und unrichtig vorgetragen. S. 112 ist bey der Erklärung des geraden Verhältnisses nicht bemerkt, dass die Grösse des einen Dinges *in dem nämlichen Verhältniss* zu- oder abnehmen muss, wie die Grösse des anderen. Aber was soll man zu Folgendem sagen? S. 113: „Stehen zwey Grössen zusammen im geraden Verhältniss, so sind jede zwey beliebige Theile der ersten Grösse mit den beiden entsprechenden — correspondirenden Theilen der anderen Grösse *gerade proportionirt*. Unter dem Ausdruck: gerade proportionirt, versteht man jene Ordnung der Glieder, *kraft* welcher in der Proposition dem ersten Glied das dritte, und dem zweyten Glied das vierte entspricht, wo also das erste Glied das dritte und das zweyte das vierte bestimmt." Eben so unpassend, dunkel und verworren ist, was §. 65 von dem *Reesischen* Ansatz gesagt wird. Was es heisse: die Grösse eines Dings steht im zusammengesetzten Verhältniss mit der mehrerer anderer Dinge, wird gar nicht erklärt. Statt dessen kommen S. 138, 139, 140 einige dunkle und weitläuftige Erklärungen vor, woraus die Vorschriften für die zusammengesetzte Regel de tri gegründet werden. Ueberhaupt sind in diesem Abschnitt, sowie in der ganzen Schrift, die vorzüglicheren Sätze nicht genug hervorgehoben, welches bey der grossen Weitschweifigkeit auch kaum möglich war. Dabey wird, obschon für jeden von den übrigen noch so wenig verschiedenen Fall eine besondere Vorschrift vorkommt, auf die eigentlichen Schwierigkeiten und Auflösse, die dem Anfänger vorkommen, nicht genug aufmerksam gemacht. Rec. hat schon oft Gelegenheit gehabt, Schülern von sehr verschiedenem Alter und sehr verschiedenen Fähigkeiten die Lehre von dem zusammengesetzten Verhältniss und der zusammengesetzten Regel de tri zu erklären. Er hat dabey die Bemerkung gemacht, dass, wenn die Anfänger bey einem zusammengesetzten Verhältniss die Dinge, welche im geraden, und die, welche im umgekehrten Verhältniss stehen, einzeln heraussuchen sollten, sie sehr häufig dadurch zu Irrthümern verleitet wurden, dass sie nicht das als abhängig gedachte Ding mit jedem derjenigen, wovon es abhing, sondern diese abhängigen Dinge unter einander verglichen. Er hat es daher nöthig gefunden, bey seinem Vortrag seine Zuhörer vor diesem Irrthum ausdrücklich zu warnen. Allein Bemerkungen dieser Art, die gewiss dem Anfänger weit nützlicher wären, als jene Masse von Beyspielen, die dabey meistens an die 5 Husaren und 5 Gulden erinnern, findet man in dem vorliegenden Buch gar nicht. In diesem Abschnitt sind überdiess die Beweise für die Richtigkeit der Sätze und Aufgaben nicht beygefügt. Um diese Lücke auszufüllen, wird im vierten Theil (S. 112—144) und vorzüglich S. 263—365 derselbe, hier schon breit genug behandelte Gegenstand nochmals vorgenommen, und Alles mit den gehörigen Beweisen bewaffnet. Wie weitläuftig Alles vorgetragen ist, ergiebt sich schon aus der Seitenzahl. Dabey laufen noch Unrichtigkeiten in Menge unter. Um nur noch Eine zu erwähnen, so sagt der Vf. Th. II. S. 111: „Zwey Dinge stehen in einem mathematischen Verhältniss, wenn sie so von einander abhangen, dass durch Vergleichung die Grösse des einen Dinges aus der des anderen bestimmt werden kann." Allein jeder weiss, dass nur zwischen gleichartigen Dingen ein mathematisches Verhältniss (z. B. das arithmetische oder geometrische) Statt findet, dass daher Preis und Waare, Zeit und Raum u. s. f. durchaus in keinem mathematischen Verhältniss stehen können: so dass man, wenn man sagt, Preis und Waare stehen im geraden Verhältniss, nur eine Abhängigkeit der Grösse des einen von der Menge der anderen und nicht ein eigentliches mathematisches Verhältniss ausdrücken will.

Der 1ste Abschnitt des *dritten* Theils enthält, wie schon erinnert worden, die Lehre von den Decimalbrüchen. Der zweyte handelt (S. 41—90) von der Ausziehung der Quadrat- und Kubik-Würfel und zwar ohne allen Beweis und selbst ohne Erklärung der einzelnen Theile, woraus das Quadrat und der Kubus besteht. Das Ganze ist also weiter Nichts als eine Uebung in den vier Species. Zur Ausfüllung dieser Lücke kommt der Gegenstand im vierten Theil (S. 1—36)

nochmals an die Reihe, wo dann mit Anwendung der Buchstabenrechnung die Beweise und zwar auf eine sehr weitschweifige und schwerfällige Weise nachgetragen werden. Im zweyten Hauptstück des dritten Theils S. 90—192 werden vorzüglich die vier Species der Buchstabenrechnung erklärt. Es ist unglaublich, welchen Hang der Vf. hat, zusammengehörige Dinge zu trennen, und Eintheilungen und Unterabtheilungen zu häufen. So werden z. B. S. 115—134 die Regeln für die Multiplication und Division sowohl der complexen als incomplexen Grössen weitläuftig erklärt, dabey wird aber die Regel für die Exponenten (dass z. B. $a^3 + a^4 = a^7$) gar nicht erwähnt. Diese kommt erst später in einem anderen Abschnitt S. 165—179 vor, nachdem S. 134—144 ein besonderer, hieher gar nicht gehörender und sehr dürftig behandelter Abschnitt über die Theilbarkeit ganzer Zahlen, und S. 144—155 noch ein (durchaus überflüssiger) über die vier Species mit Brüchen in der Buchstabenrechnung eingeschoben worden. S. 155—192 wird nun noch von den Rechnungsarten mit Potenzen, dabey auch von den gebrochenen und negativen Exponenten gehandelt. Die bessere Methode, den Gebrauch der letzten zu rechtfertigen, scheint dem Vf. unbekannt zu seyn. Seiner Gewohnheit, Alles zu trennen, getreu trägt er im achten Abschnitt S. 192—202 Einiges von der arithmetischen und geometrischen Reihe ohne Beweis vor. Darum muss im vierten Theil S. 90—112 und S. 144—176 der alte Teig noch einmal geknetet und dort erst gewürzt werden. Der Vf. beabsichtigte vielleicht, den Anfänger mit einigen Gegenständen erst vorläufig bekannt zu machen, und dann späterhin Alles umständlicher auszuführen. Obschon dieses zuweilen recht zweckmässig ist, so muss es doch, wenn es von Nutzen seyn soll, auf eine ganz andere Weise geschehen, als es in diesem Buch der Fall ist. Die Schreibart des Vfs. ist viel zu weitläufig, Haupt- und Neben-Sätze sind bey ihm viel zu wenig von einander getrennt, und Alles zu sehr in einem bunten Gemisch durch einander geworfen. Besonders soll man behutsam seyn, mathematische Sätze ohne allen Beweis mitzutheilen. Nur wenn sie etwa durch ihre Analogie mit anderen bekannten und erwiesenen Sätzen für den Anfänger ein besonderes Interesse darbieten, sollte man sich dieses erlauben. Allein welches Interesse kann für einen Anfänger die Kenntniss der Regeln, die Summe einer arithmetischen oder geometrischen Reihe zu finden, haben, wenn nicht zugleich der Beweis für die Richtigkeit dieser Regeln mitgetheilt wird? Weit eher ist es zu rechtfertigen, dass der Vf. in der Lehre von den Gleichungen S. 203—217 sich vorläufig auf die Auflösung — er nennt sie Ausarbeitung! — der einfachen Gleichungen mit einer unbekannten Grösse beschränkt, und erst im vierten Theil die Auflösung der Gleichungen mit mehreren unbekannten, sowie auch der quadratischen Gleichungen, vorträgt. Doch selbst hiebey ist zu bedenken, dass, wenn der Schüler sein Handbuch ganz durchgegangen hat, es ihm beym Wiederholen und noch mehr beym späteren Nachlesen sehr angenehm ist, alle zu demselben Gegenstand gehörigen Sätze zusammen übersehen zu können. Es möchte daher mehr geeignet seyn, solche einzelne Lehrsätze und Methoden, die zur Vorbereitung des Anfängers dienen, demselben bey der mündlichen Erklärung mitzutheilen, als sie in die Lehrbücher selbst aufzunehmen.

Der *vierte* Theil enthält ausserdem noch die Lehre von den Logarithmen, den binomischen Lehrsatz, und die Lehre von den Permutationen und Combinationen. Die erste ist mit der Weitläuftigkeit, die man schon an dem Vf. kennt, und doch unvollständig und in einem schlecht gewählten Zusammenhang vorgetragen. Diese ganze Lehre fängt S. 179 so an: „Unter einem Logarithmus einer Zahl versteht man den Exponenten jener Würde, worauf eine Zahl — (welche Zahl?) — erhoben wird, um *eine* andere hervorzubringen." Nun kommen die bekannten vier Regeln über den Gebrauch der Logarithmen, und dann erst wird im folgenden Abschnitt die Art, wie für alle Zahlen in jedem System der Logarithmus (durch gebrochene und negative Zahlen) dargestellt werden kann, erläutert. Die Einrichtung der Tafeln ist gar nicht erklärt. Der Vf. verweist in dieser Hinsicht (S. 194. §. 64) auf die den Tafeln selbst jedesmal vorangeschickte Einleitung. Die wichtige Verbesserung, statt durchaus negativer Logarithmen solche mit negativer Charakteristik zu gebrauchen, wird S. 207 in einer Anmerkung kaum erwähnt. Der binomische Lehrsatz (S. 220—251) ist für ganze, positive Exponenten nicht, wie es sich gehört, aus der Combinationslehre hergeleitet, sondern auf die sogenannte $(m+1)$ Methode gegründet. Dabey ist der für gebrochene und negative Exponenten gegebene Beweis ist eine blosse Induction. — Die Lehre von den Combinationen und Permutationen ist äusserst dürftig und unvollständig behandelt.

Was No. 2, das Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie, betrifft, so ist dasselbe zwar nicht in dem nämlichen Grade mit Fehlern beladen, als No. 1: dennoch muss Rec. auch dieses leider zu der Classe derjenigen rechnen, deren wir eine Unzahl besitzen, und wodurch weder die Wissenschaft selbst, noch ihre Lehrmethode im Mindesten gefördert wird. Der Vortrag des Vfs. ist darin zwar nicht so unerträglich weitläuftig wie in dem Lehrbuch der Arithmetik. Aber dennoch ist er nichts weniger als kurz. Dabey ist er unbestimmt, schleppend und hin und wieder dunkel. Die Hauptsätze sind nirgends recht hervorgehoben, und müssen aus einer zu grossen Menge von Zusätzen mühsam herausgesucht werden. Diese Zusätze sind dabey sehr häufig nicht (was sie eigentlich seyn sollten) unmittelbare Folgen aus dem Hauptsatz, woran sie sich anschliessen, sondern blosse Anmerkungen oder Sätze, zu deren Beweis eine neue eben so weitläuftige Construction und Deduction als für den Hauptsatz selbst nöthig ist. Ueberdiess fehlt mehreren Beweisen die nöthige Schärfe; die Ordnung der Sätze und der Zusammenhang ist übel gewählt. Sowie in dem Lehrbuch der Arithmetik, ist auch hier fast jeder Gegenstand zerstückelt, und die dahin gehörigen Lehren kommen in mehreren

Abschnitten zerstreut vor. So werden z. B. die Lehrsätze, welche sich auf den Kreis beziehen, in nicht weniger als fünf von einander abgesonderten Abschnitten vorgetragen, wodurch dem Anfänger die Ueberficht und das Wiederholen unendlich erschwert wird.

Der *erste Theil* der Schrift enthält die Longimetrie und Planimetrie; der *zweyte* die Stereometrie, Trigonometrie und die Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf das Feldmessen. Man sieht hieraus, und der Vf. bemerkt es auch ausdrücklich (S. 7), dass er die Eintheilung der Geometrie in Longimetrie, Planimetrie und Stereometrie annimmt. Wie indessen bey dieser Eintheilung die Lehre von der Lage der Ebenen gegen einander in den ersten Theil (S. 241—262) gekommen ist, möchte schwer einzusehen seyn.

Gleich auf der ersten Seite des ersten Theils kommen ein paar sonderbare Verirrungen vor. Der Vf. erklärt nämlich als Gegenstand der reinen Geometrie die Ausdehnung *der Zeit und des Raums* (!). — Auf derselben ersten Seite heisst es: „Die Wissenschaft von den stetigen ausgedehnten Grössen heisst Geometrie"; unmittelbar darauf folgt *als Zusatz:* „Ausgedehnte Grössen, die einander vollkommen decken, oder genau in einander passen, sind congruent; weil dann alle ihre Theile der Ordnung nach einerley Grösse und Lage und deshalb die nämliche Quantität und Qualität haben." Was will aber dieser Zusatz anders sagen als: Figuren oder Körper, die vollkommen in einander passen, *heissen* congruent? — Unrichtigkeiten und Unbestimmtheiten dieser Art findet man fast auf jeder Seite. So S. 6. §. 4: „Eine Fläche heisst krumm, wenn nicht immerhin (!) nach zwey ihrer Puncte eine gerade Linie so gelegt werden kann, dass sie ganz auf der Fläche aufliegt." Diesem gemäss wäre die Oberfläche eines jeden eckigen Körpers eine krumme Fläche. Ferner liest man S. 7 (§. 6): „Wenn für gewisse Stücke in jeder beliebig angenommenen Lage nicht mehr als eine ausgedehnte Grösse von gewisser Art möglich ist, so sagt man, dass die Grösse und alle übrigen Stücke derselben durch die angenommenen Stücke gegeben oder vollkommen bestimmt sind", durchaus dunkel und unrichtig: denn es giebt z. B. unendlich viele (freylich gleiche) Dreyecke, die in zwey Seiten und dem eingeschlossenen Winkel übereinstimmen. Doch in dieser Hinsicht drücken sich die meisten Lehrbücher der Geometrie nicht ganz richtig aus. Um so mehr muss man es also unserem Vf., der es hiemit nichts weniger als genau nimmt, zu gute halten. — Das erste der drey Merkmale für die Congruenz der Dreyecke lautet bey ihm so: „Wenn in zwey Dreyecken zwey Seiten nebst dem eingeschlossenen Winkel gleich sind, so u. s. f." Er denkt nicht daran, dass der Anfänger darunter auch die Gleichheit von zwey in demselben Dreyeck befindlichen Seiten als die Bedingung, wovon der Satz spricht, verstehen könnte. Der Vf. verdient um so grösseren Tadel, weil alle besseren Lehrbücher ihn hierauf hätten aufmerksam machen können. S. 93 (§. 52) wird eine gross Menge von Zusätzen zusammengehäuft, welche als Vorbereitung dienen sollen, um den Beweis des Satzes über die Summe der Winkel einer jeden vieleckigen Figur auch auf Figuren mit erhabenen Winkeln auszudehnen. Der Hauptgrund, worauf der Vf. sich hiebey stützt: „jede Figur mit erhabenen Winkeln könne durch Diagonalen, die von den erhabenen Winkeln ausgehen, in mehrere Theile zerlegt werden, die lauter hohle Winkel enthalten", ist Zus. 3 ohne weiteren Beweis hingestellt. Allein dieses dürfte noch nicht so ganz ausgemacht seyn, und ist dem Anfänger nichts weniger als einleuchtend.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Iserlohe*, b. Langewiesche: *Der kranke Mai.* Ein Mährchen von *Cornelius Hölterhoff.* 1832. 96 S. 16. (5 gr.)

Deutet der vollendete Stil auf reifere Jahre des Autors, so athmet dagegen ein so inniges Jugendgefühl, ein Leben und Weben in der Natur daraus, dass wir auf Frühlingsalter des Vfs. rathen möchten, solches auch wünschten: wie viel Schönes und Herrliches dürfte in diesem Fall die Literatur von ihm erwarten, noch dazu in einer in unseren Tagen ganz vernachlässigten Gattung, der elegischen Dichtung! Gedicht ist die sinnige Allegorie, wenn sie auch keine Sylben zählt. Welche Anklänge lässt sie tönen in dem fühlenden Herzen, dem denkenden Geist! — Wie der alte Naturforscher durch den kranken Mai, den er vor seinen Augen sterben, und wieder lebendig werden sieht, an seine Jugend erinnert wird, an alles, „wo er gefehlt, und wo er recht gethan", so auch der Leser, welcher höher hält Unschuld und Tiefe des liebevollen Gemüths, das Ahnen der gläubigen Seele, als die Klugheit des überlegenden Verstands. Ein solcher wird den Vorwurf der Schwärmerey nicht ungern über sich ergehen lassen, und gewiss gleich dem Rec. wünschen, dass bald ein grösseres Werk von den schönen Naturgaben, der edlen Ausbildung des uns unbekannten Vfs. ein rühmliches Zeugniss ablege.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

MATHEMATIK.

1) Kempten, b. Dannheimer: *Lehrbuch der Arithmetik zum Gebrauch in den Schulen und zum Selbstunterricht*, von *J. V. G. Bundschue* u. s. w. 1ster — 4ter Theil.

2) Ebendaselbst: *Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie zum Gebrauche in den Schulen und zum Selbstunterrichte*, von *J. V. G. Bundschue* u. s. w. 1ster und 2ter Theil.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In dem dritten Hauptstück S. 130, worin von der Aehnlichkeit der Figuren gehandelt wird, vermisst man die Erklärung des Begriffs der Aehnlichkeit gänzlich. Der Vf. beruft sich in dieser Hinsicht nur zuweilen beyläufig (z. B. in dem Beweis von §. 90. S. 140) auf sein Lehrbuch der Arithmetik. Hier findet sich aber an der besagten Stelle (Th. I. S. 3) nur Folgendes: „Dinge von einerley Quantität heissen gleich (*entia aequalia*), von einerley Qualität ähnlich". Qualität wird ferner S. 2 so erklärt: „Die Bestimmung des Mannichfaltigen in einem Dinge und der Art, wie die Verknüpfung desselben in ihm gedacht wird, heisst seine Beschaffenheit oder Qualität". Diese Erklärung ist, wie man sieht, aus den Grübeleyen der Metaphysik hergeleitet, und ermangelt ganz der Klarheit einer mathematischen Definition. Die gewöhnliche: Aehnliche Figuren sind solche, welche in der Lage und im Verhältniss der Seiten übereinstimmen, scheint allein allen Foderungen völlig zu entsprechen. Das zweyte Merkmal für die Aehnlichkeit der Dreyecke drückt der Vf. S. 144 so aus: „Wenn in zwey Dreyecken ein Winkel gleich ist, und die beiden einschliessenden Seiten *proportionirt* sind, so u. s. f." Einige der vorigen Bemerkungen treffen nur die Ausdrücke, obschon auch hierauf in einem Lehrbuch die grösste Sorgfalt verwendet werden soll. Ueberhaupt ist die Sprache des Vfs., selbst in Beziehung auf die technischen Ausdrücke, durchaus uncorrect. Er schreibt gleichschenklicht u. s. f. Folgendes geht die Sache selbst näher an. Statt die Rectification des Kreises auf den jedem Anfänger einleuchtenden Satz zu gründen, dass der Umfang eines inneren Vielecks allezeit kleiner und der eines äusseren allezeit grösser als der Umfang des Kreises ist, dass daher, in soweit der Umfang eines äusseren, in Theilen des Halbmessers ausgedrückt, mit dem Umfang eines inneren übereinstimmt, auch beide mit dem Umfang des Kreises übereinstimmen müssen, beweist der Vf. (S. 192), dass sehr kleine Sehnen von ihrem Bogen sehr wenig verschieden sind. Hieraus schliesst er, dass der Unterschied zwischen unendlich vielen Sehnen und den dahin gehörigen Bogen oder zwischen der Peripherie ebenfalls unendlich klein ist. Er scheint nicht einzusehen, dass der denkende Anfänger ihm sogleich den Einwurf machen könne, dass zwar die Grösse des begangenen Fehlers, wenn man die Sehne dem Bogen gleich setzt, mit der Verkleinerung des Bogens abnehme, dass aber eben dadurch die Menge der begangenen Fehler (wenn man nämlich die Summe aller Bogen der Summe aller Sehnen gleich setzt) zunehme, dass also der Fehler im Ganzen allerdings beträchtlich seyn könne. Der Vf. bezieht sich zwar auf die Proportion:

$$\text{Periph.} : \text{Perimet} = \infty \text{ arc.} : \infty \text{ chord.}$$
$$= \text{arc.} : \text{chord.}$$

Allein in dem S. 192 gegebenen Beweis ist der Umstand lange nicht genug hervorgehoben, dass das Verhältniss des unendlich kleinen Bogens zu der zugehörigen Sehne dem Verhältniss 1 : 1 unendlich nahe kommt. Der Anfänger erkennt daraus nur, dass der absolute Unterschied zwischen einem kleinen Bogen und der zugehörigen Sehne gegen irgend ein unveränderliches Mass (den Halbmesser z. B.) unendlich klein ist, so wie der Vf. selbst S. 193 nur hierauf aufmerksam macht. Ueberhaupt zieht der Fehler, den der Vf. beging, da er die richtige Methode, den Kreis zwischen die Peripherie des inneren und äusseren Vielecks einzuschliessen, verliess, nothwendig andere Unrichtigkeiten und Unvollkommenheiten nach sich. So z. B. sagt der Vf. S. 195, wo er von der numerischen Berechnung des Umfangs handelt: „Der Perimeter des in den Kreis beschriebenen 768Ecks ist (den Halbmesser = 1 gesetzt) = 6, 2830. Dieser kommt aber der Kreislinie *sehr* nahe." Allein, wie nahe? Darauf weiss er nicht zu antworten. Ueberhaupt scheint derselbe von dem unendlich Grossen und Kleinen ganz unrichtige Begriffe zu haben. Im zweyten Theil S. 85 erklärt er sich darüber auf folgende Weise: Wir können uns eine unendlich kleine Grösse nur als solche denken, die sehr klein *oder* gänzlich verschwunden, also keine Grösse mehr ist u. s. f. — Mit diesen unrichtigen Begriffen scheint es auch zusammenzuhängen, wenn der Vf. S. 225 Zus. es als einen mathematisch erwiesenen Satz aufstellt, dass der Kreis

fich nicht quadriren läfst. Derfelbe verwechfelt hier offenbar das feiner Natur nach Unmögliche mit dem, was es uns nach dem jetzigen Zuftand der Wiffenfchaft ift.

Rec. hat fchon im Eingang bemerkt, dafs in diefem Lehrbuch faft Alles zerftückelt und aus dem richtigen Zufammenhang geriffen ift. So wird denn auch von der Berechnung des Flächeninhalts erft S. 221, nach der Lehre von der Rectification des Kreifes, gehandelt. Der wichtigfte Satz diefes Abfchnitts, dafs die Flächen eines Quadrats und Rechtecks fich wie die Producte der Grundlinie in die Höhe verhalten, ift nur für den befchränkten Fall, wo die Seitenlinie des Quadrats ein Mafs von der Grundlinie und Höhe des Rechtecks ift, bewiefen. Ungeachtet der grofsen Weitläuftigkeit des Vfs., fowie der vielen Beyfpiele, die er zufammenhäuft, wird der Anfänger doch nirgends darauf aufmerkfam gemacht, dafs die Unterabtheilungen des Längenmafses von denjenigen des Quadratmafses, fowie das Verhältnifs der Quadratmafse von zwey verfchiedenen Ländern von dem der zugehörigen Längenmafse, verfchieden ift, ein Punct, wobey die Anfänger, wie Rec. aus Erfahrung weifs, nur gar zu leicht fehlen. Der Vf. hätte beffer gethan, die vielen Tabellen über die Längenmafse, die er feinem Lehrbuche der Arithmetik eingefchaltet hat, hier mitzutheilen, und mit den nöthigen Bemerkungen über den Gebrauch derfelben bey dem Quadrat- und Kubik-Mafs zu begleiten. Das letzte Hauptftück diefes Theils handelt (S. 241—262) von der Lage der Linien gegen Ebenen und der Ebenen gegen einander. In diefem Hauptftück, welches, wie Rec. fchon bemerkt hat, nach der von dem Vf. gewählten Eintheilung der Geometrie zu dem zweyten Theil diefer Schrift gehörte, vermifst man wieder das nöthige Hervorheben der Hauptfätze. Der wichtige Satz, dafs zwey Linien, die mit der nämlichen dritten parallel find, es auch unter fich find, kommt S. 247 als Zufatz vor; und dennoch wird zu dem Beweis deffelben eine eben fo umftändliche Conftruction als für den Hauptfatz felbft gebraucht. — Die Merkmale für den Parallelismus von zwey Ebenen find nicht vollftändig aufgeführt, fo wie denn auch die Auflöfung der merkwürdigen Aufgabe, die kürzefte Entfernung von zwey Linien, die nicht in einer Ebene liegen, zu finden, vermifst wird.

In der Stereometrie, womit der *zweyte* Theil anfängt, ift die Ordnung eben fo unglücklich gewählt. Der Vf. beginnt die Stereometrie mit der Lehre von den körperlichen Ecken, welche er S. 1 fo erklärt: „Wenn drey oder mehrere geradlinige Winkel in verfchiedenen Ebenen fo liegen, dafs fie alle Einen Scheitel und jede zwey nächften einen Schenkel gemein haben, fo heifst die *Neigung* aller diefer Ebenen zu einander ein körperlicher Winkel, oder ein körperliches Eck". Zu diefer Erklärung fügt er (S. 2) als Zufatz ohne den mindeften Beweis hinzu, dafs alle Seitenflächen eines folchen Ecks zufammengenommen kleiner als 4 R. find. Unmittelbar nach den erften Erklärungen und noch vor der Lehre von den Prismen kömmt die von den regulären Körpern. Dann folgen die Erklärungen der in den Elementen gewöhnlich behandelten Körper nebft mehreren fich darauf beziehenden Lehrfätzen, und nun wird in den folgenden Capiteln Alles noch einmal im Einzelnen durchgenommen. Den wichtigen Lehrfatz, dafs Prismen (fenkrechte und fchiefe) fich wie ihre Grundflächen verhalten, beweift der Vf. (S. 25) dadurch, dafs er fie beide in unendlich viele Prismen von gleicher Höhe getheilt denkt. Nun, fagt er, verhalten fich die ganzen Prismen offenbar, wie die unendlich kleinen Prismen, worin das eine und andere getheilt wird. Allein ein Prisma, deffen Höhe unendlich klein wird, verwandelt fich in feiner Grundfläche. Daher u. f. f. Hieraus mag man auf die Behandlungsart im Ganzen fchliefsen. Bey dem Vortrag der Trigonometrie ift der Vf. vorzugsweife in feinen gewöhnlichen Fehler einer unerträglichen Weitläuftigkeit gefallen. So wie in der Geometrie die Hauptfätze nicht genug hervorgehoben und von den Zufätzen getrennt find, fo finden fich in der Trigonometrie im Gegentheil mehrere Sätze, die unmittelbar analytifch aus den vorhergehenden fliefsen, als befondere Lehrfätze aufgeftellt. Von diefer Art find alle Sätze von S. 126—134. Der Fehler ift um fo gröfser, als der Anfänger durch die Trigonometrie vorzugsweife an die analytifche Methode gewöhnt werden foll.

Rec. meint hiedurch den Lefer gehörig in Stand gefetzt zu haben, um über den Werth diefer Schrift zu entfcheiden. Er glaubt nur noch erinnern zu müffen, dafs der Vf., gerade fo wie es in allen dem Rec. bekannten Schriften gefchieht, dem Perpendikel, welches von dem Endpunct eines Halbmeffers auf den anderen gefällt wird, (wenn nämlich jeder einen Schenkel des betrachteten Winkels bildet) den Namen: Sinus giebt, da eigentlich doch das Perpendikel, nur wenn es in Theilen des Halbmeffers ausgedrückt ift, Sinus genannt werden mufs, fo dafs der Sinus eigentlich keine Linie, fondern eine Zahl ift, welche das Verhältnifs von zwey Linien angiebt. — Den Schlufs diefer Schrift macht die Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf die Feldmefskunft (S. 294—356). Man findet indeffen hier durchaus nicht, was man in einem Lehrbuch der Feldmefskunft erwarten könnte. Von der Einrichtung und dem Gebrauch der Werkzeuge, von dem Nonius z. B., ebenfo über die Theorie der Fehler wird gar nicht geredet; fondern das Ganze befchränkt fich auf ganz allgemeine Vorfchriften, unzugängliche Weiten und Höhen zu meffen.

Ax.

STUTTGART, in d. Hallberger'fchen Verlagshandlung: *Algebra* oder *die Elemente der mathematifchen Analyfis*, von *Fr. Ed. Desberger*, Prof. der Mathematik an der Univerfität und an der polytechnifchen Centralfchule in München. 1831. 263 S. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

Während die Richtung unferer Zeit fonft immer mehr auf das Praktifche, wenigftens Zeit und Anftrengung Erfparende geht, fcheinen die Lehrer der Mathematik den entgegengefetzten Weg einzufchlagen. Ueberfetzungen und Bearbeitungen halb vergeffener Schriften

aus dem Alterthum werden herausgegeben, und dem Publicum zum Gebrauche empfohlen. Der alte Euklides soll — so verheissen wenigstens zahlreiche Schulprogramme — in der Ursprache gelesen werden, weil auch unserem Zeitalter die Zurechtweisung gelte: „dass es keinen Königspfad zur Geometrie gebe." Die Analysten fassen ihre Gegenstände immer abstracter auf, und man will ein Rechnen mit Zahlen kaum noch einer wissenschaftlichen Behandlung für fähig halten. So hat auch Hr. Prof. *Desberger* uns ein Lehrbuch der niederen Analysis vorgelegt, das hinter dem Schild jener Euklidischen Worte die individuelle und concrete Behandlung der Mathematik möglichst weit von sich wegwirft. Wir sehen es gerne, wenn die Wissenschaft oft Bearbeiter findet, die sie in möglichster Strenge darzustellen suchen, aber wir müssen es beklagen, wenn diese wissenschaftlichen Kunststücke der Jugend, wenn auch der akademischen, als Lehrbücher aufgedrungen werden sollen. Die Erfahrungen der meisten Lehrer werden sich darin vereinigen, dass, einzeln Auserwählte abgerechnet, der allzu systematische Unterricht in der Mathematik wenig Eingang findet, und dass man demselben durch mancherley Beziehungen auf Gegenstände der Künste, Gewerbe und andere Wissenschaften erst Bahn brechen muss. Desshalb kann Rec. dem Vf. nicht beypflichten, wenn er behauptet, der Unterricht, wo er auch immer gegeben werde, möge ohne beschränkende Rücksichten (das heisst doch wohl Rücksichten auf Alter, Beruf, Vorkenntnisse u. s. w.) gegeben werden.

Es ist schon im Allgemeinen schwierig, die Analysis an den Unterricht in der niederen Arithmetik anzuschliessen. Was soll vorausgesetzt werden, wenn ich zeige, dass $a + a = 2a$? Etwa die blosse Addition $1 + 1 = 2$? Das wäre freylich materiell genügend. Allein das reicht nicht für den Zusammenhang aus, der nur von dem Gereifteren erfasst werden kann. Gut! so lege man also demjenigen die Buchstaben-Addition vor, welcher schon seine Schule in der Arithmetik gemacht hat. Dann aber ist die letzte bloss eine Fertigkeit für ihn, aber keine wissenschaftliche Grundlage. Es kann aus ihr nicht das Mindeste bewiesen werden, weil sie selbst keine Evidenz, als das Zutreffen der Resultate hat. Wie aber? Womit beweisen wir nun, dass $a + a = 2a$, dass $16a : 2 = 8a$ u. s. w.? Wir müssten in der That mit dem Eins und Eins und Einmal Eins beginnen und ihre Richtigkeit darthun. Rec. ist weit entfernt, mit solchen Einwürfen die Gewissheit analytischer Sätze angreifen zu wollen; aber es dünkt ihm schwer, einen bestimmten Anfangspunct für die Buchstabenrechnung zu finden, und er glaubt in ihr mit desto mehr Recht die Grammatik der Arithmetik zu finden, die dann freylich nicht zu spät hinausgeschoben werden darf. Insbesondere hat er sich mit der weiten Zurücksetzung der Gleichungen in diesem wie in anderen Büchern nicht befreunden können.

Gleichungen sind nicht, wie Hr. *D.* sagt, Aggregate, deren Werth Null ist, denn dann müssten alle nicht auf Null gebrachten Gleichungen diesen Namen nicht verdienen; sondern Gleichungen sind Werth-Bestimmungen überhaupt, sobald Werth die Bedeutung von kürzestem Zahlausdruck haben soll. Und in der That, was ist unser Rechnen Anderes, als ein Näher-Rücken des Vieltheiligen und Verschlungenen vor unser Erkenntnissvermögen und eine möglichste Verkürzung der Sprach- und Schrift-Zeichen für Zahlvorstellungen? Addiren heisst eine gleichgeltende Benennung für mehrere Theilvorstellungen von Zahlen finden. Wo aber diess Finden so leicht ist, dass wir die geistige Operation nicht mehr gewahr werden, da hören wir auf, es Rechnen zu nennen. Sehen wir zwey Personen vor uns, so denkt Niemand daran, dass wir addiren; indem wir urtheilen, es seyen ihrer zwey; und dennoch haben wir das Nämliche gethan, wie der Rechnungsführer, welcher Folioseiten voll Zahlen addirt. Eine Gleichung ist das Urtheil, dass zwey Zahlvorstellungen einander gleich seyen, mögen nun diese Zahlvorstellungen eintheilig oder vieltheilig seyn, aus bekannten oder unbekannten (doch vorläufig als bekannt angenommenen) Grössen bestehen. Die eine Seite der Gleichung ist das Subject, die andere das Prädicat, die Gleichheits-Striche sind die Copula. Aber $a > b$ ist ein negatives Urtheil, denn das Prädicat kann unendlich viele Werthe haben. Allein dem Zweck nach sind die Gleichungen wesentlich verschieden: entweder *intuitiv* oder *ratiocinativ*. Die ersten veranschaulichen nur dieselbe Grösse von einer anderen Seite oder in einem anderen Gewand zu einem gewissen Gebrauch, z. B. $aa = a^2$; die anderen aber wollen etwas zwar Bestimmtes, aber wegen der Verwickelung noch nicht in die Augen Springendes bekannt machen, und sind entweder *synthetische*, z. B. $a + b = x$, oder *analytische*, z. B. $a + x = b$. Jene Gattung umfasst die ganze gemeine Arithmetik, wird aber selten vollständig dargestellt, weil das x als Werth aller bekannten Grössen und als Ziel der ganzen Operation ohnehin nicht aus den Augen verloren werden kann. Die andere aber, weil ihre Anordnung von der natürlichen Gedankenfolge abweicht, und weil gewisse vorbereitende Operationen nöthig sind, um sie auf die synthetische Gleichung zurückzuführen, gehört der Wissenschaft mehr als dem Leben an. Indessen kann der Lehrer sehr gut auf die Anweisung zur synthetischen Rechnungsart jedesmal die zur analytischen folgen lassen; dann werden sich die Jünglinge nicht so sehr vor derselben sträuben, als wenn sie in ein ganz neues Feld, aus dem sie keinen Ausgang erblicken, geführt werden. Und so sollte denn in den Lehrbüchern der Analysis die Lehre von den Gleichungen nicht den Schlussstein des Ganzen, sondern den Kitt zwischen den einzelnen Theilen bilden. Auch ist es ja Hn. *Desberger*, wie allen seinen Vorgängern, unmöglich gewesen, die Gleichungen nebst den ihnen nothwendigen Veränderungen von den früheren Capiteln ganz auszuschliessen. Die Consequenz, und ganz besonders die Euklidische, besteht ja nicht darin, dass unter einem generellen Namen (wie im vorliegenden Falle: *Gleichung*) alles hierauf Bezügliche zusammengestellt und abgehandelt wird, sondern dass nichts vorausgeht, was erst sein Licht und seinen Beweis aus dem Folgenden erhalten muss.

Uebrigens kann dem Vf. das Lob einer strengen Consequenz nicht versagt werden, und wir wünschten nur, dass diese Euklidische Tugend sich auch mit dessen Nettigkeit und mit einer mehr als Euklidischen Kürze und Vollständigkeit vereinigt hätte. Was den ersten Punct anlangt, so ist es unangenehm, ausser einem kurzen Inhaltsverzeichnisse gar keinen Wegweiser und Meilenzeiger durch das Buch zu haben, zumal bey einem quadratförmigen Format. Die Eintheilung des alten Geometers in Bücher, in Lehrsätze, Aufgaben, Auflösungen, Beweise, Zusätze mag mitunter steif aussehen; gleichwohl ist Rec. der Ueberzeugung, dass sie eine der vorzüglichen Empfehlungen der Elemente ausgemacht hat. Der Reisende wird nur halb so müde und orientirt sich doppelt so leicht, welcher durch Uhr und Meilenzeiger weiss, was er hinter sich und vor sich hat.

Wenn wir dem Buche mehr Kürze wünschten, so geschah diess mit Rücksicht auf die umständliche Darstellung der Lehre von den Complementen, die doch weiter Nichts sind, als ein, und zwar unbedeutender, Rechenvortheil. Doch sind diesem Gegenstand 12 Quartseiten gewidmet. Nicht minder weitläuftig finden wir die Darstellung der Logarithmen, nicht darum, weil die Aufsuchung des Moduls vollständig ausgeführt ist, sondern weil die Logarithmen von 231, von 11; 7; 3; 2 mit einer ermüdenden Vollständigkeit berechnet sind. Es genügte doch wohl, das Verfahren an zwey Primzahlen und ihrem Producte zu zeigen, es war aber noch viel mehr genügend, den Werth der Divisionen und Multiplicationen mit Wurzeln und Modul anzugeben, ohne diese mechanischen Rechnungen selbst auf vielen Blättern darzustellen. Wie kurz ist dagegen die Lehre von den Reihen abgefertigt! Die Reihen des höheren Rangs werden gar nicht erwähnt. Wir sind der Meinung, ein Lehrbuch, welches einmal die Elemente der Analysis mittheilen wollte, und welches in formeller Hinsicht so grosse Anfoderungen macht, durfte nicht wohl mit den Gleichungen des zweyten Grades abbrechen, durfte nicht die Lehren von den Primzahlen, von den Kettenbrüchen, von den Wurzelausziehungen der höheren Grade, von den Reihen des höheren Rangs, von den Combinationen, Permutationen und Variationen und anderen Gegenständen, die man gewöhnlich in diesen Kreis versammelt, absehen. Für den blossen Dilettanten ist die Form zu abstract, für den Mathematiker das Feld zu klein. Auch wüsste Rec. kein Buch, das als die Fortsetzung des vorliegenden angesehen werden dürfte, und so dem nach Höherem Verlangenden Befriedigung böte. Denn wer z. B. *Lacroix* als Führer für die hier weggelassenen Lehren erwählen wollte, der würde doch wohl auch den früheren Weg an dieser Hand zurücklegen, damit er an steilen Stellen einen bekannten Wegweiser hätte.

Wir haben bereits so viel getadelt, dass es den Schein gewinnt, als erkennten wir die Verdienste dieser Elemente nicht an. Wir müssen aber versichern, dass wir diess im hohen Grade thun, und dass wir an mehr als Einer Stelle mit wahrer Freude die scharfe Darstellung des Vfs. bewundert haben. Wir würden uns auch nicht versagen, durch Aushebung einiger Stellen dieses Urtheil zu bestätigen, wenn nicht die Einrichtung unserer Literatur-Zeitung eine weitere Ausdehnung dieser Recension verböte. Inzwischen empfehlen wir das Buch jedem Freunde der systematischen Mathematik als eine lesenswerthe Erscheinung. Druck und Papier werden ihm keine Störung verursachen, und die Druckfehler sind am Ende mit Genauigkeit verzeichnet.

Ns.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Braunschweig*, im Verlags-Comptoir: *Der Renegat auf Morea.* Trauerspiel in drey Aufzügen. Nach dem Neugriechischen des Olympiers *Georg Lassanis*, ehemals Officier der heiligen Schaar und Adjutant des verstorbenen Fürsten Alexander Ypsilanti. Von *Harro Harring*. 1831. VIII u. 104 S. 8. (16 gr.)

Anziehend durch den Stoff, dramatisch dadurch, dass die tragische Novelle dialogisirt ist, und poetisch durch die metrische Sprache.

Vir.

Iserlohn, b. Langewiesche: *Jedem das Seine!* Original-Lustspiel in Versen und drey Aufzügen. Von *C. Karoli*. 1832. 94 S. 16. (9 gr.)

Das Seine erhält nun wohl ein Jedes in diesem Stückchen; der verdriessliche Hagestolz hält nach wie vor dem Keifen der herrischen Haushälterin still; das alternde Fräulein wird die Gattin des Mannes, der ihr 20 Jahre treu geblieben; die eifrige Schülerin der Mozinschen Grammatik verlobt sich mit dem angehenden Studenten; vielleicht ist er zu jung für sie, um die schon der Hagestolz freite. Nur der Zuschauer geht leer aus, er findet nicht die Art von Liebenden, die ihm genehm sind, was wahrscheinlich dem Lustspielchen, das artig geschrieben, aber nicht von Witz und Leben spricht, auch in Einfällen und Situationen nicht zu ist, nur einen mässigen Beyfall verheisst.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Barth: *Antigone, Trauerspiel von Sophokles,* übersetzt von Dr. *K. F. S. Liskovius.* Mit dem griechischen Text zur Seite. 1829. XIV u. 148 S. 8. (16 gr.)

Der Uebersetzer ist nach dem Vorworte ein Arzt, welcher seit geraumer Zeit die Tragödien des Sophokles zur Lieblingsunterhaltung in solchen Stunden erhoben hat, die er von ärztlichen Geschäften und ärztlichen Studien erübrigen konnte. Diesen Umstand darf man bey Beurtheilung seiner Arbeit nicht unberücksichtigt lassen, weil man dem *Dilettanten* manche Schwäche wird nachsehen können, welche bey dem Philologen vom Fach strengere Rüge verdiente. Wiewohl aber Rec. deshalb weit billigere Foderungen an die Uebersetzung des Hn. *Liskovius* macht: so vereinigt sie doch zu viele Mängel in sich, als dass man sie nicht für gröſstentheils misslungen erklären müſste; und da der Vf. selbst den Glauben zu hegen scheint, als ob er durch seine Verdeutschung etwas Vorzüglicheres geleistet habe, als seine besseren Vorgänger, unter welchen wir namentlich *Solger* und *Thudichum* verstehen: so wollen wir eine der weniger misrathenen Stellen (V. 631—652) aus seiner Uebersetzung ausheben, und diese, mit beständiger Rücksicht auf die beiden genannten Uebersetzer, kritisch beleuchten. Die Stelle steht S. 61 fgg.:

So, Kind, geziemt es in der Brust gesinnt zu seyn,
Dass väterlichem Rath hintan man alles stellt.
Deſswegen wünschen ja die Menschen Kinder, die
Gehorchen, als Erzeuger zu besitzen heim,
Dass sie am Feinde rächen die Beleidigung,
Und dass den Freund sie ehren mit dem Vater gleich.
Wer aber undienstfert'ge Kinder auferzieht,
Was meinst du, was er anders, als sich selber Noth
Und für die Feinde viel Gelächter, hat erzeugt?
Nun denn, o Sohn, verliere nie um Minnelust,
Um eines Weibes willen, den Verstand, und sey
Gewiss, dass frostiges Umarmen dieses wird,
Daheim ein böses Weib als Bettgenoss! Denn welch
Geschwüre wär wohl gröſser, als ein schlechter Freund?
Darum verabscheu' als wie deine Feindin sie,
Und lass die Dirne da im Hades einen freyn!
Denn nun, nachdem ich offenkundig sie ergriff,
Von allem Volk die einz'ge Widerspenstige,
Will ich dem Volk als Lügner nicht mich zeigen, nein,
Sie töden (*sic*)! Dazu preise sie den Zews (*sic*), den Hort
Der Blutsverwandtschaft! Lass ich diese leiblichen
Verwandten ohne Zucht, die Fremden dann gewiss!

V. 631 entspricht das Wort *Kind* dem griechischen ὦ παῖ nicht ganz; es ist dieſs nichts Anderes, als *mein Sohn* oder *lieber Sohn*. Auch *Solger* hat hier durch die Uebersetzung *Söhnlein* gefehlt. V. 632 erfüllt in Rücksicht der *Cäsur* die Anfoderungen nicht, welche man in unseren Tagen mit Recht an einen Uebersetzer macht. Es ist bekannt, daſs der sogenannte tragische Trimeter vorzugsweise die beiden unter dem Namen Pentemimeres und Hephthemimeres bekannten Cäsuren liebt. Seltener bedienen sich die Tragiker anderer Haupteinschnitte, namentlich aus ganz begreiflichen Ursachen (schon weil sie gegen die Foderungen der Abwechselung und Mannichfaltigkeit verstöſst) der sogenannten Hexemimeres:

–, –, –,
υ — υ — υ — || υ — υ — υ —,

welche daher auch Sophokles zwar zuweilen — und dann wohl mit allem Fleiſse — aber doch gegen den anderen Cäsuren nur selten anwendet. Hr. *L.* dagegen scheint diese Cäsur zu einer seiner Lieblingscäsuren erhoben zu haben; wie sie sich denn nicht bloſs hier, sondern auch anderwärts auſserordentlich häufig findet; z. B. S. 7. V. 37:

So steht es nun für dich || und zeigen wirst du bald;
V. 59: Ach Aermste, was kann *ich* || in solchem Fall noch thun?

Ferner S. 9:

V. 43: Ob du sammt dieser Hand || dem Todten helfen willst;
V. 44: Denkst du begraben ihn || was unerlaubt der Stadt?
V. 47: Unsel'ge, wenn Kreon || es nun verboten hat?
V. 54: Am aufgeknüpften Strang || das Leben von sich wirft;
V. 56: Durch Wechselmord den Tod || das unglücksel'ge Paar;
V. 57: Gemeinsam sich ertheilt || von gegenseit'ger Hand;
V. 61: Bedenken müssen wir's || dass wir als Frauen sind.

Eben so S. 11 in den Versen 65. 69. 71. 82 u. s. f. An allen diesen Stellen hat das Original diese Cäsur nicht. V. 633 betont Hr. *L. Deſswégen* statt *Déſswegen;* in denselben Fehler einer falschen Betonung verfällt er V. 66 *Nachsícht* statt *Náchsicht;* V. 86 *laut aús* statt *laút aus* u. s. w. Auch den *Eigennamen* dringt er oft eine Betonung auf, die sie bey uns nicht adoptirt haben; z. B. immer *Kreón* statt *Kréon* u. a. V. 21. 31; V. 47 u. a. v. a. O. In demselben Verse (633) bricht er mitten im Sinne ab, was im Originale

nicht der Fall ist. Hierin fehlt er ebenfalls ungemein oft, vergl. z. B. S. 7. V. 25 fgg.:

> — — doch den jammervoll
> Entseelten Leichnam des Polynikes, sagt man, hat
> Den Bürgern er befohlen, in dem Grabe nicht
> Zu bergen, noch zu trauern jemand, unbeklagt
> Vielmehr zu lassen — —

Solger und *Thudichum* vermeiden hier diesen Fehler, indem jener:

> Deſshalb ja beten Männer stets, Nachkommen sich
> Folgsamer Sinnart ihren Häusern aufzuziehn,

und dieser:

> Denn darum beten Männer wohl, daſs ein Geschlecht
> Folgsamer Söhne sie umblüh' im Vaterhaus,

übersetzt. — V. 634 scheint der Gebrauch des Wortes *heim* für *daheim* undeutsch; doch möchten wir dieses Wort noch eher gelten lassen, als so manche, in dieser Uebersetzung vorkommende, unseres Bedünkens von Hn. *L.* selbst gebildete Wörter, wie z. B. V. 937 *in dem erzbandigen Schloſs*; V. 944 *Meeresbraus* u. s. f. V. 636, der ganz mit der *Thudichum*'schen Uebersetzung übereinstimmt, ist doppelsinnig und deſshalb nicht zu billigen. Man weiſs nicht, ob die Kinder die Freunde eben so hoch, als den Vater, oder ob sie die Freunde eben so ehren sollen, wie der Vater dieselben ehrt. *Solger* viel deutlicher:

> Jedoch den Freund hoch ehren, gleich dem Vater selbst.

Die *undienstfert'gen Kinder* (V. 637) entsprechen dem griechischen ἀνωφέλητα τέκνα nicht. Richtiger hat *Solger undankbare* und *Thudichum nutzlos*. Auch V. 640 wird das griechische μή νύν ποτ', ὦ παῖ, nicht erschöpfend durch *Nun denn nie* gegeben. Zugleich möchte Rec. bezweifeln, daſs daselbst μὴ τὰς φρένας ἐκβάλῃς richtig durch *Verliere den Verstand nie* übersetzt sey, indem die griechische Redensart mehr ein gewaltsames Vonsichstoſsen verständiger Ueberlegung und Einsicht, als das, in der von Hn. *L.* gewählten deutschen Phrase liegende, mehr passive Verlieren des Verstandes in sich schlieſst. *Bettgenoſs* (V. 643) von einem *Weibe* möchte eben so schwer zu rechtfertigen seyn. *Solger:*

> „Der schlechten Hausfrau beygesellt."

Thudichum:

> — — erkennend wohl,
> Daſs kaltes Liebumfangen, das dir werden wird
> Ein arges Weib in Bett und Haus. —

Die Verse 645 und 646 sind noch prosaischer, als die übrigen, und stechen sehr zu ihrem Nachtheile gegen das Original ab. *Solger* giebt diese Verse so:

> Drum laſs mit Abscheu solche widerwärtige
> Jungfrau zum Hades, eines Andern Weib zu seyn;

bey *Thudichum* lauten sie:

> Nein, mit Verachtung lasse von der Feindin ab,
> Und in dem Hades suche sie den Gatten sich.

An beiden Uebersetzungen tadeln wir, daſs sie das, von Hn. *L.* richtig wiedergegebene, in den Worten τὴν παῖδα τήνδε liegende Verächtliche nicht gehörig ausgedrückt haben; aber sie sind doch im Ganzen dichterischer ausgefallen. — Bey allen diesen Mängeln der Uebersetzung gebührt dem Hn. *L.* das Zeugniſs, daſs er im Ganzen den Sinn des Originals nicht unrichtig gefaſst hat.

Die Verlagshandlung hat das Werkchen vorzüglich gut ausgestattet.

Weit vorzüglicher, als die angezeigte Uebersetzung, obgleich noch sehr von wahrer Vollendung entfernt, ist eine uns so eben zugekommene Probe, welche Hr. Dr. *Friedrich Carl Wex*, Director des Gymnasiums zu Aschersleben, folgendem Schulprogramm:

Aschersleben, in d. Hallerschen Buchdruckerey: *Jahresbericht über das Gymnasium zu Aschersleben.* 1832. 32 S. 4.

vorausgeschickt hat. Sie enthält die *erste Hälfte* der Antigone. Der bescheidene Vf. gesteht selbst, daſs die Uebersetzung ihm für den Druck noch nicht reif genug und den Ansprüchen, welche er an eine, ein antikes Kunstwerk in vaterländischen Tönen wieder gebende Reproduction mache, nicht genügend erscheine. Sie empfiehlt sich durch eine edle, würdige Diction, durch sorgfältigen Versbau, und, wie sich bey einem Philologen, der schon durch eine sehr lobenswerthe Ausgabe dieser Tragödie, sowie durch eine gelehrte *Epistola critica ad G. Gesenium* seine Sprachkunde und namentlich seine vertraute Bekanntschaft mit Sophokles, bewährt hat, von selbst versteht, durch richtige Darstellung des Sinnes. Richtig aber nennen wir dieselbe nur in sofern, als überhaupt die Hauptgedanken des Dichters richtig aufgefaſst und wieder gegeben sind. Denn da die Uebertragung sonst sich sehr frey bewegt, so ist freylich manche Schattirung des Originals verloren gegangen; mancher Nebengedanke ist eingetragen, mancher Zusatz gemacht worden, und was Sophokles oft in wenige Worte kräftig zusammengefaſst hatte, findet man hier erweitert und zu neuen Gedanken verarbeitet. Wir wollen, um dieses Urtheil zu bestätigen, gleich den Anfang der Tragödie mittheilen.

Antigone.

> Weiſst du, Ismene, Schwester, blutsverwandtes Haupt,
> Der Leiden, der von Oedipus ererbten, eins,
> Nur eins, das Zeus bey unsrem Leben nicht vollzog?
> Giebt's einen Schmerz, giebt's eine Schmach noch, einen Schimpf,
> Der nicht, dem Wehe unsres Fluches zugesellt,
> Nicht unter deiner, meiner Leiden Zahl sich fänd'?
> Und welchen Machtsspruch, sagt man, hat nun wieder heut
> Der Herrscher allem Volke eben kund gethan?
> Weiſst du davon? vernahmst du's? doch kaum ahnst du wohl,
> Daſs jetzt der Feinde Unglück unsren Freunden droht.

Ismene.

> Mir kam von unsren Freunden keine Kunde zu,
> Antigone, nicht frohe, nicht betrübende,
> Seit jenem Tage, wo der Brüder Wechselmord
> Uns beiden, den Verwaisten, beide Brüder nahm.
> Und jetzt, da fortgezogen der Argiver Heer,

Seit dieſer Nacht, wüſst' ich nichts weiteres,
Nicht daſs beglückter, noch daſs mehr bedrängt ich bin.

Antigone.

Das wüſst' ich wohl, und lieſs drum aus des Hauſes Flur
Heraus dich rufen, daſs du einſam es vernähmſt.

Ismene.

Was haſt du? Finſt'res, ſeh' ich, brüteſt du im Sinn'.

Wenn gleich in dem 1 Verſe das *blutsverwandte Haupt* den griechiſchen Ausdruck αὐτάδελφον κάρα überbietet: ſo iſt auch im 2ten mit dem Worte *ererbten* eine Nebenidee beygemiſcht, die wir in dem einfachen τῶν ἀπ' Οἰδίπου κακῶν nicht finden. *Eins, nur eins*, iſt wieder viel ſtärker, als das griechiſche ἓν, und woher das pathetiſche: *dem Wehe unſres Fluches zugeſellt*, das hier nicht einmal einen richtigen Sinn giebt, iſt kaum begreiflich, wenn man das griechiſche οὐκ ἄτιμον vergleicht. Die darauf folgenden Verſe dagegen ſchreiten in richtigem Ebenmaſs der Gedanken ſowohl als des Ausdrucks mit den griechiſchen fort. Aber wie kam Hr. *W.* dazu, daſs er V. 13 das Original: ἐξ ὅτου Δυοῖν ἀδελφοῖν ἐστερήθημεν δύο, Μιᾷ θανόντοιν ἡμέρᾳ διπλῇ χερί, faſt bis zum φορτικὸν ſteigerte: *der Brüder Wechſelmord nahm beide Brüder?* — Antigone hatte ihre Schweſter aus des Hauſes Flur herausgerufen, damit ſie *allein* (μόνη), entfernt von Anderen, die neue traurige Kunde vernähme. *Einſam* giebt einen anderen Sinn, und ward dem Ueberſetzer wohl nur von dem leidigen Sylbenmaſse zugeſchoben. Auch V. 20 ſcheint uns das καλχαίνουσ' ἔπος zu frey überſetzt.

So könnten wir Mehreres ausheben, wobey wir angeſtoſsen ſind: wie z. B. V. 26 *des beklagt geſunknen* (ἀθλίως θανόντα) *Polynikes Leib;* oder wenn der Ueberſetzer aus dem edeln Tone zuweilen in die gemeine Sprache fällt, wie V. 34 *Auch nimmt die Sache er nicht leicht*, und V. 36 *So ſteht's, und bald nun zeigt ſich* u. ſ. w. — Daſs übrigens Hr. *W.* immer den beſſeren Lesarten gefolgt ſey, haben wir mit Vergnügen wahrgenommen.

Wir fügen noch ein Wort über den Wohllaut der Verſe bey, der im Ganzen zwar Lob verdient, aber oft geſtört wird durch eine nachläſsige Anhäufung einſylbiger Wörter, welche in unſerer Sprache, wo ſie ſo leicht entſteht, ſelbſt in einer wohlgeordneten Proſa zu vermeiden iſt. Eine ſo holpernde Eintönigkeit, wie z. B. V. 69: *Nicht ford' ich mehr dich auf, und wenn du ſelbſt dich jetzt* — würde kein griechiſches Ohr ertragen haben.

Aller dieſer Bemerkungen ungeachtet, iſt es unſer aufrichtiger Wunſch, daſs Hr. *Wex* ſein Verſprechen erfüllen, und uns eine Ueberſetzung des ganzen Stücks, mit beygefügter Erläuterung der Tragödie vom dramaturgiſchen und äſthetiſchen Standpuncte aus, als Probe einer deutſchen Bearbeitung der ſämmtlichen Tragödien des Sophokles, liefern möge. Für das Dramaturgiſche iſt jetzt nur durch Etwas geſorgt, das vielleicht Manchen unbedeutend bedünken möchte, wir aber allen Ueberſetzern griechiſcher Schauſpiele zur Nachahmung empfehlen möchten. Wir meinen die Angabe der Zeit und des Platzes, wo die Perſonen ſpielen, und die ſcéniſche Charakteriſirung der Perſonen ſelbſt, vor jeder Scene, ganz auf dieſelbe Art, wie ſolches in neueren Schauſpielen, zum Nutzen der Acteurs ſowohl als der Leſer, zu geſchehen pflegt.

— β — st.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Die Bildung der deutſchen Beredſamkeit.* In Briefen an einen Staatsmann. Von D. *Theodor Heinſius*, ordentl. Profeſſor am Berliniſchen Gymnaſium zum grauen Kloſter, Ehrenmitgliede der deutſchen Geſellſchaft u. ſ. w. zu Leipzig. 1831. IV u. 90 S. gr. 8. (12 gr.)

In unſerer redeluſtigen Zeit war es zu erwarten, daſs auch auf die Bildung zur Beredſamkeit bald würde das pädagogiſche Augenmerk gerichtet werden. Hr. *Heinſius* hat auch die Gelegenheit ergriffen, um ſeine vielen *Opera* noch durch vorliegende ſogenannten *Briefe* (Rec. weiſs aber nicht, worin die Briefform derſelben anders als in der Anrede, *mein Herr*, beſteht, und wie ſie motivirt iſt) zu vermehren. Da nun jetzt einmal Alles auf den Staat-Bezug haben muſs, ſo glaubte Hr. *H.* auch ſeine Briefe durch die Bezeichnung: an einen Staatsmann in Curs zu bringen. Rec. hat aber auch von einem Staatsmann und von dem Staate gar nichts in den Briefen merken können; der Vf. hätte dem Inhalte nach eben ſo gut jede andere beliebige Perſon zum Statiſten, an den er ſeine breite Rede richtet, wählen können. Fünf Sechſtel des Buches ſind gefüllt mit allerhand Gerede über Beredſamkeit, mit Auszügen aus Cicero, Quinctilian und aus den Neueren, *Leſſing, Herder, Kant* u. A. m., wobey allerley artige Dinge zum Preiſe der Beredſamkeit vorgebracht werden, die aber ſich jeder Gebildete ſelbſt ſagen und überall finden kann, der ſeinen Cicero und *Leſſing* zu leſen verſteht; ein Staatsmann aber, der das nicht kann, wird auch durch Hn. *H.* nicht viel klüger werden. An eigentliche Begriffsentwickelung, an wiſſenſchaftliche Auffaſſung des Gegenſtandes iſt nicht zu denken. Freylich kommen auch manche gute praktiſche Bemerkungen vor, z. B. daſs die Knaben erſt die Kunſt zu *hören* und zu *ſchweigen* lernen müſſen (gewiſs die Berliniſchen am meiſten), daſs die Schwatzhaftigkeit (in den vollen Claſſen?) die Quelle vieler böſen Neigungen ſey, und die Knaben ihre Organe dadurch in eine ſchlaffe Thätigkeit ſetzen und alle Willenskraft verlieren u. ſ. w. Der Vf. ruft aus (gewiſs über die zungenfertige Berliner Jugend mit Recht in Verzweiflung): „*Wer giebt uns den Lycurgus, der unſere Knaben Schweigſamkeit lehre?*“ Die Herrn Profeſſoren und Directoren könnten ſelbſt die Lycurge werden, wenn ſie nicht gar zu zart, human und zu fein und milde wären, als daſs ſie es wagen ſollten, ihrer Jugend mit den Mitteln des Lycurgus (d. h. mit der Geiſsel) entgegen zu treten,

sondern sich lieber von ihnen verhöhnen und ihre Worte nicht vor dem dumpfen Sausen des schwatzhaften Jungen vernehmen lassen. Der Vf. will die Jugend zur Selbstkritik in ihren schriftlichen Aufsätzen und Arbeiten führen, meint aber, es fehle unserer Jugend schon eben so an Zeit und Geduld, wie unseren Männern, die das *nonum prematur in annum* nur aus ihrem Horaz kennten. Rec. besorgt, dass die Jugend bey des Vfs. Anleitung derselben zur Selbstkritik auch Hn. *H.* auf den alten Horatius verweisen werde. Der eigentliche Zweck des ganzen Büchleins wird nun auf den letzten 4 Blättern angegeben. Der an Selbstkritik gewöhnte schon reifere Jüngling soll einen *freyen Vortrag seiner eigenen Arbeiten halten*. Darunter versteht der Vf. die in der Classe vom Katheder herab gegebene memorirte Mittheilung einer selbst ausgearbeiteten didaktisch oratorischen Abhandlung über irgend einen Begriff oder Lehrsatz, der ein fruchtbarer Gegenstand für Discussion werden kann. Wenn aber der Vf. weiter nichts wollte, so erinnert er wieder an das *quid tanto dignum feret promissor hiatu*. Wo ist eine gute Schule, in der des Vfs. Vorschläge nicht schon längst ausgeführt sind? Rec. hofft zur Ehre des Vfs., dass auch er diese Uebung längst vorgenommen habe. Damit aber auch in der Schule ja die Berlinische Conversation schon gepflegt und geübt werde, soll bey solchen Discussionen zwischen den Opponenten und Respondenten der Primaner der Nutzen auch besonders eine treffliche Vorübung für den *guten Stil der Gesellschaft seyn* (*sic!*). (Rec. dankt aber für die *langstiligen* Gesellschaften solcher von den Professoren der Beredsamkeit zugestutzten jungen Schön-Redner; in der That, wenn auf die Berlinischen Thees die Schule Rücksicht nehmen soll, dann muss Hr. *H.* in seinen Conversationen und Discussionen auch noch das Berlinische Complimentirbuch einstudiren lassen!) — Nach Angabe seines reformatorischen ganz *neuen* Weges zur Umgestaltung der Jugend — (ein Brief handelt davon, an welchem also der genug gehabt hätte, dem des Vfs. Vorschläge noch unbekannt wären) — kommt der Vf. auf die *Theorie* zu sprechen; doch ist diese bald abgethan und soll der Universität überlassen werden, welche denn wieder Stoff zu der gemächlichen, sich selbst gar gerne hörenden Schönrednerey des Vfs. giebt. Auf der Universität soll der erste Versuch zu *extemporirten Vorträgen* gemacht, die jungen Theologen auch darin examinirt werden. (Schwerlich werden darin viele bestehen!) Mit dem frommen Wunsch, dass sich auf Universitäten *oratorische Vereine* bilden mögen, schliesst der Vf. — (Die Studenten werden aber gewiss bald ermüden, sich selbst viel vorzupredigen!)

Rec. hat sich bey Durchlesung dieser sonst wohl gemeinten Schrift des Lächelns nicht enthalten können. — Die Schule, die Theorie soll Redner erzeugen; das kann nur das Leben! Gebt erst Gelegenheit zur Beredsamkeit durch die Staatsverfassung, dass Männer in grossartiger Oeffentlichkeit auf das Volk wirken können; es wird an Rednern auch in Deutschland nicht fehlen. — Baden und Baiern beweisen es. Canning und Pitt wurden in ihren Gymnasien und auf ihren Universitäten keine Redner. Durch alle moderne Künstlichkeit wird man keine exotische Pflanze auf einem Boden fortbringen können, der nicht fähig ist, sie zu nähren. Wenn die Beamteten statt *schreiben*, *reden* müssen, dann werden auch ohne Hn. *H.*'s Schul-Rednerey Redner sich bilden. Die Zeit wird auch einmal statt eines papiernen ein redendes Zeitalter in Deutschland herbeyführen, der Anfang ist schon da. Einstweilen helfen alle Citate aus Quinctilian und Cicero und alle Briefe an Staatsmänner nicht viel; Berlinische Conversationsschwätzerey wird keine Redekunst werden, wie sie die Alten wollen, und bey dem *Abrichten* dazu kann leicht das Schönste verloren gehen, das besser ist als alle Redeübung, die *alte* des Jünglings!

Sch —.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Das Haus der Grafen Ominski*. Erzählung von *A. V. T. Süd*. 1832. 198 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine recht gut vorgetragene Geschichte, voll Liebe und Leiden und kriegerischer Abentheuer, tragischer Natur, wie das nicht anders seyn kann, wenn der Schauplatz zur Zeit des letzten Kriegs in diesem unglücklichen Lande ist. Vielleicht ist Oertlichkeit und Sitte nicht immer aufs strengste beachtet; dagegen kann man die ruhige Darstellungsweise eine unparteyisch und sicherlich wahre nennen. Es geht daraus hervor, dass der Meinungsstreit zur blinden Wuth fortreisst, dass die Gewalt nur zu oft in die Hände Unwürdiger, des Pöbels, und der Ueberspannten fällt, und dass es die heilloseste Verblendung ist, an der nicht selten die redlichsten Menschen Theil nehmen, als heilige der Zweck die Mittel.

F. k.

Cöslin, b. Hendess: *Novellen*, von *J. E. Benno*, Verf. des Wächterhorns u. a. m. Der Jahrmarkt in Zanow. Georg Podiebrad und sein Barbier. Der Küster zu Giltenbach. Der Mutter Angsttraum. Herzog Svantepolk. stes Bändchen. 1831. 288 S. 8. (1 Rthlr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1831. No. 125.]

So lange es Leute giebt, denen nicht mit Scheffeln, nur mit Löffeln beyzukommen ist, werden auch Bücher, die gar bequemlich Bruchstücke aus der Geschichte darbieten, in leicht zu verschluckende Säftchen abgezogen, ihr Publicum finden, das noch obendrein den Glauben haben kann, etwas zu besitzen, das mit dem Annehmlichen einigen wahren Gehalt verbindet.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Hartmann: *Natur, Thier, Mensch, Engel, Gott.* Philosophisch betrachtet von *C. Fr. Chr. Schüler.* Auch unter dem Titel: *Humanismus.* Eine vorläufige Schrift. 1829. XXIV und 184 S. gr. 8. (18 ggr.)

Da Philosophie und Theologie von jeher auf gar vielfache Weise — bald fördernd, bald hemmend — auf einander eingewirkt haben: so kann es nicht auffallend seyn, wenn auch der Vf. es versucht hat, mit einer Art philosophischem Systeme, welches er in der Vorrede natürliche *Philosophie* des natürlichen Menschen nennt, zur Aufhellung verschiedener Hauptpuncte der Theologie und zugleich der Anthropologie im weiteren Sinne mitzuwirken. In der vorausgeschickten *Einleitung* oder 2ten Vorrede (S. XIII — XXIV) verwahrt er sich zwar dagegen, dass dieses Buch für etwas mehr als eine vorläufige Schrift gehalten werde, und bezieht sich besonders auf die S. 104 bis zu Ende folgenden, nachher hinzugekommenen Entwickelungen. Indessen möge doch — mit Uebergehung einer schon hier vorkommenden theils unverständlichen, theils nicht ganz geziemenden Bestreitung der Speculation, als des Strebens nach einem Standpuncte, den der Mensch doch in Ewigkeit nicht erreiche, über den Inhalt des vorliegenden Werkes selbst Folgendes berichtet werden.

Im ersten Theile der Hauptabhandlung spricht der Vf. über die *Seelenfähigkeiten der Thiere*, mit Rücksicht auf den Menschen, und schreibt jenen nicht nur eine *Seele* überhaupt, sondern auch, als Bestandtheile derselben, einen Verstand und eine Seele im engeren Sinne zu. Auch nimmt er, wie andere Lehrer der Naturwissenschaft, besondere Aeusserungen der Seelenthätigkeit an, welche theils in Trieben und Affecten, theils in gewissen Manieren und Eigenthümlichkeiten der einzelnen Thiergeschlechter bestehen, glaubt aber, dass die ganze Seelenthätigkeit der Thiere nur in einer vollkommenen *Abhängigkeit, Sinnlichkeit*, bestehe. Der Mensch sey vorzüglich durch den *Geist* (Gemüth, Vernunft) von den Thieren unterschieden, und dieser erscheine als die *Selbstentwickelung* einer ursprünglichen Thätigkeit, und entwickele die Gefühle oder Anerkenntnisse von Sünde und Tugend, Schuld und Strafe. Sehr ausführlich zeigt der Vf. zugleich S. 10 — 16, dass auch durch das Sprachvermögen der Mensch sich vor den Thieren auszeichne, zieht dann S. 19 ein Resultat der bisherigen Darstellung, und erörtert in einem Anhange noch das Verhältniss und die Verbindung des Geistes, der Seele und des Körpers. Aber, erst in den späteren Entwickelungen S. 102 u. ff., wo er damit beginnt, dass die *Wissenschaft* vom Menschen ausgehe, sofern sie menschlich sey und sich selbst erzeuge und entwickele, bedingt durch die *Aesthesis*, und dass dieselbe sich nach der doppelten Beschaffenheit des Menschen in die zwey Reiche theile, die *Sophia* und die *Mathesis*, wird das Wesen des Geistes und der Seele weiter erörtert. I. „Der Geist — sagt der Vf. S. 113, — weiss, der Aussenwelt entgegengestellt, zuerst sein Selbst; und darin liegt die Wahrheitnehmung, d. h. die Wirklichkeit in und durch die Nothwendigkeit und umgekehrt." — Was er aber hierunter versteht, ist nicht leicht zu sagen. — Eben so, wenn er fortfährt: Das *Selbst* sey also das Fühlen, Wissen von der Wirklichkeit eines Nichtweltlichen in der Welt, es sey das reine Ich. Unter den Einzelgefühlen — warum nicht Geisteskräften? — sey zuerst die *Vernunft* zu nennen; darin sey die Persönlichkeit, und in dem Bewusstseyn dieser der Rechtsanspruch begründet. Dann heisst es S. 117: Neben Vernunft stellen wir das *Gemüth* im Geiste; jener fehlt die Ewigkeitsvermuthung, in welcher Hinsicht S. 119 der Schluss gezogen wird, dass im Gemüthe der Unsterblichkeitsglaube begründet sey. Nachdem der Vf. dann auch einige Bestimmungen über das Gedächtniss und die Erinnerungskraft gegeben hat, wovon jenes nur eine Einzelentwickelung der Seele seyn soll, sagt er S. 124 recht schön: „Man gehe einmal in der gestirnten Nacht unter den stillen Himmel, und schaue recht lange und mit Glauben an die Ewigkeit in seinen weiten Schoos (besser Raum), kehre plötzlich den Geistesblick in den inneren Himmel, und versuche, ob man die Ewigkeit des Geistes nicht glauben kann." II. Ueber die *Seele* stellt der Vf., indem er das Verhältniss des Menschen zur Aussenwelt berücksichtigt — gleichfalls eine eigene Theorie auf. Dieselbe sey nach seiner Ansicht die sinnliche Substanz, die Leidenlichkeit, Empfänglichkeit des Menschen, in der zwey Grundempfängnissvermögen enthalten, das Begreifende, der *Verstand*, und das Fühlende, das *Gefühl*. Sie sey Erregbarkeit für die *Aussenwelt* als Ausdehnung, wie der Geist Erkenntniss besitze für deren Schönheit.

S. 130 wird dann das Verhältniſs des Geiſtes zu *Gott* und zur Seele noch näher beſtimmt, und unter anderen behauptet, es liege im Geiſte eine ſchöpferiſche Kraft der *Ideale*, d. h. er nehme wahr das Ideelle an der Auſsenwelt. Angeborne, d. h. vollkommene *Ideen* aber habe der Menſch nicht. Dergleichen ſtehen nur Gott zu. Darum ſeyen unſere Ideen nur Ideale. Schlieſslich kommt der Vf. S. 134 auf die Triebe und Leidenſchaften und auf die Geſinnungen gegen *Gott*, wo er gleichfalls eine neue Anſicht darſtellt.

Was nun dieſe ganze Theorie vom Geiſt und der Seele des Menſchen betrifft, ſo iſt dieſelbe zwar der bisherigen Pſychologie in ſofern nicht gemäſs, als dieſe bekanntlich das Weſen der Seele in einem weit gröſseren Umfange verſteht, nämlich als den Inbegriff aller Kräfte und Anlagen des Menſchen, die nicht zum Körper gehören: indeſſen dient dieſelbe ſehr paſſend, um das, was den Menſchen vor dem Thiere auszeichnet, beſſer hervorzuheben, iſt allein einer trichotomiſchen Eintheilung des Menſchenweſens entſprechend, und wird auch durch einige Stellen des Neuen Teſtaments, wo ψυχή und πνεῦμα, freylich mit Hinſicht auf das πνεῦμα τοῦ θεοῦ, unterſchieden wird, unterſtützt. Doch ſollte ſtets das Wort „Seele“, nach Rec. Dafürhalten, mehr mit Gemüth gleichbedeutend, d. h. ſo verſtanden werden, daſs es den Willen und das Empfindungsvermögen in ſich begreift; unter Gemüth aber mit dem Vf. bloſs das Vermögen des Unſterblichkeitsglaubens zu verſtehen, iſt dem Sprachgebrauche völlig zuwider. Dieſes Vermögen gehört vielmehr der Vernunft, als dem Vermögen der Ideen oder des Idealen, an, ſowie der höhere Verſtand und die Urtheilskraft ebenfalls dem menſchlichen Geiſte beyzuzählen ſind. Immer aber wird es mehr auf Beachtung des inneren *Lebens* des Menſchen, als auf wiſſenſchaftliche Beſtimmung der verſchiedenen Zweige des niemals ganz erkennbaren inwendigen Menſchenweſens, ankommen.

Im zweyten Haupttheil des ganzen Werks beginnt ſodann der Vf. S. 31 und S. 139 (der weiteren Entwickelungen) ſeine Anſichten über *Religion*, *Religioſität*, *Kosmotheïsmus* u. ſ. w. vorzutragen. Hier eifert er beſonders gegen die Lehre von der Entſtellung des göttlichen Ebenbildes durch den Sündenfall der erſten Menſchen, und behauptet unter anderen, daſs die an einer ſolchen Lehre Hangenden von der Rechtmäſsigkeit irgend einer ihrer Erkenntniſſe oder Handlungen nicht reden, oder wohl gar auf eine Geiſtestaufe Anſpruch machen könnten u. ſ. w. In der wahren Menſchenehre liege mit ſeiner ewigen Wahrheit und ewigen Bedeutung das Wort: μετανοεῖτε, ἤγγικε γὰρ ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν. Im Menſchen liege das Himmelreich, ein ewiger unerſchöpflicher Schatz u. ſ. w. Allein, abgeſehen von der dogmatiſchen Begründung jener Lehre ſelbſt, ſo ſind die angeführten Worte des Neuen Teſtaments offenbar anders zu verſtehen, als ſie hier der Vf. verſteht. Es giebt zwar ein inneres Himmelreich des Menſchen; aber dieſes, ſowie das Theilhaben an dem chriſtlichen Himmelreiche überhaupt, ſetzt nach Evang. Johannis Cap. 3. V. 5 eine völlige Sinnesänderung, eine Wiedergeburt aus dem Waſſer und aus dem Geiſte voraus. Iſt aber dieſe erfolgt, ſo gelangt der Menſch wieder zur Erkenntniſs der Wahrheit und Uebung des Guten. Wenn ferner der Vf. S. 38 äuſsert: „Wie kann der Menſch das höchſte Selbſt *erkennen*, ohne ſelbſt es ſchon geworden zu ſeyn? Τὰ τοῦ θεοῦ οὐδεὶς οἶδεν, εἰ μὴ τὸ πνεῦμα τοῦ θεοῦ“: ſo zeugt dieſe Stelle gerade gegen ſeine Anſicht, indem ſie beweiſt, daſs ohne göttliche Offenbarung und ohne Stimmung des Geiſtes und Herzens zum Glauben an dieſe Offenbarung eine Erkenntniſs des göttlichen Weſens nicht möglich iſt. Das Folgende, namentlich, was S. 41 u. ff. über die zwey Verhältniſſe der Abhängigkeit und der Unabhängigkeit geſagt iſt, enthält allerdings viel Wahres, wenn gleich auch Ungeziemendes, wie S. 48 eine *argumentatio ab abſurdo*. Aber das S. 51 daraus gezogene Reſultat: „Religion iſt das durch den Glauben an die Zweckmäſsigkeit (Zureichenheit, Göttlichkeit, Gröſse u. ſ. w.) unſerer Natur gewirkte Leben. Wir nennen ſie das Menſchengefühl. Denn hiedurch allein glaubt und verehrt der natürliche Menſch Gott, ζωὴ αἰώνιος,“ iſt nicht begründet. Vielmehr iſt unter *Religion*, — im ſubjectiven Sinne — wenn die Beſtimmung ſowohl der heiligen Schrift, als der Vernunft gemäſs ſeyn ſoll — das Bewuſstſeyn des Menſchen von Gottes Weſen, Wirken und Willen, in vorzüglicher Hinſicht auf den Menſchen, zu verſtehen; und dieſes iſt nicht ſowohl Menſchengefühl, als vielmehr *Gottesbewuſstſeyn* (Röm. I, 19, 20) zu nennen. So iſt denn das ganze Syſtem des Vfs. — nämlich das des *Humanismus*, als ſolches einſeitig und mangelhaft, und kann leicht den Stolz auf Menſchenweisheit und Tugend befördern, da doch Demuth vor Gott und den Menſchen die erſte Geſinnung des beſſeren Menſchen iſt. — Indeſſen enthalten ſeine ferneren Bemerkungen über das Geſagte, über *Freyheit* und *Gott*, manches Gute und Wohlbegründete, und ſöhnen den theologiſchen Leſer wieder mit ihm aus. So S. 61: „Aber dieſer *Gottesglaube* (des *Geiſtes*) iſt dem Menſchen ein unabweisbares Bedürfniſs: der Menſch muſs Gott glauben, weil Gott es will. Ναὶ, πατήρ.“ Weiterhin fällt der Vf. zwar wieder etwas aus der Klarheit heraus, indem er ſagt: „Dieſe ewige .... Harmonie des Menſchen .... giebt dem Menſchen, was des Menſchen iſt und ſeyn ſoll, *Zufriedenheit*, und Gott, was Gottes iſt, *Vollkommenheit*, und einigt beides in der Wechſelbedingung der Menſchenanerkennung und des Menſchendankes gegen Gott, χάριν ἀντὶ χάριτος, in der *Religion*, und das iſt *Chriſtus*.“ In der Vorrede hat er inzwiſchen ſeine Behauptungen von Chriſtus in einer eigenen Schrift, welche er jetzt bearbeite, zu rechtfertigen verſprochen, was man daher billig erwarten darf. Mit Recht bezeugt auch er (S. 71), daſs Gott und Menſch ſtets weſentlich verſchieden ſind φῶς οἰκῶν ἀπρόσιτον; und hierin liege, — was man wieder nicht recht einſieht — die ungeheure Bedeutung des kirchlichen Syſtems von der Dreyeinigkeit. „Iſt aber *Gott* das Selbſt mit der ewigen Urkraft — heiſst es dann weiter — ſo iſt abſolut Nichts auſser ihm, was durch ſeine Kraft nicht vollkommen und in Ewigkeit getragen würde. Κράτος αἰώνιον.“ Dann aber kommt der Vf. wieder auf jene Definition der Religion des

natürlichen Menschen und endlich auf das Verhältniss zwischen Gottglauben und Menschenliebe — und schliesst damit: „Der Herzensgott ist ewig kein lebendiger Gott. So wollte es *Christus*, d. h. er war der Mensch, d. h. der Sohn *Gottes*, ἃ ἤκουσα παρὰ πατρὸς, ταῦτα λέγω εἰς τὸν κόσμον.“

Im 3ten Haupttheil der ersten Abhandlung wird vom Vf. noch über *Offenbarung* und *Offenbarungsschrift* gesprochen, mit Hinsicht auf die Kirche und gegen die speculativen Dogmatiker, die etwas natürlich darstellen wollen, was in diese Sphäre nicht gehören könne. — Hier kommen gleich anfangs Aeusserungen vor, wie folgende: „Wer Christum nicht liebt, kennt ihn nicht; und Christum nennt fürwahr Jeder seinen Herrn im heiligen Geiste.“ *Engel* sollen aber des Vfs. Neumenschen seyn (?). In Bezug 1) auf die *Offenbarung selbst* erfodert er, dass dieselbe durch sich selbst für das Subject gewiss seyn müsse. *Neue Offenbarung* aber sey einzig die von Gott, gleichviel auf welche Weise, gewirkte Erhöhung des Menschen nach seinem Wesen, eine Vervollkommnung der menschlichen Natur — worauf aber S. 85 wieder einige übereilte Aeusserungen folgen. In Bezug 2) auf die *Offenbarungsschrift* fodert der Vf., wie andere Dogmatiker, a) Verständlichkeit, b) Kürze u. s. w., und glaubt, dass diese Affectionen die Bibel im höchsten Grade besitze. Der Bibel- und Kirchen-Geist der protestantischen Kirche sey aber auf Gottes Menschengeist gegründet. Dieser werde wohl bleiben bis ans Ende der Tage. Zum Schluss noch mehrere Stellen des Neuen Testaments und ganz zuletzt: „Εἷς θεὸς, εἷς καὶ μεσίτης etc.“ Also im Ganzen hier alles — wenn gleich in ein philosophisches Gewand gekleidet, — biblisch, und dem kirchlichen Glaubenssysteme nicht zuwiderlaufend.

In den *Entwickelungen* handelt der Vf von S. 138 bis Ende bestimmter 1) über *Religiosität*, Kosmotheismus u. s. w., welche erste er aber wieder nicht richtig und zu abstract definirt. Alle *Religionstheorien* lassen sich aber in 3 Hauptclassen vereinigen a) *Kosmotheismus*, b) *Anthropotheismus*, wohin der Vf. offenbar irrig neben der ästhetisch griechischen Religion auch den jüdischen Jehovahtheismus im Allgemeinen rechnet, da doch dieser als wahre monotheistische Religion mehr zu der 3ten Theorie, nämlich c) dem *Pneumatotheismus* gehört, welcher insbesondere die prophetische und die christliche Religion in sich begreift. 2) Ueber *Gottglauben*, wo zu Anfange, wie an anderen Stellen, sehr kräftig gegen den Pantheismus gesprochen wird, S. 157 aber wieder etwas unverständliche Aeusserungen vorkommen. S. 163 heisst es in gleicher Hinsicht gegen den speculativen Aber- und Unglauben: „Warum soll durch den Menschen alles vereinerleyet werden, da es Gott ewig und für Ewigkeiten geschieden hat“ u. s. w. So auch S. 171 eine schöne Stelle, dass der Mensch auf Erden im Glauben verklärt werde u. s. w. „Und nun — fährt der Vf. fort — fragst Du noch, was *Erlösung* sey, und ob sie *Christus* gebracht und den Menschen verheissen habe. Das wird Dir der heilige Geist sagen, der aber nicht Menschenworte redet“ u. s. w. Endlich wendet er sich zu der protestantischen Kirche, indem er bezeugt, dass dieselbe ihre heiligen Rechte nicht nur gegen ihre Erbfeindin Mutter, sondern eben so sehr gegen die inneren Verunstaltungen zu behaupten habe. Mit Recht sagt er: „Der Glaube an die freye Gnade Gottes in Christo ist der ewige, welcher allein die Menschen retten und vor Unwahrheit im Denken und Handeln schützen kann.“ So auch habe unsere Kirche den Glauben an den *heiligen Geist* bewahrt, dessen Manche unwürdig wären. Alle aber, die es redlich meinen, mahnet er schliesslich zur Besonnenheit; dieses ist, wenn er auch selbst etwas zu sehr eifert, ein sehr beachtungswerthes Wort zu seiner Zeit.

Demnach enthält das vorliegende Werk, dessen Verhältniss zu den neuesten Systemen der Philosophie hier nicht näher geprüft werden konnte, aller bemerkten Mängel ungeachtet, manches Schätzbare, und ist als ein nicht zu verachtender Beytrag sowohl zur Förderung der Theologie, als der Philosophie anzusehen, welcher durch die Anführung der Worte des Neuen Testaments nicht wenig an Nutzbarkeit gewonnen hat, und in einer zu hoffenden folgenden Auflage durch ein besseres System und weitere Erörterung der Lehre von der Welt (Natur) noch mehr gewinnen dürfte.

Π. Γ. Β.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Wienbrack: *Bibliothek der Elementar-Pädagogik*, herausgegeben von *Ad. Ant. Rob. Gutbier*, Dr. der Philos. und erstem Lehrer an der Friedrich-August-Schule zu Dresden. 1 *Band*. Auch unter dem Titel: *Nouveau Systeme de Lecture comparative française-allemande;* ou: *Vergleichendes französisch-deutsches Lese- und Sprech-Buch* (mit der Vorrede oder Einleitung). 152 S. Der *zweyte Band*, auch unter dem Titel: *Vergleichende französisch-deutsche Lesemethode nach Krugscher und Stephanischer Lehrart*. VIII und 96 S. nebst mehreren Tabellen oder Lesetafeln. 1830. gr. 8. (1 Rthlr. 9 gr.)

Dieses didaktisch pädagogische Werk hat, wie theils schon aus dem Titel und der Vorrede, theils aus dem Inhalte selbst hervorgeht, einen zwiefachen besonderen Zweck, wodurch es sich von den meisten anderen Lehrbüchern zum Elementarunterricht unterscheidet: 1) zu zeigen, wie Kinder zur fast gleichzeitigen Erlernung der deutschen und der französischen Sprache zu bilden seyen, und 2) bey dem Lesenlehren die Lautirmethode, verbunden mit der Buchstabirmethode, jedoch mit eigenthümlicher Benennung der Buchstaben, anzuwenden. Warum aber der Vf. das Ganze — mit dem Inhalte nicht ganz übereinstimmend — „*Bibliothek der Elementar-Pädagogik*“ genannt hat, davon giebt er S. 23 der Vorrede zum ersten Bande den Grund an, dass er mehrere Schulbücher zu liefern gedenke, durch welche der Elementarunterricht möglichst zu einem organischen Ganzen erhoben würde, während bisher sowohl Eltern, als Schulvorsteher und

Schulvorsteherinnen in Absicht der Wahl der Lehr- und Lese-Bücher, und in wiefern die Unterrichtszweige in einander greifen oder auf einander folgen müssen, sich oft nicht zu rathen, noch zu helfen wussten.

In dem *ersten Bande* wird nun zuerst vom Zeichen- und Sylben-Lesen, dann im 2 Abschnitte vom Lesen ungetheilter Wörter und Sätze, und im 3 Abschnitte vom Lesen zusammenhängender Sätze gehandelt. Um aber jenen ersten besonderen Zweck zu erreichen, glaubte der Vf. mit einem parallelisirenden Leseunterrichte beginnen zu müssen, wozu man ein zweckmäfsiges, mit einem guten deutschen Lesebuche in Parallele stehendes französisches bedürfe. Dieses wird hier geliefert, statt eines neuen deutschen Lesebuchs aber „der kleine *Leseschüler*, oder das *hochdeutsche Syllabir- und Lese-Buch* von *Krug*," Director der Friedrich-August-Schule zu Dresden, daneben zu gebrauchen empfohlen, in welcher Hinsicht bey jeder Uebung angegeben wird, wo im Leseschüler die Parallele fürs Deutsche sich findet. Nur in Absicht der Ordnung der Leseübungen weicht der Vf. von Letztem ab. — So viel Fleifs und Scharfsinn der Vf. schon in der ersten Abtheilung im Einzelnen bewiesen hat, so waren doch einzelne Mängel in Bestimmung der französischen Buchstaben und Sylben (jene unter der Rubrik: *signes pour les voyelles*, *pour les consonnes etc.*) nicht ganz zu vermeiden. Indessen dürften solche in der Hand eines geschickten Lehrers nur von geringem Nachtheile seyn, sowie auch das von dem Vf. in Hinsicht auf das Deutsche zum Grunde gelegte Buch: *Der kleine Leseschüler* u. s. w. von *Krug*, nach der Recens. in diesen Blättern von 1823. No. 119, für ein sehr zweckmäfsiges Schulbuch zu halten ist.

In der 2 *Abtheilung*, welche das Lesen ganzer Wörter und Sätze betrifft, kommt dann auch ein Verzeichnifs von französischen Wörtern vor, welche auswendig gelernt werden müssen, um desto eher richtig sprechen und schreiben zu lernen, nach den verschiedenen Arten der Töne, wie Verschlüsse, Nasentonlaute, Mündungstonlaute u. s. w., geordnet.

In der 3*ten Abtheilung*, oder den französischen und deutschen Gesprächen, sollte der Lehrer das Wichtigste aus der Physik, Geographie, Botanik, Naturgeschichte u. s. w. als Lesestoff zu Denk- und Sprach-Uebungen vorfinden. Allein, so viel Gutes auch für den ersten Anfänger darin enthalten seyn mag, so scheinen dieselben doch für den weiter fortgeschrittenen Schüler nicht reichhaltig genug zu seyn, wiewohl für den Religionsunterricht durch die in einem Anhange zusammengestellten sechzig bis siebenzig theils gröfseren, theils kleineren biblischen Stellen, in deutscher sowohl als französischer Sprache, sehr befriedigend gesorgt worden ist. (Auch sind *Krugs* Denkübungen, vor wenigen Jahren erschienen und gleichfalls in diesen Blättern (J. A. L. Z. 1827. No. 16) beurtheilt, daneben zu benutzen.)

In der *Einleitung* zum *zweyten Bande*, oder *der vergleichenden französisch-deutschen Lesemethode* (welche der Lehrer schon bey dem Gebrauche der zwey ersten Abtheilungen des ersten Bandes mit zu benutzen hat), geht der Vf. von dem *allgemeinen Zweck der Erziehung* aus, welcher nach *Denzel* darin bestehen soll: „Durch Anwendung der naturgemäfsesten Mittel alle Anlagen und Kräfte des Kindes in ihrer harmonischen Entfaltung so zu leiten, dafs daraus die möglichst vollendete Blüthe der Humanität hervorgehe," oder — wie *Krug* richtiger sagt — „die allseitige Weckung und Stärkung der im Kinde sich regenden Menschenkraft (und Anlagen) zu einer vernünftigen, d. i. zweck- und regelmäfsigen Thätigkeit." Er beschreibt und prüft hierauf die drey vornehmsten *Leselehrarten*, nämlich 1) die Buchstabirmethode, welche er in dem Gange, wie sie gewöhnlich betrieben wird, für ganz naturwidrig erklärt; 2) die Syllabirmethode, welche er gleichfalls verwirft, und 3) die Lautirmethode, welche, besonders von D. *Stephani* empfohlen, in der neuesten Zeit an vielen Orten Eingang gefunden hat. — Auch der Vf. versichert, dieselbe geraume Zeit lang angewandt zu haben, aber sodann durch Erfahrung überzeugt worden zu seyn, dafs die *Krugsche* Lehrart (s. dessen in der Vorrede angeführte Anweisung, die hochdeutsche Sprache recht sprechen, *lesen* und schreiben zu lehren, Leipzig 1808) im *Allgemeinen* den Vorzug verdiene, weil die darnach unterrichteten Kinder an ihrer ganzen geistigen Bildung mehr gewonnen hätten, als die blofs nach der *Stephanischen* Methode unterrichteten. — Nachdem der Vf. sodann auch die von dem Pädagogen *Balbier* (Director zu Kaiserslautern) empfohlne Methode beschrieben und geprüft hat, kommt er §. 6 auf die *Krugsche* Lehrart selbst, und zeigt, wie in dieser sowohl das Buchstabiren, als auch das Lautiren oder Elementiren, jenes jedoch auf eine eigene Weise, angewandt werde, indem er bemerkt, dafs letztes sich zunächst auf die vernehmbare Aufeinanderfolge der Buchstaben beym *Sprechen*, dieses sich auf die räumliche Aufeinanderfolge beym *Schreiben* bezieht. Zuletzt schildert der Vf. den Gang dieser Methode noch weiter, sowohl in der Bildung der Vocale, als Consonanten, und bemerkt, wie dadurch die Aufmerksamkeit der Kinder bey jedem Worte fixirt und ihr Sprachwerkzeug, auch für andere Sprachen, möglichst beweglich werde.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Wienbrack: *Bibliothek der Elementar-Pädagogik*, herausgegeben von *Ad. Ant. Rob. Gutbier* u. s. w. 1ster u. 2ter Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hierauf geht der Vf. zu den *Vorübungen* über, welche der wirkliche Unterricht im Lesen voraussetzt. Diese sollen zur Erweckung der Aufmerksamkeit auf das Thun und Reden des Lehrers, im richtigen Zusammensprechen, sowie zur Bekanntmachung der Sprachwerkzeuge, dienen. Es gehört dahin zuerst, dass die Kinder auf das Wort des Lehrers: „Rechte Hand in die Höhe" und einen nachherigen Wink desselben die rechte Hand in die Höhe halten u. s. w. Es sollen ferner die Schüler mit der Unterlippe, der Mundhöhle, den Ober- und Unterzähnen, der Zunge u. s. w. bekannt gemacht werden. Rec. hegt nur die Besorgniss, dass schon durch diese vorläufigen Uebungen die kindliche Einfalt und Freyheit im Gebrauch der Glieder zu sehr gestört, und so der allseitigen Ausbildung des zarten Menschenwesens mehr geschadet, als genützt wird.

Im *ersten Haupttheile* und zwar im *1sten Abschnitte* wird nun in mehreren Uebungen *von der Bildung der Mundstellungen des Kehl- und Tonhauches und der Grund-, Neben- und zusammengezogenen Töne nach Länge und Kürze* gehandelt. Auch hier kommen gar mannichfaltige Commando's, z. B.: Mund weit! Festgehalten! u. s. w. vor, so dass man sich bey Lesung dieser Anweisung für den Lehrer in eine *Bell-* oder *Lancastersche* Schule versetzt zu seyn glaubt. Es gilt gegen alle diese Uebungen dieselbe Erinnerung, welche vorhin gegen die Vorübungen gemacht wurde. Schwerlich kann man solches für eine möglichst naturgemässe Anregung der Kräfte des Kindes halten, wenn auch allerdings das Lesenlernen dadurch befördert werden sollte. — Im 2 *Abschnitte* handelt der Vf. *von der Articulationsbildung* oder *Bildung der Consonanten*, welche er sämmtlich in vier Gattungen eintheilt: 1) Verschlüsse, 2) reine Laute, 3) Tonlaute und 4) Hauche, und zu deren Erlernung er fernere fünf Uebungen mit mehreren dem Buche beygefügten, gleichfalls zu künstlichen Lesetafeln bestimmt hat. Eine nähere Prüfung kann Rec. hier nicht unternehmen. — Mit Recht nimmt der Vf. hierauf, zu Anfange des 3 *Abschnitts*, welcher den *Leseunterricht* betrifft, mit allen tüchtigen Schulmännern an, dass man zuerst ein mechanisch richtiges Lesen ins Auge fassen muss, ehe an ein logisch ästhetisches Lesen gedacht werden kann, giebt sodann eine eigene Anleitung zur Buchstabenkenntniss, sowohl der Vocale als der Consonanten, und bestimmt zum Lesen selbst vier Uebungen, mit vorzüglicher Rücksicht auf die französische Aussprache und eingewebten sehr guten praktischen Bemerkungen, wobey er auch an mehreren Stellen auf *Krugs* Leseschüler zurückkommt.

Der *2te Theil* oder *die vergleichende Lesemethode nach Stephanischen Grundsätzen* zerfällt gleichfalls in mehrere Uebungen, hier Lesestufen genannt, namentlich das Buchstabenlesen, selbstthätiges Lesen einfacher Sylben, Lesen der Töne (Vocale), Sylbenlesen, Lesen getrennter Wörter u. s. w., wo der Vf. gleichfalls grosse Gewandtheit in der Methode zeigt, wenn er auch nicht alles so genau zu bestimmen für nöthig hielt. — Den Beschluss des Ganzen macht ein *Anhang*, enthaltend eine kurze, zweck- und naturgemässe Anweisung, Kinder im Sprechen der französischen oder deutschen Sprache zu unterrichten, ohne vorhergegangenen grammatikalischen Unterricht.

So enthält allerdings dieses, hauptsächlich zum Gebrauch der Lehrer geeignete Schulbuch manches Eigenthümliche, Nutzbare und Zweckmässige; und wenn gleich die zu künstliche Lesemethode Manches gegen sich hat, so kann doch durch dieselbe das Lesenlernen und selbst die Rechtschreibung sowohl des Französischen, als Deutschen, dessen richtige Stellung oder Aufeinanderfolge im Jugendunterrichte, um die Kinder zu tüchtigen Mitgliedern des Staats und der Kirche vorzubilden, der Vf. wohl berücksichtigt hat, sehr befördert, und auch zur leichteren Erlernung anderer Elementarkenntnisse der Weg gebahnt werden.

Mit Verlangen sieht Rec. dem Erscheinen der angekündigten ferneren Bände dieser kleinen Bibliothek

der Elementarpädagogik entgegen, welche eine bildliche Darstellung der wichtigsten Gegenstände aus dem Gebiete der Natur und Kunst, die Zahlenlehre nach *Pestalozzischen* Grundsätzen, Linearübungen u. dgl. mehr enthalten sollen.

K. F. B.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ULM, b. Wohler: *Die Uebersiedlungs- und Gewerbe-Freyheit zunächst in Würtemberg*, von *Christoph Leonhard Wolbach*, Oberbürgermeister in Ulm. 1831. VIII u. 86 S. 8.

Diese, in einem weise geordneten Staat sehr wichtige Lehre, damit keine *adscriptio glebae* an die Geburtsgemeinde die ärmeren Mitbürger drücken kann, wird in dieser Schrift geistvoll, menschenfreundlich und mit vieler Sachkenntniss behandelt. Solche Werke sollten grossen Bibliotheken niemals fehlen, und doch besitzen diese sie fast nie. Ehre dem Stadthaupt, welches so nützliche Grundsätze ins Leben einzuführen versteht! Jedes Land, das viele solche Oberbürgermeister und Minister besitzt, mag sich glücklich schätzen. In der jüngsten Würtemberger Verfassung vom 25 Sept. 1819 hing die Aufnahme oder Nichtaufnahme so gut wie ganz von dem Willen und dem Herkommen jeder Gemeinde ab. Das Gesetz über das Gemeinde-, Bürger- und Beysitz-Recht vom 15 Apr. 1828 bestätigte diess §. 15, und behielt auch den Bürgerausschüssen und den Gutsherren die Vernehmung darüber vor. Die Aufnahme kann verweigert werden wegen schlechten Prädicats (Art. 19) des Bewerbers um Aufnahme, und wenn der Suchende in den grösseren Gemeinden nicht 800, in kleineren 600 bis 400 Gulden Vermögen besitzt. Diese Summen müssen wenigstens alle Verlobte, die in eine Gemeinde einziehen, zusammen besitzen, und für jedes Kind steigt die Vermögensdocumentirung um 10 Procent. Durch eine Verordnung vom 22 Apr. 1828 wurden 13 Gewerbe zunftfrey, und blieben 44 andere zünftig. Die Zunftfreyen brauchen nicht Meister zu werden. Wer ein Würtembergisches Heimathrecht hat, kann in jeder Gemeinde sein Gewerbe treiben, ohne das Bürger- oder Beysitz-Recht erlangen zu müssen. Der Meister wurde nicht beschränkt in der Zahl seiner Lehrjungen und in den Bestimmungen der Lehrzeit. Allen Frauenspersonen wurde die Verfertigung weiblicher Kleidungsstücke vorbehalten. Nur ein Theil von Neuwürtemberg hat geschlossene Landstellen, der übrige Theil lässt jede Theilung des Bodens zu, woselbst daher der Wein- und Kartoffel-Bau sehr allgemein ist. Hier ist der Landbau nicht so vollkommen, als da, wo es geschlossene Landstellen giebt. Der Landmann in den Gegenden, wo die Theilung der Grundstücke bis ins Unendliche erlaubt ist, ist häufig arm, weil es ihm an Capital fehlt, den Boden, sein Vieh und das Ackergeschirr zu verbessern, und muss auswandern. Dagegen hat es keinen Zweifel, dass man nicht verhindern darf, dass zu grosse Landstellen besonders mit entfernten Ländereyen der Zerstückung fähig seyn müssen. — Das alte Würtemberger Recht, welches nur eine gewisse Anzahl Gewerbetreiber in einer Gemeinde zuliess, war im Ganzen gerechter als das neue Recht, welches die Zahl der Treiber eines gegebenen Fachs, mit Ausnahme der Apotheker, Gastwirthe und Krämer, nicht beschränkt; wodurch aber in manchen Gewerben Armuth entsteht, weil zu viele solche treiben.

Im Allgemeinen sieht man jetzt in Würtemberg Städte und Land verarmen, nicht durch Luxus der unteren Stände, sondern weil der Wochen- und Monats-Lohn der Tagelöhner abnahm. Doch ist es eine unleugbare Folge der Civilisation, dass, je höher die unteren Stände an Geistes- und Gemüths-Bildung steigen, auch eine Neigung für Bedürfnisse entsteht, die zwar edler, aber allenfalls materiell entbehrlich sind. Der rohe Mensch verwendet das Meiste, was er erwirbt, auf Speisen und Getränke, der mehr Gebildete auf eine heitere Wohnung, reinliche Kleidung u. s. w. Die Waare muss nur wohlfeil werden, weil solche viele kaufen. Durch die zu grosse Vermehrung der örtlichen Gewerbe wird nicht immer eine grössere Wohlfeilheit der Waare erreicht. Die besseren Arbeiter wenden sich stets dahin, wo sie hohen Lohn erlangen können; und da die wohlhabenderen ihre Stoffe zur rechten Zeit wohlfeiler einkaufen und bessere Werkzeuge anwenden, so ziehen sie die meisten Kunden an sich. Die örtlichen bürgerlichen Gewerbe sind in Würtemberg am meisten übersetzt, und eine grosse Uebersiedlungsfreyheit treibt immer mehr Personen zu diesen Gewerben. Wer sein Gewerbe verliert, oder mit kleinerem Verdienst betreiben muss, der wird fast überall am Ende ein Bettler. Daher erregte in den grösseren Städten die Uebersiedlungsfreyheit mehr Unmuth als etwa erhöhete Steuern. Denn selten zieht der Gewerbsmann in kleinere Gemeinden, sondern fast immer in grössere.

Der Staat schützt mit Recht das geringste Eigenthum des Bürgers, aber er thut Unrecht, wenn er das Gewerbsrecht ganzer Innungen und volkreicher Städte durch übertriebene Gewerbsfreyheit der Zerstörung Preis giebt. Sehr vorsichtig sollte man die alten Verwaltungsgesetze unerschüttert lassen, bis man durchaus überzeugt ist, dass sie dem Gemeinwohl schaden. Die Wohlhabenheit mancher Gemeinden stützt sich besonders darauf, dass man nicht zu viele Personen in jeder Gemeinde das nämliche Gewerbe treiben lässt.

Ein Anderes ist es mit Gewerben, welche für das Ausland hauptsächlich arbeiten, aber auch dort findet jetzt häufig Uebersetztheit Statt, weil man sich mit Hülfe der Maschinen in der Wohlfeilheit überbietet. Dadurch geht in den kleineren deutschen Staaten fast jede grössere Fabricatur unter. Sehr vortheilhaft, ja nöthig ist diesen Fabriken, um zu gedeihen, die Handelsfreyheit im ganzen inneren Deutschland. — Rec.

glaubt indeſs, daſs viele deutſche Regierungen die Hauptquelle des Landesreichthums, einen geſchickt betriebenen und durch weiſe Geſetze geleiteten Landbau, noch lange nicht genug berückſichtigen. Nicht im Zweykammernſyſtem, nicht in der Trennung der Juſtiz und Verwaltung, nicht in den Handels- und Induſtrie-Geſetzen liegt ſo viel Bedürfniſs, als in einer aufs Höchſte getriebenen Landwirthſchaft, die alle Naturhinderniſſe möglichſt beſiegt, und den Boden immer ertragſamer macht. Das iſt die Hauptkunſt der Belgier, und darum glaubt auch Rec., daſs ſie getrennt von Holland und in einem Staate für ſich beſſer als unter ihrem früheren Landesherrn ſich befinden werden, wenn die neue belgiſche Regierung vor allem ſtreben wird, ſich darin als Muſter zu zeigen. In der ſchlechten und verkehrten Bodenbenutzung, entfernt von den Wohnungen der Bebauer, und in der Thorheit, daſs der Beſitzer kleiner Oberflächen eine ähnliche Bodenbenutzung und Rotation als der gröſsere Beſitzer anwendet, liegt viele Urſache der Armuth auf dem Lande und indirect in den Städten. Nichts iſt überall und auch in Würtemberg nöthiger als Muſterwirthſchaften, die in jeder gegebenen Oertlichkeit mit Fleiſs, Verſtand und Ausdauer jede Oertlichkeit weiſe zum Unterhalt und zum Produciren zum Verkauf zu benutzen wiſſen. Das Schickſal der Fabrikarbeiter iſt wegen der groſsen Maſchinenhülfe und der Vermehrung der Fabricanten, die für das Ausland arbeiten, ſo abhängig vom Wohlſtande und der Armuth der entfernteſten Völker, daſs die Sorge der Regierungen für die Erhaltung der hinlänglichen Nahrung der Menſchen immer lauter wird, und möglichſt wenig auf fernen Abſatz berechnet werden muſs. Wir haben weiſe die Sclaverey und Leibeigenſchaft aufgehoben, aber eine neue Leibeigenſchaft elender Menſchen entſteht durch die Induſtrie der Fabricatur für das Ausland in fremden Stoffen und durch die mit gar keinem Lande und ohne Haltung einer Kuh organiſirten Tagelöhnerwohnungen der gröſseren Landbeſitzer. Viele bis dahin ſelbſtſtändige Familien wurden durch die Maſchinen von unabhängigen ſehr abhängige Menſchen. Der vielen ſo wünſchenswürdige Wohlſtand beſchränkt ſich auf wenige Sterbliche. Alles Schrankenloſe in jedem Fache der Freyheit und Abhängigkeit führt zum Elend. Eine groſse neue Völkerwanderung ſteht uns bevor, damit civiliſirte Menſchen da Brod finden, wo es an Menſchen, aber nicht an Land fehlt. Da jedoch bisher nur Beſitzer einigen Vermögens und keine ganz Armen auswandern, ſo vermehren die Auswanderungen die allgemeine Volksnoth und das Umlaufscapital.

Manche Gemeinden Würtembergs haben vieles Gemeindevermögen; an dieſem gebührt dem Staate eine Dispoſition, und deſswegen muſs kein Staat den Gemeinden Ueberſiedler aufdringen. — Ein Staat, der ſehr viele ſelbſtſtändige und mittelmäſsig wohlhabende Bürger zählt, iſt frey, ruhig, glücklich und ſtark. Derjenige, der wenige Reiche und viele Bettler hat, wie Irland mit ſeinen 8,200,000 Einwohnern, muſs nothwendig eine groſse Revolution erwarten, wenn nicht künftig die Kunſt entdeckt wird, weit gröſsere Maſſen als bisher und weit wohlfeiler auf kanadiſchen Balkenſchiffen nach anderen Welttheilen zu ſchaffen. Vielleicht gelangen dieſe groſsen Fahrzeuge *ſicherer* nach Portsmouth, das bald einen tiefen Kanal nach der Themſe erhält, als ſie bisher durch den engen Kanal nach der Mündung der Themſe gelangten.

X.

Innsbruck, b. Wagner: *Armenpflege der Provincialhauptſtadt Innsbruck.* 1831. 126 S. 8. (14 gr.)

Dieſe Schrift enthält die definitiven höchſt lehrreichen Statuten der Innsbrucker Armenpflege. Im Mittelalter bewegte ſich alles bürgerliche und ſtädtiſche Leben in Corporationen und Brüderſchaften. Zwey derſelben in Innsbruck gaben ihre Fonds 1350 dem Stadtſpital. Innsbruck, jetzt mit 12,000 Einwohnern, hatte, ſo lange es Reſidenz eines Hofes und des Adels aus dem Gebirge und endlich Sitz der Centralregierung eines beträchtlichen Staats und dabey klein und ſchwach bevölkert war, mit Hülfe der Klöſter eine leichte Verſorgung ſeiner Armen, zumal da man mit dem Bürger- und Beyſitz-Recht gegen die nicht in der Stadt Gebornen ſehr ſparſam war. Die alten Fürſten Tyrols gründeten für alte Bürger und Hofdiener manche Stiftung. Unter eine gemeinſchaftliche Aufſicht kam alles Armenweſen der Stadt in Folge der Noth und Theurung im J. 1772. Damals errichtete man einen eigenen Armenfonds aus freywilligen Beyträgen der Bürger. Im J. 1774 unterſtützte das Allmoſenamt 600 Arme. Im J. 1779 gründete Graf Bucquoy in Böhmen ein Armeninſtitut, deſſen Einführung in der ganzen Monarchie Kaiſer Joſeph II empfahl. Die Innsbrucker Einrichtung hatte aber ſchon ſo viel Aufſehen erregt, daſs der edle Graf bereits vor des Kaiſers Befehl davon Kenntniſs genommen, und daſſelbe mit örtlichen Abweichungen bereits in Böhmen eingeführt hatte. Der Vf. legt als ein Verehrer Tyrols auf zwey Dinge einen hohen Werth, erſtens daſs vom Tyroler Sonnenfels die erſte amtliche Stimme zur Abſchaffung der Tortur ausging, ſowie zweytens aus Tyrols Hauptſtadt die erſte nach den geläuterten Begriffen der neueren Nationalökonomie gebildete Armenverſorgungsanſtalt. Die fortgehende Verbeſſerung der Armenverſorgung und Verhütung des Armwerdens S. 9 u. ſ. w. iſt ſehr lehrreich. Im J. 1821 wurde alle Straſsenbetteley abgeſchafft. Man hörte auf, den Armen eine Spende des Müſſiggangs zu reichen, und gab ihnen dafür Gelegenheit zur Arbeit. Im Dec. 1830 wurden alle Innsbrucker Wohlthätigkeitsanſtalten mit Ausnahme des Spitals unter *einer* Commiſſion vereinigt. Der Zweck der neuen Statuten iſt, daſs jeder wahrhafte Arme aus

dem Armenfonds betheilt, der noch theilweise Arbeitsfähige beschäftigt und die Strassenbetteley mit dem arbeitslosen Herumlaufen abgeschafft wurde. Die vier Bezirkscommissionen suchen die einer Unterstützung bedürfenden Armen auf, erforschen ihre Verhältnisse, und treten mit solchen in unmittelbaren Verkehr. Die Bestimmung des Allmosens geht von der gesammten Armendirection aus. Die gemachte etwaige Auslage muss stets von der Armencommission genehmigt werden. Nützlich bewährte sich die Suppenanstalt, welche wohlfeil mit einfacher kräftiger Nahrung solche Arme versorgt, die fast sich lieber betrinken, als satt essen würden, oder wegen ihrer Beschäftigung sich nicht immer selbst mit warmer Speise versorgen können. Mehrere einzelne Kaufleute lassen Arme in ihren Fabriken gegen ein bedungenes Tagelohn arbeiten. — Die unbestimmten Bezüge des Innsbrucker Armenwesens sind: Subscription der Einwohner, und Sammlung bey denen, welche nicht subscribirten, die Erträge der Theatervorstellungen, der Redoute und der Musikakademieen, der Entschuldigungskarten zum neuen Jahre, der Opferstöcke und Klingelbeutel in den Kirchen, der Allmosenbüchsen in den Gasthäusern, die ausserordentlichen Beyträge von Wohlthätern, die Abgabe bey freywilligen Versteigerungen, Geldstrafen, welche die Gesetze dem Armenfonds zusichern, Gebühren bey ausserordentlichen öffentlichen Lustbarkeiten und Kunstvorstellungen. — Das vollständige tägliche Allmosen ist 12 Kreuzer R. W., also 2⅘ Kreuzer Conv. Geld für die Person.

R.

KURZE ANZEIGEN.

Römische Literatur. *Hannover*, in der Hahnschen Hofbuchhandlung: *M. Tullii Ciceronis Laelius sive de amicitia dialogus ad T. Pomponium Atticum.* Zum Gebrauch für Schulen neu besorgt und mit deutschen Wort- und Sach-Erklärungen versehen, von *H. Ludwig Billerbeck*, Doctor der Philosophie. 1826. 8. (6 gr.)

Plan und Erklärungsweise ist dieselbe, wie bey der in Jen. A. L. Z. 1832. No. 120 von uns angezeigten Ausgabe des *Cato major.* Es bedarf daher nur einer kurzen Anzeige.

Cap. 1. p. 5 ist über *itaque* bemerkt, dass es bey Cicero vorangestellt werde, was blose mit Einschränkung behauptet werden kann. S. *Webers* Uebungsschule für den lateinischen Stil S. 7. No. 54. *Zumpt* §. 67. S. 290. Dagegen wird recht gut die Bedeutung und der Ursprung der Präposition *coram* aus einander gesetzt. Cap. 1. p. 7. Weniger richtig ist die Behauptung, dass in diesem Zusammenhange *prae* eine Verächtlichkeit in sich schliesse, wozu Cic. Orat. II, 54, 217, und *Gernhard* citirt ist. Vergl. *Zumpt* S. 251 und 257. *Grotefend* S. 174. Cap. 1. p. 8 ist der Ablativ *quo nemo fere senior* dürftig erklärt, und selbst eine unpassende Regel aus *Grotefend* angeführt, nämlich §. 219, 1. (S. 335 muss S. 317 heissen, da im Gegentheil §. 270 Anmerkung 3 hieher passte.) *Bröder* Gr. §. 541. — Die Bemerkung Cap. 2 über *modo*, dass es wie *nuper* von einer kürzeren oder längeren Vergangenheit gebraucht werde, ist ganz richtig, wie auch *Gronov* und *Ernesti* schon gezeigt haben. Zur eigentlichen genauen Darstellung der Bedeutung hätte Cic. Verr. IV, 3 citirt werden können: *Nuper? imo modo etc.* P. 10 scheint das Pronomen *quodam* in der Stelle *sed uterque alio quodam modo* nicht ganz richtig aufgefasst zu seyn. Vergl. *Görens* zu *de fin. bonn. et mall. l. 1. c. 19. p. 87*; derselbe zu *Academ. c. V. p. 55 etc.*, und zu vielen anderen Stellen. Ausserdem *Zumpt* S. 487 und *Dölecke* S. 180 — 186. — Cap. 2. No. 6 zu Ende will Hr. *B.* die Worte *esse sapientem* tilgen, weil dieselben ekelhaft wiederholt, und mit *neminem* einen widrigen Gleichklang durch dieselben Sylben veranlassten. Cap. 4. No. 15 sagt er, Sallust habe die Freundschaft eben so definirt, wie Cicero, indem er *de b. Cat. c. 20* sagt: *idem velle atque idem nolle, ea demum firma amicitia est*, da doch Sallusts Erklärung auch auf Verschwörungen, Verrath angewendet werden kann, was bey Cicero's Defin. des Zusammenhanges wegen (vergl. c. 6) nicht möglich ist. — Cap. 5. No. 19. *Agamus igitur pingui Minerva, ut ajunt.* „Der in *pinguis* liegende Trope, heisst es, scheint vom ungeschickten, plumpen Auftragen der Farben entlehnt zu seyn.“ *Quod non.* Hr. *B.* hat gewiss nicht an den Ruf der Böotier gedacht, noch auch an die Sprichwörter *ingenium boeoticum, boeotica sus, crassum ingenium; crassa Minerva;* oder an *Aristophan. nub. v. 842* γιώσει δὲ σαυτὸν ὡς ἀμαθὴς εἶ καὶ παχύς. C. 6 *belluarum hoc quidem extremum est.* Hier entsteht ein Zweifel, ob *extremum* heissen soll das Letzte oder das Höchste. *Bückling* stimmt bekanntlich für „das Höchste“, *extremum bonum;* sinnliche Vergnügen machen das höchste Gut der Thiere aus, Hr. *B.* aber meint, es müsse heissen das letzte, d. i. das letzt genannte. So auffallend auch an und für sich es ist, dass *hoc* gesetzt ist, und nicht *hae*, auf *voluptates* bezogen: so ist doch *Bücklings* Meinung wohl die richtige. *Hoc* nämlich würde entweder durch das darauf folgende *extremum* bestimmt; Sinn: den Thieren geht nichts über das sinnliche Vergnügen; oder der Vf. nahm aus *voluptates* das Verbum. Uebrigens über *hic, haec, hoc* s. *Zumpt.* S. 485. *Grotefend* §. 157. — Cap. IX. No. 31 will Hr. *B.* in dem Satze: (*Ut enim benefici liberalesque sumus, non ut exigamus gratiam — neque enim beneficium foeneramur — sed quod natura propensi ad liberalitatem sumus*) *sed quod naturâ propensi* noch von *ut* abhängig machen, und übersetzt: sondern sowie wir u. s. w. In demselben Capitel No. 32 *ab iis, qui pecudum ritu etc.* ist *Wetzels* Lesart *ab his* auf eine wunderliche Weise vertheidigt. — Endlich sind auch bisweilen die Anmerkungen anderer Gelehrten benutzt, ohne sie zu nennen, wie Cap. 11 zu Anfange, was nicht ganz gebilligt werden kann.

Uebrigens wird der billige Preis, sowie der, wenige Druckfehler ausgenommen, gute Druck, dem Buche mannichfachen Eingang verschaffen, was Rec. auch von Herzen wünscht.

D.....g.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

THEOLOGIE.

1) Sulzbach, in d. Seidel'schen Buchhandlung: *Evangelische Schullehrer-Bibel.* In Verbindung mit einigen evangelischen Geistlichen herausgegeben von *Christian Philipp Heinrich Brandt*, Decan und erstem Pfarrer in Windsbach. *Neuen Testamentes dritter Theil*, enthaltend die zwey Briefe Petri, die drey Briefe Johannis, den Brief Jacobi und den Brief Judä. 1831. Nebst 2 Charten der im N. T. vorkommenden Länder.

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1831. No. 145.]

2) Ebendaselbst: *Erklärung der Offenbarung Johannis.* Eine Zugabe zur evangelischen Schullehrer-Bibel, von M. *August Osiander*, Pfarrer zu Münklingen im Königreich Würtemberg. 1831. Zusammen von S. 653 bis 708. 8. (9 gr.)

Die Methode dieses brauchbaren Werks bleibt dieselbe, wie in den vorigen Theilen. Vor jedem Schriftbuch wird der Vf. desselben genannt, und die Umstände, unter welchen er geschrieben, als Einleitung kurz angezeigt. Vor jedem Capitel steht eine kurze Inhaltsanzeige. Die Erklärung des Textes folgt entweder durch Umschreibung oder durch richtigere Uebersetzung als die von Luther.

In dem 1 Cap. des *ersten Briefs Petri*, womit diese Fortsetzung beginnt, ist nicht angeführt, dass Petrus so viel als Fels bedeute, und dass ihm Jesus wegen seiner festen Ueberzeugung von seiner Messiaswürde entweder diesen Namen zuerst gegeben, oder, wenn er denselben schon gehabt, seinem eigentlichen Namen vorgezogen habe, Joh. 1. 43. Matth. 16, 18. Nach Joh. 1, 42, hiess er Simon. Dass Petrus der Verfasser dieses Buchs sey, wird von den Herausgebern angenommen, weil es aus dem vielfältigen Zeugnisse der Alten deutlich erhellt. *Euseb. hist. eccles.* 3, 25. 39. *Irenaeus c. haeres.* 4, 9. Das παρεπίδημος lassen viele in der Bedeutung gelten, in welcher es gewöhnlich vorkommt, und einen Menschen bezeichnet, der sich irgendwo als ein Fremdling aufhält, und verstehen darunter theils lauter geborne, theils mit gebornen Heiden vermischte Juden. So behaupten auch hier die Herausgeber, dass die Christen, denen der Apostel diesen Brief zunächst bestimmte, nach Cap. 1, 1 Judenchristen seyen, welche in heidnischen Ländern, namentlich in mehreren Landschaften Klein-Asiens, zerstreut lebten. Doch bezieht sich der Inhalt dieses Briefs nicht bloss auf geborne Juden, und geborne Heiden konnten nicht den Namen παρεπίδημοι führen, denn sie waren aller Wahrscheinlichkeit nach in den genannten Ländern ansässig. Vielmehr scheint dieses Wort hier so viel zu bedeuten als Proselyten, Judengenossen, weil die Juden ihre Glaubensgenossen aus dem Heidenthum גרים, *Fremdlinge*, zu nennen pflegten. Der Inhalt sowohl des 1 als des 2 dieser Briefe bezieht sich nur auf unbeschnittene Judengenossen, oder auf Heiden, die, ohne Annahme der Beschneidung und des levitischen Gesetzes, den einzigen wahren Gott allein verehrten, und die Mosaische Religion für göttlich hielten. Und Menschen, welche schon vor ihrem Uebertritt zum Christenthum diese Religion hochgeschätzt und für eine vom Himmel abstammende Religion erkannt hatten, und die von den Anhängern des Mosaischen Gesetzes durch die Behauptung in Unruhe gesetzt wurden, sie könnten ohne die Annahme der Beschneidung nicht in das Reich Gottes eingehen, hatten diese Versicherung nöthiger, als Heiden, welche geradezu dem Bekenntniss des Christenthums beygetreten waren, und selbst auf das Ansehn jüdischer Religionseiferer wenig achteten. Auch die Worte (Cap. 1, 1 des 2 Briefs): „die mit uns eben denselben theueren Glauben überkommen haben", würden nicht bedeutend seyn, wenn kein einziger Grund vorhanden gewesen wäre, den Glauben derer, an welche Petrus schrieb, dem Glauben der gebornen Juden nachzusetzen. Gleichwohl waren die Leser des zweyten Briefs, der, wie sich aus 2 Petr. 3, 1 ergiebt, an eben dieselben Personen, wie der erste, geschrieben ist, Leser der alttestamentlichen Schriften, mithin schwerlich blosse Heiden. Dieser Brief ist als ein Schreiben, welches eine Gemeinde an die andere zu übersenden hatte, zu betrachten, und den Zweck desselben hat Petrus (Cap. 5, 12) selbst angegeben, nämlich die Leser zur Tugendübung zu ermahnen, und sie zu versichern, dass die Lehre, welche sie bisher bekannt hätten, die wahre Lehre Gottes sey. Die Ermahnungen des Apostels sind zerstreut aufgeführt, und seine Versicherung, dass die Leser seines Sendschreibens die wahre Lehre von Gott und göttlichen Dingen besitzen, ist an die Lobpreisung Gottes und an die ertheilten Ermahnungen geknüpft. Biswei-

len ist die mit Luthers Uebersetzung vorgenommene Verbesserung nicht gelungen, jene dagegen den exegetischen Grundsätzen gemäfser und folglich beyzubehalten. So lautet (1 Petr. 1, 1. 2) Luthers Uebersetzung: „Petrus, ein Apostel Jesu Christi, den erwählten Fremdlingen hin und her, in Ponto u. s. w. Nach der Vorsehung Gottes des Vaters, durch die Heiligung des Geistes, zum Gehorsam und zur Besprengung des Blutes Jesu Christi.“ In der vorliegenden Uebersetzung heisst es aber: „Petrus, ein Apostel Jesu Christi, den zerstreuten Fremdlingen in Pontus u. s. w., welche nach der Vorerkenntnifs Gottes des Vaters auserwählt sind durch die Heiligung des Geistes zum Gehorsam und zur Besprengung mit dem Blute Jesu Christi.“ Hier ist ἐκλεκτοῖς durch *zerstreut* erklärt, es bedeutet aber einen Auserwählten, d. i. einen, welcher durch reine Religionserkenntnifs ein wahrer Verehrer Gottes geworden ist, und sich also von denen unterscheidet, die es nicht sind.“ Bekanntlich ist diese Benennung der Christen aus dem A. T. entlehnt, wo (z. B. Jes. 65, 9) die Israeliten בְּחִירִים, ἐκλεκτοί, Erwählte, genannt werden. πρόγνωσιν ist von Luther durch Vorsehung und von den Herausgebern durch Vorerkenntnifs übersetzt; das erste scheint hier ebenfalls noch deutlicher ausgedrückt zu seyn, weil es sich auf ἐκλεκτοῖς bezieht, und πρόγνωσις so viel bedeutet als Vorherwissen, Bestimmung, Rath, Entschlufs. V. 24. Denn alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen, wie des Grases Blume. In diesem Verse ist zwar σὰρξ durch *Mensch* deutlicher übersetzt, allein das ihm hinzugefügte Beywort *unwiedergeborne*, nämlich Menschen, ist völlig überflüssig, und verhindert die richtige Auflösung des mitgetheilten Gedankens; es ist hier nicht das geistige, sondern das leibliche Leben des Menschen gemeint. Der Apostel hat die hier angestellte richtige Vergleichung aus Jes. 40, 6 entlehnt. Cap. 2, 2: Und seyd begierig nach der vernünftigen lauteren Milch, als die jetzt gebornen Kindlein, auf dafs ihr durch dieselbe zunehmet. Dieser Vers ist nicht vollständig erläutert, indem blofs gesagt ist: seyd begierig nach der unverfälschten Milch des Wortes, und wachset zur Seligkeit. Der Sinn dieser Worte ist: Und nehmet mit einem so grofsen Verlangen, als neugeborne Kinder nach der Milch der Mutter haben, den ächten und leicht zu verstehenden Unterricht des Christenthums zu frommer Gesinnung und zu heiligem Wandel an. Es wird hier das Verlangen, welches die Christen nach dem Unterrichte der Lehre Jesu haben sollen, in Ansehung der Stärke, mit dem Verlangen der neugebornen Kinder nach der Muttermilch, und der Unterricht des Christenthums zu einem tugendhaften Lebenswandel in Hinsicht seiner Verständlichkeit mit der Muttermilch verglichen, welche für das Kind diejenige Nahrung ist, die es am besten verdauen kann.

Für die Aechtheit des *zweyten Briefs Petri* ist hier nur Ein Grund, anstatt aller übrigen, angegeben, nämlich dieser: dafs es ganz undenkbar sey, wie der Vf. dieses Briefs ein Anderer seyn könne, als Petrus, indem er sich (Cap. 1, 1 und 16—18) selbst so nenne. Als ein besonderer Grund verdient indessen angeführt zu werden, dafs der Sündfluth, welche doch sonst in den Briefen der Apostel nicht das Alltägliche ist, in beiden Sendschreiben ausdrücklich Erwähnung geschieht, und zwar jedesmal mit dem zur Absicht des Schriftstellers sehr wohl entbehrlichen Umstande, dafs acht Personen gerettet worden wären (1 Petr. 3, 20. 2 Petr. 2, 5). Ferner der Vf. des ersten Briefs hatte den Brief Pauli an die Römer gelesen, der Vf. des zweyten behauptet nicht weniger, dafs er denselben gelesen habe; und indem sonst kein neutestamentlicher Schriftsteller namentlich auf den anderen sich beruft, so gehört auch dieser Umstand zu dem Charakteristischen dieses Briefs. Zwar ist nicht zu leugnen, dafs die Schreibart desselben, besonders in dem zweyten Capitel, von der in dem ersten Briefe etwas unterschieden ist; aber dieser Unterschied ist noch kein Beweis, dafs man beiden Briefen auch zwey Verfasser beylegen müsse, weil man aus einem einzigen Briefe die Schreibart eines Mannes noch nicht genau kennen lernen kann. Auch in der Ordnung des Vortrags sind sich diese Briefe gleich, weil der Zweck derselben am Ende eines jeden angegeben ist. Bey den zwey schwierigen Stellen 2 Petr. 2, V. 15. 16, aus welchen das Hauptargument gegen die Aechtheit des zweyten Briefs hergenommen wird, ist nicht gesagt, wie in dem letzten Verse die Worte zu verstehen sind: „das stumme, lastbare Thier redete mit Menschenstimme, und wehrte des Propheten Thorheit.“ Bekanntlich wird die Erzählung von Bileams redender Eselin verschiedentlich erklärt. Vielleicht läfst sich dieses Ereignifs so erklären: Dieses Thier wurde auf seinem Wege schüchtern gemacht, es sprang aus dem Wege, und wollte sich nicht mehr lenken lassen. Darüber gerieth Bileam in Zorn und schlug die Eselin. Sie blieb still stehen, weil sie ein Gegenstand furchtsam machte, und Bileam sah ein, dafs sie nicht aus Widersetzlichkeit, sondern aus Furcht nicht weiter gehen wollte; indem sie aber eine solche Schüchternheit noch nie gezeigt hatte, wurde er noch aufgebrachter; und da er es für unmöglich hielt, seine Reise fortzusetzen, so erkannte und fühlte er sein böses Vorhaben, und auf einmal entschlofs er sich, von demselben abzustehen.

In der Einleitung zu den *drey Briefen Johannis* wird mit Recht behauptet, dafs diese Briefe einen und ebendenselben Vf. haben, und dafs sich dieses schon aus der Schreibart, wodurch sich dieser Mann, der auch das Evangelium schrieb, sehr kenntlich macht, ergebe. Die Benennung eines Briefs hat man wohl dieser Schrift in neueren Zeiten zuweilen streitig machen wollen, weil es wahr ist, dafs sie nicht die äufsere Form eines apostolischen Briefs hat, dafs der gewöhnliche Grufs im Anfange fehlt, und das Ganze sich auch nicht mit einem Grufse schliefst. Allein es werden doch bestimmte Personen angeredet, und der Apostel geht in seinem Briefstile von einem Gegenstande zum anderen über. Eben so wahr ist die Behauptung der Herausgeber, dafs der erste dieser Briefe gegen Irrlehrer, welche zur Zeit der Apostel aufgestanden wa-

ren, gerichtet ist, wobey noch bemerkt seyn sollte, dass diese Irrlehrer in dem Kreise von Christen, an welche Johannes schrieb, Beyfall fanden; vor diesen will er seine Leser warnen, und zur beharrlichen Anhänglichkeit an die ächte christliche Lehre ermuntern. Nach dem 9 V. im 2 Cap. scheinen diese Irrlehrer Christen gewesen zu seyn, aber die Kirche derselben verlassen zu haben. Dass Jesus der Christus sey, läugneten sie in der Glaubenslehre, und in der Sittenlehre stellten sie die Behauptung auf, dass Sünde nichts Unsittliches sey; auch gaben sie Unduldsamkeit und Härte gegen die Christen zu erkennen. Daher eifert der Apostel gegen dieses ungöttliche Wesen, und setzt die Lehre, dass Jesus göttliche Hoheit und Messiaswürde besitze, als die Grundwahrheit des Christenthums der Irrlehre jener Abtrünnigen entgegen. Den Ort, wo dieses Sendschreiben abgefasst worden ist, findet man hier nicht angegeben. Uebrigens glaubt man, der Vf. habe es ebendenselben Christen in Kleinasien gewidmet, an welche sich der Apostel Petrus, zu Folge des 1 Cap. in seinem 1 Briefe, mit seinem Sendschreiben wandte. — Wenn Johannes diesen Brief mit den Worten anfängt: „Das da vom Anfang war, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unseren Augen, das wir beschaut und das unsere Hände betastet haben, vom Worte des Lebens", so beruft er sich auf seinen persönlichen Umgang mit Jesu, um seine Glaubwürdigkeit zu empfehlen. Die Herausgeber hingegen berufen sich auch auf die Genossen des Verfassers; ausserdem beziehen sie die Worte: „das vom Anfang war" auf den Anfang des Evangeliums Johannis, und glauben vielleicht, dass hier von der Ewigkeit des Wortes oder des Sprechers die Rede sey; weil jedoch dasjenige, was ewig ist, gar keinen Anfang hat, so gewinnt es beynahe das Ansehen, als ob man sich nicht ganz richtig ausdrücke, wenn man, um zu behaupten, Gott offenbare sein Daseyn und Wirken von Ewigkeit her, sagen wollte: er sey von Anfang an gewesen; das Hülfszeitwort *seyn* hat in der Bibelsprache auch die Bedeutung von *geschehen*, *sich zutragen*, *ereignen* (Matth. 24, 3 ὅταν ταῦτα ἔσται). Der Ausdruck: „Was von Anfang an sich zutrug" enthält einen natürlichen Sinn. Die Schlussworte dieses Verses: *vom Worte des Lebens*, sind so erläutert: „Das Wort des Lebens ist Jesus, weil in ihm vermöge seiner persönlichen Vereinigung mit dem zweyten Wesen in der Gottheit das göttliche unerschaffene Leben ist, das Leben in Wahrheit und Liebe." Kürzer gefasst, ist der λόγος als ein beglückender Lehrer zu verstehen.

Die Einleitung in den *Brief Jacobi* beschäftigt sich zu weitläuftig mit der Behauptung, dass der Vf. dieses Briefs ein Bruder des Herrn gewesen sey, und schon der Anfang dieser Einleitung erregt einige Bedenklichkeit, indem es heisst: „Es ist die herrschende Ueberlieferung der Kirche der ersten Jahrhunderte, dass der Brief, den wir jetzt vor uns haben, von Jacobus, dem Bruder des Herrn, dem ersten Bischof der Gemeine zu Jerusalem und Märtyrer, kurz vor der Zerstörung der Stadt, geschrieben worden sey. Namentlich sagt diess sehr bestimmt der berühmte Kirchengeschichtschreiber Eusebius, und es ist kein Grund vorhanden, seine Nachricht in Zweifel zu ziehen." Allein über das kanonische Ansehn dieses Briefs sind nicht nur die Meinungen der Alten, sondern auch der neueren Schriftausleger sehr getheilt. In den frühesten Zeiten wurde dasselbe nicht allgemein anerkannt. Schon Eusebius sagt das in dem 25 Cap. des 3 B. seiner Kirchengeschichte, wo er die Schriften des N. T., im Allgemeinen angenommen, in solche, denen viele widersprechen, und in falsche, untergeschobene, eintheilt; er rechnet diesen Brief zu denen, welchen widersprochen wird, die aber doch von den meisten für ächt gehalten werden. Nur zur Zeit des Hieronymus hatte er ein grösseres Ansehn. Gleichwohl geschieht diesem Sendschreiben von Seiten des Eusebius aus blosser Uebereilung offenbares Unrecht, indem nicht nur in der alten syrischen Uebersetzung, sondern auch von mehreren syrischen Schriftstellern die Aechtheit desselben angenommen wird. Es findet sich in diesem Briefe keine Spur von Unächtheit; denn weder in Ansehung des Inhalts noch der Schreibart ist etwas vorhanden, was nicht unfehlbar von Jacobus, entweder dem Bruder Jesu (Matth. 13, 55), oder von einem der beiden Apostel, die den Namen Jacobus führten, wovon der eine ein Sohn des Zebedäus und Bruder des Johannes (Matth. 10, 2), und der andere ein Sohn des Alphäus und der Maria war (Matth. 10, 3), seyn könnte. Der vermeinte Widerspruch des 2 Cap. gegen die Lehre Pauli in seinem Briefe an die Römer war vielleicht bloss die Ursache, um derenwillen die Aechtheit des Briefs Jacobi in Zweifel gezogen wurde. Dass er mehr christliche Sitten- als Glaubens-Lehre enthält, das macht ihn keinesweges verwerflich. Zwar wurde er von Luther ein ströhener Brief genannt, aber es geschah diess nur aus Uebereilung, weil er gewisse wahre und besondere ansprechende Lehren nicht darin vorfand; vielleicht hatte ihm das nicht völlige Verstehen des 14. 15 und 16 V. im 5 Cap., woraus man die Lehre von der Beichte und der letzten Oelung hernahm, eine Abneigung gegen denselben eingeflösst. Das Wenige, was dieses Sendschreiben in Beziehung auf Glaubenslehre in sich fasst, ist ein blosser Anhang zu den Ermahnungen, die darin gegeben sind; diese aber sind nicht nach einer genauen Ordnung vorgetragen, sondern sie folgen auf einander nach der Art eines mit Unbefangenheit abgefassten Briefs, in dem man gelegentlich auf einen neuen Gegenstand kommt, und nachher wohl wieder zu dem vorhergehenden zurückkehrt. Die Ermahnungen selbst betreffen hauptsächlich die geduldige Ertragung der Widerwärtigkeiten und Verfolgungen um des Bekenntnisses der neuen Religion willen, die Geringschätzung der äusseren Glücksgüter, eine Warnung vor Eitelkeit und Ehrsucht, und die Unterdrückung der Begierde, in der christlichen Gemeinde als ein Lehrer aufzutreten.

Was den *Brief Judä* betrifft, so wird in der Einleitung zu demselben behauptet, dass der Vf. dieses Briefs ein leiblicher Bruder Jesu und keiner von den

zwölf Apostel gewesen, und dass es eine auffallende Aehnlichkeit mit dem 2 Cap. des 2 Br. Petri habe. Das letzte erleidet keinen Zweifel, denn dieser Brief ist älter, der Vf. des Briefs Judä hatte ihn vor sich, und schöpfte vieles vorzüglich aus dem 2 Cap. jenes Sendschreibens; was dort als aufkeimendes Verderbniss der Sitten geschildert wird, das wird hier als schon weit verbreitet dargestellt, und der Vf. bezieht sich bey seinen Warnungen auf frühere Aussprüche der Apostel. Ueber die Zeitbestimmung, wann dieser Brief abgefasst worden, bleibt man in Ungewissheit; man setzt ihn jedoch in das Zeitalter der Apostel, und glaubt, dass er vor der Zerstörung der Stadt Jerusalem geschrieben sey, weil der Vf. unter den warnenden Beyspielen zerstörter Städte auch Jerusalem würde genannt haben, wenn er nach der Zerstörung dieser Stadt geschrieben hätte. Vermuthlich wurde er für diejenigen Districte von Kleinasien geschrieben, an welche die Briefe des Petrus gerichtet waren. Judas suchte mit grösstem Eifer den Verfälschungen der christlichen Lehre entgegen zu arbeiten, und vor den Verführungen zu warnen, welche für ihre Glaubwürdigkeit und Tugendübung gefährlich waren. Der Inhalt dieses Sendschreibens lässt uns nicht daran zweifeln, dass es Judenchristen gewidmet war; bey der Abfassung desselben sind nicht nur die kanonischen Bücher des A. T. benutzt, sondern auch jüdische Ueberlieferungen. Das Hauptwort σπιλάδες im 12 V., welches Luther durch *Unfläter* übersetzt, haben die Herausgeber, nach seiner wahren Bedeutung, durch *Schandflecke* erklärt; nicht so richtig ist dagegen die Uebersetzung dieses Wortes durch *Klippen*, wie sie von *Hänlein* in seiner *Epistola Judae graece commentario critico et annotatione perpetua illustrata* und von mehreren anderen Auslegern angegeben worden; denn wegen des Beysatzes ἐν ταῖς ἀγάπαις ὑμῶν wird σπιλάδες richtiger durch Schandflecke übersetzt, indem auch Hesychius dieses Wort durch μεμιασμένοι erklärt, und wonach σπιλάδες so viel als σπίλοι wären. Bey dem 17 V. braucht man nicht bloss auf gewisse, bestimmte, schriftliche Ermahnungen der Apostel in den noch vorhandenen Schriften zu sehen, sondern hauptsächlich auf die mündlichen Belehrungen eines Petrus, Paulus und Johannes. Uebrigens mag wohl, nach *Hänlein* und mehreren anderen Interpreten, der Apostel Judas, dessen Bruder Jacob der Jüngere, Alphäi Sohn, war, und sonst auch Thaddäus und Lebbäus genannt wurde, als der Vf. dieses Briefs angenommen werden; ein Mann, der besonders im Orient, vorzüglich in Syrien, Assyrien und Persien als Religionslehrer wirkte, und endlich als Märtyrer in Phönicien gestorben seyn soll.

Als eine sehr nützliche Zugabe zur evangelischen Schullehrer-Bibel ist die *Erklärung der Offenbarung Johannis* von Hn. M. *Olshausen* anzusehen. In der Einleitung sagt er, dass dieselbe mit derselben Aufmerksamkeit verdiene gelesen zu werden, wie die vorhergehenden Schriften des N. T., weil sie uns dasjenige offenbare, was durch den verherrlichten Christus, und zwar mit dem Ganzen der Menschheit und der Welt und für das Heil und Wohl des Ganzen ausgeführt werden soll. Auf die Frage des Herausgebers: warum wird doch diese universale Bedeutung der Apokalypse so gar verkannt? lässt sich wohl antworten, dass man in den neueren Zeiten nicht unterlassen hat, den Sinn und Nutzen dieser Schrift darzuthun; durch die Bemühungen aufgeklärter Bibelforscher wird der Inhalt derselben gegen falsche Anklagen überzeugend gerechtfertigt; die Vorurtheile, welche man sonst gegen diese Schrift hegte, sind in unseren Tagen auf eine glückliche Weise zerstreut worden, und das geheimnissvolle Dunkel, welches in der Vorzeit auf ihr ruhte, musste einem erfreulicheren Lichte weichen. Was das Alter dieser Schrift betrifft, so wird dieselbe mit Recht in das erste Jahrhundert gesetzt. Ueber die Schreibart findet man hier keine besondere Mittheilung. Dass dieselbe in der Grundsprache oft so unrichtig ist, dass nicht unbedeutende Fehler gegen die Regeln der Sprache darin angetroffen werden, diess mag davon herzuleiten seyn, dass Johannes diese Schrift schon in seinen jüngeren Jahren schrieb, wo er sich in der griechischen Sprache noch wenig geübt hatte; ausserdem erkennt man in derselben noch deutlicher, als in den anderen Schriften des Johannes, den Donnersohn, wie ihn der Herr nannte, den Mann von starker Einbildungskraft und hohem Biedersinn. Er, welcher seine Einbildungskraft mit der Bildersprache der Propheten seines Volks genährt hatte, versinnlichte hier die in der Nähe seines Meisters gehörte und von ihm mit Wärme des Herzens erfasste Wahrheit: dass dessen Lehre über alle Hindernisse ihrer Ausbreitung siegen und ihre rechtschaffenen Bekenner unaussprechlich beseligen werde. Indem nun diese ganze Schrift poetisch eingekleidet ist, so darf man nicht die einzelnen Bilder, welche darin vorkommen, und mit welchen der begeisterte Seher seinen Hauptgedanken ausmalt, auch zur Weissagung rechnen; und eben so wenig darf man die sinnbildliche Sprache des Apostels überall geschichtlich nehmen.

Um den Zusammenhang dieser Schrift aufzuhellen, hat Hr. O. eine richtige Uebersicht der in der Apokalypse geweissagten Begebenheiten mit besonderer Rücksicht auf die Zeitfolge gegeben, welches sehr zweckmässig ist, und Beyfall verdient.

C. u. N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Barth: *Geschichte des sächsischen Hochlandes, mit besonderer Beziehung auf das Amt Lauterstein und angrenzende Städte, Schlösser und Rittergüter*, herausgegeben von *Carl Wilhelm Hering*, Pastor zu Zöblitz und des sächs. Vereins für Erforschung und Bewahrung vaterländ. Alterthümer zu Leipzig ord. Mitglied. Erster Theil. XXXVI u. 585 S. Zweyter Theil. 176 S. Dritter Theil. 276 S. 1828. 8. (3 Rthlr.)

Ein sehr nützliches, von vieler Gelehrsamkeit, die wir gern anerkennen, zeugendes Werk. Wir erlauben uns jedoch, einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Abtheilung I. Erster Abschnitt, bis zum Markgrafen Otto von Meissen und der entdeckten Silberhaltigkeit des Erzgebirges. S. 10 hat der Vf. die Herzogthümer Holstein und Lauenburg mit dem Fürstenthum Lübeck als ehemalige Theile des Sachsenstaats vergessen. Bey Segeberg und Malente lieferte Carl der Grosse zwey blutige Schlachten; auch gehörte das preussische Westphalen zum Lande der Sachsen. *Zweyter Abschnitt*. Vom 10 Jahrhundert bis ins 15te regierten Friedrich der Streitbare und Friedrich der Friedfertige das Erzgebirge. Unverschämt war die damalige Politik und offen die Habgier der Landgrafen von Thüringen und Kaisers Heinrich VI, um durch Ermordung des meissnischen Regentenstamms sich den Besitz der Bergwerke des Erzgebirges zu verschaffen. Hr. *v. Raumer* überging diese schändliche Thatsache in seiner Geschichte der Hohenstaufen, welche freylich oft ihre Helden schöner malt, als sie im wirklichen Leben waren. S. 69 vergass der Vf., dass in dem Erwerbungsvergleich von Thüringen mit der Herzogin Sophia von Brabant Otto der Erlauchte ganz Hessen, vormals ein Theil von Thüringen, an Sophia und deren Erben abtrat. Die Districte an der Oberwerra, welche der Verbündete Sophiens, Herzog Albrecht von Braunschweig, nach seiner Niederlage von 1258 bey Erfurt, wobey er gefangen wurde, an den Landgrafen Heinrich den Erlauchten zum Lösegelde einräumte, erhielt Sophia mit ihrem Sohne Heinrich gleichfalls, und behielt sie nach eben der Politik, womit Kaiser Alexander im Tilsiter Frieden von Preussen Bialystock in unserem Zeitalter erwarb. S. 76 bemerkt der Vf. sehr richtig, dass Constantia, Herzog Friedrichs von Oesterreich Schwester und Markgrafen Heinrichs erste Gemalin, vor 1242 starb, und dass *Posselts* Geschichte sie irrig damals noch leben lässt. S. 79. Reich ist das *Heringsche* Werk an interessanten topographischen Nachrichten, wie im Hochlande manche eigenthümliche Rechtsgewohnheiten und Sitten entstanden. Auch zeichnet der Vf. durch Stil und feine Beurtheilung von Begebenheiten, welche in die Geschichte unserer Tage eingreifen, sich aus. S. 82. Die freye Holzberechtigung mancher Ortschaft erklärt sich aus dem uralten Besitzrecht der Gemeinden an bewaldeten und unbewaldeten Gemeinheiten. Das Nämliche nahm Rec. in Westphalen, in Holstein und Lauenburg bey einigen Dörfern vormals geistlicher Gutsherrschaft wahr. In Amerika's Wildnissen erhält der Ansiedler stets viel Oberfläche, aber nichts mehr als das Eingewiesene. Das Mittelalter gab dagegen in Sachsen dem Ansiedler wenig Oberfläche zum Eigenthum, dagegen auf der übrigen Feldmark freye Weide und Holz; das war aber damals Landessitte. — Sehr richtig ist die Bemerkung in der Note S. 91, dass man im Mittelalter häufig in den Urkunden geistlicher Ausfertiger das Jahr von Ostern zu Ostern und nicht von Neujahr zu Neujahr laufen lässt. — S. 104 wird aus einer Urkunde richtig gegen Chroniken gefolgert, dass des Land- und Mark-Grafen Friedrich Gemalin Jutta eine brandenburger und keine böhmische Prinzessin war. — Mit einsichtsvoller Prüfung pflegt der Vf. die fremden Nachrichten zu benutzen; diessmal ist ihm aber doch etwas S. 112 entwischt: er bestimmt den Ertrag des Bergzehnten auf 300,000 Schock böhmische Groschen. Da nun 64 Groschen eine Mark bildeten, so würde der Zehnte 281,250 Mark betragen haben, was unmöglich ist. — *Dritter Abschnitt*. Von der Regierung Kaisers Wenzel bis zur Theilung des Kurfürsten Ernst und seines Bruders Albert, wobey der Bergbau der Oberhoheit beider untergeordnet blieb. Der Vf. erzählt bloss allgemeine aus der sächsischen Geschichte bekannte Thatsachen, bemerkt aber mit Recht die Sonderbarkeit aller Theilungen im Hause Sachsen, die man auch im Hause Holstein, Hessen, Mecklenburg, Schwarzburg u. s. w. antrifft, dass man nämlich die Theilungen nicht so vornahm, dass jeder Theil für sich bequem regiert werden konnte, sondern dass die theilenden Räthe nur auf Gleichstellung der Domanialeinkünfte sahen, und daher kein Amt zerriss.

sen, ungeachtet solche oft zerstreut genug gelegen waren. Daher sind zum Nachtheil mancher Landeseinrichtungen die Lande der vier regierenden Linien des Sachsen-Ernestinischen Hauses noch auffallend gespalten. *Vierter Abschnitt*, enthält die merkwürdige Beschreibung des elenden Zustandes des Bauernstandes und die Erbauung Schneebergs, Annabergs und Beyspiele des häufig geübten Faustrechts. *Fünfter Abschnitt.* Er liefert schöne Beyträge über die langsame und schwierige Reformation der Kirche im sächsischen Hochlande und über die Bildung der Stadtschulen im Gebirge. Der Rector *Rivius* in Freyberg war der Lehrer des fast 30 Jahre regierenden Augustus, des gröfsten aller sächsischen Kurfürsten. Die Streitigkeiten im Fürstenhause selbst wegen verschiedener Religionsmeinungen und politischer Interessen sind sehr gut dargestellt, mit den Ursachen der Theilnahme des Herzogs Moriz von Sachsen wider den Kurfürsten Johann Friedrich. Moriz besetzte nur die in seinem Gebiet zerstreut liegenden kurfürstlichen Städte und Aemter, weil diese König Ferdinand von Böhmen in Besitz nehmen wollte; allein der Kurfürst nahm diess so übel, dass er mit seiner Macht aus Baiern heimkehrte, um des Herzogs Besatzungen wieder zu vertreiben. Die weiteren bekannten Ereignisse nahmen der Ernestinischen Linie alles bis auf den Weimarischen Kreis und das Erzgebirge; was bis dahin unter mehreren sächsischen Fürsten gestanden hatte, wurde nicht wieder zerrissen, und verblieb der Albertinischen Linie. *Sechster Abschnitt.* Von der Besitzergreifung des Erzgebirges durch die Albertinische Linie. Der Kurfürst August setzte sich freundlich mit dem gewesenen Kurfürsten Johann Friedrich, dem er Altenburg abtrat, und erneuerte die Erbvereinigung mit dem Hause Brandenburg und Hessen. Als Kaiser Karl V an Geistesverirrung erkrankte, brachte er den Augsburger Religionsfrieden von 1555 zum Abschluss. Da dieser Friede den Protestanten keine freye Religionsübung in den Landen katholischer Fürsten gestattete, sondern nur den freyen Zug: so wurde durch ausgewanderte protestantische Böhmen das Erzgebirge ungemein bevölkert. Der grosse Kurfürst fand die Nachtheile der grossen und sehr bevorrechteten Wald- und Güter-Besitzungen der Familien Günterrode, Schönburg auf Hartenstein und Berbisdorf im Erzgebirge so drückend für seine Erzgebirger und für seine Landesherrlichkeit, dass er solche auskaufte und in Aemter verwandelte, worin schon Kurfürst Johann Friedrich in Ansehung Schwarzenbergs 1533 ihm vorangegangen war. Einen Theil der Herrschaft Schwarzenberg trat Kurfürst August 1556 an Böhmen ab, behielt sich aber die Wälder und die Jagd bevor. Die Erwerbung dieser Güter von der kurfürstlichen Kammer war ein Segen für die Unterthanen der Gutsherren, welche dadurch vieler Jagdplackereyen enthoben wurden, und wenn sie auch weniger Holz als früher erhielten, doch das wenigere ohne Streit erlangten. Die Zahl der Rittergüter im Hochlande vermehrte sich zum Nachtheil der Gutshörigen in der Folge sehr, aber segenvoll war seine Berg- und Holz-Ordnung, welche das Berg- und Forst-Wesen regelten und in gehörige Verbindung setzten, sowie seine Beförderung der Obstpflanzungen. Auch ins Erzgebirge wanderten viele aus den Niederlanden vertriebene protestantische Landleute und Fabrikarbeiter. Der Kurfürst erwarb 1567 vom Hause Sachsen-Gotha pfandweise den Neustädter Kreis und 1567 durch Kauf das Voigtland, erbauete auch bis 1572 die jetzt in ein Vorrathshaus verwandelte und verödete Augustusburg, beförderte durch Ausschliessung der Theilnahme des platten Landes die städtischen Nahrungszweige und die Turniere des Bürgerstandes im Vogel- und Scheiben-Schiessen. Nur war der Kurfürst und noch mehr seine Gemalin Anna eine eifrige Verfolgerin des Calvinismus; er sah den Bergbau bey aller Kameralkunst verfallen, und förderte nun das 1561 von der Frau eines reichen Annaberger Bergherren Barbara Uttmann, einer 1575 verstorbenen Patricierin Elterlein aus Nürnberg, erfundene Spitzenklöppeln, wodurch ein damals gut, jetzt aber schlecht ernährendes neues Gewerbe entstand. Des 1586 gestorbenen Thronfolgers Kurfürsten Christians I schönen Plan, die Lutheraner und Reformirten zu vereinigen, betrieb sein Kanzler Krell mit gleicher Eile, als die Beschneidung mancher Adelsrechte. Anders dachte nach des Kurfürsten Tode der Administrator Herzog Friedrich Wilhelm seit 1591, welcher die Calvinischen Prediger wieder vertrieb, Krell den Process machte, und am 9 Oct. 1601 hinrichten liess. Gesegneter war für das Hochland die Hauptjagd des J. 1599, weil der Herzog zur grossen Freude der vom Wilde gequälten Unterthanen und zum bitteren Aerger des alten Landjägermeisters von Kolbenstein alles Wild so rein wegschiessen liess, dass mehrere Jahre hindurch kein Wild mehr zu sehen war. Dürre, die 1590 vom Pfingstfest bis in die Mitte des Novembers 38 Wochen hindurch dauerte, Theuerung, Pest und Feuer suchten das Hochland schwer heim. Das Getreide musste von der Armuth gekocht gegessen werden. Kurfürst Christian II trat 1601 die Regierung an. Während derselben brannten die Städte Annaberg, Marienberg und Wolkenstein ab, und der Erwerb durch Bergbau fuhr fort sich zu vermindern. Die Pest wanderte, wie früher schon unter den vorigen Regenten, oft schrecklich aus Böhmen ein, und vertilgte mehrere Male fast ganz die lebende Generation. Von der damaligen Sittenverwilderung liefert der treue Geschichtschreiber eine Menge schauderhafter Belege. Der Kurfürst starb zu frühe im J. 1611. Ihm folgte sein Bruder Joh. Georg I, früher Landjägermeister und in seiner langen Regierung ein Freund des Forst- und Jagd-Wesens. Strenge übte er besonders gegen Wild- und Holz-Diebe. *Siebenter Abschnitt.* Periode bis zum vollzogenen westphälischen Frieden im J. 1650. Der Protestantismus hatte sich unter den Böhmen und Mähren ungemein verbreitet, und sie übten die Klugheit, sich nur Utraquisten zu nennen. Erst unter dem duldsamen Kaiser Maximilian II erlangten sie als vereinte böhmische Brüder das gnädige Wort der Duldung. Aber diesem weisen Monarchen folgte 1576 sein von Jesuiten an Philipps II Hofe erzogener Sohn Rudolph II, der den aus 78 der

Bevölkerung bestehenden Protestanten in Böhmen die freye Religionsübung versagte. Edler dachte sein Bruder, der Erzherzog Matthias. Auf des Kurfürsten Christian II Vorstellung entschloss sich der Kaiser, den mit Insurrection drohenden Landständen 1609 mit den Katholiken gleiche Religions- und politische Freyheiten im Majestätsbriefe einzuräumen. Darüber freuete sich das Erzgebirge; allein die Jesuiten bewogen den Kaiser zu Schritten, welche beweisen, dass er dem Bruder, dem Erzherzog Leopold Bischof von Passau, den Thron von Böhmen zuwenden wollte, der auch zur Besitzergreifung Truppen anwarb, und sie in Böhmen einrücken liess. Die Landstände und Erzherzog Matthias verjagten die Passauer, und zwangen den Kaiser, auch den Thron von Böhmen niederzulegen. Matthias ehrte den Majestätsbrief, welchen auch sein Nachfolger Ferdinand II beschwor; er bewog jedoch den alterschwachen Kaiser Matthias, als die böhmischen Brüder eine neue Kirche in Klostergrab gebauet hatten, solche einreissen zu lassen. Diess wurde die erste Veranlassung des 30jährigen Krieges, da Graf Thurn die Protestanten zur Insurrection und Wahl des Kurfürsten Friedrichs von der Pfalz zum Könige von Böhmen bewog. Die Dynastieen Sachsen und Oesterreich hatten eine alte Erbeinigung wegen Böhmen. Desswegen trat Kurfürst Joh. Georg von Sachsen auf Ferdinands Seite, da dieser versprach, seinen protestantischen Unterthanen die Religionsfreyheiten zu erhalten. Die Sachsen besetzten für Ferdinand Schlesien und die Lausitz; die 2000 Engländer, welche dem Könige Friedrich von Böhmen zu Hülfe eilten, führten das Tabackrauchen auch unter den Sachsen ein. Die Lausitz behielt Sachsen unterpfändlich für 6 Millionen Rthlr. Kriegskosten. Als aber der Kaiser den Protestanten in den Erblanden nicht Wort hielt, und in Deutschland Tyranney zu üben Beyspiele gegeben hatte, trat der Kurfürst zur schwedischen Partey, und seitdem trafen das Hochland 16 schreckliche Kriegsjahre.

6ter Abschn. Rührend ist die Geschichte der Einwanderung der evangelischen Böhmen und ihre ärmliche Niederlassung auf Gründen des Staats oder der Gutsherren. Schade, dass man nicht zugleich liest, welche Oberflächen damals den Kolonisten eingewiesen wurden, und warum der Bergwerkssegen sich in eine sehr ärmliche Nahrung verwandelte, auch die Bienenzucht abnahm. Belehrend ist die Geschichte der Familie Schönberg, und wie langsam im Zeitraum der letzten 100 Jahre im Hochlande Bären, Luchse und Wölfe vertilgt wurden. Obgleich im Winter 1679 8000 Hirsche erfroren, so war doch daran kein Mangel. Dagegen ordnete Joh. Georg II 1681, dass keine Ziegen in den Wäldern weiden sollten. In diesem Jahrhundert verschwanden die Steinadler und die wilden Schweine, nach deren Rückkehr sich keiner sehnt. Noch jetzt hat der Kampf der sächsischen Förster und Jäger mit böhmischen Wilddieben nicht aufgehört, obgleich der Wildstand bey lichter gewordenen Wäldern sich vermindert hat. Die Wäldner (bewaffnete Revierjäger) erhielten das Recht, die Wilddiebe niederzuschiessen, welche theils Wild tödteten, theils in ihren Nachtlagern Waldbrände veranlassten; aber die Wilddiebe fanden manchen Schutz bey dem durch vieles Wild geplagten Bauernstande. — Die Pestnoth des J. 1680 und 1682 und die aus Italien eingewanderte Viehseuche werden rührend geschildert. — Für Oesterreich und Venedig fochten Sachsen in Ungarn und Griechenland. — Bey manchen landesherrlichen Tugenden des Kurfürsten August schuf doch seine morgenländische Frauenliebe und sein unglückliches Trachten nach der polnischen Königskrone seine Regierung zu einem eisernen Zeitalter. Die gewaltsame Werbung eines Heers für Oesterreich war drückend, der Religionswechsel des Königs schadete an sich Sachsen nicht, da der König den Religionsfrieden der Protestanten aufrecht erhielt, aber Geld und Truppen musste der Statthalter, Fürst von Fürstenberg, aus dem treuen Sachsen nach Polen liefern. Während Polen für seinen König nichts that, musste Sachsen dem Könige Karl XII schwere Opfer bringen. Das rührte des Königs August Herz, der sich nun zur Niederlegung der polnischen Krone entschloss. Gross war in dieser Periode die Schwedenangst im Hochgebirge, die Mannszucht war zwar trefflich, allein das schwedische Erpressen ungleich vertheilter 23 Millionen Steuern für Sachsen schwer. Als der König den Thron von Polen wieder bestieg, erhielt Stanislaus zur Abfindung 1719 noch eine Million Rthlr. sächsisch. Die damalige Volksnoth erzeugte leider im Gebirge auch viele sittliche Verwilderung. Die Beschreibung der letzten Pest im Gebirge und die damaligen Polizeyverfügungen haben hoffentlich nur historischen Nutzen. — Der erste Regentensegen des neuen Königs Friedrich August 1734 war eine grosse, wildvertilgende Jagd im Gebirge. Nicht so sehr die Verschwendungen des Hofes als des Grafen Brühl Kriegslust, erst die Allianz mit Preussen und hernach gegen solches wurden Sachsen verderblich. Der zweyte schlesische Krieg kostete Sachsen im Frieden eine Contribution von 3 Millionen Rthlr. — *Neunter Abschnitt.* Leiden des siebenjährigen Krieges. Der Vf. behauptet, dass die Regierung von Sachsen sich weigerte, an dem Bunde Oesterreichs und Russlands wider Preussens Unternehmungsgeist Theil zu nehmen, und die preussische Declaration vom 29 Aug. 1756 spricht nur von einer Militärbesetzung Sachsens; aber feindlicher wurden alle Schritte Preussens, als der König August die preussische Allianz abschlug, worauf Hunger die sächsische Armee zwang, sich gefangen zu geben. Der Gram tödtete die Königin, und die Lieferungen erschöpften das Hochland in diesem Kriege, dessen Greuel für das Hochgebirge der Vf. actenmässig darlegt. Der Friede zu Hubertsburg erschien, wozu der edle Kurprinz viel beytrug, der hernach nur zwey Monate regierte. Der Landesadministrator Prinz Xaver errichtete 1766 in Freyberg die Bergakademie. In der Regierung des Kurfürsten Friedrich August erfuhr das getreidearme Hochland eine schreckliche Hungersnoth. Lästig war der kurze baierische Erbfolgekrieg, und erfreulich die Abschaffung der Verpachtung der Amtsjustizpflege; vieles geschah in der kurfürstlichen Regie-

rung für beſſere Zuchthäuſer, für die Pflege Wahnſinniger, für Taubſtumme, für Schullehrer-Seminarien; die Linnen-, Band- und Spitzen-Fabriken blüheten; für den Straſsenbau und zur Milderung der Theuerung des J. 1805. Auf die Auflöſung des deutſchen Reichs folgte Sachſens Allianz mit Preuſſen wider Frankreich, der Poſener Friede, die ſchwere Kriegsſteuer an Napoleon, der Königstitel des ehemaligen Kurfürſten und der Beytritt zum Rheinbunde mit allen traurigen Folgen dieſes unvermeidlichen Schickſals, die notoriſch ſind. Den Schluſs macht ein gutes Regiſter.

Der *zweyte Theil* enthält die Annalen des Hochlandes. *Abſchnitt I.* Zeitraum von 919 bis 1156, alſo Markgrafen Otto dem Reichen von Meiſsen aus dem Hauſe Wettin. *Abſchnitt II* bis 1409. *Abſchnitt III* bis 1486. *Abſchnitt IV* bis 1521. *Abſchnitt V* bis 1547. *Abſchnitt VI* bis 1613. Die üppige Kleidertracht, wider welche Jeinſius eifert, war die ſpaniſche. *Abſchnitt VII* bis 1650. *Abſchnitt VIII* bis 1756. Auf den Jagden, denen Kurfürſt Georg I beywohnte, wurden erlegt 113,629 Stücke Wild, darunter 203 Bären und 3543 Wölfe. — Im J. 1701 wurde ein trunkener däniſcher Soldat, der des Kurfürſten Johann Georg II Bild erblickte und auf ſolchen geſchimpft hatte, zum Ausreiſsen der Zunge und Landesverweiſung verurtheilt, auch das Urtheil vollzogen. *Abſchnitt IX* bis 1827.

Die *dritte Abtheilung* enthält Urkunden und viele geiſtliche und weltliche Amtsperſonalien, manches über ſteigende Bevölkerung u. ſ. w. Dieſe Abtheilung iſt von kleinlichen Nachrichten nicht ſo rein geſichtet als die beiden erſten.

A. B. H. in L.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Berlin*, b. Hirſchwald: *Hermanni de Pommereſche*, Med. et Chir. Doctoris, Commentatio *de urſi longiroſtris ſceleto*. Accedunt 2 tabulae aeneae. 1829. 20 S. 4. die Abb. Fol. (16 gr.)

Eine kleine, darum aber nicht minder wichtige Abhandlung, indem durch dieſelbe auch in anatomiſcher Hinſicht die Naturgeſchichte eines Thieres aufgeklärt wird, welches bis auf die neuere Zeiten mehr oder weniger dunkel, ja faſt fabelhaft war, ſo daſs wir dieſelbe nun ziemlich vollſtändig beſitzen, da die beſte Abbildung (nach unſerer Anſicht des lebenden Thieres zu urtheilen) auch erſt vor wenig Jahren von *Reichenbach* (*Nov. Acta Acad. Leopold. tom. XIII*) geliefert wurde (die wir hier nicht angeführt finden), der Vf. aber eine (ſoweit ſich dieſs ohne Anſicht des natürlichen Exemplars entſcheiden läſst) ſehr gute Darſtellung des ganzen Skelettes u. ſ. w. gegeben hat. Wir wiederholen nicht, was der Vf. über die Beſtimmung der Art und über die Geſchichte ihres Bekanntwerdens ſagt, ſondern bemerken nur, daſs er mit *Cuvier* (*regne anim. ed. II. t. I. p.* 157) annimmt, daſs dieſelbe nicht mit *Urſus Malayanus* zu verwechſeln ſey, wie *Horsfield* gethan. Die Beſchreibung des Knochenbaues iſt nach Vergleichung desjenigen von *Urſus Arctos fuſcus Var.*, *U. maritimus*, *U. Americanus* (nicht genau beſtimmte, vielleicht neue Art), ſowie der Schädel von *U. Arctos niger et Americanus* und *U. Syriacus*, mit beſtändiger Benutzung von *Cuviers oſſemens foſſiles*, beſonders in Bezug auf *U. Javanicus* abgefaſst. Alle hier genannten Skelette und Schädel fand der Vf. in dem reichen Berliner Muſeum.

Die Länge des abgebildeten Knochengerüſtes beträgt faſt 4 Fuſs Pariſer Maſs; die Höhe in der abgebildeten, wohl ziemlich naturgemäſsen Stellung 2 Fuſs; die Knochen deſſelben ſind ſtark. Wir können nicht alle Ergebniſſe der Unterſuchung einzeln durchgehen, ſondern faſſen nur das Merkwürdigſte aus des Vfs. Angaben auf. — Am Schädel iſt die Oeffnung der Naſenlöcher dreyeckig, der Rücken der Naſe ſchmal; die Stirn, kurz aufſteigend, hat der Länge nach eine eingedrückte Mittellinia; die Jochbeinbogen ſind ſehr ſtark, der obere Rand des groſsen *foramen* glatt; die Mahlzähne ſind ſehr klein, übrigens bärenartig. Zum Bruſtkaſten gehören funfzehn Wirbel (Rückenwirbel); Lendenwirbel zählt man fünf, alle ſind dick, *breit* und haben groſse Fortſätze; der *epiſtropheus* hat einen gabelförmigen Querfortſatz; von den Bruſtkaſtenwirbeln haben vier ſchräge Nebenfortſätze; der eigentliche Rückenkamm iſt wenig gekrümmt, die Fortſätze aber ſind ſtachelig und bilden mit ihren Spitzen gleichſam zwey, nicht kleine Höcker. Neun wahre, ſechs falſche Rippen, weitbogig, einen umfangreichen Bruſtkaſten bildend. Das ganze Becken iſt ſehr ſeitlich ausgedehnt. An den vorderen Extremitäten zeichnet ſich das viereckige Schulterblatt aus, ſowie die mächtigen, krallenförmigen Klauen. — Der Vf. bemerkt übrigens ſehr beſcheiden, daſs er durch ſeine Beſchreibung keineswegs die ganze Oſteologie dieſes Thiers vollendet habe, ſondern noch Manches nachzutragen übrig ſey. — Nichts deſto weniger darf man dem Ganzen das Zeugniſs einer ſehr brauchbaren Abhandlung geben, welcher die beiden Kupfertafeln, gut geſtochen, auf ſtark Papier gedruckt, zur werthvollen Zugabe gereichen. Die eine der letzten ſtellt das ganze Skelett von der Seite, die andere den Schädel von oben und unten dar, an dem gleich der Mangel der meiſten Schneidezähne und die faſt verwachſenen Alveolen mehrerer, ebenfalls fehlender Backzähne in die Augen fallen. — Möge der Vf. uns mit mehr dergleichen willkommenen, dunkle Gegenden auf dem weiten Felde der Zoologie aufhellenden Abhandlungen erfreuen!

St—n—g.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

THEOLOGIE.

1) Ratzeburg, b. Freystatzky's Wittwe: *Kurzer Unterricht über die Geschichte und den Hauptinhalt der zu Augsburg* 1530 *übergebenen Confession oder Bekenntnisschrift.* Zur Vorbereitung auf das dreyhundertjährige Jubelfest dieser denkwürdigen Begebenheit. 1830. 32 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Erläuterungen über die Lehrartikel der Augsburgischen Confession*, zur Rechtfertigung wider die Gegner derselben mit Luthers und Melanchthons eigenen Worten. Von *Karl Friedr. Ludw. Arndt*, Director und Professor (der Domschule zu Ratzeburg). 1830. IV u. 34 S. 8.

Auf eine gemeinverständliche Weise wird in No. 1 das, was auf dem Reichstage zu Augsburg geschah, mit seiner Veranlassung erzählt, wobey die ersten 20 Artikel der A. C. der Hauptsache nach mitgetheilt und Bemerkungen über die Wichtigkeit eines jeden hinzugefügt werden. Am Schlusse wird von den Vortheilen gehandelt, welche die evangelische Kirche durch die Uebergabe der Confession gewonnen habe, und diese als Bekenntniss- und Lehr-Schrift von ewiger Geltung und als ein Prüfstein vorgestellt, an welchem die Reinheit der evangelischen Lehre in der Kirche könne erkannt und erprobt werden.

Was das Geschichtliche betrifft, so erscheint hier die A. C. nicht ganz als das, was sie nach der Absicht der Lutherischen Partey seyn sollte, nämlich als Aufzeichnung des Kernes der neuen Lehre, woraus abgenommen werden könnte, wie weit und über welche Puncte ohne Verletzung des Gewissens mit der Gegenpartey unterhandelt werden dürfte. Für diesen Zweck früher bey anderer Gelegenheit entworfene Artikel zu bearbeiten, erhielt Melanchthon den Auftrag wohl erst zu Augsburg, als des Kaisers Ankunft sich beynahe zwey Monate lang verzögerte, wenn vielleicht auch vorher schon die Rede davon gewesen seyn mag, mit diesen Artikeln vorzunehmen, was die Umstände fodern möchten und die Zeit erlauben würde. Seine Arbeit sollte den Vorwurf der Ketzerey als ungegründet darstellen, und die Ausgleichung des entstandenen Zwiespaltes, die Anerkennung der verketzerten Lehrer und ihrer Anhänger, als nicht abtrünniger Mitglieder der christlichen Kirche, herbeyführen. Dass der Kaiser gesagt habe: „Diese Lehre muss mehr Grund haben, als man glaubt", — scheint uns zu seinem ganzen Benehmen nicht zu passen. Dass die A. C. nicht in der Absicht verfasset sey, Ein für allemal als Inbegriff der christlichen Wahrheit zu gelten und die Lehrer zu binden, erhellet aus der Geschichte und aus vielen Aeusserungen der Reformatoren, wenn gleich einige Jahre nachher allerdings von denen, die von der theologischen Facultät zu Wittenberg über ihre Fähigkeit zu einem geistlichen Amte ein Zeugniss haben wollten, ein Bekenntniss zur A. C. gefodert wurde, wofür mit Rücksicht auf die damaligen Umstände Etwas gesagt werden kann und gesagt worden ist, dem jedoch nur in Beziehung auf diese Umstände Gültigkeit zugestanden werden kann.

Die dogmatischen Ansichten des Vfs. sind gänzlich dem Buchstaben der A. C. gemäss. Die die Lehre von der Dreyeinigkeit nach der Bestimmung des 1 Artikels derselben nicht annehmen, „wollen", nach dem Vf., „den Grund und Boden, darauf das ganze Christenthum ruhet, einreissen und wegthun", und wider sie ist 1 Joh. II, 23 gebraucht und die Taufformel geltend gemacht. Dass der Artikel von der Erbsünde höchst nöthig sey, soll man daraus ersehen, „dass, wenn die Menschen keine böse Lust und Neigung hätten, und von Natur wahre Gottesfurcht und wahren Glauben an Gott haben könnten, und die böse Lust im Herzen, die Niemand ableugnen kann, keine Sünde und nicht verdammlich wäre, es für den Menschen keiner Erlösung, keines Christus und keiner Wiedergeburt aus dem Geiste bedurft hätte." Unserer Einsicht nach liegt hier eine Verwechselung und Verwirrung verschiedener Dinge zum Grunde. Wenn zur Zeit der Reformation, da mancher verworrene Knoten noch nicht entwirret war, Gründe solcher Art, wie mitunter hier und in No. 2 vorkommen, geltend gemacht wurden, so ist das jenen verdienten Männern nicht zum Vorwurfe zu machen; wenn aber zu unserer Zeit noch Manche auf dem Standpuncte stehen, auf welchem jene sich befanden, so wissen wir das mit einer sorgfältigen Beachtung dessen kaum zu vereinigen, was die verflossenen Jahrhunderte dem forschenden Freunde der Wahrheit dargeboten haben. Entscheidungen über die Unchristlichkeit derer, die nicht auf dem nämlichen Standpuncte stehen, sind heutiges Tages wieder so gewöhnlich geworden, dass sie uns beym Lesen dieser kleinen

Schriften, deren zweyte als Einladungsschrift zu einer Schulfeierlichkeit erschienen ist, nicht unerwartet kamen. Dass sie, auch die Richtigkeit der Dogmatik des Vfs. angenommen, hier nothwendig und zweckmässig waren, davon haben wir uns nicht überzeugen können.

HJKL.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Denkmal der dritten Säcularfeier der Uebergabe der Augsburger Confession in den deutschen Bundesstaaten*, von *Friedrich Wilhelm Philipp von Ammon*, Dr. der Theol. u. d. Phil. zu Erlangen. 1831. VI u. 266 S. Lexikon-8. (1 Rthlr.)

Dieses die protestantische Kirche, und noch mehr deren Theologen, sehr nah angehende Werk verdient eine besonders rühmliche Erwähnung und den lebhaften Dank aller Freunde des Evangeliums, in deren Herzen und Sinn die Jubeltöne des hochgefeierten 25 Jun. 1830 noch nicht verklungen sind. Sie stehen hier vor einem Denkmal, welches mit der unverkennbarsten Liebe, mit dem unermüdlichsten Fleisse, mit dem eifrigsten Streben nach Vollständigkeit und nach sinniger Anordnung des fast allzureichen Stoffes errichtet worden ist. Und wenn die beabsichtigte Vollständigkeit gleichwohl nicht erreicht worden: so liegt die Schuld hievon keinesweges an dem Vf., der dieses Werk, welches viele Zeit, grosse Mühe und dabey einen nicht unbedeutenden Geldaufwand voraussetzte, unternahm, und schon am 6 Jun. 1831 beendiget hatte, sondern an der Nichtbeachtung seiner öffentlichen Bitten und brieflichen Verwendungen um Unterstützungen oder Beyträge von Seiten mancher Geistlichen und Verleger.

Vor Allem haben wir eine Beschreibung dieses *Denkmals* nach seiner äusseren und inneren Verfassung zu geben. Und da fangen wir denn mit seiner zuerst in die Augen fallenden Gestalt an, welche durch ihre Freundlichkeit, anständige und dabey bescheidene Würde jedes billigen Beschauers Beyfall sich erwerben wird. Format, Druck, Correctheit, Papier und Preis lassen sich nicht tadeln. Auf einem verhältnissmässig sehr kleinen Raume ist wirklich viel geleistet worden, und die hier angebrachte Sparsamkeit der Worte und versuchte Zusammengedrängtheit des reichen Mannichfaltigen verdient vielen Compilatoren unserer Zeit als Muster vorgehalten zu werden. Nur ein einziges Blatt nimmt das *Vorwort*, und gleichfalls nicht mehr Raum das vollkommen befriedigende *Inhaltsverzeichniss* ein. Dieser einfachen Gestalt entspricht nun auch die weitere Ausführung. Höchst einfach zerfällt die Schilderung der Festfeier in 3 Abschnitte, oder richtiger nur in 2, weil man ganz füglich die hier als *erster Abschnitt* überschriebenen sieben ersten Paragraphen den Eingang oder *die Einleitung* dazu nennen könnte. Es finden sich nämlich S. 1—20 *die Schriften* zusammengestellt, *welche dem grossen Feste vorausgegangen sind*, um für dessen würdigere Gestaltung im Voraus zu wirken, oder demselben feindlich entgegen zu treten, zum Theil alphabetisch, zum Theil nach der früheren oder späteren Zeit ihrer Erscheinung geordnet. Der Bücher, welche, wie es hier heisst, „zur Verbreitung richtiger Ansichten über das zu begehende Ereigniss für alle Stände und Lebensalter in zusammenhängender Rede und in katechetischer Form erschienen sind," stehen hier 58, worunter wohl *Fazius*, *Fikenscher*, *Rotermund*, *Veesenmayer*, *Volbeding* und der Vf. das Beste geliefert haben mögen. Dann wird, nach einem dankenswerthen Ueberblicke der Ansichten über das Vorhanden- oder Nichtmehrvorhandenseyn der Originalien der A. C., und ihrer Schicksale S. 4—14, ein Verzeichniss der neuesten Ausgaben der A. C., sowie anderer, der A. C. verwandten Schriften, weiterhin auch der polemischen Schriften aufgestellt. Dann folgen zwey Abtheilungen, deren erste: *Feier in Kirchen und Schulen* S. 21—213 (im Buche *der 2 Abschnitt* genannt); und deren zweyte: *Die Säcularfeier durch Wissenschaften und Künste* S. 214 bis Ende (als 3 *Abschnitt*) überschrieben ist; hier können wir uns recht bequem umsehen, und die freundlichen, zum Theil sehr grossartigen Festlichkeiten in den einzelnen deutschen Bundesstaaten genau beachten. Durchgehends sind die kirchlichen Feierlichkeiten eines jeden Landes sorgsam zusammengestellt, und mit Recht machen das Königreich Sachsen und die sächsischen Herzogthümer als die Wiege der Reformation den Anfang. Sodann erblicken wir uns in Preussen S. 82, Baiern S. 97, Würtemberg S. 119, und Hannover S. 123, in Kurhessen S. 137, Hessen-Darmstadt S. 143, Hessen-Homburg S. 144, in den Anhaltischen Landen S. 145, in Baden S. 152, Meklenburg-Strelitz S. 153, Meklenburg-Schwerin S. 153, Oldenburg und Lübeck S. 154, Braunschweig S. 157, Nassau S. 160, Holstein S. 160, Schaumburg-Lippe S. 163, Lippe-Detmold S. 166, Reuss-Plauen S. 166, Schwarzburg S. 175. Ferner ziehen die freyen Städte Bremen S. 182, Frankfurt S. 185, Hamburg S. 190, Lübeck S. 196, auch die classischen Orte Augsburg S. 200, Bretten S. 203, Eisleben S. 204, Wittenberg S. 211 und die Wartburg S. 212 unsere Augen auf sich. Endlich werden wir noch S. 213 an Oesterreich erinnert. Eben so verhält es sich mit den Festlichkeiten der Universitäten Berlin, Breslau, Halle-Wittenberg, Greifswalde, Bonn, Jena, Leipzig, Göttingen, Tübingen, Erlangen, Rostock und Kiel S. 214—239; weiterhin der Gymnasien S. 240—2[illegible]. Aber nun kommen auch die Poësie, Musik und einig[illegible] Kunstsachen S. 260—265 an die Reihe, und das letz[illegible] Blatt stellt uns recht erfreuliche Züge von Toler[illegible] fremder Glaubensgenossen bey Gelegenheit dieses F[illegible]stes auf.

Was nun die Erzählung oder Darstellung der [illegible]zelnen Feierlichkeiten selber betrifft, so beginnt [illegible] jedesmal mit einem Gesammtüberblick über dieselb[illegible] wovon wir hier eine Probe geben wollen: „Königre[illegible] Sachsen. Drey Tage bestimmte die Behörde dem Fe[illegible] für welches in den meisten grösseren Orten noch [illegible]sondere Localanordnungen vorher bekannt gema[illegible] wurden; Züge der treffenden Civil-, Militär- [illegible]

Local-Beamten zu den Kirchen, denen hie und da die A. C. vorangetragen wurde; Ausschmückungen der Gotteshäuser; musikalische Aufführungen von den Thürmen herab und bey dem Gottesdienste und in Vereinen; Beleuchtungen der Kirchen und Häuser, Collecte, Speisungen von Armen und angemessene Vergnügungen." Dann legt Hr. *v. A.* A) die Anordnungen höheren Ortes; B) die Ankündigungen in den Kirchen; C) die vorgeschriebenen Texte, mit einem möglichst gedrängten und — sehr lehrreichen — Auszug aus den darüber gehaltenen Predigten; D) die Kanzelgebete vor, und schliesst daran die einzelnen stattgefundenen Vergnügungen und Vorfälle. Ueberall fügt er die Quellen bey, woraus er schöpfte, und vorzüglich giebt er die vielen kleinen Flugschriften an, welche mit oder nach dem grossen Feste erschienen sind.

Es ist ungemein erfreulich, so viele ausgezeichnete Theologen hier thätig zu erblicken, und mit manchen sonst unbekannten Predigern bekannt zu werden, deren sich die protestantische Kirche erfreuen kann. Auch bietet die Zusammenstellung ihrer Kanzelvorträge über einen und denselben Gegenstand und Text eine bequeme Gelegenheit zu den angenehmsten und lehrreichsten Vergleichungen an, wie unlängst der wackere *Volbeding* in einem besonderen Schriftchen zu geben versucht hat.

Nur eines bedauern wir mit dem Vf. recht sehr, dass es ihm nämlich, wie wir oben schon angedeutet haben, nicht gelungen ist, von allen, wenigstens grösseren, Orten die nöthigen Nachrichten geben zu können. Am meisten haben wir uns über Hessen-Darmstadt wundern müssen; denn diesem ganzen Grossherzogthume sind nicht mehr als 20 Zeilen gewidmet. Wie, sollte die Allg. Kirch. Zeitung, die in Darmstadt erscheint, und die wir aus jenem Jahre nicht zur Hand haben, um nachsehen zu können, sollte diese Zeitschrift hierüber auch so still gewesen seyn? Meklenburg-Strelitz S. 153 hat gar nur 7 Zeilen, Baden kaum 1½ Seiten, Nassau ½ Seite erhalten.

Wünschenswerth scheint uns ein kleines Namenregister aller der Redner und Künstler, deren Arbeiten in dieser Schrift erwähnt werden.

χμ.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: ***Handbuch für gebildete Bibelfreunde, welche über alterthümliche und Sprach-Dunkelheiten, sowie über interessante Oerter, Personen und Begebenheiten der heiligen Schrift, Belehrung suchen oder ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen wollen.*** Nach den bewährtesten Hülfsmitteln alphabetisch bearbeitet von einem Freunde des Lichtes aus Gott. 1830. IV u. 257 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Der Zweck des Vfs. bey Ausarbeitung dieses alphabetischen Handbuchs ist schon auf dem Titel hinlänglich ausgesprochen. Indess erklärt er sich noch näher darüber in der Vorrede, wo er sagt: „Die grosse Zahl denkender und unbemittelter Bibelfreunde vermisst noch ein gemeinverständliches biblisches Handwörterbuch, das mit den Wort- und Sach-Erklärungen in möglichster Kürze auch die Geschichte eines Volkes verbindet, welches mit seinem kindisch religiösen Opferdienste vorausgehen musste, wenn aus seiner Mitte endlich das durch die Propheten angekündigte, beseligende Licht aus Gott, womit Jesus Christus den Erdkreis erleuchtet, hervorbrechen, und Empfänglichkeit finden sollte." — Es soll also dieses Handbuch ein biblisches Wort-, Sach- und Geschichts-Handbuch für gebildete Bibelfreunde seyn, um ihnen das Unverständliche klar zu machen. Der siebzigjährige Vf. äussert den Wunsch, dass es dazu beytragen möchte, die Finsterniss des schwärmerisch-religiösen Wahns zu vermindern, zu deren gänzlichen Vertilgung das Vorbild der reinsten Liebe, der Verkündiger seines höchst einfachen, jedem Menschenverstande ansprechenden und einleuchtenden Evangeliums in die Welt kam.

Rec. findet dieses Handbuch seiner Bestimmung angemessen und recht brauchbar. Die in die Geschichte des israelitischen Volkes einschlagenden Artikel sind zum Theil mit ziemlicher Ausführlichkeit behandelt, wie denn von S. 71 bis 81 eine chronologische Geschichtsübersicht von Abraham bis auf die Zerstörung Jerusalems gegeben, und dabey auf die gleichzeitige Geschichte benachbarter Staaten Rücksicht genommen ist. Zu bedauern ists, dass der Vf. in den Namen der in der Bibel vorkommenden Oerter und Personen sich nicht einer grösseren Vollständigkeit befleissiget hat, da vielleicht das Ganze nur um einige Bogen stärker und um wenige Groschen theurer geworden wäre, und die meisten vermissten Wörter in der Kürze hätten erklärt werden können.

Befremdet hat es Rec., dass der Vf. von Jesu in zwey verschiedenen Artikeln weitläuftig handelt 1) unter dem Namen Jesus von Nazareth — und 2) im W. unter dem Titel: Wanderungen und Thaten Jesu. Ungern vermisste Rec. des Vfs. Erklärung des Logos bey Johannes; denn weder unterm L. noch unterm W. ist etwas vom Logos oder vom deutschen *Wort* zu finden. Ueberhaupt hat er sich auf Erörterung dogmatischer Gegenstände wenig oder gar nicht eingelassen, und bey supernaturalistischen Theologen wird sein Handbuch wenig Beyfall finden. Das hat denn auch Einfluss auf eine gewisse Unvollständigkeit in der Sach- und Wort-Erklärung. So sind z. B. manche Viel und Vielerley bedeutende Wörter der Bibel ganz übergangen oder nur kurz abgefertigt, z. B. Gerechtigkeit, Glaube, Gnade, Licht, Fleisch, Geist u. s. w.

So brauchbar also dieses Handbuch besonders in historischer Hinsicht seyn dürfte, so wird es schwerlich den Bibelleser befriedigen, welcher Aufklärung über unverständliche Wörter und Redensarten sucht, und nicht noch neben diesem Handbuch eines anderen sich bedienen kann.

7. 4. 5.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FREYBURG, b. Groos: *Ueber die Duelle auf den deutschen Universitäten, in besonderer Beziehung auf das Grossherzogthum Baden*, von Freyherrn *v. Stengel*, Hofrichter in Mannheim. (Besonderer Abdruck aus *Duttlingers* u. s. w. Archiv für Rechtspflege und Gesetzgebung.) 1832. 44 S. 8. (6 ggr.)

Vorausgeschickt sind Bemerkungen über die unter den alten Deutschen übliche Selbstrache; dann folgen andere, von denen wir die wichtigeren kurz anzeigen, über einen irrigen Ehrbegriff unter den auf den Universitäten Studirenden, Schwierigkeit der Gesetze wider die Duelle, deren Bestrafung die Gestraften nicht entehren muss.

Man muss nicht die Inländer härter und die Ausländer milder bestrafen. Die durch die Güte des Herzens unterstützte Vernunft der Studirenden vermag bey solchen Vieles. Die Strafe der Injurie muss sich nach der öffentlichen Meinung richten. Weil die erzwungene Abbitte eine Unwahrheit ist, so genügt sie dem Beleidigten selten. Die Ehrengerichte scheint der Staat nicht dulden zu können, weil sie zwar einige Duelle verhindern, aber die geduldeten desto blutiger machen würden. Der Vf. schlägt Gerichte über Injurien in Form der Schwurgerichte vor, und beweiset die Möglichkeit, solche Schwurgerichte auf Universitäten einzuführen, durch von den Studirenden erwählte Vermittler und ein Ephorat, dem die Vermittler berichten, wenn sie einen Vergleich nicht haben treffen können. Ueber die Thatsache entscheiden die Studirenden selbst. Die durch das Loos bestimmten Vermittler muss das Ephorat verwerfen können. Das strafende Gericht in Injuriensachen sey ein Collegium von Professoren und niemals der Universitätsamtmann allein. Schwerlich werden die Untersuchungen lange dauern, weil die Jugend nicht so häufig als das listigere Alter in der Antwort auf ergangene Fragen zu lügen pflegt. — Die gewöhnliche Strafe des Duells sey Gefängniss. Den Ausfoderer treffe immer nebst der Gefängnissstrafe das *consilium abeundi* und eine längere, wenn er die angebotene Versöhnung ausschlägt. Den Duellanten, welcher ungeachtet der durch die Vermittler und das Ephorat bewirkten Versöhnung oder nach ergangenem Urtheil des Injuriengerichts dennoch seinen Gegner zum Duelle nöthigt, treffe nebst der Gefängnissstrafe die Relegation. Duelle auf Pistolen, auf den Stich und mit krummen Säbeln mögen an dem, der diese Waffen wählte, nebst einer wenigstens vierteljährigen Gefängnisstrafe mit Relegation bestraft werden. Hat ein Duell eine lebensgefährliche Verwundung oder den Tod eines der Duellanten zur Folge, so sey die Gefängnissstrafe im ersten Falle ½ bis 4 Jahre, im zweyten 5 — 10 Jahre und gegen den Ausländer mit Relegation auf 5 Jahre. Die Strafe ist aber milder, wenn durch einen unglücklichen Zufall oder durch unvorhergesehene Umstände eine Strafmilderung nach Analogie der peinlichen Gesetze eintrat. Die Streit suchenden oder zum Duell aufhetzenden Studirenden müssen mit Relegation und einer dem richterlichen Ermessen vorbehaltenen Gefängnisstrafe belegt werden. Secundanten lasse man straflos, wenn sie ernstliche Versöhnungsversuche gemacht haben, und belege sie sonst mit zwey Monat Gefängnisstrafe. Zeugen bey einem Duell verdienen wenigstens 8 Tage Karzerstrafe. Bey sehr gefährlichen Verwundungen, und wenn einer der Duellanten getödtet worden, erkenne das peinliche Gericht. In Erwägung besonders sittlichen und friedlichen Betragens mag aber dieses Gericht eine Strafmilderung und Verwandlung in eine gelindere Strafe aussprechen. Der Recurs zum höheren Richter und selbst zum Landesherren bleibe dem Verurtheilten unbenommen.

Rec. scheint das Bessere, alle Universitätsgerichte und Polizey rein aufzuheben, und die Studirenden anderen Minderjährigen am Orte ihres Aufenthalts völlig gleich zu stellen, was am Ende mehr wie alles Uebrige den Duellübermuth dämpfen wird, die jungen Verschwender creditloser macht, dem Gesitteten keine Last ist, und den Ungesitteten frühe die Strenge und Gerechtigkeit der Gesetze seines Vaterlandes fühlen lässt.

X.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Wolbrecht: *Madelon* (,) oder *die Romantiker in Paris*. Eine Novelle von *Theodor Mundt*. 1832. 246 S. 8. (1 Rthlr.)

Repräsentanten der französischen Romantik, ein Dichter und theilweise auch ein Bildhauer sprechen recht gut über das Wesen derselben, wenn auch nicht im französischen, doch gewiss im deutschen Sinn. Eine leidenschaftliche ungleiche Dame, die alle Extreme in sich vereint, und ohne vermittelnde Zwischentöne und Stimmungen schnell von dem einen Aeusserſten zu dem anderen springt, soll die romantische Liebe bedeuten; eigentlich könnte sie nur zum Sinnbild der phantastischen dienen. Um sie nicht in gänzlicher Zerfahrenheit untergehen zu lassen, der natürlichen Folge krampfhafter Ueberreizung, lässt der Vf. sie von der Hand des romantischen Dichters sterben, noch immer der beruhigendste Schluss für eine Erzählung, in der die Gefahren der Ver- und Ueberbildung, der erzwungenen Genialität zu sehr unverschleiert sind, als dass der Geschichte moralischer Zweck deutlich und wie von selbst in die Augen spränge.

Wir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1832.

MEDICIN.

Berlin, b. Enslin: *Ueber das Wesen der Blattern und ihre Beziehung zu den Schutzblattern.* Ein diagnostischer Versuch von *J. C. Albers*, Dr. Med. u. Chir., königl. preuss. Regierungs - Medicinalrathe u. Kreisphysicus zu Gumbinnen. 1831. IV u. 146 S. 8. (18 gr.)

Der Zweck dieses diagnostischen Versuches ist, die von Einigen beschriebene *Variola lymphatica* als besondere Species festzustellen. S. 3 behauptet der Vf., es gebe zwey verschiedene Species der ächten Menschenpocke, deren Natur sich ausser bestimmten diagnostischen Zeichen darin von einander unterscheide, dass die eine Art früher vaccinirte Subjecte vollständig verschone, die andere Art aber auch diese ergreife, und bey ihnen in gemilderter Form als Varioloid erscheine. Die erste Art ist nach dem Vf. die *Variola purulenta*, die zweyte die *Variola lymphatica*. Gegen die erste Art soll die Vaccine vollständig schützen, gegen die zweyte nicht; die Benennung Varioloid hat er für diese, wenn sie vaccinirte Subjecte befällt, beybehalten. Das Schroffe dieser Ansicht fühlt er selbst, indem er S. 4 sagt: so heterodox diese Ansicht auch scheinen möchte, so sey er doch genöthigt gewesen, sie aufzustellen, und wolle im Verlaufe der Arbeit die Beweise liefern.

Rec. muss gestehen, dass er dem Vf. die subjective Fürwahrhaltung dieser Ansicht, sowie auch der Bündigkeit der Beweise, nicht streitig machen will, wohl aber die objective. Wie sollte es doch zugehen, dass die Vaccine gegen die purulente als die am höchsten ausgebildete Form der *Variola* schützen könnte und nicht gegen die schon mildere lymphatische? Gegen das *Genus* schützt sie demnach, aber nicht gegen die *Species*, und nicht einmal gegen die in der Ausbildung niedriger stehende lymphatische Form! S. 5 bis 14: Beschreibung der *Variola lymphatica*, wie sie bey Ungeblatterten und Ungeimpften vorkommt, enthält nichts Neues, wie auch S. 14 bis 18: Vom normalen Verlaufe abweichende Formen der *Var. lymph.* S. 18: Beschreibung und Verlauf der *Var. lymph.* bey früher Geblatterten und Vaccinirten unter der bekannten Benennung „*Varioloides*". Diese Form, sagt der Vf. S. 19, wird aber auch bey solchen Individuen beobachtet, welche früher *Var. purulenta* überstanden haben, wenn gleich in viel selteneren Fällen als nach Vaccine. Den Grund hievon sucht er darin, dass Individuen, welche sich noch in dem für Pockencontagium empfänglichen Alter befinden, weit seltener sind, als vaccinirte Individuen. Dieser Grund ist falsch, sobald er auf das Alter bezogen wird, richtig aber, wenn der Vf. die Seltenheit derjenigen Individuen darunter versteht, welche eine so starke Pockenanlage haben, dass diese auch selbst unter der purulenten Form nicht gänzlich getilgt wird, obwohl wir nicht leugnen wollen, dass mit dem zunehmenden Alter die Receptivität für Blattern abnimmt. Diese Individuen werden bey der zweyten Ansteckung sehr leicht befallen, weil bey ihnen die Blatternanlage durch *Var. purul.* grösstentheils wie durch ächte Vaccine getilgt ist; daher verlaufen die *Varioloides* um so leichter, je mehr durch ächte Vaccine die Blatternanlage getilgt ist. Auch unterscheidet sich der Verlauf der Varioloiden unter beiden Umständen durch nichts, wie der Vf. selbst bemerkt: „Die eigenthümliche Scharlachröthe der Haut und die entzündlichen Zufälle der Luftwege, wie sie kurz vor der Eruption der *Var. lymph.* bey Ungeblatterten und nicht Vaccinirten vorkommt, habe ich bey Varioloiden in einzelnen Fällen ebenfalls gesehen". Weiterhin S. 20: „Die Fälle, in welchen das Exanthem der Varioloiden am vollkommensten ausgebildet ist, nähern sich mehr oder weniger der ursprünglichen Form der *Var. lymph.*, jedoch ist ihr Verlauf allezeit weit rascher und leichter"; also ganz dasselbe, was **Eichhorn** in seinem Handbuche der contag. Exantheme behauptet: dass die Intensität des Varioloids abnimmt, so wie die Blatternanlage durch *Var. vera* oder Vaccine mehr oder weniger getilgt ist, wie der Vf. selbst auch diess bey der *Var. verrucosa* S. 89 zugesteht. S. 23 bis 29 folgt die vergleichende Diagnose zwischen *Var. pur.* und *Var. lymph.*, deren Resultat nach Ansicht des Rec. ist, dass *Variola pur.* und *lymph.* in ihrem Wesen identisch sind; wie diess auch **Reil**, nach des Vf. Angabe, schon angenommen hat, und nur dadurch die *Var. purul.* von *Var. lymph.* sich unterscheidet, dass letzte leichter verläuft und weniger Narben zurücklässt — und, meint Rec., dass die eine oder die andere Form abhängt von der individuellen mehr oder wenigeren Anlage zu Blattern; von

dem epidemiſchen Charakter nämlich, ob dieſer die purulente oder lymphatiſche Form hervorzubringen, mehr oder weniger geneigt iſt; von dem ſtationären Krankheitscharakter überhaupt, in ſofern er mehr die ſtheniſche oder aſtheniſche Beſchaffenheit, wie dieſer unleugbar in der Natur gegründet zu ſeyn ſcheint, an ſich trägt, und in wie weit Individuen durch ihn mehr oder weniger disponirt zu werden vermögen. S. 29 bis 39 ſucht der Vf. das Daſeyn der *Var. lymph.* aus älteren Schriftſtellern nachzuweiſen, und führt S. 37 an: „es beſtehe wahrſcheinlich die Weſenheit der beiden Blatternarten darin, daſs ſich bey den lymphatiſchen Blattern die Lymphe unmittelbar unter die (nicht „*der*", wie der Vf. ſchreibt) Oberhaut ergieſse, und daſelbſt ſich zu Cruſten verwandle, die Lymphe bey den eitrigen Pocken aber ſich in das Zellgewebe der *Cutis* ergieſse, und dort in Eiter verwandelt werde" — bewieſen ſoll dieſe Anſicht werden durch die Cruſten- und Narben-Bildung. Dieſe Anſicht iſt falſch und nicht abzuſehen, warum die *Var. lymph.* ihre Lymphe bloſs unter die *Cutis* und die *Var. purul.* die ihrige in das Zellgewebe ergieſsen ſoll. Richtiger ſcheint es, anzunehmen, daſs beide Arten ihr Product unter die *Cutis* abſetzen, mit dem Unterſchiede, daſs das der *Var. purul.*, als einer höheren pathologiſchen Organiſation entſproſſen, auch dann noch fortfährt, die von ihm zunächſt berührte organiſche Subſtanz in ſich aufzunehmen und zu conſumiren, wenn es bereits aus dem Bereiche der Circulation und Säftemaſſe ausgeſtoſsen worden iſt. Da hingegen bey der lymphatiſchen Form dieſs ihrer geringeren pathologiſchen Intenſität wegen nicht geſchehen kann, wenn auch einzelne Fälle hievon eine Ausnahme machen, was Beobachtungen darthun. Von 39 bis 66 theilt der Vf. Krankheitsfälle mit über *Var. lymph.* bey Ungeblatterten und Ungeimpften; nach überſtandener *Var. purul.* und nach Schutzblattern. Von S. 66 bis 107 handelt er von dem Verhalten der Vaccine gegen *Variola* im Allgemeinen und ſpeciell gegen das Contagium der Eiter- und lymphatiſchen Pocken. Hier wird obige falſche Behauptung wiederholt, daſs die Vaccine gegen *Var. purul.*, nicht aber gegen *Var. lymph.* ſchütze — aus falſchen Prämiſſen falſche Schlüſſe! Die ganze Arbeit des Vf. iſt dadurch verwirrt. Das Wahre an der Sache iſt nach Rec. Ueberzeugung Folgendes: Auch die ächte Vaccine ſchützt nicht abſolut und im Allgemeinen unbedingt gegen *Variola*. Dieſe bedingte Schutzkraft der Vaccine hängt ab von der mehr oder weniger ſtärkeren Pockenanlage, von der vollkommenen oder unvollkommenen Tilgung dieſer Anlage durch Vaccine, von der ſtärkeren oder geringeren Temperation des Organismus zur Bildung und Hervorbringung der *Variolae* durch atmoſphäriſch-telluriſche Einflüſſe, welche Temperation an Perioden gebunden iſt, und hie und da ſucceſſive die Epidemieen ins Leben ruft. Eben ſo wohl, als es Individuen giebt, welche, auch wenn ſie ſich der Gefahr der Anſteckung zu wiederholten Malen ausſetzen, nie Blattern bekommen, eben ſo giebt es Individuen, bey welchen die Anlage ſo ſtark iſt, daſs die ächte Vaccine oder die höchſte Form der *Variola* nicht verhindert, wiederum angeſteckt zu werden. Geſchieht das Letzte, ſo entſtehen *Varioloides*, entweder nun nach Vaccine oder *Var. vera*, und es gilt ganz gleich, ob die letzte *purul.* oder *lymphatica* war. Daher hat der Vf. auch ganz recht, wenn er S. 90 ſagt: „zur Erzeugung des Varioloids iſt die Einwirkung des Variolacontagiums auf früher geblatterte oder vaccinirte Subjecte erfoderlich"; dabey bleibt es nach Anſicht des Rec. völlig gleichgültig, ob das Contagium von der purulenten oder lymphatiſchen Form ausgeht. Unrecht hat aber der Vf., wenn er S. 91, ſich ſelbſt ſo oft widerſprechend, behauptet: „Zur Erzeugung des Varioloids gehören mithin nothwendig zwey Bedingungen, einmal die Einwirkung des Contagiums der *Var. lymphatica*, und zweytens die durch frühere Eiterpocken oder Vaccine beſchränkte individuelle Receptivität gegen das Contagium. Das Falſche der letzten Behauptung liegt wieder darin, daſs allein das Contagium der lymphatiſchen Form nothwendig ſeyn ſoll, da gar nicht abzuſehen iſt, warum nicht eben ſowohl das Contagium der purulenten Form Varioloiden hervorbringen kann. Sind nämlich wahre Pocken oder Vaccine da geweſen, ſo können dem geſunden Menſchenverſtande und der Erfahrung zufolge bey abermals erfolgender Anſteckung nur Blattern von milderer Form entſtehen, es mag die purulente oder lymphatiſche Form inficiren; jedoch aber kann ſich, einzeln und individuell und durch die atmoſphäriſch-telluriſche Beſchaffenheit bedingt, dieſe mildere *Form bis zur* höchſten purulenten ſteigern, und hieraus geht gegen die Anſicht des Vfs. hervor: daſs die inficirende purulente Form lymphatiſche, und die inficirende lymphatiſche Form unter oben bemerkten günſtigen Bedingungen modificirte Blattern hervorbringen kann, die ſich der höchſten oder purulenten Form mehr oder weniger nähern können. Daſs atmoſphäriſch-telluriſche Bedingungen bey Epidemieen eine groſse Rolle ſpielen, iſt allgemein bekannt. So iſt z. B. recht auffallend, daſs, nachdem 1830 und 31 die Varioloiden in Helmſtädt und deſſen Umgegend ſchon recht ſtark geherrſcht hatten, dieſelben bey ſtarker Communication ſich nordöſtlich nicht weiter verbreiteten, ſondern erſt im Juni und Juli 1832 ſollen ſie einzeln und ſehr milde als *Var. lymph.* und *Varioloid.* verlaufend in Lüneburg erſchienen ſeyn. Die Gelegenheit zur Weiterverbreitung fehlte hier alſo nicht, und doch erſchienen ſie erſt ſo ſpät in Lüneburg, wo zuerſt ein Mann aus Hamburg zurückkommend, der den Blatternſtoff daſelbſt aufgenommen hatte, daran erkrankt ſeyn ſoll, und bald darauf ein Fuhrmann aus Lüneburg, der wiſſentlich mit dem in Hamburg inficirten nicht in Berührung gekommen war, aus Helmſtädt zurückkommend. Hieraus geht unleugbar hervor, daſs eine ſtrichweiſe und locale Temperation erfoderlich iſt, damit die Infection hafte, und daſs ohne ſolche auch ſelbſt Blatterepidemieen ſich nicht weiter zu verbreiten vermögen. Von S. 107 bis

117 führt der Vf. einige Fälle auf von Varioloiden bey eben Geimpften, und von S. 128 bis 143 folgen Reflexionen über Varicellen und ihr Verhältniss zu den purulenten und lymphatischen Blattern u. s. w.

Indem Rec. den Fleiss und den guten Willen des Vfs. mit Achtung anerkennt, muss er jedoch gestehen, dass durch diese Arbeit der Wissenschaft wenig genützt ist. Mehr, als bisher in dieser Angelegenheit geschehen ist, hat der Vf. nicht geleistet, und das Neue, das er bringt, ist falsch und ungegründet, wie Rec. gezeigt zu haben glaubt. Will der Vf. sich darauf berufen, um seiner Ansicht mehr Festigkeit zu verschaffen, dass die Blatternform, die damals in England herrschte, als die Vaccine segensreich das Licht der Welt erblickte, darum die purulente gewesen, weil die Vaccine, was doch nur scheinbar war, schützte, und aus der Blatternform, die er im Jahre 1828 beobachtete, und als die lymphatische bezeichnet, und weil sie geblatterte und vaccinirte Individuen ohne Unterschied befiel, schliessen, dass gegen diese Form die Vaccine und *Var. purul.* nicht schütze: so schliesst er sehr falsch, und giebt zu unsäglicher Verwirrung Anlass. Denn nicht zu gedenken, dass die purulente Form jetzt weniger gesehen werden muss, weil seit 30 Jahren fast überall geimpft worden, und was vor dieser Zeit nicht geimpft war, die natürlichen Blattern überstanden hat, so steht nichts im Wege, dass nicht über kurz oder lang die *Variola lymph.* und die *Varioloides* bis zur Höhe der *Variola purul.* sich hinauf bilden können, wenn nämlich die stationäre und epidemische Constitution die Ausbildung des Exanthems begünstigen. Diess muss der Vf. zugestehen, da die *Var. lymph.* und die Varioloiden hin und wieder und individuell einen solchen Aufschwung haben beobachten lassen. Wer nur einigermassen Gelegenheit gehabt hat, Exantheme zu beobachten, giebt gewiss gern zu, dass es mit der Sonderung in Formen eine eigene und missliche Sache ist, und dass meistentheils diesen Sonderungen die Stabilität mangelt, ja, dass sie gar nicht auf eine haltbare Diagnose zurückgeführt werden können, eben weil die Modificationen ihrer Form so mannichfaltig sind; und eine Epidemie, wie sie der Vf. beobachtete, kann noch nicht zur Begründung solcher Sonderungen dienen, die weder theoretisch noch praktisch die Wissenschaft fördern.

W———r.

1) Leipzig, b. Fest: *Abhandlung über die Bäder im Allgemeinen und über die neuen Köberlinschen Apparate zu Sprudel, Sturz- und Dampf-Bädern insbesondere.* Von *Fr. S. L. Meissner.* Mit 13 Kupfertafeln. 1832. VI u. 72 S. 8. (16 gr.)

2) Berlin, b. Schlesinger: *Die Drüsenkrankheit oder die Scrophelkrankheit der Kinder und Erwachsenen*, in allen ihren Gestalten, Richtungen und Gefahren und die Mittel, sie zu verhüten, zu beschränken und zu heilen. Eine Schrift für Eltern, Erzieher, Volks- und Schul-Lehrer, von *A. S. Löwenstein*, Dr. der Med. u. s. w. 1831. XVI u. 96 S. 8. (14 gr.)

Beide Schriften sind für Nichtärzte bestimmt, und in gewöhnlicher Art und Weise verfasst. Daher glaubt Rec. ihren weiteren Inhalt und das Urtheil über ihre Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit übergehen zu können, indem dadurch ihre Nützlichkeit und der Ankauf weder befördert, noch verhindert wird. Beide Vff. haben sich nicht erwehren können, der erste, die Krankheiten zu nennen, bey welchen Bäder nützlich seyn können, und der letzte, Mittel dem Laien an die Hand zu geben, wodurch die Scrophelkrankheit geheilt werden soll. Dass beides aber zwecklos ist, ja, höchst schädlich werden kann, ist eine allgemein bekannte Sache. Schliesslich muss Rec. doch den Vf. von No. 2 fragen, wodurch sich ein Volkslehrer vom Schullehrer unterscheidet, und ob nicht ein Schullehrer auch zugleich Volkslehrer ist.

W———r.

1) Leipzig, b. Nauck: *Die ärztliche Behandlung der verschiedenen Krankheitszustände des menschlichen Organismus sammt genauer Aufzählung der in denselben angewandten Arzneymittel.* In alphabetischer Ordnung der Krankheiten. Von *Mathias Joseph Schmidt*, der Med. und Chir. Doctor, praktischem Arzte u. s. w. 1830. IV u. 336 S. 8. (2 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Hartmann: *Recepte der besten Aerzte aller Zeiten, für die verschiedenen Krankheiten des menschlichen Organismus*, nebst einleitendem Formulare und einem Anhange über die Behandlung bey Scheintodten und Vergifteten, von *Mathias Joseph Schmidt*, der Med. und Chir. Doctor u. s. w. 1831. IV u. 558 S. kl. 8. (2 Rthlr.)

3) Leipzig, b. Hartmann: *Repertorium der vorzüglichsten Arzneyformeln für die Therapie des Trippers und der Lustseuche*, mit einem Anhange, enthaltend die berühmtesten Methoden und Mittel gegen den Bandwurm, eine Abhandlung über die Kubeben und einige andere Zusätze. Herausgegeben von Dr. *Sosibius.* 1831. XII u. 336 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

No. 1 hat den Anstrich einer speciellen Therapie, aber auch nur den Anstrich, wenn wir nicht ableugnen wollen, dass eine rationelle Therapie auf einer richtigen Diagnostik beruht. Von letzter ist nun durchaus keine Rede. Wird sie vorausgesetzt, so will der Vf. dem *erfahrnen* Praktiker in der Therapeutik nachhelfen, dem doch seine Nachhülfe ganz überflüssig ist: denn ist richtig diagnosticirt, so ist auch der gegebene Krankheitsprocess richtig erkannt, und die Indicationen sind leicht gefunden, noch leichter aber die Mittel: daher wir in keiner guten Therapeutik eine

Litaney von Arzneymitteln mehr suchen, wenn sie anders nach dem heutigen Standpuncte der Medicin abgefasst ist. Will er aber dem *angehenden* Arzte zu Hülfe kommen, so ist eine solche Trennung der Therapie nur dazu geeignet, denselben auf die Bahn des rohen Empirikers, des gemeinen Routinier zu leiten. Und nur diess scheint im Plane des Hn. *Schmidt* zu liegen: denn hätte er sich zu einem höheren erheben können, so würde er nie sich zu solch' einem unnützen, ja schädlichen und nur für Feldscherer brauchbaren Machwerke entschlossen haben. Diese Absicht giebt sich zum Theile auch aus der alphabetischen Einrichtung des Buches zu erkennen, noch mehr aber und ganz aus No. 2, wo wir eine Fülle von Recepten finden, abgetheilt in zwey grosse Classen, für die acuten und die chronischen Krankheiten, und so viele Unterabtheilungen, als es einzelne Krankheitsformen giebt. Die übrige Einrichtung des Buches zeigt hier, wie bey No. 1, der Titel schon an. Wahr ist zwar, dass es manche, fast ellenlange Receptformeln giebt, welche sich eine gewisse Celebrität seit langer Zeit schon erworben haben, und dass für solche das Gedächtniss des Arztes manchmal Unterstützung nöthig hat; diese finden wir aber allenthalben; und sind sie der Zweck einer Sammlung, so ist doch die Angabe der Krankheiten, die ihre Anwendung zulassen, überflüssig. Dahin gehören aber dann doch keinesweges so viele, und noch dazu ganz einfache Recepte. Einfachheit in den Ordinationen ist übrigens ein Kennzeichen des rationellen Arztes, und er wird höchst selten in den Fall kommen, zu solchen alten Formularen seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Auch der Vf. von No. 3 hätte seine Autorlust auf bessere Zeiten aufsparen dürfen, die ihn vielleicht ein dankbareres Thema hätten finden lassen, durch dessen Ausarbeitung er sich auf eine würdigere Art einen Namen hätte verschaffen können. Das Mühsame solcher Arbeiten erkennt Rec. gern an; nur nicht das Erspriessliche, weil der fähige Arzt ihrer nicht bedürfen wird, und der Barbier, oder wie der Pfuscher sonst heissen mag, der sich ihrer bedient, nur blind zu Werke gehen kann, Nutzen oder Schaden mithin vom Zufalle abhängt. Möchten diess doch die letzten Schriften dieser Art seyn!

Bs.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Engelmann: *Novellen*, von *J. Satori*. 1stes Bdchen. Für Gott, König und Vaterland. 130 S. 2tes Bdchen. Louise, Herzogin von Savoyen. Boja, das schöne Hirtenmädchen. 167 S. 3tes Bdchen. Kampf und Glaube. 244 S. 1832. 8. (2 Rthlr. 9 gr.)

Wäre man über das Geschlecht des Vfs. in Zweifel, die Novelle des 3ten Bändchens bewiese unumstösslich, dass es ein weiblicher sey; denn in dieser duldet eine edle Scandinavierin, und rächt sich auf die grossmüthigste Weise an ihrem flatterhaften Bräutigam Hakon, König von Norwegen, der die üppigere jüngere Margaretha von Dänemark ihr vorzieht, die er früher mehr aus Laune und Widersprechungsgeist als aus wirklicher Neigung zur Gemalin erkieste. Elisabeth von Holstein ist ein so hohes Bild weiblicher Vortrefflichkeit, dass man erst in einer besseren Welt, als dieser, ihre Gesellschaft wünscht; denn eine gewisse Art Tugend ist stets mit Langerweile verbunden.

Nicht genug, dass *Louise von Savoyen* mit ihren Leidenschaften den Connetable von Bourbon bedrängte, in der Novelle muss er als empfindsamer Liebhaber eines überzüchtigen Fräuleins sich abmühen, das durch die Ränke der fürstlichen Nebenbuhlerin und ihre allzustrengen Begriffe von jungfräulicher Sittsamkeit abgehalten wird, dem Connetable die Hand zu reichen. Aus Liebe zu ihr sucht er den Tod, ja man könnte die Belagerung Roms einzig aus seinem Liebesunglück herleiten. Dagegen schweigt diese Geschichte von Bourbons Hinneigung zu Louisens Tochter, Margarethen, hier immer, statt Herzogin von *Alencon*, von *Alecon* genannt.

Das *schöne Hirtenmädchen*, eine heidnische Preussin, ist so sentimental, wie irgend ein Zöfchen unserer Tage. Wären die Beschreibungen der Gegenden, der Gebräuche nicht, die Reden der liebenden und lehrenden und grimmigen Personen liessen nimmermehr glauben, dass man sich in Samland vor Einführung des Christenthums befinde.

Die erste Novelle ist die kräftigste, reflectirend, den inneren Kampf eines trefflichen Mädchens darstellend, das royalistisch gesinnt, (sie ist eine Brüsslerin aus unseren Tagen) ihren Vater als Aufwiegler, Freund des Pöbels und der Schlechtgesinnten nicht achten kann, auch manches andere Unrechte in seinem Leben wenigstens ahnet, und doch mit den Banden des Bluts ihm angehört, ja ihn liebt. Diese Entzweyung ist sehr gut zur Anschauung gebracht, wie überhaupt die Charaktere sich plastisch abheben, und die Erfindung als eine wohl ersonnene zu preisen ist.

n.

Stuttgart, b. Hallberger: *Berthold Schwarz*. Novelle von *Eduard Duller*. 1832. 228 S. 12. (1 Rthlr.)

Eine der gleichgültigsten Folgen der Erfindung des Pulvers möchte dieser Roman seyn, in welchem ein trübsinniger Schwärmer und desperater Liebhaber, dem es bey seinem atheistischen Guardian unheimlich ist, und der überhaupt ungern im Kloster lebt, seine Entdeckung fast allein dazu nützt, auf eine effectlose Weise sich aus dem Leben zu schaffen. Recept und technisches Verfahren schrieb er nach dem ersten Versuch nieder, und vertraute es sicheren Händen, überzeugt, dass sein Ruhm in alle Ewigkeit knallen werde. Wer durch sein Werk soviel Lärm erregte, mag zufrieden seyn, wenn es auch durch seine poetische Biographie nicht geschieht, und der Leser wird ja hoffentlich ein Gleiches thun.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Altona, b. Busch: *Neue Schleswig-Holsteinsche Provinzialberichte*, herausgegeben von *Hartwig Peters*, Diaconus zu Sct. Marien in Flensburg. Jahrgang 1831. Zweytes, drittes und viertes Heft. Mit dem ersten Heft 692 S. 8. (4 Hefte 2 Rthlr. 12 gr.)

(Vergl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 21.)

Das *zweyte Heft* enthält zunächst eine Beantwortung der Frage: Was ist von der wechselseitigen Schuleinrichtung zu halten? Vom Rector *Redling* in Eckernförde, der diese Art des Unterrichts mit Recht in Schutz nimmt — ferner des im J. 1831 in Flensburg jung verstorbenen Collaborators *Prahm* Biographie. — Dr. *David* in Kopenhagen über Wahlfähigkeit zur Ständeversammlung. Er übergeht die Untersuchung über den Vorzug und Werth der verschiedenen Staatsformen, nimmt aber an, dass die Regierung keine anderen Interessen als das Volk haben könne und müsse, und erklärt aus der grossen und gefürchteten Vorliebe der civilisirten Völker in Europa für Neuerungen und Reformen die Idee der preussischen Regierung, nur dem Grundeigenthum in den Provinzialständen einen überwiegenden Einfluss auf die Gemeinde- und Provinzial-Verwaltung zu gestatten. Diess ist aber nur da zweckmässig, wo Industrie und Handel auf einer niederen Stufe stehen, und sonst etwas sehr Irriges; denn Interesse und Patriotismus knüpfen die Stände ausser den Grundeigenthümern sehr fest an ihr Vaterland, dessen Gesetze und Wohlstand. Eben so unzeitig scheint es ihm, wenn man vom Repräsentanten noch mehr Garantie verlangt als von dessen Wahlherren; nur ist es sehr vernünftig, nicht zu junge Repräsentanten zuzulassen; denn Kenntniss der menschlichen Natur und Erfahrung besitze der ältere Denker und Geschäftsmann in der Regel mehr neben einem kälteren Blute. Dem weniger Begüterten fehle bloss darum, dass er diess ist, nicht Vaterlandsliebe und Einsicht in dessen Interessen. — Einem Wahrheitsfreunde werden einige Wünsche der deutschen Staatsbürger Dänemarks mitgetheilt, aber manche wichtigere sind übergangen, z. B. das grosse Heer, dessen bedeutende Beschränkung so allgemein gewünscht wird, da fast kein anderer Staat so wenig Eroberungen machen als fürchten könne. — Des verstorbenen dänischen Staatsraths *Reinhold* Grundsätze der philosophischen Rechtslehre. In der Einleitung wird behauptet, dass der dänische Staat jährlich seinem Ideal näher rücke. Mag wahr seyn, wenn auch das Kieler Correspondenzblatt bisweilen einige Langsamkeit des Vorwärts enthüllt. Die Grundsätze selbst sind schärfer und bestimmter als in *Krugs* Rechtspolitik. — Das Sanskrit als nothwendiges Erfodernis zum allseitigen Verständniss der classischen und germanischen Sprachen, vom Dr. *Johannsen* zu Kiel, gehörte wohl nicht in ein Provinzialblatt; indess mag es für die Philologen, um sich nicht in zu enge Schranken einzuschliessen, passend seyn, das weite Feld der Sanskritgelehrsamkeit mit zu Hülfe zu nehmen. — Nachrichten von der Halbinsel Kekenis und der Räuberburg Kayburg. — Im Herzogthum Lauenburg wurden 1829 geboren 1329 und starben 872. Im J. 1830 wurden in Holstein und Schleswig ohne Pinneberg und Altona geboren 19,946, es starben 15,823. Getrauet wurden 5,355 Paar.

Drittes Heft. Kirchenbauten zu Coldenbüttel. — In den Flensburgensien lieset man einiges auch für andere Städte Nützliche, um das Armenwesen einer Gemeinde unter eine allgemeine Direction zu stellen. Die 13 Stipendien an Studirende betrugen im J. 1828 4217 Mark 4 Schl. Bisher konnte Flensburg, das eine reich dotirte Gelehrtenschule besitzt, keine höhere Bürgerschule erlangen. — Zustand des Christianspflegehauses in Eckernförde. — Trennung der Iustiz von der Administration in Stadt und Amt Flensburg, vom Ober- und Landgerichtadvocaten *Sinjen*. Der Aufsatz hat viel Lesenswerthes über Beamtendespotie, wie solche bisweilen die Oberen beschützen; auch wie nachtheilig es ist, wenn unwürdige Beamte sogar bisweilen vom Staat durch Titel ausgezeichnet werden. Nicht ohne Ursache haben die Völker einen Constitutionshunger, der durch die Unfähigkeit und Ungewandtheit der Beamten oft gesteigert wird. — *Köhnke-Binzersche* Erziehungsanstalt in Nienstädten. — *Gerhard-Flewartsches* Legat für die Töchter von Flensburger Predigern.

Viertes Heft. Die Kirchenverfassung der Propsteyen Hadersleben und Törninglehn, von *C. v. Wimpfen*. — Die Vorfahren des Generalsuperintendenten *Adler*. — Zwey Briefe Sr. Excellenz des Geh. Staatsministers *v. Möfting* und des Doctor Prof. *J. Möller*, die Berichtigung einiger *Möllerscher* Irrthümer über Dänemarks Finanzlage. — Veränderungen der Civilbeamten in den J. 1829 und 1830. — Das Herzogthum

Schleswig hat gesetzliche Pressfreyheit. — Spar- und Leih-Cassen in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg. — Im Literaturbericht werden einige Fehler der *Bruheschen* Geographie für Real- und Bürger-Schulen gerügt, ferner der *Strodtmannschen* dänischen Grammatik, *Flörs* dänischen Lesebuchs, der Chronik der Universität Kiel und der Schleswig-Holsteinschen gelehrten Schulen im J. 1830, des Amtmanns *Friedrich Seestern Pauly* Archivarischer Bericht wegen der Holsteinschen 584 milden Stiftungen, sodann der Sylter Landschaftsverfassung und ihrer zeitgemäsen Verbesserung vom Landschaftsarzt Dr. *Wülfke*. Die Insel Sylt hat 2557 Einwohner. Beendet ist nun das Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburg- und Eutinschen 1361 Schriftsteller von 1796—1828. — Aphorismen, die gelehrten Schulen betreffend. — 1831 wurden in Hadersleben die für 12,000 Rthlr. erbauten beiden Bürgerschulen eingeweihet.

X.

Mannheim, b. Schwan u. Götze: *Stimme während und am Schlusse der Versammlung zu Hambach im Mai* 1832. Allen Deutschen zur Beherzigung. 1832. 20 S. 8. (3 gr.)

Man erblickte, wie der Vf. erzählt, an dem der Freude und dem Danke geweiheten Tage des Hambacher Festes, Fahnen des Aufruhrs und eine gebrochene Bahn zum Morde und zur Plünderung, aber die Verführer versuchten vergebens, in deutschen Herzen dazu Anklang zu finden. Es waren Grillen der dortigen Redner, den Deutschen das Trugbild einer Verjüngung des vormaligen Deutschlands vorzuhalten, mit dessen Einheit und einem Kaiser an der Spitze, und dann wieder, dass Deutschland eine Republik werden könne, mit der Schlussfolge von Wegschaffung der bestehenden Regenten und Umwälzung alles Vorhandenen, was offenbar zu einer Umstürzung alles Bestehenden und zu einer Anarchie führen müsste. Der Vf. beweiset, dass solche Plane Thorheit und Bosheit zugleich bereitet hätten, da die Zuwendung der Alleinherrschaft an einen einzigen Fürsten in Deutschland nicht heilbringend seyn würde. Sehr richtig ist der Gedanke des Vfs., dass jetzt durchaus kein Misstrauen zwischen den deutschen Fürsten und Völkern gesäet, vielmehr deren gegenseitiges Vertrauen gekräftiget, dass die freye Presse nicht gemissbraucht, und den Leidenschaften der Anarchisten kein Futter geboten werden müsse. Kein deutscher Fürst werde dem Wohl seines Volks entgegen wirken wollen, selbst wenn seine Pläne unzweckmässig zu seyn schienen. Wie unglücklich sey Frankreich seit 40 Jahren durch seine Revolution geworden! Im Westen Europas habe man aus Ehrgeiz und Habsucht Bürgerkriege angefacht. Vieles verdanke Deutschland durch Schutz vor ähnlichem Unheil Oesterreich und Preussen, und eben daher verleumde man solche. Auch letztes werde eine ständische Verfassung ins Leben treten lassen, wenn auch nicht alle patriotischen Ideen sofort ins Leben übergehen würden. Weil manche Segnungen des deutschen Bundes noch nicht hätten ins Leben eingeführt werden können, so hoffen die Verführer, dass diess die Liebe der Völker zu ihren Fürsten erstickt habe. Zwar hätten die Herzen geblutet bey manchen getäuschten Hoffnungen redlicher deutscher Mitbürger, aber doch habe der Bescheid der grossen Mehrheit gegen die Verführer ertönt: „Hebe dich weg Satanas!" Der Vf. hofft, dass bald ein gemeinschaftlicher Zollverband ganz Deutschland umschlingen werde. Freylich sey es hart, dass auf den 4 Stunden Weges von Mannheim nach Worms ein Reisender vier Mal visitirt werde. Ein Gutes habe das Hambacher Fest bewirkt, dass man damals klar gesehen habe, dass die Zahl der den Frieden und ihre Fürsten liebenden Deutschen weit grösser sey, als die Zahl der Verführer.

X.

Gotha: *Systematisches Verzeichniss der Petrefacten-Sammlung des verstorbenen wirklichen Geh. Raths* Freyherrn *von Schlotheim*. 1832. VIII u. 80 S. 8.

Ueber die Verdienste *Schlotheims* um die Petrefactenkunde, über die Reichhaltigkeit seiner Sammlung auch nur ein Wort zu sagen, ist überflüssig. Eben darum muss aber ein genaues Verzeichniss der letzten nur willkommen seyn, um so mehr, als dieselbe nur theilweise bekannt ward. Der Besitzer selbst hat aber dasselbe nicht gefertigt, sondern es ist nur nach den von ihm zu den einzelnen Gegenständen geschriebenen Etiquetten und Bemerkungen abgefasst worden. Man hat bey demselben das *Bronn'sche* System zum Grunde gelegt, obwohl die Sammlung selbst nicht nach demselben, sondern geognostisch, überhaupt aber nicht vollständig geordnet ist. Statt geognostischer Nachweisungen ward es, zur Raumersparniss vorgezogen, im Katalog nur den Fundort anzugeben. Hiebey ist denn zu bemerken, dass der Besitzer ziemlich aus allen Theilen der Welt zusammen brachte. Ueberdiess sind seltenere Dinge, die nicht zu haben waren, wie z. B. von *Palaeotherium*, in Gypsabgüssen vorhanden. — Die Sammlung, wie sie ist, kann als ein unschätzbares Gut betrachtet werden, und wird dem Gothaer Kabinet, dem sie, wie früher verlautete, der Verstorbene vermachte, zur grössten Zierde gereichen.

Vorliegendes Verzeichniss derselben ist nun sehr wichtig dadurch, dass es gewissermaassen ein ziemlich vollständiges Skelett der ganzen Petrefactenkenntniss bis zu *Schlotheims* Tode giebt, gleichsam den Rahmen, in den man bloss die Beschreibungen und einige Supplemente einzutragen hat. Zu einem solchen ist es dadurch geworden, dass fast überall *Schlotheims* Schriften, dann aber auch die Synonymen anderer Schriftsteller, als *Sternberg*, *Goldfuss*, *Lamarck*, *Miller* u. s. w., angeführt sind. — Gleichsam als Commentar wird eine neue Auflage der sämmtlichen, zum Theil in verschiedenen Werken zerstreuten Abbildungen *Schlotheimscher* Petrefacten in 66 Kupfertafeln und einigen Bogen Text mit Synonymen bald erscheinen. — Dass obiger Katalog und diese Samm-

lung jedem Palaeotographen unentbehrlich ſind, wäre überflüſſig, zu bemerken.

— n.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leiden, b. Luchtmans: *C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Jul. Agricolae liber* edidit etc. *Pet. Hofman Peerlkamp.* 1827. IV u. 74 S. 8. (14 gr.)

In der Vorrede zu dieſer Ausgabe, durch welche Hr. *P.* urſprünglich nur ſeinen Zuhörern einen lesbaren Text in die Hand geben wollte, giebt er den Plan ſeiner Arbeit ſo an, daſs er die hauptſächlichſten Abweichungen der Vatikaniſchen Handſchriften von den Ausgaben angezeigt, ſeine Stimme über dunkle und corrupte Stellen abgegeben, und *imitationes nonnullas, e Salluſtio praecipue et Livio*, namhaft gemacht habe; letztes in beſchränktem Maſse, und bloſs in der Abſicht, jugendlichen Leſern Tacitus Kunſt und Art zu zeigen, nicht Alles anzuzeigen. Bey der Behandlung ſchwieriger, dunkler und corrupter Stellen ſey er ſehr ſorgfältig geweſen, um ein für allemal das Anſtöſsige gehörig nachzuweiſen, und vielleicht Andere zur Beſeitigung der Schwierigkeiten anzureizen. Zuletzt beklagt er noch, daſs er *Dronke's* Ausgabe ſo ſpät erhalten habe, daſs er ſie nur zum Theil habe benutzen können. *Hertel* ſey erſt bey Vollendung ſeiner Arbeit ihm zugekommen; *Steuber* und *Selling* habe er noch nicht zu Geſicht bekommen. Auch hat er die *Walchiſche* gleichzeitige Ausgabe noch nicht benutzen können.

Rec. vermag es nicht zu beurtheilen, wie dringend *P.*'s Noth war, eine neue Ausgabe dieſer Schrift vom Tacitus zu veranſtalten, da er die Verhältniſſe des Buchhandels in Holland zu wenig kennt. Anſtatt alſo mit dem Herausgeber über die Art der Arbeit, über ihre Lückenhaftigkeit und Einſeitigkeit zu rechten (denn vermuthlich wird Hr. *P.* bey ſeinen Vorleſungen ausfüllen, was in dem Buche ſelbſt nicht oder nur einſeitig berührt iſt, zumal nachdem *Walch* erſchienen), wollen wir lieber das Gegebene etwas näher beleuchten, um uns des Gewinnes zu verſichern, welchen dieſe Ausgabe darbeut. Zu dieſem Behufe faſſen wir zunächſt einige bekannte ſchwierige Stellen ins Auge, welchen das Prädicat *corrupt* vorzugsweiſe gebührt.

Im 27 Cap. bieten die alten Ausgaben von der *princeps* bis auf *Rhenanus: at Britanni non virtute ſed arte et occaſione ducis * rati, nihil ex arrogantia remittere, quo minus etc.* Augenfällig fehlerhaft. Auch kommen alle Ausleger darin überein, daſs vor *rati* ein Infinitiv Platz haben müſſe. Ohne uns hier auf weitere Auseinanderſetzungen einzulaſſen, fragen wir, was iſt Hn. *P.* gelungen? Seine Anmerkung iſt: *arte ducis rati*] *arte victos rati. arte ducis ſuperati. artem ducis rati. His aliisque modis interpretes corruptelam mederi conantur. Fieri poteſt, ut in codd. ſcriptum fuerit: at Britanni, tamquam non virtute, ſed occaſione et arte ſuperati. Tamquam propter ſimilitudinem praecedentium ſyllabarum fuit omiſſum. Superati corruptum in ducis rati. Comparandus autem Caeſar B. G. I, 40 „diſperſos — viciſſe". VII, 29: „Non virtute — oppugnationis.“* (Um Raum zu erſparen, haben wir bloſs die Anfangs- und End-Worte der Citate niedergeſchrieben.) Ganz abgeſehen von der Unklarheit des *tanquam*, wenn es die eigene Ueberzeugung der Britannen ausdrücken ſoll, und von der Unbeholfenheit deſſelben für *rati*, begreift Rec. nicht, wie *TANNI* mit *TAMQVAM* und *DVCISRATI* mit *SVPERATI* paläographiſch verwechſelt werden konnte. Sehr glücklich hat *Walch* dieſe Stelle geheilt, indem er nach *virtute* ein *ſe* (wegen des folgenden *ſed* ausgelaſſen) und hinter *ducis* ein *eluſos* (paläographiſch in longobardiſchen Schriftzügen dem *ducis* faſt völlig gleich) einſchiebt. Rec. erlaubt ſich noch eine Abänderung dieſer Emendation darin, daſs er *ducis* als entbehrlich gänzlich ſtreicht, und *eluſos* mit *Walch* zeugmatiſch faſst. Sogar das *ſe* muſs nicht einmal, wenn man des Tacitus anderweitigen Sprachgebrauch berückſichtigt, nothwendig eingeſchoben werden.

Im 28 Cap. bieten die Handſchriften hinter *numero* ein ganz beziehungsloſes *circum*. Es iſt daſſelbe von Hn. *P.* ohne irgend eine Erinnerung und aus Nachfolge einiger Vorgänger getilgt worden. Die Schwierigkeit des Sinnes oder der wenigſtens bey Tacitus völlig unverdauliche und unduldbare Unſinn der Worte *coelum ipſum ac mare et ſilvas, ignota omnia, circumſpectantes*, nach dem allgemeinen Gedanken *trepidos ignorantia*, wurde von Hn. *P.* gar nicht gefühlt, auch natürlich kein Heilverſuch gemacht. Selbſt *W.* läſst die Stelle wund zurück. Man begreift leicht, wie das abirrende Auge des Abſchreibers in die folgende Zeile gerathend, ein *circum* aus *circumſpectantes* malte, aber zeitig ſich beſſernd, an gehöriger Stelle fortfuhr, ohne das unbezügliche *circum* zu tilgen. Vielleicht wurden von Späteren auch nur die übergezeichneten Puncte überſehen. Allein welcher Sinn bleibt dann? In *circumſpectantes* finden wir eine Prägnanz der Hülfe. Sinn: Sie kennen die Lage nicht, in der ſie ſich befinden, ſind darum zaghaft, und ſuchen mit gierigem Blick in Himmel und Meer und Wald, überhaupt um ſo mehr Hülfe und Rettung, je unbekannter ihnen das Genannte iſt. Es iſt pſychologiſch, daſs die Menſchen in Noth und Gefahr gerade daher am meiſten Hülfe erwarteten, woher ſie am wenigſten kommen kann, und woher ſie der, welcher Gelegenheit und Verhältniſſe kennt, auch nicht erwartet.

Cap. 36 bey den Worten *interim equitum turmae* u. ſ. w. macht Hr. *P.* folgende Anmerkung: *Equidem verba interim equites — proelio miſcuere tanquam in parentheſi poſita intellexerim, et ſic interpretanda: Interea dum cohortes auxiliorum Romanorum progrediebantur, equites Britanni, qui cum covinariis media campi implebant, fugiebant, covinarii, pro more ſuo, ſe immiſcuere agminibus peditum Britannorum. Et quamquam cohortes Romanae, quae jam pervenerant ad aciem Britannorum in primis*

collibus stantem, intulerant recentem terrorem, non tamen statim ulterius penetrare poterant, quia densa erant Britannorum agmina, et covinarii impediebant. Es ist kaum begreiflich, wie nicht allein Hr. *P.*, sondern unseres Wissens alle Ausleger vor *Walch*, eine solche oder ähnliche Verwirrung alles Sprachgebrauchs, aller klaren Schreibweise, alles Sachverstandes dem grössten römischen Stilisten zutrauen konnten. Unwiderleglich hat *Walch* S. 367 ff. seines Commentars die Unzulässigkeit solcher Erklärung nachgewiesen. Wir verweilen daher hier bey der unklaren und die wahre Schwierigkeit der Stelle gar nicht berührenden Ansicht des Herausgebers nicht länger. Geheilt freylich ist die Stelle auch bey *W.* nicht. Die paläographische Willkührlichkeit unseres Besserungsvorschlags wohl fühlend, wissen wir doch nichts Näheres und Besseres zu erfinden als ein parenthetisches *fugarant covinarios.* Nicht glücklicher als hier ist Hr. *P.* auch bey dem gleich folgenden corrupten *quum aegre diu stantes.* Am nächsten der Lesart der Handschriften dürfte wohl aus *aut stante* ein *adstantes* seyn, wenigstens den ganzen Sinn ausdrücken, mit dem Zusammenhang zusammengehalten, welchen *Walch* durch sein *in declivi stantes* erzielte.

Diess möge zureichen zur Veranschaulichung, in wiefern Hn. *P.'s* Versicherung zu trauen sey, dass er *in locis obscuris corruptisque indagandis curiosior* gewesen sey, als man vielleicht erwartet habe. Rec. wenigstens findet keineswegs Ursache über zu grosse *curiositas* zu klagen.

Ob Hr. *P.* in den übrigen Rücksichten seinen Vorsätzen nachgekommen sey, und ob sein Commentar für den Zweck seiner Schrift genüge, möge die zusammenhängende Beleuchtung eines kleinen Abschnittes seiner Ausgabe, welcher nicht gewählt, sondern vom Zufall uns in die Hand gegeben wurde, zeigen.

Cap. 26. Bey *nocte aggressi* ist nichts über die Gegend, wo diess geschehen sey, angemerkt. Der Streit der Ausleger foderte eine Andeutung der verschiedenen Ansichten. — Bey *caesis vigilibus* ist die Variante *caesas* aus der *princeps* nicht angemerkt. — Ueber die Auffassung und bezüglich falsche Interpunction der Worte *inter somnum ac trepidationem caesis vigilibus irrupere* keine Andeutung. Auch *Walch* hat sie falsch gefasst, indem er *inter somnum ac trepidationem caesis vigilibus* eng mit einander zu dem Sinne verbindet: „sobald im Schlaf oder Schrecken die Wachen niedergestossen." Hätte Tacitus diess gewollt, er würde unseres Erachtens geschrieben haben: *caesis inter somnum ac trepidationem vigilibus.* Und wahrlich, es wäre ausserdem bey römischer Kriegszucht und Sitte und bey dem Wechsel der Posten dem Feinde gegenüber ein harter Vorwurf, dass die *vigiles* sich im Schlafe hätten niedermachen lassen. Vielmehr ist also vor und nach *caesis vigilibus* ein Komma zu setzen, und *inter somnum ac trepidationem* genau mit *irrupere* zu verbinden. Sinn: Rasch wurden die Nachtwachen niedergemacht, so schnell, dass zwischen ihrem Tode und dem Einbruch ins Lager das schlafende Heer nicht Zeit hatte, sich zu ermuntern und zu rüsten. Daher die *trepidatio.* — Im Anfange des nächsten Satzes liest Hr. *P.*: *Iamque in ipsis castris pugnabatur.* Dazu die Anmerkung: *pugnabatur. Vulgo pugnabant.* Wer das Verhältniss der Handschriften nicht kennt (und wirklich weiss Hr. *P.* nach der Vorrede nur von zwey Codd.), möchte schliessen, dass alle *pugnabatur* lesen. Und doch wird diese Lesart nur vom *Vaticanus* 3429 empfohlen. Ueber den Werth dieses Cod. kann Hr. *P.* aus *Walchs* Vorrede S. VI sich näher belehren. — Bey *et vestigiis insecutus* haben *P.* und *Walch* nichts angemerkt. (Dass der Schreibfehler *inter* statt *iter* nicht berücksichtigt wurde, ist zu billigen.) *Walch* verbindet in seiner Uebersetzung *vestigiis* mit *insecutus* gegen die Grammatik. Vielmehr ist *vestigiis* für sich zu fassen. — „*securi pro salute, de gloria certabant. Ita Vatic., quod Acidalius transposuit: de salute pro gloria. Probavit Ernestius. Credo interpungendum: securi, pro salute, de gloria certabant. Sic brevissime Tacitus. Jam securi, pro eo ut de salute etiam nunc certarent, certarunt de gloria.* Agric. cap. 19. *Ut civitates proximis hibernis in remota et avia deferrent. Legendum forte pro proximis hibernis. Interpretes inseruerunt a proximis. Sed a in Mss. non legitur.*" Gänzlich verfehlt. Die nähere Rechtfertigung der historisch documentirten Lesart giebt *Walch* S. 314 und zu Cap. 33. — Demnächst finden sich zu diesem Capitel nur noch folgende zwey Noten: ***Erupere.* *Mss.* *Editiones irrupere*,** und ***His, ut tulisse.* *Vatic. his intulisse.***

Man wird sich überzeugt haben, dass der Text des Agricola und seine Auslegung durch diese Ausgabe nicht weiter gefördert worden sey. Grammatische Schärfe und Tiefe wird ganz vermisst. Der Druck ist correct, das Papier anständig, die Schriften mittelmässig. Der Preis für noch nicht 5 Bogen ist hoch.

H. C. M. R.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Cöslin*, b. Hendess: *Die Braut von Bornholm, und der Griechenfreund.* Zwey Novellen von *Carl Norden.* 1832. 216 S. 8. (16 gr.)

Scenen aus dem Leben, einfach, ohne poetischen Schmuck. Selbst im Griechenfreunde werden keine Forcen ausgespielt; keine Schilderungen neugriechischer Sitten; nur flüchtig sind die Greuel des Krieges, die Tyranneyen der Türken berührt. Wem ungezierte Wahrheit lieb ist, den werden die Novellen befriedigen; sie sind überdiess kurz, so dass sie bloss einem Auge, das durch die stets wechselnden Erscheinungen eines Kaleydoskops verwöhnt ist, trocken und gedehnt erscheinen möchten.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1832.

MEDICIN.

Schriften über die Cholera.

(Fortsetzung der in der Jen. A. L. Z. 1832. No. 144 abgebrochenen Recension.)

80) Berlin, b. Enslin: *Cholera-Archiv* mit Benutzung amtlicher Quellen; herausgegeben von *J. C. Albers*, Reg. Med. Rath, *Ernst Horn*, Geh. Med. Rath und Prof. bey der Universität, *F. D. Barez*, Reg. Med. Rath, *Fr. Klug*, Geh. Med. Rath und Director der wissenschaftlichen Deputation, *E. Bartels*, Geh. Med. Rath und Prof. bey der Universität, *Joh. Nep. Rust*, Geh. Ober-Med. Rath und Präsid. des Curat. für das Krankenwesen, *Wilh. Eck*, Med. Rath, Regiments-Arzt und Prof. bey der Universität, *W. Wagner*, Stadtphysikus u. Prof. bey der Universität. Erster Band. (3 Hefte.) 1832. VI u. 463 S. 8. (2 Rthlr.)

81) Königsberg, b. Gebr. Bornträger: *Die Cholera.* Nach eigenen Beobachtungen in der Epidemie zu Königsberg im Jahre 1831, nosologisch und therapeutisch dargestellt von Dr. *Ludwig Wilhelm Sachs*, ord. Professor der Medicin zu Königsberg, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede, Ritter des St. Wladimir-Ordens vierter Classe. 1832. LIV u. 379 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

(Auch unter dem Titel: *Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Königsberg über die Cholera.* Zweyter Band. Erstes und zweytes Heft. Vom ersten Bande sind bisher auch erschienen das zweyte Heft 1831 (7 Bogen) und das dritte 1832 (14 Bogen) mit 2 Lithographieen.)

82) Aachen u. Leipzig, b. Mayer: *Cholera-Zeitung.* Herausgegeben von Dr. *Zitterland*, königl. preuss. Regierungs- und Medicinal-Rath bey der Regierung zu Aachen. Erstes Quartal. 1832. No. 1 — 26. Zweytes Quartal. No. 27 — 52. 418 S. 4. (2 Rthlr.)

83) Stettin, b. Morin: *Die epidemische Cholera in Stettin im Jahr* 1831. Von einem Vereine praktischer Aerzte. 1832. XII u. 179 S. 8. (1 Rthlr.)

84) Rostock, b. Adler: Universitatis Rostochiensis Rector *Henricus Spitta* ad sacra resurrectionis Jesu Christi A. D. 1832 pie celebranda invitat, praemissa prolusione *De contagio praesertim cholerae orientalis.* 1832. 15 S. 4. (4 gr.)

85) Hamburg, b. Hoffmann und Campe: *Weg mit den Kordons! quand même ..... der epidemisch-miasmatische Charakter der indischen Brechruhr*, ein grober Verstoss gegen die Geschichte ihres Zuges von Dschissore in Mittelindien nach dem tiefen Keller in Hamburg und der gröbste gegen den gesunden Menschenverstand, mit Beziehung auf die von *Burdach*, *Lorinser* und *C. W. Hufeland* in No. 265, 275, 276, 277 und 307 der preussischen Staatszeitung von 1831 enthaltenen Artikel. Von Dr. *Friedrich Alexander Simon* jun., praktischem Arzte in Hamburg. 1832. XVIII u. 146 S. kl. 8. (12 gr.)

86) Berlin, in Commission b. Enslin: *Die Cholera im neuen Hospitale zu Berlin.* Beschrieben vom Dr. *Gustav Lieber*, Arzte der Anstalt, Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. 1832. 55 S. 8. (6 gr.)

87) Königsberg, b. Gebr. Bornträger: *Ueber die Contagiosität der Cholera.* Bemerkungen zu dem Sendschreiben des Herrn Präsidenten Dr. *Rust* an *A. v. Humboldt* von Dr. *G. Hirsch*, praktischem Arzte in Königsberg. 1832. 82 S. 8. (12 gr.)

88) Berlin, b. Rücker: *Beleuchtung des Sendschreibens*, die Cholera betreffend, des Präsidenten Herrn Dr. *Rust* an den Freyherrn *Alexander von Humboldt.* In Uebereinstimmung mit mehreren praktischen Aerzten Berlins herausgegeben von Dr. *August Vetter.* 1832. VI u. 67 S. 8. (8 gr.)

89) Köln am Rhein, b. Bachem: *Auszug aus einem Berichte des Herrn Dr. Barchewitz über die Cholera zu Elbing.* Zunächst zur Beherzigung der Orts-Sanitäts-Commissionen, im Auftrage der Kön. Regierung zu Köln herausgegeben von dem Regierungs- und Medicinal-Rathe Dr. *D. K. Th. Merrem.* 1831. 23 S. 8. (2 gr.)

90) Ebendaselbst: *Belehrung über die orientalische Cholera für Wundärzte und nicht approbirte Candidaten der Medicin, welche sich auf besondere Erlaubniss der Kön. Hochlöbl. Regierung mit der*

Behandlung dieser Krankheit beschäftigen. 1831. 24 S. 8. (4 gr.)

91) Sulzbach, b. v. Seidel: *Kritik der bisherigen Cholera-Kuren*, nach den Berichten der Herren DD. *Radius* und *Kleinert*. Als Ehrenrettung der angefeindeten Wasserheilkunde vom Professor *Oertel* in Ansbach. 1832. 242 S. kl. 8. (18 gr.)

92) Leipzig, b. Hartmann: *Unterricht für alle diejenigen, welche sich der Abwartung und Pflege Cholerakranker unterziehen, oder dieselben beaufsichtigen wollen*, für Wärter, Aerzte, Land- und Stadt-Bewohner. Von Dr. *Julius Albert Hofmann*, praktischem Arzte in Dresden. 1832. VIII u. 65 S. kl. 8. (6 gr.)

93) Berlin u. Posen, b. Mittler: *Meinungen über die Entstehung, das Wesen und die Möglichkeit einer Verhütung der sogenannten Cholera*, aus der Erfahrung und Natur entnommen und vielleicht zur Beruhigung und zum Nutzen für die Bewohner solcher Gegenden, wo diese Epidemie noch nicht ausgebrochen ist, mitgetheilt von *Theodor Friedrich Baltz*, Doctor der Heilkunde und praktischem Arzte in Berlin u. s. w. 1832. 84 S. 8. (8 gr.)

94) Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Ueber die epidemische Cholera*, mit besonderer Rücksicht auf die Epidemie zu Prag, von *Georg Fr. Fischer*, Med. Dr., praktischem Arzte zu Bayreuth. 1832. VI u. 73 S. 8. (mit einer Lithographie). (8 gr.)

95) Stuttgart, b. Steinkopf: *Die Cholera-Epidemie*, nach eigenen in Wien und in Mähren aus Auftrag der Königl. Würtembergischen Regierung angestellten Beobachtungen von *A. Krauss*, Doctor der Medicin. 1832. 199 S. 8.

96) Dresden u. Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung: *Beyträge zur Pathologie und Therapie der epidemischen Cholera*, nach eigenen Beobachtungen und Untersuchungen geliefert von *Anton Gescheidt*. 1832. VIII u. 40 S. 8. Mit einer Abbildung. (6 gr.)

97) Altona, b. Aue: *Erfahrungen über die Cholera asiatica in Hamburg* im Herbste 1831, von *J. C. Buchheister*, Dr. Arzt am Cholera-Hospital-Hornwerk, und *C. Noodt*, Apotheker daselbst. 1832. 221 S. 8. Mit einem Grundrisse. (1 Rthlr.)

98) Karlsruhe, b. Braun: *Berichte über Cholera morbus.* Von Dr. *Franz Hergt*, Assistenzarzt in Langenbrücken, und *Karl Sommerschu*, praktischem Arzte in Karlsruhe. Auf Befehl der Grossh. Badischen Immediat-Commission gedruckt. 1831. VI u. 148 S. 8. Mit Tabellen. (18 gr.)

99) Magdeburg, in der Creutz'schen Buchhandlung: *Die asiatische Cholera in der Stadt Magdeburg* 1831—1832. Geschichtlich und ärztlich dargestellt nach amtlichen Nachrichten auf höhere Veranlassung. 1832. 70 S. 4. Mit einem Grundrisse. (21 gr.)

100) Magdeburg, b. Rubach: *Beobachtungen über die asiatische Cholera.* Auszug aus dem Reisebericht an die Königliche Regierung zu Magdeburg vom Kreisphysikus Dr. *Niemeyer*. 1831. 29 S. 8. (6 gr.)

101) Erlangen, b. Heyder: *Neues über Entstehung, Natur, Verbreitung und Verhütung der sogenannten asiatischen Cholera als Entwickelungskrankheit des heutigen Menschengeschlechts.* Aerzten und Laien zu bedenken gegeben von Dr. *J. M. Leupoldt*, Professor der Medicin. 1832. 56 S. 8. (6 gr.)

102) Braunschweig, im Verlags-Comptoir: *Tabulae chronologicae hydrodromicam pestis gangeticae dissipationem explicantes.* Accedit tabula geographica. 1832. 26 S. Fol. (20 gr.)

103) Würzburg, b. Strecker: *Beytrag zur Lehre von der Cholera*, von Dr. *Carl Schmidt*. 1831. 50 S. 8.

104) Würzburg, b. Becker: *Ueber das nächste Causalverhältniss und die rationelle Behandlungsweise der orientalischen Brechruhr.* Eine akademische Streitschrift von *Johann Appel*, Dr. der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. 1831. 44 S. 8.

105) Dresden, b. Arnold: *Einfache Schutz- und Heil-Mittel wider die Cholera, nach homöopathischen Grundsätzen.* Nebst einem Verzeichniss der erlaubten und unerlaubten Speisen und Getränke vor und während dem Daseyn dieser Krankheit. 1831. 13 S. 8. (1 gr.)

106) München: *Belehrung über die orientalische Cholera*, für Nichtärzte amtlich bekannt gemacht. 1831. 31 S. 8.

Haben wir in dem Vorigen kurz bemerkt, was Aufgabe der Staatsregierungen beym Empfange der Cholera ist, zu deren Lösung sie die Mittel leicht finden können, wenn sie nur Volkes-Wohl beabsichtigen: so kommen wir nun auch zur Untersuchung dessen, was der Arzt zu thun hat. Denn wir sind nicht der Meinung des Hn. *Gietl*, welcher den Aerzten räth, nur hübsch beym Alten zu bleiben, und nichts mehr zu experimentiren (*Baier. Staatsztg.* ausserord. Beyl. No. 2. S. 11). Wie die Arzneymittellehre auf allen ihren Seiten der Cholera angepasst wurde, ist zu bekannt, als dass wir ein Mehreres darüber zu sagen nöthig hätten. *Wilhelmi* zeigt es (16 und 68) *), wie weit man mit dem Haschen nach Mittelchen herumkommt. Man mag die Arzneykörper classificiren, wie man will,

*) Statt näherer Bezeichnung der Schriften führen wir in Parenthese bloss die Nummer unseres Verzeichnisses an.

jede Classe, Ordnung u. s. w. hat schon contribuirt. Es ist aber diess das sicherste Zeichen von ärztlicher Unzulänglichkeit, wenn zur Realisirung eines Heilplanes so lange und so viel im Finsteren herumgetappt wird. Unser Heilplan, den wir schon lange in Bereitschaft halten, entspricht unseren bereits ausgesprochenen Ansichten von der Natur des Choleraprocesses, auf die wir uns hier beziehen müssen. Da, wie wir bewiesen, die Cholera ein Glied der Intermittensfamilie ist, so kann auch gegen sie nicht anders als auf den Grund der dafür bekannten rationellen Heilmethode verfahren werden. Mehrere Aerzte haben bereits früher dieser Idee gehuldigt, beschränkten sich aber bey deren Realisirung auf das sogenannte specifische *Febrifugum*, die China mit ihren Alcaloiden, und zwar mit nicht sonderlichem Erfolge, weil die China nur eine starke Waffe gegen einen gleich starken Feind ist, der überlegnere aber mit geheimen Waffen angegriffen werden muss. Dass das quantitative Verhältniss einer Arzney weniger Berücksichtigung bey einer so turbulenten Krankheit, wie die Cholera ist, verdiene, als das qualitative, haben die bisherigen Erfahrungen gezeigt. Immense Arzneydosen haben immer mehr geschadet, als genützt. Das zeigen die englischen Curbilder und ihre Copieen, die russischen. Wir müssen daher unsere Wahl auf einen Arzneykörper leiten, der bey der kleinsten Dosis grosse Wirkungen auf das Gangliensystem äussert, und diess ist der *Arsenik*, — ein gar nicht abschreckendes Wort, wenn wir bedenken, dass die Idee des Giftes nur eine relative ist. Lesen wir *Vogts* Pharmakodynamik, 1ster Band, S. 540 u. f. der 2ten Auflage, besonders §. 1340, welcher die Wirkungen schildert, die uns die Heilung der Cholera herbeyführen lassen, und wir nehmen keinen Anstand, zu dieser Wahl zu greifen. *Sachs* in Königsberg (s. Handwörterbuch der praktischen Arzneymittellehre, 1 Theil) wendet zwar überhaupt Manches gegen *Vogts* Angaben ein, und will den Arsenik aus dem Felde schlagen. Unsere Versuche und Erfahrungen aber stimmen mit denen von *Krüger-Hansen* überein (49). Ja, wir erinnern uns aus der preussischen Staatszeitung und der Münchner politischen, dass man dieses Mittel schon einmal von Seiten der Homöopathen empfahl, was jedoch den Allopathen noch nicht bestimmen kann, beyzupflichten, da die Anwendung des Arseniks nicht weniger als auf homöopathischen Grundsätzen beruht, weil derselbe, z. B. im Vergleiche mit der Chamille, nach ihnen vielleicht eine octillionste Verdünnung erleiden müsste. Ueberdiess wurde der Arsenik auch in Ostindien schon gegen die Cholera angewendet, aber als *Arcanum* in einem Allerley, dessen Heilkraft sehr gepriesen wird, (vergl. *Hasper*, Krankheiten der Tropen, 1 Band, S. 300) und *Seidler* (21) theilt ganz unsere Meinung. Freylich muss auch die Wahl des Präparates eine passende seyn; Rec. zog meist den *Liquor antipyreticus Harlessii* allen übrigen vor. Die Erfahrung dürfte noch darthun, dass dieses das Hauptmittel gegen die Cholera ist. Jedoch wollen wir hiemit keineswegs die Wichtigkeit des Individualisirens am Krankenbette in Abrede stellen, daher auch kein eigentliches *Specificum anticholericum* in Vorschlag bringen, sondern nur andeuten, was bey allen Modificationen des Heilplanes doch Stabilität gewinnen könnte. Die Nebenindicationen würden meist leichter gefunden und beachtet; daher wir auch bey ihnen nicht verweilen.

Im Vorboten-Stadium hat man der Ipecacuanha Lob gespendet. Wir stimmen gerne mit ein, wenn Unreinigkeiten in den ersten Wegen vorhanden sind, und die Krankheit durch Diätfehler herbeygeführt wurde, was aber nicht jederzeit der Fall ist. Ging z. B. Erkältung vorher, so kündigt sich das Uebel bloss durch Diarrhöe an. Wir wissen nun, dass das Kupfer, besonders das schwefelsaure, in sehr hartnäckigen und das Leben gefährdenden Durchfällen der indischen Seefahrer die trefflichsten Dienste schon geleistet hat; und legen wir diesem Zustande auch ein derartiges Leiden des Gangliensystems zu Grunde, was unbezweifelt scheint, und betrachten die Beziehungen des Kupfers zu diesem Systeme (vergl. *Vogt*, 1 Bd. S. 310 u. f.): so dürfte die Wahl dieses Mittels auch dagegen getroffen seyn. Jedenfalls ist bey der ganzen Behandlung der Krankheit Hauptsache, ihr sobald als möglich begegnen zu können, aber auch den Dauungskanal so wenig als möglich mit Arzneyen zu belästigen, was schon viele Beobachter bestätigten. Dieser Umstand giebt die zuverlässigste Indication zu möglichst intensiv wirkenden Arzneyen in möglichst kleiner Dosis.

Man hat noch viel von Vorbauungsmitteln gesprochen. Wir fassen uns hier kurz, da wir auf den therapeutischen Artikel zurückkommen werden. Schliessen wir nach der Analogie, dass bey Epilepsie ein Fontanell im Nacken den Paroxysmus allmälich lindert, was wir oben beym 2ten Artikel schon näher erwähnten, und dass in solchem Falle die bioelektrischen Wirkungsäusserungen unverkennbar sind: so möchte zu vermuthen seyn, dass auch bey der Cholera ein vorher angebrachtes künstliches Geschwür, etwa in der Magengegend, selbst auf den Fall, dass das Individuum davon befallen würde, die Krankheit, wo nicht abhalten, doch im Verlauf gelinder machen würde, indem auch hier, wie bey der Epilepsie, die Geschwürsecretion vermehrt und serös werden würde. *Krüger-Hansen* (49) schlägt ohne Angabe seiner Gründe *Empl. stibiat*. zu diesem Behufe vor. Die Beobachtung, dass alte Fussgeschwüre nicht schützten, reicht nicht hin, unsere Ansicht zu widerlegen. Der Sitz und die Natur solcher Geschwüre kann schon eine Schutzkraft nicht voraussetzen lassen. Die weiteren Erfahrungen müssen auch hierüber noch entscheiden. Man hat Intermittens-Paroxysmen durch Ligaturen an den Extremitäten abgeschnitten: sollte im Vorbotenstadium der Cholera dieselbe nicht auch auf ähnliche Weise abgehalten werden können, indem so die Rückströmung der ganzen Blutmasse zu den Abdominalorganen vereitelt würde? Es möchte wohl dieser Umstand eines Versuches werth seyn.

Das sicherste Vorbauungsmittel bleibt immer Furchtlosigkeit und geregeltes Leben bey sonst geregelter Gesundheit. *Holscher* (5) und viele andere Beobachter stimmen damit überein.

Bs.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Schlesinger: *Mariea und Boccaccio.* Historischer Roman von *Caroline Lessing*, Verfasserin des Nachtstücks: Isabelle de Lueues, und Anderem. 1ster Thl. 392 S. 2ter Thl. 429 S. 1832. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Hat auch einmal Jemand gehört, dass Boccaccio in seiner Neigung zu der schönen Maria, König Roberts von Neapel natürlicher Tochter, für die er seine Fiammetta dichtete, sich zart und keusch erwiesen, ganz im Gegensatz der begehrlichen Liebhaber seiner kecken, lustigen Novellen, so modern empfindsam, wie er hier auftritt, hätte ihn schwerlich jemand geglaubt. Er spricht zwar mit Petraca, hier bloss ein frostiger Confident, viel von Leidenschaft; aber dass er, dass seine Maria, recht das Muster eines deutschen Fräuleins, das von Entsagung *fait* macht, sie wirklich fühlen, wird schwerlich die Vfin. jemanden einreden. Nach glücklich beseitigten Hindernissen scheitern die nun Verlobten noch im Hafen; denn es ergiebt sich, dass Maria und Boccaccio die Kinder zweyer Zwillingsschwestern sind, also eine Ehe zwischen ihnen von den Ueberbedenklichen für eine Todsünde erachtet wird; an eine Dispensation des Papstes zu denken, fällt niemand ein. Maria hat die Rechtfertigungslehre gut inne; sie versteht es, ihren Meinungen Gültigkeit zu verschaffen, der ihr mit des Vaters, und ihrer eigenen Bewilligung feierlich angetraute Gemahl, Filippo Gonzaga, muss sie entführen, um sich ihren Besitz zu verschaffen; und weil er mit List und Gewalt eheliche Rechte ertrotzen will, wird er zum Bösewicht gebrandmarkt.

So züchtig und zimperlich, wie Maria, ist Johanna, Königin von Neapel; ihre Base, keineswegs. Die Begebenheiten, das tragische Ende, dieser etwas berüchtigten Dame, werden uns nicht vorenthalten, beyläufig, in Pausen mit erzählt, wobey man allerley Unbekanntes erfährt, z. B. dass Johanna in Toulon *aux floreaux* einführte, und gleich jener Clemence Isaure in Toulouse, Veilchen, Ringelblumen und wilde Rosen aus edlen Metallen dabey vertheilte.

Ausserdem kann man seine Länder- und Völker-Kunde, durch eine genaue Beschreibung Jerusalems und des heiligen Landes, das jene geweihte Stadt umgiebt, bereichern, und es gehört diese Beschreibung, wenn sie gleich ein *hors d'oeuvres* ist, zu den besten Stellen des Buchs, auch in der Schreibart, in welcher keine Metaphern vorkommen, wie etwa: „der Vesuv, ein schwarzer Brillant, von einem schwefelgoldnen Reif eingefasst," oder: „der Morgenhimmel, welcher sich in Regenbogenfarbe badet" u. a. m.

Eine Eigenheit der Vfin. ist es, immer *Mariea* statt Maria zu schreiben, sie mag nun von der Heldin, oder von der heil. Jungfrau sprechen. Liegt ein etymologischer Grund unter, oder will sie sich durch etwas Absonderliches auszeichnen?

Vir.

Leipzig, b. Brockhaus: *Erzählungen und Novellen*, von *C. v. Wachsmann.* 3tes Bdchen. Der Wahn. Die Geächteten. Die Remonstranten. VIII u. 364 S. 4tes Bdchen. Brandenburgs Decius. Margaretha Rosen. Die Sibylle vom Elisabeththurme. 355 S. 1832. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

(Vergl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1830. No. 79.)

Mit Ausnahme der letzten Erzählung, haben alle geschichtliche Unterlage, und zwar lernt man historisch merkwürdige Personen von Angesicht zu Angesicht kennen, nicht etwa, wie sichs zum Oefteren zuträgt, bloss ihren Rock.

Der Wahn flösst uns für den grübelnden, menschenfeindlichen überspannten Ankerström eher Mitleid als Abscheu ein. Menschen seiner Art, für listiger Berechnende die dienlichsten Werkzeuge, werden immer von ihnen gemissbraucht werden, wenn sie auch nicht als Phantasmagoristen auftreten. Die *Geächteten;* ein junges Ehepaar, wird unter tausend Gefahren, als jeder Hoffnungsstern erlosch, aus dem bedrängten Schlesien, dem es hart vergolten wird, dass es Friedrich von der Pfalz, dem sogenannten Winterkönig, anhing, in ein freyes Land, unter Glaubensbrüder, sicher und heil geführt. Die *Remonstranten* haben Bürger- und Religions-Kriege, unter Wilhelm von Oranien, sein Verfahren gegen Oldenbarneveld und Hugo Grotius, zum Stoff. Der Meinungskampf selbst endigt nicht in der Erzählung, wohl aber giebt es für die Einzelnen, denen die Liebe höher steht, als Parteygeist, einen befriedigenden Ausgang.

Brandenburgs Decius; der für den grossen Kurfürsten sich opfernde Froben ist kein neues Thema, aber selten so einsichtig behandelt, wie hier. Nicht ganz lässt sich diess von *Margaretha Rosen* sagen, für welche der tragische Schluss der naturnothwendige war; statt dessen trägt die junge Schwedin die hoffnungslose Liebe zu Karl XII, dem sie unerkannt bis Pultawa und Bender folgt, auf ihren Vetter über, mit dem sie die zartesten Gefühle achtungsvoller Freundschaft verbanden. Ahnungen, durch Swedenborg geheiligt, bestimmen sie zur Retterin des Königs, aber sie deuten auch an, dass sie dabey untergehen werde. Dabey hätte es bleiben, und nicht die ernste, kriegerische Jungfrau zur heiteren Ehegattin werden sollen, die sich eine frostige Liebe zu ihrem Beschützer einredet, an welche Umwandlung ihrer Triebe der Leser nicht glauben kann.

Die *Sibylle in Breslau* macht uns bloss mit den Kämpfen der eigenen Brust, mit den Umtrieben der Verleumdung, Arglist, Verdumpfung und Habsucht bekannt, und lehrt, dass die Form zwar mit den Zeiten wechselt, nicht aber die Triebe und Begierden des Menschenherzen, aus denen im 16ten, wie im 19ten Jahrhundert, manches Gute und viel Uebel keimte und sich entwickelte.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

MUSIK.

1) Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Gesanglehre.* Ein Hülfsmittel für Elementarschullehrer, durch eine einfachere Bezeichnungsart und Lehrmethode und durch eine zweckmäfsige Sammlung von Singftücken einen reinen mehrftimmigen Volksgesang zu bilden. Entworfen von *Joh. Friedr. Wilh. Koch*, Confiftorial- und Schul-Rath und Domprediger in Magdeburg. *Zweyte*, ganz umgearbeitete und vermehrte *Auflage.* Mit einer Steindrucktafel. 1825. 140 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Berlin, b. Oehmigke: *Die Melodieen der preuffischen alten und neuen Kirchengefänge, nebft den Chören der Allerhöchft verordneten Liturgie;* zum Gebrauch des Monochords in Ziffern gefetzt und herausgegeben für niedere Stadt- und Land-Schulen von *Ludwig Krausnick*, Conrector zu Lenzen. Nebft einer Abbildung des Monochords. 1825. VIII u. 134 S. 4. (18 gr.)

3) Köslin, b. Hendefs: *Zweyhundert einftimmige Choralmelodieen nach Kühnau;* zum Gebrauch in Volksfchulen, um den Kindern das Notenfchreiben entbehrlich zu machen. Herausgegeben von dem Cantor *Friedr. Wilhelm Kraufe*, zweytem Oberlehrer an der Elementarfchule in Köslin. 1825. VII u. 128 S. quer 8. (6 gr.)

Sämmtlichen Schriften liegt einerley Zweck, Beförderung des heiligen Gefanges, zum Grunde. Doch fucht eine jede die Erreichung deffelben auf eigenthümliche Weife. Unter ihnen behauptet aber No. 1 mit Recht den erften Platz, fowohl der Anordnung und Methode, als auch des mehrfachen Gebrauches wegen. Der fchon um die Gefanglehre vielfach verdiente Vf. hat fich mit der Herausgabe derfelben ein neues, in der That nicht geringes Verdienft erworben. Als Begründer des Zifferfyftems hat er diefes auch in der zweyten Auflage mit Recht beybehalten, nur dafs es noch vereinfachter und auch dem ungebildetften Schüler fafslicher erfcheint. Rec. ift auch von der Zweckmäfsigkeit und Wirkfamkeit des Elementarunterrichts im Gefange mittelft Ziffern, vorzüglich in pädagogifcher Hinficht, fo feft überzeugt, dafs er fich das Hindernifs ihrer allgemeinen Einführung nur aus Unkunde oder durch die Macht der Gewohnheit erklären kann. Ueberall, glaubt er, würde der Ziffergefang gleiche fehr erfreuliche Fortfchritte machen, wie er es in dem Bezirk des Vfs. bereits gethan hat. Wenden wir uns nun zur näheren Anficht diefer Gefanglehre.

Sie zerfällt in 4 *Hauptabfchnitte.* In der Einleitung wird von der Wichtigkeit des Gefangunterrichts, als eines trefflichen Bildungsmittels für die Jugend, gehandelt, welcher diefer nicht allein Vergnügen und Genufs, fondern auch der Schule eine gröfsere Theilnahme, fowie der Kirche und dem Leben einen veredelteren Gefang, gewährt. Zwar fehlt es dem Gefangunterrichte in den Volksfchulen eben fo wenig an Hinderniffen als Befchränkung, wovon jene in den Lehrern, in der Schulverfaffung und den Schülern, diefe aber in dem Zwecke des Gefangunterrichts in den Volksfchulen felbft zu fuchen ift. Dennoch ift die Erreichung diefes Zweckes nicht unmöglich, wenn man fich nur der rechten Hülfsmittel bedient, die in einer *einfacheren Tonbezeichnung* (als die Noten), *einer hinlänglichen Methodik* für den Lehrer, fowie in einer *Sammlung* einfacher *Gefangftücke*, zu fuchen find, auf welchen dreyfachen Gefichtspunct in diefer Schrift Rückficht genommen ift. Wie nun durch die Zifferfchrift Tonhöhe, Tonart, Tondauer hinlänglich bezeichnet werden könne, wie der methodifche Unterricht eingerichtet werden müffe, was in Anfehung der Melodik, Rhythmik und Dynamik zu beobachten fey, ift auf kurze, aber vollkommen deutliche Weife mitgetheilt und durch Beyfpiele erläutert. Zur Einübung der verfchiedenen Intervalle hat der Vf., was Rec. fehr billigt, kleine Melodieen mit untergelegten Texten benutzt. In den darauf folgenden Gefängen, die nach einem gewiffen Stufengange geordnet auf einander folgen, und worin die Gefänge ernften Inhalts voran ftehen, kommen zuerft 30 Canons, die gut gewählt und zur Uebung im Tontreffen dienlich find. An diefe fchliefsen fich *zweyftimmige* Schullieder, theils *ohne* (ift aber nicht 7 felbft fchon, als Leitton von c, ein halber?), theils *mit* halben Tönen. Auf gleiche Weife beginnen von No. 58 die *dreyftimmigen* Lieder, die fich durch ihre einfache Bearbeitung empfehlen. Nur wird bisweilen, wie in No. 67, grofse Genauigkeit erfodert, wenn die dritte Stimme nicht zu *tief* oder die obere zu *hoch* fteigen foll; welches beides die Natur der Kinderftimmen verunftalten würde. Rec. würde, wie in No. 91 u. f. w., das ungeftrichene g für eine Kinderftimme nicht gewählt haben, es fey

denn, dafs der Vf. wollte, dafs solche und ähnliche Stellen von dem Lehrer begleitet würden. Mit 111 fangen die *vierstimmigen* Gesänge in schon bezeichneter Form an. Auch hier ist die Auswahl umsichtig. Der Abschnitt enthält nämlich nicht blofs eine reiche Anzahl für das Verhältnifs der Jugend überhaupt passender Gesänge, sondern auch mehrere für ausserordentliche Fälle und Begebenheiten. Daraus können sich im Nothfall der Composition unkundige Volkslehrer Raths erholen. In der *zweyten Abtheilung* werden nun Gesänge *frohen Inhalts* gegeben. Dabey ist wieder der nämliche Stufengang, wie oben, befolgt, so dafs sich an die Canons, denen manche muntere und lustige Texte untergelegt sind, die der Jugend Freude machen, werden, zwey-, drey- und vierstimmige Lieder anschliessen. Ihre Beschaffenheit geht aus dem Obigen hervor. Ihre Zusammenstellung aber setzt nicht wenig Fleifs und Mühe voraus. Daher Rec. nicht umhin kann, diese Gesanglehre Volksschullehrern, denen dieser Unterrichtszweig obliegt, als eine der besten nachdrücklich zu empfehlen, da sie sich in Ansehung ihres Plans durch Einfachheit, in Absicht auf ihren Umfang aber durch Reichthum und Mannichfaltigkeit auszeichnet, nicht zu gedenken, dafs der mäfsige Preis den Meisten die Anschaffung derselben möglich machen dürfte.

No. 2 hat 2 *Abschnitte*. Der *erste* und umfassendste enthält 337 Melodieen der Kirchengesänge. Die Herausgabe derselben wurde dadurch veranlafst, dafs in einem Lehrcursus in des Vfs. Bezirk, wo namentlich der Gesangunterricht einen Hauptgegenstand ausmachte, den Lehrern unter anderen bekannt gemacht worden war, wie sie auf eine leichte und bildende Art diesen Unterrichtszweig in einer Volksschule behandeln müfsten, wobey ihnen defshalb das Monochord, von dessen Gebrauch und Nutzen sie sich durch Anschauung überzeugen konnten, als Hülfsmittel bey diesem Unterrichte empfohlen wurde. Der Wunsch mehrerer Lehrer, auch ein vollständiges Choralbuch dazu zu besitzen, bestimmte den Vf. zur Herausgabe des vorliegenden. Da das Monochord für ganz Unkundige bestimmt ist, und einen Umfang von $\bar{c}$ bis $\bar{\bar{g}}$ oder in Ziffern von 1—12 hat: so hat der Vf. der gewöhnlichen Zifferbezeichnung, die sich nur innerhalb einer Octave verbreitet, entsagen und über die Octave mit 9, 10, 11 hinausgehen müssen. Auch konnte, bey der unwandelbaren und festen Stimmung des Monochords, die allerdings einfachere Zifferbezeichnung, nach welcher der *erste* Ton einer *jeden* Tonart mit 1 angezeigt wird, hier nicht in Anwendung kommen, sondern mufste sein ursprüngliches Verhältnifs behalten, so dafs also die Melodie: *Gott des Himmels und der Erden* u. s. w. nicht so: (g = 5) 1 2 3 6 1 7 5 6; sondern auf diese Weise geschrieben werden mufs: 5 6 7 9 5 ♯♯ 4 3 2 u. s. w. Die Melodieen sind übrigens meist richtig und unverändert, so dafs sie Schullehrer mit Sicherheit werden einüben können. Auch ist ihre Anzahl ausreichend. Die *zweyte Abtheilung* des Werks umfafst die Chöre zur Liturgie in Ziffern. In Rücksicht der Ausführbarkeit sind sie anfänglich zweystimmig gesetzt. So werden sie fast überall in Ausübung kommen können. Was sie von dieser Seite empfiehlt, scheint ihnen dagegen in Ansehung des Eindrucks und der Wirksamkeit abzugehen. Rec. kann es sich nämlich nicht denken, wie jener bey so kurzen, isolirt da stehenden musikalischen Phrasen, auch bey ihrer bestmöglichen Ausführung, viel weniger im Gegentheil, bewirkt werden soll. Die Rücksicht auf die Zeit gestattet freylich keine längere Ausführung. Aber eben darum entbehren sie ja das Hauptmotiv, das jedes Gesangstück haben mufs, und sind als blofse Einschiebsel zu betrachten, die zur Erhebung und Erweckung wenig geeignet seyn dürften. Die meisten tragen den Charakter des Matten und Langweiligen der Composition nach an sich. Man nehme No. 2, 3, das Einförmige von 4, 5. Viele sind einander melodisch allzu ähnlich, und müssen darum an Eindruck verlieren. Es folgen nun *dreystimmige* Chöre, mit gleicher Melodie, wie die vorigen. Dem Ganzen, das für Volksschullehrer, die einer solchen Anleitung bedürfen, nützlich werden kann, ist noch ein Register beygefügt.

Was der Vf. von No. 3 mit der Herausgabe dieses kleinen Choralbuchs beabsichtigte, nämlich zur Beförderung des Choralgesanges in der Schule und Kirche den Kindern einen sicheren und dabey wohlfeilen Leitfaden in die Hände zu bringen, ist gut und lobenswerth. Aber warum hat er sich nicht der im Preussischen mit Recht fast durchgängig üblichen Tonzifferbezeichnung bedient, wodurch er sich der Absicht der Wohlfeilheit noch um Vieles genähert hätte, und im Stande gewesen wäre, dem Choralbuche einen noch gröfseren Umfang zu geben? Das vorliegende enthält nämlich nur 200 Choralmelodieen, während das ähnliche von *Hering* gegen 700 enthält, und ist nach *Kühnau* geordnet, den Rec. nicht unbedingt, wie der Vf., für den sichersten Führer anerkennen möchte. So fehlt darin die ursprüngliche Melodie: *Von Gott will* u. s. w. aus a moll. In: *Valet will ich dir* u. s. w. ist der Schlufs, welcher hier statt ab- aufwärts geht, falsch; desgleichen die vorletzte Strophe in: „*Sollt ich meinem Gott nicht singen*". Die schöne Melodie von *Bach* über: *O Gott! du frommer* u. s. w. fehlt. Der Melodie: „*Verleih uns Frieden*" u. s. w. mangelt hin und wieder ihre ursprüngliche Gestalt. Herausgeber von Choralmelodieen aber sollten gerade hierin mit der gröfsten Gewissenhaftigkeit verfahren, und keine Strophe ohne die Ueberzeugung aufnehmen, dafs dieselbe wirklich ächt und authentisch sey. Wäre dieses von jeher geschehen, so würde der kirchliche Gesang nicht an einer Menge von Varianten leiden, nach welchen eine Melodie nicht selten durchgängig, oder doch im Einzelnen, bald so, bald wieder anders hier oder dort gesungen wird. Die Melodieen selbst hätten übrigens, statt des gewählten Discant-Schlüssels, in dem gewöhnlicheren Violin-Schlüssel geschrieben werden sollen.

Abgesehen davon, was Rec. über dieses Choral

buch zu bemerken sich verpflichtet fühlte, ist derselbe überzeugt, dass es, wenn auch nicht allgemein, doch hauptsächlich in des Vfs. Umgebung zur besseren Verbreitung des Choralgesanges mitwirken werde.

D. R.

BERLIN, b. Logier: *System der Musikwissenschaft und der praktischen Composition mit Inbegriff dessen, was gewöhnlich unter dem Ausdrucke General-Bass verstanden wird.* Von *J. B. Logier.* 1827. XII. 346 u. 16 S. gr. 4. (6 Rthlr. 12 gr.)

Der ungenannte Herausgeber dieses lehrreichen Kunstwerkes berichtet in der Einleitung Folgendes: „Das System des Vfs. umfasst drey verschiedene Zweige, — die Kunst, das Pianoforte zu spielen (zu dem ersten Elementarunterricht hierin ward der Chiroplast erfunden) — die Harmonie und Composition, und — das Eigenthümliche der Lehrmethode im Unterrichte selbst. Ueber erste ist dem Publicum bereits die Ansicht des Autors vorgelegt in der *Anleitung zum Pianofortespielen* Buch 1, 2 und Fortsetzung. Es war seine Absicht, die noch bleibenden zwey Theile in diesem Werke zu verbinden; allein bey reiferer Ueberlegung und nach dem Rathe mehrerer Freunde, zu deren Urtheil er ein unbedingtes Vertrauen hatte, wurden beide Gegenstände getrennt, und der letzte unter dem Titel: *Handbuch zur Benutzung für diejenigen* herausgegeben, *die mit der Methode des Unterrichts näher bekannt zu werden beabsichtigen* u. s. w.". Ein ähnliches Werk gab schon *Stöpel*, ein Schüler von *Logier*, in Heften heraus, und wollte seinem Meister zuvorkommen, der zu jener Zeit vermuthlich dazu noch nicht völlig entschlossen war; aber dasselbe enthält nur über die Kunst, das Pianoforte zu spielen, einen ganz kurzen Unterricht, und in Hinsicht der Musikwissenschaft begreift es nur die Harmonielehre, welche unser Vf. jedoch auch weit vollkommener ausgearbeitet und vorgetragen hat, und zwar so, dass man wohl den Meister vor dem Schüler unterscheiden kann, obgleich Hr. *Stöpel* auch in vielen Stücken Lob verdient. Gegenwärtiges Werk muss nun, wie auch der Herausgeber erinnert, als auf Musik als Wissenschaft sich beziehend, und als Anweisung, wie diese Wissenschaft auf praktische Composition anzuwenden, angesehen werden. Der Vf. ist selbstständig, und, nach unseren Lehrbüchern zu urtheilen, geht er einen ganz eigenen Weg, weil er so Manches in denselben für Irrthum ausgiebt, wovon sich Rec. aber nicht hat überzeugen können; vielmehr überzeugte er sich vom Gegentheile, als er das Buch mit Bedachtsamkeit durchlas. Der Herausgeber giebt ausserdem auf eine lobenswürdige Art in der Einleitung eine allgemeine Uebersicht des Plans, den der Vf. dabey befolgte. Wir werden dieselbe hier genau beybehalten, und, wo wir etwas dagegen einzuwenden finden, unsere Meinung hinzufügen.

Zuerst wird (S. 1) der Schüler mit der diatonischen Tonleiter bekannt gemacht. Nach der bisher üblichen Methode sollte der Unterricht mit den verschiedenen Intervallen und ihren Abänderungen in grosse, übermässige, kleine und verminderte, beginnen, sowie mit der Lehre der Dur-, Moll- und unvollkommenen Accorde (!) — welches aber mehr dazu geeignet scheint, den Gegenstand zu verwirren, als aufzuklären. Rec. kann sich von unvollkommenen Accorden — wie nämlich der Ausdruck hier gebraucht wird — keinen Begriff machen; er würde lieber dafür consonirende und dissonirende Accorde sagen, und unter den consonirenden Dur- und Moll-Accorde, unter dissonirenden aber alle übrigen — als Dreyklänge, Septimen-Nonen- u. s. Accorde — verstehen. Die Lehre von den Intervallen ist allerdings weggefallen, Rec. hat aber den Grund davon nicht eingesehen, noch weniger einen Beweis gegen dieselbe gefunden; er glaubt vielmehr, wovon er in der Folge sich näher überzeugte, dass durch Weglassung der Intervallenlehre sich manche Irrthümer verstecken lassen. — Sodann folgt (5) die Belehrung, wie die zu einer Tonart gehörigen Kreuze und Been auf eine leichte Weise zu finden, und dem Gedächtnisse fest einzuprägen sind. Nachdem (12) der Dreyklang gebildet, wird (16) die bestimmte Regel gegeben, nach welcher zu einfacher Melodie der Bass zu setzen ist. (Der Dreyklang nach seinen drey verschiedenen Lagen ist im Beyspiel 19 vorgestellt; aber die davon abgeleiteten beiden Accorde, der Sechsten- und der Sechsquarten-Accord, sind vergessen. Der Bass wird in der Folge der Grundbass genannt, und besteht auf jeder Tonleiter nur aus 3 Tönen, der Tonika, der Dominante und Unterdominante. Der Vf. will den Namen der Unterdominante davon ableiten, weil sie einen ganzen Ton unter der Dominante liege; richtiger ist wohl, wenn man von der Octave den 5ten Ton abwärts zählt.) Durch Hinzufügung der Dreyklänge (20) entsteht eine liebliche, natürliche Harmonie, welche in der ersten Zeit nie verfehlt, ein Interesse zu erwecken, das durch die Bildung der Variationen (27) noch gesteigert wird. (Sehr natürlich wird der Schüler S. 24 auf den Ursprung der Quinten- und Octaven-Folge geführt, und S. 23 und 24 belehrt, wie sie zu vermeiden sind.) Die, durch die drey Grundbässe hervorgebrachte, Harmonie besteht allein aus Dreyklängen, und bereitet das Ohr auf die Verschiedenheit der Wirkungen, welche unmittelbar folgen, angenehm vor. Das Vermeiden der auf einander folgenden Quinten und Octaven (21) führt ein neues Intervall, die Hauptseptime, ein. Hiedurch entsteht der Hauptseptimen-Accord, dessen Auflösung unmittelbar folgt (29 bis 33). Die Harmonie erhält einen höheren Grad von Interesse, da die Hauptseptime, welche bisher allein auf der 7ten Stufe der Tonleiter erschien, nun auch in andere Lagen eingeführt wird (37). (Bey dieser Gelegenheit erhält der Schüler eine Bekanntschaft mit allen Tonarten.) Melodieen werden mit hinzugefügter Septime in Harmonie ausgesetzt, und dadurch neue Wirkungen hervorgebracht (38). Von Einführung der Hauptseptime in vierstimmiger Harmonie, oder bey der Frage, zu welchen Accorden die Septime in harmonischer Fortschreitung gesetzt werden könne, heisst es S. 36: „Es ist schon zuvor bemerkt, dass wir die Septime in jeden Accord einführen können; das heisst

aber, wenn wir als folgenden Accord den Dreyklang auf der Tonika nehmen können, *zur gehörigen Auflösung der Septime.*“ Der Zusatz ist unnöthig, die Regel aber gut. Zu Vermeidung verbotener Quinten- und Octaven-Folge werden Beyspiel 47 von Einführung der Septime zwey Fälle vorgestellt, wo im ersten der Fehler durch Kreuzen der Mittelstimmen zwar für das Auge auf dem Papiere, aber darum nicht auch für das Ohr aufgehoben wird; nur der zweyte Fall genügt. Dagegen ist es auffallend, wenn Beysp. 48 Tact 3 eine verdeckte Octave zwischen dem Alt und Bass so ängstlich vermieden wird, welche entsteht, wenn von dem Dominant, welcher die Quinte in der Oberstimme hat, zur Tonika geschritten wird, was Andere für einen erlaubten Fehler, sogar in der Oberstimme, ausgegeben haben. So ist auch die Erklärung darüber S. 39 Z. 2 v. u. ganz verkehrt: „dass man den Bass von F nach C hinaufsteigen und entgegengesetzte Bewegung eintreten lässt“. Denn C ist der Dominant und F die Tonika; also kann wohl von C abwärts nach F, aber nicht umgekehrt hinauf geschritten werden.

Die einfachen Regeln, nach welchen einige Intervalle der Tonleiter, ohne irgend einen Zusatz zu der Zahl der Bässe, verschiedentlich begleitet werden können (40 bis 47), sind berechnet, einen weiteren Spielraum zu geben. Ein neues ausgedehnteres Feld eröffnet sich dem Schüler, indem er mit der Modulation bekannt gemacht wird (60). Nach richtiger Beobachtung und sorgfältiger Anwendung der gedachten vier Regeln auf einige Intervalle der Tonleiter spricht sich der Vf. S. 47 so aus: „Ein Gedanke ist hier wahrhaft beruhigend: der nämlich, dass wir, wenn wir auch in einer blossen Geschmackssache irren sollten, doch sicher sind, im Allgemeinen correct zu schreiben; und dass eine mässige Sorgfalt in der Anwendung der bisher gegebenen Regeln Erfolge zeigen wird, die etwas weiter gehen möchten, als diejenigen erwarten werden, die die Harmonie nach einer anderen Methode studirt haben“. Nachdem alle grossen und kleinen Dreyklänge durchgeübt worden, wird S. 52 ein Ruhepunct bestimmt, wo man eine Zeit inne halten kann, damit der Studirende sich erst vollkommen überzeuge, alles Vorausgegangene verstanden zu haben. Hierauf sucht der Vf. sein System durch natürliche Töne, welche von hell tönenden Körpern herkommen, zu begründen, und beweist aus mitklingenden Tönen, dass in der Natur nur dreytönige Tonleitern gefunden würden, wovon unsere bekannte Tonleiter nur eine künstlich zusammengesetzte sey; daher denn auch in dieser künstlichen Zusammensetzung die Ursache der Quinten- und Octaven-Folgen entdeckt worden ist. Im Beysp. 69 zeigt der Vf., wie sich die Harmonie selbst in zwey Zweige, nämlich in Fortschreitung und Modulation, theile, deren eigenthümliche Charaktere vollkommen unterschieden seyn wollten, wenn man weiter gehe. Der Vf. hat es nicht für nothwendig erachtet, eine Abhandlung über die Akustik mitzutheilen, da dieser Gegenstand hinreichend von mehreren berühmten Autoren bearbeitet ist. Sich selbst hat er indess genugsam von Allem überzeugt, was der Erklärung und Aufstellung der Regeln zum Grunde liegt, auf welchem sein System beruht. Zunächst wird nun der Schüler mit den Dissonanzen bekannt gemacht (70): diese geben der Harmonie einen höheren Grad von Licht und Schatten, welcher schon mit Einführung der Hauptseptime fühlbar ward. Bis hieher waren alle Ausarbeitungen nur mit Grundbässen begleitet, gegenwärtig soll der Bass aus den Intervallen der Accorde entnommen werden (82 bis 110), und Theil erhalten an der allgemeinen Abwechselung und Vertauschung des Charakters der Stimmen; hiedurch können nun alle vier Stimmen sich in fliessender angenehmer Melodie bewegen (125). Doppelter Contrapunct ist auch, durch ein ganz einfaches Verfahren, im Alt und Tenor hervorgebracht; neue und auffallende Wirkungen sind die Folge (132). (Auf S. 70 kommt der Satz vor: „Harmonie in zwey Zweige, Consonanz- und Dissonanz-Accorde, getheilt“. Rec. bemerkt, dass, weil S. 60 schon die Harmonie in zwey Zweige, in Fortschreitung und Modulation, getheilt worden, diese Eintheilung unlogisch ist, indem man das Ganze nicht wieder theilen kann, wenn es schon getheilt war. Der Septimenschritt im Basse S. 81 im Beysp. 103 lit. c, welcher als ein zum Singen schwer zu treffender Ton verwerflich gemacht wird, kann wohl schwerlich für einen solchen gehalten werden, da ihm die Octave untergesetzt ist. S. 84 sind die Intervalle des letzten Accords in dem Beysp. 107 lit. c mit falschen Ziffern bezeichnet. S. 95 Tact 3 sollte in den zwey letzten Accorden nicht die None, sondern die Octave, und S. 96 Tact 18 in den beiden letzten Accorden auch *nicht* die None, sondern die Terz stehen. Dessgleichen S. 106 Beysp. 122 lit. b Tact 4 ist $\begin{smallmatrix}7\\5\\b\end{smallmatrix}$ für $\begin{smallmatrix}6\\5\end{smallmatrix}$b zu lesen; so ist auch Z. 6 v. o. nicht durch die Terz die Sechste, sondern durch die Octave vorbereitet, und S. 107 heisst es: Tact 6. Der Grundbass ist eine Stufe gestiegen, in den Noten steigt er aber eine Quarte, welches auch falsch ist. Was der Vf. S. 110 umgekehrte Bässe nennt, das sind abgeleitete Accorde aus dem Dreyklange, meist aber aus dem Septimenaccorde, welcher sehr oft wegen seiner Wirkung gebraucht wird. S. 119. In dem Beysp. 132 werden 3 Fälle in Noten von Verdoppelungen einiger Intervalle vorgestellt, wozu aber die darauf folgende Erklärung der beiden ersten Fälle ganz unpassend ist: denn zu 1 heisst es: „Die Terz ist verdoppelt“ u. s. w., und zu 2 heisst es: „Die Quinte ist verdoppelt“ u. s. w., da doch in allen 3 Fällen nur die Octave verdoppelt ist. Denn es ist jedesmal ein verdoppelter Sechstenaccord in der ersten Lage. S. 120 Beysp. 135. Tact 4 und S. 121. Beysp. 137. Tact 7 sind Notendruckfehler, die durch die Signaturen zu berichtigen sind. Von dem doppelten Contrapunct erwähnt der Vf. nur S. 133 etwas Weniges in der Octave in einer Bemerkung; sonst findet man, ausser dem Beysp. 215, darüber im ganzen Werke weiter kein Wort.)

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

M U S I K.

Berlin, b. Logier: *System der Musikwissenschaft und der praktischen Composition mit Inbegriff dessen, was gewöhnlich unter dem Ausdrucke General-Bass verstanden wird.* Von *J. B. Logier* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bis zu diesem Puncte ist das Werk vorgeschritten ohne Abweichung von den uns durch die Natur, in der Schwingung der Saite, vorgeschriebenen Grundgesetzen; der Schüler ist jetzt vorbereitet und fähig, der Einführung dessen, was wir mehr der Kunst verdanken, zu folgen. Die bedeutendste Abweichung von dem bisher befolgten Pfade findet sich in der Molltonleiter (137); die angenehme Abwechselung, welche in der Verbindung der Moll- und Dur-Accorde liegt, verbunden mit der Erscheinung eines neuen Accords, des Accords der kleinen None mit seinen vier Versetzungen, giebt der nun folgenden Harmonie einen eigenen, auffallenden Charakter (139 bis 152). Der gröste Theil der bisher angewandten Melodieen kann mit neuen Harmonieen begleitet werden, sobald die Verzeichnung aus Dur in Moll umgeändert wird, und viele schöne effectvolle Modulationen werden aus dem Accorde der kleinen None entspringen. (S. 134. Beysp. 152. lit. c befindet sich im ersten Accorde ein Druckfehler im Basse und Tenore, wo es statt $\begin{smallmatrix} g & d \\ e & d \end{smallmatrix}$ heissen muss. Im 157 Beysp. S. 137 stellt der Vf. die aufsteigende Molltonleiter auf, und erklärt dabey, dass von A Moll, den drey ersten Accorden; nach D Moll, den drey folgenden Accorden, zwischen dem dritten und vierten Accorde keine eigentliche Modulation Statt gefunden habe, weil der Accord auf der vorhergehenden Dominante keine Durterz hatte, folglich keine Hauptseptime haben konnte. Rec. hat zwar dagegen nichts einzuwenden, er hat aber nur gefunden, dass, wenn man dem gedachten Dominantaccorde statt der Quinte die Septime giebt, er alsdann an seinem Orte doch auch nicht ganz müssig stehe; wenigstens scheint es dem Ohre wohl zu behagen, wenn von der Tonika wieder zurück auf den Dominant geschritten und im A Moll geschlossen wird. Untersucht man die Verhältnisse zwischen Dur und Moll, so findet man das Gegentheil. Wenn dort die Septime einen halben Ton fällt, so fällt sie hier einen ganzen; und wiederum, wenn dort die Terz einen halben Ton steigt, so steigt sie hier einen ganzen. Dort ist die Bewegung nach dem Grade der Erwartung kraftvoll, hier aber träge u. s. w. Unser Vf. will aber seinen Zweck auf diese Weise erreichen, wenn aus dem Dominantaccorde die Octave weggestrichen wird, so dass alsdann an ihre Stelle die kleine None eingerückt wird, die hernach einen halben Ton in die Quinte der folgenden Tonika fällt. Um sie von der None, die als Vorhalt der Octave stets vorbereitet seyn muss, zu unterscheiden, erkennt man sie daran, dass sie gleich der Hauptseptime unvorbereitet eintritt.)

Die nun folgende Modulation vermittelst der Intervallen der Melodieen eröffnet ein noch weiteres Feld neuer Combination und Wirkung der Harmonie; es darf behauptet werden, dass die Regeln hierüber einen unendlichen Reichthum musikalischer Schönheit und Abwechselung enthalten (152 bis 165). S. 166 ist der Accord der grossen Sechste, und S. 169 der zusammengesetzte grosse Sechsten-Accord eingeführt; durch beide werden die Mittel, auffallende Wirkungen hervorzubringen, noch bedeutend vermehrt, wie aus den zunächst folgenden Moll-Themas zu ersehen ist. S. 158. Beysp. 185 ist die dritte Note im ersten Tacte des obersten Basses und S. 161. Beysp. 180. Tact 3 die zweyte Note ein Druckfehler, und am Schlusse gehen im letzten Beysp. die Mittelstimmen verhältnissmässig zu weit aus einander. S. 164 sollte es unmittelbar nach dem Beyspiel 195 in der Erklärung heissen: Im zweyten Tacte steigt die Note G, — nicht F, — eine Quarte. S. 166 wird Beysp. 197 der Accord der grossen Sechste eingeführt. Hier sagt der Vf.: „Wir wissen, dass, wenn wir eine Modulation durch die zweyte Umkehrung des Dominant-Accords machen, im Bass die Quinte zu stehen kommt ($\begin{smallmatrix} 6 \\ 4 \\ 3 \end{smallmatrix}$ beziffert). Erniedrigen wir diese Quinte im Basse um einen kleinen (!) halben Ton (was ist nach der Lehre des Vfs. ein kleiner halber Ton?): so erhalten wir den Accord der grossen Sechste (?)". Hier hat sich der Vf. wohl geirrt, da er in seinem System die Intervallenlehre entbehrlich gemacht. Denn es ist die übermässige Sechste; und sein Sechstenaccord

ist die zweyte Verwechselung, oder der Quartterzenaccord aus dem Septimenaccord mit der grofsen Terz, falschen Quinte und kleinen Septime. „Wenn wir den Accord der grofsen Sechste, — sagt der Vf. weiter, — zerlegen: so finden wir, dafs er die Haupt-Intervallen von zwey verschiedenen Grundseptimen-Accorden (!!) in sich vereinigt". Rec. ist unbegreiflich, wie zwey Grundaccorde in Einem enthalten und von ihm abgeleitet werden können, wenn er nicht selbst ein vollkommener und Grund-Accord ist. Nachdem der Schüler nun belehrt worden, wie die Melodie, im Alt und Tenor verlegt, zu bearbeiten sey (189), wird gezeigt, wie die Melodie mit Harmonieen zu begleiten, wenn sie im Bafs gestellt ist; diefs wird hauptsächlich von grofsem Nutzen für diejenigen seyn, welche sich eine Fertigkeit im Spielen der bezifferten Bässe zu verschaffen wünschen. (Es werden dem Schüler hier recht musterhafte Beyspiele vorgelegt, man sehe nur das Beysp. 213 und die folgenden.) Wir kommen jetzt zu einem neuen wichtigen Theile des Ganzen, den durchgehenden und Hülfs-Noten (auch Verschönerungsnoten genannt) und den Nebenharmonieen (189). Werden diese Noten zu den einfachen Noten der Melodie hinzugefügt, so fängt damit ein höherer Grad der verfeinernden Kunst an; zur Uebung hierin können frühere Beyspiele wieder mit Wirkung benutzt werden. Der Schüler wird (208) unterwiesen, wie er seine bisher erworbenen Kenntnisse anzuwenden habe, um Variationen für das Pianoforte zu schreiben, welches als höchst belehrende und angenehme Uebung anzusehen ist. (Wenn aber S. 196 der Vf. sagt: „Die Nachahmungen — — sollen den Nutzen der Hülfsnoten anschaulich machen, die wir anwenden müssen, um einen ausdrucksvolleren Charakter auch in die Stellen zu legen u. s. w.": so klingt es, als ob der Charakter etwas sey, was für sich bestehen könnte.) Die Accorde der Eilfte und Dreyzehnte sind erklärt, und beide werden demnach, in Aufgaben für das Pianoforte eingerichtet, angewendet (218 bis 225). (Rec. mufs abermals über das 275 Beysp. zum Ruhme des Vfs. die Bemerkung machen, dafs dasselbe bey Darstellung des Accords der 11te und 13te eine erhabene Musik für das Pianoforte enthält.) Die Veränderungen der Cadens, welche vom Beyspiele 276 an folgen, die Fortschreitungen der Harmonieen Beysp. 326, sowie die Vermeidung der Quinten und Octaven Beysp. 327, scheinen aufser Verbindung mit den bisherigen Lehrsätzen; — sie mögen defshalb als gesonderte Theile der Abhandlung betrachtet werden, die nur hinzugefügt wurden, weil es die Gelegenheit mit sich brachte. (S. 226 wird Beysp. 276. II von dem Sub-Dominant mit addirter Sechste gesprochen, ohne dafs man darüber einen Aufschlufs bekommt, was eigentlich eine addirte Sechste sey, oder wie man dazu gelangt ist.) Modulation, dieser interessante, auf so vielfache Weise in diesem Werke abgehandelte Gegenstand, wird in den Beyspielen 295 bis 304 mit der zweifelhaften, betrüglichen und zurückhaltenden Modulation beschlossen. So auffallend auch die Behauptung erscheinen mag, so wahr ist es dennoch, dafs alle Verschiedenheit der Harmonie, welche bis jetzt hervorgebracht wurde, ihren Ursprung allein in den zwey Grundbässen, Tonika und Dominant, hatte (Beysp. 64). Ebendasselbe sagt schon *Vierling*: „Es giebt in der Musik nur zwey Grundaccorde, nämlich den Dreyklang und den Septimenaccord". S. dessen *Unterricht im Generalbafs 2te Abth.* Der Schüler mufs jedoch auch mit Bässen bekannt gemacht werden, die nicht in der Schwingung der Saite beruhen, und durch deren Einführung die Harmonie der Tonleiter einen Grad von Abänderung erleidet. Mit Hülfe dieser Bässe ist derselbe in den Stand gesetzt, die Einförmigkeit des Eindrucks zu vermeiden, der besonders in der Durtonart liegt (Beysp. 305). (Der Vf. nennt sie modificirte Bässe, die aber nie eingeführt werden dürfen, bevor nicht die Melodie, nach den Regeln der Grundbässe, sowie der Modulation, einfach in Harmonie ausgesetzt ist; erst dann soll der Versuch gemacht werden, ob mit gutem Erfolg einige modificirte Bässe zweckmäfsig anzubringen sind.) Sequenzen von Septimen folgen nun, diese grofse Quelle, aus welcher die älteren Kirchencomponisten ihre Themas für Fuge und Imitation schöpften. Diese Sequenzen machen den Eindruck des Kühnen, Erhabenen; und da sie aller Modulation gerade entgegen stehen, so ist ihre Anwendung auf starke Effecte berechnet; jedoch sollen sie verständig, mit sanfter Harmonie untermischt, eingeführt werden. (Rec. mufs bemerken, dafs er die Beyspiele 320—322 wieder ausnehmend schön und lehrreich gefunden hat.) Als Vorbereitung zur Bildung der Melodie wird der Schüler in den Beyspielen 332 bis 360 mit der verschiedenen Beschaffenheit der Zeitmafse, sowie mit Rhythmus und musikalischem Periodenbau, bekannt gemacht. (Da im Beysp. 355 die Einschnitte allemal auf den schlechten Tacttheil kommen, so hätte Rec. gewünscht, dafs sich der Vf. darüber erklärt hätte. Im Beysp. 359 sind einige kleine Fehler zu berichtigen, als: in dem ersten und zweyten Tacte fehlt jedesmal der Viertheilnote auf dem guten Tacttheile der Punct, und auf der zweyten Zeile im 6ten Tacte mufs die letzte Note nicht *es*, sondern *d* heifsen, weil sonst das Prädicat das Subject nicht erklären würde. So kann auch Rec. im Beysp. 360, welches aus 8 Tacten besteht, dem Vf. nicht Beyfall geben, wenn er meint, dafs dasselbe zwey Perioden enthalte, wovon der letzte Tact der ersten zugleich der Anfang der zweyten sey; vielmehr sind beide Tacte sich ganz unähnlich. Der erste Satz ist ein in der Kunstsprache sogenannter Sechser, in welchem das Prädicat 4 Tacte enthält, und so fängt sich der zweyte eben wieder in den beiden letzten Tacten so an, als der erste. Also haben beide Perioden in den zwey ersten Tacten einen vollkommen gleichen Anfang.) Ein einfaches Verfahren beym Entwurf der Grundlage einer Melodie wird im Beysp. 361 angegeben. Die Beyspiele bis 378 werden hinreichend seyn, um die vielen Hülfsmittel der Kunst hiebey darzuthun. Jetzt bietet sich in Wahrheit dem Schüler eine unerschöpfliche Quelle der reichsten Mannichfaltigkeit dar. Bemerkungen über die Werke älterer und neuerer Com-

ponisten, wodurch die grosse Schönheit und Vortrefflichkeit dieser Compositionen, sowohl in Hinsicht ihrer freyen Erfindung, als ihrer eigenthümlichen Behandlung des Gegenstandes, anschaulich gemacht und erklärt werden, machen den Schluss.

Es ist wohl nicht zu leugnen, dass die Methode des Hn. *Logier* zu componiren, wegen der untergelegten Grundbässe, vor unserer gewöhnlichen darin einen grossen Vorzug hat, dass der Componist nicht so leicht in Irrthum fallen kann, sondern auch in den verworrensten Fällen dieselben als das deutlichste Licht vor Augen hat. Zu wünschen ist aber doch, dass der Vf., oder vielmehr der Herausgeber, bey angezogenen Stellen im Unterweisen bestimmter gewesen wäre; für den Schüler ist es sehr beschwerlich, wenn er erst unter mehreren nicht immer die Note oder Stelle bezeichnet findet, sondern sich mühsam nach denen umsehen muss, welche im Texte nicht genau genug angegeben worden sind. Auch ist es ein Fehler der Methode, wenn eine Materie mehrere Male unterbrochen wird, so, dass der Faden wieder von Neuem aufgenommen werden muss: diess verursacht unnöthige Weitläufigkeit, bringt den Schüler in Zerstreuung, und erfodert dann mehr Zeit und Mühe, um denselben wieder auf seinen rechten Weg zu bringen, was selbst nicht immer möglich ist. Ferner haben wir eine Anweisung vermisst, nach welcher dem Schüler eine Partie Noten vorzulegen ist, die er richtig und zwar so in Tact setzen soll, dass er auch die Schlussnote auf den guten Tacttheil bringt. So wäre auch wohl noch eine besondere Anweisung zur Bezifferung der Bässe nicht überflüssig gewesen. Dass aber die abgeleiteten Accorde von den Grundaccorden dem Schüler nicht besonders als solche nach ihren verschiedenen Lagen gelehrt und bekannt gemacht werden, da sie doch alle im Gebrauche mit vorkommen, und ihre besonderen Signaturen verzeichnet sind, darin findet Rec. für den Unterricht eine Unvollkommenheit, weil es den Schüler in Verwirrung bringt, wenn sie alle nur unter dem Begriffe des Grundaccords nach der Verschiedenheit ihrer Gestalt und Verzeichnung erkannt werden sollen. Beym Unterrichte gehört es zur Vollkommenheit der Methode, jeden Begriff bis auf seine Elemente aufzulösen; warum sollte diess hier nicht geschehen dürfen?

An Papier und Druck ist, ausser den Druckfehlern, nichts zu tadeln.

Ks.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Kassel, b. Krieger: מורה לתורה, oder: *Leitfaden bey dem Unterrichte in der israelitischen Religion für Knaben und Mädchen*, in Schulen und beym Privatunterrichte, von *Moses Büdinger*, Doctor der Philosophie und erstem Lehrer an der israelitischen Schul- und Schullehrer-Bildungs-Anstalt zu Kassel. Zweyte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. 1831. 8. (8 gr.)

2) Ebendaselbst: מורה למורים, oder: *Anweisung für Lehrer, wie der israelitische Religionsunterricht zu ertheilen und der Leitfaden Moreh Lathora dabey anzuwenden sey*, nebst Gedanken und Bemerkungen über die israelitische Religionslehre und die dieselbe betreffende ältere und neuere Literatur; auch eine Schrift für Eltern und Schulbehörden, von *Moses Büdinger*. Zweyte und vermehrte Auflage. 1831. 8. (10 gr.)

In der *ersten* Schrift sucht Hr. *B.* durch eine leichte und fassliche Darstellung die Schüler in den Stand zu setzen, das Verständniss der Materien und Begriffe in freyen, nicht vorgeschriebenen, sondern aus dem Gesammtinhalte geschöpften und entwickelten Antworten an den Tag zu legen, und dem Lehrer die Katechese durch die beygefügten Inhaltsfragen zu verdeutlichen und zu erleichtern; über den Zweck der *zweyten* Schrift giebt der weitläufige Titel hinlängliche Auskunft. Die bald nöthig gewordene neue Auflage beider Schriften zeugt von dem Beyfalle, den sie unter ihrem Publicum gefunden haben; denn die erste Auflage erschien im J. 5590 (1830), und die zweyte schon im J. 5591 (1831). Die neue Auflage zeichnet sich durch Verbesserung des Ausdrucks und einige Zusätze aus, in der Hauptsache ist jedoch nichts geändert worden. Die erste Schrift zerfällt in zwey Hauptabtheilungen: 1) *Glaubenslehre*, 2) *Sittenlehre*. Der Vf. hat, wie man aus dem Ganzen sieht, die religiösen Schriften christlicher Lehrer und die besseren religiösen Schriften seiner Nation fleissig und mit guter Beurtheilung bey seiner Arbeit benutzt, dabey aber sich streng an die Religion seiner Väter gehalten, und er kann in keiner Hinsicht zu den Neuerern gerechnet werden. Manche Schriftstellen des alten Testaments, die nach dem Buchstaben etwas Anderes andeuten, hat Hr. *B.* zu seinem Zwecke geistig gedeutet. So wird aus der politischen Auferstehung des jüdischen Volks, wovon Jesaias, Ezechiel, Daniel u. a. reden, hier eine eigentliche Auferstehung von den Todten gemacht. Zum Beyspiele möge Jes. 26, 19 dienen. In diesem Capitel kleidet ein begeisterter Seher seine Hoffnungen von der bürgerlichen Wiedergeburt seines Volkes in einen Preisgesang desselben auf die Herstellung der Stadt Jerusalem und des verödeten Landes ein. Unter anderen wird sodann im 19 Vers gesagt, „dass Jehovens belebende Kraft dem getödteten, d. h. bürgerlich-erstorbenen Volke wieder neues Leben verleihen wolle.“ Wir rücken diese schöne Stelle, nach *Justi's* Uebersetzung (in den *Sionitischen Harfenklängen*, S. 304), hier ein:

> Nun leben deine Todten wieder auf,
> Und meine Leichen werden auferstehn;
> „Erwachet und frohlockt, ihr Staubbewohner!“
> Dein Thau träuft, wie der Thau von Malven,
> Und neu gebiert die Erde ihre Schatten!

Nach Hn. *Büdingers* Uebersetzung lauten die Worte so: „Belebt werden deine Todten werden, deine Leichname auferstehn; erwachet und singet, ihr,

die ihr im Staube ruhet; denn dein Thau befeuchtet sie, wie der Thau *auf's Grün*, und die Erde *wirft die Abgeschiedenen aus.*" Aus dieser Stelle, und aus Ezech. 37., 12—14 und Daniel 12, 2. 3, leitet nun Hr. *B.* die Glaubenslehre her: „Gott wird die Todten aus ihren Gräbern auferstehen lassen, und ein grosses öffentliches Gericht über sie halten." — Bey den 10 Geboten ist Hr. *B.* derjenigen Eintheilung gefolgt, welche die reformirte Kirche annimmt, wonach aus dem ersten Gebote zwey gemacht, und das 9 und 10te zusammengezogen werden. Diese Eintheilung findet man auch bey Origenes, die bey den Lutheranern übliche hingegen nimmt Augustinus an. Auf die zehn Gebote baut nun Hr. *B.* einen grossen Theil der Sittenlehre, und knüpft manchen Gedanken daran, der wohl ursprünglich nicht eigentlich in den Worten lag. Sehr löblich ist es, dass er den *Pflichten gegen die Thiere* und *Pflanzen* ein besonderes Capitel, S. 139 fg., gewidmet hat. Dem Rec. war es immer sehr erhebend, dass Moses bey der Sabbathruhe auch die Ruhe der Thiere geboten hat. — Auch die zweyte lesenswerthe Schrift hat manche Untersuchungen und Zusätze erhalten, und wird, wie die erste, Gutes stiften.

R.

NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Bemerkungen vermischten Inhalts.* Vom Präsidenten Dr. *Aug. Ferd. Hurlebusch* in Wolfenbüttel. 1stes Heft. IV u. 40 S. (6 gr.)

Der Vf., ein würdiger Veteran in der juristischen Literatur, benutzt die ihm von wichtigen Amtsgeschäften übrige Musse zur Mittheilung seiner und fremder Erfahrungen und Bemerkungen über Gegenstände, die gerade im gegenwärtigen Augenblicke das Nachdenken aller wahren Vaterlandsfreunde in Anspruch nehmen. Einen erfreulichen Beweis davon enthält die vorliegende Sammlung, deren baldmöglichste Fortsetzung jedem nach gesunder und nahrhafter Geistesspeise begierigen Leser nicht anders als willkommen seyn wird. Das Interesse des Inhalts wird schon aus folgender Uebersicht des letzten sich bemerklich machen.

1) Gewerbe-Schulen. 2) Verhältniss eines Schuldirectors zur Schule. 3) Prinzen-Erziehung. 4) Minister-Spiegel. 5) Handschreiben des regierenden Grossherzogs von Baden, die Feier des Geburtstages seines Vaters betreffend. 6) Ehe eines Katholiken bey Lebzeiten seiner von ihm geschiedenen Frau. 7) Was ist von Errichtung eines Lehrstuhls der katholischen Lehre auf evangelischen Universitäten zu halten? 8) Lebensregeln eines alten Jesuiten für seinen Sohn. 9) Todesstrafe. 10) Galvanische Versuche am Kopfe eines Enthaupteten. 11) Verhütung der Verbrechen. 12) Cölibat und Ohrenbeichte. 13) Das Abendmahl. 14) Eisenbahnen. 15) Giebt es noch ein Deutschland und ein Nationalband? 16) Verhältniss der Evangelischen zu den Römisch-Katholischen. 17) Karl Wilhelm Ferdinands Sorgfalt für die Bildung seines Nachfolgers des Erbprinzen. 18) Liturgie. 19) Die älteste Kirchenordnung für das Herzogthum Braunschweig. 20) Ist es rathsam, zu Entscheidung von Criminalsachen besondere Collegien niederzusetzen? 21) Ueber Auszüge aus der Bibel.

Als eine Probe der Darstellung entheben wir aus No. 6 folgende kurze Erzählung, die zwar auch in anderen Zeitschriften bereits eine Anzeige erhielt, aber wegen ihres den „*Schaden Israels*" so fest und so schonend berührenden Inhalts die allgemeinste Verbreitung verdient. Dass das G. H. Weimarische Gesetz vom 7 Oct. 1823 wirklich zur Anwendung gekommen ist, beweist u. a. folgender Fall. Ein im G. H. Weimarischen Staatsdienste stehender Mann, katholischer Confession, war durch rechtskräftige Urtheile der competenten Landesbehörde von seiner früheren Ehegattin völlig geschieden, und ihm die anderweite Verheirathung nachgelassen, wenn er als Katholik sie Gewissenshalber eingehen zu dürfen glaube. Da er nun mit Recht dafür hielt, dass das Gewissen ihm gar wohl gestatte, *seinen* Kindern durch eine zweyte Mutter eine *bessere* Erziehung zu geben, und sein gestörtes häusliches Glück durch Verbindung mit einer anderen Lebensgefährtin wieder herzustellen: so entschloss er sich *bey Lebzeiten der von ihm geschiedenen Frau* zur anderweiten Heirat. Weil jedoch das katholische Pfarramt alle Mitwirkung in dieser Sache verweigerte, so erfolgte auf den Bericht des Oberconsistoriums zu Weimar folgendes Grossherzogl. Rescript: „dass die geistliche Oberbehörde ermächtigt werde, die Trauung des durch Urtheil und Recht von seiner vorigen Ehefrau geschiedenen N. mit seiner erwählten Braut, auch bey fortgesetzter Verweigerung der Dimissorialien und des Aufgebots von Seiten des katholischen Pfarrers, durch einen protestantischen Geistlichen geschehen zu lassen." Die Trauung wurde hierauf von Hn. D. *Röhr*, Grossherzogl. Weimarischem Hofprediger, vollzogen.

W. X. Y.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Stuttgart*, b. Hallberger: *Gedichte* von *Henriette Ottenheimer.* 1832. 176 S. 8. (21 gr.)

Ein gutes und feines Gefühl, ein unverzerrter Sinn, der nicht nach ihm unerreichbaren Dingen strebt, tritt uns freundlich aus diesen Reimen entgegen, die in den religiösen Liedern sich die Gesangweise des redlichen frommen *Gellert* zum Vorbild erwählten, und auch in den übrigen Dichtungen nicht schwungvoller, als es seine Art war, sich bewegen. Die angehängten Aphorismen zeugen von einem guten Hausverstand, und sind, obgleich in Prosa, doch poetischen als die voranstehenden Gedichte.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Die Seeräuber.* Ein Trauerspiel in fünf Acten. Von *Ernst v. Houwald.* 1831. 232 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nach ziemlich langem Stillschweigen tritt die dramatische Muse des Vfs. mit diesem Trauerspiel hervor, das zu einer Menge von Bemerkungen Anlafs giebt. Die Gaben des Dichters sind vielfach und in ihrem ganzen Umfange anerkannt worden, und Hr. *v. H.* hat, trotz *Börne's* kaustischen Beurtheilungen, im Ganzen genommen Ursache, mit der Milde der Kritik zufrieden zu seyn. Niemand hat ihm bisher ein achtbares lyrisch-dramatisches Talent, viel Reiz der Sprache, eine geschmackvolle Behandlung verwickelter Stoffe, und poetische Erhebung in einzelnen Stellen abgesprochen. Es ist aber die Frage, ob der Dichter seit seinen ersten Leistungen im Drama, welche mit einer grofsen Theilnahme empfangen wurden, in der Kunst fortgeschritten sey oder nicht; ob seine letzten Arbeiten, ob die *Seeräuber*, seine früheren, *das Bild, die Feinde, Fluch und Segen, den Leuchtthurm*, an Würdigkeit der Idee, an dramatischer Wirksamkeit, an Tiefe der Weltanschauung, an Seelenmalerey, an formeller Vollendung, übertreffen. Wir beklagen, diese Frage nicht unbedingt bejahen zu können, und diefs um so mehr, als ein schönes Talent in ihm durch einen Mangel an Ernst in ein unbedeutendes überzugehen droht.

So viel schöne Stellen, so viel einzelne glückliche Pinselstriche, ja selbst, so viel dichterische Erhebung diese Tragödie auch unverkennbar verkündet, sie leidet als Kunstwerk an zwey unermesslichen Fehlern. Es fehlt ihr an *Einheit*, und es fehlt ihr an *Pathos.* In allen formellen Beziehungen, in geschickter Entwickelung der Fabel, in wirksamer Anordnung der Scenen, in vielseitiger Charakteristik und in harmonischem Ausdruck zeigt der Dichter sichtbare Fortschritte: allein das wahre und durchdringende Verständnifs der Tragödie, die Gemeinschaft mit dem dramatischen Genius überhaupt, scheint dem Vf. der *Seeräuber* so wenig, wie dem des *Bildes*, aufgegangen zu seyn. — Diesen Vorwurf ist Rec. zu belegen verbunden. Doch zuvor ein Wort von der Fabel selbst.

Diese ist in wenigen Zügen folgende. Silvano, des Herzogs von Venedig Pflegesohn und Geliebter seiner Tochter Flaminia, ist verschwunden. Er weiset sich aus als der Sohn des Fürsten der Seeräuber, mit welchen Venedig in einem alten Kampf begriffen ist. Vater und Sohn erscheinen als Abgesandte, fodern die Braut und bieten einen ewigen Frieden. Der Herzog, in dem Fürsten seinen alten und von ihm verfolgten, vertriebenen Nebenbuhler erkennend, verweigert. Die Seeräuber entführen die Braut und zwölf andere Jungfrauen vom Altar. In Curzola, ihrem Sitz, angekommen, zeigt sich Flaminia nicht mehr als Liebende. Ihr Vater naht, sie zündet die Halle an, erkämpft mit ihm den Sieg, die Piraten sind vernichtet, Vater und Sohn erwarten den Tod im Kerker. Da erwacht des Herzogs Gewissen. Er will sie retten — das Volk fodert ihren Tod, ohne in Bartolomeo den Venetianer zu erkennen. Der Herzog will sie zur Flucht bewegen, er sendet Flaminia verkleidet in den Kerker; Vater und Sohn verweigern die Flucht. Flaminia leert den Giftbecher, und die Seeräuber sterben. Der Herzog schliesst die Tragödie mit den Worten:

> Lafs mich! — Ist einer, der mich noch beneidet?
> Ich stehe einsam auf dem sichren Thron;
> Kahl ist der Berg, der die Gewitter scheidet. (!) —

Diefs wohl gewählte, aus der alten Geschichte Venedigs entlehnte Süjet schliesst unstreitig tragische Elemente in sich. Einfach und mit Kraft behandelt, konnte die Wirkung kaum zweifelhaft seyn. Der Vf. hat Verwickelung und Schwäche hineingetragen, und die Wirkung ist entflohen.

Das Wesen der dramatischen Wirkung nämlich scheint dem Rec. auf der *Einheit* der tragischen Handlung zu beruhen. Diese Einheit ist es, die den heterogensten dramatischen Gestaltungen — den Werken des Sophokles und den Arbeiten Shakespeare's — ihre Wirkung verbürgt. Unter dieser Einheit verstehen wir aber das Emporschreiten einer durch Geschichte oder Erfindung gegebenen Handlung zu einem Höhepunct der Verwickelung, den man die Katastrophe nennt, welche diese Verwickelung auf tragische Weise löst, und zugleich das Drama abschliesst. Der Gang dieser Verwickelung kann gestört und aufgehalten werden — aber er darf nicht in jedem Augenblick ein ganz anderer seyn. Wo jede Scene ganz andere Zwecke der handelnden Personen aufstellt, aus anderen Materien Handlungen ableitet, wo jeder Act eine völlige Verwandelung von Umständen, Zielpuncten, Absichten und Motiven darstellt, da ist von *Einheit* der drama-

tischen Handlung nicht mehr die Rede, und die tragische Wirkung ist unwiederbringlich verschwunden.

Diess ist der Fall mit den *Seeräubern*. Wir haben uns zu wundern, warum ein so wohlgeschriebenes, an poetischem Schmuck und an einzelnen Schönheiten reiches Stück keine Wirkung hinterlässt, warum es uns nicht rührt, ergreift, erschüttert. Der Mangel an Einheit erklärt das Räthsel. Caramano, der Herzog, Flaminia und Silvano, die Träger des tragischen Gebäudes, sind in jedem Act, ja fast in jeder Scene andere Personen, von anderen Trieben bewegt, andere Zwecke verfolgend. Flaminia ist bald liebende Braut, bald Tochter des Vaterlands; ihr Vater will jetzt das Verderben, jetzt die Rettung des Gegners, und Silvano will nichts mit dem nöthigen Pathos. Die Handlung zerfällt in zehn, zwanzig kleinere Handlungen — nicht Einer der Handelnden verfolgt *ein* Ziel, mit Ausschluss der übrigen. Die Handlung schreitet *historisch* fort, sie wechselt ihr Ansehn; aber in künstlerischer Beziehung verwickelt sie sich nicht, steigert sich nicht und ist im ersten Act dieselbe, wie im letzten. Jede Abtheilung hat ihre kleine Katastrophe, aber an einer *allgemeinen* fehlt es.

Dieser tiefliegende Fehler hätte vielleicht verborgen werden können, wenn die handelnden Personen mit einem hohen Mass von *Pathos* ausgestattet worden wären. Allein hier zeigt sich die zweyte Hauptschwäche des Gedichts. Die Handlung ist mit ihrem tragischen Elemente an die Liebe Silvanos und Flaminias geknüpft, und wir haben alle Ursache, zu zweifeln, dass sich diese Beiden wirklich lieben. Welch eine schwache Gluth in Silvano im III Act, vor allem in der X Scene desselben! Und vollends Flaminia! Diese ist entweder eine sehr gewöhnliche Liebende, oder eine unnatürliche Heldin — sie hat keine Wahl: das eine oder das andere Prädicat kommt ihr zu! In beider Leidenschaft suchen wir umsonst nach dem Pathetischen, nach tiefer, alles verzehrender Gluth. Die ihrige ist eine schwächliche, und als solche von dem Dichter mit verdienter Geringschätzung behandelt. Aber der Herzog ist tragisch, pathetisch! Wohl! Schade nur, dass sein Pathos sich in Spitzfindigkeiten und Gewissensscrupel verliert, wie wir sie einem tragischen Helden unmöglich nachsehen können. Die an sich schöne und wahre Idee, welche der Dichter durch ihn darstellen will — die nämlich, dass wir mit unserem Gewissen keinen Pact schliessen können — tritt aus diesem Gewirr von Zweifeln und Scrupeln nicht heraus; sie ergreift uns nicht, weil wir sie mühsam aufzusuchen genöthigt sind. — Bartolomeo ist unstreitig ein Held — aber er ist ohne Pathos, und alle übrigen Gestalten sind nur scenenfüllende Nebenpersonen. — So fehlt der Tragödie, was keiner solchen fehlen kann, die *Leidenschaft*, und die sich darin zeigt, ist entweder eine schwächliche oder eine in Spitzfindigkeit verlorene.

Hiemit hat die Kritik ihr Amt gethan. Von jetzt an kann sie nur loben. Sein Talent für Charakteristik hat der Vf. in Bartolomeo Caramano bewährt. Diese Gestalt, die am kräftigsten ergriffene, ist unzweifelhaft schön und der Tragödie würdig. Der Adel seiner Gesinnung verräth sich nie; er strebt, er verzeiht, er *stirbt* als Held. Silvano ist ohne Festigkeit, schwach charakterisirt, eine Gestalt, für die wir kaum einen Augenblick lang, im I Act, Theilnahme gewinnen. Flaminia ist eine übertriebene Heldin — sie thut keinen natürlichen Schritt. Der Herzog ist in seiner Art vortrefflich, Clemente und die Volkstribunen sind würdig, wie die alten Seeräuber; die übrigen sind ziemlich unnütze und nebelhafte, ja, wie Flavia, Theodora und Alonso, nur störende Gestalten. Der alte Gaspardo vertritt die Stelle des Chors; die versöhnende Auskunft, die er in der Schlussscene giebt, ist fein; aber der Gedanke tritt aus der Dichtung nicht von selbst hervor. Caramano ruft aus: All sein Streben sey — *nich's*. Nichts? entgegnet Gaspardo.

> ... „Du ballst mit Trotz
> Die Faust zum Himmel? — Sinke in den Staub;
> Und bet' ihn an! Du hast dein Ziel erreicht!
> Nur weil du in dem Mittel dich vergriffen,
> Und einen Frevel auf die That gewälzt,
> Der in das Heiligste der Menschen griff,
> Drum musst du untergehn. Denn in der Kraft,
> Womit der Glaube auch den Schwächsten rüstet,
> Dass er sein Allerheiligstes vertheid'ge,
> Da offenbart sich Gott dem Menschen. — Herr!
> Geheiligt sey dein Name! —"

Die Sprache des Dichters ist bekannt. Man hat ihren lyrischen Reiz, ihre Mannichfaltigkeit, ihre harmonische Fülle gelobt, und wir können diess Lob auch in Bezug auf die *Seeräuber* wiederholen. Doch Sprachgewandtheit ist heute fast ein Gemeingut der Deutschen geworden, und wir verlangen mehr nach *kräftigen* Gedanken, als nach Wohllaut. Dieser Anerkennung zum Trotz schmückt sich der Dichter doch auch oft mit falschen Flittern. Es wird unseren Lesern schwer seyn, in folgender Stelle *ächte* Poesie zu erkennen. S. 15 sagt:

Flaminia: Nein, Vater! Nein! Zurück will ich dich halten.
Nicht an der Pracht der kalten, todten Steine
Soll sich dein Auge weiden! Nein! du kannst
Wohl einen andern schönen Schmuck betrachten.
Da sind die köstlichen Juwelen von
Lebend'gem Feuer wunderbar erwärmt.
In heisser Todesangst verglas'te Tropfen
Der armen Muschel sind die Perlen nicht,
Nein, sie sind Himmelsthau der Frühlingsnacht! —

Herzog: Von welchem Schmucke sprichst du so begeistert?

Flaminia: Es sind die schönen Tage meines Lebens,
In deiner Vaterliebe Gold gefasst (?!),
Auf sie nur richte deinen Blick! u. s. w.

Wenn das nicht falsche Steine, falsche *Poesie* ist, so kennen wir keine. Der Vf. hätte sich vor poetischem Geschwätz dieser und ähnlicher Art um so mehr hüten sollen, als ihm bey dem Reichthum seines Stoffes der Raum zur Entwickelung der Charaktere an sich schon knapp genug zugemessen war. Doch sein grösster Fehler ist überhaupt eine Neigung für die Malerey des Schwächlichen. Er muss sich erwärmen, erheben an seinem Stoff, zu dessen Höhe emporklimmen, wenn er seinen Ruhm liebt, und hier konnte diess nicht schwer seyn, da der Stoff wirklich mit mehr Glück

gewählt ist, als in allen früheren Arbeiten des Vfs. Es wäre indeſs ungerecht, nicht auszusprechen, daſs diese Tragödie auch reich an sehr schönen Stellen ist. Hie und da sind Wendungen und Ausdrücke von solcher Kraft anzutreffen, daſs sie uns bey diesem Dichter überrascht haben. So sagt Badoero S. 27: Ich eile her zu Dir:

.... Du aber stellst den Schreck
Als Wächter auf den bleichen Wangen aus,
Daſs des Verlobten Kuſs sie nicht berühre.

Bartolomeos Rede gegen das Priesterthum S. 77 ist reich an schönen kräftigen Bildern:

.. Wer flucht, wer segnet
Auf solche Weise? Wem ist eine Stelle
Auf dieser Erde heil'ger, als die andere? —
Der Priester nur! Auf sein Geheiſs erbauten
Die schwachen Völker ihre stolzen Tempel.
.... Er verschlieſst
Der Kathedrale Bau mit finstrer Wölbung,
Damit kein Blick den klaren Gotteshimmel
Erschaue, wenn er den leichtgläub'gen Herzen
Den selbst erfundnen *trüben* Himmel giebt.
Es glaubt der Mensch in thörichter Verblendung,
Er habe seinem *Gott* ein Haus erbaut,
Doch nur das Reich der *Priester* wohnt darinnen! —

S. 96 sagt Wornik, der Weiberfeind, sehr kräftig:

Und selbst im Meere
Ist wen'ger Groſses noch ertrunken, als
In Weiber-Thränen.

Des Herzogs Monolog S. 180 ist ein schönes, poetisches Bruchstück. Er schlieſst:

„So kanns nicht enden; nein, so *solls* nicht enden!
In meinem Leben soll ein Lichtpunct bleiben,
Der, wie am Himmel auch die Wolken treiben,
Doch nimmer seinen stillen Glanz verliert."

Nun beschlieſst er des Feindes Rettung.

Bey so vielen Druckfehlern, wie sie diese Ausgabe verunzieren, weiſs Rec. nicht, ob das: „*seinen Vater in den Armen*" S. 25, und manches Andere, als solcher gelten muſs. — Der jambische Vers ist fast immer wohlklingend und gut. Doch ist es schlimm, daſs der Vf. beständig *Seeräuber* (*v — v*) scandirt, und nicht lieber öfter *Piraten* und *Corsaren* dafür gebraucht. Manche üble Verse finden sich auch:

S. 31: „Vermählung, laſs ein glücklicheres Paar"
S. 27: Erspar' es Dir, ich weiſs bereits (?) genug.

„Der Gott in Liebe und vielleicht der Mutter" S. 107 ist ein sehr übler Zug für eine so jungfräuliche Gestalt, wie Flaminia. Doch genug! So kleine Gebrechen können bey einem Gedicht dieser Art kaum in Anschlag kommen, und der Vf. spricht, nächst *Raupach*, unter allen heutigen Dramatikern, vielleicht die reinste Sprache, und bildet den reinsten Vers. — Wir wünschen, daſs sein Drama sich Freunde gewinnen möge, damit ihm der Muth nicht fehle, bey seiner nächsten Arbeit dieser Art alle seine Kräfte zu einer *Gesammtwirkung* aufzurufen. — Die Ausstattung und der Druck des Buchs sind geschmackvoll.

Kw.

Halle, b. Schulz u. Wundermann: *Das Auge der Liebe.* Ein Lustspiel von *Karl Immermann.* 1824. 143 S. 8. (16 gr.)

Dem Vf. steht zwar nicht in der Haupthandlung, sondern fast ausschlieſslich in der Nebenhandlung die sogenannte *virtus comica* zu Gebote; nur sollte er sie nicht zu Sylbenstechereyen und Ekel erregendem Wortkram miſsbrauchen, wie z. B. S. 16 und 17 geschehen ist, wo er unleidlich und langweilig zugleich wird. Ein „in Lüften" spielendes, *wunderliches* (nicht wunderbares und noch weniger bewundernswerthes) Vorspiel bildet die Ouvertüre dieses Lustspiels. Oberon und Titania zanken sich, fast ein wenig zu menschlich; solche Wendungen und Ausdrücke, wie sie hier vorkommen, sollten einem göttlichen Munde, selbst im gerechten Zorn, nicht entschlüpfen. Und warum zanken sie sich? Alidor, Oberons Liebling, ist diesem seinem hohen Gönner entfremdet oder gar entführt worden; er hat sich auf Titania's Veranlassung sterblich in ein Mädchen verliebt, oder, wie es im Original heiſst, er „jagt dem süſsen Mädchenfleische (!!!) nach". — Nun ist es eine bekannte Sache, daſs, wenn die Götter sich zanken, die Menschenkinder dieſs entgelten müssen. *C'est tout, comme chez nous.* Der entrüſtete Gemahl läſst es nicht die hohe Gemahlin unmittelbar fühlen, wie sehr ihn der Verlust seines Ganymedes schmerze, sondern er verwandelt das Schooskind derselben, die Prinzessin Amanda, bis dahin einen wahren Ausbund von Schönheit, in einen gar häſslichen Schatz durch angezauberte Pockennarben, Mäler u. s. w. und zwar auf so lange, bis sie, vom „Auge der Liebe entdeckt, Liebe erweckt". Eine Entdeckung setzt ein Verborgenseyn voraus; Amanda wird deſshalb vom Hofe — dem glänzenden, neapolitanischen, durch Oberons Zaubermacht in einen — Bauerhof versetzt. Titania, ihrerseits wähnend, es sey unmöglich, daſs sie in dieser Umwandelung je entdeckt, je wieder für Amanden angesehen werden könne, bewirkt durch ihre dienstbaren Elfen, daſs sich die Verwandelte, jedes irdischen Glücks beraubt, wenigstens glücklich und selig — träumt. (Schluſs des Vorspiels.)

Das Lustspiel selbst beginnt ohne allen komischen Stoff damit, daſs der König von Neapel seinen Kummer über das urplötzliche, unerklärliche Verschwinden Amandens — dieser „pfandgesetzten Perle", zu erkennen giebt. Sie, die deutsche Prinzessin, ist früher dem Könige von Neapel, oder vielmehr dessen Gemahlin (wahrscheinlich Behufs ihrer feineren Bildung), anvertraut worden, der Kronprinz aber ist ihr heimlicher und seit ihrem Verschwinden ihr erklärter Liebhaber. Was Wunder, daſs er über dieses ihr Verschwinden, je spurloser es bleibt, desto untröstlicher ist? Amandens königlicher Vater auf dem deutschen Throne wittert aber dahinter Gift und Dolch und schändlichen Verrath; er erklärt deſshalb dem Cabinet zu Neapel den Krieg, oder letztes zieht ihn vielmehr der verlangten Länderabtretung vor, was man sich leicht erklären kann, wenn man weiſs, wie unendlich lieb den legitimen Königen das Erbe ihrer Väter ist.

An die Spitze der kampflustigen (?) Neapolitaner, die hier ganz anders erscheinen (*tempi passati!*) als vor nicht gar langer Zeit, stellt sich der königliche Liebhaber, um zugleich den weit furchtbareren Krieg in seinem Inneren zu beschwichtigen. Und — o des Glückes im Unglück! *Sein* Auge, „*das Auge der Liebe*", erspähet im Walde, in der Nähe einer Bauernhütte, die zum Scheusal gewordene Amande um so leichter, je weniger ihre schönen Augen verändert worden sind, und je melodischer ihre Stimme, nach wie vor, geblieben ist; ihre Stimme, die sich in einem Schrey der freudigen Ueberraschung vernehmen läfst. Der Liebhaber besiegt — den Feldherrn, ohne sich um den Feind zu bekümmern. Oberon, hievon in vollständige Kenntnifs gesetzt; bequemt sich, das Lärvchen Amandens wieder *in integrum* zu restituiren, um so mehr, da der Kronprinz die zweckmäfsigsten Anstalten trifft, sie zur Kronprinzessin zu machen, und sich darüber S. 118 gegen seinen Vater wahrhaft poetisch erklärt. Unterdessen freylich hat sich der unhöfliche Feind nicht abhalten lassen, gewaltig vorzurücken. Die angebotene und angenommene Schlacht steht auf dem Puncte, durch die schülerhaften Dispositionen des Vicefeldherrn Claudius, der blofs den Kamaschendienst versteht, verloren zu werden. Da kommt, im entscheidenden Moment, der aus Liebesträumen aufgerüttelte Kronprinz, sieht, ein zweyter Cäsar, den Feind und wirft ihn. Dafs Friede wird, und bald darauf ein Beylager celebrirt werden soll, versteht sich fast von selbst.

Unsere Leser haben nun sich überzeugt, wo die gerühmte *virtus comica* des Hn. *I. nicht* steckt, nämlich ganz gewifs nicht in der Haupthandlung, da man eher Thränen der Rührung vergiefsen könnte für solchen königlichen Liebhaber, der unter allen Umständen Stand hält; es ist daher billig, dafs wir die Nebenhandlung gleichermafsen entfalten, denn da steckt wirklich ein guter Theil der belobten Kraft. Claudius = Odysseus, der Jägermeister und Vicefeldherr, ist ein eingebildeter, alter, vom Eifersuchtsteufel besessener Narr, dem die Lust ankommt, zu erforschen, ob er seiner Penelope auch während seiner Abwesenheit vertrauen könne. Frigida ist ihr Name. Zwey andere Narren, von Seybold und von Thymian, die gerade so viel Verstand haben, als zu einem Kammerherrn erfodert wird, werden als Versucher engagirt. Durch Eroberung des Traurings und der Halskette der Hausfrau sollen sie sich als die Beglückten legitimiren. Diese drey Herren sind, was ihre angegebene närrische Qualität betrifft, in der That recht gut gezeichnet und gehalten. Sie gelangen wirklich zum Besitz der Trophäen, keineswegs aber durch die Frigida-Penelopeische Untreue, sondern durch des Claudiussischen Dieners Johann Türk List und Tücke. Durch diesen Pfiffikus werden Ottilie und Willa den beiden lüsternen, alten, geckenhaften Junggesellen, jedem besonders, als die Frau vom Hause vorgestellt, ob sie gleich nur deren Dienstmädchen sind. Eine giebt von Seibolden die Halskette, die andere dem Herrn v. Thymian, denn beides hatte die Frau vom Hause, aus allzu grofser Aengstlichkeit, nicht getragen, sondern in einem Schächtelchen gar wohl verwahrt; die Mägde aber hatten sich damit herausgeputzt. Man kann sich denken, was die vermeintlichen Sieger damit beginnen, und wie Claudius, der Getäuschte, sich darob gebehrdet. Er verklagt seine Frau beym König. Der Prinz führt die Untersuchung auf komische Weise, die keusche Frigida wird gerechtfertiget, an den Kammerherrn wird poetische Gerechtigkeit geübt; sie müssen eine Mesalliance schliessen und den Hof meiden. Das Papier ist gut; der Druck, nach Abrechnung von 42 Druckfehlern, gleichfalls gut; der Preis ist billig.

gnil.

Nürnberg und Leipzig, b. Zeh: *Lambert, Herzog von P**, und Adolph, Graf von Schönborn.* Ein fürstliches Charaktergemälde aus dem 17 Jahrhundert, von *Ferdinand Joseph Gruber*, Mitglied mehrerer gelehrten Vereine. Mit einem Kupfer. (Ohne Jahrzahl.) VI u. 286 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die gelehrten Vereine, welchen Hr. *Gruber* angehört, mögen es uns sammt und sonders nicht übel deuten, wenn wir an der geistigen Zeugungsfähigkeit dieses ihres, übrigens verehrten Mitgliedes, nach genauer Ansicht dieses „fürstlichen Charaktergemäldes", einige Zweifel hegen. Wäre es in Oel gemalt, so gehörte es unmafsgeblich unter die Erzeugnisse der bekannten „Gurkenmalerey". — Namentlich können sich die „Herren Grafen von Schönborn", deren „erlauchtem, hochedlem Stamme" das Product gewidmet ist, schwerlich über die gereimte, — beziehungsweise ungereimte, — wenn auch noch so kurz gerathene Zueignung freuen, so fleckenlos und herrlich auch Graf Adolph im Buche selbst dasteht. Indessen wird dem Leser schon durch die wunderliche „Einleitung in das geschichtliche Ganze" (S. 1. 2) fast das Weiterlesen verleidet, oder doch erschwert, weil man bey einem solchen Vorwort erwartet, der Vf. werde Alles aufgeboten haben, um wenigstens darin als ein Coryphäus zu erscheinen; statt dessen glaubt man einen aufgeblasenen Frosch zu erblicken. Diese Meinung wird bestätigt, wenn man sich durch die lächerlichen Uebertreibungen des ersten und die jämmerlichen Tiraden des zweyten Capitels durchgearbeitet hat. Wir sagen „durchgearbeitet"; denn über den ellenlangen Perioden geht einem Engbrüstigen der Athem aus. Das 3, 4, 5, 6 bis zum 18ten und letzten Capitel bieten ebenfalls nichts dar als langweilige Gemeinplätze, dünkelhaftes Bemerkbarmachen der eigenen Person, barocke Ansichten, fromme Wünsche, wunderliche Schilderungen, lahme Gleichnisse, undeutsche Wortfügungen und Redensarten u. d. m. Weder der Anfang, noch die Mitte der beiden Geschichtserzählungen befriedigt, und nur das ersehnte Ende söhnt den Leser mit dem Vf. wieder aus, eben weil es das Ende ist, ohne dafs man sagen kann: „Ende gut, Alles gut", obwohl ein zärtlicher Vater und Fürst einen geraubten und todt geglaubten Sohn und Erbprinzen nebst einem treuen Freunde, dem biederen Grafen Adolph von Schönborn, wieder erhält.

gnil.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1832.

PHILOLOGIE.

Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung: *Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache zum Schulgebrauche.* Von *August Grotefend*, Conrector am Kön. Pädagogio zu Ilfeld (nunmehr Director des Gymnasiums zu Göttingen). 1 Theil. Die Lehre vom Worte. 1829. XVI u. 222 S. 2 Theil. Die Lehre vom Satze. 1830. X u. 517 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Je grösser die Zahl der lateinischen Grammatiken ist, die in der neuesten Zeit erschienen sind, und, wenigstens dem grössten Theile nach, ausgezeichnete Sprachforscher zu Verfassern haben: desto grösser sind die Foderungen, welche man an ein Werk machen muss, welches jene Zahl vermehrt. Es ist nicht hinreichend, dass es das Bekannte in einer etwas veränderten Gestalt, in einer schönen Darstellung, die allerdings lobenswerth ist, und mit einigen Hypothesen wiedergebe; es kann nicht genügen, wenn es die Spracherscheinungen ohne inneren Zusammenhang und ohne tiefere Begründung auf die Denkgesetze zusammenstellt; es kann nicht darauf rechnen, beachtet zu werden, wenn es, ohne Rücksicht auf die neuesten Forschungen zu nehmen, sich nur an die Eine Sprache hält, und das Feld der allgemeinen Grammatik, das in der letzten Zeit mit so gutem Erfolg angebaut worden ist, meidet, mit Einem Worte, wenn es sich nicht durch Neuheit der Ansichten auszeichnet, und die Sprachwissenschaft weiter fördert. Eine Grammatik, die sich dieses Ziel gesteckt hat, muss auf philosophischem und historischem Grunde ruhen. Der sorgfältige und fleissige Grammatiker sucht das Gegebene mit Eifer überall auf, vergleicht die verschiedenen Zeitalter und Stilarten, und ordnet und durchdringt den Stoff mit philosophischem Geiste. — Es war von Hn. *Grotefend*, der als scharfer Denker und gründlicher Sprachforscher rühmlichst bekannt ist, nicht anders zu erwarten, als dass er etwas Vorzügliches liefern würde. Und diese Erwartung hat er nicht getäuscht. Seine Grammatik zeichnet sich aus durch eine ganz neue Anordnung des Stoffs, durch tiefes Eindringen in das Innere, in den Geist der Sprache, durch einen grossen Reichthum feiner Bemerkungen und genaue Darstellung der allmählichen Ausbildung der lateinischen Sprache, indem er die verschiedenen Zeitalter gehörig sichtet und sondert. Er weist mit vielem Scharfsinn, den er in hohem Grade besitzt, nach, wie die lateinische Sprache von der Bezeichnung der sinnlichen Eindrücke durch Abstractionen nach und nach immer bestimmter, aus einer Gemüthssprache eine Verstandessprache wurde. Denn sie erhielt ihre höchste Vollendung durch die Redekunst, und bildete sich erst nachher zu grösserer Bestimmtheit und philosophischer Schärfe aus, so dass sie, was sie an ursprünglicher Schönheit verlor, an Genauigkeit und Strenge gewann.

Der Vf. hat seine Grammatik in 3 Theile getheilt. Der erste behandelt die *Lehre vom Worte*, der zweyte die *Lehre vom Satze*, und der dritte, dem wir mit Vergnügen entgegensehen, wird die *Lehre von der Rede* enthalten. Er hat sie für den Schulgebrauch bestimmt, doch nicht so, dass sie das erste lateinische Schulbuch des Knaben sey. Dazu ist sie auch bey Weitem zu schwer. Doch geben wir dem Vf. gern zu, dass ein tüchtiger Lehrer, der den ganzen Stoff beherrscht, und daher das, was gerade frommt, auszuwählen versteht, sie auch bey dem ersten Anfänger gebrauchen kann. — Welche Foderungen Hr. *G.* an sich selbst bey Ausarbeitung dieses Werkes gemacht hat, erhellt aus der Vorrede zum ersten Theil. Er sagt da (S. V): „Bey einer lateinischen Schulgrammatik ist meiner Ansicht nach dreyerley zu berücksichtigen. Sie muss *erstens* möglichst vollständig seyn, um nicht nur über die gewöhnlichen, sondern auch über die ungewöhnlichen, und gewissen Zeitaltern oder Stilgattungen oder Schriftstellern eigenthümlichen Wort-, Satz- und Rede-Formen der lateinischen Sprache eine zum Verständniss aller lateinischen Schriftsteller und zum eigenen Gebrauch dieser Sprache genügende Auskunft zu geben. Sie muss *zweytens* streng wissenschaftlich geordnet seyn, soweit sich dieses mit der *dritten* Foderung vereinigen lässt, dass die Grammatik auch durch ihre Form dem leichten Auffassen und sicheren Behalten des Gedächtnisses zu Hülfe komme." Diese drey Puncte werden darauf mit vieler Sachkenntniss, an der man den erfahrenen Schulmann erkennt, aus einander gesetzt, um die ganze Anlage der Grammatik im Voraus gegen Tadel sicher zu stellen. Vollkommen stimmen wir dem Vf. bey, wenn er (Vorr. VIII) sagt: „Wir sollen nicht die Sprache der Sprache willen lernen, sondern um durch die Sprache zu lernen. Die Masse unseres Wissens hat nur einen sehr unsicheren Werth; denn wie Vieles, was wir heute wissen, haben wir morgen vergessen, und wie

Vieles, was heute für wahr galt, wird morgen als falsch verworfen! Aber was wir *durch* das Lernen gewonnen haben, d. h. die Ausbildung und Kraft unseres Geistes, das ist ein unveräusserlicher Schatz und der allein wahre Masstab der Bildung, welche sich nicht auf dem Katheder und in dem Studirzimmer, sondern im geselligen Leben und im bürgerlichen Berufe bewährt, und deren reife Frucht die ächte *Humanität* ist. Soll aber diese wahre Bildung des Geistes erreicht werden, so muss schon der erste Unterricht des Knaben systematisch seyn; in der Nichtbeachtung dieser Foderung ist der Grund zu suchen, dass die wahre Bildung auch bey trefflichen Anlagen des Geistes doch so oft verfehlt wird. Ungebildete Lehrer taugen zum Elementarunterrichte eben so wenig, als unwissende. Daher sollte man auch auf Schulen den Elementarunterricht in den Sprachen und Wissenschaften nur gründlich gebildeten Lehrern anvertrauen, und nicht den ersten besten Neuling, wie er die Universität oder das Seminar verläſst, für gut genug dazu halten; daher sollten auf unseren Universitäten ausser den Vorlesungen, welche die Köpfe der Zuhörer mit Kenntnissen anfüllen, Anstalten getroffen werden, um die künftigen Lehrer in einer systematischen Unterrichtsmethode zu unterweisen, damit das Unterrichten nicht erst auf Kosten der Schüler gelernt werde. Und wenn es sich nicht leugnen läſst, dass auf Schulen in der Regel ein weit besserer Grund zur wissenschaftlichen Bildung gelegt werde, als durch den Privatunterricht, so wird der Grund hievon hauptsächlich darin zu suchen seyn, dass die Lehrer der Elementarclassen doch meistens Männer sind, die das Unterrichten verstehen, und einen systematischen Gang befolgen, während die meisten Privatlehrer, junge Männer, welche eben erst die Universität oder das Seminarium verlassen haben, oder gar Primaner, noch keine Idee von einem systematischen Unterrichte in ihre Lehrstunden mitbringen, sondern erst allmählich durch den schlechten Erfolg ihres Unterrichts das Unterrichten lernen". Wir heben diesen Punct aus der so lesenswerthen Vorrede deſswegen besonders hervor, weil an so mancher Schule die verkehrte Gewohnheit herrscht, den Elementarunterricht entweder ganz unerfahrenen oder, was weit schlimmer ist, solchen Lehrern anzuvertrauen, welche aus Unwissenheit oder Mangel an Lehrtalent in den oberen Classen nicht bestehen können, und so viele Eltern noch in dem Wahne befangen sind, ein Schüler könne das, was er heute mit Mühe gelernt hat, morgen schon wieder lehren.

In den Vorerinnerungen zu dem ersten Theile, die sich durch genaue Bestimmung der Begriffe empfehlen, erwähnt der Vf. des muthmaslichen Ursprungs der lateinischen Sprache. Er sagt hierüber: „Die römische Sprache, gewöhnlich die lateinische genannt, hat sich aus einer oder mehreren Sprachen der altitaliänischen Völkerschaften unter dem Einflusse der griechischen Sprache entwickelt. Sie scheint keine Tochter dieser Sprache zu seyn, aber die ihr zu Grunde liegenden Stammsprachen scheinen mit der griechischen Sprache von Einer Mutter herzustammen, welche neuere Sprachforscher in den gebildeteren Sprachen Indiens suchen." Es ist endlich auch Zeit, von der falschen Ansicht zurückzukommen, als habe sich die lateinische Sprache lediglich aus dem äolischen und dorischen Dialekte der griechischen Sprache gebildet, da ihre Verwandtschaft mit dem Sanskrit, dem Persischen, dessen Alter Hr. *von Hammer* noch über den Sanskrit hinaussetzen will, und dem Alt-Germanischen unverkennbar ist. Man vergleiche *Dorn über die Verwandtschaft des persischen, germanischen und griechisch-lateinischen Sprachstammes.* Hamburg 1827.

In den genannten Sprachen finden sich die Wurzeln vieler ihren gemeinsamen Wörter, deren Ausdruck und Gepräge oft nur wenig verschieden ist, so dass man wohl auf eine asiatische Ursprache schliessen kann, die allen zum Grunde liegt. Ferner mögen sie manche Wechselwirkung auf einander geäussert haben. In dieser Hinsicht bemerken wir ganz vorzüglich den Einfluss der griechischen Sprache auf die lateinische sowohl in der Ausprägung der Declinationen, die den griechischen so sehr befreundet sind, als in der Bildung späterer Wortformen. Mit Recht macht daher nach dem Vorgange von *Jacob Grimm* Hr. *Ramshorn*, der die lateinische Sprache aus einem althochdeutschen Dialekt ableitet, darauf aufmerksam, dass die lateinische Conjugation, die von der griechischen ganz und gar verschieden ist, weit älter sey, als die Declinationen. Es ist zu wünschen, dass es dem Scharfsinn und Fleiss unserer Grammatiker gelingen möge, in diese zum Theil noch dunkeln Puncte mehr Licht zu bringen.

Nach den Vorerinnerungen folgt die Uebersicht des ersten Theils. 1 *Buch. Erklärung der Redetheile und ihrer Formen. Erstes Hauptstück. Vom Verbo.* Viele Leser werden mit Hn. *Moser* daran Anstoss nehmen, dass der Vf. das Verbum vor das Nomen gestellt hat; aber wir müssen ihm hier ganz beypflichten. Es hat uns schon lange gewundert, dass die lateinischen Grammatiker nicht dem Beyspiel der orientalischen gefolgt sind, und das Zeitwort als das Haupt- und Grund-Wort der Sprache vor allen anderen Redetheilen derselben behandelt haben. Wir können uns diess nicht anders als durch eine gänzliche Verkennung der Natur des Verbums erklären. Denn mit Recht sagt der Vf. (Vorr. zum 1 Thl. S. X): „Es ist durchaus unsystematisch, wenn der Unterricht einer Sprache mit dem Nomen oder gar, wie es in den Grammatiken der neueren Sprachen gewöhnlich ist, mit dem Artikel beginnt. Das Verbum ist die Basis der ganzen Sprache, sowohl in etymologischer als syntaktischer Rücksicht; es ist nicht nur die Mutter der übrigen Redetheile, sondern auch der Mittelpunct des Satzes, von welchem alle übrigen Theile desselben, wie die Planeten von der Sonne, zusammengehalten werden. Mit dem Verbum muss daher nothwendig der Anfang gemacht werden, wenn nicht das ganze System in seinem Mittelpuncte zerstört werden soll. Diess ist so augenfällig, dass es kaum eines Beweises bedarf. Wie kann man dem Anfänger einen Begriff von einem Casus geben, ohne das Nomen mit einem Verbum in Verbindung zu setzen? Und wie viel schwieriger ist es schon, den Unterschied der Ca-

fus begreiflich zu machen, als den der Perfonen, *ich, du, er*, der Zeiten und felbft der Redeweifen?" Er führt diefs weiter aus, und behauptet nicht mit Unrecht, dafs die Conjugationen weit leichter zu lernen find, als die Declinationen, wenn man das Ding nur recht angreift. Das ganze *erfte Hauptftück* dringt viel tiefer in das Wefen *des Verbums* ein, als es gewöhnlich in den Grammatiken zu gefchehen pflegt. Es finden fich überall die fcharffinnigften Beftimmungen, welche fpäter für die Syntax von grofser Wichtigkeit find. Sehr richtig finden wir unter anderen S. 22 die Diftinction des Conjunctivus in die zwey Arten, den *Conjunctivus Praefentis* oder *abfolutus* und den *Conjunctivus Praeteriti* oder *relativus, veniat* und *veniret*. Sehr treffend finden wir auch, was S. 35 über den Unterfchied zwifchen *amatus fum — fim* und *amatus fui, — fuerim* gefagt ift. Er ftellt ihn fo: „Wenn die vollendete Thätigkeit in dem Object keine Wirkung hervorgebracht hat, fo find immer die zwey Formen gleichbedeutend; bringt aber die Thätigkeit in dem Object eine Wirkung hervor, fo bezeichnen die mit *fum, eram, ero, effe* gebildeten Formen die *dauernde* Wirkung der vollendeten Thätigkeit; aber die mit *fui, fueram, fuero, fuiffe* gebildeten die *vollendete* (nicht mehr vorhandene) Wirkung der vollendeten Thätigkeit, z. B. *captus fum* ich bin gefangen worden — *captus fui* ich bin gefangen gewefen. Bey der gleichen Bedeutung bedient fich der gewöhnliche Gebrauch der Formen, welche mit *fum, eram, ero, effe* gebildet find." Sehr zweckmäfsig finden wir für den Anfänger, deffen Gedächtnifs geübt werden mufs, die Tafeln zur Lehre von den Formen des Verbi (S. 38—67).

Das *zweyte Hauptftück* handelt *von dem Nomen*. Auch hier haben wir uns über die fcharfe Beftimmung und über die grofse Vollftändigkeit in Angabe der Wortformen gefreut. Wie Viel findet fich hier nicht, wovon z. B. in der *Bröder*'fchen Grammatik fich noch keine Spur zeigt! Sehr zweckmäfsig und fprachrichtig giebt der Vf. bey der dritten Declination die Regeln an, nach welchen der Nominativ aus dem Genitiv gebildet wird. Auch hier ift fchon Manches eingewebt, deffen Vorkenntnifs bey der Lehre von der Syntax von Wichtigkeit und Nutzen ift. Vorzüglich gefällt es uns, dafs der Sprachgebrauch überall fo genau angegeben ift. Sonft begnügte man fich häufig, anzuführen, dafs neben der Form *orum* im *Gen. plur.* der zweyten Declination auch die Endung *ûm* vorhanden fey — als *Archaismus* — ohne, wie *Grotefend*, hinzuzufügen, dafs diefe Endung bey Benennungen des Geldes, der Mafse und den Diftributiv-Zahlen faft allein üblich ift. Es ift fehr gut, wenn der Anfänger fchon früh auf folche Dinge aufmerkfam gemacht wird.

Drittes Hauptftück. Vom Pronomen und vom Zahlworte. Es ift fehr zu loben, dafs der Vf. alle, auch die veralteten, Formen aufführt, und fchon im Voraus auf ihren richtigen Gebrauch hinzeigt. Daffelbe gilt von den Zahlwörtern, die er mit gleicher Ausführlichkeit behandelt. Der Anfänger findet hier über Form und Gebrauch Belehrung. Er wird vor mehreren Formen gewarnt, die in mancher Grammatik als gangbar angenommen werden, z. B. von *huiusce, hice, haece, horumce, harumce, huiuscine, hoiccine, horumcine, harumcine.*

Viertes Hauptftück. Von den Partikeln. Ihr Begriff wird genau gefafst. In dem 1 Cap. werden die *Adverbia* als *Adverbia modi*, als *A. loci*, als *A. temporis* abgehandelt. Jede diefer drey Claffen wird wieder in drey Arten von Adverbien, Nominal-Adverbia, Pronominal-Adverbia und Negationen, eingetheilt. Auch hier wird man vollkommen befriedigt. Das 2te Capitel bezeichnet die Präpofitionen als diejenigen Partikeln, welche an und für fich räumliche Beziehungen einer Thätigkeit zu einem Gegenftande ausdrücken. Das 3 Capitel befchäftigt fich mit den Conjunctionen, welche der Vf. als die Partikeln bezeichnet, welche die Beziehung eines Satzes auf einen anderen ausdrücken. Auch hier gefallen uns die Tafeln, die zur Ueberficht und zum Memoriren dienen, vorzüglich wohl.

So weit geht das *erfte Buch*, das unter Anleitung eines gefchickten Lehrers auch dem Anfänger verftändlich ift; aber fchwerer ift das zweyte: *Von der Bildung der Wörter und ihren Formen.* So wenig es für den Anfänger pafst, fo intereffant ift es für den Lehrer und den Schüler, der fchon weit fortgefchritten ift, und fich einen gewiffen Sprachtact erworben hat. Hier werden tiefe Blicke in das Wefen der menfchlichen Sprache gethan, und die Refultate der allgemeinen Sprachforfchung werden mit fo viel Scharffinn und Gelehrfamkeit auf die lateinifche Sprache angewandt, dafs man dem Vf. mit grofsem Vergnügen in feinen Unterfuchungen und Hypothefen folgt, wenn man ihm auch nicht überall beyftimmen follte. Er hat hier immer genau das Hiftorifche berückfichtigt, und als Belege feiner Behauptungen die älteften Sprachproben der Römer gegeben. Die Eintheilung diefes zweyten Buches, das uns ganz vorzüglich gefallen hat, ift folgende: *Vorerinnerungen.* 1 *Abfchnitt. Von den Elementen der Wörter, als den Lauten und Sylben.* 2 *Abfchnitt. Von der Bildung der Wortformen, der Flexions-, der Derivations-Formen, der Nominalformen, der Pronomina und Zahlwörter, der Partikeln.* Als *Anhang* findet fich vor dem erften Theil ein Verzeichnifs der gewöhnlichften Abbreviaturen.

In Hinficht der Orthographie ift fich der Vf., was er in der Vorrede zum 2 Theil zu entfchuldigen bittet, nicht immer gleich geblieben. Er fchreibt S. 141 *tanquam* und S. 142 *quamquam.* S. 117 giebt er die Regel bey *idem, eadem, idem: das m verwandelt fich vor d in n.* Das könnte ausfehen, als fey diefs nothwendig und *eundem* u. f. w. ein Fehler, da wir vielmehr der Meinung find, dafs hier und in allen ähnlichen Fällen das *m* dem *n* vorzuziehen ift. Bey der Lehre von der Abbrechung oder Trennung der Sylben S. 171 und 172 weicht er von den gewöhnlichen Annahmen ab. Er trennt nicht blofs *po-tes, ani-madverto, ve-neo, ambages, lon-gaevus*; fondern auch *om-nis, cap-tus, ac-tus, reg-num, ip-fe.* In der Anm. äufsert er fich fo darüber: „Die Grammatiker wollen, dafs auch die lateinifchen Wörter alle wie die griechifchen in ihren Sylben getheilt werden follen, jedoch ift dazu

durchaus kein hinreichender Grund vorhanden. Eher könnte man verlangen, dass die griechischen Wörter den lateinischen gemäss getheilt würden, so lange nicht eine Zusammensetzung die griechische Theilung nothwendig macht." S. 174 ist in der 6 Ausnahme: *e* und *i* ist lang in den griechischen Eigennamen auf *eus*, *ius*, *ia*, *ia* und *ion*, wo es im Griechischen *ει* ist, eine Unbestimmtheit, da in *Amphion* z. B. kein *ει* ist. Es sollte heissen: und in denen auf *ion*, welche im Griechischen im Genitiv ein kurzes *ο* haben, da hingegen diejenigen, welche im Genitiv das lange *o* (*ω*) behalten, *ion* kurz haben, z. B. *Deucalion*, *Phocion*. S. 180. Z. 13 v. u. ist *ŏdium* fälschlich von *ŏdi* abgeleitet. Es kommt vom alten Präsens *ŏdio*, und aus diesem ist die Kürze des *o* zu erklären. — Sollte *tergiversor* (S. 194. Z. 3 v. u.) von keinem *nomen* abzuleiten seyn?

In der Vorrede zu dem *zweyten Theile* giebt der Vf. folgenden Zweck seiner Grammatik an: „Wenn ich meiner Grammatik die Bestimmung zum Schulgebrauche anwies, so war ich dabey nicht der Meinung, dass sie gerade als erstes Lehrbuch beym Unterricht in der lateinischen Sprache dienen sollte; sondern ich beabsichtigte, ein Werk zu liefern, das von der Zeit an, wo der Unterricht in der lateinischen Grammatik einen systematischen Gang nehmen muss, zum Lehrbuche dienen, und für die ganze Schulzeit auch dem künftigen Philologen ausreichen könnte." Seine Grammatik ist ein Werk, das ein langes und tief eindringendes Studium erfodert; nur ein Schüler von sehr reifem Verstande wird sie verstehen können. Die Anordnung dieses zweyten Theils ist von der Einrichtung der bisherigen Grammatiken ganz verschieden, und wir wollen nicht leugnen, dass der Vf. bey der Ausführung des Einzelnen hie und da etwas unklar geworden ist. Er wird sich in einer neuen Auflage bemühen, den Ausdruck hin und wieder etwas deutlicher und verständlicher zu machen. In Einem Puncte der Anordnung können wir nicht mit ihm einverstanden seyn. Es betrifft diess die Scheidung des grammatischen Stoffs in zwey Bücher, von denen das *erste* nur die allgemeinen Erscheinungen der lateinischen Sprache, ohne tiefer in die allgemeine Sprachlehre oder in die Entwickelung der lateinischen Sprache eingreifende Erklärungen, enthält, das *zweyte* aber nicht nur in die Besonderheiten des lateinischen Sprachgebrauchs, sondern auch in die allgemeine Sprachlehre tiefer eindringt. Diese Trennung ist uns bey dem Durchstudiren sehr störend gewesen. Wir hätten gewünscht, dass der Vf. die Erklärungen jedem Paragraphen, etwa durch den Druck ausgezeichnet und mit Ueberschriften versehen, hinzugefügt hätte. Das wäre gewiss bequemer gewesen, und hätte auch die Uebersicht nicht gehindert. Jetzt muss man immer an zwey verschiedenen Stellen des Buches suchen.

Die Uebersicht des zweyten Theils ist folgende: *Erstes Buch. Allgemeine Regeln der lateinischen Syntax. Erster Haupttheil.* Von den Bestandtheilen des Satzes und ihrer Verbindung unter einander. 1 Abschnitt. Von den untergeordneten Theilen des Satzes und ihrer Verbindung. Erstes Hauptstück: Vom Nomen. 1 Cap. Verbindung der Nomina mit Verbis. Anhang: Verzeichniss der Verba, welche wegen ihrer Rection zu merken sind. 2 Cap. Verbindung der Nomina mit Nominibus. 3 Cap. Verbindung der Nomina mit Partikeln. Zweytes Hauptstück: Vom Verbum infinitum und vom Participium. 1 Cap. Verbindung der Verba mit Verbis. 2 Cap. Verbindung der Verba mit Nominibus. 3 Cap. Verbindung der Verba mit Partikeln. Drittes Hauptstück: Vom Pronomen und Zahlworte. 1 Cap. Verbindung der Pronomina und Zahlwörter mit Verbis. 2 Cap. Verbindung der Pronomina und Zahlwörter mit Nominibus. 3 Cap. Verbindung der Pronomina und Zahlwörter mit Partikeln. Viertes Hauptstück. Von den Partikeln. 1 Cap. Verbindung der Partikeln mit Verbis. 2 Cap. Verbindung der Partikeln mit Nominibus. 3 Cap. Verbindung der Partikeln mit Partikeln. Anhang, von den Interjectionen und vom Vocativ. Zweyter Abschnitt. Fünftes Hauptstück. Vom Verbum finitum. 1 Cap. Gebrauch der Genera des Verbi. 2 Cap. Gebrauch der Personalformen des Verbi. 3 Cap. Gebrauch der Tempora des Verbi. 4 Cap. Gebrauch der Modi des Verbi. 5 Cap. Gebrauch der zusammengesetzten Verbalformen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Don Enrique von Toledo.* Roman von *Wilhelm Genthe.* 1827. 356 S. 12.

Soll es Satire auf unsere Romanschreiber im Stil der Romantiker, spanischer Novellisten, Humoristen, Rittergeschichten u. s. w. seyn, wie es fast das Ansehen hat: so verfehlte der Schreiber durch allzu grosse Länge so ziemlich seinen Zweck, wenn er auch hie und da die Manier glücklich abgukte. Um leidenschaftlichen Romanenlesern den Kitzel dazu durch Uebersättigung zu verleiden, wäre dieser Don Enrique ein probates Mittel.

a.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

PHILOLOGIE.

HANNOVER, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung: *Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache zum Schulgebrauche.* Von *August Grotefend* u. s. w. 1ster und 2ter Theil.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zweyter Haupttheil. Von der Verbindung der Sätze unter einander. 1ster Abschnitt. Von der Verbindung der beygeordneten Sätze unter einander. 1stes Hauptstück. Regeln für die Verbindung der beygeordneten Sätze. 2tes Hauptstück. Von den verschiedenen Arten der Beyordnung und ihrer Bezeichnung. 2ter Abschnitt. Verbindung der untergeordneten Sätze mit den ihnen übergeordneten (der Nebensätze mit ihrem Hauptsatze). 1stes Hauptstück. Regeln für die Verbindung der untergeordneten Sätze mit ihrem Hauptsatze. 1 Cap. Von den Attributivsätzen. 2 Cap. Von den Objectivsätzen. Anhang. Auffassung der Participialconstructionen in Nebensätzen. 2tes Hauptstück. Vom Gebrauch der Modi in untergeordneten Sätzen. 1 Cap. Gebrauch der Modi in Attributivsätzen. 2 Cap. Gebrauch der Modi in Objectivsätzen und in der *oratio obliqua*. Von der Stellung der Wörter und Sätze. 1 Cap. Von der Stellung der Wörter. 2 Cap. Von der Stellung der Sätze. Von der Construction. Von der Interpunction.

Zweytes Buch. Erklärungen und besondere Bemerkungen. Der *erste Haupttheil* bezieht sich genau auf den ersten Haupttheil des ersten Buchs; hinzugefügt ist ein Anhang: Vom Pleonasmus und von der Ellipse. Der *zweyte Haupttheil* bezieht sich eben so auf den zweyten Haupttheil des ersten Buchs. Als besondere Rubriken sind hinzugefügt: Von der Verschränkung und Verschmelzung der Objectivsätze mit ihrem Hauptsatze. Vom Anakoluth. Von der Stellung der Wörter und Sätze. Beygaben sind: 1) Verzeichniss der grammatischen Figuren. 2) Kalenderrechnung der Römer. 3) Sesterzrechnung der Römer. 4) Bruchrechnung der Römer. 5) Denkverse.

Das ist also die Grundlage, auf welcher der Vf. ein Gebäude als ein geschickter Baumeister aufgeführt hat. Es leuchtet von selbst in die Augen, wie er bemüht gewesen ist, die ganze Anordnung eng an die Logik anzuschliessen, und die Sprache gleichsam als ein organisches Ganzes darzustellen. Es würde zu weitläufig seyn, und den Raum dieser Blätter überschreiten, wenn wir Satz für Satz einzeln betrachten wollten. Wir heben daher nur Einiges aus. Der *Zusatz* S. 9: Alle Städtenamen und die Namen der Inseln stehen auf die Frage Wo? im Dativ, indem die Stadt oder Insel als ein persönliches Wesen, das den Gegenstand aufgenommen hat, gedacht wird; jedoch ist dieser örtliche Dativ bey den Städtenamen der zweyten Declination im Singularis dem Genitiv gleichlautend — möchte schon durch §. 11. Anm. 2 (S. 10): Die Städtenamen der dritten Declination stehen häufig auch im Ablativ auf die Frage Wo? z. B. *Carthagine, Lacedaemone;* so auch *rure* statt *ruri* — und §. 144 (S. 110) — einigen Widerspruch finden. — S. 24, Z. 8 v. o. Die Kürze der Pänultima von *praestolor* ist nicht entschieden. *Forcellini* sagt: *De quantitate paenultimae lis est. Apud veteres nihil invenies quod rem conficiat. Valla produxit. Voss. lib. 2 de Grammat. cap. 37 corripiendam censet.* — S. 48. Z. 11 v. u. ist durch ein Versehen die Stelle: *Atticus sepultus est iuxta viam Appiam ad quintum lapidem* dem Livius zugeschrieben, sie steht aber *Corn. Nep.* 25, 22. — S. 82. Z. 13 v. u. Die Schreibart *Epicuraei* für *Epicurei* ist ganz zu verwerfen. S. 100. §. 131 war bey *equidem* zu bemerken, dass es vorzugsweise bey der ersten Person Sing. Num. und zwar im Anfange des Satzes steht. — S. 102. Z. 6 v. u. sollte *Pythagorei* für *Pythagoraei*, desgl. S. 127. Z. 19 v. u., geschrieben seyn. S. 108 ist die Erklärung und Eintheilung der Präpositionen vorzüglich schön. S. 111. §. 147 findet sich eine sehr genaue Distinction zwischen *a* und *e*. Der Vf. sagt: „Auf die Frage: *Seit wann?* werden die Präpositionen *a* und *e* gebraucht. *A* bestimmt den Anfang dessen, was gesagt wird, von dem Anfange der genannten Zeit, *e* aber von dem Ende derselben; jenes ist daher genau genommen durch *von — an*, dieses durch *seit* und zuweilen auch durch *nach* zu übersetzen.“ — Sehr gut finden wir S. 126 fg. den zweyten Abschnitt vom *verbum finitum*. — S. 138. §. 190. Nach *memini* ist der *Infin.* als *Infin. Imperfecti* zu betrachten. — S. 150. §. 203. Bey *possum*, *debeo*, *oportet* und ähnlichen ist die Verschiedenheit des lateinischen und deutschen Sprachgebrauchs zu berücksichtigen. Der Deutsche drückt sich mit einer Bescheidenheit und

Vorsicht aus, die der Lateiner in diesem Falle der Bestimmtheit des Ausdrucks nachsetzt. — S. 222 fg. §. 308 fg. findet sich eine sehr gute Anmerkung über das so vielfach besprochene *nescio*, *haud scio* und *dubito*, *an*. Der Vf. sagt: Nach *nescio*, *haud scio* und *dubito* pflegten die Römer zwey adversativ-disjunctive Fragen zu denken, wenn sie ihre Meinung zweifelnd aussprechen wollten, z. B. *Haud scio, num sit aliud, an quae dixit, sint vera omnia*. „Ich weiss nicht, *ob etwas Anderes ist*, oder ob alles, was er sagte, wahr ist." Nun wurde aber das erste Glied nie ausgesprochen, sondern nur gedacht, und daher gleich das zweyte Glied, in welchem die Meinung enthalten ist, mit dem Hauptverbum verbunden. Daher wird durch *nescio an*, *haud scio an*, *dubito an*, eigentlich niemals bloss gesagt, dass man etwas nicht wisse, oder an einer Sache zweifle; sondern, dass man noch unentschieden sey, das für wahr zu halten, was man für wahr zu halten geneigt ist. Alle drey Ausdrücke heissen soviel als: *Es kann seyn*, *dass*, *vielleicht*, oder wörtlich übersetzt: *ich weiss nicht*, *bin ungewiss*, *ob nicht*. Enthält aber der abhängige Satz eine Negation, so müssen wir im Deutschen, um eine doppelte Negation zu vermeiden, die ersten Ausdrücke gebrauchen. „Für den Sinn trägt es im Ganzen wenig aus, ob man sagt: *Nescio* (*dubito*) *an nemo* oder *an quisquam*, *an nihil* oder *an quicquam*, *an nullus* oder *an ullus*, *an nunquam* oder *an unquam* u. s. w. Die Bedeutung von *quisquam*, *quicquam*, *ullus* ist schon gewissermassen an sich negativ; aber *nescio an aliquis* würde das Gegentheil *non nescio an nemo* aussagen. Jedoch verneint *nescio an quisquam* noch weniger entschieden, wie *nescio an nemo*; jenes heisst so viel als: *nicht leicht Einer*, dieses aber: *vielleicht Keiner*." §. 309 fügt der Vf. hinzu: „Ich weiss nicht ob, bin ungewiss ob, wird ausgedrückt durch *nescio*, *dubito num* oder *ne — necne*, z. B. *nescio* (*dubito*) *num verum sit* oder *verumne sit*, *necne sit*. Jedoch scheint im silbernen Zeitalter in diesem Falle der Unterschied zwischen *num* und *an* nicht mehr beobachtet zu seyn." S. 285 und 86 ist §. 377 recht geeignet, in das Innere der Sprache einzuführen. S. 310 ff. spricht der Vf. fast poetisch und wehmüthig über die Veränderung der Phantasie-Sprache in eine Verstandes-Sprache. S. 314. §. 406 findet sich eine vorzüglich gute Auseinandersetzung über die Verbindung eines Nomens mit einem anderen. Auch hier ist die Zusammenstellung des Lateinischen mit dem Deutschen recht an ihrem Orte. Man sieht, wie sehr der Vf. bemüht ist, jede Spracherscheinung aus dem Grunde, nicht bloss oberflächlich zu erklären. — Von eben solchem Gehalte sind S. 317. §. 410 und 411 die Bestimmungen, welche einen Hauptunterschied der lateinischen und deutschen Sprache betreffen. — Als Beyspiel, wie feine Unterschiede der Vf. aufzufinden weiss, kann das dienen, was S. 338 über den Gebrauch des Ablativs anstatt eines Vergleichungssatzes mit *quam* gesagt ist. Er giebt folgende Bestimmung: „Durch den Ablativ wird jedesmal ein *positiver* Massstab der Vergleichung angegeben; d. h. es wird ein Gegenstand genannt, zu dessen Eigenthümlichkeit das verglichene Prädicat gehört, so dass es nicht erst von ihm ausgesagt werden muss; dagegen giebt ein Vergleichungssatz an und für sich nur einen *relativen* Massstab, indem von zwey Gegenständen einerley Prädicat in ungleichem Grade ausgesagt wird, ohne dass dadurch bestimmt ist, in welchem Masse das Prädicat jedem zukommt. Sage ich z. B. *Haec belua elephanto prudentior est*, so schreibe ich dem Thiere, von welchem die Rede ist, einen hohen Grad von Klugheit zu, weil in dieser Form Klugheit als eine Eigenthümlichkeit des Elephanten angedeutet wird; aber in dem Satze: *Haec belua prudentior est*, *quam elephantus* würde nur gesagt seyn, dass das Thier klüger sey, als der Elephant, ohne dass dadurch der Elephant selbst als ein kluges Thier bezeichnet ist." Doch fügt der Vf. hinzu: „Oft aber kann die Rücksicht auf Deutlichkeit einem Satze mit *quam* den Vorzug geben, wenn es nur auf eine relative Vergleichung ankommt." S. 352. Z. 17 v. o. kann der Satz *nobis legentibus oratoribus* unmöglich den angegebenen Sinn haben. Es ist wohl durch ein Versehen *oratoribus* für *oratores* gesetzt. — S. 370—71 ist der Unterschied von *qui* und *quis* sehr gut gezeigt. Ueberhaupt gereicht die genaue Bestimmung der Synonymik dieser Grammatik zum grossen Verdienst. — Vorzüglich hat uns auch angesprochen, was S. 384—392 über den Vorzug der deutschen Sprache bemerkt ist, dass sie philosophisch bestimmter sey, als die lateinische, eine Denkersprache. — Zu S. 408. §. 504 könnte hinzugefügt werden, dass *et* am häufigsten vor *pronominibus* für *etiam* steht. — S. 443 finden sich sehr gute Bemerkungen über den Unterschied von *quod* und dem *Accus. c. Inf.* — Sehr richtig finden wir auch, was S. 447—48. §. 539 über *ut ne* gesagt ist. — S. 495—96 ist bey dem Kalender das *ante diem* sehr sinnreich erklärt. Der Vf. sagt: „Es liesse sich vielleicht am natürlichsten annehmen, dass man ein zusammengesetztes Wort *antedies* gebildet habe, gleichsam ein *Vortag*, so dass man diejenigen Tage, welche einem der drey bestimmten Tage vorhergingen, *antedies Vortage* nannte. Dieses Wort setzte man auf die Frage Wenn? in den Accusativ, wie auch im Deutschen der Monatstag im Accusativ angegeben wird, z. B. *den ersten Mai*. Daher sagte man auch *in ante-diem*; z. B. *Consul comitia in antediem tertium Nonas Sextiles*, *Latinas in ante-diem tertium Idus Sextiles edixit*. *L.* 41, 16."

Wir könnten noch Viel ausheben, um unser Urtheil zu bestätigen, und auf diess vortreffliche Werk aufmerksam zu machen, welches in die Hände eines jeden Philologen zu kommen verdient.

Ch. H.

Sondershausen, b. Eupel: *Lateinische Grammatik*, für Schulen und zum Privatunterricht ausgearbei-

tet von *J. Schwerdt*, Primissarius zu Breitenworbis im königl. preussischen Eichsfelde. 1828. 259 S. gr. 8. (16 gr.)

„Die Erkenntniss und Befolgung aufgestellter Sprachregeln — so beginnt die Vorrede vorliegender Grammatik — sind immer der sicherste und oft nur der einzige Weg, um in den Besitz *erwünschter Kenntnisse* zu gelangen. *Dieser einzige bleibt*, wie bey den Sprachen überhaupt, so auch hier bey der lateinischen. Diesen Weg nun recht eben, ihn den *Wandern* desselben recht bequem und angenehm zu machen, dieser Wunsch führte mich zu dem Entschlusse, dem dieses Werk sein Daseyn *verdankt*. Wie glücklich ich aber in Erreichung dieser meiner Absicht gewesen bin, das mögen *nur* Kenner entscheiden". Nachdem der Vf. noch Einiges über seinen Plan gesagt hat, heisst es am Ende der Vorrede, wie folgt: „Nun werde ich mich freuen, wenn Kenner dieses Buch, woran ich *seit zwölf Jahren mit unermüdeter Sorgfalt* gearbeitet habe, für so brauchbar halten, dass es zur gründlichen Erlernung der lateinischen Sprache jedem Studirenden kann empfohlen werden. Uebrigens *bin ich erbötig*, jeden gerechten Tadel *wegen darin vorkommenden Mängel* (*sic!*), wenn er mit Anstand und zur Verbesserung dieses Lehrbuches geschieht, *bereitwillig anzunehmen*. Ja ich versichere hiemit, dass ich *solcher Männer* Urtheil mit Vergnügen vernehmen will". Obschon Rec. es sich zum strengen Gesetze gemacht hat, in keiner seiner Beurtheilungen jemals den Anstand zu verletzen, so kann er doch diessmal, auf die Gefahr hin, in den Augen des Vfs. jene Sünde zu begehen, keinen Anstand nehmen, unverhohlen zu erklären, dass in unserer Zeit nicht leicht Jemand weniger berufen war, eine lateinische Grammatik zu schreiben, als Herr *Primissarius Schwerdt*. Vor sechzig Jahren hätte er vielleicht mit seinem Werke noch einiges Glück machen können; aber im Jahre 1828 müssen wir ihm zum Ruhme der Wissenschaft das traurige Prognostikon stellen, dass sein Werk, so bald als die erste Kunde von demselben verhallt, im Meer der Vergessenheit untergehen wird. Abgesehen davon, dass der Vf., wie die wenigen Proben der Vorrede beweisen, nicht einmal in seiner Natursprache sich ganz richtig und bestimmt auszudrücken versteht, ist seine Kenntniss der Sprache überhaupt und der lateinischen insbesondere noch ganz und gar in jenem groben Empirismus befangen, aus welchem sich unsere Zeit Gottlob! seit mehreren Decennien glücklich herausarbeitet. Dazu kommt, dass Hr. *S.* von Logik nicht einmal eine Idee zu haben scheint, und dass auch manches auffallende *Quid pro quo* ihn leicht der Ignoranz anklagen könnte; der nothwendigen grammatischen Genauigkeit in den gegebenen Bestimmungen und Regeln gar nicht zu gedenken. Fast scheint es, als habe er nicht der Mühe werth gehalten, sich mit irgend einer unserer neueren lateinischen Grammatiken bekannt zu machen; denn sonst hätten ihm unmöglich die Anfoderungen unserer Zeit an eine lateinische Grammatik so ganz unbekannt bleiben können.

Um das ausgesprochene Urtheil, wie es die Pflicht des Rec. ist, zu belegen, dürfen wir unseren Lesern nur eine gedrängte Uebersicht des Buches mit Heraushebung der auffallendsten Einzelheiten vorlegen. „*Die* lateinische Grammatik, heisst es S. 7, ist eine Sammlung der Sprachgesetze, die lehren, wie man die Wörter der Sprache *bilden* (soll wohl heissen *flectiren*) und *anwenden* (soll heissen *verbinden*) soll. Sie theilt sich in vier Theile, als in: I. *Orthographia* Schreiblehre, II. *Prosodia* Sylben-Tonlehre, III. *Etymologia* Wortbildungslehre (so wird vom Vf. die Flexionslehre genannt), IV. *Syntaxis* Satzlehre. — Orthographie ist ein Theil der Grammatik, der lehrt, *richtig zu reden* (?) und richtig zu schreiben. *Daher* (?) zerfällt sie in die Lehre: 1) Von den Buchstaben. 2) Von den Sylben. 3) Von den Wörtern. 4) Von den Interpunctionszeichen. — Die Buchstaben sind 1) *Vocales* Selbstlauter. 2) *Consonantes* Mitlauter. 3) *Diphthongi Doppellauter* (*sic!*)." — S. 12. „Die Sylben sind in Ansehung ihrer Quantität entweder lang (—) oder kurz (v) oder *lang und kurz zugleich*. *Dieses gleichgültige Sylbenzeichen kann wegbleiben, weil das Wort immer richtig ausgesprochen wird*." — S. 13. „Producirt wird auch gewöhnlich der Vokal vor *t* in der Mitte eines Wortes: *peritus, ritus cet.* Indess *in der Mitte eines Wortes ist der Vokal vor t auch kurz*, als: *gemitus cet.* Die Vokale *i* und *u* vor *c* sind lang in *dico, indico, duco, amicus, pudicus, urtica, lorica, vesica, lectica*. Ausgenommen: *dico* (*are*), *dicis*, *indico*, *indicium*, *leutricus* (vielleicht *lubricus*), *efficio*, *beneficus*, *maledicus* — sind kurz" (als wenn diess die einzigen Ausnahmen wären!). — „*Ein Vokal* vor zwey Consonanten und dem *x* und *z sind* lang. Ausgenommen *die Wörter*, die von *arbitro*, *duplico* herstammen, *sind kurz: arbitra, arbitrium, duplum, duplex, triplico, triplex*, auch *est* (!) von *sum*. — Die Sylbe vor *qu* wird corripirt: *equile* (ist wohl ein Druckfehler statt *equile*), *equito*, *aquila*, *utique*. *Jedoch que mit der Endsylbe verbunden, macht die kurze Sylbe lang: honestusque; amabitque*. — Ein von Natur kurzer Vokal ist vor einem *stummen und flüssigen Buchstaben* (also ohne Ausnahme!) einer Sylbe *lang oder kurz*; jedoch ausser der Poesie wird er gemeiniglich corripirt". — S. 19. III. *Etymologia*. Die Wortbildungslehre lehrt den Ursprung und die Veränderung der Wörter. —. Die *Wortarten* der lateinischen Sprache überhaupt theilt man in *acht Theile, partes orationis*, als: 1) *Nomen*. 2) *Pronomen*. 3) *Verbum*. 4) *Participium*. 5) *Adverbium*. 6) *Praepositio*. 7) *Conjunctio*. 8) *Interjectio*. — S. 20. *Drey Briefe* soll heissen *ternae literae*, also nicht *trinae literae*? S. 25. „*Pax* und *lux* haben keinen *Genitivum pluralem*", als wenn diese die einzigen Wörter der Art wären. S. 31. *Chelys* soll die Laute und die *Schnecke* heissen. — S. 35. „Der natürlichen Bedeutung nach sind: 1) *generis masculini* die Namen der Monate, Winde, Flüsse, und *männlicher Bedeutung*. Ausgenommen die Flüsse: *Sequana, Vistula, Lethe* sind *gen. fem.*" — Andere nicht? — S. 37. „*Generis*

feminini sind die Wörter auf *a* und *e* und die Pluralia auf *ae*, *mensa*, *epitome*, *divitiae*, *paragraphe*". Rec. kennt nur *paragraphus*. — Nach S. 40 sollen alle Adjectiva dreyer Endungen nach der zweyten und ersten Declination gehen. Also auch *silvester*, *celeber*, *acer* und die übrigen dieser Art? — S. 41. „Die Adjectiva auf *ilis* formiren den Superlativ mit *illimus*". Also auch *amabilis*, *laudabilis* u. a.? — S. 43. „Die Pronomina haben alle Casus *ausser des Vocativs*, welchen nur *tu*, *meus*, *noster* und *nostras* behalten." — S. 52. „Der Inf. Passivi ist nur selten mit der Sylbe *er* verbunden". — S. 81. „*Conjunctiones* sind Wörter, welche dazu dienen, Wörter, Sätze und Glieder der Rede mit einander zu verbinden, damit ein deutlicher Zusammenhang entstehe. Sie werden in gewisse Classen eingetheilt. *Da diese Eintheilung aber keinen Nutzen hat, so will ich sie nicht aufführen*".

In den ersten 7 Paragraphen der Syntax ist von Subject, Prädicat und Copula die Rede; gelegentlich aber auch von manchen anderen Dingen, als: vom Gebrauch der Zahlwörter und von der Bezeichnung der Sesterzrechnung. Unter Prädicat versteht übrigens der Vf. nicht, was man sich bisher darunter zu denken gewöhnt war; sondern *suo jure* dasjenige, was wir Object zu nennen pflegen; denn §. 2 heisst es: „Der zweyte wesentliche Theil eines Satzes, um dessen Auffindung man bemüht seyn muss, ist das Prädicat, *welches gewöhnlich im Accusativ steht;* es sey denn, dass das Verbum einen anderen *Casus* regiert. Oft ist es im Zeitworte selbst enthalten." Nach der Lehre des Vfs. ist demnach in dem Satze: „Der Schüler lese diess Buch", *der Schüler* Subject, *lese* die Copula, *diess Buch* das Prädicat. Vom Schüler wird also durch das Lesen ein Buch prädicirt!! — Die ersten 7 Paragraphen haben keine besondere Ueberschrift; dann folgt aber als Ueberschrift: *Bestimmende Wortfügung (Syntaxis rectionis)*, unter welchem Titel der Gebrauch der 6 Casus, nebenher aber auch noch manches Andere, was eben sich hie oder da anknüpfen liess, abgehandelt wird. — So heisst es z. B. S. 101. §. 10: „Sind zwey Substantiva beysammen, die, obgleich sie nicht zu einer Sache gehören, sich *aber* doch auf einander beziehen, so wird das *beziehende* in den Genitiv gesetzt auf die Frage: *wessen?* — 1) Gehören aber mehrere Substantive zu einer Sache, *so dass ein Substantiv vom anderen gesagt wird*, oder das andere (doch wohl den dadurch bezeichneten Gegenstand) beschreibt, so müssen beide in Einem Casu stehen, *wenn auch das eine sing. oder plur. Numeri, generis masc., fem. oder neutr. ist*. — 2) Wenn aber zwey Substantive beysammen stehen, und auf keins die Frage *wessen* passt, so muss das Substantiv im Genitiv stehen, das in der Construction das zweyte wird, oder es schon ist, z. B. Schaaf-Heerde *ovium grex*." Auch heisst es noch unter dem Abschnitt vom Genitiv S. 107: „Wenn man im Deutschen hat: *valde* sehr, so wird es in *magnus*, *summus*, *saepe* in *assiduus* und *nullus* beym Substantiv in *nihil* verändert, wenn man sie verändern will, z. B. „Er ist *oft* nach der Arbeit in Krankheit gefallen, *Ipse ex labore in morbum incidit assiduum*." Die *Syntaxis rectionis* erstreckt sich bis §. 60. Dann folgt mit §. 61 eine neue Ueberschrift: *Bindewörter = Conjunctiones*. — *Ut dass* §. 62. Von *ne* §. 63—65. Von *quin* §. 66. Von *quominus* §. 67. Von *fore ut* §. 68. — Dann wieder ohne Ueberschrift: §. 69. „*Praesertim cum*, *praesertim qui*, *praesertim maxime cum besonders aber da*, stehen mit dem Conjunctiv. *Etsi*, *tametsi*, *quanquam*, *quamvis*, *etiamsi* regieren gemeiniglich den Conjunctiv, wenn ein Satz vorausgeht." — §. 70. „Die Conjunctionen sind entweder *copulativae* oder *disjunctivae*, und dienen dazu, entweder einzelne Redetheile, oder ganze Sätze zu verbinden." — §. 71. „Noch müssen bemerkt werden: a) die Wörtchen *eben so wohl*, *eben so wenig*, *eben so sehr*, *so;* im Lateinischen *non minus, quam;* *non magis, quam;* *juxta ac;* *aeque, aeque, atque*. — b) *gleichsam*, *gerade als wenn* — *juxta ac: perinde ac*, *perinde ut* statt *quasi*. — c) *tantum non*, *modo non* für *propemodum beynahe, fast*. — d) *ve* am Ende eines Wortes einmal angehängt, heisst *oder:* ist es aber zweymal angehängt, so heisst es: *weder, noch* (!). — e) *vel;* steht es nur einmal, so kann es heissen: *auch sogar;* folgt es aber mehrmal auf einander, so heisst es: *entweder, oder*." — *Vom Conjunctiv*. „Mit den Regeln des Conjunctivs, welche oft vorkommen, muss sich der Lernende, wenn auch mit Mühe, genau bekannt machen. Er mag sich daher angegebene Wörter, auf welche die Classiker gemeiniglich den Conjunctiv folgen lassen, merken." — Dann werden die Wörter §. 72 angegeben. *Von den Fragwörtern* §. 73. — Von der Präposition *cum* §. 74. — *Tenus*, *versus*, *contra*, *per* §. 75. — *Usque ad*, *sub*, *super*, *in*, *ante*, *pro*. §. 76. — *Vom Pronomen* §. 77. — *De pronomine reciproco et demonstrativo*. §. 79. — *Von den persönlichen Fürwörtern mei*, *tui*, *cet*. §. 80. — Vom *Redditivo (talis — qualis cet.)* §. 81. — Vom Zeitworte *lassen*. §. 82. — Vom Zeitworte *müssen*. §. 83. — Vom Infinitiv §. 84 f. *Ohne zu*, *ohne dass* §. 86. — *Gerundia* §. 87—90. — Von den *Participiis* §. 91. Vom *Participio futuri passivi*. §. 92. Vom *Ablativo absolute posito*. §. 93. Von *Supinis*. §. 94. 95. — Der römische Kalender. — *Sapienti sat!* Um uns nicht öfter der Gefahr ausgesetzt zu sehen, durch zu harten Tadel den Anstand zu verletzen, haben wir das Urtheil über die ausgehobenen Stellen und über die Anordnung des Ganzen unseren Lesern ganz anheim stellen wollen.

r + n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 3 2.

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Critisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie; eller om Trovaerdigheden af Saxos og Snorros Kilder. Ved* (Kritische Untersuchung der dänischen und norwegenschen Sagengeschichte; oder: über die Glaubwürdigkeit der Quellen von *Saxos* und *Snorros* Werken. Von) *Peter Erasmus Müller.* 1823. 314 S. gr. 4.

Wie vieles die altnordische Geschichte, besonders in sofern sie aus den Sagen der Vorzeit des Nordens einiges Licht erhält, dem gelehrten Vf. zu verdanken habe, das kann Niemand unbekannt seyn, der nur einige Kenntniss von der neueren dänischen Literatur besitzt. Verstattet es zwar die Einrichtung unserer *A. L. Z.* und die bey dem jährlich grösser werdenden Umfange der vaterländischen Literatur immer nothwendiger werdende Einschränkung des Raumes in ihr für die Anzeigen der Werke des Auslandes nicht, jede einzelne Schrift des Vfs. ausführlich zur Sprache zu bringen: so haben wir es doch nicht unterlassen, in unserer *Uebersicht der Literatur der Dänen* u. s. w. (s. *Erg. Bl.* 1819. *No.* 43 f. 72 f. 1820, *No.* 52 f. 80 f. 1821. *No.* 20—25) die wichtigsten seiner in dieses Fach einschlagenden Werke mit dem Ruhme zu erwähnen, welchen sie verdienen. Inzwischen wird sich eine Ausnahme von unserer sonstigen Regel bey einem Erzeugnisse der wissenschaftlichen Bemühungen von dem Belange, wie das vorliegende, noch wohl entschuldigen lassen; wir glauben sie selbst unseren Lesern schuldig zu seyn, weil dieses Werk gleichsam als eine Wagschale für die Schätzbarkeit und den seltenen Werth früherer Arbeiten desselben Vfs. von verwandtem Inhalte betrachtet werden kann. Was uns bey Hn. Dr. *M.*, als Bearbeiter der altnordischen Sagen und dergl., immer vorzüglich angesprochen hat, und was seinen Schriften vor so vielen anderen in dieser Art einen ausgezeichneten Werth giebt: das ist die Unbefangenheit und der Freymuth, womit er seine von den Auslegungen Anderer abweichenden oder ihnen geradehin widersprechenden Ansichten vorträgt, verbunden mit der wahren Mässigung, Bescheidenheit und Anerkennung der anderweitigen Verdienste seiner Gegner, die sich nie deutlicher ausspricht, als wenn ihn seine Gründlichkeit, sein Studium der Quellen und seine gesunde Vernunft nöthigt, auf Verschiedenheit zwischen seiner Ueberzeugung und den Meinungen Anderer aufmerksam zu machen. Von diesen Eigenschaften findet man die Spuren in vielen seiner Schriften, z. B. *über die Authentie der Snorroischen Edda und die Aechtheit der Asalehre*, Kopenhagen 1812. *Ueber die Wichtigkeit der isländischen Sprache*, eine gekrönte Preisschrift, 1813. *Ueber den Ursprung und Verfall der isländischen Geschichtsschreibung* u. s. w. 1815. *Sagabibliothek*, mit Anmerkungen und Abhandlungen, Th. 1. 1817. Th. 2. 1818. Th. 3. 1821. Für die letzte dieser Schriften, zu welcher sich Hr. *M.* nach seiner gewohnten schriftstellerischen Besonnenheit und Ordnungsliebe durch frühere Abhandlungen gewissermaßen den Weg gebahnt, und das von Manchen bezweifelte Daseyn einer Dichtkunst, Fabellehre und Geschichte der altnordischen Völker mit unumstösslichen Gründen dargethan hatte, war Anfangs der letzte Theil der gegenwärtigen *kritischen Untersuchung* bestimmt; damit aber seine Untersuchung zu einem desto befriedigenderen Resultate führe, sahe er sich genöthigt, tiefer in das Einzelne zu gehen, und dadurch seine Abhandlung weiter auszudehnen, als solches mit der Einrichtung der Sagabibliothek verträglich war. Er beschloss also, seine Untersuchung über *Snorro*, in Verbindung mit der über des *Saxo Grammaticus* Werk, besonders herauszugeben: welches um so viel mehr zu billigen ist, da jene Bibliothek bereits zu einer Grösse angewachsen ist, wodurch der Ankauf derselben für Manchen erschwert wird, so gern er auch sonst ein Werk, wie das über *Snorro* und *Saxo*, sich anschafft. Noch darf nicht unbemerkt bleiben, dass diese beiden Abhandlungen ursprünglich zu Vorlesungen in den Versammlungen der *königlich dänischen Societät der Wissenschaften* bestimmt waren, in deren Schriften sie auch schon 1819, 1820 abgedruckt sind. Ebenso befindet sich ein Abdruck von der Untersuchung über *Snorro* in der dänischen Folioausgabe *der Geschichte der nordischen Könige*, und zwar im 6ten Theile dieses wichtigen Werkes, begleitet, nach dem Plane desselben, von einer Uebersetzung der Abhandlung ins Lateinische vom Et. R. *Thorlacius*, wovon zwar einige wenige Exemplare nach Deutschland, die Schrift selbst aber nicht in den Buchhandel gekommen ist.

Das Ganze dieses Werkes zerfällt seinem Inhalte nach in die beiden Hauptheile, deren *erster* S. 3—174 von *Saxos neun ersten Büchern*, der *letzte* S. 177—294 von *Snorros Heimskringla* die Quellen und deren Glaub-

würdigkeit kritisch darstellt. *Eine tabellarische Vergleichung zwischen den verschiedenen Bearbeitungen von Oluf Trygvesens Geschichte* beschliesst S. 296 — 314 das Ganze. Eine kurze Uebersicht des Hauptinhaltes von einem jeden der beiden Haupttheile wird ohne Zweifel den Freunden der altnordischen Literatur willkommen seyn.

Unter den früheren Bearbeitern von *Saxos* Nachrichten, deren das Vorwort zum ersten Theile Erwähnung thut, sind es besonders vier, welche mit einiger Ausführlichkeit die Glaubwürdigkeit derselben geprüft haben; nämlich: *Torfaeus* (*series regum Daniae*, 1702), *Gram* (in s. Noten zu *Meursii historia danica*, 1746), *Dahlmann* (in der Einleitung in die Kritik der Geschichte von Altdänemark, s. dessen *Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte*, Th. 1. 1822), und vor diesem noch *Suhm* (in s. *kritischen Geschichte von Dänemark*, Th. 3. 1776). Nur dieser bemüht sich, mittelst Vergleichungen, die er zwischen *Saxo* und anderen geschichtlichen Ueberbleibseln des Alterthums anstellt, den Werth desselben mit einiger Gründlichkeit darzuthun, obgleich auch er Manches auf blosse Möglichkeiten, von denen eine die andere zuweilen aufhebt, bauet, die angegebenen Gründe nicht immer gehörig wiegt, und daher verschiedenen Sagen einen höheren Werth beylegt, als sie verdienen. Die drey Erstgenannten haben das mit einander gemein, dass sie hauptsächlich suchen *Saxos* Glaubwürdigkeit verdächtig zu machen, oder sie ihm völlig abzusprechen: welches letzte besonders von *Dahlmann* in Beziehung auf die acht ersten Bücher von *Saxo*, „die, da sie nur auf Volksfagen beruhen, gar keinen Glauben verdienen", geschieht. Der Vf. hielt also eine neue und vollständigere Untersuchung von *Saxos* Nachrichten für nothwendig, um die von ihm befolgten Grundsätze, seine benutzten Quellen und die grössere oder geringere Glaubwürdigkeit derselben darzustellen. Wie sehr der Vf., sowohl wegen seiner vertrauten Bekanntschaft mit der isländischen Literatur, als wegen anderer, einen gründlichen Geschichtsforscher bezeichnender Eigenschaften, zu dieser Arbeit den Beruf habe: das bedarf nach dem oben Bemerkten nicht noch der Versicherung. Nach dem Vorworte folgen *allgemeine Bemerkungen über Saxos Quellen* S. 5 f. Dass *S.* Sinn für die Dichtkunst hatte, zeigen nicht sowohl die vielen Verse, womit er die Prosa abwechseln lässt, so, wie sich ihm diese Einkleidung in seinen benutzten Hülfsmitteln darbot, sondern mehr noch die dichterischen Bilder, deren er sich bediente, und sein Bestreben, von den erzählten Begebenheiten die dichterische Seite aufzufassen. Eben der öftere Wechsel zwischen Prosa und Poesie und die Anwendung der letzten auf unbedeutende Gegenstände, wo man sie am wenigsten erwartet, zeigt, dass er sich oft fremder Quellen bediente; auch bemerkt er in der Vorrede, er habe dänische Verse in lateinische übersetzt. Ausserdem nennt er ausdrücklich als seine Quellen die in Klippen eingehauenen Runenschriften und gewisse, nicht näher bezeichnete, Schriften der Isländer: doch waren jener und dieser nur wenige. Auch benutzte er ohne Zweifel mündliche Nachrichten von dem, in *Absalons* Diensten stehenden Isländer *Arnold*, der sich auf die alten Sagen wohl verstand, und von welchem *Saxos* kürzere Erzählungen herrühren mögen; und überdiess die alten schriftlichen Listen über die dänischen Könige. Für alles dieses führt der Vf. *S.*'s eigene Worte aus dessen Schriften an. Von fremden Schriften nennt *S.* nur *Dudo* und *Beda* und zuletzt noch *Paulus Diaconus*: doch ists wahrscheinlich, dass er auch *Eginhards* Schrift über *Carl den Grossen* und die Kirchengeschichte von *Adam von Bremen* kannte. Gegen die Vorwürfe, dass *S.* fremde Chroniken gebraucht habe, nur um die Thaten seines Volkes auszuschmücken, und dass er sich nicht oft genug die geschriebenen Chroniken bedient, vertheidigt ihn der Vf. mit Gründen, die von der Beschaffenheit seines Zeitalters entlehnt sind. Auf die Chroniken des Mittelalters konnte er, zumal wenn sie ihm nur in deutschem Gewande vorkamen, kein hohes Gewicht legen. Uebrigens litten die Sagen, je weiter sie im Laufe der Zeit sich verpflanzten, aus äusseren und inneren Ursachen, desto mehr Veränderungen. Der Vf. unterscheidet nun zwischen *ächten* und *zuverlässigen* Sagen, und versteht unter jenen solche, die in allem Wesentlichem nur unwillkührliche Veränderungen erlitten haben; unter diesen die, von denen wir mit Wahrscheinlichkeit das ihnen zum Grunde liegende Factum ausfindig machen können. „Ob nun gleich *S.*'s 9 erste Bücher manches Unzuverlässige und mehrere spätere Verzierungen alter Erinnerungen enthalten: so finden wir in ihnen doch auch nicht wenig ächte und verschiedene zuverlässige Alterthumssagen." Diess zu zeigen, die Glaubwürdigkeit und den grösseren oder geringeren Werth der einzelnen Sagen zu bestimmen, ist der Gegenstand der folgenden Untersuchungen. *Saxos* erstes Buch. S. 15 f. „*Dan*, *Angul*, *Humble*, *Lother* — etymologische Hypothesen. *Skiolds* Thaten, der Nachhall alter Erinnerungen: *Gram*, ein Appellativ, womit in den ältesten dänischen Liedern die *nobilitas regia* bezeichnet wurde. *Haddings* Geschichte, eine uralte Sage, welche um des Vielen willen, das sie über die *Jotunen* enthält, hier ihre Stelle erhielt." *Saxo* fand über den Ursprung des dänischen Reiches keine Erzählung; *Odin* an die Spitze der Könige zu stellen, litt sein Glaube nicht; er fing also mit dem Könige an, von dem, nach seiner Meinung, das Reich den Namen erhalten hat, mit *Dan*. Nur der Etymologie verdankt *Dan* seine Existenz als König der *Dänen*, so wie *Angul*, Dans Bruder, als Ahnherr der *Angeln*. Mit *Dans* Söhnen *Humble* (*humilis*) und *Lother* (isländisch *Ljotr*, hässlich) hat es dieselbe Bewandniss: die dänische Geschichte liefert in ihnen gewissermassen ein Seitenstück zu *Abel* und *Kain*, zu *Remus* und *Romulus*. Mehr aber, als blosse Hypothese, ist die aus der Bedeutung der beiden Wörter *Skjold* und *Gram* hergeleitete Königswürde der beiden so benannten Stammkönige, *Skjold*, (Schild, Wappen, Held) und *Gram* (ein kriegerischer Hauptmann). Den ersten Ehrennamen erhielten die dänischen, den letzten die anderen nordischen Könige. Die Sage von *Hadding* trägt die unverkennbarsten Spuren eines sehr hohen Alters, die zum Theil selbst darauf führen, wie die Er-

zählung von den Jotunen aus der Erinnerung an einen älteren hohen Volksstamm, welchen die Asaverehrer im Norden fanden, entstanden ist. Was *Saxo* zunächst veranlasste, *Hadding* mitten unter die ältesten dänischen Könige zu setzen, das war ohne Zweifel seine einmal angenommene Theorie von den ältesten Bewohnern des Nordens. Er sagt unter anderen: „Zuerst lebten im Norden die *Jotunen* (*Jaetten*, Riesen), nachher die *Asen* (*Koglere*, Gaukler), welche die *Jaetten* bekriegten und sie um ihr Ansehn brachten; zuletzt Kinder aus einer Vermischung von beiden, die *Heroen*: selbst von diesen wurden einige für Götter gehalten. Uebereinstimmend mit dieser Hypothese war es, zunächst nach *Dan* und *Skjold* die Sage von *Gram* aufzunehmen, in welcher die *Jotunen* vorkommen; alsdann die von *Hadding*, der mit den *Jaetten* und *Asen* vieles zu schaffen hatte; endlich auch die von *Frode dem Ersten*, mit welchem *Saxos* zweytes Buch beginnt. S. 24 f. „*Frode der Erste* fällt mit den späteren *Froden*, die nur durch Zunamen verschieden sind, obgleich manche Erzählung, ohne nähere Bestimmung von Zeit und Ort, nur Einem *Frode* gilt, zusammen. *Helge*, der mit *Yrsa* den *Hrolf Krage* zeugte; dessen Zug zu *Adils*, sein Tod u. s. w. macht den Inhalt einer uralten Sage aus" u. s. w. Alles, was *Saxo* dem ersten *Frode* zuschreibt, die Belagerung von grossen Städten, die Anlegung von Minen, die Kriegszüge nach Westen, selbst bis nach Britannien, wo *Frode* als Sieger von den schottischen Grenzen geradehin nach London zog u. s. w.: das hat, man mag es nun in die Zeit von einigen Jahrhunderten *vor* oder *nach* Christi Geburt verlegen, alle Merkmale des Unglaublichen, und ist wahrscheinlich im eilften Jahrhunderte erdichtet worden. Andere Sagen von *Frode*, wonach er den Gold brütenden Lindwurm tödtete, das Gold als Mehl gebrauchte und dergl., gründen sich auf uralte Erzählungen, und es bestätigt sich hier, was man nicht selten bemerkt hat, dass das Fabelhafte der Vorzeit älter ist und mehr Grund hat, als das Historische. Bestimmter und auf mehrere übereinstimmende Sagen sich gründend sind die Erzählungen von *Frodes* Enkel *Helge*; besonders dessen Ehe mit der eigenen Tochter, *Yrsa*. Die in diesem Buche vorkommenden zwey, von *Saxo* paraphrasirten, Wechselgesänge über *Hrolfs* Tod gehören einem sehr hohen Zeitalter an. Schon in *Snorros* Edda ist ein Fragment enthalten von dem alten *Bjankemaal*, wo die Rede davon ist, dass der freygebige König seine Hofleute mit goldenem Schmucke erfreut habe u. s. w., welches mit *Saxos*, dem *Hjalte* in den Mund gelegten, Versen übereinstimmt:

„*Dulce est, nos Domino percepta rependere dona,*
Acceptare enses, famaeque impendere ferrum" etc.

Hrolfs Lebensalter lässt unser Vf. in Beziehung auf die einzige bekannte gleichzeitige Begebenheit von *Adilses* Regierung zu Upsala in das Ende des *sechsten* Jahrhundertes fallen; wogegen ihn *Saxo* mehrere Jahrhunderte *vor* der Geburt Christi leben lässt. Der Grund davon war der, dass derselbe *Hother*, welcher mit *Balder* gekämpft haben soll, nach der Sage, *Hothbrodts* Sohn war, dieser aber, nach dem Zeugnisse alter Lieder, von einem *Helge* umgebracht wurde. „Da nun *Saxo* diesen *Helge* für *Hrolfs* Vater hielt, so sahe er *Hother* für den Zeitgenossen von *Hrolf* an; zu *Hothers* Geschichte gehörte aber die ganze mythische Erzählung von seinem Streite mit *Balder*. In diesem Streite spielten die Asen eine bedeutende Rolle: ihr Leben gehört also, nach *Saxos* Annahme, zur nächstältesten Periode in der Geschichte des Nordens, oder es machte vielmehr, da *Balder* eine Hauptrolle dabey hat, den Uebergang zur dritten Periode, nämlich zu der der Heroen." (S. 36.) *Saxos* drittes und viertes Buch. S. 36—55. Der Vf. betrachtet hier mit kritischem Auge die alten Mythen von *Balders* Tod, *Odins* einstweilige Vertreibung aus der Versammlung der Götter, deren die beiden Eddas keine Erwähnung thun, obgleich *Snorro* in seiner *Ynglingasaga* den *Odin* eine Zeitlang von jener Versammlang abwesend seyn lässt; Odins Ehe mit *Rinda*, erklärt als eine historische und geknüpft an eine Local-Sage. Die Erzählung von *Amleth*, eine von *Arnold*, *Saxos* Zeitgenossen, verfasste Sage. Die uralte Erzählung von *Vermund* und *Uffo* wird mit angelsächsischen Erzählungen verglichen. Wie wenig man von dänischen Königen Namens *Dan* weiss. Ueber verschiedene *Frodes* und *Fridleifer*. *Saxo* kennt drey *Dans*; der erste soll *Danmark* den Namen gegeben haben; vom zweyten weiss *Saxo* nur, dass er sehr hoffärtig gewesen: welches *Saxo* aus dem Zunamen *Mykilati* schliesst; den dritten lässt er im zwölften Lebensjahre Krieg mit den Sachsen führen, sie schlagen und schatzpflichtig machen: auch soll er *Frode*, des Friedliebenden, Grossvater gewesen seyn. „Hier ist also wieder ein Bruchstück von einer Sage, allzu unvollständig, als dass man aus inneren Gründen dessen Glaubwürdigkeit beurtheilen oder bestimmen könnte, welchen *Dan* es betrifft, und in welchem Zeitalter er lebte." *Snorro* redet nur von Einem *Dan*, dem dritten Könige von Dänemark, der dem Lande den Namen gab, und schreibt ihm Alles zu, was *Saxo* unter drey *Dans* vertheilte. — *Saxos* 5. 6 und 7tes Buch. S. 56—111. Das ganze fünfte Buch ist der Geschichte *Frode* des Dritten gewidmet; die grosse Ausführlichkeit rührt aber allein daher, dass hier mehrere an sich verschiedene Sagen in einander verflochten sind. Die Hauptbestandtheile der Erzählung sind nämlich 1) einige alte Denkmäler, welche an den Namen „*Frode der Friedfertige*" geknüpft und absichtlich ausgeschmückt sind; 2) die Sage von *Erick*, dem Kunstredner, eine Volksfabel; und 3) spätere Bearbeitungen von den uralten Sagen von *Hedin* und *Hogne*, *Asmund* und *Asvit*, *Arngrimm* und dessen Söhnen. Das Uebereinstimmende in den verschiedenen Sagen besteht darin, dass es unter den alten Königen in *Lejre* Einen gab, der, indem er durch Weisheit und Kraft den Landfrieden aufrecht hielt, ein dauerndes Denkmal von seiner glücklichen Regierung hinterliess, und zu seinem Namen *Frode*, Fridleifs Sohn, den Zunamen *der Fredegode* erhielt. Wie alt die Sage, oder das Lied, von *Arngrimms* Söhnen sey, erhellt schon daraus, dass von den Namen derselben, die alle nach Reimbuchstaben geordnet sind,

6 in dem Eddaischen Liede *Hyndluliod*, 8 in der *Herfararsaga* und 6 in der Sage von *Orvarodd* vorkommen. Ob nun gleich *Frodes* Leben ein (von *Arnold*) planmäſsig zuſammengeſetztes Ganzes ausmacht: ſo verräth doch die Behandlung deſſelben in ihrer groſsen Verſchiedenheit von dem Vorhergehenden und dem Nachfolgenden, daſs *Saxo* ihm nicht ſelbſt die Form gegeben, und der Vf. findet es mit *Dahlmann* (ſ. deſſen *Forſchungen* u. ſ. w. Bd. 1. S. 237) wahrſcheinlich, daſs eine andere Hand, als *Saxos*, dem Ganzen ſeine Geſtalt verliehen hat. — Das 6te Buch enthält die Erklärung der Sage von *Hjarne*, dem Dichter, der es ſeiner auf *Frode* verfertigten Grabſchrift zu verdanken hatte, daſs er ihm in der Königswürde folgte. Die Grundzüge in jener Sage ſind nicht unwahrſcheinlich. Umfang und epiſche Haltung in der Erzählung von *Frode*, *Ingilds* Vater, welche zu *Staerkodders* Geſchichte gehört. Ihre Quelle iſt nicht eine einzelne Sage, ſondern ſie iſt entlehnt aus nordiſchen, däniſchen, ſchwediſchen, vielleicht auch deutſchen, Sagen und aus alten däniſchen Liedern. In des *Staerkodders* Geſchichte finden ſich übrigens viele Widerſprüche, und der Vf. ſetzt es auſser Zweifel, daſs es nur Einen *Staerkodder* gegeben hat. — Klagen über den Mangel an Nachrichten von *Ingilds* Nachfolgern in der Regierung eröffnen *Saxos* 7tes Buch; er nimmt ein Interregnum bis zu *Harald Hyldetands* Regierung an. Die Geſchichte von *Halfdan Bjerggram* iſt nur aus der Sage von verſchiedenen *Halfdans* entſtanden. Es folgen vier Liebesgeſänge von *Othar* und *Syrithe*, *Alger* und *Alvilde*, *Signe* und *Habor*, *Gurithe* und *Halfdan*. Ueber *Harald Hyldetands* Herkunft. Mythiſche Grundzüge in *Har. Hyld.* Geſchichte. Das Bemerkenswertheſte in ſeiner Regierung iſt die Errichtung eines groſsen Steinmonumentes, welches in den Klippen von *Bleking* noch bis in die neueſte Zeit in einigen Ruinen ſich erhalten hat; und die groſse Schlacht, die unter ihm in den Feldern von *Bravalla* vorfiel, die in ſehr alten Liedern, von denen man noch jetzt die Ueberſetzung hat, beſungen worden. „Das Mythiſche in *Haralds* Geſchichte macht allerdings die älteſten Nachrichten aus, die wir von ihm haben. Seine Geburt war an ein Sühnopfer auf Veranlaſſung eines Brudermordes geknüpft, welches in dem Tempel zu *Upſala* Statt hatte. *Odin* hatte ihn ſchuſsfrey gemacht, und ihn überdieſs ſeine Flotte und ſein Kriegsheer ordnen gelehrt; daher wurde er ein ſtarker Krieger, der viele Gefallene dem Heervater in *Valhall* zuſchickte" u. ſ. w. In *Saxos* achtem Buch wird die *Bravallaſchlacht* beſchrieben. Alte däniſche Lieder, vorgeblich von *Staerkoddar*, die bloſs im Gedächtniſs ſich erhalten hatten, gaben den Stoff zu der Beſchreibung. *Saxo* ſagt dieſes ſelbſt, und die Einkleidung und ganze Beſchaffenheit der Beſchreibung läſst keinen Zweifel dagegen übrig; auch eine Vergleichung zwiſchen ihr und dem isländiſchen Bruchſtücke von den Thaten der däniſchen Könige, welches *Sögubrot* heiſst, und das zwar jünger iſt, als *Saxo*, doch aber wegen der damals unterbrochenen Gemeinſchaft zwiſchen Island und Dänemark nicht von ihm entlehnt ſeyn kann, bürgt für die Glaubwürdigkeit und das hohe Alter der Nachrichten, deren er ſich bediente. Uebrigens hatte *Saxo* auch hier Schwierigkeiten zu bekämpfen, um den Zeitraum zwiſchen der von ihm um einige Jahrhunderte zu weit zurück verlegten *Bravallaſchlacht* und *Godefrids* Regierung auszufüllen. *Oluf*, des Frechen, Geſchichte gehört einem ſpäteren Zeitalter an. *Ömunds* Fehden mit *Rusla* ſind nur Wiederholungen früher benutzter Erzählungen. Die abentheuerliche Geſchichte von *Jarmerik*, die ſich auf eine romantiſche Volksſage, einem Gemiſche von deutſchen romantiſchen Dichtungen und däniſchen Ueberlieferungen, gründet, hat mit Dänemark nichts zu ſchaffen. Auch die Erzählung von den *Longobarden*, einem germaniſchen Volksſtamme, der urſprünglich von *Vendſyſſel* auswanderte, iſt entlehnt von deutſchen Sagen, die im 11ten Jahrhunderte in Dänemark localiſirt wurden. „Man könnte die Frage aufwerfen: wie *Saxo* die Auswanderung der Longobarden aus Skandinavien um mehrere Menſchenalter nach der *Bravallaſchlacht*, alſo gegen das Ende des 8ten Jahrhundertes, wo ihr Reich in Italien ſchon einige Hundert Jahre geblüht hatte, habe geſchehen laſſen können. Wir erwiedern: das Auffallendeſte bey dieſer Verrechnung verſchwindet, wenn man ſich erinnert, theils, daſs *Saxo* dieſe Schlacht weit früher ſich ereignen läſst, als ſie wirklich gehalten worden iſt, und daſs er daher nach ſeiner Zeitrechnung die Auswanderung in den Anfang des 7ten Jahrhunderts verlegen konnte; theils, daſs er dem *Paulus Diaconus* folgt, der ſich mit *Saxo* deſſelben Fehlers ſchuldig machte, indem er die Longobarden mehrere Jahrhunderte ſpäter auswandern lieſs, als ſie wirklich ausgewandert ſeyn können. Hiedurch wird zwar die chronologiſche Unrichtigkeit nicht gehoben, aber doch die auffallende Ungereimtheit vermindert." (S. 138.) *Gorms* und *Thorgils* Reiſen an das Ende der Welt ſind nur moraliſchreligiöſe Dichtungen u. ſ. w. — Die Geſchichte von *Regnar Lodbrog* macht den Inhalt von *S.*'s 9tem Buch aus, S. 150 ff. Nur Einen dieſes Namens hat es gegeben; aber ſeine Geſchichte iſt zuſammengeſetzt aus einigen alten Sagen, die ſich noch jetzt in der isländiſchen Erzählung von dieſem Könige finden; aus zweifelhaften däniſchen Sagen von den Frauen deſſelben; aus einer Liſte der Feldſchlachten, entlehnt von *Regnars* Sterbelied; und aus einer Ueberlieferung von einem weit jüngeren *Regnar* oder *Reginfred*, der in *Regnar Lodbrogs* Zeitalter mit einem *Harald* kämpfte.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Critisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie; eller om Trovaerdigheden af Saxos og Snorros Kilder. Ved* (Kritische Untersuchung der dänischen und norwegenschen Sagengeschichte; oder: über die Glaubwürdigkeit der Quellen von *Saxos* und *Snorros* Werken. Von) *Peter Erasmus Müller* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mit dem Anfange des 9ten Jahrhundertes hörte in Dänemark die Sagengeschichte in der eigentlichsten Bedeutung auf. „Wir haben nicht weiter nöthig, nur auf die innere Beschaffenheit der dänischen Sagen Rücksicht zu nehmen, oder sie mit den Berichten der Isländer zu vergleichen. Wir können nun in den englischen und fränkischen Annalen, in *Ansgars* Leben und in den Nachrichten von dänischen Königen, die an die Berichte von der Verbreitung des Christenthums geknüpft sind, Aufklärung suchen. Auch veränderte sich in diesem Jahrhunderte das altnordische Leben in Dänemark; die normännischen Raubzüge, die am Ende des 8ten Jahrhunderts häufiger geworden waren, und besonders im 9ten mit Eifer fortgesetzt wurden, wirkten auf Dänemark so, wie nachher die Kreuzzüge auf ganz Europa" u. s. w. (S. 166.) Mit einigen Bemerkungen über *Gorm, den Alten*, und *Thyre Dannebod* schliesst der Vf. diesen Abschnitt.

Bey des Vfs. *Untersuchung der Quellen von Snorros Heimskringla und der Glaubwürdigkeit derselben*, welche den Inhalt der 2ten Hauptabtheilung ausmacht, muss sich Rec., zur Schonung des Raumes, mehr noch der Kürze befleissigen, als bey dessen kritischer Bearbeitung des *Saxo*. Die *Einleitung* S. 179 f. handelt von den Quellen, aus denen *Snorro* schöpfte, von der Art, wie er sich ihrer bediente, von dem grösseren oder geringeren Werthe derselben im Allgemeinen. Wie *Saxo* den Grund zur Sagengeschichte für *Dänemark* legte: so that *Snorro* ebendasselbe für *Norwegen*. Ueber *Halfdan Svarte* hinaus sind seine, wie Anderer, Nachrichten nur dürftig; von ihm an aber, und bis zu *Sverres* Erscheinung, also von den viertehalb hundert Jahren 824 bis 1176, giebt er eine ausführliche Darstellung von den Thaten und Unternehmungen der norwegenschen Könige. Sein Werk, nach dem Anfangsworte der Vorrede *Heimskringla* genannt, als einzige gedruckte Quelle, woraus die Kenntniss der Schicksale des alten Norwegens geschöpft wird, betrachtet, veranlasste die Meinung, *Snorro* habe Norwegens Geschichte eben so selbstständig behandelt, als *Saxo* die von Dänemark: indem er sein Werk nach alten Liedern, nach Sagen der Vorzeit, nach Ueberlieferungen von den Altvorderen, ausgearbeitet, und dabey nur die kurzen Aufzeichnungen von *Are Frode* und *Saemund Frode* benutzt habe. Der Vf. zeigt aber, was er schon in s. *Sagabibliothek*, Th. 3. S. 399 f., ausführlicher bewiesen, dass *Snorro*, ausser den genannten Hülfsmitteln und den Lebensbeschreibungen einzelner Isländer, auch noch eine ganze (S. 180 namhaft gemachte) Reihe geschriebener Sagen von den Thaten der norwegenschen Könige gebrauchte. Vergleichungen zwischen seiner *Heimskringlasaga* und anderen Werken, z. B. *Gunlangs* und *Oddurs, Jomsvikingasaga* und dergl., zeigen deutlich, *wie* er jene Sagen benutzte. *Snorro* vermied sorgfältig jede zu grosse Weitläuftigkeit, jedes Kleinliche oder den Anstand Beleidigende, wie auch alles allzu Unglaubliche. Zu den Dichterstrophen, die sich ihm darboten, fügte er aus bekannten Liedern manche, deren er sich erinnerte, hinzu. Doch trug er kein Bedenken, wörtlich alles das aufzunehmen, was er zu berichtigen nicht nöthig fand. Der Vortrag ist daher auch keinesweges sein eigener, sondern der der ungenannten Sagaverfasser, oder auch des Zeitalters im Allgemeinen. Nur die dreyzehn ersten Capitel scheint *Snorro* selbst ausgearbeitet zu haben. Auf den Einwurf, dass die Einförmigkeit des Stils sich nicht wohl mit der Zusammensetzung von verschiedenen Berichten verschiedener Vff. vereinigen lasse, bemerkt Hr. *M.* sehr richtig: man dürfe den Unterschied zwischen einer Literatur in ihrer Kindheit und in ihrem reiferen Alter nicht übersehen. Die verschiedenen Schattirungen, welche ein bücherreiches Zeitalter in der Eigenthümlichkeit gleichzeitiger Vff. verursacht, konnten sich bey den alten Isländern nicht äussern. Ihre schriftlichen Vorträge waren nicht etwa das Resultat tiefer Reflexion, oder einer besonderen Geistesrichtung, sondern das treue Gepräge von dem Mündlichen, welches durch die verschiedenen Verhältnisse, worin sie aufgewachsen

waren und sich befanden, seine Bildung erhalten hatte. „In den vielen Schriften, die uns aus Islands Freyheitsperiode übrig geblieben sind, lassen sich drey besondere Arten des Stils unterscheiden; nämlich der *juristische*, der sich in den alten Gesetzformularen beweget; der *theologische* oder didaktische, der die Spuren davon trägt, zum Theil nach dem Lateinischen gebildet worden zu seyn, und sich durch lange Perioden und viele Beywörter auszeichnet; und der *historische*, oder die Sagasprache." Auch bey dieser findet sich Verschiedenheit, die aber nicht den Vffn., sondern dem Zeitalter zugeschrieben werden muss. Die Sagen aus einerley Zeitalter haben auch meist einerley Stil und Ton. — Ob nun gleich *Snorro* sich nicht an die Sagen band, sondern nur schriftliche Denkmale benutzte: so verdient doch der grösste Theil seines Werkes den Namen der *Sagengeschichte*, in sofern er, was er vorfand, nicht nach einem ihm eigenen Gesichtspuncte bearbeitete, sondern solches nur so aufnahm, wie es war, und nur das Ueberflüssige und Unedle davon wegliess. Die Vff. der Königssagen, deren er sich bediente, schrieben die mündlichen Erzählungen, die im Umlaufe waren, nieder, und folgten der Sage. Aber der bedeutende Unterschied waltet zwischen der in *Saxos* neun ersten Büchern enthaltenen Sagengeschichte und der in *Snorros Heimskringla* ob, dass jene die Sagen des hohen Alterthums enthält, welche sich durch viele Menschenalter hindurch fortgepflanzt haben, diese hingegen, mit Ausnahme der *Ynglingasaga*, die Denkmale weniger Jahrhunderte. „Wir wissen nicht, wer den Alterthumssagen ihre Einkleidung gegeben hat; aber wir können von den in der *Heimskringla* enthaltenen Nachrichten nicht selten die Augenzeugen nachweisen, auf deren Aussage die Erzählungen beruhen. Die Untersuchung über der *Heimskringla* Quellen und deren Glaubwürdigkeit führt daher auf sicherere Resultate, als die über *Saxo*: da wir bey jener so viele schriftliche Denkmale vergleichen können, und in diesen so oft der Sagen Gewährsmänner finden" (S. 183).

In 13 Abschnitten geht nun der Vf. auf eine ähnliche Art, wie die 9 ersten Bücher *Saxos*, die Hauptquellen durch, die in *Snorros Heimskringla* benutzt sind. Rec., der sich nur darauf einschränken muss, sie namhaft zu machen, darf versichern, dass er in diesen kritischen Untersuchungen denselben Geist der Prüfung, dieselbe Freyheit von vorgefassten Meinungen, denselben Scharfsinn, dieselbe Sorgfalt und Genauigkeit, verbunden mit den Spuren der ausgebreitetesten Kenntniss der Geschichte des alten Nordens, gefunden hat, wie in der vorhergehenden Untersuchung. Diese Quellen sind: die *Ynglingasaga* S. 184 f., ferner die Sage von *Halfdan Svarte* S. 195 f., die Sage von *Harald Haarfager* S. 199 f., die von *Hakon*, dem Guten, S. 206 f., von *Harald Graafeld* und *Hakon Jarl*, S. 212 f., von *Oluf Trygvesen*, S. 213 f., von *Oluf*, dem Heiligen, S. 238 f., von *Magnus*, dem Guten, S. 258 f., von *Harald Haardraade*, S. 263 f., von *Oluf Kyrre*, S. 285 f., von *Magnus Barfod*, *Sigurd Jorsalafar*, *Eistein* und *Oluf*, S. 287 f., von *Harald Gille*, nebst dessen Söhnen, S. 292 f., und zuletzt von *Hakon Herdebred* und *Magnus Erlingsen*, S. 295 f. Die S. 298—313 angehängte tabellarische Vergleichung der verschiedenen Bearbeitungen von *Oluf Trygvesens* Geschichte gehört zu S. 232. Die Sage von *Gunlang Munk* ist, als die ausführlichste, dabey zum Grunde gelegt; diese ist zunächst mit *Snorros Heimskringla* und *Oddur Munks* Sage mit *Gunlangs* verglichen, so, dass daraus die grösseren oder geringeren Abweichungen und Auslassungen der beiden kürzeren Sagen klar hervorgehen. — Rec. bedauert, dass er sich das Vergnügen versagen muss, auch aus dieser 2ten Hauptabtheilung Proben von des Vfs. eigener Gabe, Licht in die Dunkelheit zu bringen, und dem historischen Aberglauben, woran auch heutiges Tages so Mancher noch leidet, zum Trotze, der Wahrheit die Ehre zu geben, da, wo ihn seine ruhige Forschung und seine Unbefangenheit im Auslegen dazu in den Stand setzt, — auszuheben, wie aus der ersten Abtheilung: aber schon diese werden hinreichen, die Aufmerksamkeit der Freunde der altnordischen Geschichte auf ein Werk zu lenken, das classisch ist in seiner Art, eine Menge blosser, oder wohl gar modernisirter, Uebersetzungen, wie z. B. *Grundtvigs Danmarks Krönike*, Kopenh. 1818, an innerem Gehalte unendlich überwiegt, und dem Rec. aus neuerer Zeit keine Schrift von ähnlichem Inhalte an die Seite zu setzen weiss, als *Finn Magnussens den aeldere Edda; en Samling af de nordiske Folks aeldste Sagn og Sange, ved Saemund Sigfusson. Oversat og forklaret.* Bd. 1—4. Kopenh. 1821—1823. 8.; mit welchem aufgeklärten Isländer Hr. Dr. *M.* unter Anderem auch darin übereinstimmt, dass er die Asen, sowie die Götter der meisten anderen Völker, keinesweges für ursprünglich historische Personen, sondern nur für personificirte Naturgötter hält, deren meiste ihnen zugeschriebenen Thaten nur eine symbolische Bedeutung haben. „Diese Ansicht, sagt Hr. *M.*, konnte freylich *Snorro* zu seiner Zeit nicht haben. Er musste die alten Götter entweder für Teufel, oder für Menschen halten. Jenes litte die Ableitung der Geschlechtsregister der nordischen Könige und seines eigenen von diesen Stammvätern nicht; er betrachtete sie also als Menschen, und glaubte so seiner norwegenschen Königsgeschichte die erwünschteste Vollständigkeit zu geben" u. s. w. S. 186.

v. G.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Taschenbuch für das Jahr* 1829. *Der Liebe und Freundschaft gewidmet.* Herausgegeben von Dr. *St. Schütze.* XXIV u. 310 S. Mit 10 Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Taschenbuch für das Jahr* 1831. *Der Liebe und Freundschaft gewidmet.* Heraus-

gegeben von Dr. *St. Schütze.* 304 S. Mit 10 Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

3) Ebendaselbst: *Taschenbuch für das Jahr* 1832. *Der Liebe und Freundschaft gewidmet.* Von Dr. *St. Schütze.* 342 S. Mit 10 Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

Habent sua fata libelli! Dass dieser Ausspruch auch auf Recensionen neuer Bücher seine Anwendung haben würde, konnte jener alte Dichter freylich nicht ahnen: dennoch ist es so! Das freundliche und mit Recht geschätzte Taschenbuch, dessen Titel wir oben dreymal wiederholt haben, ist in unserer A. L. Z. durch alle seine Jahrgänge (zuletzt noch 1830. No. 15) angezeigt worden; nur jene drey Jahrgänge blieben zurück, weil der Tod die Recensenten so wenig, als andere ehrbare Schriftsteller, verschont. Wir glauben daher die Anzeige dieser Jahrgänge jetzt nachholen zu müssen, um dann, in ununterbrochener Reihe, das neue aufs J. 1833 bereits erschienene Taschenbuch an seine Vorgänger anschliessen zu können.

In No. 1 hat Hr. *C. Spindler* sinnreich aus dem Taschenbuche selbst eine *Historie in 8 Kapiteln mit* 8 (nicht übel gerathenen) *Bildern* von *Ramberg* geschöpft: *Das Taschenbuch für Liebe und Freundschaft.* Sie ist leicht und anmuthig erzählt, bringt die aus den früheren Jahrgängen gewonnene Unterhaltung in erfreuliche Erinnerung, und ladet zu fortgesetztem Genuss ein. Dann folgt: *Weiss-Hütchen, eine Volkssage, nacherzählt von Wilhelm Blumenhagen.* Eine Unwahrscheinlichkeit mehr oder weniger wird bey solchen Volkssagen nicht beachtet, wenn sie nur sonst die Erwartung spannen und gehörig befriedigen. Diess, und eine zierliche Darstellung, muss man dieser Sage vom Winzenburger Spuk, welcher im Hildesheimischen sich zugetragen hat, nachrühmen. Sehr vortrefflich ist *die Wanderung nach Paris*, eine Erzählung von *Friederike Lohmann*, sinnig erfunden und mit Zartgefühl ausgeführt. Die ehrliche Einfalt eines Schweizerjünglings und der frivole, oft verbrecherische Leichtsinn französischer Wüstlinge ist nicht leicht in einem anziehenderen Contraste geschildert worden. — *Der Beruf, Erzählung* von *C. Weisflog*, ist launig, oft drollig. Eine Dame, welche die Gefälligkeit hatte, die Erzählung vorzulesen, wünschte die zu gehäufte und desshalb störende lateinische Nomenclatur der Pflanzen und Blumen, und manche schönthuende Ausdrücke weg, deren Begriff sie sich nicht veranschaulichen konnte: wie wenn z. B. ein niedliches Blumen- und Treib-Häuschen freundlich mit seinem rothen Dache aus den grünen Laubmassen *herausgenickt* haben soll. — Hr. D. *Schütze* selbst hat sich diessmal des Taschenbuches unmittelbar nicht so angenommen, wie es wohl der ihm anvertraute Pflegling erwarten konnte und verdiente; er hat nur einige, aber recht artige Gedichte beygesteuert, so wie *Langbein*, *Kannegiesser*, *Manfred*, *K. Simrock* und *Agnes Franz.* Doch bald hätten wir das beste und ergreifendste unter allen Gedichten vergessen, *Löwenbraut* von *Adelbert von Chamisso*, hinter welchem der fast langweilende *Junker Udo*; *poetische Erzählung* von *K. G. Prätzel*, sehr zurückbleibt.

Mit Recht sind die schönsten Kupfer in diesem Jahrgange den besten Beyträgen, der *Löwenbraut* und der *Wanderung nach Paris*, als empfehlende Zierde beygegeben worden.

No. 2 eröffnen „*Ergötzlichkeiten in acht Bildern.*" Diese Bilder (sowie die übrigen Kupfer, welche diesen Jahrgang zieren) sind von *Ramberg* in bekannter Manier, und stellen komische Scenen aus dem Leben vor; die darauf bezüglichen Gedichte von *St. Schütze*, leicht versificirt und dem komischen Inhalt angemessen. Die darauf folgende Erzählung: *Letzte Liebe* von *Blumenhagen* und der *Vogelsteller*, Erzählung von *B. v. Miltitz*, halten wir für die gelungensten Aufsätze in diesem Jahrgange. Interessant, aus Erfahrung geschöpft und die inneren Saiten des Herzens berührend ist ihr Inhalt, zierlich, doch ohne Affectation, und lebendig die Sprache. *Die Schwalben*, Erzählung von *Fr. Lohmann*, streift zu sehr in das Mährenhaft-Abenteuerliche, und weiss nicht zu fesseln. Unter den Gedichten verdienen die von *H. Döring* und *St. Schütze* besondere Auszeichnung; andere, namentlich die von *K. Simrock*, sind unter dem Mittelmässigen.

In No. 3 sind zuerst acht Gedichte von *Theodor Hell* den 8 Rambergischen Bildern: *der Sängerin Tonleiter*, beygegeben. Das Süjet kann nur durch manche Reminiscenz an vermeinte Virtuosinnen in der Tonkunst, deren Ruf eben so schnell stieg als wieder sank, Interesse erregen. Hierauf folgt: *Rache und Versöhnung*; nach einer wahren Begebenheit erzählt von *C. Borrom. von Miltitz.* Nach einer wahren Begebenheit? Wir hoffen zum Himmel, dass es nicht so sey. Dass ein Liebender, der gekränkt worden, sich an einer Geliebten dadurch rächt, dass er ihr mit einem Glüheisen ein Schandmahl auf die Stirne brannte, ist eben so grässlich, als die Art der Heilung, welche ihm später gelungen seyn soll, unwahrscheinlich. Die Versöhnung, wie man denken kann, wird mittelst der Ehe bewirkt. Wenn der Vf. diessmal in der Wahl des Stoffes nicht besonders glücklich war: so muss man doch das Verdienst seiner frischen, lebendigen Darstellung abermals anerkennen. Anmuthiger ist die Erzählung: *die Schlegler*, von *Friederike Lohmann*, und eine *Alltagsgeschichte* von *L. Kruse.* Auch der *Egoist* von *Wilh. Blumenhagen* gewinnt, der Unwahrscheinlichkeit zum Trotz, durch die kräftige Charakterzeichnung.

Man ist schon längst gewohnt, das *Taschenbuch für Liebe und Freundschaft* wegen des grösstentheils wohlgewählten und anziehenden Inhaltes zu den vorzüglichsten zu zählen, welche das neue Jahr bringt. Auch der wackere Verleger sorgt rühmlich für die äussere Ausstattung. Zu loben ist endlich, dass dieses Taschenbuch seine ursprüngliche Bestimmung, das Nützliche mit dem Angenehmen zu einen, noch jetzt nicht

verleugnet, sondern die Leser nächst den poetischen Gaben, die es beut, zugleich mit einem niedlichen Jahreskalender versorgt. Bdf.

Naumburg, in der Wild'schen Buchhandlung: *Gedenke Mein.* Taschenbuch für das Jahr 1829. Herausgegeben von *Archibald.* 414 S. kl. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Mitarbeiter an diesem Taschenbuche, dessen Fortsetzung wir lange vergebens erwartet haben, um ein desto umfassenderes Urtheil über dasselbe fällen zu können, sind, mit Ausnahme des Herausgebers, bis jetzt noch nicht in der Schriftstellerwelt — wenigstens nicht in der Taschenbuchliteratur — genannt. Dafür ist der Name *Archibald's* aus seinen „*Umrissen einer Reise nach London, Paris und Amsterdam*", aus den unter eigenem Namen herausgegebenen „*Mittheilungen aus dem russischen Feldzuge von 1812*", und aus mehreren trefflichen Aufsätzen im „*Hermes*" hinlänglich bekannt. Wir wollen ihn jedoch jetzt nicht nennen, weil wir glauben, dass sein Incognito aus guten Gründen gewählt sey, wenn gleich ihn schon *Ersch* in der *Literatur der Geschichte* S. 193 zweyte Ausg. den Lesern verrathen hat. Auch die anderen Mitarbeiter sind uns nicht unbekannt: wir erkennen in ihnen einzelne Mitglieder eines schönen geselligen Vereins in einer freundlichen Stadt an der Saale, dem auch wir einst anzugehören das Glück hatten, und können nur wünschen, dass dieser Verein trefflicher Gelehrten, die theils jene Stadt, theils eine benachbarte berühmte Lehranstalt umschliesst, und erfahrener Geschäftsmänner von Zeit zu Zeit ähnliche Früchte tragen möge.

Die Aufsätze des Herausgebers sind folgende: „*Kleine Streifwege in Rübezahl's Reiche*", ein interessanter Aufsatz, aus dem die Verfasser geographischer Handbücher, wenn sie nicht bloss Zahlen geben wollen, oder sich begnügen, aus zehn Büchern ein eilftes zu machen — viel lernen können. Die Beschreibung jener grossartigen Natur im Riesengebirge ist sehr gelungen, und verräth an vielen Stellen, dass der Vf. mit einem ächt künstlerischen Blicke Alles gesehen und wiedergegeben habe. Einzelnes herauszuheben, verbietet der Raum, auch würde diess uns schwer werden, da Alles wie aus einem Gusse gearbeitet ist, und der Vf. es versteht, durch geschicktes Individualisiren dem Ganzen einen besonderen Reiz zu geben. Auch an heiteren Scherzen fehlt es nicht. Dahin rechnen wir besonders die Inschrift aus dem Fremdenbuche der Schneekoppe auf S. 179. Die *Kriegsbilder aus dem russischen Feldzuge* sind eine so lebendige Darstellung des kriegerischen Lebens, dass sie gewiss jeden Leser ansprechen werden, wozu die Darstellung, die sehr geschickt Ernst und Scherz vermischt, nicht wenig beyträgt. Möchte der Vf. doch ja fortfahren, uns in den nächsten Jahrgängen ähnliche Bilder aus seinem Leben vorzuenthalten!

An diese Scenen aus dem wirklichen Leben schliesst sich *das Wiedersehen*, ein Bruchstück aus dem Tagebuche eines Freywilligen, von *Carl Friedrich Lüdicke*. Es hat uns dieser gut geschriebene Aufsatz wieder recht lebendig an jene verhängnissvollen Tage des Jahres 1813 erinnert, und mit Vergnügen sind wir dem wackeren Krieger, obgleich er nichts von besonderer Bedeutung erzählt, zur Vertheidigung von Halle und auf das Schlachtfeld von Gross-Görschen gefolgt. Indess ist der uns eng befreundete Verfasser dieses Aufsatzes in den letzten Monaten des verflossenen Jahres nach langen Leiden zur ewigen Ruhe eingegangen, und es bleibt uns daher jetzt nichts übrig, als das Zeugniss, dass der Staat in ihm einen treuen Diener und ächt wissenschaftlichen Geschäftsmann verlor, seine nähere Umgebung aber einen Mann beklagt, dessen Andenken ihr stets theuer und werth seyn wird.

Auch die Erzählung von *Heinrich Schwerdtner*, überschrieben: *Ursula von Leutsch*, (S. 195 — 256) scheint auf geschichtlichem Grunde zu beruhen. Wir können derselben sowohl in der Anordnung als in der Darstellung unsere Beystimmung nicht versagen, und stellen sie gern den besten Erzählungen der diessjährigen Taschenbücher zur Seite. Mehr in das Gebiet der Phantasie gehört die Erzählung: *Es giebt keine unglückliche Liebe*, von *Carl Heinrich* (S. 1 — 100). Wir haben mit Vergnügen das poetische Talent des Verfassers, sowie auch seine humoristische Darstellungsart, in dieser Erzählung wieder erkannt, glauben aber doch, dass der bey Weitem anziehendste Theil derselben der ist, wo der Vf. von sich selbst spricht, indem die Episoden mitunter zu weit ausgedehnt sind. Sehr ergreifend ist die Beschreibung der Nacht in der Stephanskirche S. 87 ff.

Gedichte enthält diess Taschenbuch mit Ausnahme einer Zueignungsstrophe gar nicht. Aber um ihm den Reiz der gebundenen Rede nicht fehlen zu lassen, nahm der Herausgeber ein Trauerspiel *Elfride* (S. 261 —374) auf. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in der Vfin. eine hochgebildete Frau zu errathen glauben. Die Erfindung ist glücklich und die Ausführung gelungen, die Diction edel und rein, der Versbau ohne Härte und andere Anstösse, und mehrere eingeflochtene lyrische Stücke sind von vieler Zartheit. Auf den Theatern, wo noch nicht der Opernprunk und die französischen Vaudeville's den Sinn für das Bessere verdrängt haben, und wo man nicht bloss dem Ausspruche eines einseitigen Dramaturgen gehorcht, wird diese Tragödie gewiss Glück machen, zumal da die gleichnamige von *Gotter* jetzt sich wohl nicht mehr auf dem Repertoire befindet.

Die Ausstattung dieses Büchleins ist sauber und nett, und auch hierin unterscheidet es sich von der oft übertriebenen Pracht der übrigen Taschenbücher.

J. G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Teubner: *Emendationes Tullianae.* — Scripſit *Reinholdus Klotz*, D. Philoſ. ac Prof. extraord. ſoc. Seminar. philol. reg. ſocius honorarius. 1832. 35 S. 8.

Der Verfaſſer dieſer Schrift, ein mit Sprachkenntniſs und Scharfſinn begabter und in Cicero's Schriften wohlbeleſener junger Mann, hat mittelſt derſelben ſeine akademiſche Lehrſtelle in Leipzig ſehr würdig angetreten. Er ſucht mehrere Stellen der Ciceroniſchen Reden aus den von *Mai* verglichenen Palimpſeſten herzuſtellen, und eifert, hie und da in zu wenig gemeſſenen Ausdrücken, gegen die kritiſche, oder vielmehr unkritiſche Willkühr der neueſten Herausgeber, beſonders *Orelli's*. Wir danken ihm für die Sorgfalt, mit welcher er eine ſolche Herſtellung verſucht hat; daſs aber auch da, wo er die Richtigkeit ſeiner Lesart für unbezweifelt hält, ſich dem Aufmerkſamen noch Zweifel darbieten, wollen wir an einigen Stellen zeigen. In der Rede *pro P. Quintio* c. XV. §. 49 ſtellt Cicero, nach der gewöhnlichen Lesart, folgende Schluſsfolge auf: *Pecuniam ſi cuipiam fortuna ademit, aut ſi alicuius eripuit iniuria, tamen dum exiſtimatio eſt integra, facile conſolatur honeſtas egeſtatem. Ut non nemo aut ignominia affectus, aut iudicio turpi convictus, bonis quidem ſuis utitur, alterius opes, id quod miſerrimum eſt, non exſpectat: hoc tamen in miſeriis adiumento et ſolatio ſublevatur. Cuius vero bona venierunt, cuius non modo illae ampliſſimae fortunae, ſed etiam victus veſtitusque neceſſarius ſub praecone cum dedecore ſubiectus eſt, is non modo ex numero vivorum exturbatur, ſed, ſi fieri poteſt, infra etiam mortuos amandatur. Etenim mors honeſta ſaepe vitam quoque turpem exornat: vita turpis ne morti quidem honeſtae locum relinquit.* Um den Widerſpruch zu heben, der offenbar in den letzten Worten liegt, und den die Herausgeber auf vielfache Art zu entfernen geſucht haben (die kühne Aenderung, welche Hr. *Kl.* mit Recht misbilligend auf *Schütz's* Rechnung ſetzt, rührt, um dieſs beyläufig zu erwähnen, von *Beck* her), will Hr. *Kl.* alſo leſen: *etenim mors honeſta ſaepe vitam quoque* non turpem *exornat.* Er erklärt: *etenim mors honeſta vitam quoque,* modo ne ſit turpis, *exornat: vita, ſi eſt turpis, ne morti quidem honeſtae locum relinquit*, und verſichert, *locum facili opera eſſe perſanatum.* Auf wen aber ſoll die *vita non turpis* bezogen werden? Cicero macht (wie *Wolff* in ſeiner Ueberſetzung S. 92 treffend bemerkt) eine dreyfache Steigerung. Unglücklich, ſagt er, iſt einer, der aus einem Wohlhabenden ein Armer geworden iſt; aber wenn er ſeinen guten Ruf erhalten, ſo findet er in dieſem noch Troſt gegen die Dürftigkeit. Unglücklich iſt, wer einer ſchimpflichen Verurtheilung wegen ſeinen Ruf einbüſste; aber wenn er ſein Vermögen behielt, ſo iſt er doch nicht ganz unglücklich, weil er ſich nicht von fremder Unterſtützung abhängig ſieht. Ganz unglücklich aber iſt, wer beides, guten Ruf und Vermögen, verliert. — Offenbar hat der Redner bey jener Antitheſe den Erſten, den er ſchildert, nicht weiter berückſichtigt; dieſer war ſchon durch das beygeſetzte: *exiſtimatio integra* und *honeſtas* aus der Sphäre weiterer Reflexion gerückt; dem Zweyten eine *vita non turpis* zuzuſchreiben, verbieten die Worte: *ignominia* und *iudicio turpi;* auf dieſen aber bezieht ſich ohne Zweifel das erſte Glied der Antitheſe: *mors — vitam quoque turpem exornat*, ſowie das zweyte Glied auf den Dritten, von dem Cicero auch bereits geſagt hatte: *infra etiam mortuos amandatur.* Darum muſs in dieſem zweyten Gliede der Ausdruck ſich ſteigern, und geleſen werden: *vita* tam *turpis ne morti quidem honeſtae locum relinquit.* Wollte man annehmen, in der Antitheſe ſeyen bloſs der Erſte und Dritte ins Auge gefaſst, und der Zweyte ganz unberückſichtigt geblieben, ſo würde eine kaum verzeihliche *Gedanken*lücke entſtehen, ſowie eine ſolche Lücke in Bezug auf die *Redeform* noch jetzt im Texte vorhanden iſt, welche nur dadurch ausgefüllt werden kann, wenn man zwiſchen *ſuis* und *utitur* die Partikel *ſi* wiederholt, und nach *exſpectat* ein bloſses Komma ſetzt, um Vorderſatz und Nachſatz gehörig zu verbinden. — In der Rede *pro P. Sextio* c. VIII, §. 18 wird Sinn, Zuſammenhang und Periodenbau auf folgende Art hergeſtellt: *alter unguentis affluens, calamiſtrata coma, deſpiciens conſcios ſtuprorum ac veteres vexatores aetatulae ſuae, puteali et feneratorum gregibus inflatus, a quibus compulſus olim, ne in Scyllaeo illo aeris*

alieni tamquam in freto ad columnam adhaeresceret, in tribunatus portum perfugerat, contemnebat equites Romanos, minitabantur senatui cet. Wir pflichten dem Vf. in seiner treffenden Ideenentwickelung dieser Stelle vollkommen bey, behalten aber dennoch zwey Zweifel. Einmal glauben wir, dass *in* vor dem Wort *freto* durchaus gestrichen werden müsse, weil Cicero *in Scyllaeo — tamquam freto* verband, und *Scyllaeum* kein Substantiv seyn kann; sodann vermissen wir Beyspiele für den von Hn. *Kl.* angenommenen Sprachgebrauch *inflatus feneratoribus* (Dativ) statt *contra feneratores*, wie er erklärt. Denn das einzige von ihm angeführte Beyspiel aus Horaz (*Sat. I*, 1, 20): *quin illis Iuppiter ambas iratus buccas inflet*, ist nicht passend, weil hier *illis* zu dem Wort *iratus* gehört.

Der Raum erlaubt nicht Mehreres auszuheben. Wir bemerken nur noch, dass hie und da auch feine Sprachbemerkungen über Ciceros Latinität vorkommen: z. B. S. 23, dass derselbe *ignoratio*, aber nirgends *ignorantia* gebraucht; S. 28 (gegen den neuen *Tursellinus*), dass *fortasse*, aber nicht *fortassis*, das Ciceronische Wort sey u. s. w.

Die Schreibart in dieser lobenswerthen Schrift ist rein, dabey recht absichtlich alterthümlich, selbst in der Orthographie, z. B. *volgata*, *lubido Schützi Orellique* (und so alle Genitive dieser Art); dennoch S. 31 *Iupiter*. Auch muss das Auge sich daran gewöhnen, dass nach der grösseren Interpunction keine grösseren Initialen gesetzt sind; wiewohl wir fragen möchten: wozu solche Neuerungen?

Gsn.

HANNOVER, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung: *M. Tullii Ciceronis de claris oratoribus liber* (,) *qui dicitur Brutus.* Zum Gebrauch in Schulen (;) neu durchgesehen und mit den nothwendigsten Wort- und Sach-Erklärungen ausgestattet von Dr. *Ludwig Julius Billerbeck.* 1828. 8. (10 gr.)

Man kann es dem Hn. *B.* in der That Dank wissen, eine so wohlfeile Ausgabe dieses trefflichen Dialogs der Jugend in die Hände gegeben zu haben, da sie namentlich in Bezug auf das Geschichtliche in demselben mancherley Erörterungen findet, wodurch sie in den Stand gesetzt wird, in die damaligen Verhältnisse einen Blick zu thun. Eben so werden schwierigere Stellen aufgehellt und Bemerkungen aus der niederen und höheren Grammatik eingestreut. Hierin hätte jedoch Hr. *B.*, der das Bedürfniss der Schüler sonst so genau kennt, eine zweckmässigere Auswahl treffen können. Denn diese Schrift des Cicero kann doch bloss in der ersten Classe einer gelehrten Schule gelesen werden, und hier darf man im Allgemeinen voraussetzen, dass der gewöhnliche syntaktische Theil genau bekannt ist; dagegen müssen die feineren Bemerkungen, so oft sich nur Gelegenheit darbietet, in Anwendung gebracht werden. Z. B. sind C. 1, 1 die Grammatiken angezogen über den Ablativus nach einem Comparativ; §. 4 über *frui* und dessen Construction. *Grotefend* §. 221; *Zumpt* §. 465; über *illi ipsi Grotefend* §. 259; *amico amisso* für *amici amissione Grotefend* 266. *a. c.* 4 *nec* (*non*) *est*, *quod* mit conj. u. s. w. Diese Bemerkungen verrathen, dass Hr. *B.* mit seinem Plane nicht ganz einig war. Späterhin verschmäht er selbst solche Anmerkungen zu geben, und er verbreitet sich mehr über den feineren Sprachgebrauch. Ausserdem wird auch sehr besonnen, so weit es der Zweck dieser Ausgabe gestattet, Kritik geübt, was eine gute Vorübung für die Schüler ist, um hierin ihren Verstand zu schärfen. Den Text wählte Hr. *B.* nach *Wetzel*, benutzte aber auch die Ausgaben von *Ernesti*, *Schütz*, *Ellendt*, *Orelli* und die Uebersetzung von *Weller*. Rec. würde zwar die Ausgabe von *Orelli* gewählt haben, doch mag er desshalb nicht rechten. Das *Argumentum* nahm Hr. *B.*, ohne es zu bemerken, von *Schütz*. In Bezug auf die Interpunction liesse sich manches bemerken; da man aber in neueren Zeiten verschiedenen Ansichten folgt, so übergeht diess Rec., und erlaubt sich einige Bemerkungen hinzuzufügen, wo er mit der Erklärung des Hn. *B.* nicht übereinstimmen kann.

Im Anfange von C. 1: *Nam et amico amisso cum consuetudine jucunda tum multorum officiorum conjunctione me privatum videbam* u. s. w. Hr. *B.* erklärt: des Verkehrs vielfacher gegenseitiger Dienstbeflissenheit, Dienstfertigkeit, und setzt hinzu: „Hr. *Ellendt* substituirt nicht mit Recht *mutuorum off.* für *multorum*, da der Begriff der Gegenseitigkeit schon durch *conjunctione* angedeutet wird, und Cicero noch mit mehreren Freunden in solcher Verbindung lebte." Auch *Schütz* hat *mutuorum* und unseres Erachtens mit Recht. Abgesehen davon, dass *conjunctio*, die der *consuetudo* gegenübersteht, keinesweges an und für sich den Begriff der Gegenseitigkeit in sich schliesst, wäre es doch auffallend, wenn Cicero *multorum* geschrieben hätte, indem er ja mehrere Freunde besass, denen er *multa officia* erweisen konnte. Durch *mutuus* wird vielmehr die Intimität bezeichnet, vermöge welcher Hortensius und Cicero sich bemühten, es einander in der Dienstfertigkeit zuvorzuthun. Es soll das Wiederholte ausgedrückt werden, wodurch sie sich so sehr an einander gekettet fühlten. *Mutuorum* hat also einen stärkern Begriff wie *multorum*, und musste hinzugesetzt werden, weil jene Stärke durch das einfache *conjunctione* nicht erreicht werden konnte. §. 2 wird statt *augebat*, *augebant* und im *Guelph.* 1, 2 *augebam* geboten, was Hr. *B.* fälschlich erklären will analog der Stelle in *Virg. Aen. IV*, 2. *Dido vulnus alit.* Hier hat man ein *id* zu suppliren, worauf sich *quod* bezieht. Mit Recht hat Hr. *B.* C. 3 *qua mihi visus est et monere te prudenter*, die *Vulgata monere* beybehalten, da *emonere*, das *Schütz* aus dem *Guelph.* 2 aufgenommen hat, erweislich sich nirgends findet, obgleich diese Composition analog ist, und einen trefflichen Sinn bietet, nämlich des ernstlichen, dringenden Ermahnens. C. 4 *Ille vero et nova, inquam, mihi quidem multa attulit et eam utilitatem etc.* *Attulit* bieten bloss die

ibd. *Guel.* und *Guelph.* Wer da weiss, wie oft dergleichen Verba ausgelassen sind, wie *Beier* in seiner Ausgabe *de amicitia* wiederholt anmerkt, den kann es nicht befremden, dass *attulit* fehlt; und es kann, wie *Schütz* richtig bemerkt, ausfallen, wenn nach *mihi quidem* ein Komma gesetzt wird; im Dialog ist ein solches Ausfallen nicht ungewöhnlich, die Abschreiber setzen oft zur Ergänzung ein Verbum hinzu, das aus dem Zusammenhange sich erklärt. Cap. 4 hat Hr. *B.* mit Recht gegen *Schütz* die alte Lesart in Schutz genommen: *Pomponi, ut a te ipso funerum aliquid ad me ries.* Billig konnte er in demselben Cap. die Aenderung von *Schütz*, die numeröser ist, in den Text nehmen: *exustusque flos siti veteris ubertatis exaruit.* Warum *neque exigam nisi tuo commodo et* (nach *B.* Cap. 6 und *Sch.* Ende des 4ten Cap.) *sondern* bedeuten soll, sieht Rec. nicht ein; *neque nisi* durch *et tantum* aufgefasst giebt die zweckmässige Bedeutung: *theils — theils.* Cap. 5 hat Hr. *B.* mit Recht *ad veterum rerum memoriam* statt des früheren *annalium* gegeben. Ebenso nimmt er C. 7 mit *Ellendt: qui sunt eum consecuti* auf statt der früheren auch von *Schütz* dargebotenen *sint.* Ein arger Druckfehler findet sich S. 16, wo Aristoteles statt Aristophanes steht. C. 7 möchte Rec. mit *Schütz ex Thucydidi scriptis* lesen. S. *Goerenz* zu *Acad. lib.* 2. c. 34. p. 197; ferner zu *de fin.* c. 11. §. 35. p. 175. c. 35. §. 116. *Aristidi, Themistocli, Herculi, Agathocli, Ulyssi, Isocrati.* C. 8. *multi subito extiterunt* u. s. w. Hr. *B.* bemerkt, *Schütz* und *Ellendt* hätten hinter *extiterunt* ein Punct gesetzt, was zweckmässig ist; und *Schütz* setzt hinter *temporibus eisdem* ebenfalls ein Punct, und fängt den folgenden Satz mit einem eingeschobenen *hi im,* was Rec. billigt. In demselben Cap. *ante hunc enim verborum quasi structura et quaedam ad numerum conclusio nulla erat, aut, si quando erat, non apparebat eam dedita opera esse quaesitam, quae forsitan laus sit, verumtamen natura magis, tum casu nonnumquam, quam aut ratione aliqua aut observatione fiebat.* Hr. *B.* bemerkt: „Diese bis auf *quam* alte Lesart ist statt der von *Ernesti* verbesserten Lesart, wo *tum* oder *tunc* im Wege steht, nämlich statt *natura magis tum, casuque nonnumquam, quam* auf *Schneiders* Rath von *Wetzel* mit Recht wieder hergestellt. Dennoch will das von *Ernesti* nach *Victor.* und *Lambin* hinter *nonnumquam* eingeschobene übellautende *quam* gar nicht behagen, das überdiess von keinem *cod.* bestätiget wird. Man lasse es daher weg, und lese nach Priscian, der diese Stelle citirt, statt *aut* die Negation *haud*, was *haut* geschrieben den Hauch leicht verlieren und in *aut* übergehen konnte." So scharfsinnig diese Bemerkung ist, so dürfte doch *quam* unerlässlich seyn, wegen des vorhergehenden *magis*, ausserdem würde die Stelle matt. Man schliesse die Worte *casuque — nonnumquam* in Parenthese, gleichsam als würden sie bey Seite gesprochen; denn Cicero bezieht *natura* und *ratio* und *observatio* auf einander, schliesst aber beyläufig *casu* nicht aus; *quam casu* ist entweder zu *folgen* oder durch *quidem* aufzufassen; *aut* in *haud* zu verwandeln, dürfte für unsere Stelle verbindungswidrig seyn, wenn man den Zusammenhang betrachtet; überdiess wurde ja auch *aut* mit dem *spiritus* geschrieben; s. *Putschius* p. 2336. Fälschlich nimmt Hr. *B.* C. 9 die *Vulg.: cui nihil admodum deest* auf, statt der Lesart des *Guelf.* 2: *in quo nihil admodum deest,* wie *Or.* 3, 4: *in Antonio deesset ornatus.* Der Unterschied zwischen *mihi deest* und *in me deest* ist klar. Cap. 10 schreibt er *videsne igitur in ea ipsa urbe;* besser *Schütz videsne igitur vel in ea ipsa urbe,* was der Context fodert; in demselben Cap. *si quidem non infra superiorem Lycurgum fuit,* wird erklärt: *superiorem sc. Romulo i. e. Romulo antiquiorem,* etwas zu gekünstelt; naturgemässer ist es, mit *Wetzel* so zu erklären, dass der Gesetzgeber Lykurg *superior* genannt wird in Vergleich mit dem Athener Lykurg. C. 9. §§. 36. C. 11. *Quare quoniam tibi ita quadrat omnia fuisse in Themistocle paria etc.;* besser setzt *Schütz ita* vor *tibi,* und wiederholt vor *Coriolano* die Präposition *in;* s. *Zumpt* S. 502. *Grotefend* §. 262. Dann erklärt Hr. *B. quadrare* von *quattuor,* viereckig machen, hier intransit. *passen.* Man vergl. *Voss.* zu *Virg. Georg. lib.* 2. p. 674; die Erklärer zu *Juvenal. V.* 2 und *Gesneri Thesaurus sub h. v.* C. 12 bemerkt Hr. *B.* §. 46. *Schütz* folge der Verbesserung *Jacobs: res privatae longo intervallo judiciis repeterentur, tum primum quod esset acuta illa gens et controversiis nata,* da doch *Schütz* selbst bemerkt, er folge *Schneiders* Verbesserung *res privatae longo intervallo controversiis et judiciis repeterentur, tum primum, quod esset acuta illa gens natura.* C. 15. §. 58 *quae nunc quidem non tam est in plerisque;* *non tam* erklärt Hr. *B.* für *talis est in plerisque;* besser *Ellendt* durch *non sane, non admodum,* nicht eben, als Ellips., und citirt *Goerenz* zu *de fin.* 1, 1, 1 *de legg.* 1. 14; 40. C. 16. *quaestorque hic consulibus* ist wohl bloss Druckfehler, für *his.* Eben so ist C. 17. §. 67 *in Catone ne noverunt quidem* zu lesen, statt *non.* Ueber die Formel *nescio an* C. 18, 71 war vor allen Dingen *Beiers Excurs. II* zu C. 6. §. 1 *de amicit.* zu citiren; ferner *Bernhardy* Progr. *de lat. serm. form. nescio an, vel haud scio an* als *part. II* s. *Comm. gramm.* 1822. *Heusinger* zu *Cic. offic.* 1, 11, 1. *Grotef.* §. 272. 264. Auch bedurfte diese schwierige Formel einer kurzen Erklärung für Schüler.

Rec. schliesst mit der Bemerkung, dass diese Schrift, trotz mancher Mängel, der Jugend sehr zu empfehlen ist.

D. A.

HANNOVER, in d. Hahnschen Hofbuchhandlung: *M. T. Ciceronis Cato Major* seu *de senectute, Laelius* sive *de amicitia et Paradoxa ad Marcum Brutum.* Scholarum in usum edidit *Ludovicus Julius Billerbeck,* Philosophiae Doctor. 1829. 8. (4 gr.)

Hr. *B.*, der schon früher eine Ausgabe dieser Schrif-

ten des Cicero zum Gebrauch für die Jugend mit Anmerkungen herausgegeben hat, (vgl. Jen. A. L. Z. 1832. 120) liefert hier eine neue Ausgabe ohne Noten für die unbemitteltere Jugend, welche, außer dem Texte nach *Wetzels* Ausgabe, eine kurze Inhaltsanzeige und ein erklärendes Verzeichniss der historischen und geographischen Namen u. s. w. enthält. Da es wünschenswerth ist, dass die Jugend privatim die alten Schriftsteller, namentlich aber mehrere Schriften des Cicero (vergl. *Schelle*: welche alte classische Autoren, wie, in welcher Folge und Verbindung mit anderen Studien, soll man sie auf Schulen lesen? Lpz. 1804), lese, so ist es nothwendig, dass ihr Hülfsmittel in die Hände gegeben werden, die ihnen das Verständniss jener Schriften erleichtern. Die Erklärung der Begriffe wird der Jugend durch zweckmässige Benutzung der Lexica, das Verständniss der Sätze durch Entwickelung der Construction und durch den Gebrauch der Grammatik erleichtert. Denn in Secunda, für welche Classe namentlich die Lectüre dieser Stücke passt, muss der Schüler mit der Grammatik in soweit vertraut seyn, dass er selbst die feineren grammatischen Lehren benutzen kann; und sollte wirklich manche Stelle nicht ganz richtig aufgefasst seyn, so muss er bey dem Lehrer sich jederzeit Rath holen können. Weit mehr Schwierigkeit machen die historischen und geographischen Notizen. Abgesehen davon, dass *ein* Name mehreren Personen, mehreren Oertern beygelegt ist, und dass dem Schüler selbst die nöthigen Mittel fehlen, diese aufzufinden, so ist jenes noch weit schwieriger, wenn sich Cicero blosse Hindeutungen erlaubt, die den Römern bekannt waren, bey uns aber schon eine genaue Kenntniss der Specialgeschichte jenes Volkes voraussetzen. Es verdient daher anerkannt zu werden, dass Hr. *B.* eine so wohlfeile Ausgabe für die ärmere Classe der Studirenden veranstaltete, um, mit Berücksichtigung dieses Bedürfnisses, das Historische und Geographische zu erörtern, und zwar in alphabetischer Ordnung, wodurch der Schüler in den Stand gesetzt ist, selbst dann, wann etwas seinem Gedächtnisse entfallen seyn sollte, durch Nachschlagen des Verzeichnisses es wieder dem Gedächtnisse einzuprägen. Wenn man nun auch nicht einen Text, wie *Gernhard* und *Beier* hergestellt haben, hier erwarten darf, so hat sich doch Hr. *B.* keineswegs sclavisch an *Wetzel* gehalten. Um dieses durch einige Beyspiele zu belegen, vergleiche man sogleich den Anfang, wo richtiger des Verses wegen *adjuro* statt der von *W.* gebotenen Lesart *adjuero*, und gleich darauf *praemi* statt *pretii* geschrieben wird, obgleich Rec. *pretii* mit *W.* vorziehen möchte. Hätten nicht *W.* und die Lexica Stellen in Menge aufgeführt und die richtige Erklärung gegeben, so würde hier dargethan werden, dass *praemium* bloss Glosse seyn könne, da *pretium* unstreitig poetischer ist. Weiter unten ist zweckmässig nach *et prudentiam intelligo* ein Punct gesetzt, wo *W.* bloss ein Komma gab. Cap. 2 giebt Hr. *B.* mit *W. eandem accusant adepti*, wofür andere Ausgaben *adeptam* schreiben. Bekanntlich nahm *Ernesti* zuerst aus der *edit. Vict.* und *Mss. adepti* auf, indem er dem *Aldus* folgte. Rec. zieht auch jetzt noch *adeptam* vor, weil es die Lesart der meisten Ausgaben und Handschriften ist, weil sie die schwerere und weil sie durch Beyspiele vertheidiget wird. Endlich kommt *adipisci* selbst als Passiv vor: *non aetate, verum ingenio adipiscitur sapientia. Plaut. Trin.* 2, 63. Zweytens ist das Partic. *Sall. Catil.* 7. *Tacit.* 1, 7 und an mehreren Stellen passiv gebraucht. Der Zusammenhang scheint zwar ungewöhnlich, es ist aber im Geiste Ciceros dieses Participium gesetzt. Cap. 4 schreibt Hr. *B.* richtiger: *Non hic ponebat rumores ante salutem*, wofür *Büchling*: *Non enim rumores p.* und *W.* *non ponebat enim etc.* Dagegen ist zu tadeln, dass er in demselben Capitel schreibt: *quae contra rempublicam ferrentur, contra auspicia fieri*, wo andere richtiger lesen *ferri*, wie auch das vorhergehende *geri* und *gererentur* beweist. Cap. 6 zu Ende ist zweckmässig der veränderte Vers gegeben *proventabant oratores novi, stulti adolescentuli*, wogegen fälschlich *W.* *proveniebantur ad ra novi* u. s. w. Cap. 8 *init.* hat Hr. *B.* richtiger *de sene alteri saeculo prospicienti* geschrieben; vergl. *Zumpt* über d. Ablat. sing. der Wörter auf *ens* und *ans*; und *Heindorf* zu *de nat. deor.* p. 226 b. 57 b. 220 a. Cap. 16 schreibt Hr. *B. nam quidem sententia haud scio, an ulla beatior esse possit* statt *nulla*, was Rec. vorgezogen werden zu müssen scheint; s. *Gernhard* Progr. *de lat. serm. form. nescio, an*. Eine Vergleichung des Textes des Laelius nach *Billerbeck* und *Beier* giebt zu viele Differenzen, um sie durchführen zu können. Cap. 2 liest Hr. *B.* *quis multum — habebat*, wofür *Beier haberet* schreibt mit Vergl. v. C. 4, 9. *Garat. ad Phil. II*, 8. p. 210. *Zumpt* §. 569. C. 5 *sapientes nostri majores judicabant*, wofür *Beier e cod. Goerenz.* liest *patres nostri judicabant*. C. 6 hat Hr. *Bill. est autem*, *B.* hingegen natürlicher *enim*. C. 7 *imbecilles*, *B.* aber *imbecilli*.

Was den historischen Index betrifft, so ist das Nützliche desselben schon oben angedeutet; doch wünschten wir, dass er hie und da ausführlicher wäre, damit der Schüler den ganzen Umfang des Historischen begriffe. Ausführlicher ist *Büchling*, sowie auch *Wetzel*.

D. A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

1 8 3 2.

JURISPRUDENZ.

Berlin, b. Haude und Spener: *Grundriss der deutschen Bergrechtslehre mit Rücksicht auf die französische Bergwerksgesetzgebung.* Von Dr. *C. J. B. Karsten*, Königl. Preuss. Geheimen Ober-Berg-Rathe u. s. w. Mit einer Kupfertafel. 1828. VIII u. 400 S. 8. (2 Rthlr.)

Nach der Stellung, welche der Vf. unter den Schriftstellern unserer Zeit einnimmt, möchte man geneigt seyn, ihn mit *Agricola* und *Cancrin* zu vergleichen. Gleich diesen bearbeitet auch Er nach und nach mit dem glücklichsten Erfolge die verschiedensten Zweige des berg- und hüttenmännischen Wissens. Nur darin liegt zwischen *Karsten* und *Cancrin* ein grosser Unterschied, dass erster, auch abgesehen von seiner gerade für die physikalischen Wissenschaften und ihre Anwendung so viel weiter vorgerückten Zeit, mit weit mehr Geist und eigener Erfahrung ausgestattet ist, wie es bey *Cancrin* der Fall war. *Cancrin* steht mehr als fleissiger Sammler und Compilator da; seine Arbeiten verhalten sich gewissermaßen zu denen von *Karsten*, wie wohlgeordnete, schulgerecht aufgestellte und zugeschnittene Katheder-Vorträge zum schlichten, klaren, ins Leben greifenden praktischen Unterricht des erfahrensten Berg- und Hütten-Mannes. *Karsten* verbindet vielmehr *Agricola's* Geist und Erfahrung mit *Cancrin's* Fleiss. Auch das vorliegende Werk ist einer der vielen trefflichen Beweise von *Karsten's* Vielseitigkeit in der von ihm gewählten weit ausgedehnten Sphäre. Als Bergrechtslehrer tritt er hier auf mit einer Umsicht, Bestimmtheit und Klarheit im Urtheil und in der Darstellung, wie vor ihm keiner. Blosse Rechtsgelehrte waren es bisher meistens, die sich mit der Bearbeitung des Bergrechts abgaben. Es liegt aber so tief in der Natur der Sache, dass eine klare Einsicht in dasselbe ohne vollständige Kenntniss des kunstgerechten Gewerbes selbst unmöglich ist, und so ist es denn auch eine recht erfreuliche Erscheinung, dass einmal ein tüchtiger Techniker, dem das rechtliche Wissen daneben nichts weniger als fremd, sondern vielmehr für den abgeschlossenen Zweig desselben, wovon es sich hier handelt, vollkommen zugänglich war, die Bearbeitung eines Lehrbuches des Bergrechts nach seinem neuesten Stande unternahm und recht glücklich durchführte.

Es war ein guter Gedanke des Vfs., das deutsche Bergrecht vergleichend neben das französische zu stellen, und so eine Art von Parallelen zwischen beiden zu liefern, welche vor ihm noch nie versucht wurde. Es war selbst bisher nicht einmal in Frankreich ein Compendium des französischen Bergrechts vorhanden. Höchst wichtig ist diese Nebeneinanderstellung für die deutschen Provinzen am Rhein, sowohl preussische als andere, welche sich auf beide Ufer des Flusses ausdehnen, und wo links desselben noch allenthalben das französische Bergrecht gilt, während rechts des Stromes das alte deutsche Bergrecht stets kraftbeständig geblieben ist. Dadurch eignet sich das *Karsten'sche* Werk besonders zur Grundlage bey Vorlesungen auf Universitäten, wie in Bonn und Heidelberg, und wie Rec. vernommen hat, soll auch wirklich schon auf der erstgenannten Universität mehrmals danach gelesen worden seyn. Eine Uebersetzung des Buchs wäre auch für die Franzosen und Belgier wichtig, besonders da in französischer Sprache bis jetzt kein anderes Compendium des deutschen Bergrechts erschienen ist, als das von *Cancrin*, wovon *Blavier* eine Uebersetzung besorgt hat.

Demjenigen, der minder tief in das französische Bergrecht eingedrungen ist, der dasselbe nicht nach den Detail-Festsetzungen der einzelnen Gesetze und Decrete studirt hat, kann es scheinen, als wäre eine Vergleichung des deutschen und französischen Bergrechts nicht recht thunlich, da sie in ihren Grundprincipien völlig und so aus einander gehen, dass man glauben könnte, die Sache selbst wäre in beiden Ländern eine durchaus verschiedene. Das deutsche Bergrecht geht lediglich von der Regalität des Bergbaues aus, während das Gesetzbuch Napoleons in seinem Art. 552 festsetzt, dass der Eigenthümer der Oberfläche zugleich derjenige des Unterirdischen sey. Diese Divergenz im Princip gleicht sich aber in der weiteren Ausführung bedeutend aus; die Gleichheit des Objects und der Art seiner Benutzung hat durch die in der Sache selbst liegende Nothwendigkeit als Folge herbeygeführt, dass bey beiden Nationen sehr viel Analogie in den Festsetzungen über Erwerbung und Benutzung des Bergwerkseigenthums entstehen musste. Die näheren Entwickelungen über diese und andere Hauptmomente treten selbst in einzelnen Fällen so nahe zusammen, dass sie zu einem und demselben positiv-gesetzlichen Resultate führen. Und so wird denn nicht allein eine durch alle Materien des Bergrechts in Deutschland und Frankreich durchzuführende Vergleichung und Parallelisirung möglich und nützlich, sondern sie gewinnt auch daneben noch ein ganz besonderes Interesse. Durch eine solche Gegeneinanderste

lung wird man zu Betrachtungen über die Zweckmässigkeit und Unzweckmässigkeit der Institutionen und Anordnungen beider Nationen in Hinsicht auf das Bergwesen mit vieler Leichtigkeit geführt, und der Vf. unterlässt es auch nicht, durch eigene Reflexionen, welche überall eingestreut sind, eine solche prüfende Vergleichung zu begünstigen. Wenn sich dadurch herausstellt, dass für den ganzen Complexus des Bergwesens, für sein allgemeines Gedeihen in staatswirthschaftlicher und Privat-Rücksicht, die deutsche Bergwerks-Verfassung im Allgemeinen vor der französischen bey Weitem den Vorzug erhalten muss, so stellt sich doch auch manches Gute und Löbliche der letzten dar, welches Beachtung verdient. In einer Zeit, in welcher manche Staaten damit umgehen, ihre, allerdings meist veralteten, Bergwerksgesetze zu revidiren und zu reformiren, ist es erfreulich, zu vernehmen, wie der Vf. dazu viele Winke und Rathschläge ertheilt, welche hinlänglich liberal, dem Geiste der Zeit und den Fortschritten der berg- und hüttenmännischen Cultur angemessen, dargestellt sind, und gewiss vielfältig Beyfall und Eingang finden werden.

Das Geschichtliche der deutschen Bergregalität und ihrer Herkunft hat der Vf. von ganz neuen Seiten aufgefasst, beleuchtet und dargestellt. Die Entwickelung, „wie das unterirdische Eigenthum, durch Privatverträge, ein Gemeingut für alle Theilnehmer des Vertrages, und der Fürst der Vollstrecher ihres Willens lange vorher gewesen ist, ehe jenes unterirdische Eigenthum als ein Regal an die Fürsten überging, — wie durch einen zufälligen Umstand die Regalität herbeygeführt ward, — und wie es geschehen konnte, dass sich durch die Regalität des Bergbaues, in der Verwaltung des unterirdischen Eigenthums, gegen die frühere Verfassung gar nichts abänderte"; — die Entwickelung dieser Momente ist als ganz neu und dem Vf. eigenthümlich zu betrachten. Aber diese Verhältnisse sind es auch, welche, wie der Vf. ganz richtig in der Vorrede bemerkt, nur ganz allein Licht über die Bestimmungen der alten Bergwerks-Institutionen verbreiten, und durch welche sich allein der wahre Grund und der häufig sehr zarte Zusammenhang derselben erkennen lässt.

Sonst zeichnet sich das Werk bey sehr grosser Vollständigkeit noch durch sehr gedrängte Kürze aus. Die Casuistik der deutschen Bergwerksgesetze ist, wo es thunlich war, sehr in die Enge gezogen, und auf allgemeinere Grundsätze zurückgeführt worden. Wenn man in dieser Beziehung dasjenige Lehrbuch desselben speciellen Rechts, welches bis dahin als das beste in unserer Literatur bekannt war, nämlich *Hake's* Commentar über das Bergrecht, mit dem Grundrisse von *K.* vergleicht, so gewinnt letzter ein ganz besonderes Relief. Nur der in die Sache selbst klar hinein sehende Techniker war im Stande, einfache Principien aufzustellen, unter welche sich die zahlreichen Fälle der positiven Gesetzgebung unterordnen, während der reine Jurist, dem der technische Gegenstand fremd blieb, sich nur an den Buchstaben der weniger im Geiste als in der Form veralteten Gesetzgebung halten konnte, wodurch unnöthige Wiederholungen und Weitläuftigkeiten hervorgerufen werden mussten.

Die Bestimmungen des französischen Bergrechts hätten nur hin und wieder noch mehr ausgeführt und schärfer ausgesprochen werden können; auch hätten dieselben manchmal in Bezug auf die Motive, aus denen sie hervorgegangen, und die meist ihre Basis in dem allgemeinen französischen Recht finden, eine nähere Erörterung verdient. Für diesen Zweck hätte Hr. *K.* viel aus den Debatten über die französische Bergwerksgesetzgebung schöpfen können; diese waren aber damals wohl noch nicht gesammelt in seinen Händen, da die *Legislation sur les mines par Locré* auch erst im Jahre 1828 in Paris erschienen ist.

In das Detail des trefflichen Buches näher einzugehen, kann uns hier nicht verstattet seyn; und wenn wir dabey auch auf Einzelnes stossen würden, worin unsere Meinung von der des Vfs. abweichen möchte, so würde doch dadurch der Werth und die Brauchbarkeit des *Grundrisses*, an dem wir noch am meisten den zu bescheidenen Titel zu tadeln haben, durchaus nicht beeinträchtiget werden. Wenn wir ihm daher recht viele Leser, auch unter den technischen Bergleuten, vorzugsweise aber unter den Bergrechtskundigen und Staatsmännern, wünschen, und ihn allen diesen recht angelegentlichst empfehlen, so glauben wir mehr nicht zu thun, als das Buch in seiner Nützlichkeit so anzuerkennen, wie es bey jedem unbefangenen Leser desselben von selbst und aus voller Ueberzeugung der Fall seyn wird.

K. II.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZITTAU, b. Taubert: *Geschichte der sächsischen Verfassung*, nebst einer Würdigung des Inhalts der Verfassungsurkunde und einer Betrachtung über das, was zu ihrer Erfüllung theils schon geschehen ist, theils noch geschehen soll. Denkschrift zur Jahresfeier der Uebergabe der sächsischen Verfassungsurkunde an die Landstände, von *Hermann Just*, Jur. utr. Baccal., ordentl. Mitgliede der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz und Ehrenmitgliede der Oberlausitzer wendischen Predigergesellschaft in Leipzig. 1832. VI u. 52 S. 8. (8 gr.)

Die Abhandlung zerfällt in drey Theile: I. *Eine kurze Geschichte der sächsischen Verfassung.* Auch Sachsen hatte ursprünglich Volksversammlungen (*placita provincialia*), bis das Lehnssystem solche verdrängte. Seit dem 11ten Jahrhundert nahmen eine Zahl der Städte an den Berathungen der Landeswohlfahrt Theil, obgleich die Curien der Ritterschaft und Städte getrennt blieben. Der Bauernstand concurrirte zu den von der Ritterschaft und den Städten bewilligten Staatslasten, ohne persönliche Theilnahme an der Bewilligung, wegen seiner Hörigkeit. Die ständische Bewilligung der Steuern war freywillig. Auch an anderen wichtigen Landesangelegenheiten nahmen die Landstände kraft Vertrags und der Landtagsreverse Theil, welche übrigens von den Ministern nicht gewonnen, dem viel bedürfenden Staatshaushalt sehr hohe Steuern

bewilligten. Ohne der Landschaft Rath und Einwilligung versprachen die Fürsten ihr Land nicht zu zergliedern, zu trennen, zu veräussern und zu verpfänden. Manches fügten jedoch die Zeiten, was wider die anerkannten Rechte eingeführt zu seyn schien. Doch will der Vf. keine traurigen Erinnerungen wecken, und behauptet, dass die Verfassung und Verwaltung Sachsens bis zu den letzten französischen Kriegen vor den Verfassungen der meisten deutschen Staaten Vorzüge gehabt habe. Diess sey theils eine Folge der ehrenwerthen Persönlichkeit der sächsischen Fürsten, theils des Festhaltens der Volksvertreter an ihren Rechten gewesen. Das Decret Friedrich Augusts III vom 30 April 1821 liess nach Beendigung jeder Landesversammlung einen kurzen Auszug der Beschlüsse durch den Geheimen Rath bekannt machen. Der 13 Art. der Bundesacte des J. 1815 interessirte Sachsen wenig, da es bereits eine Verfassung hatte, und bey Friedrich Augusts III Regententugenden jede formelle Garantie einer weisen und gerechten Staatsregierung unnöthig schien. Wirklich verbesserte er auch die bestehende Verfassung einigermaßen, bis er den 5 Mai 1827 starb. Seitdem genügte die seitherige Verfassung von Tage zu Tage weniger, weil sie sich überlebt hatte. Die Ereignisse der Juliustage des Jahres 1830 in Frankreich wirkten auf Sachsen und auf einen Aufstand wider die Behörden in Leipzig vom 2 bis zum 4 September, worauf ein ähnlicher in Dresden am 9 September folgte. Letzter drang, neben den Beschwerden wider die städtischen Obrigkeiten, auf Abänderung der seitherigen Staatsverfassung. Der König berief nun am 13 September seinen Brudersohn, den Prinzen Friedrich, nach der Verzichtleistung seines Vaters, zum Mitregenten. Die Bürgerschaft der Dresdner Neustadt bat am 13 September um eine allgemeine Verbesserung des Staatslebens. Am 16ten September schlossen sich solcher die Vorsprecher der Dresdner Stadtgemeinde an. Hierauf erklärte sich eine Commission den 18, dass solche beym Wiederzusammentreten der Stände zur Berathung gelangen sollten. Noch gnädiger waren die Worte des Prinz-Regenten an die Deputation der Dresdner Bürger, welche derselbe mit dem Könige am 5ten October wiederholte. Den 1 März 1831 wurden die alten Landstände zusammenberufen, und ihnen der Entwurf einer Verfassungsurkunde mit einer summarischen Uebersicht des Finanzetats übergeben. Die Stände ertheilten ihr Gutachten den 19 Juli, welches schon am 10 August in einem königl. Decret beantwortet wurde. Nach einem ferneren Schriftwechsel wurde am 4 September 1831 der Landtag aufgelöset, und den Ständen die Verfassungsurkunde überliefert. Die besonderen staatsrechtlichen Verhältnisse der Oberlausitz sind noch nicht regulirt. Schon die alten Stände hatten auf eine zeitgemässe Verbesserung der Verfassung angetragen. So wurde der Volkswunsch erfüllt, jedoch die etwas dunkle Verfassung nicht mit dem erwarteten lauten Enthusiasmus aufgenommen, weil das Volk sie weder genügend kennt noch versteht, auch überhaupt von dem Vorzügen des constitutionellen Systems keine klaren Begriffe hat. Jeder fühlte manchen Druck der bisherigen Verfassung, und nur diesen wünschte der Egoismus abgeschafft und überhaupt eine Verminderung der Steuern. Uebrigens habe das Volk das lebhafte Zutrauen zu seinen Fürsten, dass die Verfassung redlich vollzogen werden solle. Noch erschien das Wahlgesetz im nämlichen Monat und den 7 und 11 Nov. eine Verordnung wegen der Einrichtung der Ministerialdepartements und des Staatsraths. Eine Verordnung vom 1sten October hob den Unterschied des Examens der adlichen und nicht adlichen Studenten auf. Den 2ten Febr. 1832 erschien die neue Städteordnung, den 6ten Febr. eine Verbesserung in der Recrutirung, am 20ten Febr. die Ausschreibung des Landtages in diesem Jahre, am 1 März eine Verordnung wegen der Ablösungen und Gemeinheitstheilungen und einer Landrentenbank.

II. *Würdigung des Inhalts der Urkunde der Verfassung*, aus welcher uns der enge Raum nicht alles hervorzuheben erlaubt. Der Vf. hat sehr Recht, hier nur das Gegebene als Wirklichkeit und das Gehoffte nur als eine Chimäre zu betrachten. Zuerst preist er, dass kein Bestandtheil des Königreichs oder Recht der Krone ohne Zustimmung der Stände auf irgend eine Art verändert werden könne, und dass der Monarch einer Beschränkung der Souverainetät durch äussere Politik nicht ausgesetzt sey. Dieses letzte ist aber ein frommer Wahn; denn die Verfassung soll ja nach den neuesten Bundestagsgesetzen dem höheren Willen der Mehrheit der 17 Bundestagsstimmen kein *Veto* entgegensetzen. Nach bisheriger Praxis gingen die neuesten Gesetze stets aus der Politik der Höfe von Wien und Berlin im Wege der Acclamation, wie in manchen Papstwahlen, hervor. Sehr wahr sind dagegen die Worte S. 29: „Das Volk will Ueberzeugung, dass seine Steuern zu den Bedürfnissen und nicht zum Luxus des Staatshaushalts verwendet werden; mit dieser erlangten Ausgabe bewilligt es eher eine vermehrte Ausgabe, als es ohne diese über eine Ersparniss sich freuet." Die Civilliste ist auf 500,000 Rthlr. bestimmt worden als Entschädigung der den Staatscassen überwiesenen Nutzungen des Domänenguts. Die Verwendung der Steuern nach dem Willen der Landstände ist allerdings ziemlich gesichert und für ausserordentliche Fälle gesorgt worden. Eins der wichtigsten versprochenen Gesetze ist ein neues Abgabenverhältniss; doch dürfte es genug Opposition erfahren von den dann entbehrlichen Beamten und denen, die bey dem künstlichen Steuerwesen sich bisher fast mit Beyträgen verschont sahen. In Ansehung der Superiorität des Bundestages tröstet uns der Vf. mit der Lehre, dass Niemand dem Anderen mehr Rechte abtreten könne, als er selbst hat. Auch Rec. will hierin nicht tiefer eindringen. Dass alle Gerichtshöfe ihren Entscheidungen die Gründe beyfügen, gehörte wohl kaum in die Verfassung, wobey der *Juris. utr. Baccalaureus* den sächsischen Spruchcollegien und Richtern das Compliment der ihnen beywohnenden Gerechtigkeit macht, und künftig eine kürzere Justizpflege hofft, da die bisherige Langsamkeit ein schrecklicher Justizdruck war. Niemand soll nach §. 48 den ordentlichen Richtern entzogen werden, und doch verurtheilte die Meuterer im Sept. 1831 in Leipzig, nicht das Criminalgericht, sondern eine Commission; aber es hält

sehr schwer, im unconstitutionellen Dienste grau gewordene Beamte durch den Zügel der Verfassung Spur halten zu lassen, sowohl in der Justiz als in der Verwaltung. Die §. 48 abgeschaffte allgemeine Güterconfiscation ist theoretisch weise; aber gerade die reicheren Mitbürger sind gemeiniglich heimliche und mitunter öffentliche Feinde der Verfassungen. In absoluten Staatsverfassungen bedrohet dieser Neronismus die Menschheit nicht mehr; die sächsische Verfassung hat jedoch das Eigenthümliche, alles, was in anderen Verfassungen oberflächlich schimmert, als Vorzug glänzen zu lassen. Der sechste Abschnitt, die Kirchen, Unterrichtsanstalten und milden Stiftungen betreffend, ist ganz aus den Wünschen und Bedürfnissen des protestantischen Theils der Unterthanen geschöpft. Der siebente Abschnitt befriedigt den Vf. ganz, mit der Beybehaltung der Kreisverfassung in den alten Erblanden und der Landschaft der Oberlausitz. Die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen §. 135 hebt der Vf. mit einiger Uebertreibung der freylich unverkennbaren Vorzüglichkeit hervor. Freylich mögen nur die städtischen und 10 Ritterschafts-Deputirte für die Oeffentlichkeit der Verhandlungen beider Kammern und den Druck ihrer Protocolle gestimmt haben; indess bewilligte solche dennoch die Regierung, die hierin den Volkswunsch und die öffentliche Meinung ehrte. Der Artikel der Gewähr der Verfassung ist der vollkommenste Theil und sehr individuell für Sachsen angepasst. Der Vf. scheint übrigens die Kritik der Verfassung in Heft 1 und 4 des *Müllerschen* Archivs der Gesetzgebung nicht gekannt zu haben, die nicht so sehr das Schimmernde, als einige Mängel der Verfassung mit Anerkennung aller Schwierigkeit eines besseren Zustandes, hervorheben. Die sächsische Verfassung ist am unvollkommensten im Panorama der Verwaltung.

III. *Was ist schon zur Erfüllung der Verfassung geschehen?* Wenn eine freywillige Vereinigung der Ablösung bisher selten Stand fand, so muss uns das nicht wundern; denn das Gesetz ist in seiner Anwendung gar dunkel und das Resultat nur einem Rechner übersehbar. Rec. glaubt, dass man nicht im übeln Willen der pflichtigen Landleute, sondern in der schwierigen Berechnung des Gesetzes die bisher noch seltene Auseinandersetzung sich erklären muss. Drückend waren die Bande der Erbhörigkeit, aber Holsteins Beyspiel beweiset, dass in einer Generation alle Spur der Ungleichheit der gewesenen Leibeigenen mit den Freygebornen verschwinden kann. Auch die Städteordnung ist nur eine Brücke zum Besseren. Von dem statistischen Verein erwartet der Vf. wohl zu viel, obgleich ein Staatsminister darin vorsitzt, und eben so vom §. 35 unter der Disciplin neuer Bundestagsbeschlüsse. Erst ein thätiger Landtag kann die neue Verfassung bey aller Ungunst dieser Verwaltungsform in einigen grösseren Staaten ins Leben führen. Wichtig ist der Zollverband und die Handelsfreyheit, aber am wichtigsten ein weises, allgemeines Ackerbaugesetz, das die Industrie zur Verbesserung des Bodens und des Klimas leitet. Möge die von den grösseren Staaten so gefürchtete freye Presse, Censur u. s. w. eben wegen jener leidigen Furcht der absoluten Regierung fürs Erste in den Hintergrund gestellt werden! Erst gründe man den materiellen Wohlstand, in dessen Durchführung uns keine Inspection einer Bundestagscommission bedrohet, und weiche in der Beobachtung dieser Klugheit zunächst dem Trotze des Absolutismus und seinen drohenden Schlägen aus. — Ein Muster anderer Staaten war Sachsens Gesetzgebung vielleicht niemals. Eine innere bessere Socialgestaltung überlässt uns der Bundestag gerne. Möchte diese vor allen Dingen die Regierung und die Patrioten des Landtages beschäftigen!

X.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Rein: *Die bunten Abentheuer Hadschi Baba's von Ispahan*, von *Jakob Morin*. Aus dem Englischen. Zweyte Ausgabe. Mit einem Vorworte und erläuternden Anmerkungen von *Wilhelm Adolph Lindau*. 1ster Theil. 384 S. 2ter Theil. 392 S. 3ter Theil. 421 S. 1827. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein des Landes und der persischen Sitten kundiger geistreicher Engländer lehrt uns, durch die sinnreich zusammengestellten Abentheuer eines asiatischen Gil Blas, Persien besser kennen, als es vielleicht durch eine gründliche und gelehrte Reisebeschreibung des Vfs. hätte geschehen können; denn gar Mancher mag sich bloss spielend belehren. Unser Abentheurer ist nach einander Barbier, Sclave, später College der räuberischen Turkomannen, Tabaksverkäufer, Gehülfe eines Arztes, eines Mollahs, wahrsagender und erzählender Derwisch, Unterlieutenant des Oberscharfrichters, endlich Gesandschaftssecretär; nie lässt er den Muth sinken, nie fehlt es ihm an Auswegen. Von laxer Moral, und die Gunst des Augenblicks stets benutzend, erlebt er der lustigen Abentheuer, der verdriesslichen und drolligen Verlegenheiten mancherley, in reicher Abwechselung. Selbst über die bedenklichen breitet er den Schleier der sittlichen Grazie; man kann dem angenehmen Taugenichts nicht schmollen, und auch die züchtigste Dame wird sich nicht an ihm ärgern.

Trotz des heiteren Tons, in dem das Buch gehalten ist hat es doch eine sehr ernste, ja trübe Seite. Mit dem wahresten, gewiss nicht übertriebenen Colorit ist die Versunkenheit des persischen Volks, die niedrige Stufe der Gesittung, auf der die Bekenner des muhamedanischen Glaubens, eben durch diesen, festgebannt sind, dargestellt. Eine Erhebung aus dem trost- und rettungslosen geistigen Elend ist kaum denkbar, und was man von Völkern von keinen oder den verderblichsten Grundsätzen, denen nichts ehrwürdig ist, als Vorurtheile, zu erwarten habe, ist eine Frage, deren Beantwortung gar wohl zu bedenken ist.

Von der Uebersetzung und den Anmerkungen braucht bloss der Name des Vfs., *Lindau*, genannt zu werden, um für ihre Güte zu beweisen.

a.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Nürnberg, in der Zeh'schen Buchhandlung: *Die Erhebung des geistlichen Standes zu Würde und Wirksamkeit, als Hauptbedingung zur Ruhe und Sitte in den Völkern*, von dem Vf. der Divinität u. s. w., Dr. *J. B. Graser*, kön. baierischem Regierungs- und Kreisschul-Rathe. 1831. IV u. 171 S. 8. (20 gr.)

Es ist eine höchst auffallende, schreyende Thatsache, dass die Achtung und der Einfluss des geistlichen Standes in den letzten Jahrzehnten fortwährend herabgegangen, und namentlich in einigen Ländern, an dem Gradmesser des öffentlichen Lebens, fast bis auf den Gefrierpunct gesunken ist. Mögen auch einzelne durch ausgezeichnete persönliche Eigenschaften, Gelehrsamkeit, höhere Lebensbildung, Rednergaben, Reichthum, Familien-Verbindungen, sich noch eine bessere Stellung bewahrt haben, so ist es doch nur die Gunst des Schicksals, welche den Einzelnen beglückte, der Stand im Ganzen, und als solcher, hat sich derselben nicht zu erfreuen. Dass diess früher nicht so war, darf man als Erfahrungssache voraussetzen; aber woher es gekommen, das ist jetzt die Frage, da von deren Beantwortung es abhängt, wie dem Uebel, in sofern es als solches erkannt wird, Einhalt zu thun sey. Die Ursachen der betrübenden Erscheinung können theils in dem geistlichen Stande selbst liegen, theils ausser ihm. Die Mehrsten sind gar sehr geneigt, alle Schuld dem Stande selbst aufzubürden, und sie in dessen wissenschaftlichen und sittlichen Mängeln zu suchen. Aber gewiss mit grossem Unrechte; denn, wenn auch zugegeben werden muss, dass die Geistlichen an den Krankheiten der Zeit, der Irreligiosität, der Vergnügungssucht und dergl. ihren Antheil genommen haben; wenn nicht geleugnet werden kann, dass sie die einseitige Verstandes-Cultur, mit Zurückstellung der Herzenserhebung, vorzüglich förderten, und so das Wesen der Religion — Herzlichkeit — untergruben: so ist es doch auf der anderen Seite ganz gewiss, dass unsere jetzt lebende Geistlichkeit ihren Vorfahren an Wissenschaft weit überlegen ist, und an wahrer Sittlichkeit und Lebensbildung nicht nachsteht. Aber es haben gar viele und ganz andere Ursachen mitgewirkt, warum der geistliche Stand verlieren musste, welche theils schon seit der Reformation, obgleich es anfänglich weniger bemerkbar war, Einfluss übten, theils seit den letzten funfzig Jahren erst rechte Wirksamkeit gewannen. Als in der Reformation die römischen Priester, ihrer Glorie beraubt, in auffälliger Blösse den Augen des Volks dargestellt wurden, blieb ihnen doch noch zweyerley, wodurch sie sich in Ansehn erhalten, ja sogar neues gewinnen konnten, nämlich die Unabhängigkeit von der Civilgewalt und das reiche Kirchengut; beides aber wurde den protestantischen Geistlichen entrissen. Eigener Obern beraubt, unterwarf man die Kirche der Staatsgewalt, und statt, dass sie sonst selbst eine gewisse Herrschaft übte, ihre eigene Jurisdiction, — einen geistlichen Arm — hatte, wurde sie nun beherrscht, und ihre Diener wurden, ohne bürgerlichen Rang, ohne Einfluss auf anderer Menschen Wohl und Weh, den höheren und sogar den niederen Staatsdienern unterworfen, ja, nachdem man das Kirchengut zum Staatsgut gemacht hatte, grösseren Theils so ärmlich ausgestattet, dass Armuth und Dürftigkeit, wenn auch nicht als nothwendige, doch als ganz gewöhnliche Prädicate der Geistlichen erschienen. Dazu kam, dass in der Reformation die höheren geistlichen Würden, um welche selbst Fürsten und andere Grosse der Erde sich bewarben, die aber doch auch zuweilen dem aufstrebenden Talent und Verdienst zufielen, eingingen, und die Protestanten keinen Papst, Cardinäle, Erz- und andere Bischöfe, Prälaten und Aebte, sondern nur einfache Pfarrer noch hatten, so dass nicht mehr die Vornehmen und Reichen, sondern nur die Armen und Niedrigen sich einem Stande widmeten, welcher von allem, was die Welt begehrt, fast nichts gewährte. Doch hielt sich der geistliche Stand, auch unter den Protestanten, noch immer, so lange der fromme Glaube in ihnen Vermittler zwischen der Erde und dem Himmel sah; in ihrer Belehrung Gottes Wort, in ihren Gebeten und Segnungen eine höhere Wirksamkeit anerkannte; als aber dieser Glaube für Aberglaube erklärt, ja der ganze äussere Gottesdienst, den sie verwalteten, von vielen für überflüssig, und die gesammte Religiosität nur für einen Kapzaum des Pöbels gehalten wurde, da musste — mit der Kunst die Künstler — auch der geistliche Stand um so gewisser sinken, als gleichzeitig die fromme Scheu schwand, welche bis dahin die un-

heiligen Hände abgehalten hatte, die Kirche und ihre Rechte anzutasten. Dieser Zeitpunct trat besonders nach Eintritt des jetzigen Jahrhunderts in Wirksamkeit, und es verging kein Jahr, in welchem nicht fortgesetzt dahin gewirkt, und etwas erlangt worden wäre, was den geistlichen Stand niederdrücken musste. Man fing damit an, die Nützlichkeit des Predigtamts zu bezweifeln, man meinte ihnen mehr Geschäfte zuweisen zu müssen; da erfand man das hochbelobte Berichts- und Tabellen-Wesen, auf welchem bekanntlich jetzt das Heil der Welt beruht, da wollte man den Pfarrer zum Volksarzt, zum Polizeybeamten machen, da sollte er Landwirthschaftspredigten halten, und den Schulunterricht mit übernehmen. Dagegen hob man alle geistliche Gerichtsbarkeit auf, raubte den Predigern das privilegiirte Forum, nahm ihre Immunitäten hinweg; entzog ihnen die Aufsicht über das Kirchengut, welche sie wenigstens mit anderen Personen theilen mussten; ordnete nicht nur neue geistliche Visitationen im Kirchen- und Schul-Wesen an, sondern unterwarf sie auch vielfacher weltlicher Controle; milderte die Kirchendisciplinar- und Sabbaths-Gesetze, und endlich empörte sich auch in neuester Zeit der Schullehrerstand, oder doch einige Stimmführer desselben, gegen die Aufsicht der Geistlichen — und so vereinigte sich Alles, den Rest von Ansehn und Einfluss zu vernichten, welchen die Vorzeit noch gelassen hatte. Von der fühlbarsten Einwirkung war der langjährige Krieg, wo eine ganze Generation, und in ihr gerade der Kern und die Blüthe der Nation, in ununterbrochenen Feldzügen der Religion entfremdet wurde, und somit die Achtung gegen deren Diener zugleich verlor. Hiezu kam aber doch endlich noch der eben so gefährliche innere Krieg, wo die theologischen Meinungskämpfe, welche zwischen Rationalisten, Supernaturalisten und Mystikern obwalten, in offene Feindseligkeit ausgeartet, die Persönlichkeit nicht mehr schonten, und schonungslos vor das Volk brachten, was nur für die Esoteriker von Bedeutung war.

Erkennen wir aber in den angegebenen Verhältnissen und Erscheinungen der Zeit die wahren Ursachen des Verfalls des geistlichen Standes, so können wir auch nicht ableugnen, dass die Staaten- und Volks-Führer selbst einen grossen Theil der Schuld tragen, welche sie selbst in neuerer Zeit haben büssen müssen; nämlich die Aufregung unter den Völkern und die Unsittlichkeit derselben, welcher die geistliche Wirksamkeit nicht mehr gewachsen ist. Ist es nämlich wahr, dass der Geist die Welt regiert, so liegt es am Tage, dass alle Militär- und Polizey-Anstalten nicht hinreichen können, die Welt zu beruhigen, wenn nicht der Geist durch sittliche Beweggründe die Haltung gewinnt, die man begehrt. Hierin liegt die politische Bedeutsamkeit des Lehramtes. Die lebendige Stimme des Predigers, immer und immer wiederholt, gleicht dem Tropfen, der im wiederholten Fallen endlich den Stein aushöhlt. Ist diese Stimme noch dazu die Stimme eines geachteten Mannes, so gewinnt sie unendlich an Kraft; ist sie die Stimme eines Gottgesandten an die Menschen, so ist sie unwiderstehlich. Darum ist, so grosse Mühe sich auch die Welt gegeben hat, allen Einfluss des Predigtamts zu vernichten, dieses doch nicht ganz möglich gewesen, und dem schärfen Beobachter wird es nicht entgehen, dass die beschwichtigende Stimme der Kirche ein nicht geringes Verdienst dabey hatte, wenn die deutschen Völker dem Aufruhr entsagten, dass aber, wenn die Volksredner je der Partey der Bewegung dienen sollten, gewiss die unter der Asche glimmenden Funken sehr leicht zur hellen Flamme würden angeblasen werden können. Darum nun ist es unbegreiflich, wie man von Seiten der Regierungen hat zugeben, ja selbst mitwirken können, dass der geistliche Stand so herabgedrückt worden ist, wie es jetzt am Tage liegt, indem sie sich selbst dadurch des kräftigsten Alliirten beraubt, und die Kraft des Worts — das jetzt mächtiger als je ist — so ganz verkannt haben.

Doch scheint man auch, wenigstens hie und da, den Missgriff zu fühlen, welchen man gethan hat, und namentlich hat der erste protestantische Staat, und dessen höchstachtungswerther König, in neuester Zeit bedeutende Schritte gethan, die Fehler früherer Zeit auszugleichen. Nicht nur, dass man dort durch zeitgemässe Anordnungen und erfolgreiches Beyspiel die Kirchlichkeit zu heben suchte; auch den geistlichen Stand hat man durch bessere Besoldungen, durch Versorgung seiner Wittwen, durch Herstellung mehrerer höheren geistlichen Würden, und durch angemessene Rangertheilung an die niedere Geistlichkeit, sowie durch eine Menge Ehrenauszeichnungen an Einzelne dieses Standes, kräftig emporzuheben sich bemüht. Wenn auch dieses Beyspiel auf die anderen deutschen Staaten wenig, auf mehrere gar nicht gewirkt zu haben scheint, so ist doch gewiss selten Jemand so verblendet, dass er nicht die Nothwendigkeit einsehen sollte, dass für diesen bisher so vernachlässigten Stand endlich einmal etwas geschehen müsse.

Diess ist nun besonders der Aufruf, welchen unser würdiger Vf. an Fürsten und Völker erschallen lässt. Hr. G., welcher schon in seiner „Divinität, das einzige Princip wahrer Menschenerziehung", darauf hingewiesen hat, dass *einzig in der Religiosität das Heil der Menschen zu finden*, diese daher der einzig richtige Erziehungszweck sey, zeigt in der vorliegenden Schrift wahr und klar, dass es in der Welt nur dann besser werden könne, wenn das Christenthum wieder in die gebührende Wirksamkeit eintrete, diese aber nur dann zu erwarten sey, wenn der geistliche Stand die nöthige Achtung und den gehörigen Einfluss erlange. Was hiezu dieser Stand selbst beyzutragen, und was dagegen auch die Welt zu beobachten habe, das ist der Inhalt des vorliegenden Buchs. Zwar bezieht sich diese Schrift eines katholischen Vfs. zunächst auf seine Kirche, aber bey Weitem das Meiste leidet auch auf die unsere um so mehr volle Anwendung, als der Vf. überhaupt den Confessionsunterschied kaum erkennen lässt.

Nächst einer Einleitung (S. 1—11), in welcher er das Bedürfniss und die hohe Bedeutsamkeit des geistlichen Standes darthut und sodann beklagt, dass, vorzüglich durch die Schuld der gelehrten Laien, das Ansehen desselben so sehr verfallen sey, handelt er in fünf Abschnitten 1) von dem hohen Charakter des geistlichen Standes; 2) von den Bedingungen des Ansehens und der Wirksamkeit; 3) den Ursachen des Mangels an tüchtigen und würdigen Gliedern, und giebt 4) Vorschläge zur Beseitigung der Hindernisse, und endlich 5) zur zweckmässigen Bildung des Standes.

Die Erhabenheit und Wichtigkeit des geistlichen Standes findet der Vf. (S. 12) schon in den allgemeinen Principien der Vernunft; denn so wie das geistige Leben über das physische gehe, so müsse der Stand, welchem die Geistescultur anvertraut sey, höher stehen, als die, welche sich mit der Sorge für das physische Wohlseyn befassen. Diess steigere sich aber im Christenthume, wo die Geistlichen als Gesandte Christi auftreten, der sie berufen habe mit den Worten: „Wie mich mein Vater gesendet hat, so sende ich euch.“ Durch solchen Auftrag empfing der geistliche Stand 1) das *Lehramt*, wobey gefragt wird, *was* und *wie* er lehren soll; und 2) *das Amt der Jugenderziehung*, 3) *das Amt der Leitung des öffentlichen Gottesdienstes*. Die Bedingungen (S. 31), unter welchen er diesem dreyfachen Auftrage genügen und wirksam seyn kann, sind 1) *öffentliche Achtung der Standesglieder*, 2) *geziemender Unterhalt* und 3) *hinreichende Verwendung*. Soll der Geistliche wirksam seyn, so muss, da diese Wirksamkeit und sein Einfluss grösstentheils von der Achtung abhängt, die er bey den Gemeindegliedern hat, ihm diese bestens bewahrt bleiben, und weltliche Beamte dürfen weder im Range ihm vorgehen, noch ihn mit feindseligen und eifersüchtigen Gesinnungen, wie leider oft geschieht, verfolgen wollen. Diese erste Bedingung der Wirksamkeit tritt in unserer Kirche nur in einem um so viel höheren Grade ein, als sie bisher ganz unerfüllt geblieben. Nicht nur, dass die grosse Zahl der Geistlichen im Range weit unter den weltlichen Unter- und Mittelbeamten, und nur wenige geistliche Räthe den sehr zahlreichen weltlichen Räthen gleich, aber immer noch tief unter den vielen Präsidenten, geheimen Räthen, Directoren, Ministern, Stabsofficieren, hohen Hofbeamten u. s. w. stehen, und kein einziger der weltlichen Hoheit, die über dem Ganzen schwebt, so, wie in der römischen Kirche, sich gleichstellen darf; so hat auch die gesammte Geistlichkeit in ihrer Stellung so wenig Ermunterndes, und entbehrt aller äusserlichen Auszeichnungen so sehr, dass die Söhne der Reichen und Gebildeten überall einen Stand verschmähen, der nichts bietet, was die Welt sucht, wodurch nun aber der Stand selbst, der nur aus den Armen und Niederen im Volke sich ergänzt, aufs Neue leidet, indem ihm, wenn er auch an Gelehrsamkeit und Pflichteifer reich ist, doch die feinere Umgangssitte und Lebensbildung fehlt, die zum Umgange mit der höher gestellten Welt unentbehrlich ist. Nicht minder wichtig ist die zweyte Bedingung der Wirksamkeit, welche der Vf. (S. 35) ausführt, indem er *zum genügenden Unterhalt* begehrt, dass dem Geistlichen ein sorgenfreyes, anständiges und würdevolles Leben gesichert seyn müsse, ohne dass er seinen Unterhalt aus einzelnen Darbringungen der Gemeinden, aus Beichtgeld u. a. Accidenzien zu ziehen habe. Der Geistliche hat (S. 38) mehr geistige Bedürfnisse zu befriedigen als der weltliche, und doch stehen die weltlichen Beamten, selbst die niedrigsten, weit höher; denn selbst die 600 fl., welche die baierische Regierung als Minimum einer Pfarrey bestimmt hat, werden bey vielen nicht erreicht. — Alles wie bey uns. Ein Geistlicher steht rücksichtlich seiner Besoldung oft weit unter dem Cancellisten, Actuar, Einnehmer u. d. gl. Natürlich stellt die öffentliche Meinung die besser Besoldeten auch höher, zumal da diese nie von schimpflichen Accidenzien abhangen. Der grössten Beherzigung werth ist auch, was unser Vf. S. 41 ff. von *der hinreichenden Verwendung*, d. h. der Anstellung und Benutzung der Geistlichen, sagt. Er findet nämlich höchst pflichtvergessen, wenn man die Christenheit nicht mit hinreichenden Geistlichen versorgt, und theils durch Einpfarren oft weit entfernter Einwohner anderer Orte in eine andere Kirche, oder durch Einziehung von Pfarrstellen, oder durch lange Leerlassung derselben und Vicariatsbestellungen den Gemeinden den Wahn aufdringt: „der Gottesdienst und die Geistlichen müssen eben nicht so nothwendig seyn, sonst sorgte man in dieser Beziehung besser für uns.“ Man weiss, dass auch diese Klage in vielen protestantischen Staaten ihren Wiederhall findet; und mit grösserem Rechte noch, als jenseits, könnte die evangelische Kirche ihren dessfalsigen Bedarf vom Staate erwarten, da dieser früher das Kirchengut an sich genommen hat.

Sehr gerecht sind aber auch die Foderungen, welche der Vf. (S. 49 ff.) an die Geistlichen macht, indem er *Wissenschaft*, *Tugend* und *ästhetische Bildung* von ihnen in höherem Grade begehrt, als sie von denen gefodert werden können, denen sie als Lehrer und Muster vorstehen sollen; welche Vorschrift er durch Hinweisung auf die classische Stelle Pauli 1 Tim. 3, 2 ff. erläutert, und welcher er, als eine besonders für unsere Zeit wichtige Foderung, noch „*Treue gegen den Staat*“ (S. 56) hinzufügt. — S. 57 kommt der Vf. auf die dritte Betrachtung, *über die Ursachen des Mangels von tüchtigen und würdigen Standes-Candidaten*. Die Klage über Mangel an Candidaten überhaupt findet jedoch in der protestantischen Kirche keineswegs so, wie in der katholischen, Statt, vorzüglich wohl deswegen, weil bey uns der Stand sich durch sich selbst ergänzt, indem doch eine nicht geringe Zahl geistlicher Kinder wieder in den Stand des Vaters treten, auch eine Menge anderer, besonders Schullehrer-Söhne, sich dieses Eldorado wählen. Wenn daher die mit Scharfsinn und mit geschichtlichen Belegen entwickelten Gründe, warum in der katholischen Kirche es an Candidaten fehlen muss, bey uns nicht ganz passen, so trifft doch gar Vieles von dem, was der Vf. sagt, auch bey uns zu.

fern zu, dass durch ähnliche Gründe bewogen; zwar nicht die Jugend im Allgemeinen, aber doch die Söhne der reicheren und gebildeteren Familien von dem geistlichen Stande sich zurück, und für denselben sich für zu gut halten. Diese Gründe sind nämlich, wie sie S. 97 zusammengefasst sind: 1) die vorgeschrittene Bildung der Welt, 2) die Geringschätzung des geistlichen Standes, 3) der zu stark gewordene Freyheitssinn, und 4) die zu früh entwickelte Sinnlichkeit. Wie dem nun zu begegnen, zeigt er in der 4ten Betrachtung: *über die Vorschläge zur Beseitigung der Hindernisse.* Hier zeigt er (S. 102 ff.), was von der geistlichen, und was von der weltlichen Regierung geschehen könne und solle. Von der geistlichen Regierung erwartet er: a) *höhere Bildung der Geistlichen.* Er meint nicht nur die wissenschaftliche Bildung, sondern insbesondere die ästhetische und praktische, die mehr fehlt als jene. b) *Beseitigung des die Zuneigung unterdrückenden Hindernisses.* Er meint das strenge Cölibatgebot in seiner Kirche, welches er *bedingt* aufgelöst wissen will, jedoch so, dass er protestantischen Lesern nicht genügen wird. Von Seiten der weltlichen Regierung erwartet der Vf. (S. 126 ff.): a) *Bestimmung des Ranges der Geistlichen im Staate;* es soll der Pfarrer mit dem Beamten (Amtmann) auf gleicher Linie stehen, und der Geistliche soll nie einem ihm gleichgestellten weltlichen Beamten (der Pfarrer nie dem Amtmann) untergeordnet werden, und Befehle von Obern nie durch ihn, sondern unmittelbar von der höheren Stelle empfangen. Auch dürfen solche Beamte nie Commissionen von Obern über die Pfarrer erhalten. In gemeinschaftlichen Geschäften kann nur das Dienstalter den Vorsitz bestimmen. So viel wir wissen, ist diese Foderung in mehreren protestantischen Ländern schon erfüllt, wogegen in anderen sogar die Superintendenten dem Beamten, wenn dieser länger im Amte ist, im Range nachstehen müssen. b) *Sorge für dessen Nahrungsstand.* Der Gehalt eines Pfarrers sollte, nach unserem Vf. S. 132, nie unter 700 fl. seyn (denn selbst der Landgerichtsassessor, der doch nach obiger Annahme einen Grad tiefer im Range steht, habe 600 fl. Fixum, und könne noch 200 fl. Accidenzien erwerben, so dass er 800 fl. Einnahme habe), wobey der höhere Bedarf des Geistlichen immer noch nicht berücksichtigt ist. Es müssen aber die Messgelder, die Beicht- und Communion-Gelder und die Stolgebühren für Kindtaufen, Hochzeiten und Leichen aufhören. Hat der Pfarrer einen Caplan, so muss natürlich die Einnahme für diesen nicht nur besonders, und mindestens mit 200 fl. ausser der freyen Station bestehen, sondern auch, rücksichtlich der zu leistenden Verpflegung, die Einnahme des Pfarrers höher steigen. Dieses Verhältniss findet bey uns nur da Statt, wo Collaboratoren oder Vicarien angestellt werden, für welche gewöhnlich leider gar nichts geschieht, als was der Pfarrer selbst aus seinen oft spärlichen Einkünften leisten muss. Zum Behuf der Besserstellung der Geistlichen verlangt unser Vf. nicht nur, dass die geistlichen Güter von Steuern freygelassen werden, sondern auch, dass der Staat das Fehlende zuschiesse. Dabey findet er es mit Recht höchst bedenklich, das Deficit durch Abzüge von reich dotirten Pfarreyen zu decken, da solche überhaupt selten seyen, und als Reiz- und Belohnungs-Mittel für Ausgezeichnete erhalten werden müssten; dagegen dürfte der Vorschlag der Einziehung sogenannter Messstipendien und deren Ueberweisung an die diensthuenden Seelsorger zu erwägen seyn. — Auch zur Unterstützung und Versorgung emeritirter und dienstunfähiger Geistlichen will der wohlmeinende Vf. (S. 142) Anstalten hergestellt und eingerichtet wissen, wozu er die Mittel besonders in den Klöstern findet.

Endlich enthält der 5te und letzte Abschnitt eine Betrachtung: *über die zweckmässige Bildung der Geistlichen.* Hier führt der Vf. mehr aus, was er oben nur andeutete, dass die Bildung nicht nur auf die Wissenschaft, sondern auch auf Leben und Amtsführung sich erstrecken müsse. Er erwartet die rechte Bildung (S. 149) vorzüglich von den *Seminarien*, in welchen er nicht mehr die Zeit auf Repetition der Dogmatik, Exegetik, Moral, Kirchengeschichte, sondern auf Philosophie, Aesthetik, Liturgik, Pastoral, Pädagogik verwendet wissen will. Rücksichtlich der moralischen Bildung verbreitet er sich (S. 151 ff.) über die nöthige Disciplin, und giebt mancherley Regeln, die, wenn sie auch zunächst für die katholische Kirche berechnet sind, doch auch auf unsere eine mehrfache Anwendung leiden.

In einem Schlussworte (S. 166) wiederholt er noch, dass eine solche Erhebung des geistlichen Standes zur Beruhigung der aufgeregten Völker nothwendig sey, und widerlegt die Einwürfe, die man machen könnte; alles so, dass man mit Achtung gegen ihn erfüllt wird. Der Vf. ist bekanntlich kein Geistlicher, aber ein Mann, welcher sich in mannichfaltigen Verhältnissen im Leben für das Leben ausgebildet hat, und jetzt im Erziehungsfache rühmlichst bethätigt ist. Ein solches Zeugniss dünkt uns hoher Bedeutung voll. Möchten doch auch unsere Kirche und die protestantischen Staaten einen solchen menschenfreundlichen Aufruf, und eine solche Mahnung zu dem, was Noth ist, nicht unbeachtet lassen!

S. W.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ilmenau, b. Voigt: *Königthum und Freyheit*, ein Wort an die preussischen Provincial-Landstände. 1832. VIII u. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. bemüht sich zu zeigen, dass die preussische Monarchie weder Russland noch Oesterreich, weder Frankreich noch Grossbritannien sich zum Muster zu nehmen brauche, sondern ohne auf das physische Gewicht der materiellen Natur zu achten, durch schöpferische Entfaltung aller intellectuellen und sittlichen Kräfte zu einer europäischen Grossmacht, im freundlichsten Einverständnisse mit dem deutschen Staatenbunde, ohne solchen direct oder indirect beherrschen zu wollen, sich erheben werde. Der Vf. widmet sein Buch den preussischen Provincial-Landständen und wünscht vor allem eine Umgestaltung des Steuersystems, besonders im Controlwesen. Er will beweisen, dass eine richtige Volkwirthschaftslehre in Preussen ohne Nachtheil der Bedürfnisse des Staatshaushalts eingeführt werden könne, und hofft, dass nach diesem von ihm gewagten Beweise, Preussen dem indirecten Steuersystem, den Monopolen und Grenzsperren entsagen werde.

Das *erste* Hauptstück ist überschrieben: *Königthum.* Der Vf. weissagt den nordamerikanischen unirten Freystaaten einen baldigen Uebergang zum Königthum, das er als die beste und vollendetste Regierungsform betrachtet. In der *ersten* Abtheilung sucht er zu beweisen, dass in der sittlichen Freyheit das Mittel zur Erreichung des Ziels, zur Verwirklichung des Staatszwecks liege; ferner dass die Volkssouveränität ein Unding, die politische Freyheit der Völker ein Wahnbild, eine Reife und Mündigkeit der Völker sich selbst zu regieren in der Reihe der Thatsachen nicht denkbar sey; dass eine Volksversammlung nicht den Willen des Volks, nur den der Reichen aus ihm verkündige, und eine Deputirtenversammlung nicht das Volk repräsentire. Die Masse des Volks könne weder als Masse noch durch Einzelne aus der Masse das öffentliche Staatsleben leiten. (Fielen dem Vf. hiebey nicht so viele blühende noch dauernde Republiken ein? Sie haben ihre Grundmängel, wie alle menschlichen Einrichtungen, die gemissbraucht werden können; aber uns scheint doch, dass in einigen Schweizer-Kantonen, in Nordamerika's nördlichen Freystaaten und in den deutschen Freystädten sogar übel nicht regiert werde. Auch wünschen nur die durch Factionen beunruhigten Republikaner sich eine Monarchie, wo sich aber freylich bisweilen ein fremder oder inländischer Usurpator die Monarchie anmasst, und nach der Anmassung anerkennen lässt.)

Zweyte Abtheilung. Constitutionelle Monarchie, Verantwortlichkeit der Minister. Der Vf. wagt zu behaupten, dass die Trennung einiger Theile der Regierungsgewalt von der Person des Staatsoberhaupts nach dem gültigen deutschen Staatsrecht eine Unmöglichkeit sey. Rec. meint, dass zwischen dem Kaiser und den Reichsständen, zwischen den letzten und den Landständen in den vormaligen 50 deutschen Republiken, freyen Bauerschaften und in der Reichsritterschaft die Geschichte das Gegentheil bewiesen hätte. Die Constitutionen scheinen dem Rec. nur dann schädlich zu seyn, wenn sie so aristokratisch sind, dass ein verzweifelndes Volk sich lieber einen absoluten Monarchen wünscht. Ein Fall, der in England vielleicht zur Wirklichkeit werden kann. Wenn der Vf. sagt, dass die Trennung der Macht solche Schwäche, so mag diess wahr seyn; aber er wird in unseren Tagen Niemand überzeugen, dass man bey allen Mängeln der constitutionellen Verfassungen, unter absoluten, sogar trefflichen Regierungen im Ganzen glücklicher sey. Gewisse Vernachlässigungen des allgemeinen Besten, Luxusverwendungen für das Heer, Schwierigkeit in Entwurzelung arger Missbräuche, Willkührlichkeiten selbst bey redlichen Absichten, schleichen sich in aristokratischen Monarchieen leicht ein, und halten sich oft länger als der Souverän wünscht. Ferner sagt der Vf., dass nach dem Grundsatze der Legitimität die Herrschergewalt in allen ihren Theilen lediglich an die Person des Staatsoberhaupts oder dessen Stamm geknüpft, und dass diese Legitimität in Deutschland durch Staatsverträge festgestellt worden sey. Der 13 Art. der Bundesacte giebt nach seiner Meinung den Herrschern nur das Recht, Antheil an gewissen *Regierungsgeschäften* den oder gewissen Unterthanen einzuräumen. Wenigstens habe sich der König von Preussen bey einem Congress in seinem Vorschlage vom 16 Oct. 1814 zu

nicht mehr verstanden, und Art. 55 der Wiener Schlussacte vom 15 Mai 1820 habe den souveränen Fürsten der Bundesstaaten überlassen, diese innere Landesangelegenheit mit Berücksichtigung der sowohl früherhin gesetzlich bestandenen ständischen Rechte als der gegenwärtigen Verhältnisse zu ordnen. Nun folgert der Vf. weiter: Die Häuser Preussen und Lothringen wären in manchen Erblanden in den Tagen des deutschen Reichs fast souverän gewesen, aber darum hätten sie doch Landstände gehabt. Die preussischen Vasallen und Landstände hätten von Alters her nur die Gerichtsbarkeit und Polizey über ihre Hörigen besessen, aber sonst keine wichtigen Hoheitsrechte. Diese landständischen Rechte habe Kaiser Leopold I erweitert, als er 1671 den Ständen das Recht der Steuerbewilligung vorbehalten habe. Diese Landstände wären aber niemals Repräsentanten *aller* Mitbürger gewesen, und hätten niemals einen Antheil an der Regierungsgewalt gehabt. (Aber doch wohl in Wirtemberg und Mecklenburg, obgleich die Hofjuristen den Ständen diesen Antheil ableugneten!) — Der 55ste Artikel der Wiener Schlussacte habe den alten Landständen nicht ihre Feudalrechte zum Nachtheil der Mitunterthanen garantiren wollen, wohl aber das Steuerbewilligungsrecht. Allerdings: Doch meint der Vf., dass der Kaiser Leopold I nur aus jesuitischer Politik, um die Reichsstände von sich abhängiger zu erhalten, ihnen die willkührliche Steuerausschreibung versagt habe, und folgert ziemlich jesuitisch, dass durch die Abdankung des Kaisers und Auflösung des deutschen Reichs im J. 1806, *sublata legis ratione*, jene Beschränkung des Steuerausschreibungsrechts, wenigstens für Preussen, schon 130 Jahre vorher verschwunden sey. Freylich habe Hannover, in den Berathungen über die deutsche Bundesverfassung, den Landständen das Steuerbewilligungsrecht erhalten wollen; allein die Verfassung rede kein Wort davon; also sey jetzt das reine (absolute) Königthum in Deutschland anerkannt. Uns scheint dagegen zu sprechen, dass die Fürsten in Octroi, oder mit Berathung der neuen Landstände, *bis* zur Wiener Schlussacte, den deutschen Staaten neue, sogar vom Bundestage bestätigte Verfassungen gegeben haben. Der Vf. malt uns nun die Einfachheit seines Systems über das Königthum mit gefälligen Farben aus, und verwirft die Repräsentation von einer oder zwey Kammern und alle die Ruhe und Macht des unbeschränkten Königthums beeinträchtigenden neuen Ideen vom Staatsleben; dagegen empfiehlt er die segensreichen Wirkungen einer dem Könige vertrauenden Anschliessung. Also auch in Braunschweig, in Kurhessen, in Hannover u. s. w. wäre die vom Monarchen selbst ausgegangene Beschränkung der Monarchenmacht kein Heil gewesen? Wäre anzunehmen, dass zu unumschränkte Regierungen nicht auch schlimme Fehlgriffe thun könnten: so würde man gewiss dem Vf. Recht geben. Die grossen Gefahren einer beschränkten Steuerbewilligung sind b y einem Zwey-Kammersystem nicht zu besorgen, auch könnte eine Verfassung unschädlich den Satz feststellen, dass niemals die Abgaben für Posten verweigert werden können, die nicht die Stände aus speciellen Ursachen verweigern. — In *Hallers* Geiste sieht der Vf. den Staat, durch eine solche Verfassung, Bürgerkriegen, Empörungen und dem Siege der Aristokraten Preis gegeben, und gesteht den Landständen S. 48 nicht einmal so viel Sachkenntniss zu, um den Nutzen gewisser Staatsausgaben einzusehen! Recht hat er, dass die alten aristokratischen Ständeverfassungen den Völkern mehr Steuern aufwälzten, als hie und da die absoluten Könige; aber Spanien, Frankreich, Oesterreich und Preussen selbst, hatten oder haben doch bey allem Absolutismus sich sehr in Schulden gestürzt. Die freyeren Verfassungen sind noch zu neu, um alle ihre Vorzüge und Mängel mit voller Sicherheit angeben zu können; und die freyeste der nordamerikanischen Freystaaten scheint bestimmt zu seyn, sich in Jahresfrist ausser aller allgemeinen Staatsschuld zu setzen. Kühn und unhistorisch ist die Behauptung des Vfs., dass die beschränkte Monarchie ihre grossen Wohlthaten in Stiftung und Unterhaltung einer gemeinnützigen Verwaltung, im Fall einer von den Ständen abhängigen Steuerbewilligung, nicht hätte erreichen können. Dennoch schliesst er diese Dogmen mit dem Spruch: „das Steuersystem ist das Palladium der Völker und ihrer Freyheit, die sicherste Charte, die festeste Constitution." Ein Abscheu ist ihm die Verantwortlichkeit der Minister; sie sey, sagt er, ein Angriff auf die Menschen- und Mannes-Würde des Staatsoberhaupts, und lege die Souveränetät in die Hände einer oder mehrerer Kammern. Dagegen empfiehlt er, dass die *Minister dem* Könige vor einem von ihm zu erwählenden *Ausschuss* der Stände Verantwortung schuldig seyn *sollen*, *nicht* darüber, dass sie die Befehle des Königs vollzogen haben, sondern über die Art der Vollziehung. Dieser Ausschuss bevorrechteter Unterthanen mit Regierungsgewalt ist in des Vfs. Augen die Repräsentation des Rechts. Wenn diese Versammlung in einzelnen Fällen die Rechtsverletzungen sammelt: so soll sie die Pressfreyheit vollkommen ersetzen. „Das constitutionelle Leben sey ein Kampf der Gewalten unter sich; das rein monarchische Leben entwickele schöner die sittliche Kraft der Völker, es erweitere den Kreis der Intelligenz, erhöhe Wohlstand und Gewerbfleiss, und lasse Jedem sein Recht. Die Theilung der Herrschergewalt störe die Ausübung der Gesetze, die bürgerliche Freyheit und Ruhe im Innern. Dem Vf. schaudert vor allen Constitutionen und Republiken. Grundbesitz soll besonders Bedingung der Landstandschaft seyn, und ihr Recht blosse Berathung der Regierung; (also wohl eine neapolitanische *consulta?*) —

Das *zweyte* Hauptstück: *Freyheit*, beginnt mit dem Ausruf, dass *nur* in Preussen wahre gesetzliche Freyheit herrsche in Hebung des Ackerbaus, der Industrie und des Wohlstandes. Herrscht denn aber nicht in einigen unbevölkerten Theilen der Monarchie eine sehr auffallende Werthlosigkeit der Grundstücke? Sie ist nicht directe Schuld der Regierung, wohl aber der

noch unvollkommenen Ackergesetzgebung und die Nachwehe mancher Störungen der Thätigkeit der Landleute, sowie des Mangels an Musterwirthschaften für die kleineren Besitzer, an Hebung der Stagnationen, an Förderung der Märgelung, Vereinigung der noch unzertrennlichen und zerstreuten Grundstücke, und freylich auch der wohlfeilen Zeiten. In der sonst hoch gepriesenen preussischen Verwaltung tadelt der Vf. vorzüglich Preussens Steuerwesen. Er fusst auf den Febr. 21. 1829 bekannt gemachten Einnahme - Etat von 43 Millionen ausser Domänen und Regalien, tadelt das Salz - Monopol und alle Mahl -, Schlacht - und Consumtions - Steuern, die mit Zöllen und Stempeln über 23½ Millionen einbringen, ferner die hohen Gerichtssporteln, den übertriebenen Aufwand bey der Auflösung und neuen Regulirung der gutsherrlichen Rechte.

Erste Abtheilung. Die Steuern. Der Vf. spricht als Axiom aus: „Das Bedürfniss des Staats, welches der Monarch bestimmt, muss geschafft werden, der Werth des baaren Geldes, des rohen Products und der Arbeitskraft muss sich gleich seyn, die Staatsschuld bald vermindert, wenn auch nicht ganz abgetragen werden und der Staat muss fähig seyn, in dringenden Fällen ohne Staatsanleihen das Staatseinkommen schnell zu erhöhen, mit dem obersten Grundsatz, dass die Steuern auf alle Staatsunterthanen nach Verhältniss ihrer Vermögensumstände möglichst gleich vertheilt werden. Aber zuvor müsse der Staat die Vermögenskraft seines Volks genau kennen, die des Einzelnen möglichst genau feststellen und dieser verhindert werden sie von den Mitunterthanen wieder einzuziehen. Jede Besteurung müsse direct nach genauer Abschätzung der Geschäfte, nicht der Waare, erfolgen. Die Gegenstände der Steuer müssen die materiellen und intellectuellen Kräfte des Volkes neben dem Verkehr der Fremden im Lande seyn.

Erster Abschnitt: *Grundsteuer.* Der Vf. macht sehr sinnreiche, zum Theil aber nicht ausführbar scheinende Vorschläge über die verschiedenen Procente der Abgaben von Gebäuden, Fabriken, Ländereyen, Fischereyen und Bergwerken.

Zweyter Abschnitt. Steuer vom beweglichen Vermögen, also Personen-, Einkommen - und Gewerbe-Steuer.

Dritter Abschnitt. Steuer vom Verkehr der Fremden. Dieser wird auf 5 Procent des Verkauften auf den Märkten angeschlagen.

Vierter Abschnitt. Die Controle. Jeder landräthliche Bezirk soll eine Casse haben und drey Cassen einen Oberinspector, auch die ganze Erhebung und Regie alsdann höchstens 2,400,000 Rthlr. kosten.

Fünfter Abschnitt. Vergleichung des vorgeschlagenen Systems mit dem Bestehenden. Wie die Einnahme aus Post-, Salz-Monopol, Stempel-, Processen-, Kunststrassen - Zöllen, bis auf die Regie ganz wegfallen sollen, muss man im Buche selbst lesen.

Sechster Abschnitt widerlegt einige Einwürfe wider das vorgeschlagene Steuersystem.

Zweyte Abtheilung: Unentgeltliche Verwaltung der contentiösen Gerichtspflege. Jeder Landraths - Bezirk erhielte ein eigenes Gericht mit Aufhebung aller Patrimonialgerichte, jede Provinz ein Appellationsgericht.

Dritte Abtheilung. Gewerbefreyheit, Aufhebung aller Innungen und Zwangsrechte. Erstere und letztere finden des Vfs. Beyfall, gestützt auf einige neue, wider die Bannrechte sprechende, richtig ausgeführte Gründe. Oft fodert das allgemeine Beste die Aufhebung durchaus, sey es auch auf allgemeine Staats - oder Gemeinde-Kosten.

Vierte Abtheilung. Veräusserung der Staatsdomänen. Sie sind, bemerkt der Vf., entweder Gülten, Geld- und Natural - Gefälle, Zehenten u. s. w. und alsdann müssen sie auf ein jährliches Geldprästandum mit der Ablösungsfreyheit und einiger Erleichterung des Schuldners gestellt werden. Dann kann solche die Bezirkscasse nebenher erheben. Die Frohnden müssen in gemessene, zu gewissen Zwecken bestimmte, verwandelt werden. Das Herzogthum Sachsen entbehrt nach dem Vf. aller gesetzlichen Bestimmungen über die rechtlichen Verhältnisse der der gutsherrlichen Lehnshoheit unterworfenen Bauerlehne. Werden aber diese Bauerlehne eben so behandelt wie Rittermannlehne: so ist diese Einrichtung dem Bauernstande und dessen Thätigkeit und Bedürfnisse, den Boden zu verbessern, gewiss nicht angemessen. Es scheint dem Vf. am rathsamsten, ihren Werth billig zu schätzen, und diesen im Hypothekenbuch einzutragen. Bedient sich nun der Bauer der freyen Disposition, so wird die Rente des Ablösungskapitals fällig, und die Lehnsprästationen hören auf. Auf solche Art verschwinden sicher alle solche Lehne in drey bis vier Menschenaltern. Die grossen Staatsforsten darf man freylich nicht eingehen lassen; aber es ist dem gemeinen Besten heilsam, die Servitutberechtigten mit Land, das ihnen gelegen ist, abzufinden. Dann gedeiht der Forst und gedeihen die Unterthanen besser. Rec. sah übrigens die grossen Nachtheile der Stagnationen und Entwaldungen in Deutschland. Daher muss der Staat, bey der Nothwendigkeit der Feuerung, der Landbenutzung zum Viehfutter, des Obstes und der Gesundheit der Luft, durch eine beträchtliche Anzahl von Bäumen bey den Wohnungen der Menschen, auf die Anlegung kleiner Obstgärten auch bey der kleinsten angewiesenen Landstelle dringen, um auch dem weiteren Verbreiten des gröninger Marschfiebers zu steuern, das furchtbarer ist, als die Cholera, weil es noch jetzt da nicht zu weichen scheint, wo es sich seit dem J. 1826 eingewurzelt hat, und viele Menschen in allen Classen theils tödtet, theils Wochen und Monate lang zur Arbeit unfähig macht.

A. H. L.

Augsburg, beym Verf.: *Streiflichter, gerichtet auf des Regierungsraths Beissler Betrachtungen über Gemeindeverfassung und Gewerbewesen*, von *C. A. Ssherpf.* 1831. 86 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. ist ein praktischer Geschäftsmann und behauptet ein genauerer Beobachter als der Reg. Rath *Beissler* zu seyn. Des letzten Werk gleiches Titels (vergl. Jen. Allg. Lit. Zeit. 1831. No. 114) belegt theils die Regierung, theils seine Landsleute, welche Gewerbe treiben, mit scharfem Tadel. Nach Hn. *S's.* Ansicht geben *B's* bunte Bilder „wenig Klarheit, viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit." Bald huldige letzter dem kühnsten Liberalismus, bald dem versteckten Despotismus, d. h. der Büreaukratie, und irre sich in der Beschuldigung, dass Oesterreich Industrie und Gewerbe des Inlandes nicht schütze. Unwahr sey, dass der Beyrath der oft ungelehrten Landstände zu den Gesetzen, weil er oft von unkundigen Männern ertheilt worden sey, der neuesten baierischen Gesetzgebung sehr geschadet habe. Weil in Oesterreich sogenannte Gesetzkundige regierten, wären dort einige Administrativbeamten Betrüger des Staats geworden. *Beisslers* Handels- und Gewerbs-Vorschläge findet der Vf. unausführbar, wohl aber erfahrungsgemäss, dass die Verfassung in Baiern dem Adel und dem Reichthum zu viel politisches Gewicht beygelegt habe. Nach dem Vf. blüht innerer Gewerbswohlstand in Frankreich und Oesterreich, weil man keine fremde Industrie zulässt, Preussens Zollwesen schon weniger strenge ist als das in Frankreich; weniger sey diess der Fall in Oesterreich und noch weniger in Baiern, welches kein festes System angenommen habe. Weil Baiern seine Producte, die es im Ueberflusse erzeugt, nicht los werden kann, und weil die Einfuhr aus der Fremde die inländische Industrie zu den niedrigsten Preisen zwingt, so verarmt dieses Land. Die Consumtion ist geringe wegen der vielen Hungerleider. Uebrigens stimmt der Tadler mit *B.* darin überein, dass dessen Schilderungen der Wirthshausbesuche, der Zehnten, der Feyertage, und der Klöster als Mastungsanstalten der Faulheit, wahr seyen. Weil ministerielle Stubengelehrte so viel im Gewerbsfach pfuschten, stehe es so übel in Baiern. Man gebe ganz Deutschland eine administrative Einheit, und verschliesse dessen Grenzen durch hohen Zoll, so werde die innere Industrie ohne alle Künsteley aufblühen, wie in Russland seit *Cancrins* dortiger Geschäftsleitung. Eine Eos sucht nur den Landbau zu heben und spöttelt über die Industrie, weil da, wo diese herrscht, die vorige und künftige kirchliche Reformation sich vorbereitet habe. Die Büreaukratie, nicht die Aristokratie, schade jetzt Baiern. *B.* selbst schlägt die Herstellung der Zünfte vor, und doch weiss Jeder, welche Nachtheile sie hatten, wie nur Meisterstöchter Männer fanden, die Meisterswittwen junge Gesellen heiratheten, und diese Unzucht trieben, wie die faulen Tagediebe unter den Meistern durch Versicherungsanstalten die Faulheit schirmten. Allem Neuem, was noch so gut war, widersprachen die Zünfte. Besser ist es, die Regierung mischt sich nicht zu viel ins Gewerbswesen. Je weniger sie sich darein mischt, desto wohlfeiler wird das Publicum bedient. — Dieses sind die Sätze, welche Hr. *Scherpf* im Buche selbst weiter ausführt.

R.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Landshut*, ohne Angabe des Verl.: *Elemente des allgemeinen Land-Culturgesetzes für das Königreich Baiern.* Von *M. B. von Vequel.* 1829. 75 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. sieht ein zweckmässiges Land-Culturgesetz für die Grundlage alles Staatsnationalwohlstandes an, und als den ersten Punct einer umfassenden Gesetzgebung; und die Hauptpuncte, welche in einem Culturgesetze zu beachten seyn mögen, werden von ihm (S. 15–51) ziemlich befriedigend, nach im Ganzen genommen richtigen Grundsätzen angedeutet. Nur hie und da scheint er nicht ganz richtigen Ansichten zu folgen, z. B. wenn er bey Vertheilung von ausgedehnten Bauerngütern vorerst von einer wirthschaftlichen Behörde eine technische Prüfung von drey Oekonomieverständigen darüber angestellt wissen will, ob das Betriebscapital des Gutsübernehmers zur Bewirthschaftung des Gutstheils ausreichend sey (S. 10). Eine solche Untersuchung, durch deren Resultat die Zulässigkeit der Vertheilung bedingt seyn soll, kann offenbar zu nichts helfen. Da wo Fleiss und Betriebsamkeit des Besitzers alles entscheiden, sind solche Kuratelen offenbar am unrechten Orte. Auch widerspricht eine solche Beschränkung des Dispositionsrechts offenbar der Grundidee (S. 15): *ein zweckmässiges Landculturgesetz dürfe kein Zwangsgesetz für eine bestimmte, obgleich als besser anerkannte, Landwirthschaftsweise seyn, sondern es habe bloss solche gesetzliche Bestimmungen festzusetzen, durch welche der freye landwirthschaftliche Betrieb möglich gemacht und bewahrt wird*, — einer Idee, die wohl jeder denkende Staatswirth mit voller Ueberzeugung als richtig anerkennen wird. Unter allen vom Vf. in seinen Vorschlägen empfohlenen Puncten empfehlen wir übrigens *den*, wegen vorsichtiger Einleitung der so beliebt gewordenen — aber wirklich hie und da mehr schädlichen, als nützlichen — Gemeinheitstheilungen (S. 20—27), so wie seine Bemerkungen über zweckmässige Einrichtung des Grundhypothekenwesens (S. 27—29), der vorzüglichsten Aufmerksamkeit aller mit diesen Gegenständen beschäftigten Geschäftsmänner, besonders aber den im Vaterlande des Verfassers.

Zs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Brockhaus, und Brüssel, b. Frank: *Aussicht von dem gegenwärtigen Zustande und den künftigen Aussichten des freyen Handels und der freyen Colonisirung*, von *John Crawfurd*, ehemaligem Generalsecretär bey dem kön. grossbr. Gouvernement auf Java. Nach der zweyten vermehrten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Dr. *H. Fick*. 1830. VIII u. 171 S. 8. (20 gr.)

Treffend hat der Oberst *Welsh*, der in Ostindien 40 Jahre gelebt, in seinem schönen Werke gezeigt, dass das erste Hinderniss eines grossen Handelsverkehrs der Britten mit Ostindien in der Armuth der Ostindier liegt, sowie in der ungeheuern Verschiedenheit beider Völker rücksichtlich der Bequemlichkeiten und der Genüsse des Lebens. An diese natürlichen Schwierigkeiten dachte aber Hr. *Crawfurd* nicht in seinem: *View of the present State and future prospects of the free trade and Colonisation in India*, von welchem eine wohlgelungene Uebersetzung vor uns liegt.

Zuerst macht uns der Verleger mit *Crawfurds* grosser Kenntniss des Orients und den dieses beweisenden Schriften desselben bekannt. — Sehr wahr ist, dass bisher alle Verwaltung Ostindiens durchaus nicht das eigentliche Wohl der Ostindier im Ganzen beförderte, wohl aber das der Braminen, und dass kein anderer Staat die listige Politik des Intervenirens, um die Macht des Intervenirten zu schwächen und dadurch zu herrschen, schmählicher missbrauchte, als die brittische, sehr hierarchische Regierung in den Präsidentschaften und im Rath der Directoren in London. In England herrschen stets die Extreme bald der Ultrafreysinnigkeit, welche der lange herrschende Eigennutz in Fesseln schlug, bald der aristokratische Fluch der vereinten Politik der Geldhaber, der Landherren und Staatsfondsbesitzer mit dem schreyenden Nationalstolz, dass die übrige Erde von Grossbritanniens Wohlfahrt, Ruhe und Denkart, als einem magnetischen Pol des menschlichen Seyns und Treibens, im materiellen und geistigen Verkehr der Völker abhängig sey. — Langsam wuchs der so genannte freye Handel Englands mit Ostindien und das Geldremittiren der Generale und Beamten nach dem Mutterlande, wenn einige Nabobs mediatisirt oder geplündert worden waren, und wenig stieg der Monopolhandel der Handelsgesellschaft mit China, aber wohl durch die sich nähernden Eroberungen der ostindischen Handelsgesellschaft die Furcht des Hofes von Peking vor der Obergewalt der Britten in Ostasien. Die Factorey in Canton, stolz, wie alle privilegirte Körper zu seyn pflegen, wähnte, dass ihre Klugheit in Handhabung des Verkehrs, die Chinesen etwas zahmer mache, während es die Furcht vor dem allmächtigen Oberstatthalter in Calcutta war, welche das himmlische Reich etwas milder erscheinen liess. Im Despotismus stehen sich beide Höfe von Peking und Calcutta ziemlich nahe. Mag *Crawfurd* dem freyen Handel zu Singapore, der freylich wuchs, excentrische Hoffnungen widmen! Er kann nur steigen, wenn die Asiaten in und ausser der brittischen Herrschaft wohlhabender, und den Britten in Sitten und Bedürfnissen ähnlicher geworden sind. Das Wesen des Singaporer-Handels ist ein indirecter grosser Verkehr mit den der brittischen Flagge verbotenen Häfen Chinas. Rec. erwähnt *Crawfurds* Zahlen hier nicht, denn alle amtlichen Protocolle über den Belang eines solchen Verkehrs sind immer nur täuschend, weil der erlaubte Handel stets einen Zwillings-Bruder hat, den unerlaubten Handel, den jeder, so gut er kann, besonders unter den schlauen Britten versteckt.

Rec. wundert sich, dass Hr. *Fick* diesen Handel nicht *zugleich*, mit Berichtigung der *Crawfurdschen* Ansichten, beleuchtet. Hat nicht der englische Wollhandel nach Ostindien in neuester Zeit bedeutend, man sagt um 23 Procent, abgenommen? — Gewiss ist England der Alleinhandel der Handelsgesellschaft nach China nachtheilig, und der nordamerikanische Handel nach China wächst sichtbar, ungeachtet ihn keine Factorey beschützt, aber die Beamten der englischen Factorey in Canton stehen sich dabey und im Schleichhandel mit Opium gar trefflich. Russland hat sich des Handels von Nordchina mit Wollwaaren fast ausschliessend bemächtigt, und sogar die preussische Concurrenz nicht länger dulden wollen. — Erst muss die ostindische Gesellschaft alle ihre Landpächter in Landeigenthümer verwandeln, diese vor Prellereyen der Zamindare schützen, die wilden Thiere ausrotten, eine klimatisch-rationale Landwirthschaft einführen, auch die braminische Geistesverfinsterung brechen, ehe der Ostindier so reich wird, brittische Fabrikate bezahlen zu können. Das ungeheure orientalische Reich der drey brittischen Präsidentschaften daselbst, neben den Statthaltereyen in Ceylon und Prinz-Wales-Insel, hat noch keinen

einzigen Kanal, wenig Landstrafsen, keine Sicherheitsanstalten gegen die Cholera, keine bedeutende Milderung der Menschenherabwürdigung in Kasten. Ostindien führt jetzt viel Indigo aus nach Europa, aber auch fast nur aus Bengalens Marschen, von denen wenige bedeicht, und wo nur bey ein paar Städten die Sümpfe und Wälder (eine Wohnung der Schlangen und Raubthiere) ausgerodet, entwässert und bedeicht worden sind. Noch sind fast alle indischen Producte, als Zucker, Baumwolle, Reis, Cochenille, Gelbholz, Taback, Seide, Kastoröl, Kaffee, Indigo und Krapp, geringeren Werths, als die aus anderen Ländern. So ist der aus den Niederlanden kommende Krapp über doppelt so theuer als der ostindische. Also muss man vor Allem die Landwirthschaft heben, um den Handel zu heben. Alle Handelsbeförderungen sind thöricht, so lange ein Land nur schlechte Producte dem Auslande zu liefern vermag. — Während die ostindische Gesellschaft niemals beachtet hatte, dass der Tutang der Chinesen und der europäische Zink eine Waare war, fingen die Nordamerikaner kaum an, nach Canton Handel zu treiben, als sie gewahr wurden, dass die aus der Tatarey nach China eingeführte Giesingwurzel sich im Lande der freyen nordamerikanischen Wilden ebenfalls finde, und sofort machten sie grosse Geschäfte hierin. Erst der entfreyete Handel aus England nach Ostindien liess entdecken, dass der ostindische Farbestoff *Lack dye* sehr oft die theure Cochenille ersetzen könne. Wenn heute die ägyptische Baumwolle ein grosser Ausfuhrartikel der Nilufer ist, so verdankt der Pascha von Aegypten diess dem Franzosen Jümel, welcher eine sehr edle Gattung Baumwolle dort nationalisirte, wo sie früher in dem reichsten Alluvionsboden ihre Bestandtheile niemals ausgesogen hatte, und daher reiche Ernten lieferte. Die Insel Mauritius und ganz Westindien bauet jetzt nur otahaitischen Zucker, aber in Ostindien noch Niemand, und alle brittische, die Zuckerbereitung erleichternde Maschinerie ist in Ostindien völlig unbekannt. — Gewiss bedarf die Handelsgesellschaft kein Handelsmonopol, um in Ostindien ruhiger zu regieren; jedoch fürchtet Rec., dass, wenn sie dort regiert, ihr und ihrer Beamten Eigennutz den brittischen Handelsverkehr, und das Erheben ihrer Unterthanen zu besseren Landwirthen und dadurch zu mehr Wohlstand, willkührlich zerstören werde. — Nicht durch Monopole, sondern durch Beglückung seiner wilden Unterthanen, die unter sich in Sitten und Sprache geschieden leben, behauptet Russland seine Macht über die rohen zum Theil noch nomadischen Völkerschaften. Eben die Nachtheile, welche Ostindien und England in Folge der politischen Herrschaft und des Monopols der ostindischen Handelsgesellschaft drücken, machen das Unglück der Nomaden in Sibirien, denen der Pferdefrohndedienst zum Transport der Güter der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft jährlich an 80,000 Pferde kosten soll, deren Fleisch freylich hernach die sibirischen Streifvölker verzehren. Die Römer würden ohne eine rationalere Behandlung der Provinzen unter den Kaisern, als diese sie unter den aristokratischen Proconsuln der Republik erfuhren, ihre Herrschaft in den Provinzen nicht lange fortgesetzt haben, und England wird sich nicht lange in Ostindien behaupten, wenn es nicht bald sowohl die Monopole als die Territorialherrschaft der Handelsgesellschaft aufhebt, so strenge auch dort, nach *Welsh*, das Regiment und das Misstrauen wider die Rajahs zu seyn scheint. Es ist eine Thorheit, zu fürchten, dass die Concurrenz eingewanderter Engländer in Benutzung der furchtbaren ostindischen Aecker die Verarmung der Ostindier nach sich ziehen werde. Gerade dadurch sind die Eingebornen, da wo es erlaubt war, dass Britten Grundeigenthum erwerben konnten, deren Nachahmer in manchem Nützlichen geworden. Der Charakter der Hindus hat einige schöne Seiten, bedarf aber sehr einer reineren Humanität, als sie bisher besitzen. — Wo die Chinesen als Kolonisten in Ostasien erscheinen, da verbessern sie den Landbau, die Fabricatur und den Handel. Hart ist die ostindische Gesellschaft gegen die Nachkommen der Europäer, welche geborne Ostindiarinnen heiratheten, indem sie von allen irgend bedeutenden Staatsämtern ausgeschlossen sind. Gerechter und politischer verfügte die Krone in den ihr direct unterworfenen ostindischen Inseln u. a. auf Ceylon und auf Trinidad, und das Gegentheil der Verfügungen der englisch-ostindischen Handelsgesellschaft. Da, wo die Niederländer auf Java viel Grundeigenthum besitzen, entsteht niemals Empörung, wohl aber da, wo bloss Eingeborne, und unter sich, so wie mit ihren Fürsten, in Zwietracht leben. — Die Jury wurde zuerst auf Ceylon und hernach in Ostindien eingeführt, und die Eingebornen sind sehr damit zufrieden. — Während die Calcuttaregierung die Aufklärung der Britten befehdet, unterstützt sie das Aufblühen der asiatischen sinnlichen und fabelhaften Literatur. — Die Hindus leben im Ganzen gerne unter brittischen Gesetzen; nur die Vornehmen aus Rajahsgeschlechtern hassen die Gesetze und die Einrichtungen der sie von der Höhe herabstürzenden Britten. Durch die vermehrte Einfuhr brittischer Baumwollewaaren leidet der Hinduweber wenig, denn er ist gemeiniglich zugleich ein kleiner Landpachter. Erlangt er eine Art Eigenthum, das er seinen Kindern übertragen und mit Nutzen verbessern kann, so ist er reichlich entschädigt. — Die Welt mag hoffen, dass alle mögliche Handels- und Colonisations-Freyheit sich unter dem neuen brittischen Ministerium verbreiten möge, sein Stand bleibt immer schwierig, dem Coloss der reichen grundherrlichen Pairs und anderer Familien, dem Einflusse der alten Handlungshäuser in England, in seinen Colonien und in den Häfen des Auslandes, endlich dem Eigennutze der Besitzer der Staatsschulden die Spitze zu bieten.

X.

Dortmundt, b. Mallinckrodt: *Recht, Richtsteig, Rechtsgelehrte und Adel der preussischen Rheinlande, in der Gegenwart und Zukunft. Nebst Andeutungen und Wünschen für das übrige Preussen.* Zwölf Abhandlungen von *Johann Friedrich Joseph Sommer*, Hofgerichts-Advokaten zu

Kirchhundem im Herzogthum Westphalen. 1817. 124 S. 8. (12 gr.)

Unter diesem Titel sind zwölf rhapsodische Abhandlungen gesammelt, welche weniger bekannt worden zu seyn scheinen, als sie verdienen. Die 1ste, *das Recht*, hat zum Zweck, dass für die neuen preussischen Rhein-Provinzen ein Provinzial-Recht entworfen, das preussische Landrecht dabey zum Grunde gelegt, und aus dem Code Napoléon, dann den früheren Particular-Rechten das Dienliche beybehalten werde. — Die 2te, *die Gerichtsverfassung*, will die französische Friedensrichter, so wie das Notoriat-Wesen abgeschafft, und dagegen Kreis-Gerichte errichtet wissen, den auch die Criminalgerichtsbarkeit übergeben werden soll. — Die 3te, *das Volksthümliche im Gerichte, Geschworne* u. s. w. enthält mehrere, recht gute Ideen über eine zweckmässige Organisation der Jury und deren Verschmelzung mit den ordentlichen Kreisgerichten. — Die 4te, betrifft das *öffentliche Verfahren* und die *Untersuchungsmaxime*. Nach Hn. *S.* Vorschlag sollte das öffentliche Verfahren allgemein eingeführt werden, und damit sind wir auch um so mehr einverstanden, als diess an sich die Referenten zu einer genauen und vollständigen Darstellung zwingt. Dass aber die *Relationen* den Anwälten *vor* deren Vortrag voraus gegeben werden sollen, können wir durchaus nicht zweckmässig finden. Abgesehen davon, dass es doch offenbar die richterliche Würde herabsetzen müsste, so würde es zu unendlichen Discussionen Anlass geben; und die Processe verewigen. In Absicht der Actenauszüge allein möchte es zweckmässig seyn, damit die Parteyen sich überzeugen können, dass die Thatsätze dem Collegium vollständig und richtig vorgetragen worden, und dass sie, im Fall einer Lücke, diese vor dem Vortrag ergänzen können. — 5. *Die weiteren Instanzen und die Rechtsmittel betreffend.* Hr. *S.* schlägt für jede Provinz ein Oberlandesgericht vor, aus einem Civil- und Criminal-Senat, dann einen Präsidial-Senat für die Aufsicht auf die Untergerichte, Depositen, Tabellenwesen u. s. w. Sehr zweckmässig. Für die letzte Instanz schlägt er einen zweyten Senat des Berliner Geheimen Obertribunals für die Provinzen vor, wo französisches Recht gegolten hat. — 6) *Die Advocaten.* Eine sehr gehaltvolle Vertheidigung dieses Standes und seiner Würde. Nur in Absicht der Advocatentaxe können wir dem Vf. nicht beystimmen. Die preussische Classification der Processe hat, bey allem Schein der Rechtlichkeit, doch sehr bedeutende Inconvenienzen. Ist der Klaggegenstand beträchtlich, der Kläger erlangt ihn aber nicht, wegen eintretender Insolvenz des Beklagten, oder weil es eine zweifelhafte Rechtsfrage betrifft, so ist er doppelt unglücklich. Auch sind die Advocatentaxen allenthalben hoch genug. So gerecht es ist, dass der Advocat reichlich belohnt werde: so gewiss ist es doch, dass der einsichtsvolle und thätige Advocat bey mässiger Arbeit, alle anderen Stände im Einkommen überflügelt. — 7. *Die Personen-Standesregister.* Der Vf. glaubt, dass diese ganz füglich durch die Kirchenbücher ersetzt werden könnten. Dem aber muss Rec. feyerlich widersprechen. Eine lange Geschäftserfahrung hat ihn überzeugt, mit welcher Sorglosigkeit die Kirchenbücher gewöhnlich von den Geistlichen geführt werden, welche überhaupt alle nicht unmittelbar geistliche Geschäfte nur mit grossem Widerwillen verrichten, und dazu gar kein Geschick haben; auch freylich nach der jetzigen akademischen Lehr-Methode nicht erhalten können. Dem Rec. ist nicht Einer, es sind ihm viele Fälle vorgekommen, wo ganze Familien durch unrichtige Eintragungen in die Kirchenbücher unglücklich geworden sind. Man darf also ein so höchst wichtiges Werk als das *Personen-Standes-Register* keineswegs den Geistlichen allein anvertrauen; denn von dessen Richtigkeit hängt das Schicksal, Wohl und Weh aller Gesellschaftsglieder ab. Der Gefahr nicht einmal zu gedenken, welche durch das häufige Verbrennen der Kirchenbücher, die nur einfach vorhanden sind, für die bürgerliche Gesellschaft entsteht. Dass die Controle der Küster, welche das allgemeine Landrecht fodert, durchaus unzureichend und unzweckmässig sey, wird jeder practische Geschäftsmann anerkennen. Nicht nur sind die Küster oder Schulmeister grossentheils dazu ganz unfähige Leute, sondern die Achtung, welche sie ihren Vorgesetzten, den Geistlichen schuldig sind, wird ihnen nie erlauben, sich dieser Controle mit Wirksamkeit zu entziehen. Schon längst hätte also die Eintragung der Geburts-, Verehelichungs- und Sterbe-Fälle, in ein Duplicat des Registers, allenthalben der Civilobrigkeit auch in Deutschland übertragen werden sollen; welches Duplicat dann mit den Pfarrey-Registern jährlich verglichen und die etwaige Discrepanzen, wo es noch Zeit ist, berichtigt werden sollten. — Die 8te Abhandlung: *das Kirchliche bey der Ehe* ist gegen die Bestimmungen des Preussischen Landrechts in Absicht der Ehescheidungen, §. 36. 136 und 715. 2ter Th. gerichtet. Uns hat der Vf. nicht überzeugt. Der *Staat* kann die Ehe nur als einen *Vertrag* anerkennen. Die nach den verschiedenen Religions-Ansichten damit verbundenen *kirchlichen* Gebräuche gehen den Staat gar nichts, sondern nur die Betheiligten an, und der Staat muss die Ehe in der bürgerlichen Gesetzgebung nach den Regeln des Vertrags beurtheilen. Alles übrige gehört vor das *kirchliche* Forum. In wie fern nun die Betheiligten *diess* anerkennen, oder sich dessen Aussprüche unterwerfen, oder entziehen wollen, ist Sache des Gewissens, dessen Freyheit der Staat zu beschränken nicht berechtigt ist. 9. *Etwas über den Concurs.* Der Vorschlag, die Concurs-Masse einem Ausschuss der Gläubiger zu übergeben, möchte wohl mannichfaltigen Anständen unterliegen, deren Auseinandersetzung den Raum dieser Blätter überschreiten würde. Auch möchten wir den Satz, dass der Preussische Concurs-Process vorzüglich empfehlungswürdig sey, keineswegs unterschreiben, da er durch das gespaltene Liquidations-Verfahren vielmehr äusserst verworren und schleppend ist. Wohl aber wäre zu wünschen, es möchte statt der zahlreichen nutzlosen Preisfragen, welche jährlich aufgegeben werden, eine Regierung sich entschliessen, ei-

neu bedeutenden Preis auf die beste Beantwortung der für die bürgerliche Gesellschaft so wichtigen Frage zu setzen, auf welche mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit vereinbare Weise Concurse *am schnellesten* zu beendigen seyen. — 10. *Perhorrescenz.* Der Vf. stimmt mit Recht für die Wiedereinführung des Perhorrescenz-Eides. — 11. *Adel.* Der Vf. erklärt sich mit Grund für die Herstellung eines, aber *begüterten, Erb-Adels* durch Erneuerung der Fideicommisse. — 12. *Schluss und Nachträge.* Die ganze Schrift bekundet den Vf. als einen denkenden Kopf und vielseitig gebildeten Mann, dessen zum Wohl seines Vaterlandes erhobene Stimme, von den Obern nicht überhört werden möge.

J. S.

ERDBESCHREIBUNG.

DRESDEN u. LEIPZIG, in d. Arnoldischen Buchhdlg.: *T. F. M. Richters Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren* 1805 *bis* 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung, und zur Unterhaltung für Jedermann. Dritte verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe. Sechstes Bändchen. 183 S. Siebentes Bändchen. 192 S. Achtes Bändchen. 205 S. Neuntes Bändchen. 198 S. Zehntes Bändchen. 198 S. 1831. 12. (cpl. 5 Rthlr.)

Diese fünf Bändchen schliessen das, gewiss für jedes Lebensalter gebildeter Leser höchst interessante und besonders für die Jugend mannichfache Belehrung enthaltende Werk ganz in demselben Charakter, wie die bereits angezeigten (Jen. A. L. Z. 1831. No. 133) solches begannen. Der Vf. ist unermüdet bedacht gewesen, seinen Schilderungen das erfreuliche Leben zu erhalten, welches die ersten Bändchen so sehr empfahl.

China und dessen im fünften Bändchen dargelegten Sitten und Eigenthümlichkeiten boten merkwürdige Parallelen mit *England* dar, von dem der grösste Theil des 6ten Bändchens handelt. Mit dem anziehendsten Detail verbreiten sich schon die drey letzten Abschnitte desselben, das ganze folgende Bändchen und ein grosser Theil des 8ten über *Sicilien* und besonders *Messina*. *Alexandrien*, wohin wir sodann dem kenntniss- und erfahrungsreichen Reisenden folgen, wird nunmehr der Gegenstand seiner geschickten Schilderung. Im 9ten Bändchen ist uns wenig Zeit zur Rast an Einem Orte verstattet. Am längsten währt noch der Aufenthalt in *Alicante*. In *Tunis* namentlich bedauert man freylich mit dem Verfasser, dass man so bald wieder hinweg muss. So auch in *Griechenland*. Das 10te Bändchen bringt uns nach Messina zurück, wo Hr. *R.* nach manchen Hindernissen, welche seiner Liebe zu einer vierzehnjährigen Sicilierin entgegentreten, sich mit dieser verheirathet. Besonderes Interesse erregt seine Besteigung des *Aetna* und die Anmerkungen über diesen Vulkan, sodann die Notizen von *Malta*, welches er verlässt, um über *Triest* nach Sachsen zu gehen.

Diesem Bändchen ist eine alphabetische Erläuterung der in dem Werke vorkommenden *nautischen Kunstausdrücke* beygefügt, ein abermaliger Beweis, dass der Vf. sich keine Mühe verdriessen liess, sein, auch zur angenehmen Unterhaltung geeignetes Buch so belehrend und nützlich als möglich zu machen.

— u.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Sulzbach*, gedruckt mit des Commerzienraths Seidel Schriften: *Anleitung zur Anlegung und Unterhaltung der Vicinalwege*, von *Johann Boglist Greger*, k. baier. erstem Landgerichtsassessor zu Eschenbach im Main-Kreise, ord. Mitgl. des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern. Mit Zeichnungen. 1817. ¼ B. Zeichnungen. u. 63 S. 8.

Unter *Vicinalwegen* versteht der Vf. (S. 14) diejenigen, welche die von den Hauptstrassen abgelegenen Ortschaften unter sich und mit den Hauptstrassen verbinden. Er hält sie (S. 15) für ein Operat der polizeylichen Pflicht des Unterthans der Gegend, und der Unterschied zwischen solchen Wegen und den Hauptstrassen soll darin bestehen, dass die letzteren Kunststrassen sind, welche mit voller Anwendung der Strassen- und Brücken-Baukunde nach praktischen Rücksichten ganze Linien durch Länder, oder von und zu Hauptstädten bilden, und von dem Staatsvermögen besorgt werden; wogegen Vicinalwege nur die polizeyliche Sorge des Beamten einer Gegend von drey bis vier Quadratstunden, und die gemeine Kunst und Mittel des Landmanns in Anspruch nehmen, indem es bey diesen letzten Wegen meist schon genügen soll, wenn solche ordentlich in der Breite von funfzehn bis achtzehn Schuhen gebauet, gut gewölbt, mit Seitengräben versehen, und nach Beschaffenheit eines nassen Bodens mit trockenem Material überschüttet, und hie und da mit den nöthigen Brücken und Kanälen versehen sind. Die Anweisung des Vfs. zum Bau und zur Unterhaltung solcher Wege, wobey er vorzüglich das Landgericht Eschenbach und dessen Bezirk im Auge hat, zeigt von vieler praktischen Sachkenntniss, und verdient allgemeine Empfehlung, wenn man auch über den gelehrten naturphilosophischen und humanistischen Anstrich, den der Vf. seiner Lehre giebt, mitunter lächeln muss. Stellen aus *Schiller* und *Klopstock* gehören auf keinen Fall in eine Strassenbauinstruction, und um der Verbindlichkeit der Unterthanen zum Bau und zur Unterhaltung solcher Wege zu deduciren, braucht man nicht bis auf die Urgesetze des bürgerlichen Wesens zurück zu gehen.

Zs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1832.

PHILOSOPHIE.

Sulzbach, in von Seidels Kunst- und Buchhandlung: *Athanasia*, oder *Gründe für die Unsterblichkeit der Seele*. 1827. XVI u. 336 S. 8. (1 Rthlr.)

Obgleich diese Schrift schon vor mehr als vier Jahren ans Licht getreten ist, so hat sie doch bisher nicht nur kein Interesse, wie man von ihrem Inhalte billig hätte erwarten sollen, im Publicum überhaupt erweckt, sondern sie hatte nicht einmal das Glück, in irgend einer der berühmteren Literaturzeitungen Deutschlands geziemend gewürdigt zu werden. Dieses sonderbare Ereigniss lässt sich wohl nur aus der Anonymität des Buches erklären. Man scheint über ein Buch, dessen Vf., wie man etwas übereilt voraussetzte, sich nicht zu nennen wagt, schon im Voraus abgeurtheilt, und um sich die Mühe des Durchlesens zu ersparen, sich überredet zu haben, es sey wohl nur eine Schrift, ähnlich so vielen anderen, die sich in der Behandlung desselben Gegenstandes eben keinen besonderen Ruhm zu erwerben wussten. Darum hält es Rec. für seine Pflicht, auf die *Athanasia*, deren hoher Werth ihm einleuchtet, die öffentliche Aufmerksamkeit hinzulenken.

Rec. muss es nämlich dieser Schrift nachrühmen, dass sie ihre Aufgabe, die Darstellung der Gründe für die Unsterblichkeit der Seele, glücklich, und für jeden vorurtheilsfreyen Leser genügend gelöst hat. Thatsächlich erscheinet hier die Ueberzeugung unseres Vfs. (S. 3 und 4), dass sich die Wahrheit von der Unsterblichkeit schon durch die blosse Vernunft hinlänglich erweisen lasse, vor unseren Augen gerechtfertigt. Zwar ist diese Behauptung von angesehenen Weltweisen nicht selten bestritten worden, und in unserer Zeit haben *Kant* und seine Anhänger der menschlichen Vernunft überhaupt das Vermögen abgesprochen, über die übersinnlichen Gegenstände, wohin denn auch die Frage von der Unsterblichkeit gehört, synthetisch richtig zu urtheilen. Allein ihre Gründe werden bey näherer Betrachtung unstatthaft erfunden; insbesondere ist *Kants* Behauptung, wie der Vf. (S. 5—6) scharfsinnig bemerkt, in sich selbst widersprechend und schlecht begründet (wie aus dem Schlusse dieser Rec. hervorgehen wird), und darf uns in unserer Ueberzeugung von der Unsterblichkeit um so weniger irre machen, da ja derselbe Philosoph die Wahrheit der Unsterblichkeit dem ungeachtet eingestanden, und aus praktischen Gründen daran zu glauben befohlen hat (S. 7—8). Wenn aber der Vf. selbst, wie er S. 3 gesteht, eine Zeitlang der Meinung war, dass es der menschlichen Vernunft in der That an hinlänglichen Gründen zur Erhärtung des Lehrsatzes von der Wissenschaft fehle, so hat ihm in der Folge das Gegentheil eingeleuchtet, nachdem er sich durch weiteres Nachdenken der dafür sprechenden, und im vorliegenden Werke entwickelten Gründe bemächtiget, sie von allen Seiten geprüft, und stets richtig befunden hatte. (Ebendas.).

An die Spitze dieser Gründe nun stellt der Vf. den von der *Einfachheit* und *Einerleyheit* der Seele hergenommenen (S. 9—68). Er gestehet, dass die Wahrheiten, die er bey dieser Gelegenheit vorträgt, seit Jahrhunderten bereits von den grössten Weltweisen, und beynahe aus denselben Gründen, seyen behauptet worden, und glaubt sich daher höchstens nur die Hoffnung machen zu dürfen, es möchte ihm hie und da gelungen seyn, die Sache deutlicher auseinander gesetzt zu haben. So gering aber das Verdienst Manchem scheinen könnte, das sich hier der Vf. auf eine so bescheidene Weise beyleget: so wichtig ist es in der That, und verpflichtet zu grossem Danke, da ja eine dauernde Ueberzeugung hauptsächlich von einer klaren und besonnenen Darlegung der für eine geoffenbarte Wahrheit streitenden Gründe abhängig ist. Inzwischen muss Rec. erinnern, dass selbst hier schon nicht blosse längst bekannte Wahrheiten von dem Vf. wiedergegeben werden, sondern dass der aufmerksame Leser gar Vieles finden wird, was durch Neuheit der Ideen anzieht und angenehm überrascht. Bemerkenwerth ist schon der philosophische Scharfsinn, den der Vf. bey Gelegenheit der Erörterung der so schwierigen Begriffe: Substanz und Adhärenz (S. 9—14), bey der Bestimmung der verschiedenen Bedeutungen des Satzes: eine gewisse Beschaffenheit von Veränderung komme einem Gegenstande zu, oder gehe in demselben vor, und bey der Unterscheidung der verschiedenen Arten von Verhältnissen und ihrer Anwendung auf seinen Gegenstand, an den Tag leget, so, dass schon desshalb Niemand, der an der Philosophie ein Interesse findet, das Buch ungelesen lassen sollte. Schlagend ist die Polemik, mit welcher der Vf. S. 47—68 wider die Gegner der Einfachheit der Seele (die Materialisten) auftritt, obgleich

er ihre Einwürfe in ihrer ganzen Stärke, wie sie kaum ihre Urheber selbst vorgetragen haben, dem Leser darlegt. Was, bey Anlass des fünften Einwurfes und seiner Widerlegung, über die menschlichen Urtheile und einige merkwürdige Eigenschaften derselben beygebracht wird, ist höchst belehrend. Vorzüglich wichtig aber däucht Rec., wie diess auch schon der Herausgeber erinnert, des Vfs. Unterscheidung zwischen unmittelbaren und mittelbaren Erfahrungsurtheilen für die Wissenschaft, wo man nicht selten vermittelte Urtheile für unmittelbare ansieht, und sich somit alles Beweises für die Wichtigkeit derselben überhoben glaubt. So halten z. B. selbst Weltweise das Urtheil, die menschliche Freyheit nach inderterministischer Ansicht betreffend: „ich kann zwischen zwey Handlungsweisen, davon die Eine von meinem Glückseligkeitstriebe gewünscht, die andere von der Vernunft gefodert wird, ohne bestimmenden Grund wählen", für ein Urtheil, das keines Beweises bedarf. Nach dem Vf. dürfte es sich aber anders verhalten, da ja eben dieses Urtheil kein unmittelbares, sondern ein vermitteltes ist.

Treffend ist die Bemerkung (S. 56 und 57), dass wir auch dasjenige, was wir mit Händen greifen, mit Augen sehen, und dergl., nicht unmittelbar, sondern durch Schlüsse, und zwar durch blosse Wahrscheinlichkeitsschlüsse erkennen, die irre leiten können, und oft auch wirklich irre leiten; dass dagegen die Schlüsse, durch welche der Vf. die Einfachheit der Seele beweisen, nicht Schlüsse der blossen Wahrscheinlichkeit, sondern vollkommene Schlüsse seyen. „Du hörst sie aber", sagt er weiter, „das erste Mal. Wohl, das berechtiget dich, sie zu prüfen, und wiederholt zu prüfen, bevor du sie annimmst. Ist aber diess geschehen, und haben sie jede Prüfung bestanden; wahrlich, dann wäre es nicht mehr vernünftig gehandelt, wenn du dem Schlusssatze, zu dem sie führen, nur darum minder vertrauen wolltest, weil du dir jener Vordersätze, auf denen er beruht, deutlich bewusst bist, weil eben desshalb die Täuschung, dass du ihn unmittelbar erkennest, hier gar nicht eintreten kann."

Denjenigen Gegnern der Einfachheit der Seele, die aus der grossen Abhängigkeit derselben vom Leibe, vornehmlich aus der Art der Entstehung des Menschen durch den körperlichen Act der Zeugung, die beiderseitige Gleichartigkeit erschliessen wollen, wird zuvörderst (S. 57—63) erwiedert, dass aus allen den Erfahrungen, die man hieher bezieht, höchstens nur gefolgert werden könne, dass die Seele des Leibes zu ihren Verrichtungen bedürfe; niemals aber, dass irgend eine dieser Verrichtungen im Leibe, oder in einem Theile desselben, vorgehe, dass somit die Seele körperlich sey. Dieser Unterschied, den man hier gewöhnlich übersieht, ist wichtig, wesshalb ihn der Vf. bereits S. 21 ff. deutlich auseinandergesetzt hat. Er bezieht sich daher darauf, und erinnert nur noch, dass nach der Schlussart, die sich hier die Freunde des Materialismus erlauben, alle Dinge, die zu unserer geistigen Thätigkeit uns mehr oder minder nothwendig sind, und durch die gewisse Geistesverrichtungen mehr oder minder gut von Statten gehen, gleichfalls Theile unseres *Ich* wären. Ein Fernrohr, das unsere Sehkraft unterstützt, eine Dehnkraft, die wir zur Ausführung grosser Berechnungen gebrauchen, ja Bücher sogar, die wir zu unserem Unterrichte liefern, und dergl., würden dazu gehören. — Aus der Art der Entstehung des Menschen durch die Zeugung, einen körperlichen Act, folgt gleichfalls nichts gegen die Einfachheit der Seele. Denn nicht hervorgebracht wird die Seele durch die Zeugung, sondern es wird ihr nur dadurch Anlass und Gelegenheit zu einer schnelleren Entwickelung verschafft; von dem Augenblicke des Entstehens unseres Leibes an wohnt auch schon die Seele in ihm, und sie ist es, die an seiner Entstehung sowohl, als an seiner Erhaltung und Ausbildung den thätigsten Antheil nimmt, wie der Vf. in der Folge erweist. Wenn man sich vorstellen müsste, dass Gott die Seele des Menschen erst in dem Augenblicke, da er gezeugt und geboren wird, erschaffe, oder die schon vorhandene doch erst in solchen Augenblicken aus den entferntesten Gegenden der Schöpfung herbeyführe in den Leib, der nun ihr Wohnsitz werden soll: dann möchte man wohl über Schwierigkeiten zu klagen berechtiget seyn. So aber ist die Nothwendigkeit einer solchen Vorstellung von selbst gehoben. Dass es noch immer viel Unerklärliches in der Entstehungsart wie des Menschen, so auch jedes organischen Wesens überhaupt gebe, leugnet der Vf. nicht. Diess rührt aber nicht von der Voraussetzung her, dass sich in einem jeden solchen Wesen eine einfache Seele befinde, sondern von unserer Unkunde der Naturkräfte. Uebrigens gewinnt man damit, dass man das *Daseyn* einfacher Seelen verwirft, so wenig, dass man dadurch vielmehr die Dunkelheit nur vergrössert. Versuchsweise fügt hier der Vf. eine Erklärung der Entstehung der Organisation durch einfache Theile bey, wo hingegen diejenigen, die keine einfache Substanzen annehmen, auf die Frage, wie ein organisches Ganzes entstehe, durchaus nichts Befriedigendes erwiedern können. — Noch einen Einwurf gegen die Einfachheit der Seele hebt der Vf. auf eine interessante Weise (S. 63—68). Man behauptet nämlich, bey der Annahme einer einfachen Seelensubstanz bleibe es unerklärlich und eine Art Geheimniss, wie sie Veränderungen im Leibe hervorbringen könne. Dagegen erinnert der Vf., man spreche mit Unrecht von Unerklärlichem und Geheimnissvollem, wo nichts davon in der That vorhanden sey. Denn wenn man fragt, wie die Seele wirke, so will man eigentlich nicht erfahren, durch welche Vermittelung es geschehe, dass die Veränderungen, die in gewissen Theilen des Leibes durch den Eindruck äusserer Gegenstände hervorgebracht werden, sich bis zur Seele fortpflanzen, oder dass diese und jene äusseren Gliedmassen in Bewegung gerathen, sobald es die Seele will (indem diess keine eben so unerklärliche Sache wäre, und die Physiologen hierüber bereits so manche Aufschlüsse gegeben haben), sondern man verlangt nur die Art zu wissen, wie Seele und Leib (Seelenorgan) auf einander wirken, und durch welche Mittel diess geschehe. Hierauf aber ist es unmöglich eine

andere Antwort beyzubringen, als die, dass es eigentlich gar kein solches Mittel gebe, und geben könne, und dass der Verkehr zwischen Seele und Seelenorgan unmittelbar Statt habe. Weiter giebt es hier nichts zu erklären, weshalb man auch nicht von Unerklärlichem und Geheimnissvollem sprechen solle. Aber gesetzt, es wäre wahr, dass es hier etwas Unerklärliches gebe, so würde doch damit die Einfachheit der Seele nicht aufgehoben, wofern wir einer unerklärlichen Annahme auf keine Art ausweichen können, wir mögen über die Natur der Seele wie immer entscheiden. Nicht auf der vorausgesetzten Einfachheit der Seele, sondern auf der aus ihr gefolgerten Unmittelbarkeit der wechselseitigen Einwirkungen beruht die Unerklärlichkeit. Unmittelbare Einwirkungen aber, sie mögen unter einfachen oder unter zusammengesetzten Gegenständen, oder unter solchen, wovon der Eine einfach, der Andere zusammengesetzt ist, obwalten, setzen auf jeden Fall etwas Unerklärliches voraus, wie der Vf. an einem sehr interessanten Beyspiele, an der Erscheinung des Stoßes zeigt, welche ein unmittelbares Wirken, und zwar in die Entfernung, voraussetzt. Der Vf. nimmt also eine *actio in distans* gegen *Leibnitz* an, wie er überhaupt von diesem grossen Denker, mit welchem er sonst so sehr übereinstimmt, in der Lehre von der Einwirkung der Seele auf den Leib sehr abweichet.

Von dem für die Einfachheit und Einerleyheit der Seele geführten Beweisen wendet sich nun der Vf. zum Beweise für ihre ewige Fortdauer (S. 69—90), welchem er den Lehrsatz zu Grunde leget, dass „keine Substanz der Vernichtung unterstehe". Zwar lässt er sich nicht darauf ein, diesen Lehrsatz selbst innerlich zu begründen, versucht es aber, uns von der Wahrheit desselben anderweitig zu überzeugen. Gelehrte und Ungelehrte, sagt er nämlich, stimmen darin überein, dass alles Entstehen und Vergehen nur die Verbindungen unter den Wesen, nur ihre Zusammensetzungen, nicht die Substanzen selbst betreffe. Und mögen auch die Beweisgründe, welche die Gelehrten für diese Behauptung beybringen, noch so mangelhaft seyn, die Wahrheit derselben wird damit keineswegs aufgehoben. Denn wir erkennen der Wahrheiten so viele mit der bestimmtesten Gewissheit, ohne uns der Gründe, auf denen sie beruhen, bewusst zu seyn, und dieses selbst dann, wenn es nur eben die Vorstellung von jenen Gründen ist, durch die wir zu der Erkenntniss dieser Wahrheiten gelangen. Diess geschieht z. B. in der Beurtheilung dessen, was Recht und Unrecht ist, in unseren Urtheilen über die Gestalt, Grösse, Entfernung und dergl. äusserer Gegenstände, so, dass wir diese Urtheile für unvermittelte halten, obgleich sie auf sehr vielen Schlüssen beruhen. Dass wir nun nicht wissen, aus welchen Vordersätzen wir diese Urtheile folgern, dass diess bisher noch kein Weltweiser befriedigend auseinandergesetzt hat, ist gewiss. Darum wird aber kein Vernünftiger an der Wahrheit dieser Urtheile zweifeln, und sie deshalb für unzuverlässig halten, weil er nicht anzugeben vermag, aus welchen Gründen er das Urtheil, dass z. B. dieses Blatt Papier grösser sey als jenes, fälle. Wenn also die Weltweisen in dem Beweise für einen Lehrsatz nicht übereinstimmen, während sie ihn selbst doch Alle zugeben, so darf uns derselbe darum nicht zweifelhaft erscheinen. Wir können vielmehr zuversichtlich glauben, dass ihrer Behauptung ein wahrer, bisher noch nicht bekannter, noch nicht deutlich erkannter Grund unterliege, und dass es eben das dunkle Gefühl dieses Grundes sey, was diese Weltweisen antrieb, den Satz einstimmig zu behaupten, ohne doch sagen zu können, warum sie es thun. Wahr ist daher der Satz von der Unvergänglichkeit der Substanzen, selbst wenn die Gründe, die man bisher dafür angeführt hatte, nicht die geringste Haltbarkeit hätten. Wir dürfen ihn eben so wenig bezweifeln, als wir, wie der Herausgeber der Abtheilung sehr gut bemerkt, an der Wahrheit mehrerer geometrischer Sätze zu zweifeln berechtiget sind, bloss darum, weil die Mathematiker sie bisher mit keinen gründlichen Beweisen versehen, und deßhalb als Grundsätze aufgestellt haben. Zwar steht dem Satze von der unvergänglichen Dauer der Substanzen die allgemein verbreitete Meinung entgegen, dass die Welt nicht nur eine Ursache ihres Daseyns, sondern auch einen Anfang desselben habe, woraus denn folgt, dass auch die sämtlichen Substanzen der Welt einen Anfang genommen haben. Haben sie aber zu seyn angefangen, so können sie ja wieder aufhören. Allein hierauf weiss der Vf. zu erwiedern: a) dass man trotz dem Glauben an einen Anfang der Welt und der Substanzen doch keineswegs an ihr Ende hat glauben wollen, was um so mehr beweiset, dass der Lehrsatz von der Unvergänglichkeit der Substanzen tief in der menschlichen Vernunft gegründet seyn müsse; b) dass, wenn man sich auch die Substanzen entstanden denkt, man doch keineswegs an ihr Aufhören glauben müsse; man kann nämlich Gott, der die Substanzen werden liess, zwar auch die Macht, sie zu vernichten, einräumen, aber aus seinen unendlichen Vollkommenheiten folgern, er werde keine Substanz, die er einmal ins Daseyn rief, wieder vernichten; c) dass man endlich mit Unrecht in den Begriff der Schöpfung den eines Anfangs in der Zeit aufgenommen habe, bloss darum, weil man sich vorstellt, dass die Welt eine Wirkung Gottes sey, und dass jede Wirkung später zum Vorschein kommen, jede Ursache aber früher vorhanden seyn müsse. Diesen Satz nun findet der Vf. unrichtig, und erklärt ihn für ein Vorurtheil. Die Gründe, die er für seine Behauptung vorträgt, haben wissenschaftliches Interesse, und müssen bey dem Vf. selbst nachgelesen werden, S. 75—84. Uebrigens stehet der Lehrsatz von der endlosen Dauer der Substanzen mit dem, was uns die christliche Offenbarung über die Entstehung der Welt lehret, in keinem Widerspruche. S. 84—89.

Dass jedoch mit dem geführten Beweise für die Einfachheit und endlose Fortdauer der Seele der Beweis für ihre Unsterblichkeit noch nicht beendiget sey, gestehet der Vf. S. 90. Denn nicht bloss der Substanz nach, sondern auch mit dem Bewusstseyn und der Rückerinnerung an unseren gegenwärtigen Zustand,

mit dem Gefühle, dass wir dieselben sind, die wir einst gelebt hatten, wollen wir fortdauern. Diesen Beweis kann daher unser Vf. keinesweges übergehen; er will ihn vielmehr ohne die Voraussetzung des Satzes von der Einfachheit der Seele liefern, und damit zeigen, dass eine auf Vernunftgründen beruhende Ueberzeugung von der Unsterblichkeit auch ohne den Glauben an die Einfachheit bestehen könne, dass also der letzte zur Hervorbringung jener nicht schlechthin nothwendig sey, sondern nur zur Erhöhung der Gewissheit unserer Fortdauer diene.

Doch bevor der Vf. an diesen Beweis geht, schickt er nur noch die Lehre von dem endlosen Fortschreiten in der Vollkommenheit für einen jeden guten Menschen voraus. S. 91—143.

„Was sich auch immer im Tode, sagt er, mit uns ergeben mag; wenn wir nur gut sind, so werden wir sicher nie ausser Stand gesetzt werden, unsere Kräfte noch weiter auszubilden und immer vollkommener zu werden." Der Vf. gründet diesen Satz auf die Wahrheit, dass „Veränderungen, denen einfache Substanzen unterstehen, sich alle nach einem solchen Gesetze richten, dass sie am Ende immer nur zur Vermehrung ihrer Kräfte, zu ihrer Vervollkommnung dienen, oder noch dienen können." S. 91—94. Unstreitig gilt dieses Gesetz bey allen denjenigen Substanzen, welche gleich unserer Seele mit Vorstellungskraft begabt sind, S. 95—101. Es gilt aber auch von allen Kräften überhaupt, die sich an einem einfachen und endlichen Wesen befinden, dass sie sich eines steten Wachsthums zu erfreuen haben. S. 102. Schon in dem Begriff einer Kraft nämlich scheint es zu liegen, dass sie durch Uebung immer vergrössert werden müsse. In Erfahrungen, die wir von einem scheinbaren Gegentheile eines allmälichen Abnehmens und Verschwindens einer Kraft haben, widerlege diess wirklich so wenig, dass sie es vielmehr nur noch bestätige. Denn nur bey zusammengesetzten Gegenständen, nur in solchen Fällen, wo die hervorzubringende Erscheinung nicht durch die blosse Kraft eines einzelnen Theiles, sondern durch die Gesamtwirkung aller, und durch die besondere Art ihrer Verbindung bedingt wird, bemerken wir eine Abnahme der Kräfte; z. B. an jedem organischen Wesen, an einem Bogen u. dgl. Diese Abnahme ist leicht erklärlich, und sogar dadurch, dass die einfachen Theile in einem nicht zu hemmenden Fortschreiten begriffen sind, nothwendig. S. 103. Hieraus begreift es sich, warum die Kräfte des Geistes sich nicht erschöpfen; warum unser Erdball dagegen an Kräften abgenommen habe, dass er das nun nicht mehr vermöge, was er vor Jahrtausenden vermocht, Pflanzen und Thiere und sogar Menschen zu erzeugen, ohne des Mittels der Zeugung durch Wesen von gleicher Art benöthigt gewesen zu seyn. S. 104. Damit ist freylich, wie der Vf. gesteht, die Wahrheit, dass die Kräfte einfacher Substanzen nicht vermindert werden, noch nicht dargethan; sie würde diess nur erst dann, wenn wir ein Beyspiel von einer Kraft an einem einfachen Wesen anführen könnten, an der wir durchaus keine Verminderung, sondern vielmehr ein Wachsthum bemerkt haben. Der Vf. führt als Beyspiel die Anziehungskraft an, die durch ihre, Jahrtausende hindurch währende Thätigkeit nicht aufgezehrt wird, und uns somit schliessen läst, dass, weil doch Veränderung Statt haben müsse, sie wohl nur vergrössert werden könne. Dass wir von dieser allmählichen Vergrösserung bisher nichts wahrgenommen haben, beweiset nichts wider sie, sondern beweiset nur, dass sie viel langsamer erfolge, als dass wir sie bis jetzt hätten wahrnehmen können. S. 105—107. Indess glaubt der Vf., er habe eben nicht nöthig, seinen Satz von dem endlosen Fortschreiten aller Kräfte der Seele auf diese Gründe zu stützen. Denn schon aus dem von ihm (S. 98) erwiesenen Wachsthume der Kraft des Vorstellens lässt sich das mögliche Wachsthum aller Seelenkräfte auf die überzeugendste Weise folgern. S. 107. Wie? lese man bey dem Vf. selbst nach. — Ja dieses Gesetz des allmählichen Fortschreitens zur Vollkommenheit dünkt dem Vf. (S. 109) ein Gesetz zu seyn, welches für alle endlichen Wesen ohne Ausnahme gelte, obgleich sich das Gesagte nur auf Substanzen beziehe, die mit Vorstellungskraft begabt sind, da seiner Meinung nach die Kraft des Vorstellens ein Eigenthum aller Substanzen ist. Diese Weltansicht entwickelt *der Vf.* S. 109—115. Eine Ansicht, in die sich zwar gegenwärtig noch nur Wenige zu finden wissen, die aber schon von Seiten ihrer Erhabenheit das höchste menschliche Interesse erwecken sollte! Mit was für einem Auge muss nicht derjenige, der von ihr ausgeht, die Schöpfung betrachten! Nirgends stellet sich Tod oder Vernichtung dar; überall hin ist Leben ausgegossen; rege Thätigkeit überall hin verbreitet! Und dieses Leben ist kein einförmiges Leben, diese Thätigkeit keine begrenzte Thätigkeit. Nein, alle Wesen schreiten auf einer unendlichen Stufenleiter in den mannichfaltigsten Weisen zu einer immer höheren Vollkommenheit fort! — Zwar hat schon der *grosse Leibnitz* in seiner Monadologie diese Ansicht niedergelegt, und nur sein verrufener Lehrsatz von der prästabilirten Harmonie, den er damit verknüpft hat, mag die Schuld tragen, dass man sie bisher weniger, als sie es verdient, beachtet hat. Allein gebühret auch hierin dem Vf. der *Athanasia* die Ehre der Erfindung nicht, so muss man doch gestehen, dass er sich das unbestreitbare Verdienst erworben hat, diese Lehre von Neuem begründet, vervollständiget und consequenter durchgeführt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 3 2.

PHILOSOPHIE.

SULZBACH, in von Seidels Kunst- und Buchhandlung: *Athanasia*, oder *Gründe für die Unsterblichkeit der Seele* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Aus dem Gesagten kann Jeder entnehmen, dass der Vf. den Unterschied zwischen materiellen und geistigen Substanzen nicht auf die gewöhnliche Weise auffassen dürfe, wenn er ihn ja will bestehen lassen. Und so ist es auch. Den Namen einer geistigen Substanz legt er bloss der herrschenden Seele, d. h. derjenigen bey, die über einen Inbegriff von Substanzen eine Art von Wirksamkeit ausübet, wie keine andere dieses Inbegriffes. Alle übrigen Substanzen dieses Inbegriffes heissen ihm materielle Substanzen. Die Menge von Substanzen, die einer geistigen unterthan sind, nennt er das Werkzeug und Organ der letzten, auch ihren Leib und Körper; sie selbst aber die Seele dieses Leibes. Jedes Ganze von einer solchen Art, worin kein herrschender Theil sich hervorthut, dessen gesamte Bestandtheile einander gleichartig sind, so dass dieselbe Wirksamkeit, welche der Eine ausübt, jeder andere gleichfalls ausübet, führt bey ihm den Namen eines organischen Ganzen. Den Beweis, den der Vf. bey dieser Gelegenheit für den merkwürdigen Lehrsatz aufstellt, „dass jeder Körper aus einer unendlichen Menge von einfachen Theilen bestehe", dünkt Rec. völlig befriedigend; die Erklärung der Entstehung des niederen Organismus aber äusserst interessant. S. 115—125.

Die gewöhnliche Meinung, dass in dem Leibe des Menschen, so wie auch jedes einzelnen Thieres, nur eine einzige Substanz, welche den Namen einer geistigen verdient, nämlich nur diejenige wohne, die insgemein die Seele dieses Wesens heisst, hält der Vf. für ein Vorurtheil, und sehr sinnreich werden die Einwürfe widerlegt, dass wir uns der mehreren Seelen, falls solche wirklich im Leibe wohnten, innigst bewusst seyn müssten, und dass sie ihr Daseyn auf jeden Fall doch weit sichtbarer kund geben würden, als es geschieht. S. 125—136. Wie es komme, dass zu einerley Zeit Ein Geschöpf auf einer höheren, ein anderes auf einer niederen Stufe stehe, ob sie gleich alle schon von Ewigkeit her bestehen und fortschreiten, macht der Vf. S. 138 durch ein von der Bewegung eines Körpers im Raume entlehntes Gleichniss begreiflich. Es ist also nicht gegründet, dass die Athanasia den Einwurf, „dass jede Seele, da sie zu jeder Zeit schon eine unendliche Zeit da gewesen ist, auch zu jeder Zeit schon vollkommen seyn müsste," unbeachtet lasse. Zu dem kommt der Vf. in der Folge noch einmal auf diesen Gegenstand S. 191 zurück.

Nachdem der Vf. noch einige Schwierigkeiten, die der Lehre von dem endlichen Fortschreiten entgegenstehen, beseitiget hat, gehet er zu einem neuen (oben schon besprochenen) Grund für die Unsterblichkeit über. Er bestrebt sich nämlich (S. 144—171) darzuthun, dass die Seele weder bey unserem Absterben, noch bey sonst irgend einer Veränderung, die ihr noch in der spätesten Zukunft bevorstehen, jemals von aller Verbindung mit einem Leibe werde losgerissen werden. — Auch wenn wir den grössten Theil der Materie, aus welcher unser Leib gegenwärtig zusammengesetzt ist, im Tode verlieren: so wird doch irgend ein kleinerer noch zurückbleiben. Und wenn auch dieser einst abgestossen werden sollte: so wird es nicht eher geschehen, als bis sich die Seele bereits gewisse andere Theile so angeeignet hat, dass jene, die nun getrennt werden sollen, abermals nur einen Theil von ihrem ganzen dermaligen Leibe bilden. S. 144. Den Begriff des Leibes fasst der Vf. strenger, als es sonst geschieht, auf (S. 145—147). Er zählt alles dasjenige zu unserem Leibe, was mit dem Seelenorgan in einer mehr als bloss mechanischen und chemischen, also in einer selbst schon organischen Verbindung stehet. Das Seelenorgan aber erklärt er für einen Inbegriff von Substanzen, die mit der Seele in dem Verhältnisse einer unmittelbaren Wirksamkeit stehen, bey der sich Kräfte äussern, welche nur durch die besondere Beschaffenheit und Verbindung der vorhandenen Theile bedingt sind. Sonach ist der Leib oder das Seelenorgan ein Hülfsmittel für unser Wirken, bestehend aus einer Verbindung von solchen Substanzen, die theils durch ihre besondere Beschaffenheit, theils durch die Art ihrer Verknüpfung erst geeignet werden, Kräfte in uns zu entwickeln, die ausserdem keine Gelegenheit zu ihrer Aeusserung fänden. Die Besorgniss, dass unsere Seele die Herrschaft über ihren Leib mit der Zeit eben so verlieren könne, wie gewisse andere Substanzen aus dem organischen Zustande in den unorganischen zurücksinken, wird S. 149—152 beseitiget, und durch Erfahrungen

nachgewiesen, dass organische Wesen nach ihrer so genannten Auflösung nicht nur noch immer in einem organischen Zustande verbleiben, sondern sich allmälich auf immer höhere Stufen der Organisation erheben, und dass höchstens nur auf der niedrigsten Stufe des Organismus ein Rückfall in den unorganischen Zustand Statt habe. Der Vf. folgert nun S. 153 hieraus, dass wir keine Ursache haben zu fürchten, dass der Tod die Macht haben werde, unsere Seele des Leibes, den sie jetzt hat, *ganz* zu berauben. Er wird vielmehr nur die gröbere Hülle abbrechen, damit der *feinere Leib* zur gewünschten Freyheit gelange. Diese Behauptung wird keineswegs dadurch widerlegt, dass wir von diesem feineren Leibe, in dessen Bekleidung die Seele aus der modernden Leiche austritt, nie etwas wahrgenommen haben. (Ebend.) Einen anderen Beweis, dass die Seele mit einem Theile des gegenwärtigen Körpers auch noch nach dem Tode vereinigt bleiben werde, führt der Vf. S. 155 u. 156 daraus, dass keine Auflösung oder Zerstörung eines Körpers eine Zerlegung desselben in durchaus einfache Theile sey, und dass daher unsere Seele sich vom Leibe unmöglich werde dergestalt losreissen, dass sie gar keine Theile mit sich nehme. — Im Tode gehet also, wie S. 157 geschlossen wird, mit uns nichts Anderes vor, als was uns, nur im geringeren Masse, schon jetzt täglich begegnet. Eine bey Weitem beträchtlichere Menge von Theilen wird auf einmal abgestossen, so, dass der noch übrig bleibende Theil für die bloss irdischen Sinne nicht ferner wahrnehmbar ist. — Da nach dieser Ansicht bey der Erscheinung des Todes dieselbe Regel befolgt wird, die wir bey tausend anderen Erscheinungen in der Welt befolgt sehen: so ist sie ungleich wahrscheinlicher, als diejenige, der zu Folge man sich vorstellet, dass der Tod Alles, was im Leben verbunden war, so völlig auflöse, dass auch nicht ein einziger Theil des vorigen Organismus zurückbleibt. Doch nicht bloss wahrscheinlicher ist diese Ansicht des Vfs. vom Tode; Rec. findet dieselbe auch bey Weitem trostreicher und erfreulicher als die gewöhnliche.

Die hier geführten Beweise für die Unsterblichkeit, wodurch der Vf. darthut, dass unser Leib im Tode keine Auflösung der Art zu befürchten habe, dass nicht der feinere Theil desselben, derjenige nämlich, den wir zu unseren Geistesverrichtungen einzig benöthigt sind, der Zerstörung entrinne, gründen sich nicht auf die Voraussetzung des Lehrsatzes von der Einfachheit der Seele, und auch der Materialist kann sie sonach überzeugend finden. S. 158. Die Einwürfe, die sich dagegen erheben lassen, werden S. 159—162 beseitiget. Was der Vf. bey dieser Gelegenheit über die Beschaffenheit der Schwere und des Lichtes, über die Veränderung welche die Weltkörper erleiden, und über die Entstehung der letzten vorträgt, zeugt von Forschergeiste und besonderer Naturkenntniss desselben.

Ueber den Ort, wo wir uns zunächst aufhalten werden, wenn unsere körperliche Hülle einst durch den Tod wird abgebrochen werden, weiss der Vf. natürlich nichts zu bestimmen; glaubt aber, dass nichts erweislich Unmögliches in den drey Annahmen liege, dass wir entweder hier auf der Erde verbleiben in einer Gestalt, die für unsere Sinne nicht wahrnehmbar ist, oder dass wir in eine andere Gegend des Welltalls versetzt werden, oder dass wir in unserem künftigen Daseyn an gar keinen Himmelskörper gefesselt sind. S. 162—167. Mit Recht bemerkt er schliesslich (S. 168), dass es eben nicht wichtig für uns sey zu wissen, wohin wir nach dem Tode gelangen, wichtiger, ja einzig wichtig sey es aber, zu erfahren, mit welchen Kräften wir daselbst ausgestattet seyn, und in welchem Zustande wir uns dort befinden werden. Er entscheidet sich (S. 169) dafür, dass das künftige Leben ein Leben der Thätigkeit und des Wachsthums der Kräfte seyn werde, wofür er in den zunächst folgenden Abschnitten den Beweis liefert. Rec. bemerkt hier, dass der Vf. in der Bestimmung der Anzahl der Seelenkräfte von der gewöhnlichen Lehrmeinung der Psychologen abgeht, und sechs ganz einfache Seelenkräfte, wovon sich keine auf die andere reduciren lässt, annimmt.

In dem Abschnitte über das Wachsthum des Erkenntnissvermögens, als der ersten einfachen Seelenkraft (S. 171—196), erörtert der Vf. die wichtige Frage über die Rückerinnerung im künftigen Leben an unser gegenwärtiges, und beantwortet sie dahin, dass wir keine Ursache haben, zu behaupten, dass die Bedingungen, unter welchen hienieden die Rückerinnerung Statt findet, jenseits aufhören werden. S. 176—183. Den Einwurf, von der Abhängigkeit des Gedächtnisses von dem Organismus des Leibes entlehnt (S. 183), entkräftet er (S. 184—189) mit nachstehenden Gründen: a) die Erfahrungen, die man hieher bezieht, beweisen nichts mehr, als dass der Körper bey dem Geschäfte der Erinnerung der Seele behülflich sey, in einem krankhaften Zustande aber dasselbe störe. b) Ungereimt und der Erfahrung entgegen ist die Meinung, dass nur im Leibe allein, nicht aber auch in der Seele Spuren der erlittenen Veränderungen hinterbleiben. c) Auch wenn es wahr wäre, dass nur der Leib Spuren vergangener Vorstellungen bewahre, so hätten wir gleichwohl nicht den Verlust aller Erinnerung zu befürchten. Denn unsere Organe werden zwar abgeändert, aber nur allmälich, so dass den Fertigkeiten, die sie sich erworben haben, damit kein Abbruch geschieht, wenn nur von Zeit zu Zeit eine Wiederholung eintritt. d) Auch wenn keine eigentliche Erinnerung möglich seyn sollte, müsste doch eine Erkenntniss der Vergangenheit auf andere Weise Statt finden.

Ein anderer Einwurf aus dem Umstande, dass wir uns unseres früheren Daseyns nicht mehr erinnern (S. 190), wird gehoben (S. 191) durch die einfache, sehr wahrscheinliche Annahme, dass wir uns diessmal gerade *zuerst* auf der Stufe eines *deutlichen* Bewusstseyns befinden. Standen wir nämlich, bevor wir Menschen wurden, noch nie auf dieser Stufe: so ist zur Genüge erklärt, warum wir uns keines von den früheren Zuständen, so unendlich auch ihre Menge sey, erinnern. Diese Voraussetzung ist nicht etwa unendlich

unwahrscheinlich, wie Jemand aus dem Grunde schliessen könnte, weil es undenkbar sey, dass wir eine ganze verflossene Ewigkeit hindurch nur immer auf Stufen, welche noch niedriger, als unsere gegenwärtige sind, herumgeirrt haben sollten. Gälte diess von dieser Stufe, auf der wir uns jetzt befinden, so gälte es von einer jeden auch noch so hohen Stufe, auf der wir uns immer erblicken würden. Denn jede Stufe, auf der sich ein endliches Wesen zu jeder bestimmten Zeit seines Daseyns befindet, muss eine Stufe von endlicher Vollkommenheit seyn, und von einer jeden solchen läst sich behaupten, dass es unendlich viele noch niedrigere Stufen, welche zu dieser Zeit von anderen Geschöpfen eingenommen werden, und unendlich viel höhere Stufen, die von noch anderen Geschöpfen besetzt sind, gebe. Wie will man uns darthun, dass die Stufe des Daseyns, auf der wir nach unserer Annahme jetzt zum ersten Male uns befinden, nämlich die Stufe des deutlichen Selbstbewusstseyns, zu niedrig sey, als dass wir sie jetzt erst erreicht haben könnten, da sie, wie jede andere, doch unendlich viele, die niedriger sind, vor sich hat, da wir uns allenthalben umgeben sehen von Wesen, die noch viel niedriger stehen als wir? — Aber vielleicht liegt das Unwahrscheinliche der Voraussetzung darin, dass wir aus der unendlichen Menge von Stufen, auf welchen ein Wesen stehen kann, gerade die Eine nur herausheben, und uns auf sie versetzen? — Unwahrscheinlich wäre diess, nach der Meinung des Vfs., nur dann, wenn wir es aufs Gerathewohl annehmen, ohne dazu durch einen Grund bestimmt zu werden (S. 193). Das aber geschieht keinesweges; im Gegentheil, die obige Annahme wird noch durch den äusseren Umstand bestätiget, dass wir hier eine unzählige Menge von Wesen, denen das Vermögen der Erinnerung mangelt, aber keines, das es besitzt, als nur den Menschen antreffen. Da wir nun alle Ursache haben zu glauben, dass die verschiedenen Arten von Wesen, die auf der Erde leben, eben so vielerley auf einander folgende Stufen des Daseyns vorstellen, von deren Einer wir zur anderen aufgestiegen sind: so läst sich daraus, dass hier bey Niemand, als nur beym Menschen allein, ein eigentliches Erinnerungsvermögen Statt findet, mit Recht der Schluss ableiten, dass er zu dem Besitze dieser Kraft jetzt das Erstemal gelangt sey. Und daraus begreift sich, warum wir uns unserer früheren Zustände nicht erinnern, warum wir aber auch nicht zu fürchten haben, dass derselbe Fall in dem nächstkünftigen Zustande eintreten werde (Ebend.). Die Einwürfe (S. 194): „Das Erinnerungsvermögen wird eben so vergehen, wie es einen Anfang genommen hat"; und: „Wie sollte es möglich seyn, dass wir das Andenken an die Ereignisse unseres jetzigen Lebens in alle Ewigkeit behalten, da jede Spur, welche der gegenwärtige Eindruck zurückläst, im Verlaufe der Zeit immer schwächer wird, und sich am Ende ganz verliert, besonders da im entgegengesetzten Falle die Menge der Vorstellungen, die wir mit uns herumtragen müssten, zu einer unendlichen Last anwachsen würde?" — werden S. 194—196 beantwortet.

Auch die Empfindungskraft, als das zweyte einfache Seelenvermögen, wird jenseits wachsen (S. 196—201), und unsere Empfindungen werden an Mannichfaltigkeit und Innigkeit gewinnen. Nur wird mit der Veränderung der Entstehungsursache unserer Vergnügen, auch eine Veränderung in der Natur der Empfindungen Statt finden. So werden die Gefühle der Lust (S. 198), die nur aus der besonderen Einrichtung unserer gegenwärtigen Organe entspringen, und alle sinnlichen Freuden dort nicht mehr vorkommen können. Auch solche geistige Vergnügungen werden aufhören, die auf einem blossen Vorurtheile, auf einer Selbsttäuschung, einem Irrthume beruhen (S. 199). Von den Vergnügungen, die wir auf dieser Erde kennen, werden uns in das andere Leben durchaus nur solche geistige Freuden begleiten, die sich auf richtige Begriffe gründen, und die wir eben desshalb vor der Vernunft in aller Rücksicht rechtfertigen können. Sind wir für solche Vergnügen schon hier empfänglich, so ist kein Zweifel, dass wir in jener Welt eine noch ungleich höhere Empfänglichkeit für sie erhalten werden.

Mit unserer Begehr- oder wünschenden Kraft (dem dritten einfachen Vermögen) muss sich gleichfalls eine sehr vortheilhafte Veränderung nach dem Tode ergeben (S. 201—205), da unsere Begierden und Wünsche nur von der Vorstell- und Empfindweise der Wesen abhängen. Wird nun diese vervollkommnet, so müssen auch jene veredelt werden. Der Tugendhafte wird zum Wenigsten meist nur solche Wünsche und Bedürfnisse fühlen, die neue Antriebe zum Guten und neue Quellen der Freude für ihn sind. Es ist diess um so glaublicher, da es bey näherer Betrachtung unserer Natur sich zeigt, dass wir schon hier keine Naturtriebe haben, die an sich böse wären. „Betrachten wir doch etwas genauer", sind die Worte des Vfs., die er über diesen Gegenstand beybringt, „von welcher Beschaffenheit alle diejenigen Triebe und Bedürfnisse sind, welche bey einem Menschen zum Vorschein kommen, der nicht durch zweckwidrige Erziehung in zarter Kindheit schon verdorben ist, und der von den Jahren an, da seine Vernunft zu einiger Reife gediehen, fortwährend selbst bestrebt war, immer weiser, immer besser und vollkommener zu werden. Ist wohl ein einziger des Triebe, die sich in ihm entwickeln, ein an sich böser Trieb, ein Trieb, der nur zum Bösen, ja auch nur öfter zum Bösen als zum Guten anreizen würde? Ist nur ein einziges seiner Bedürfnisse von einer solchen Art, dass es nicht befriedigt, dass es nicht leicht und auf die erlaubteste Weise könnte befriedigt werden, wenn nur Verhältnisse, welche die thörichte Willkühr oder die Bosheit der Menschen eingeführt hat, nicht so oft ein Hinderniss erzeugten? Zeigt es sich, wenn wir weise und bessere Menschen nur einst genauer beobachten, zeigt es sich nicht fast immer, dass sie zufrieden und glücklich leben, auch wenn ihre äussere Lage sehr ungünstig ist? Fühlen wir uns nicht eben desshalb bey ihrem Anblicke gedrungen, oft selbst zu unserer eigenen Beschämung, einzugestehen, dass der vernünftige und unverwöhnte Mensch doch nur sehr wenig bedürfe, dass er beynahe überall finde, was er zu seinem Glau-

ben benöthigt ist? Und wenn das hier schon gilt, um wie viel sicherer wird es dort gelten, wo wir an Einsicht und Kraft so über alle Vorstellung gewinnen werden!" —

In dem Abschnitte von der Vervollkommnung unseres Willensvermögens im anderen Leben (S. 205—229) rechtfertiget zuvörderst der Vf. seine Annahme einer besonderen Willenskraft (des vierten einfachen Seelenvermögens). Rücksichtlich der Art aber, wie unser Wille thätig ist, glaubt er sich weder für die indeterministische, noch für die deterministische Ansicht mit Sicherheit entscheiden zu können (S. 208). Er findet keine von beiden irrig oder gefährlich, und führet deshalb die für beide Ansichten sprechenden oder ihnen entgegenstehenden Gründe an. Der Indeterminismus wird (S. 208—213) vertheidigt, und die Einwürfe gewisser Massen gehoben; nur die Lehre von der Vorherwissenschaft Gottes dürfte sich, selbst nach des Vfs. Geständnisse, schwer mit dieser Ansicht vereinigen lassen. Dagegen sprechen auch für den Determinismus gar nicht zu verwerfende Gründe (S. 214). Auch bey dem Determinismus bestehet die sittliche Zurechnung; ja das Recht des Lohnens und Strafens und mithin die Fähigkeit der Zurechnung wird durch denselben eben am festesten begründet (S. 219—220). Zudem findet der Vf. die Gründe, die zur Unterstützung des indeterministischen Systemes angeführt werden, nicht völlig zureichend (S. 215—218). Der Einwurf, dass bey der deterministischen Ansicht Gott als die Ursache von allem Bösen in der Welt erscheint, wird S. 221 und 222 befriedigend beantwortet. Doch warnt der Vf. in einer Anm. S. 223 vor unbehutsamer Verbreitung des Determinismus. Die ganze Abhandlung hat wissenschaftliches Interesse, und sollte von Niemand, der sich den menschlichen Willen zum Gegenstande seines Nachdenkens macht, ungelesen bleiben.

Nach diesen Vorausschickungen nun erweiset der Vf., dass wir auch in der anderen Welt das Willensvermögen behalten werden, so gewiss als wir unsere Vernunft behalten (S. 223—225); dann, dass dieses Vermögen, wofern es nur hier gut zu seyn anfing, dort in Ausübung des Guten fortfahren und sich mithin veredeln werde. (S. 226). Da jedoch der Vf. diess vornehmlich daraus beweiset, weil ja zu erwarten steht, dass in der anderen Welt unsere Wünsche und Begierden mit den Foderungen der Vernunft mehr übereinstimmen werden: so entstehet der Zweifel: Ob unsere Tugend jenseits nicht alle Verdienstlichkeit verlieren werde, wenn sie fast keinen Beschwerden und Versuchungen ausgesetzt seyn wird. — Diesen Zweifel löset der Vf. (S. 226—228), und beantwortet (S. 228 und 289) noch die Frage: Ob und in welchem Sinne unserem Willen auch jenseits Freyheit zukommen werde. —

In dem Abschnitte über das Wachsthum der nach Aussen wirkenden Kraft im jenseitigen Leben (S. 229 241—) wird vor Allem nachgewiesen, warum der Vf. eine besondere nach Aussen wirkende Kraft annehme, die von den Psychologen gewöhnlich übergangen, oder doch nicht als eine einfache Kraft der Seele angesehen wird (S. 229—230). Die unmittelbare Wirksamkeit unserer Kräfte ist für die Gegenwart sehr beschränkt, wenn man die Anziehungskraft, wie billig, nicht herein zieht, und auf die Erscheinungen des so genannten thierischen Magnetismus nicht Rücksicht nimmt. Auf die meisten Dinge vermögen wir nur mittelbar, nur durch das Werkzeug unseres Leibes oder durch andere Mittel einzuwirken (S. 230—233). Daraus folgt aber nicht, dass jede besondere Art von Wirksamkeit unserer Seele an einen besonderen Theil unseres Leibes ausschliesslich gebunden seyn müsse, und eben so wenig dass es sonst keine anderen Gegenstände, auf die sich die unmittelbare Einwirkung unserer Seele erstreckt, gebe, und geben könne, als solche, die zugleich Theile von unserem Leibe bilden. Beides ist möglich, und von Beidem können wir erwarten, dass es auf irgend einer der höheren Stufen unseres Daseyns eintreten werde. Der Beweis dafür wird S. 234—240 geführt. Erweitert sich aber jenseits der Kreis unseres unmittelbaren Wirkens, so muss diess um so mehr von unserer vermittelten Thätigkeit gelten (S. 240 und 241).

Doch nicht bloss in ihren eigenthümlichen Kräften erhält die Seele einen wichtigen Zuwachs nach dem Austritte aus diesem Leben, sondern sie soll auch überdiess, wie der Vf. S. 241—252 erweiset, mit einem Leibe versehen werden, der ungleich vollkommener, als unser gegenwärtiger seyn wird. Diess ergiebt sich schon aus der bereits (S. 91 ff.) erwiesenen Wahrheit, dass alle Umwandlungen in der Natur nur Fortschritte in der Vollkommenheit sind, oder doch Fortschritte zu ihren näheren oder entfernteren Folgen haben. S. 242. Unsere Seele, wenn sie an einen Leib gebunden wäre, der nicht in gleichem Schritte mit ihr in der Vollkommenheit zunähme, würde in der Aeusserung ihrer Kräfte gehindert. (Ebendas.) — Insbesondere aber folgert der Vf. die grössere Vollkommenheit unseres künftigen Leibes daraus, dass die Seele an dem Baue desselben thätigen Antheil nehme, und da sie auf jeder höheren Stufe des Daseyns in jeder ihrer Kräfte zunehmen wird: so ist nicht zu zweifeln, dass sie auch in den Geschäften der Ausbildung des Leibes immer müsse geschickter werden. S. 242—245. Ueber die Bestandtheile, Kräfte und die Gestalt des künftigen Leibes aber zu bestimmen, fehlt es an zureichenden Entscheidungsgründen. Nur so viel lässt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, dass sich an unserem Leibe nicht nur beträchtlich feinere Sinne, als wir jetzt haben, sondern auch solche, die uns bisher noch gänzlich unbekannt sind, entwickeln werden. S. 246—248. — Ob wir in jenem Leben auch dem Tode unterliegen werden, wird S. 248—251 beantwortet.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1832.

PHILOSOPHIE.

SULZBACH, in von Seidels Kunst- und Buchhandlung: *Athanasia, oder Gründe für die Unsterblichkeit der Seele* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Ueber die Umgebungen im anderen Leben spricht sich der Vf. also aus: „Wie schon hienieden, so werden uns auch jenseits dreyerley Arten von Wesen umgeben: Wesen, die auf derselben Stufe des Daseyns mit uns stehen; Wesen niederer, und Wesen höherer Art als wir. Auf alle drey Arten aber — selbst auf unsere zurückgelassenen Lieben auf Erden — werden wir einwirken" S. 252—261.

Die Wiedervereinigung mit unseren Lieben wird vom Vf. S. 262—276 besprochen. Diese wird nicht ganz von derselben Art seyn, wie sie hier nach einer Trennung Statt findet. Wir dürfen nicht erwarten, dass wir mit einem Jeden, der uns auf dieser Welt vielleicht aus sehr unedelen Gründen lieb geworden ist, wieder vereiniget werden. — — — Wer nicht sittlich gut ist, den werden wir dort nicht ferner lieben können, noch dürfen (S. 262). Wir haben aber keine Ursache, nur nach einer solchen Vereinigung, wie hienieden, zu streben, wenn uns eine *seligere* dort aufbewahrt ist (S. 263). Welche Art von Vereinigung wir jenseits mit vollem Rechte wünschen können, wird S. 264—276 angegeben, und nachgewiesen, dass uns eine solche einmal gewiss werde gewährt werden, selbst wenn ein Zufall die Orte bestimmt, an die wir bey unserem Austritt aus der Welt gelangen. Um wie viel sicherer und schneller muss diess nicht geschehen, da kein blinder Zufall in Gottes Schöpfungen waltet! — Eine Wiedervereinigung lässt sich auch aus dem Naturgesetze folgern, dass Wesen von einerley Art stets in Gesellschaft leben; ingleichen aus dem Gesetze der Anziehung, dass sich nicht bloss auf Körper beziehen kann, sondern auch unter Geistern Statt haben muss, und zwar in einem um desto höheren Grade, je näher diese einander gekommen sind. Es ist daher nicht zu besorgen, dass es leicht seyn werde, Geister, die einmal einander recht lieb gewonnen haben, zu trennen, und in dieser Trennung eine ganze Ewigkeit zu erhalten. Dasselbe ergiebt sich auch daraus, dass alle Wesen, welche einander sehr ähnlich sind, nur schwer und immer schwerer getrennt werden können, wenn sie sich einmal verbunden haben. Die Erscheinung des Todes widerlegt diess Gesetz so wenig, dass sie es vielmehr bestätiget; denn was den Tod herbeyführt, ist nicht so sehr die Kraft der Trennung, als ein Streben nach Vereinigung. Die Fortschritte aber, die unsere Lieben bereits jenseits gemacht haben, ehe wir angekommen sind, werden uns an der Wiedervereinigung keineswegs verhindern.

Die grosse Aehnlichkeit des Todes mit den bekannten Zuständen des Schlafes und der Ohnmacht können leicht nachtheilige Besorgnisse in uns anregen. Der Vf. bemüht sich deshalb, auch diese im Abschnitte über den Seelenschlaf S. 277—291 zu zerstreuen. Nachdem er den Begriff des Schlafes überhaupt, und des Seelenschlafes insbesondere, festgesetzt hat (S. 277—281), beweiset er zuvörderst, dass uns ganz gewiss kein ewiger Schlaf bevorstehe (S. 282—284). Darauf untersucht er weiter, ob uns nicht mindestens ein auf eine bloss endliche Dauer beschränkter Schlaf bevorstehe, und zeiget (S. 284—286) zuerst, dass wir darüber zu klagen keine Ursache hätten, wenn man die Frage auch bejahend beantworten müsste; dass der weise Tugendfreund in diesem Zustande keine quälende Träume zu befürchten habe; dass alle Veränderungen, welche ein Wesen nach blossen Naturgesetzen erfährt, und somit auch der Tod, einen erspriesslichen Ausgang für dasselbe haben. Sodann beweiset er (S. 286—289), dass auch nicht einmal eine lange Dauer des Todesschlafes zu besorgen stehe, weil es an Mitteln zur Erweckung aus demselben gewiss nicht mangeln werde, worunter die Verwesung eines der vorzüglichsten sey. Die Erscheinung des Schlafes und der Ohnmacht diene demnach eher zur Bestätigung der Unsterblichkeit, als zur Widerlegung derselben (S. 290—291).

Die Beweise, die der Vf. bisher für die Unsterblichkeit der Seele beybrachte, führte er ohne Rücksicht auf den Glauben an das Daseyn Gottes. Nicht als wenn er, wie er selbst sagt, von der Wahrheit, dass es einen Gott gebe, nicht innigst durchdrungen wäre, oder Anderen diese Ueberzeugung nicht zutraute (obgleich er die wissenschaftlichen Beweise für das Daseyn Gottes, die man in den Lehrbüchern der natürlichen Theologie gewöhnlich vorträgt, in der That mangelhaft findet); sondern weil ihm die Beweise, die man für das Vor-

handenseyn gewisser Einrichtungen in der Natur bloss aus dem Daseyn Gottes hernimmt, selten eine ganz vollkommene Befriedigung gewähren. Man pflegt nämlich aus der Zuträglichkeit einer gewissen Einrichtung für das Wohl der lebendigen Wesen den Schluss zu ziehen, dass Gott sie müsse eingeführt haben. Allein hier wäre nothwendig, sich zuerst gehörig zu versichern, dass nicht nur wir Menschen nichts ausdenken können, das noch zweckmässiger wäre, sondern dass auch Gott der Allwissende nichts Besseres anzugeben wisse; ferner dass diese Einrichtung den übrigen nicht widerspreche, und neben den uns bekannten wohlthätigen Folgen nicht irgend einige uns durchaus unbemerkbare Nachtheile habe. Wer aber, fährt der Vf. fort, will uns diese Versicherung geben? Wer sollte, wenn er bescheiden ist, nicht im Gefühle der Gewagtheit einer solchen Unternehmung lieber nach Gründen anderer Art sich umsehen? (S. 291—299.) — Das Alles sind so bekannte, und beynahe jedem Anfänger in der philosophischen Wissenschaft so einleuchtende Dinge, dass es Rec. gar sehr Wunder nimmt, wie sie Andere nicht begreifen konnten. Man machte es dem Vf. sogar zum Vorwurfe, dass derselbe die Gründe vom Daseyn Gottes nicht an die Spitze der ganzen Untersuchung gestellt habe, und nannte desshalb den Grund, warum unser Verfasser dem vom Daseyn Gottes entlehnten Beweise nicht jenes Gewicht, wie den übrigen beyleget, befremdend. Doch auch *Kant*, dem Jene doch den ihnen so genügenden, praktischen Vernunftbeweis für die Unsterblichkeit verdanken, war der Meinung, dass die von der Zweckmässigkeit der Welteinrichtungen entlehnten Beweise nur blosse Wahrscheinlichkeitsbeweise seyen, denen man nicht unbedingt vertrauen dürfe.

Desshalb schickt unser Vf. Beweise anderer Art voraus, und fügt nur noch den aus dem Daseyn Gottes entlehnten Grund in einem eigenen Abschnitte (S. 291—316) bey, um dadurch den Grund der Ueberzeugung von der Unsterblichkeit noch zu verstärken. Drey Puncte sind es vornehmlich, die der Vf. mittelst dieser Schlussart ins Licht setzet:

1) dass die Behauptung: Auch nach dem Tode unseres Leibes werden wir noch fortdauern, Gottes Eigenschaften nicht widerspreche (S. 299—203). Wahr ist es, was der Vf. in Hinsicht auf diesen Punct behauptet, dass auch die kühnste Einbildungskraft keine Einrichtung ausdenken könne, die Gottes würdiger wäre, als diejenige, welche in seinem Buche vorausgesetzt wird. Nach ihr ist Gottes Weltall Beides, der Zeit sowohl als dem Raume nach, grenzenlos, und enthält nicht eine nur grosse, nur jede aussprechbare Zahl übertreffende, sondern in Wahrheit unendliche Menge von Wesen. Diese unendliche Menge der Wesen ist nicht bloss vertheilt durch den unendlichen Raum, sondern es befindet sich auch in jedem endlichen Theile des Raumes eine unendliche Menge geschaffener Wesen. Diese Wesen alle, nicht die zusammengesetzten Ganzen allein, welche sie bilden, sondern auch alle einzelnen, einfachen Theile für sich, sind lebendige Wesen, Wesen, die eine gewisse Vorstellungs- und Empfindungs-Kraft haben, und eben darum auch eines gewissen, diesen Kräften angemessenen Grades der Glückseligkeit geniessen. Jedes dieser Wesen bestehet nicht nur bisher schon eine unendliche Zeit hindurch, und hat auch darum schon eine unendliche Menge von angenehmen Empfindungen genossen, sondern wird auch in die Zukunft ohne Ende fortdauern. Jedes derselben hat Gelegenheit beständig vollkommener, und dadurch auch beständig glücklicher zu werden. Kein Grad der Vollkommenheit, kein Grad der Glückseligkeit, wenn er nur endlich ist, ist so gross, dass nicht ein jedes Wesen ihn einst erreichen, ja auch noch überschreiten könne, wenn es nur selbst will, nur die ihm dargebotenen Gelegenheiten nicht mit fortwährendem Eigensinne von sich stösst. Jedes Wesen endlich ist gerade in diejenigen Verhältnisse gestellt, die eben nothwendig sind, damit es am schnellesten in der Vollkommenheit fortschreite, und auch zum Fortschreiten der übrigen das Meiste beytragen könne.

2) Dass uns Gott mit Rückerinnerung werde fortdauern lassen (S. 304 — 309). Denn es wäre ein grosser Verlust für uns, wenn wir die Rückerinnerung verlören, indem wir Vieles von dem, was wir hier gelernt haben, auch in der Ewigkeit werden anwenden können, und das, was wir jenseits erfahren, für uns viel lehrreicher werden muss, wenn wir es mit unseren irdischen Erfahrungen vergleichen. Jenseitiger Lohn und jenseitige Strafe sind eigentlich nur unter der Bedingung der Rückerinnerung *zweckmässig*. Alle Vergeltung müsste daher, wenn Rückerinnerung nicht Statt haben sollte, schon hienieden eintreten, wobey, wie Jeder begreift, Gott in seiner Weltregierung sehr beschränkt würde, ja oft gar nicht genügend vergelten könnte. Auch lehret die Erfahrung, dass man nicht einmal denjenigen Grad von Vergeltung auf Erden antreffe, der allem Anscheine nach wirklich Statt finden könnte; ohne Zweifel darum, damit wir eine Bürgschaft mehr dafür hätten, dass wir unsterblich sind.

3) Auch die Wiedervereinigung mit unseren Lieben können wir von Gott erwarten (S. 309—313). Zweckwidrig wäre es sicherlich, wenn wir mit Niemand, den wir hier auf Erden kennen gelernt haben, dort wieder zusammen kommen sollten. Ob es aber für Gott geziemend sey, dass er uns auch unsere Lieben dort wiederfinden lasse? — Diess können wir von seiner Weisheit und Güte zuversichtlich erwarten, da wir dadurch nicht nur glücklicher, sondern auch besser werden können, und daher geeigneter, das allgemeine Wohl zu befördern. Auch ganz eigene Anlässe und Auffoderungen zum Guten liegen in dem Wiederfinden derer, die wir auf Erden gekannt. Wir werden uns also wieder finden; um so mehr, da, wie der Vf. weitläufig auseinandersetzt, diese Einrichtung nichts Unmögliches enthält, da es vielmehr nach Allem, was die Erfahrung uns lehrt, gleichsam von selbst geschieht, dass wir in jener künftigen Welt mit unseren Lieben wieder zu-

sammen kommen, so zwar, dass eine eigene Gegenveranstaltung von Gott getroffen werden müsste, wenn dieses Zusammenkommen verhindert werden sollte.

Hiermit beschliesst der Vf. die Darstellung seiner in der Vernunft begründeten Ansichten über die Unsterblichkeit, und glaubt, sie müssen für uns um so erfreulicher und trostreicher seyn, als sie durch den blossen Gebrauch der Vernunft schon einleuchten (S. 314). Zwar vermag nicht ein Jeder sich die Gründe für die Unsterblichkeit deutlich auseinander zu setzen; aber Jeder fühlt es, dass er nicht untergehen könne im Tode; jeder fühlt es, dass er nur übergehen werde in irgend ein anderes, und, wofern er gut war, sicher viel seligeres Leben. So haben Menschen aller Zeiten und aller Länder geglaubt. Und in diesem allgemeinen Glauben aller Menschen an die Unsterblichkeit findet der Vf. (S. 315 u. 316) einen neuen Beweis für ihre Wirklichkeit. Denn der Grund dieser Uebereinstimmung kann nicht in der Erwünschlichkeit dieses Glaubens liegen, indem derselbe keineswegs von der Art ist, dass er unserer Sinnlichkeit schmeichelt. Es muss also Gründe, tief in der menschlichen Natur liegende Gründe muss es für diesen Glauben geben! —

Der Versuch eines Beweises für das Daseyn Gottes, den der Vf. in diesem Abschnitte (S. 292 Note) beybringt, ist unstreitig eine dankenswerthe Zugabe, und Rec. findet hier alle Schlüsse richtig bis auf denjenigen, womit die *Einheit* des allvollkommenen Wesens dargethan werden soll. „Gäbe es, heisst es daselbst, der allvollkommenen Wesen mehrere, so müsste ein jedes von ihnen *dasselbe* vermögen, was auch das andere vermag. Diess widerspricht sich aber; denn soll das Eine Wesen eine gewisse Wirkung hervorbringen, so kann sie nicht auch von dem anderen hervorgebracht seyn. Es giebt demnach nur *ein einziges* allvollkommenes Wesen." Hier muss Rec. gestehen, dass er den Widerspruch nicht einsieht, der daraus hervorgehen soll, „dass, wenn es der allvollkommenen Wesen mehrere giebt, ein jedes dasselbe vermöge, was auch das andere vermag", ein Ding nämlich von gleichen inneren Eigenschaften, nicht aber von denselben Verhältnissen zugleich, hervorzubringen. Denn nur im letzten Falle könnte man sagen, dass die Wirkungen der allvollkommenen Wesen einerley seyen, und dass was das Eine hervorbringt, auch von dem anderen hervorgebracht werde.

In dem letzten Abschnitte endlich (S. 316—336) will der Vf. noch seine Leser in dem Glauben an die Unsterblichkeit dadurch bekräftigen, dass er diese Wahrheit als von Gott selbst geoffenbaret darstellet. Denn obgleich er Ursache hat, seinen Vernunftschlüssen vertrauen zu können, weil er sie öfters und lange geprüft, und immer richtig befunden hat: so erkennet er doch mit frommen und bescheidenem Sinne die Aussprüche der göttlichen Offenbarung über diesen Gegenstand dankbar an, und gestehet unverhohlen, dass dieser merkwürdigen Anstalt der göttlichen Fürsehung, weit mehr als der Kraft der Vernunftbeweise, die Verbreitung des Glaubens an die Unsterblichkeit unter den Menschen zuzuschreiben sey. Was der Vf. bey dieser Gelegenheit über die Kennzeichen einer durch Gott geoffenbarten Lehre (S. 318) vorträgt, und welche Anwendung er davon auf seinen Gegenstand macht (S. 319—335), ist in dem Buche nachzulesen und verdient beherzigt zu werden.

Wenn schliesslich der Vf. (S. 336) verlangt, dass der Leser die Gründe, welche er ihm in dieser Abtheilung darlegt, prüfe, wie er sie selbst durch einen Zeitraum von vielen Jahren geprüft habe: so wäre wohl nichts wünschenswerther, als dass dieses in der That geschehen möchte. Findet der Leser nach angestellter, ruhiger Prüfung die Schlüsse richtig, so ist kein vernünftiger Grund vorhanden, warum er ihnen seinen Beyfall versagen wollte. Die Behauptung, dass sich die Wahrheit: die Seele ist unsterblich, mit anderen metaphysischen Wahrheiten nicht bis zur Evidenz erweisen oder demonstriren lasse, sollte wohl Niemand abhalten, dem Vf. dieser Schrift beyzupflichten. Sie ist dem Urheber der Kritik der reinen Vernunft eigentlich nur nachgesprochen, der sie zudem selbst nie dargethan hat, ja nicht einmal, wie es Rec. däucht, hat darthun können, da sie auf dem Irrthume beruht, dass bloss jene synthetischen Sätze, deren Subjectbegriff sich auf eine Anschauung bezieht, als Urtheile anzusehen seyen, die man mit Grunde fällen könne. Es ist hier der Ort nicht, das Falsche dieses Satzes zu zeigen; aber sollte nicht schon das, was unser Vf. gleich im Anfange (S. 5) dagegen erinnert, dass nämlich die Behauptung von der Verwerflichkeit der synthetischen Urtheile über übersinnliche Gegenstände eine in sich selbst widersprechende Behauptung sey, misstrauisch gegen ihre Wahrheit machen? Ja sollte nicht schon die Ausnahme, die der Urheber dieser Behauptung selbst zu machen gezwungen war, gewissermassen ihre Irrigkeit andeuten? Rec. meint hier die Ausnahme, vermöge welcher *Kant* diesem Gesetze alle synthetischen Urtheile entzieht, die in der reinen Mathematik (Arithmetik, Geometrie und Mechanik) vorkommen, aus dem wohl nur ersonnenen Grunde, dass diese Sätze auf einer *reinen* Anschauung beruhen, und zwar die arithmetischen auf jener der Zeit, die geometrischen auf jener des Raumes, und die der Mechanik auf der vereinigten Anschauung der Zeit und des Raumes zugleich. Inzwischen lehrt eine genauere Betrachtung, dass die Sätze dieser Wissenschaften eben so Begriffssätze sind, wie die Sätze der Metaphysik, die sich aus anderen Begriffssätzen, den Gesetzen unseres Vermögens gemäss, ableiten lassen, und dass daher die Annahme ihrer Abhängigkeit von einer Anschauung wohl nur eine Täuschung sey, wahrscheinlich daher entstanden, dass die geometrischen Sätze gewöhnlich mit Zuhülfnahme gewisser Figuren demonstrirt werden. Allein sollten die Beweise geometrischer Wahrheiten nur auf solche Art geführt werden müssen? ja werden alle Sätze der Geometrie auch nur mittelst der Figuren erwiesen? Doch zugegeben, dass dieses in der Geometrie Statt finde, in welchem Sinne wird man wohl sagen können, dass

den arithmetischen Wahrheiten eine Anschauung der Zeit zu Grunde liege? Etwa in sofern, dass die Zeit die Bedingung ist, unter der wir zu zählen vermögen? Giebt es aber nicht der Bedingungen mehrere, unter welchen uns das Zählen allein möglich ist? Und müsste nicht die Wahrheit der arithmetischen Sätze auf diesen eben so, wie auf jener beruhen? Das aber möchte wohl *Kant* selbst schwerlich haben zugeben wollen. Dem Rec. däucht es, dass die arithmetischen Wahrheiten von einer solchen Beschaffenheit seyen, dass dabey von dem Begriffe der Zeit völlig abstrahirt werde.

So viel genüge, um die Vertheidiger der Meinung des Königsberger Weisen, dass sich übersinnliche Gegenstände nicht strenge erweisen lassen, zum wenigsten dahin zu bringen, dass sie der Sache reiflicher nachdenken, und die Richtigkeit einer Schlussreihe nicht aus dem nichtigen Grunde in Zweifel ziehen wollen, weil einst *Kant* erklärt hat, dass sie nicht gelten könne. — Wahrlich, hat diese Abtheilung keinen anderen Fehler, als dass sie Beweise enthält, die aus Sätzen über übersinnliche Gegenstände bestehen, so wiederholt Rec. kühn sein oben gefälltes Urtheil: dass dem Vf. die Auflösung seiner Aufgabe vollkommen gelungen sey; ja er darf hinzufügen, dass uns in diesem Werke so viele, und so neue Aufschlüsse über unsere Fortdauer nach dem Tode und unsere künftigen Schicksale im anderen Leben ertheilt werden, wie man in anderen Schriften nicht findet. Sollte jedoch dem Leser Einiges nicht recht einleuchten, oder sollte er gewisse Behauptungen gewagt finden: so möge er nur nicht gleich auf die Meinung verfallen, der Vf. baue die Lehre von der Unsterblichkeit selbst auf minder sichere Sätze oder kühne Hypothesen; sondern er halte sich die Erinnerung des Vfs. (S. 3) gegenwärtig, der zu Folge er selbst nicht will, der Leser solle Alles, was der Vf. in seinem Versuche (wie er bescheidener Weise sein Werk nennt) beybringt, mit einer gleich starken Ueberzeugung annehmen, da er ja nicht Alles mit demselben Grade von Zuversicht vortrage, und auf eine solche Art, dass es zum Beweise seines Schlusssatzes unumgänglich nothwendig sey. Inzwischen versichert Rec., dass auch dieses eine schätzenswerthe Zuthat sey, wie schon ein Jeder aus unserer Angabe des vorzüglichsten Inhaltes dieser Abtheilung zur Genüge ersehen kann. Doch nicht bloss von Seiten der klaren Darstellung der Gründe für die Unsterblichkeit verdient diese Abtheilung gerühmt zu werden; dem Rec. däucht dieses Werk überhaupt eine gar merkwürdige Erscheinung unserer Zeit zu seyn, die sich von anderen, ihr ähnlichen, auffallend und zwar sehr zu ihrem Vortheile unterscheidet. Während es heut zu Tage fast allgemeine Sitte geworden ist, sich bey Abhandlung philosophischer Gegenstände ins mystische Dunkel zu hüllen, und mittelst vieldeutiger Bilder und abstruser Redensarten Beweise, die keinem verständlich sind, zu führen, offenbart sich in der *Athanasia* überall das Gegentheil. Eine deutliche, lichtvolle Vortragsweise verbreitet sich über das ganze Werk, und lässt mit Recht schliessen, in welchem hohen Grade dem Vf. die Gabe des deutlichen Denkens, die erste Bedingung eines wahrhaft philosophischen Talentes einwohne. Es kann daher Niemand Wunder nehmen, wenn Rec. behauptet, dass es dem Vf. gelungen sey, tiefer, als die meisten Anderen, in die Geheimnisse der Natur einzudringen; dass er es verstehe, die verwickelten Erscheinungen befriedigend zu erklären; dass er seine Schlüsse so richtig und bündig abzufassen wisse, dass es wohl schwer halten möchte, ihm einen eigentlichen Fehlschluss nachzuweisen; dass er endlich in seinem Buche dem aufmerksamen Leser Grundzüge eines philosophischen Systems andeute, von dem zu erwarten ist, dass es verständlicher und des Beyfalles würdiger seyn werde, als so viele andere, die wir in unserer Zeit haben entstehen und vergehen sehen.

Und um eben dieses letzten Umstandes willen wäre sehr zu wünschen, dass das Buch in die Hände eines oder des Anderen von unseren originellesten Weltweisen geriethe. Gewiss würde es von ihnen besser angesehen werden, als es bisher von Vielen gewürdigt worden ist.

Mehrere sinnstörende Druckfehler haben wir in dem Werke gefunden, von denen folgende die bedeutendsten sind: S. 194 lese man *Lebens* statt *Leibes*; S. 208, 212 und 215 *Indeterminismus* statt *Indifferentismus*; S. 213 *ein Vermögen* statt *im Vermögen*; S. 215 *indeterministischen* Systems statt *deterministischen*; S. 279 *welchen* die Seele verlassen, statt *welcher* —; S. 320 *Nachtheile* statt *Vortheile*.

K. G. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Königsberg*, in der Universitätsbuchhandl.: *Ueber Armenpflege*, mit Rücksicht auf den der gegenwärtigen Zeit gemachten Vorwurf, dass sich die Armuth in den grösseren preussischen Städten vermehre. 1820. 152 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. spricht, mit besonderer Rücksicht auf die nördlich gelegenen grösseren Städte seines Vaterlandes *Preussen*, in *drey* Abtheilungen: I. *von den Ursachen der Vermehrung der Armen und Bettler*, II. *von der Verbesserung der Armenpflege*, und insbesondere der zweckmässigsten Weise, die dazu nöthigen Fonds aufzubringen und zu verwalten, und III. *von den verschiedenen Arten, die Armen zu unterstützen*. Aus dem Ganzen gehet hervor, dass er mit seinem Gegenstande vertraut ist, und darüber sorgfältig nachgedacht hat. Auch empfiehlt sich seine Schrift durch Klarheit und Deutlichkeit des Vortrags. Die (S. 115 folg.) angehängten Schemate zur Ausforschung des Zustandes der Armen durch allerley Fragen, empfehlen wir den zur Armenpflege bestellten Behörden zur Benutzung. Auch der am Ende angehängte, zu Münden bereits ausgeführte Plan zu einer *Sparcasse für Arme* (S. 141), hat unseren vollen Beyfall.

Za.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1832.

MATHEMATIK.

Würzburg, in der Stahelschen Buchhandlung: *Lehrbuch der niederen reinen allgemeinen Gröſsenlehre oder der Buchstabenrechnung und Algebra,* zum Behufe öffentlicher Vorlesungen und des Selbstunterrichts herausgegeben von Dr. *Schön*, öffentl. ordentl. Professor der Mathematik an der königl. baier. Universität Würzburg u. s. w. 1825. IV u. 384 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Alle seitherigen Schriften des Vfs. beweisen, daſs er ernstlich bemühet ist, ein gründliches Studium der Mathematik zu befördern, und unter ihnen verdient dieses Lehrbuch einen der ersten Plätze, da es mit musterhaftem Fleiſse und genauer Sachkenntniſs gearbeitet ist. *Alle schwierigen Lehren*, die oft auf den, zu höheren Studien vorbereitenden Anstalten nicht mit umfassender Gründlichkeit in allen einzelnen Zweigen dargelegt werden können, sind hier mit Recht so umständlich behandelt, wie es der Zweck eines Buches, welches bey dem akademischen Unterrichte benutzt werden soll, erfodert. Rec. theilt ganz die Meinung des Vfs., daſs die früher von ihm erschienene Anleitung zur Buchstabenrechnung und Algebra, eben wegen ihrer Kürze, nicht denjenigen Nutzen gewähren konnte, welchen wir von diesem Lehrbuche zu erwarten haben. Der Zuhörer muſs die Materie, welche er mündlich vernahm, ihrem Zusammenhange und inneren Wesen nach im Lehrbuche dargestellt wieder finden; denn erst dadurch lernt er beym Selbststudium Alles genau verstehen. Der Lehrer ist der lebendige Commentar, welcher Alles auf die mannichfachste Weise zu erklären, durch zweckmäſsige Beyspiele zu erläutern, und durch logisch geordnetes Examiniren sich die Ueberzeugung zu verschaffen suchen muſs, ob das Vorgetragene nicht allein verstanden, sondern auch von dem ächt wissenschaftlichen Standpuncte aus aufgefaſst worden. Demgemäſs muſs er dann Manches wiederholen, falsche Ansichten berichtigen, vor möglichen Fehlern warnen, und darum Vieles in den mündlichen Vortrag hereinziehen, was das Lehrbuch selbst nicht zu enthalten braucht. Je mehr er aber Meister seines Stoffes ist, und die Gabe besitzt, seinen Gegenstand zweckmäſsig vorzutragen, je mehr er sich immer an den Gang des Lehrbuches hält: desto deutlicher muſs bey der Repetition dem Zuhörer das zur Erklärung des Lehrbuches Hinzugefügte vor die Seele treten. Ein solcher Weg des Unterrichts kann nach Anleitung des vorliegenden Lehrbuches eingeschlagen werden, und Rec. darf es mit voller Ueberzeugung zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen empfehlen. Um so mehr aber hält er für seine Schuldigkeit, es nicht bey diesem allgemeinen Urtheile bewenden zu lassen, sondern den Inhalt und die Anordnung dieser Schrift, mit Beyfügung seiner Bemerkungen, näher darzulegen.

I. *Allgemeine Einleitung.* A. *Inbegriff der mathematischen Wissenschaften:* a) Mathematik; b) Haupteintheilung der Mathematik; c) Unterabtheilung der reinen Mathematik; d) Unterabtheilungen der angewandten Mathematik; e) Nebeneintheilungen der Mathematik. B. *Mathematische Methode und Terminologie:* a) das Aeuſsere dieser Methode; b) Erörterungen zur Terminologie; c) das Wesentliche der mathematischen Methode. C. *Nutzen der Mathematik.* In dieser allgemeinen Einleitung ist das Bekannte gut und deutlich vorgetragen. Dem Vf. scheint *Lorenz* zum Muster gedient zu haben. II. *Besondere Einleitung. Vorzüge des Buchstabencalculs vor dem Zifferncalcul.* §. 1—3. *Weitere Vergleichung der Buchstabenrechnung mit dem Zifferncalcul in Ansehung ihrer Sphäre.* §. 4—15. In §. 6 und 7 wird demonstrirt, daſs $-d$ mit $o-d$ einerley sey, und daſs beides, an und für sich gedacht, ohne auf die Entstehung zu achten, gar keinen Sinn habe. Die Darstellung wird leichter, wenn man zu begründen sucht, daſs $-d$, wenn diese Gröſse Sinn erhalten soll, nothwendig als das Glied einer zusammengesetzten Gröſse gedacht werden muſs. Das §. 8 von elastischen Kugeln entlehnte Beyspiel scheint Rec. nicht passend gewählt zu seyn. Nur derjenige, welcher die Gesetze der elastischen, auf einander einwirkenden Körper kennt, wird dasselbe ohne alle Schwierigkeit auffassen; den in diesen Dingen Ungeübten aber wird dieſs schwieriger seyn. Gewiſs hätte der Vf. ein leichter zu übersehendes Beyspiel aufstellen können. — In §. 10 spricht derselbe weitläuftig darüber, wie eine jede Gröſse nur in den entgegengesetzten Werth übergehen könne, wenn sie durch Null oder den Vernichtungspunct hindurchgegangen sey. Für Geübtere wird dieſs aus der Betrachtung der trigonometrischen Functionen erläutert. Bey dieser Gelegenheit berührt er auch den Fall, daſs auch Gröſsen, die bey ihrer Aenderung durch ∞ gehen, ebenso in den entgegengesetzten Werth übergehen sollen, als wenn sie

durch 0 hindurchgegangen wären. Er thut diess dadurch dar, dass er die für Sinus und Cosinus gefundenen Reihen mit einander verbindet, indem er voraussetzt, dass tang . $x = \frac{\sin. x}{\cos. x}$ sey; denn die Reihen (mit Hinweglassung der mittleren Glieder) waren: für Sinus $= 0; r - 1, r,$ u. s. w.; für Cosinus $= r$ 1 0 u. s. w. Und hieraus stellt er die Reihe für die Tangenten also her:

$$\left(\frac{0}{r} = 0\right) \ldots\ldots \left(\frac{r-1}{1}\right), \left(\frac{r}{0} = \infty\right),$$
$$\left(\frac{r-1}{-1} = -\left(\frac{r-1}{1}\right)\right), \ldots\ldots \left(\frac{0}{-r} = 0\right),$$
$$\left(\frac{-1}{-(r-1)} = \left(+\frac{1}{r-1}\right)\right), \ldots\ldots \text{u. s. w.}$$

Aus dieser Zusammenstellung geht wirklich die Wahrheit des obigen Satzes hervor. Wenn man hingegen bedenkt, dass die Ableitung der Formel $\operatorname{tg} x = \frac{\sin. x}{\cos. x}$ aus den ähnlichen Dreyecken entstanden, welche entstehen, wenn man zu dem Sinus und Cosinus eines gegebenen Dreyecks die zugehörige Tangente construirt: so fallen diese Dreyecke für einen Winkel von 90° weg. Und desshalb hält es Rec. für nicht gründlich genug, eine Wahrheit auf eine Formel zurückführen zu wollen, welche für einen rechten Winkel nicht darstellbar ist. Die mathematische Evidenz ist hier nicht vorhanden. Will man erwiedern, dass man nicht nöthig habe, zu Ableitung dieser Formel die erwähnten Dreyecke darzustellen, indem $\sin. x = \frac{a}{b}$ und $\cos. x = \frac{c}{b}$, tang. $x = \frac{a}{c}$, also tang. $x = \frac{\sin. x}{\cos. x}$ seyn müsse: so werden auch diese Ausdrücke aus der Betrachtung der verschiedenen Verhältnisse der Seiten eines rechtwinklichen Dreyecks abgeleitet, welches für einen Winkel von 90°, ausser dem schon vorhandenen rechten Winkel, nicht darstellbar ist. Die Wahrheit der bisherigen Annahme von den entgegengesetzten Werthen der Tangenten bezweifelt Rec. keineswegs; nur wäre es sehr wünschenswerth, wenn alle dabey Statt findenden Schwierigkeiten auf eine ganz genügende Art erörtert und gehoben werden könnten. — *Der Buchstabencalcul als allgemeine Grössenlehre* §. 16. *Hauptaufgabe der Algebra* §. 17—20. *Begriff und Eintheilung der Algebra* §. 21. *Einrichtung dieses Lehrbuches in Ansehung seines Inhaltes* (§. 22). *Axiome* (§. 24).

Erster Abschnitt. *Die Reduction* (§. 25—31). Dass der Vf. im §. 30 von dem gewöhnlichen Begriffe gleichartiger Grössen, den er selbst §. 26 richtig aufgestellt hat, abweicht, und a^2, a^3 desswegen gleichartige Grössen nennen will, weil bey ihnen eine Reduction Statt finden könne, um den Zusatz des 28 §. gewissermassen zu rechtfertigen, (es heisst dort: „Also können ungleichartige Buchstabengrössen nicht reducirt werden"), hat des Rec. Beyfall nicht. Man kann den erwähnten Zusatz ohne Bedenken weglassen, da die Wahrheit desselben nicht zu erweisen ist. Denn wenn man a^2 und a^3, selbst mit Berücksichtigung, dass sie einerley Stammgrösse haben, gleichartige Grössen nennt, so müsste man sie auch addiren und subtrahiren können; was doch nicht ausführbar ist. 2ter Abschnitt. *Von den Stammspecies* (§. 32—41). I. *Addition* und *Subtraction*. II. *Multiplication* und *Division*. Während der folgende Abschnitt erst von den Potenzen und Wurzeln handelt, ist hier §§. 37 und 40, namentlich in der Auflösung der Aufgabe §. 40, „eingliedrige Buchstabengrössen durch einander zu dividiren", schon die Rede davon, dass $\frac{a^4}{a^6} = \frac{a^4 \cdot 1}{a^4 \cdot a^2}$, und $\frac{12a^5b^2}{ba^4b^7c} = 2\frac{a}{b^5c}$, so wie $\frac{a^m}{a^n} = a^{m-n}$ sey. Hier werden also schon die zur eigentlichen Potenzenlehre gehörigen Sätze: „wie Potenzen von einerley Wurzel mit einander multiplicirt, und durch einander dividirt werden können", gegen logische Folgerichtigkeit aufgenommen. Rec. hält es immer für das beste Verfahren, dass man solche wesentliche Sätze für sich aufstellt, ihre Behauptungen in der höchsten Allgemeinheit streng erweist, in Zusätzen die verschiedenen Formen, unter welchen sie hervorteten können, deutlich angiebt, und durch gut gewählte Beyspiele erläutert. Daher vermisste auch Rec. sogleich bey dem ersten cursorischen Durchgehen dieses Lehrbuchs gerade in der Potenzenlehre diese Hauptsätze, und konnte sich nicht denken, dass er sie als coordinirt irgend wo anders antreffen würde. Ebenso werden S. 60 die merkwürdigen Sätze $a^0 = 1$ und $a^{-n} = \frac{1}{a^n}$ mit herbey gezogen. Dass daselbst $a^{-m} = \frac{a^m}{a^m} = \frac{1}{a^{2m}}$ vorkommt, ist wohl nur die Folge eines Druckfehlers. — 3ter Abschnitt. *Von der Division, als Messung, und den Eigenschaften der geraden und ungeraden Zahlen*. (§. 42—51). Der Beweis, „das gemeinschaftliche Mass von zwey Zahlen a und b zu finden, die nicht relative Primzahlen sind", lässt sich in einer besseren Uebersicht auf folgende Weise führen. Es sey $a > b$: so hat man:

$$\begin{array}{l} b \mid a \mid q \\ \quad \underline{c} \mid b \mid q' \\ \qquad \underline{d} \mid c \mid q'' \\ \qquad\quad \underline{e} \mid d \mid q''' \end{array}$$

Hier würde also das grösste Mass zwischen a und b, $= e$ seyn, was also zu begründen ist.

1) $a = bq + c$
2) $b = cq' + d$
3) $c = dq'' + e$ und
4) $d = eq'''$

Bey gehörig vorgenommener Substitution findet man in grösster Allgemeinheit, für dass:

$$b = e(q''' q'' q' + q' + q''')$$
$$a = e(q''' q'' q' q + q' q + q''' q + q''' q'' + 1)$$

wird, in welchem Ausdruck deutlich e als das einzige, also grösste gemeinschaftliche Mass hervortritt. 4ter

Abschnitt. *Von den Potenzen* und *Wurzeln.* (§. 52 — 70.) I. *Von der Potenzirung eingliedriger Buchstabengrössen, und von der Ausziehung der Wurzel aus denselben.* (§. 53 — 64.) §. 52, Zusatz I, wird ebenfalls demonstrirt, dass $a^0 = 1$ sey. Unter der Aufgabe §. 53: „eine eingliedrige Buchstabengrösse zur Potenz zu erheben", wird gezeigt, dass $(a^2)^3 = a^6$, dann aber auch gefolgert, dass $(2a^2b^3)^3 = 8a^6b^9$ sey. Diess letzte setzt aber voraus, dass ein Product auf eine Potenz erhoben werde, wenn man alle Factoren desselben auf die verlangte Potenz erhebt, welcher Satz jedoch erst eines Beweises bedarf. Im Zusatz erweist der Vf., bey Erhebung eines Bruches auf eine Potenz, auf seine Zifferrechnung; was wir um so weniger billigen können, da die Sätze: „Producte und Quotienten zu jeder beliebigen Potenz zu erheben," zu wichtig sind, als dass sie nicht in ihrer Allgemeinheit aufgeführt und bewiesen werden müssten. So wie die Aufgabe gestellt ist, kann man auch die Potenzirung der Grössen $(a\sqrt[3]{b})^3$, $(\sqrt{c}\,)^n$ darunter bringen, obgleich erst solche Ausdrücke im §. 55. S. 104 potenzirt werden. Das, was der Vf. über die Rechnung von imaginären Grössen sagt, zeugt von genauer Sachkenntniss, und ist zugleich deutlich vorgetragen. II. *Von den Potenzen und Wurzeln mehrgliedriger Grössen.* (§. 65 — 70.) *5ter Abschnitt. Von den Gleichungen.* (§. 71 — 97.) Bey Bestimmung des Grades der Gleichungen §. 74 hätte auch erwähnt werden sollen, dass sich der Grad der Gleichung oft ändere, wenn die unbekannte Grösse als Divisor, oder unter dem Wurzelzeichen vorkommt. So würde z. B. nach dem von dem Vf. aufgestellten Begriffe die Gleichung $a^3 + ax^2 + \frac{b}{x} = c - d$ eine quadratische seyn, während sie eine cubische ist, und $m + bx^2 = \sqrt[5]{x} + d$ würde ebenfalls eine quadratische genannt werden können, da sie doch eine Gleichung vom 5ten Grade ist. I. *Bestimmte Analytik.* A. *Grundregeln zur Auflösung einfacher Gleichungen mit einer unbekannten Grösse.* (§. 75 — §. 81.) Der Vf. giebt nur drey Grundregeln an, deren erste sich mit Wegschaffung der mit der unbekannten Grösse durch + und — verbundenen Grössen beschäftigt; die zweyte zeigt, wie Factoren davon getrennt werden, und die dritte behandelt den Fall, wenn die unbekannte Grösse in Brüchen als Zähler oder Nenner vorkommt. Zur vollständigen Uebersicht aller der Fälle, welche bey Auflösung der Gleichungen vorkommen können, hätten noch folgende Regeln hinzugefügt werden sollen. I. Haben alle Glieder der Gleichung einen gemeinschaftlichen Factor: so kann man sie dadurch dividiren u. s. w., z. B.: $-6b^2x^2 + 12ba = 24b^3$ giebt $0 - 2bx + 4a =$ giebt $4a - 2bx = 8b^2$. — II. Kommt nur bey [illegible]igen Gliedern ein gemeinschaftlicher Factor vor [illegible] s. w., z. B.: $3bx + bx + b^3x = c$ giebt [illegible] $(3 + 1 + b^2) = c$, giebt $bx(4 + b^2) = c$. — Da die Lehre von den Logarithmen erst später behandelt wird: so musste die Regel, wie aus der Gleichung $a^x = 25$ eine andere $x \log. a = \log. 25$ gebildet werden könne, wegbleiben; sonst gehört sie auch zu diesen Regeln. — An einigen gut gewählten Aufgaben wird alsdann die Anwendung gezeigt. — B. *Grundregeln zur Auflösung zusammengesetzter Gleichungen vom reinen und zweyten gemischten Grade.* (§. 82 — 84.) Der Vf. hätte wohl erst in einem Satze zeigen sollen, dass sich jede reine Gleichung auf eine allgemeine Form, z. B. auf $x^n = \pm a$, sowie jede gemischte quadratische Gleichung auf die im §. 83 angegebene Form $x^2 \pm mx = \pm g$ zurückführen lasse, ehe zur Auflösung dieser Gleichung geschritten werden durfte. — C. *Methoden der Auflösung einfacher oder quadratischer Gleichungen mit zwey unbekannten Grössen.* (§. 85 — 92.) Hier werden die drey bekannten Methoden der Combination, der Substitution und Addition oder Subtraction angegeben, und durch passende Beyspiele erläutert. D. *Methoden der Auflösung reiner Gleichungen mit drey unbekannten Grössen.* (§. 93 — 96.) Auch bey diesen Auflösungen werden die drey eben berührten Methoden angewandt. II. *Unbestimmte Analytik*, oder *unbestimmte Aufgaben mit begrenzter Anzahl von Auflösungen.* (§. 96 und §. 97.) Nur in einem kurzen Umrisse werden hier mehrere Aufgaben behandelt. — 6ter Abschnitt. *Von den Verhältnissen, Proportionen* und *Progressionen.* (§. 98 — 135.) I. *Im Allgemeinen.* II. *Im Besonderen* (Lehrsätze). A. *In Ansehung der Proportionen.* B. *Lehrsätze in Ansehung der gesetzmässigen Veränderungen und der Zusammensetzung der geometrischen Verhältnisse und Proportionen. Anwendung der Proportionen.* Die Auflösung, welche der Vf. bey der Regel de Tri §. 118 giebt, kann Rec. desshalb nicht billigen, weil er für die Aufgaben, welche zur umgekehrten Regel de Tri gehören, eine besondere Auflösung gegeben hatte. Rec. macht auf diesen Gegenstand nur wegen der Wichtigkeit desselben für das praktische Leben aufmerksam. Die ganze Regel gewinnt an Einheit, wenn man in der Theorie der Proportionen unterscheidet, dass nur ein steigendes Verhältniss mit einem steigenden, und ein fallendes mit einem fallenden zu einer richtigen Proportion verbunden werden kann. Da nun das bey einer Regel de Tri-Aufgabe zu suchende Glied immer mit einem der gegebenen gleichartig, oder doch so beschaffen seyn muss, dass es darauf zurückgebracht werden kann: so bilden diese dergestalt das zweyte Verhältniss der Proportion, dass das unbekannte Glied zum letzten Gliede gestellt wird. Aus den Bedingungen der Aufgabe wird dann nur untersucht, ob das angesetzte Verhältniss ein steigendes oder fallendes werden muss, und danach müssen die beiden zurückgebliebenen gleichartigen (oder doch gleichartig zu machenden) Glieder ebenfalls zu einem steigenden oder fallenden Verhältnisse gestellt werden. Bey dieser Auflösung fallen die Eintheilungen: „*gerade* und *umgekehrte* Regel de Tri" — „Quinque" u. s. w. weg; das Verfahren gewinnt an Einheit, und ist nicht allein viel leichter als das gewöhnliche zu

überſehen, ſondern bewahrt auch vor vielen leicht zu begehenden Fehlern, wie Rec. aus vieljähriger Erfahrung verſichern kann. C. *Lehrſätze in Betreff der Progreſſionen.* Im Zuſatz 2 des §. 125 ſagt der Vf., daſs vermittelſt der zwey Gleichungen $S = (a + u)\frac{1}{2}n$ und $u = a \pm (n - 1)d$ zehn Probleme Statt fänden, um jedesmal aus drey gegebenen Stücken die anderen zwey zu finden. Obgleich es allerdings ſeine Richtigkeit hat, daſs fünf verſchiedene Dinge (Elemente) nur zehn reine Ternen geben: ſo werden doch jedesmal aus drey gegebenen Dingen zwey geſucht, mithin finden $2 \times 10 = 20$ Probleme Statt. Iſt z. B. a, d, S gegeben, und man ſucht u: ſo iſt $u = -\frac{1}{2}d \pm \sqrt{2ds + (a - \frac{1}{2}d)^2}$ unter denſelben gegebenen Gröſsen a, d, S findet man dagegen:

$$n = -\frac{2a-d}{2d} \pm \sqrt{\frac{2s}{d} + \frac{(2a-d)^2}{4d^2}}.$$

Nach unſerer Meinung wäre es zweckmäſsig geweſen, wenn der Vf. die gegebenen Stücke tabellariſch aufgeführt, und dadurch dem Studirenden zur Ableitung der Gleichungen Veranlaſſung gegeben hätte. *Anwendung.* A. *Auf die Summation.* B. *Auf das Interpoliren.* Alles hier Vorgetragene iſt zwar kurz, aber für den beabſichtigten Zweck gut und mit genügenden Beyſpielen erläutert. — 7ter Abſchnitt. *Die elementare Logarithmentheorie* (§. 136 — §. 147). Auch dieſer Abſchnitt iſt gründlich und mit Umſicht behandelt, ſo daſs Rec. nichts Weſentliches vermiſst hat. Im 8ten Abſchnitt wird (§. 148 — §. 163) die *elementare Combinationstheorie* behandelt, und damit das Ganze geſchloſſen.

Papier und Druck ſind gut; dieſer insbeſondere ſehr correct.

(sλ)

KLEINE SCHRIFTEN.

ASTRONOMIE. *Dorpat*, b. Schünmann: *Ueber die Doppelſterne, nach einer mit dem groſsen Refractor von Fraunhofer auf der Sternwarte zu Dorpat angeſtellten Muſterung des Fixſternhimmels;* von *F. G. W. Struve*, Director der Sternwarte. 1827. 28 S. 4. (22 gr.)

Dieſe Schrift enthält einen ſehr intereſſanten, allen Liebhabern der Aſtronomie zu empfehlenden Bericht an den Fürſten Lieven, als damaligen Curator der Univerſität Dorpat. Der als kenntniſsreicher Aſtronom bekannte Vf. ſagt: „Als im September 1824 der Refractor von *Fraunhofer* glücklich in Dorpat angelangt, und zur Beobachtung des Himmels aufgeſtellt worden, ergab ſich bald, daſs derſelbe für ein Meiſterwerk in ſeiner Art gehalten werden muſste. An Lichtesſtärke wohl nur von dem 40fuſsigen Spiegelteleſkope *Herſchels* übertroffen, erſetzt es dieſen Abgang reichlich durch die den *Fraunhoferſchen* Achromaten eigenthümliche Schärfe der Bilder, und übertrifft entſchieden alle bisherigen groſsen Fernröhre durch die Vollkommenheit ſeiner Aufſtellung, durch die Leichtigkeit ſeiner Anwendung, durch die Eigenthümlichkeit, vermittelſt eines Uhrwerks der Bewegung der Geſtirne ſelbſt zu folgen, ſowie durch die Zugabe eines reichen Apparats zur Meſſung der Winkel zwiſchen den im Fernrohr geſehenen Gegenſtänden, welcher eine bewundernswürdige Genauigkeit gewährt. Und gewiſs iſt jetzt dieſes Kunſtwerk unſchätzbar zu nennen, ſeitdem es durch den frühzeitigen Tod des unerſetzlichen *Fraunhofers* das einzige ſeiner Art geworden iſt." Da man unter Dorpats Breite etwa 121 1/2 Grad des Himmels, vom Nordpol an bis 52 1/2 Grad ſüdlich vom Himmels-Aequator, überſieht, und die ſüdlichen Geſtirne ſich zu wenig über den Horizont erheben, um durch ſtarke Fernröhre mit Nutzen beobachtet werden zu können, da die niederen Luftſchichten ein Zittern der Bilder hervorbringen: ſo hat der Vf. ſeine Muſterungen nur bis zum 105ten Grad vom Pole, oder bis auf 15 Grad ſüdlich vom Aequator, ausgedehnt, wobey die ſüdlichſten Sterne noch in einer Höhe von 16 1/2 Grad durch den Meridian gehen. Dieſen Raum theilte er in 12 Zonen, nach dem Abſtande vom Pole des Himmels, und führte die Muſterungen zonenweiſe aus. Alle Sterne, bis zur achten Gröſse, und die ſeltenen der neunten Gröſse, welche ſich im Sucher des Fernrohrs kenntlich machten, wurden nach einander ins Geſichtsfeld des Refractors gebracht und an ihnen unterſucht, welche doppelt erſchienen. Sobald ein Doppelſtern gefunden war, wurde ſein Ort durch Ableſung der Zeiger an beiden Kreiſen des Inſtruments, und der nach Sternenzeit gehenden Pendeluhr beſtimmt, und eine kurze Beſchreibung deſſelben ins Tagebuch eingetragen. Die Anzahl der nach dieſem Plane vom Vf. durchmuſterten Sterne beläuft ſich, nach ſeiner wahrſcheinlichen Schätzung, auf 120,000, unter welchen ſich 3065 Doppelſterne der vier erſten Claſſen befanden. Da ſich in *Herſchels* Kataloge nur 340 derſelben nachweiſen laſſen: ſo ergiebt ſich hieraus der ungeheuere Zuwachs unſerer Kenntniſſe in Bezug auf dieſe ſo merkwürdigen Sterne. Der Vf. theilt folgende Tafel zur bequemeren Ueberſicht mit:

Zahl der Sterne im neuen Kataloge	Claſſe I — IV. 3065	Claſſe I. 987	Claſſe II. 675	Claſſe III. 659	Claſſe IV. 756
Davon in *Herſchels* Kataloge	340	76	76	82	106
Im Kataloge des Vfs. von 1820	441	96	112	112	122

worin wir nur die kleine Unrichtigkeit fanden, daſs die Summe von 987, 675, 659 und 756 nicht 3065, ſondern 3057, ſomit 8 Doppelſterne weniger giebt. Worin dieſes ſeinen Grund hat, läſst ſich nicht wohl beſtimmen, da S. 20 die Zahl der Doppelſterne der I. II. III. und IV Claſſe *auf gleiche Art* wie in der Tabelle angegeben wird. Wahrſcheinlich hat ſich in die *Summe* ein Irrthum eingeſchlichen und 3057 wird die richtige ſeyn. — Was nun der Vf. von dieſen Doppelſternen, und von mehreren als zwiefach geſehenen ſagt, erregt das Intereſſe jedes Freundes der Aſtronomie in hohem Maſse, geſtattet aber hier keinen weiteren Auszug. Nur eines bemerken wir. Sir *W. Herſchel* ſah den Stern No. 7 im Stier als Doppelſtern vierter Claſſe (und ſo alle ſpäteren Beobachter), wo der Hauptſtern ſechſter, der Begleiter etwa zehnter Gröſse iſt. Der neue Refractor zeigte aber, daſs der Hauptſtern ſelbſt ein ſehr naher Doppelſtern I Claſſe iſt, welcher aus zwey gleichen Sternen der ſiebenten Gröſse beſteht. — Druck und Papier ſind ſehr gut.

Δ

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 2.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Beyträge zur Kenntniſs der altdeutſchen Sprache und Literatur*, von *George Friederich Benecke.* Zweyte Hälfte. 1832. IV u. 324 S. 3. (1 Rthlr. 8 gr.)

Nach zwölfjährigem Harren ſehen wir endlich unſeren Wunſch, die zweyte Hälfte dieſer ſehr ſchätzbaren *Beyträge* zu erhalten, erfüllt. Die Recenſion der erſten Hälfte findet ſich in No. 41. Jahrg. 1811, unſerer Allgem. Literatur-Zeitung. Hr. *B.* legt uns in dieſer Hälfte vor: 1) die Lieder *Nitharts*, aus einer Riedegger Handſchrift, 2) den *Winsbeke* und die *Winsbekin*, zwey Lehrgedichte, aus der Gothaiſchen Handſchrift No. 53, 3) den *Pfaffen Amis*, gleichfalls aus der Riedegger Handſchrift, 4) ein Bruchſtück eines epiſchen Gedichtes in niederrheiniſcher Mundart.

Bey No. 1 und No. 3 hat ſich Hr. *B.* nicht begnügt, die Handſchrift buchſtäblich abdrucken zu laſſen, wie dieſs bey No. 2 und No. 4 geſchehen iſt; ein Verfahren, welches wir um ſo mehr billigen, als bey dieſen Gedichten (bey No. 2 zwar auch) andere Handſchriften zur kritiſchen Feſtſtellung des Textes benutzt werden konnten. Hr. *B.* giebt hier jedoch nur diejenigen Lieder *Nitharts*, welche R. enthält, an der Zahl LVIII. Ein gröſseres Verdienſt würde er ſich unleugbar um dieſen Dichter erworben haben, wenn er die Maſſe der *Nithartiſchen* Lieder in der *Bodmeriſchen* Sammlung mit ſeinem gewohnten Scharfblicke geſichtet, und die als ächt befundenen Lieder den hier mitgetheilten angeſchloſſen hätte. Das hierzu allerdings nöthige Hülfsmittel, die Weingartner Handſchrift, würde er ſich gewiſs leicht haben verſchaffen können. Möge Hr. *B.* dieſs doch ja thun, wenn vielleicht ein zweyter Band der Beyträge folgen ſollte, damit die Freunde deutſcher Dichtkunſt nicht, wie leider jetzt meiſt noch, genöthigt ſeyen, die einzelnen Lieder eines Dichters aus drey bis vier verſchiedenen Büchern zuſammen zu leſen.

Der kritiſchen Bearbeitung der hier gegebenen *Nithartiſchen* Lieder können wir nur beyfällig gedenken. Für die Kritik iſt Alles gethan, was man nach dem jetzigen Stande der deutſchen Sprachgelahrtheit mit Recht fodern darf. Dem Sprachforſcher iſt demnach wohl in Allem genügt; ob aber auch den bloſsen Freunden altdeutſcher Literatur? — Auf dieſe ſollte billig ſo lange wenigſtens mehr Rückſicht genommen werden, als noch nicht in allen Gelehrtenſchulen die deutſche Sprache auf die einzig richtige Weiſe gelehrt wird, d. h. mit Bezug auf die ältere, und als noch nicht ein Allen zugängliches Wörterbuch der mittelhochdeutſchen Sprache vorhanden iſt, welches zum wenigſten für alle deutſchen Dichter des 13ten und 14ten Jahrhunderts ausreicht. Rec. hat ſich ſeines Theils nie von der Richtigkeit des angenommenen Grundſatzes überzeugen können, daſs man, wie von dem Sprachforſcher, ſo auch von dem bloſsen Freunde altdeutſcher Literatur gleichmäſsig verlangen dürfe, daſs er eigene Wortſammlungen ſich anlege; denn dazu möchten doch wahrlich nicht Alle Zeit haben, wenn ſie auch wirklich nicht die Mühe ſcheuen wollten. Kurze ſprachliche Erklärungen dürften demnach jetzt wohl noch bey allen kritiſchen Bearbeitungen deutſcher Gedichte mit Recht ihren Platz finden, ja ſogar unerläſslich ſeyn, wenn der Freunde deutſcher Literatur immer mehr und mehr, beſonders unter den Schulmännern, gewonnen werden ſollen.

Hn. *B.*'s Kritik haben wir ihr Recht wiederfahren laſſen. Da er jedoch ſelbſt zwey Claſſen von Leſern annimmt (S. 497), *prüfende* Leſer, und die *gröſsere* Zahl der Leſer: ſo würde es den letzten wenigſtens angenehm ſeyn, wenn er überall da, wo der Text offenbar verderbt, oder mangelhaft erſcheint, einen Verſuch zur Herſtellung und Erläuterung gemacht hätte, wie hier und da allerdings geſchehen iſt. Von ſelbſt verſteht es ſich übrigens, daſs wir dergleichen Verbeſſerungen nicht in den Text, ſondern nur in die Anmerkungen aufgenommen zu ſehen wünſchten. Einige Beyſpiele mögen darthun, *wie* wir den Text gern erklärt ſehen würden.

Lied I. Str. 5: *Die zwêne gênt geweten,*
Sint von küneⸯ Hôhesteten.
Als ein lew an einer keten,
Gênt sî, bî dem tanze, treten
Bî der lieben, ungebeten.

Erſtlich geſtehen wir, daſs uns die Satzzeichnung der drey letzten Zeilen, weil ſie allzu viel trennt, mehr zu verdunkeln als zu erhellen ſcheint; dann aber meinen wir auch, daſs das zweyte „*bî*“ (*bî der lieben*) eine Anmerkung verdiene. Der Sinn iſt nach unſerer Meinung nicht: „Sie traten bey dem Tanze zu der lieben,“ weil in dieſem Falle „*bî*“ den Acc. erheiſchen

würde, sondern: „Sie tanzen an der Seite der lieben." Vergl. *Graff Althochd. Praeposit.* S. 101 ff.

Lied III, Str. 4. *Daz mich è gemüete,*
Die sprenzeler unt m'ch walt,
Daz was mit den bluomen hin.

Dazu sagt Hr. *B.* nur: „Die Handschrift habe „*m'ch*" für ein ausgekratztes Wort." Allein die Stelle ist *so* völlig unverständlich. Da „*walt*" unmöglich ein Präteritum seyn kann, welches mit *gemüete* zu verbinden wäre, so kann man auch nicht das „*m'ch*" als „*mich*" annehmen. Rec. zweifelt aber nicht, dass „*m'ch*" undeutlich für „*m'ch*", *merchwalt* aber (da die HS., laut der Vorrede, überall *ch* für *k* setzt) für *Markewalt* (ein bekannter oft vorkommender Name) stehe, und nimmt die Stelle so: Alles, was mich erzürnte, die Zierbengel und Markewalt, diess Alles ist jetzt mit den Blumen (dem Sommer) dahin." So schliesst sich die Stelle auch gut an die folgende: *Nû* (d. h. im Winter, vgl. Str. I. v. 6: *ich trûre wol von schulden nû ze disen trüeben tagen, die uns der winder kündet.*) *wil mir Engelwân âne hulde verren.* —

In demselben Liede, Str. 5 hätte auch wohl die „*vlaemische hövescheit*" (= *dörperheit*, d. i. Ungeschlachtheit) eine Bemerkung verdient. Die Flamänder (nicht Flamländer) wurden im Mittelalter demnach von den Oberdeutschen als unbeholfene tölpische Leute angesehen, dagegen galten ihre Vettern, die Brabanter, damals für Lotterbuben und Strolche. Den Beweis für Letztes giebt der *Reinardus Vulpes Lib. I. Fab.* 1. *v.* 49, wo der *Domnus Isengrimus* zu dem *Reinhart* sagt, indem er ihn verschlingen will:

Ha Reinarde, illâ quam Brabas nocte fuisti,
Hic, nisi te Satanas glutiat, Anglus eris.

Wozu *Mone* folgende lehrreiche Anmerkung macht: „*Brabas synonymum est pro adultero. Mali ominis fuisse nomen istud gentilitium testatur Waltherus de Coinsi, poeta francogallus, qui ineunte seculo XIII scripsit. Nam adeo illis invectus est, quos vel diabolos appellaret.*" Die Stellen des altfranzösischen Gedichtes von *Gautier de Coinsi: Louanges de N. D.* (*Notre Dame*) *Liv. II. cap.* 11. *sect.* 2. mag man bey *Mone* nachlesen. — Solche Bezeichnungen sind immer merkwürdig, und gewöhnlich die Folge uralten Hasses. *Nithart* braucht diese Bezeichnung noch einmal Lied VI, Str. 7: „*Mit sîner rede er vlaemet.*" — und bis heute noch wird in manchen Gegenden ein grosser ungeschlachter Mensch als ein „*flaemscher Kerl*" bezeichnet. Man vergl. noch den Namen der Slawen bey den Madyaren: *Totok* = Hunde. — Lied V. Str. 4 ist für „*swenne er in ir schöze lît* (: *treit*) offenbar *swenne er in ir schôz sich leit*" zu lesen. Eben so war Lied IX. Str. 3 für das reimlose „*der sî dâ veil mit voller hant*" *J. Grimms* Verbesserung: „*der sî veile dâ mit voller âme*" unbedenklich anzunehmen, da der Reim: *krâme*: *âme* hinlänglich dafür zeugt.

Lied XVII, Str. 3. — — — — — *wie dûht ich iuch sô blas,*
Daz ir mir mîn grüezel nâmet unverdienter dinge?
Jane wil ich nimmer iuren troyers gesingen,
Noch nâch iu den reien niht enspringen.

Hier hätte wohl Hr. *B.* eben so unbedenklich verbessern können: „*nâmt von unverdienten dingen*" (dass *von* so gebraucht wird bedarf keines Beweises), als er Lied XXI. Str. 4: „*an den vîretagen*" für das in R. stehende: „*an dem vîretage*" setzte, da der Reim dort (*kragen*) solches verlangte. Auch hier ist man nicht genöthigt, dem Dichter einen schlechten Reim aufzubürden. Die gleichfalls verderbte Stelle Lied XX, Str. 3 durfte ihn nicht abhalten; denn auch da ist zu lesen: „*Swenne ich sündehafter wil in den riuwen baden, sô wil sî, mîn vrouwe, daz ich ir kinden singe niuwen sanc.*" Ja selbst der Sinn scheint uns hier das „*Swenne ich wil baden*" für das in der HS. befindliche „*Swenne ich bade*" zu verlangen, abgesehen davon, dass es auch der Reim daselbst erheischt, denn es wäre ja ungereimt, von einem Manne, der seiner Sünden halber wirklich in der Reue schon badet, ein Lied für Kinder zu verlangen, denn ein solcher möchte schwerlich geeignet seyn, Kindern ein wohlgefälliges Lied zu singen; allein von einem Manne, der erst Thränen der Reue vergiessen *will*, läst sich allenfalls schon ein Lied noch fodern.

Lied XXI. Str. 9: „*Dörper, nemt des selben war, er heizet Ilsunc* (—)." Der fehlende Name ist wohl „*Bogen* (für *Bogene*, alt *Bogano*, *Bugano*)" im Reim auf: „*gezogen.*" Den einfachen Namen *Bogen* weiss ich zwar nicht weiter nachzuweisen, denn der Name *Bogo*, *Buggo* ist ein anderer, als dass ein fabelhafter Herzog der Sachsen *Bogen* oder *Wogen* geheissen haben soll; allein in Zusammensetzungen kommt er vor, z. B. *Bugenhagen*, *Regenbogen* (letztes als Nominativ im Reim auf *gezogen*), wofür erst später *Regenboge* geschrieben worden zu seyn scheint, sicher nicht ohne Bezug auf den Regenbogen.

Lied XXXIV. Str. 3. „*Dâ wart wunder slage ûf mîne hant geslagen, sô sî sî zunêren! Daz was reihtzen sut mit uchsengêren.*" Die letzten Worte: „*Daz* — — *gêren*" hat Hr. *B.* buchstäblich aus der HS. abdrucken lassen, nichts aber ausser dieser Bemerkung hinzugefügt. Das Verderbniss derselben ist augenscheinlich. Rec. schlägt daher vor zu lesen: „*Daz was Reizen* (oder auch *Ruotzen*, vgl. Lied III. Str. 3) *vûst mit Engelgêren.*" Nämlich *Reize* und *Engelger*, woraus bey flüchtigem Schreiben wohl *Uchsenger* werden konnte, waren zwey Nebenbuhler *Nitharts*, welche, von einem Mädchen aufgefodert, diesen abprügelten. „*Mit ohsen gêren*" (mit Ochsenprügeln) zu lesen, gäbe zwar auch Sinn, allein es hiesse doch die Schlägerey etwas stark schildern. — Diese wenigen Beyspiele werden gezeigt haben, was noch hätte geschehen können und sollen. — Wie wichtig übrigens *Nitharts* Gedichte für die Sittengeschichte seiner Zeit (er lebte unter Otto IV) seyen, wird jeder Leser derselben leicht selbst finden. Auch für die Geschichte der Kleidertrachten sind sie eine sehr ergiebige Quelle.

Das zweyte Gedicht, d r *Winsbeke und die Winsbekin*, hat Hr. *B.* buchstäblich abdrucken lassen. Der Text der Gothaischen HS. unterscheidet sich sehr von

dem der Pariser, welche *Bodmer* in seine Sammlung der Minnesänger aufnahm. Er enthält nicht nur Strophen, welche dem *Bodmerischen* Drucke fehlen, und entbehrt anderer, die bey *Bodmer* stehen; auch in den Strophen, welche beide Handschriften gemein haben, ist eine grosse Verschiedenheit bemerkbar. Nur die ersten 49 Strophen der *Bodmerischen* Sammlung, mit Ausschluss der 18ten und 47sten, sind in der Gothaischen HS. enthalten, so dass demnach auf die *Bodmerische* Sammlung ein Mehr von 28 Strophen kommt, wogegen dieser wieder fünf Strophen der Gothaischen Handschrift (18, 27, 32, 36, 46) fehlen. Hr. *B.* ist der Meinung, nur diejenigen Strophen seyen ächt, welche *beiden* Handschriften gemein sind, alle anderen aber spätere Hinzudichtung. Rec. stimmt im Ganzen damit überein, doch hält er die 53ste Str. der *Bodmerischen* Sammlung: „*Sun, ich wil dir niht mêre sagen, der mâze ein zil gestôzen st.*" als Schluss des Ganzen, noch für ächt. Der Dichter der als unächt bezeichneten Strophen der *Bodm.* Sammlung war sicher ein Mönch, da man das ursprüngliche Gedicht wohl einem Laien wird zuschreiben müssen. In jenes Dichtung herrscht ein anderer Geist, und er schiebt offenbar dem ganzen Lehrgedicht einen anderen Zweck unter. Der Laie — wir wollen den älteren Dichter so bezeichnen — giebt seinem Sohne Lehren, damit er *in der Welt mit Ehren leben könne*. Der Mönch läst durch diese Lehren den Sohn bewegt werden, den Vater zu ersuchen, aus seinem Vermögen ein Spital (Kloster) zu stiften, worein sie beide gehen wollen. Offenbar werden so alle vorhergehenden Lehren vergeblich gegeben, da der Sohn davon nicht Gebrauch machen will. Uebrigens ist auch in den ächten Strophen die Welt gar nicht so geschildert, dass man etwa Lust fühlen muss, ihr zu entsagen. Nur ein Mönch, der ihr schon entsagt hat, konnte das Gedicht so fortführen und beschliessen. Die Warnungen vor Bann und Acht, die altkluge frömmelnde Gegenrede des Sohnes verrathen ihren Schreiber, und stimmen mit dem Geiste der ächten Strophen schlecht überein. Nehmen wir alles diess zusammen, so müssen wir die weitere Ausführung des Gedichtes in das 14te Jahrhundert verweisen. — Von den Strophen, die die Goth. Handschrift mehr hat, hält Rec. die 18, 27, 32 für ächt, die 36ste dagegen für eingeschoben. Ueber das Bruchstück der 46sten masst er sich jedoch kein Urtheil an. Die Folge der Strophen auf einander ist gleichfalls in beiden Handschriften abweichend, doch dürfte im Ganzen die Folge der Strophen in der Gothaischen Handschrift die richtigere seyn. Das andere Gedicht, die *Winsbekin*, hat in beiden Handschriften gleiche Zahl und Folge der Strophen.

Das dritte Gedicht, welches Hr. *B.* hier mittheilt, ist der Pfaffe *Amis*, seiner Art und Weise nach ein Vorläufer des bekannten Till Eulenspiegel. Der Text ist mit Hülfe einer Gothaischen, Heidelberger und Koloczaer Handschrift kritisch hergestellt. Die vorzüglichstere Handschrift, die Riedegger, bildet natürlich die Grundlage, und *GHK.* fanden meist, und mit Recht, ihren Platz in den Noten. Die Abweichungen der *HSS.* von einander sind immerhin bedeutend; die wichtigste jedoch ist unstreitig, dass *R.* eine ganze Betrügerey mehr hat als *GHK.* Der Schwank ist unleugbar ächt, wahrscheinlich aber in den übrigen *HSS.* deshalb weggelassen, weil Amis in demselben einen Klosterprobst betrügt. „*Clericus Clericum non decimat!*" mochte man denken. Dass der geistliche Herr überall als Betrüger erscheint, das war nicht weiter anstössig, da endlich doch aller Gewinn seiner Betrügereyen einem Kloster zu Gute kommt; dass aber ein Pfaffe den anderen beraubt, das fand man wahrscheinlich eben so unglaublich, als das ein Rabe dem anderen die Augen aushacke. Jedenfalls aber betrachtete man diess als ein der christlichen Gemeinde gegebenes Aergerniss, und suchte es auszumerzen.

Den alten und als sehr nützlich bewährten Grundsatz: „*Colligite fragmenta, ne pereant*" — befolgend, giebt Hr. *B.* schliesslich noch ein Blatt einer Pergamenthandschrift, welche ein in niederrheinischer Sprache geschriebenes Gedicht, aus dem Sagenkreise Karls des Grossen, enthielt. Diess Blatt war innerhalb des Einbandes eines auf der Stralsunder Bibliothek befindlichen Exemplars von *Opuscula Bernardi Abbatis Clarovallens.*, 1501, aufgeklebt. — Möchte doch Jeder auf die pergamentenen Bücherdeckel in Bibliotheken achten! Wie Vieles auf diese Art vernichtet worden, lehrte uns schon oft die Erfahrung, und oft schon hat sich lang und fern getrenntes wieder zusammengefunden. — Nach Hn. *B's.* Angabe befindet sich ein zweytes Bruchstück desselben Gedichtes in *Massmanns Denkmälern* S. 155—157 abgedruckt. Sollte vielleicht auch das Bruchstück in dessen *Denkmälern* S. 76—79 dazu gehören? Die Sprache desselben ist gleichfalls niederrheinisch. Druck und Papier sind sehr zu loben.

E. D. J.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTONA, b. Busch: *Die christliche Vollkommenheit.* Ein Vermächtniss im Bibelwort und Bibelgeist für meine Confirmanden; zur Aufbewahrung in ihrem Herzen ihren Händen dargereicht in der Abschiedsstunde von *Franz Adolph Schrödter*, königl. dänischem Kirchenprobsten der Probstey Oldenburg und Hauptpastor der Stadt Oldenburg in Holstein. *Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe.* 1829. 330 S. 8. (12 gr.)

In dem Vorworte zur ersten Ausgabe erklärt sich der würdige Vf. über die Absicht der Herausgabe dieses Buches auf folgende Weise: „Dieses Büchlein, enthaltend das Schlusswort meines, die Confirmanden vorbereitenden Unterrichts, mögen (möge) Zeugniss geben, wie ich dabey meinen Beruf vor Augen gehabt habe. Die mündliche Rede wird oft nur zu schnell vergessen, die schriftliche bleibt, und die gedruckte kann noch allgemeiner wiederholt und weiter verbreitet werden. Daher wollte ich auch nicht den Geist verheimlichen, mit welchem ich in jedem Winterhalbenjahre das Christenthum gelehrt und vorgetragen habe". Die im An-

hange dieser Schrift hinzugefügte kleine Sammlung angemessener Andachten bey der Beicht- und Abendmahls-Feier, am Morgen und Abend, und bey der Confirmation, ist entlehnt aus den ascetischen Schriften von Demme, Jacobi, Klose, Klopstock, Krummacher, Rosenmüller, Schrader, Veillodter und Witschel. Auch diese Sammlung wird, so wie das ganze Buch, vorzüglich der aufblühenden Jugend sehr angenehm und nützlich seyn. Was der Vf. hier vorträgt, ist die Frucht einer 36jährigen Arbeit. Das in dem Vorworte der zweyten Ausgabe vorkommende Gebet und die hierauf folgende Ermahnung an die Jugend stehen nicht am rechten Orte. Das Inhaltsverzeichniss ist folgendes: Biblisches Spruchbüchlein über den Landeskatechismus Luthers. 1) Einleitung. 2) Die Confirmation, ein wichtiger Zeitpunct des Lebens. 3) Ein zwiefacher Irrweg, Gefühlsreligion, Freydenkerey. 4) Helle und richtige Erkenntniss bewahrt vor beiden. 5) Was halten wir von Jesu? 6) Werdet vollkommen. 7) Dann seyd ihr Gott angenehm. 8) Und wandelt in der Wahrheit. 9) Und habt Ruhe des Herzens. 10) Und werdet selig. (Schaffet eure Seligkeit). 11) Dazu gebrauchet, als Hauptmittel, die Bibel. 12) Und höret die öffentlichen Unterhaltungen mit der Jugend an. — Unmöglich kann Hr. *Sch.* hier gemeint haben, dass die Jugend bloss an der Anhörung der Catechisation Theil nehmen soll, vielmehr soll sie auch der Anhörung der Predigten beywohnen, und die Theilnahme an der heiligen Abendmahlsfeier nicht vernachlässigen. 13) Beschluss. 14) Die 15 Confirmationsrede, am 13ten April 1828. Der Ausdruck des Vfs. könnte bisweilen bestimmter seyn, wie z. B. S. 1: Der Mensch geniesst Gutes auf Erden. Sir. 39, 39: Nämlich, dass alle Werke des Herrn gut sind, dafür lieber: denn alle Werke u. s. w. Mit diesem Satze verbindet der Vf.: „Alles nun, das ihr wollet, dass euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen, das ist das Gesetz und die Propheten" Matth. 7, 12. Allein dieser Spruch bezieht sich mehr auf das allgemeine christliche Gesetz des Verhaltens gegen Andere, als auf die eigene Tugendübung. S. 2. Satz 19: Gott ist unkörperlich. Dafür sind als Beweisstellen angeführt Ps. 34, 16: Die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten u. s. w. Matth. 18, 10: Sehet zu, dass ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet u. s. w. Allein diese Schriftstelle bezeichnet nicht zunächst die blosse geistige Natur Gottes; passender ist Joh. 4, 24: Gott ist ein Geist u. s. w. S. 3: Die Bibel (ist) Gottes Wort. Jac. 2, 14: Was hilft es, lieben Brüder! so jemand sagt, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube ihn selig machen? — Dass der Geist ein thätiges Christenthum üben müsse, dazu soll ihn diese apostolische Stelle ermuntern. S. 4 ist der Satz: Gott ist ein geistiges unkörperliches Wesen, eine Wiederholung des 19ten Satzes. S. 6 bezieht sich die Stelle: „Weisheit ist besser, denn Perlen; und alles, was man wünschen mag, kann ihr nicht gleichen", mehr auf die Weisheit der Menschen, als auf die Weisheit Gottes. Eben so verhält es sich S. 7 mit dem Ausdrucke: Gott ist heilig. Matth. 19, 17: „Er aber sprach zu ihm: Was heissest du mich gut? Niemand ist gut, denn der alleinige Gott. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote." Auch diese Stelle deutet mehr hin auf das Verhalten der Menschen, als auf Gott, dem hier eher Güte, als Heiligkeit beygelegt wird. Unter den Eigenschaften Gottes fehlt die Liebe und Barmherzigkeit. S. 75: Jesus war ohne Sünde. Auch hier sind viele Stellen angeführt, welche diesen Satz keinesweges zunächst berühren. So verhält es sich nicht weniger mit dem 117 Satze auf der 80ten Seite. Dass Jesus Wunderthaten verrichtet habe, wird nicht ausdrücklich erwähnt; doch sind in dem 72 Satze, welcher von Jesu, dem Erlöser der Menschen, handelt, einige Stellen zum Beweise angeführt. Der Ordnung wegen sollten die Sprüche, welche sich auf das Leben und die Schicksale Jesu beziehen, nach der Chronologie angegeben seyn. In dem 77ten Satze, wo von Jesu gesagt wird: Er gab durch seinen Gehorsam gegen Gott in Lehre und Wandel das höchste Beyspiel der wahren Tugend, kommen einige Sprüche vor, welche sich mehr auf die Kraft und den Einfluss der Lehre Jesu, als auf diese Behauptung beziehen. S. 102 heisst es: Die Namen aber der zwölf Apostel sind diese: „Der erste Simon, genannt Petrus, und Andreas, sein Bruder; Jacobus, Zebedäi Sohn, und Johannes sein Bruder". Ungern vermisst man *die Namen* der übrigen Apostel; ein solcher Mangel darf in einem Lehrbuche für die Jugend am wenigsten vorkommen. S. 103 sollte bey dem ersten Artikel des christlichen Glaubens der Spruch: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde u. s. w. zuerst angeführt, und nicht einigen anderen Sprüchen nachgesetzt seyn. Die Absicht des Hn. *Sch.*, die vorzüglichsten Wahrheiten der Religion nebst den dazu gehörigen Beweisstellen bey den jungen Christen, nach ihrer Confirmation, in leichter Erinnerung zu erhalten, damit sie nicht, wie solches gleichwohl bey der Jugend nicht selten der Fall ist, zu bald vergessen werden, verdient ohne Bedenken *gelobt* zu werden; doch würde dieses Buch nützlicher geworden seyn, wenn der Vf. nicht zu viele Beweisstellen angeführt und lieber die passendsten, in welchen bisweilen dunkle Ausdrücke vorkommen, die, wenn sie auch im Unterrichte erklärt worden sind, doch bald vergessen werden, mit erläuternden Zusätzen begleitet hätte. Aus der kleinen Sammlung angemessener Andachten bey der Beicht- und Abendmahls-Feier haben die von D. *Rosenmüller* und D. *Veillodter* den Rec. besonders angesprochen.

C. a N.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 2.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Asher: *Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden, historisch entwickelt.* Ein Beytrag zur Alterthumskunde und biblischen Kritik, zur Literatur- und Religions-Geschichte. 1832. XIV u. 481 S. 8.

Je weniger der Regel nach in der theologischen Welt die Werke der Rabbinen bekannt sind, und je häufiger die Nachlässigkeit der Wenigen, die sich mit diesem, allerdings schwierigen und nicht so bald lohnenden, Studium befassen, den früheren Compendien und Epitomen vertrauet, und lange herrschende Irrthümer immer weiter fortpflanzt: desto verdienstlicher ist es, wenn einzelne Gelehrte, welche in dem Gebiete der Rabbinen zu Hause sind, es auf sich nehmen, Anderen zu Wegweisern zu dienen, und sie vor den Fehlern ihrer Vorgänger zu warnen.

Alles diess leistet das gegenwätige Werk, das mit umfassender Kenntniss der Quellen und mit seltener Klarheit und Präcision des Ausdrucks und der Citate, geschrieben ist. Es zerfällt in 24 Capitel, deren 19 ersten allein der historischen Kritik rabbinischer Schriften gewidmet sind; nur die letzten 5 beschäftigen sich mit der Geschiche der Vorträge. Die Reichhaltigkeit des hier gesammelten Materials gestattet keinen Auszug. Wir erlauben uns nur den Gang des Werkes gedrängt darzustellen, um einen allgemeinen Begriff davon zu geben.

Cap. 1. Einleitung. In der Synagoge ward nach dem Schlusse des Prophetenwesens eine Art öffentliche Belehrung Bedürfniss. Der Vf. findet, wie natürlich, den Anlass dazu in V. 10—13. des 31sten Cap. im 5ten Buche Mose „*welches selber ein zusammenhängender Vortrag des Gesetzgebers ist*": (Diese Bemerkung würde Rec. nicht unterschreiben.) Spätestens in der Maccabäischen Zeit war das Vorlesen des Pentateuchs am Sabbath schon herrschende Sitte. Man las ihn der Reihe nach in Abschnitten, die nach einem 3jährigen Cyclus abgetheilt waren. Spätere Autoritäten setzen einen von 3½ Jahren. Die heutige Einrichtung der 54 Paraschen (S. 4) hält der Vf. für Babylonischen Ursprungs. Wegen der *Haftara's* (der Vf. schreibt stets die Fremdwörter im Plural mit einem *s*) bringt der Vf. die Meinungen Avudrahms und Vitringa's bey, ohne jedoch beyzustimmen, glaubt vielmehr, es habe für diese Einrichtung keinen historischen Ursprung gegeben. (Das soll heissen: keine von aussen gegebene Veranlassung.) — Das Aussterben der hebräischen Sprache foderte zum Vortragen der *Uebersetzung* auf, daher *Targumim;* und von diesem kam man auf *Auslegungen, freye Vorträge.*

Cap. 2. *Ueber die Bücher der Chronik.* Hiemit beginnt die Reihe der als Vorarbeiten für nöthig erachteten kritischen Untersuchungen. Betrachtungen über Entstehung des *Kanon.* Beschaffenheit des *Psalter,* kritische Bemerkungen, mit dem Schluss, dass die letzte Redaction der Psalmen in die Zeit des Chronisten, oder gar noch später zu versetzen sey. S. 18 kommt der Vf. auf *Esra* und nach Aufzählung der kritischen Schwierigkeiten auf den Schluss (S. 21), dass *Esra* nur eine Fortsetzung der Chronik, und zwar vom Chronisten selbst verfasst sey. Es folgen die Beweise der Identität bis S. 29. Dann wird der Chronist näher charakterisirt. Sein Zeitalter ist das Syrische, frühestens also 312 v. Chr. Da er älter als Sirach ist, so blühete er spätestens um 260. Diess wird auch aus den Nachrichten über die *grosse Synagoge* (S. 33) wahrscheinlich gemacht. (Diese wird jedoch hier nicht näher beschrieben.)

Cap. 3. *Midrasch,* handelt von der Auslegung. Der Vf. hält sie für älter als die Zeit des Chronisten. Spuren davon seyen im *Josua* und besonders Psalm 119 u. s. w. (Allein vorher ist dieser Psalm und Esra und Nehemia für äusserst jung erklärt worden. In Rücksicht auf historische Feststellung fehlt hier eine nähere Nachweisung.) Das Aufblühen des *Midrasch* setzt der Vf. richtig in die Zeit der Synedrialthätigkeit, frühestens seit 142 v. Chr. (Rec. stimmt, durch anderweitige historische Prüfung geleitet, vollkommen mit dem Vf. überein, dass die Einsetzung des Synedriums dieser Zeit angehöre.) Der *Midrasch* theilt sich in *Halacha* (Regel) und *Hagada* (Gesagtes), und umfasst also: Mündliches Gesetz und freye Auslegung. Das erstere, das *mündliche* Gesetz, lässt der Vf. als alt, jedoch unbestimmt und gleichsam im Nebel des Alterthums stehen. (Rec. will nicht in Abrede stellen, dass viele ganz alte Gewohnheiten in diess *mündliche Gesetz* als Tradition hineingezogen seyen, hält jedoch dieselben für sehr jung, so fern sie aus dem alten Gesetze durch Auslegung hergeleitet seyen. Es ist daher ein grosser Unterschied zwischen *geschichtlicher* Tradition und *gesetzlicher.* Die erste ist unabhängig vom

Gesetz, oft sogar als Contravention zu betrachten, und wenn sie nachmals gesetzlich geworden, so beweise diess die Volksthümlichkeit derselben, die man am Ende, um den Widerspruch zu lösen, durch Auslegung im Gesetze gesucht habe.) Hierauf folgen bibliographische Bemerkungen und Nachweisungen, betreffend die Werke, in welchen das Mündliche Gesetz enthalten ist (42—57).

Cap. 4. *Hagada,* oder freye Auslegung, wird hier dargestellt, und nach einer kurzen Entwickelung in 6 verschiedene Classen eingetheilt, die in den folgenden Capp. näher vorgeführt werden.

Cap. 5. *Targumim.* Schon unter den *Hasmonäern* (!) findet der Vf. aramäische Uebersetzungen der meisten biblischen Bücher vor. (Rec. hält die Zeugnisse aus dem Thalmud nicht für historische Belege in Betreff der *Zeit.*) *Onkelos* und *Jonathan* sind indess bekanntlich aus der Herodeischen Zeit. (Ob *Jonathan,* wie wir ihn haben, wirklich ächt, und nur interpolirt sey? Rec. hält alles, was wir unter seinem Namen haben, für fremde, spätere Arbeit.) An diese reihet der Vf. sehr viele wichtige kritische Untersuchungen für die philologische Beleuchtung der Targumim. Diese Abhandlung S. 66 bis 83 ist ungemein fruchtbar, und für die *Einleitungen* in die Bibelforschung von grossem Werthe.

Cap. 6. *Hagada* in den Werken des Midrasch und der *Halacha.* Nachdem jene in den Targumim nachgewiesen ist, wird sie in den Werken über *Halacha* aufgesucht, deren Bestandtheil sie ausmacht. Die Werke *Siphra, Siphri, Siphri Suta, Mechiltha,* werden hier nur angeführt, und die hagadischen Stellen kurz nachgewiesen; *Seder Olam* hält der Vf. für ein Werk des R. Jose (Chr. 160), nur von später Hand interpolirt. Ferner die *Boraitha* des Jose Galili und die Beschreibung der Stiftshütte; *Masora,* worunter die alte zu verstehen; *Mischna; Tosefta;* die kleineren *thalmudischen Tractate;* die 49 *Middoth;* die *Thalmude;* einige Werke der Geonäischen Periode (Chr. 600—1000). Die hier gegebenen Citate beweisen, mit welcher genauen und kritischen Sorgfalt der Vf. alle diese Werke selbst durchmustert habe. Er hat hierin keinen Vorgänger.

Cap. 7. *Ethische Agada.* Auslegung zur Entwickelung moralischer Lehrsätze in mannichfacher Einkleidung. Hier werden durchgenommen die Werke: *Ben Sira* (wobey viele wichtige kritische Bemerkungen); die *Weisheit; Magillath Sotharim; Pirke Aboth; Aboth derabbi Nathan;* mehrere kleine thalmudische Tractate; *Jana debe Eliahu,* mit interessanten bibliographischen Andeutungen.

Cap. 8. *Geschichtliche Hagada,* bestehend in historischen Sagen, ist alt, und schon in Jeremiah cap. 50. 51, und im Chronisten zu finden. Besonderen Anlass gaben das Buch *Esther, Daniel* u. s. w. Bekannt sind *Aristeas* Geschichte und ähnliche. Wichtig ist die *Hagada* zu Pesah, welche der Vf. nach dem Ursprunge ihrer Fragmente charakterisirt (S. 126); ferner *Megillath Taanith* und *Megillath Juchasim* und dem *Buche Adamo,* von denen der Vf. nicht viel Neues zu sagen weiss. Dagegen sind für die Bibliographie höchst interessante Notizen S. 130—134 zu finden, wo herkömmliche Irrthümer berichtigt werden. Was das Buch *Seder Olam Sutta* betrifft, so wird dessen Inhalt historisch beleuchtet. Der Vf. findet denselben erst vom 5ten christlichen Jahrhunderte an für beachtenswerth. Die Abfassung (138) scheint ins 9te Jahrhundert zu gehören. Auf gleiche Weise durchwandert der Vf. die Erscheinungen des 9—11ten Jahrhundert auf diesem Gebiete; Eldad der Danite, das Buch Serubabel; Geschichte Josua ben Levi; Midrasch Ele Eskra; Midrasch der Zehngebote; Vajischu u. s. w. Das Ableben Mosis, Ahron's u. s. w. werden hier erwähnt. Einen längeren Abschnitt widmet der Vf. der Kritik des Joseppon oder Gerionides (146—153), welches Werk der Vf. (nicht wie man gewöhnlich annimmt, einem Franzosen) einem *Italiener* zuschreibt, was sich aus der Orthographie erweist; und des Sephar Hajaschar, welches nach Spanien zu versetzen ist. Diese Materie ist besonders für Orientalisten, die nicht genug mit rabbinischen Schriften bekannt sind, höchst lehrreich.

Cap. 9. *Geheimlehre.* Der Vf. entwickelt das Entstehen der an die Vision Ezechiels gewöhnlich angeknüpften Geheimlehre, und giebt zunächst zu verstehen, dass *Ezechiel* (das Buch) erst in die Epoche des zweyten Tempels gehöre, doch lässt er hierüber noch Zweifel zurück. Einige philologische Andeutungen (S. 161) werden weiter führen. Die Betrachtung über die Ezechielsche Vision soll schon im Chronisten (cap. 40) sichtbar seyn. (Vielleicht nur die gemeinsame Quelle der Vorstellung.) Den Anfang der eigentlichen Theosophie findet man erst in der Alexandrinischen Schule. Der Vf. giebt nun die Quellen der späteren Kabbala an, doch beschränkt er sich auf das Bibliographische.

Cap. 10. *Specielle, oder Auslegungs-Hagada.* Hier werden die Quellen der Midraschim nachgewiesen, wobey von besonderem Werthe, was über die Zeit mancher Sammlungen, als des *Midrasch Rabba,* welche der Vf. ins 6 Seculum setzt, und vieler anderen, mit Beyfügung gründlicher Kriterien.

Cap. 11. *Pesikta,* über mehrere Werke dieses Namens. Eine weitläuftige für die Kenner dieses Faches interessante, und mit vielem Fleisse und Scharfsinne ausgearbeitete Abhandlung, welche in Cap. 12 über *Jolamdenu;* und Cap. 13 über *Pesikta Rabathi,* fortgesetzt wird. Auf gleiche Weise erstreckt sich Cap. 14 über einige andere Pentateuchische Midraschim, und Cap. 15 über die Midraschim zu den anderen Büchern der H. Schr. Ueberall sucht der Vf. die inneren Kriterien und Quellen auf, giebt eine klare Ansicht von der Beschaffenheit der Bücher, und macht wenigstens deutlich, dass zur Würdigung derselben ein tiefes Studium gehört, so dass die Nachbeter früherer Compendien die Nichtigkeit der bisherigen oberflächlichen Kunde davon einsehen müssen.

Cap. 16. *Boraitha Derabbi Eliesar,* ein Pseudonymes Werk aus ungewisser Zeit, und Cap. 17 einzelne *Hagada's* (Plural) werden bibliographisch durchgegangen. Im 18ten Cap. entwickelt der Vf. die Arbeiten des *Moses Haddarschan,* des *Tobia,* des Si-

mon (Verfasser des Jalkus), nach Quelle und Inhalt. Endlich kommt der Vf. im Cap. 19 auf die Darstellung des *Organismus der Hagada*. Dieses Capitel giebt eine allgemeine innere Charakteristik des ganzen ungeheuer grossen Gebietes der National-Literatur der Juden, und es kann als vollkommene Einleitung in die Midraschim betrachtet werden. Ganz vortrefflich ist die Stelle, welche das *Wesen* der Midraschim näher andeutet. Wir erlauben uns folgende Sätze daraus (S. 322) hieher zu setzen, um eine Idee von dem Ganzen zu geben:

„Es sind Gesetz und Freyheit in dem Staatskörper, was Kopf und Herz in dem einzelnen Menschen sind: die festen kalten Regeln muss der Kopf, wie das Gesetz entwerfen; die Anwendung und die Ausnahme macht die Freyheit und das warme Herz. Verfassung und Priesterthum wahrten in dem hebräischen Staate das Gesetz und die Bundeslade, die sichtbaren Axen der Nationalität; aber die Propheten und ihr Wort hüteten das Feuer der Freyheit und der Unidee, das nicht sinnlich von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbte, sondern in jeglicher Epoche an der Flamme göttlicher Begeisterung unmittelbar angezündet wurde. Als nach dem Untergange der Israelitischen Selbstständigkeit die Nationalität in den heiligen Schriften ihren Mittelpunct fand, ward bey dem unvermeidlichen Entwickelungsgange der Jahrhunderte der Midrasch deren Repräsentant, der aber bald in zwey besondere Richtungen sich ausbilden musste: in die Halacha, das Organ des Gesetzes, und in die Hagada, das Organ der Freyheit. — — Beide Institutionen, Prophetenthum und Hagada, bestanden als unbedingte Aeusserung des Nationallebens: in beiden weht gleicher Patriotismus und gleich starkes Vertrauen auf Gott; derselbe unbeugsame Muth und die Macht gleicher Hoffnung auf dereinstige Erlösung hält die Propheten und die Helden der Hagada aufrecht. War das Prophetenthum keine müssige Rednerey, keine beliebige Schriftstellerey, so darf auch die, in die tiefsten Adern der Nation und in alle Pulse ihrer Entwickelung so gewaltig eingreifende Hagada, nicht dafür gelten. Vielmehr sind die Productionen des Midrasch Aeusserungen einer in dem Leben, den Ideen und Interessen des jüdischen Volkes begründeten Thätigkeit, an welchen dasselbe gewissermassen stets mitarbeitend Theil nahm."

Cap. 20. Vortragswesen des Alterthums. Eigentliche Geschichte der Vorträge. Ihre Spur ist sehr alt, reicht über Esra zurück, wird aber deutlicher unter Schammai und Hillel, ferner im Targum des *Jonathan*, im Philo u. s. w. nachmals in der Periode des Thalmud, und der folgenden der Geonim. Der Geist des Midrasch wird hier abermals charakterisirt.

Im 21sten Cap. werden die späteren Leistungen der Reihe nach durchgegangen, die wichtigsten Rabbinen genannt, ihre Arbeiten kurz gewürdigt. Wichtig ist ausser den vielen historischen Notizen der Abschnitt (S. 369 ff.), welcher die kritische Beschaffenheit des jüdischen Gebetbuches beleuchtet, worauf auch die Zusatzgesänge mit scharfer Kritik historisch entwickelt werden. Hiernächst wird (S. 404 ff.) das ganze Heer der Kabbalisten vorgeführt. Für die Bibliographie sind diese Notizen unschätzbar.

Das 22 und 23ste Cap. stellen das spätere Rabbinische Vortragswesen in seinem Verfalle dar. Ausser der sehr grossen Reichhaltigkeit bibliographischer Notizen findet sich hier manche höchst interessante Bemerkung über die jüdisch-deutsche Sprache und deren inneren Grund. Dieser Theil des Werkes ist besonders dazu geeignet, den Freunden der jüdischen Geschichte manches Einzelne zu verdeutlichen. Es mag in solchen Untersuchungen manches kleinlich erscheinen; der wahre Kenner weiss, dass diese Mikrologie, je mühsamer sie ist, desto erfreulichere Ergebnisse herbeyschafft. Manches so hingeworfene Körnchen treibt die fruchtbarsten Bäume hervor, während anderswo ganze Magazine von grosser Gelehrsamkeit der Fäulniss preis gegeben werden.

Im 24sten Cap. endlich behandelt der Vf. die Leistungen der *Gegenwart*, zu welcher ein Zeitraum von ungefähr 60 Jahren rückwärts gehört. Die Arbeiten der jüdischen Literatoren werden hier genauer im Einzelnen vorgeführt, und nach ihrer äussen Stellung zum Zustande der Bildung gewürdigt, namentlich geht der Vf. in die Fortschritte der Aufklärung ein, und leitet seine Leser auf die Wichtigkeit der Weiterführung bisheriger Reformen des Gottesdienstes hin.

Nur ganz flüchtig fährt der Vf. mit seinem Forscherblicke über das fernere Ausland hin, er wird hier nicht von jüdischen Quellen unterstützt. Doch hätten die Missionsberichte im *Jewish expositor* manche schätzbare Beyträge liefern können. Auch hätte Rec. eine nähere Nachweisung der vielen in England, Frankreich und Italien gemachten Bibelübersetzungsversuche, und der neueren sogenannten philosophischen Auslegungen der H. Schr. in Mitteleuropa, zu finden gewünscht; da von beiden Gegenständen in den anderen Epochen, und bey einzelnen Ländern gesprochen wird.

Uebrigens bemerkt Rec. dass in dem Verzeichnisse der Manuscripte am Schlusse des Werkes, mit Unrecht No. 4 als unedirt aufgeführt wird; denn das Werk erschien 1830 bey Anton von Schmidt in Wien gedruckt.

Die Ausstattung des Buches ist sehr schön; der Preis (2 Rthlr.) sehr gering. Das Buch wird sich allen empfehlen, die Gründlichkeit lieben, viele seichte Schriftsteller abschrecken, die Literatur mit neuem Ballast zu füllen, und tüchtige und emsige Arbeiter aufmuntern die hier zum Theil nur angeregten Forschungen weiter zu führen.

J.

ALTONA, b. Hammerich: *Einige Gedanken über die Reformation des Judenthums.* 1831. 32 S. 8. (4 gr.)

Eine lesenswerthe Schrift eines, wie aus dem nicht eben geschmackvollen Einleitungsdialog zu erhellen scheint, noch jungen israelitischen Schriftstellers. Er behandelt darin die seit einem Jahrzehend häufig angeregten Fragen über die Zulässigkeit zeitgemässer Veränderungen des Gottesdienstes und der Erziehung der

Jugend, zwar ohne sonderliche Tiefe, aber doch klar und für jeden fasslich. Wenn man es aber beklagen muss, dass offenbare Verbesserung der so viele Jahrhunderte hindurch verwahrloseten Juden, in unserer Zeit erst noch einer vielseitigen Vertheidigung bedarf, um von den Juden angenommen, und von den Behörden genehmigt zu werden: so muss man sich um so mehr freuen, dass diese Vertheidigung immer häufiger von den Israeliten selbst ausgeht. Jede Schrift dieser Art ist ein neues Zeugniss für das zunehmende Streben nach Veredelung des inneren Zustandes, und ein Triumph der neueren Bildung über den erlöschenden Kastengeist. Der Stil des Vfs. ist gut, obwohl für den Ernst der Sache etwas zu leicht gehalten.

S. Z.

Leipzig, in Kleins liter. Comptoir: *Zeichnungen nach der Natur.* Entworfen auf einer Reise durch die Schweiz nach dem Chamounythale. Von dem Vf. von Wahl und Führung. 1826. XII u. 244 S. 8. (20 gr.)

Bestochen von dem Aushängeschild „*von dem Vf. von Wahl und Führung*" nahm Rec. diese Zeichnungen mit gerechten Erwartungen in die Hand. Er hatte sich diessmal getäuscht. Der geistreiche *Heinrich Wilhelmi* bewegt sich hier nicht in seiner Sphäre. Diese Zeichnungen sind durchaus nicht so anziehend, als man sie von ihm erwarten sollte, ja oft nicht einmal treu, dagegen breit, hie und da wässerig bis zur Ungebühr. — Schlagen wir das Buch aufs Gerathewohl auf, und lesen S. 23—25. „Der Kutscher fuhr in Fraubrunnen an dem grossen Wirthshause an. Ich trat ein paar Treppen zu dem geräumigen Gastzimmer hinauf, wo ich an einem der langen Tische meinen Sitz wählte. Ich hatte mir bescheiden zu meinem Mittagsmahle Fische ausgebeten, die man, wie ich hörte, hier von vorzüglicher Güte erhalten solle. An demselben Tische liessen sich nun nach mir noch einige Personen nieder, mein Kutscher und eine Zahl Männer von dem (vom) Lande, aller kräftige, athletische Gestalten. Ich unterhielt mich mit ihnen, während die Wirthin ihre Vorbereitungen in der Küche traf, die mir nun besonders meine Tafel bereiten wollte. Ich verbat mir dieses, um mich nicht von der Gesellschaft und Gelegenheit der Beobachtung zu trennen" — — hierauf folgt — auf 25 Zeilen ein sehr vollständiger Küchenzettel. Die Suppe macht den Anfang „Mandeln und Haselnüsse schliessen" u. s. w. Die Rechnung übrigens, die mir der Wirth machte, war sehr billig. Man begreift nicht warum wir nicht noch, der Vollständigkeit halber, erfahren, wieviel unser Zeichner bezahlt, wie es ihm geschmeckt, und ob er hinter her auch Kaffee getrunken hat. — Indessen wird man noch öfter damit bekannt gemacht, was der Vf. gegessen und getrunken, auch, wieviel er bezahlt hat, z. B. 50 Sous für ein *déjeuner à la fourchette, à la couronne* zu *bonne* ville, die der Vf. *desshalb mauvaise ville* zu nennen geneigt ist. Freylich war (S. 56) „der Braten kaum zu geniessen, und von den beiden Weinen, die man uns vorstellte (*vorsetzte*), der weisse unangenehm sauer, der rothe von einem abscheulichen Geschmacke" (!) u. s. w. Aller Zeichnungen Krone aber ist die des berühmten Rheinfalls bey Schaafhausen. Nach den ersten Zeilen die so anheben: „Ja diess giebt die vollständige Idee eines Wassersturzes! Mehr, unendlich mehr, als ich erwartet hatte! Es ist jetzt Nachmittag gegen drey Uhr u. s. w. hat man schon genug. Wer erinnert sich nicht der schönen, ergreifenden Beschreibung dieses Naturwunders von *W. Heise*, in der Briefsammlung von *Gleim*, *Heise* und *Joh. v. Müller?* Druck und Papier der Schrift sind recht gut.

gnil.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Göttingen*, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Bemühungen der Jesuiten, einen 17jährigen Knaben zum Uebertritt in die sogenannte allein seligmachende Kirche, und zu Ermordung seines Religionslehrers zu verführen*, sammt kurzer Nachricht vom Jesuiten-Orden. Vom Präsidenten Dr. *Hurlebusch* in Wolfenbüttel. 1851. 16 S. gr. 8. (2 gr.)

Dechant *Meyer* zu Braunschweig, der Jesuit *Becks* in Cöthen (dieser als eigentlicher Anstifter des Mordversuches) und der Jesuit *Lüske* zu Hildesheim werden als verflochten in diese Proselytenmacherey von dem Verfasser angegeben, der am Schlusse den Dechant *Meyer* öffentlich auffodert seine Behauptung, die katholische Kirche sey die allein seligmachende, zu beweisen, auf eine für jedermann fassliche und verständliche Art, oder bestimmt und unumwunden zu erklären, dass er gegen den Knaben so, wie derselbige angegeben, *nicht* gesprochen habe. — Die kurze Nachricht vom Jesuitenorden ist zu dürftig und mangelhaft.

Sch....r.

